



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

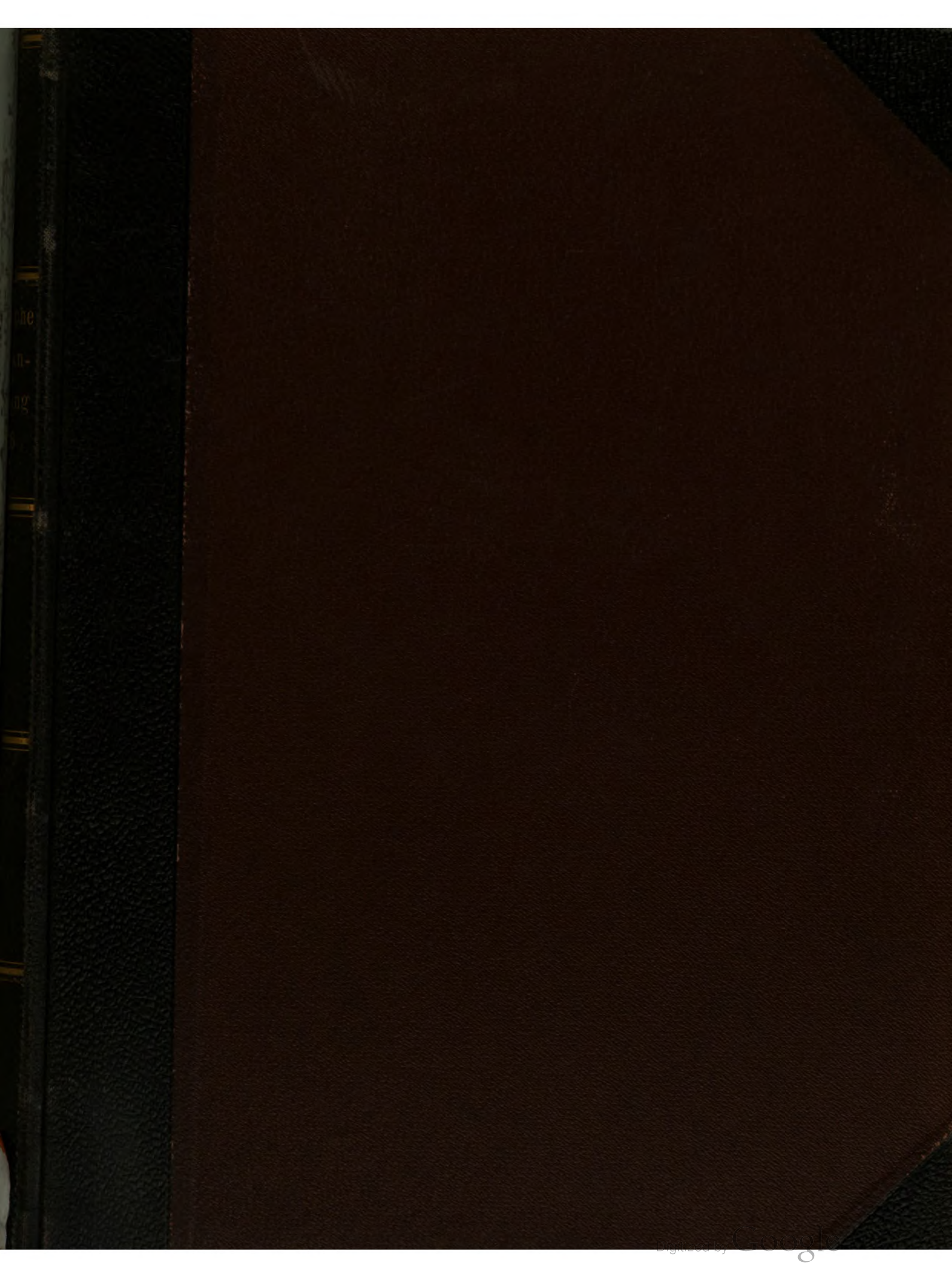
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

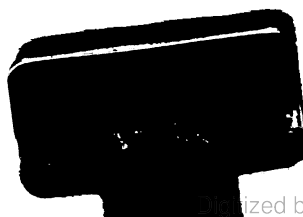
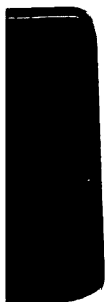
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



he
n-
ng



Deutsche
Roman-Zeitung.

Dreiunddreißigster Jahrgang. 1896.

Dritter Band.

333

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt.



Berlin, 1896.

Verlag von Otto Janke.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

JUN 18 1982

Inhalt des dritten Bandes.

- Schuldlos geopfert.** Historischer Roman von Karl Verlow. Fortsetzung und Schluß. Seite: 1—28; 73—100; 145—170; 217—246; 289—314; 361—390; 433—456; 505—528; 577—604; 675—704; 745—778.
- Die Herren von Dammin.** Roman von F. Klind-Lütetsburg. Fortsetzung und Schluß. Seite: 29—58; 101—128; 169—200; 245—272.
- Tante Cordulas Nichten.** Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte von Ina von Binzer. (U. von Ed.) Seite: 315—344; 389—418; 457—488; 527—560; 603—634.
- Die neue Herrin.** Roman von Karl Erdm. Ebler. Seite: 649—676; 721—744; 819—850; 887—914.
- Schwertklingen.** Vaterländischer Roman von Hans Werber. Seite: 793—820; 865—888.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

	Seite		Seite		Seite
Auferstehen. Von Hanna Ehlen	87	Ungebeugt. Von Hans Biermann	358	Aus dem Leben für das Leben. Von O. v. L.	718
Frühlingsgebäude. Von Alfred Hofmann	57, 129	Das letzte Lied	417	Sommer. Von Carl von Arnswaldt	777
Koiteleschens Rot Eine Charfreitag-Legende. Von Hermann Robolsky	63	Requiem. Von B. Jeppe	417	Wahl! Von Ernst Kayser	782
Echte und falsche Mutterliebe. Von Otto von Leitner	63, 134	Des Geigers Lob. (Nach einer Begebenheit.) Von Wilhelm Ibel	419	Aus dem Berliner Arbeiterleben. Von einem Arbeiter, Karl Haupt	783, 855
Frau Birte. Von Agnes Harber	67	Gedankensplitter über Musik. Von J. Wählig.	420	Gedicht. Von F. D	786
In der Schonung Von W. von Raffow	68	Im Konzert. Von Ludwig	422	Gedanken. Von Ulrich Kleist	789
Frühlingsnacht. Von Horst von Kornatzi	70	Schmerzgeweiht. Von Adolf Wilhelm Ernst	427	Kofoko. Von Gela Lutgi	789
Frühling. Von Anna Wehnisch	129	Der bescheidene Spaß. Von Carl Brückner	489	Am Meer. Von Ehllo Kiefer	849
Vorsicht. Von F. Hermann	133	Der verkauberte Kapuziner	489	Die Anfänge der Romantik. Von O. v. L.	849, 919
Berglommenes Glück. Von August Krause	138	Der Segen der Kritik in Droganz. Von J. Wählig	493	Meine Klausel. Von E. Ehrenberg	854
Gedanken von B. von Jüng. (Aus dem Nachlaß)	138	Der Sündenbock. Einmaligliches von Georg A. Albert	495, 567	Abseits. Von Ehllo Kiefer	858
Tempora mutantur	140	Wenn ich nur einmal wüßte	495, 567	Lebensweg. Von Elisabeth Bucerius	861
Landfahrend Volk. Von Theodor Gerold	201	Ein Wort über das Fußballspiel und ähnliche Spiele	501	Seelenbild. Von J. Waldmüller	913
Zufall. Skizze von Erich Bert	204	Matenfonntag. Von Wilhelm Schoof	561	Vom Wesen der Freundschaft. Von Ulrich Grafen Schack	913
Mutterlos. Von Elisabeth Weirich	207	Bogelschup	561	Morgendämmern. Von Helene Weigl	918
Für Dich. Ein Liebeskranz von Martin Voelck	214	Sprachartiges. Von Ferd. Franz Vogel	561	Weiß ich nur eins. Von Charles Buttgerab	922
Bunte Gedanken. Von Eward Schmitz	215	René de l'homme de Courbiere. (32/1. — 9/VII 1807). Von Hans Nordack	633	Sprüche. Von Friederike Gerry	923
Lenzbestimmung. Von Wilhelm Schoof	273	Liebe Dein Vaterland. Von Ulrich Grafen Schack	635		
Unsere Vogelstube. Von Agnes Harber	273	Einmal noch	637		
Elisa. Von Paul Kunab	277	Ursachen der Nervenschwäche. Von Dr. med. Otto Dornblüth	638		
Ein Sonntagmorgen. Von Bertha Holzberger	277	Zwei Gedichte von A. Kuffin. Deutsch von Wilhelmine Prinzborn	644		
Sprüche. Von F. v. Oberhofen	284	Das Kind der Blinden. Von Anna Ritter	706		
Der Baum im Eisgang. Von Theodor Renneberg	345	Lehren und Ringen Ludwigs. Von Robert Kalle	706, 777		
Die Marterwochen. Eine pädagogische Betrachtung von Bal. Traudt	345	Wo mein Wägen Friebe fand	710		
Dies und das über dies und das. Von Eward Schmidt	348	Was ist	710		
Über die Einführung des Hauspflichtunterrichts an den Volksschulen. Von einer Volksschullehrerin	349	Das Spiel auf Leben und Tod. Von Karl Fridl	710		
Glück. Von Karl Banselew	353	Gauch. Von Robert Grabe	715		
Bildnis. Von A. v. Arnswaldt	355				

Literatur.

Der fünfte Prophet. Von Hans von Gumppenberg	208
In purpurner Zimernis. Roman von Michael Georg Centab	208
Der Unschuldige. Roman von Gabriele d'Annunzio	209
Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch.) Roman von Marie L. H. Rehr	210
Ein Roman in neun Briefen. Drei Rebellen von Peter Dehjewski	210
Gebietet Bild. Roman von Paul Weiskopf	210

	Seite
Offizierslächter. Socialer Roman aus dem Frauenleben. Von Arthur Zapp	210
Polypenarme. Roman von Hans Richter	211
Ein reiches Mädchen. Roman von M. von Reichenbach, Balaska Gräfin Bethusy-Duc	211
Die gelbe Rose. Von M. Jotai	211
Schwere Frage. Von A. von Gerstorff	211
Das Magdalenenpaar. Von Jean Raumeau	211
Der Verkauf einer Seele. Von J. Frankfurt Moore	211
Bandelbilder. Von R. Henry Sabage	211
Nur ein Modell. Ein Landarzt. Zwei Novellen von O. Gayer	211
Himmelsgeschichten. Von Janette Gröber	212
Sittstift. Roman aus der Großstadt von Paul von Schönthan	212
Das Sabinergut. Roman von Eduard Berg	212
Eine anständige Frau. Roman von Jul. von Werber	212
Einjame Seele. Von Neera. Autorisierte Übersetzung von Lotzar Schmidt	212
Räume. Von Carl Busse	212
Sonnenglauben. Neue Schweizer Iphigen von Fritz Marti	213
„Ein Bergessener“. Der Lebenslauf einer Wälderin. Von Karl Berkow	213
Rein Summitmäuschen. Aus heiteren Stunden von Agnes Harder	213
Billige Bräute. Lustspiel von Friedrich C. Kraus	353
Lieder und Bilder vom deutschen Meer. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Edart	353
„Nimm mich mit! — Gib mich weiter!“ Lieder von Werner von Königberg	354
Chiemgau-Novellen von Wilhelm Jensen	354
Hande des Blaus von Georg Bornmann	355
J. Umlauf's Werke	355
Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Litteratur von Joh. Will. Appel	422
Geschichte der Isländischen Dichtung der Neuzeit. 1800—1900. Von M. phil. Karl Köhler	422
Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Dr. Lassar-Cohn	423
Gesunde Nerven. Ärztliche Belehrungen für Nerventränke und Nervenschwäche von Dr. med. Otto Dornblüth	423
Populäre Medizin. Gemeinverständliche Abhandlungen aus allen Gebieten der Gesundheitspflege und Heilkunde von Dr. med. E. Scherbel	424
Der Pflanzsammler: Herausgegeben von Karl Kloeber	424
Volkstanz. Von Robert Mielke	424

	Seite
Stimmen der Wüste. Von Billy Pastor	425
Buddha, Mohammed, Christus, ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Von Robert Falle	426
Die Lehre von der Wiedergeburt auf theistischer Grundlage. Ein Beitrag zur Erneuerung der christlichen Religion von Carl Andresen	426
Dora Peters. Zwei, die sich liebten. Roman von Annie Rod	571
Juray Dragutinowitsch. Roman aus der kroatischen Gesellschaft von Uletor von Reibner	572
Gedankenflüde. Roman von Helene Lang	572
Ihr Sieg. Roman von Klaus Mülland	572
Der zwiesache Gros. Erzählungen von Wilhelm Weigand	573
Wie ich es sehe. Von Peter Altenberg	574
Senorita Paz und anderes. Novellen von Clara Biller	574
Aus drei Weltstädten von Carl Baron Torrejani	574
Sonderbare Schwärmer. Altmobische Geschichte von Wilhelm Reeldecke	575
Lieder von Lin von Redlig	644
Poetisches Stückenbuch von Fr. Ferd. Lamborn	645
Junges Leben. Gedichte von Robert Högger	645
Wiber den Strom. Gedichte von Heinrich Reinhard	645
Rehr Licht! Zeitgemähes in Versen und Prosa von Ew. und Math. Im Kann	646
Gedichte. Von Gisilde von Schwarztoppen	647
Gedichte von Karl Stenestein	715
Jung-Deutschlands Rosenalmanach	716
Singen und Sagen. Lieder und Gesänge von Rudolf Goette	717
Romanzo und Lieder eines Werbenben. Von Ottokar Stauf von der March	787
Strandgut. Ausgewählte Dichtungen von Reinhold Juch	787
Lühringer Sagen. Von Hermann Lonnendorf	788
Jene. Ein Frühlingstraum von J. Th. Hülsh	789
Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Pommern. 4. Bd.: Johannes Mathesius' Leben und Werk.	859
Vollständige Uebersetzung aus Leipzig und Umgebung. Von Professor Dr. Gustav Laube	859
Denkrede auf Johann Wolff. Von Dr. Friedrich Leusch	860
Altenzauber. Von Maria Jantschit	923
„Der Schleifstein“. Von Maria Jantschit	924
Eigene Wege. Von Ludwig Reinardus	924
Das Leben kein Traum. Von Ludwig Rothmann	924
Der siebenbürgisch-sächsischen Bauernhof und seine Bewohner. Von Gustav Schuller	925

	Seite
Der Tätigkeitsbericht des Bränner Vereins „Deutsches Haus“ über das Jahr 1896. Von Friedrich Wanned	925
Der Kampf um Gull. Von Heinrich Wastan	925
Die českische Frage im französischen Lichte. Von Franz Assen	925
Flammengedächtnis. Von Emil Kessel	926
Leise Sagen. Von Adolf Frankl	927
Wasserausfahrten. Von Fritz Henzard	926

Vermischtes.

Übergläubige 1896	70
Aus dem Jahresberichte der Ortsgruppe Bogotä des „Alldeutschen Verbandes“	71
Das Krunkel	72
Die Lieblingstiere Königl.licher Familien	140
Das literarische Berlin“	142
Die Leichenbestattung bei Kongo-Kegern	143
Langatmige Titulaturen	143
Die Kosten der Centralbahnstöße	143
Ein Tag aus dem Leben des Papstes	295
Eine Probe des Supplimentstils	2-7
Einzigartige Honigbienen	287
Es ist bemerkenswert	356
Leute, die ihr Vermögen verschwenden	356
Barbarische Verordnung	357
Ein altes Herkommen	428
Wie Robehändlerinnen reich werden	429
Die Einnahme eines weiblichen Detectives	430
Rater Sing	431
Aufruf, betreffend ein Denkmal für Karl Sumnermann	508
Rebe Dr. Karl Scheflers in der Aprilfeyerung des allgemeinen deutschen Sprachvereins	790
Samoa	791
Hausmuffel	861
Wo Götzenbilder gemacht werden	862
Wie lange währt ein Traum?	926

Briefkasten.

Seite: 144, 216, 359, 432, 508, 575, 647, 719, 862, 927.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 27.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Die Kunde von der Entdeckung einer Verbrecherbande, deren Haupt der Vater des kaiserlichen Reiterführers von Roscielski war, durchflog schon in den nächsten Tagen mit Windeseile ganz Wien, und das Aufsehen, welches das Ereignis hervorrief, wurde durch die begleitenden Nebenumstände gesteigert.

Der eigene Sohn des Falschmünzers war es gewesen, der dessen Entdeckung herbeiführen half, und sein Schwiegervater hatte in seinem unerbittlichen Rechtsgefühl ihn dafür verhaften lassen.

Man schüttelte die Köpfe, erwog das Für und Wider zu solchem Thun. Des Rates Strenge war bekannt und wenn man auch geneigt war, den jungen Hauptmann zu beklagen, wer mochte wissen, ob er ganz ahnungslos der Vorgänge in seinem Elternhause geblieben war? Art läßt nicht von Art; das Böhmerblut floß auch in seinen Adern, er mußte es doch schlau angefangen haben, so rasch emporzukommen. Und daß er das Herz eines so schönen und vornehmen Mädchens gewonnen, wie Andrea Helling war, ging vollends nicht mit rechten Dingen zu. Vielleicht hatte er von seiner Mutter, die einer Heze gar nicht ungleich sah, einen Zaubertrank erhalten, mit dem er die Jungfrau bethört. Seine Schwester brauchte sicher auch allerhand dunkle Künste, weil die Männer sich die Köpfe verrenteten, um ihr nachzuschauen; keine Tochter aus ehrbarem Christenhause hatte jemals solche Bewunderung erregt, als das rothaarige Böhmerskind.

Nun, da sah man, wohin der Hochmut führte. Der wohlhabende Ahas Schommer, den gar manche der Bürgerstöchter gern zum Eheherrn genommen, würde sich jetzt bedanken für solch eine Braut, die am Ende gar in das Spinnhaus mußte.

Und die Nachbarn und sonstigen Freunde der durch das Unglück betroffenen Häuser malten sich mit behaglicher Breite das zukünftige Schicksal der einzelnen Mitglieder aus, einestheils die Demütigung ihnen gönnend, andererseits sich in dem erhebenden Bewußtsein sonnennd, daß bei ihnen dergleichen unmöglich sei.

So ging in Dunkel und Schadenfreude auch das anfängliche Mitleid unter und nur die Neugier blieb, was aus den Hauptpersonen des sich entwickelnden Trauerspieler werden würde, jene schonungslose Neugier, welcher ein Zusatz des Grauens einen pridelnden Reiz verleiht.

Das Ausbleiben ihres Verlobten, die sichtliche Bekümmernis ihrer Eltern, das veränderte Wesen der ihrem Hause nahestehenden Freunde mußten endlich auch in Andrea die Ahnung eines Unglücks erwecken, das man ihr verheimlichen wollte. Ihre Gespielinnen wichen scheu zurück, wenn sie in ihren Kreis trat, oder steckten die Köpfe zusammen, um sich allerlei zuzuflüstern, während die Eltern derselben sie mitleidig betrachteten. Auf den Straßen stießen sich die Leute an, wenn sie an der Seite ihrer Mutter vorüberkam und sie hörte zuweilen ihren Namen und den ihres Bräutigams nennen.

Das dunkle Geheimnis, das ihr auf Schritt und Tritt folgte, war endlich nicht mehr zu verbergen; aus ihres Vaters Munde erfuhr sie, was geschehen.

„Ich habe Dir in dieser Stunde den ersten Schmerz zugefügt,“ schloß Aloys von Helling in tiefer Bewegung, „vergieb mir, mein Kind, daß ich nicht früher den Mut fand, Dir mitzutheilen, was Du ein trauriges Anrecht hattest zu wissen, weil es Deine Zukunft in völlig andere Bahnen leitet. Und wenn Du jetzt um die Zertrümmerung Deines Lebensglückes trauerst, so gebente daran, daß Du

noch Deine Eltern hast, die Deinen Schmerz Dir tragen helfen, ihn fühlen wie Du.“

Andrea hatte der entsetzlichen Eröffnung in starrer Ruhe zugehört. Sie weinte nicht, sie brach nicht in Klagen aus, ihr Angesicht, aus dem jegliche Farbe entwichen war, glück dem einer Toten. Die Mutter schlang besorgt den Arm um sie.

„Andrea, geliebtes Kind, sprich, sprich ein Wort,“ sagte sie mit thränenerstickter Stimme.

Die Jungfrau erhob langsam ihr Haupt und schaute um sich. War das der nämliche Raum noch, der so unzählige Male Zeuge ihre Glückes gewesen, waren das die Blumen noch, die sie gepflegt, die Bäume draußen im Garten, unter denen sie als Kind gespielt? War nicht die Welt um sie verwandelt mit der schrecksvollen Kunde, die sie so eben vernommen?

„Wo ist Leonhard?“ fragte sie mit einer Stimme, die wie gebrochen klang.

„Er ist gleich den übrigen Gliedern seiner Familie in Haft,“ antwortete der Rat.

„Ihr haltet auch ihn für schuldig, mein Vater?“

„Nicht das; die Notwendigkeit gebot, ihm die Möglichkeit zu rauben, für die Seinen zu wirken, oder ihre Befreiung zu erstreben, wozu er als guter Sohn geneigt sein konnte. Darum ließ ich ihn in das Stadthaus bringen; der Verdacht der Mitwisserschaft wird, wie ich hoffe, nicht auf ihm haften bleiben, wenn es auch mit seiner Stellung im kaiserlichen Heere vorbei sein wird.“

Andrea machte sich aus der Umarmung ihrer Mutter frei. „Ich will zu ihm gehen,“ sagte sie entschlossen.

„Du, Andrea? Nimmermehr!“ riefen beide Eltern wie aus einem Munde.

Andrea blickte staunend von einem zum andern.

„Er ist schullos, er bedarf des Trostes, und wer vermöchte ihm solchen zu geben, als ich, die ihn so innig liebt?“ entgegnete sie.

Frau von Helling zog sie von neuem an sich.

„Komme zu Dir, süßes Kind,“ suchte sie zu besänftigen. „Was Du beabsichtigst, es ist unmöglich. Du wirst den Bittenswerten nicht wiedersehen, dem Du auf Dein heißes Bitten und fast wider unseren Willen anverlobt wurdest.“

„Ihn nicht wiedersehen,“ wiederholte Andrea wie geistesabwesend. „Ich bin sein künftig Weib.“

Die Mutter konnte eine Gebärde des Abscheues nicht unterdrücken, auch Herr von Helling erblaste.

„Höre mich an, mein Kind,“ sprach er dennoch milde. „Das, was Du soeben sagtest, entspringt einer Aufwallung Deines guten und weichen Herzens, das in seinem Mitleid für einen Unglücklichen die Tragweite seiner Worte nicht überlegt. Du kannst nicht mehr daran denken, das Weib jenes Mannes zu werden, dem Dein erster Jugendtraum gehörte und den ein unheilig Verhängnis traf, das, so tief auch ich es für ihn beklage, Dich für immer von ihm scheiden muß.“

Andrea hatte sich emporgerichtet. „Ihr irrt Euch, mein Vater,“ erwiderte sie ehrerbietig, aber fest, „ich gab Leonhard mein Wort aus freiem

Willen, aus tiefster Liebe und mit der Überzeugung, daß nichts auf Erden, als der Tod, uns jemals scheiden könne. Ich gab dieses Wort in frohen, sorgenlosen Tagen, die mir eine Prüfung, eine Trübsal wie eine Unmöglichkeit erscheinen ließen. Jetzt ist sie da, so unerwartet wie vernichtend gekommen, und so sollte meine Liebe jetzt nicht stark genug sein, sie ihm tragen zu helfen, der, wie Ihr selbst sagt, und wie ich es stets glauben werde, ohne Schuld von dem Furchtbaren ereilt wurde?“

„Du redest im Fieber,“ jammerte die Mutter. „Du denkst doch nicht im Ernst daran, einen Mann zu ehelichen, dessen Vater vielleicht am Galgen enden wird?“

Andrea drückte die Hände vor die Augen bei den grausamen Worten. „Und wäre seines Vaters Verbrechen noch zehnfach größer, ich würde Leonhard doppelt lieben um des namenlosen Wehes willen, das er trägt,“ erklärte sie.

„So würdest Du fähig sein, uns die Schmach zuzufügen, den Namen, den Du von uns, Deinen Eltern, empfangest, mit dem besiedelten anderen zu vertauschen?“ fragte der Rat nicht ohne Strenge.

„Es würde mich unsäglich schmerzen, Euch darunter leiden zu sehen,“ sprach Andrea, „aber ich würde mich zugleich erinnern, daß meine erste Pflicht jetzt ihm gehört.“

„Sie gehört zu gleichen Teilen uns; vergiß nicht, was Du uns und Dir selbst schuldig bist.“

„Ich bin Euch Dankbarkeit und kindliche Liebe für mein ganzes Leben schuldig, teurer und verehrter Vater,“ erwiderte Andrea. „Mir selbst jedoch bin ich die Treue am gelobten Worte schuldig und dieses gab ich ihm, den Ihr als Sohn nicht mehr anerkennen wollt. Entscheidet, wer die größeren Rechte an mich hat.“

„Und wenn wir Dir verbieten, jenen Mann noch als Deinen verlobten Bräutigam zu betrachten? Wirst Du als ungehorsame Tochter Dich uns widersetzen?“

„Der Priester, der meine Gespielin Mechthildis Eberstein mit ihrem Gatten vor Gottes Altar verband, sprach zu ihr die Worte: ‚Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen.‘ Verzeihet mir, geliebte Eltern, wenn ich ebenso empfinde und Leonhard die Treue zu halten gesonnen bin, bis Gott meinen Tagen ein Ende setzt. Ihr mögt mich hindern, sein Weib zu werden, doch Ihr könnt mich nicht zwingen, meine Liebe zu ihm aus dem Herzen zu reißen, so wenig, wie jemals einen anderen Mann als Eheherrn zu wählen.“

Der Rat schob seinen Sessel zurück; seine Miene hatte sich verfinstert. „Geh zu Bett, Andrea,“ befahl er kurz. „Was Du gesprochen, es soll von Deiner Mutter und mir vergessen werden. Du bist im Fieber; der kommende Morgen wird Dich verständiger und ruhiger finden.“

* * *

Die Gerechtigkeitspflege des siebzehnten Jahrhunderts ging ohne Säumen vorwärts. Man wußte nichts von langwierigen Untersuchungen, die sich durch

Monate dehnten, nichts von der Herbeischaffung weit entfernter Zeugen, noch umfangreichen Beweismaterials. Man beschränkte sich einfach auf den Thatbestand, wie man ihn vorgefunden, ließ durch den öffentlichen Ankläger die Klage erheben, und was der Delinquent nicht sofort eingestand, mußte ihm die peinliche Frage erpressen, welcher der Angeschuldigte bei jedem schwereren Vergehen unwiderruflich verfallen war. —

Das Gericht wider den Münzfälscher Roscielski und seine Genossen wurde kaum zwei Wochen nach seiner Verhaftung angesetzt. Die Beweise für seine Schuld hatten sich am Orte der Entdeckung vorgefunden, in seinem eigenen Hause waren in einer Wandfüllung die Zeichnungen und Entwürfe zu den Fälschungen, sowie eine größere Summe des neugeprägten Goldes verborgen gewesen.

Sein Weib war, gleich ihm, in dem Gefängnisse des Stadthauses, Marcella hatte man in Anbetracht ihrer Jugend und offensbaren Unkenntnis der Sache auf freiem Fuße gelassen.

Ein grauer, regnerischer Herbsttag war es, als sich in dem großen Saale des Stadthauses die neun Schöffen um den ersten Richter, Aloys von Helling, versammelten, der an dem oberen Ende des mit schwarzem Tuche beschlagenen Tisches Platz nahm.

Die Namen wurden aufgerufen, der Richter stellte an den ältesten der Schöffen die übliche Frage: „Ich frage Dich für die, so mit Dir hier sind: ob das endlich Gericht zu peinlicher Handlung wohl besetzt sei?“

Und der Schöffe antwortete: „Herr Richter, das peinlich endliche Gericht ist, laut unseres allergnädigsten Herrn, des Kaisers, Ordnung, wohl besetzt.“

Der Richter winkte den Gerichtsknechten, die um den Nachrichter im Hintergrunde des Saales standen. „Führt die Beklagten wohl verwahrt vor das Gericht.“

Die Menschenmenge, die den weiten Raum bis zum letzten Plätzchen füllte, wandte voller Spannung die Blicke zur Thür, als unter dem Vortritt der Stadtsoldaten, umgeben von den Gerichtsknechten, die Beklagten erschienen. Zuerst Nepomuk Roscielski, dessen Hände auf dem Rücken gefesselt waren, dann seine Spießgesellen und endlich ein hochgewachsener, schöner Mann mit blassem Angesicht, der eine alte, tiefgebeugte Frau am Arme führte.

Durch den Zuschauerraum ging ein Flüstern.

„Das ist der Hauptmann von Roscielski, des Münzfälschers Sohn.“

„Wie bleich er aussieht! Ist er mitbeklagt?“

„Das weiß man nicht; er gehört eben dazu.“

„Er scheint schon aus dem Geere entlassen; trägt ja ein bürgerlich Kleid.“

„Die Alte ist seine Mutter, die er führt. Aber wer ist die andere dort?“

Durch die Menge hatte sich eine zarte, tiefverschleierte Frauengestalt Bahn gebrochen, welche die Gefangenen erreichte, als sie vor dem Tische des Richters standen.

„Leonhard!“

Die Hand, die mit hastiger Bewegung den Schleier zurückgeschlagen, streckte sich dem Sohne des

Fälschers entgegen. Ein thränenüberströmtes Antlitz blickte in wehmutsvoller Zärtlichkeit zu ihm empor.

„Das war seine Braut,“ raunte man sich zu, „der Richter ist ihr Vater.“

„Armes Geschöpf! So jung, so schön, so unglücklich!“

„Es ist edelmütig, daß sie zu ihm hält; er ist gewiß unschuldig.“

„Wie sie sich ansehen! Sie haben sich wohl gar sehr lieb gehabt.“

Vor den Schranken, welche die Richter von den Gefangenen trennten, standen die Einstverlobten Hand in Hand; die Augen der Schöffen ruhten mitleidig auf ihnen, selbst die Gerichtsknechte, die an Trauerscenen aller Art sonst gleichgültig vorübergingen, wagten nicht, ihres Amtes waltend dazwischen zu treten; nur des Richters strenge Züge blieben unverändert.

„Hinweg, Andrea; dies ist Dein Platz nicht.“

Die Stimme bebte nicht, die diese Worte sprach; Aloys von Helling war in dieser Stunde nicht mehr der Vater des weinenden Mädchens dort, das zu dem Geliebten mutig sich vor aller Welt bekannte, er war der Richter, der noch heute über die Schuldigen den Spruch zu fällen hatte.

Andrea hatte bei dem Befehle langsam ihre Hand aus der Leonhards gezogen. „Sei getrost,“ flüsterte sie, „ich bleibe Dir treu.“

„Andrea, Stern meines Lebens, habe Dank,“ gab er zurück; dann wandte er sich von ihr, seinen Platz auf der Bank der Beklagten neben den andern einzunehmen.

Das Gericht begann. Weder Nepomuk Roscielski, noch seine Spießgesellen leugneten ihre Schuld. Der erstere erzählte, wie er mit seinem Weibe und seinen Kindern aus dem böhmischen Lande, das der Krieg überschwemmte, geflohen sei, in der Hoffnung, in der Kaiserstadt sein Brot zu finden. „Wir sind hereingewandert mit je einem Bündel in der Hand,“ sprach er, „und einem Kinde auf dem Rücken. Wir haben in der Kriegsnot verloren, was uns eigen an Hab und Gut, und bettelten uns bis hierher durch, haben auch gearbeitet, wo wir wußten und konnten, damit die Kinder uns nicht Hungers starben. Wir halfen den Marktleuten ihre Waren aufladen, wir schleppten zum Bau die Steine herbei, wir haben auf den Feldern gemäht und gerecht; wenn wir gar nichts fanden, spielte ich auf meiner Fiedel den Leuten zum Tanz und mein Weib sang dazu. So sind wir hergekommen, wo wir einen Landsmann trafen, der uns eine Zeitlang bei sich wohnen ließ. Da fing ich wieder an, die Kupferstecherei zu betreiben.“

„Und was vermochte Dich, Dein ehrlich Gewerbe aufzugeben, um ein Münzfälscher zu werden?“ fragte der Richter.

Der Alte zerrte an seinem grauen Bart. „Die Kinder wuchsen heran,“ sagte er, „und der Verdienst wurde geringer. Die hohen Herren, die sonst ihre Wappen bei mir stechen ließen, auch manch anderes Gerät bestellten, blieben aus, sie hatten kein Geld zu solchen Dingen, weil der Krieg alles verschlang.“

Wir wußten oft nicht, woher wir das Brot nehmen sollten, die Nachbarn borgten nicht mehr. Mein Sohn, der Leonhard, wollte unter die Soldaten, dazu brauchte er Geld.“

„Er hätte sicher mit bescheideneren Mitteln sich begnügt, wenn er gewußt, woher Du das Geld für ihn schafftest,“ sprach der Richter.

„Gestrenger Herr, er war mein einziger; ich wollte ihn in Glück und Glanz sehen. Er hatte in seiner Kindheit Tagen mit uns gehungert und geweint; er sollte nie mehr fühlen, wie der Mangel thut; er sollte haben, was sein Herz begehrte, und dereinst reich und mächtig werden. Er sollte hinter seinen vornehmen Freunden nicht zurückstehen und seine Jugend genießen, wie seine Kindheit hart und bitter gewesen. Dann kam der Hochmutsstempel über mich und mein Weib. Wir wollten unserer Tochter ein Heiratsgut schaffen, daß sich ein vornehmer Freier für sie fände, und so ging es weiter und weiter, bis wir durch den Gewinn sicher gemacht wurden und die Vorsicht aus den Augen ließen.“

„Wie lange treibst Du das unehrliche Gewerbe schon?“

„Ich habe vor acht Jahren angefangen, erst mit kleineren Münzen, dann mit Goldgulden,“ antwortete der Böhme.

„Wer lehrte Dich sie fertigen?“

„Es lehrte mich die Nachfertigung ein welscher Stromer, der einst bei mir Obdach erhielt.“

„Er hat Dir einen üblen Dienst erwiesen. Weißt Du, wo er gegenwärtig weilt?“

„Nein, er ist nach seinem Lande zurückgekehrt.“

„Und später machtest Du das Geld mit diesen hier, die man bei Dir fand?“

„Ich machte es eine Zeitlang allein, aber dann fanden sich diese dazu, die auch helfen mußten, es unter die Leute zu bringen.“

„Habt Ihr außerdem noch Mitschuldige?“

„Nein.“

„Besinnt Euch wohl und nennt sie, bevor man Euch auf andere Weise befragt.“

„Ich weiß keine, außer diesen.“

„Wußten Dein Weib, Dein Sohn, Deine Tochter, woher das Geld kam?“

„Mein Weib wußte es, meine Kinder nicht.“

„Ehemaliger Hauptmann Roscielski,“ wandte sich der Richter an diesen, „was habt Ihr der Aussage Eures Vaters hinzuzufügen?“

Leonhard trat an die Schranke. „Ich kann nur wiederholen, was ich Euren ersten Fragen erwiderte,“ sprach er, „daß ich in dem Glauben stand, das Geld, welches ich von den Eltern empfang, sei auf rechtmäßige Weise erworben. Ich habe meinen Vater und meine Mutter geehrt und hochgehalten, wie es einem Sohne geziemt, der nichts wie Liebe von ihnen erfuhr, und nie ist mir der Gedanke gekommen, daß in ihrem Hause etwas Unrechtes geschähe.“

„Seit wann erhieltet Ihr große Zuwendungen, die das angeblühte Handwerk unmöglich einbringen konnte?“

„Ich bin seit zehn Jahren dem Kriegswesen

nachgegangen,“ antwortete Leonhard, „und fast durch diese ganze Zeit wurde ich von meinem Vater unterstützt. Blicke für das Heer der Sold aus, mußten auch wir Offiziere uns selbst verpflegen, so hatten wir nur die Wahl, den Bürgern und Bauern ihr Eigentum gewaltsam zu nehmen, oder die Unfern anzusprechen. Ich hatte es in meiner Kinderzeit gelernt, wie die Armut thut. Ich scheute mich, von den jammernden Leuten zu heißen, was sie oft als letztes noch zu ihres Leibes Nahrung und Notdurft brauchten und ebenso dachte mein erlauchter General, Dom Duarte von Braganza. So brauchte ich oftmals mehr Geld, als meine Kameraden, die sich ungeschert nahmen, was sie fanden. Mein Vater erhob nie einen Vorwurf gegen mich, wenn ich etwas verlangte, und ich glaubte, er könne es ohne Mühe noch Sorge geben.“

„Ihr müßtet Euch aber sagen, daß man mit dem Stechen von Wappenschildern, dem Graben von Platten nicht soviel verdiene, um in solcher Weise Aufwand treiben und Geld hergeben zu können?“

„Mir wäre jeglicher Verdacht gegen meine Eltern gleich einer Sünde erschienen. Der Vater sagte zuweilen, daß er Geld auf Pfänder leihe, ich fragte auch danach nicht. Ich war in den zehn Jahren des Kriegsdienstes nur Gast bei den Meinen und sah und fühlte nur die Liebe, mit der sie mich empfingen, die übergroße Liebe, die sie stets für ihre Kinder hatten und die sie auch zu diesem letzten Schritte trieben. Um dieser Liebe willen hätte ich niemals gewahrt, was ich mir an ihnen anders wünschen konnte, ich hätte vor meinem Inneren auch die Fehler abgeleugnet, die meine Augen endlich dennoch sehen mußten, ich hätte mich nur erinnert, daß jene Frau dort mir das Leben gab, das mir mit jedem Jahre sonniger aufzugehen schien, daß jener Mann mich einst mit müden Füßen über steinige Pfade, weite Wegstreden getragen, mit seinem Gewande mich bedeckte, wenn wir auf freiem Felde übernachteten mußten, daß er zuerst das oft nur erbettelte Stück Brot mir gab, ehe er den eigenen Hunger stillte, und solch Erinnerungen hätte mir genügt, jedes andere Urteil über der Eltern Thun und Wesen zum Schweigen zu bringen. Und noch in dieser Stunde, da ich als Mitbeteiligter neben ihnen stehe, meiner Stellung in des Kaisers Heere, meiner Zukunftshoffnungen, all meines Glückes verlustig, wird meine Hand es nicht sein, die auf sie einen Stein wirft, die mein Elend verschuldet haben; ich will in dieser furchtbaren Stunde nur gedenken, was ich an frohen, ungetrübten Tagen ihnen dankte und daß es mir nicht zusteht, der Richter ihrer Thaten zu sein, die sie für mich begangen.“

Durch die dichtgebrängte Menge, die in atemloser Spannung den Vorgängen folgte, ging wie zuvor ein Murmeln der Teilnahme; der Kupferstecher saß zusammengesunken auf seiner Bank, sein Weib schluchzte.

An dem Richtertische herrschte lautlose Stille, selbst die Schöffen waren tief ergriffen, Aloys von Selking hatte die Augen mit der Hand bedeckt.

„Leonhard Roscielski, Ihr könnt abtreten.“

Der Richter sprach es nicht mehr so fest wie zuvor, als er die Tochter von der Seite dieses Mannes

wies. Der Eindruck der soeben vernommenen Worte war auch bei ihm ein zu mächtiger gewesen, um nicht für eine kurze Spanne Zeit ihm nachzugeben. Es war ihm, als ob er erst in diesem Augenblicke die Seelenqualen dessen ganz zu begreifen vermöge, den er als Sohn fortan nicht mehr kennen wollte und dessen zerstörtes Hoffen, dessen vernichtetes Leben keine menschliche Macht je wieder aufrichten konnte.

Aber er mußte weiter auf dem Wege seiner Pflicht, deren Erfüllung ihm noch niemals so schwer gefallen; die Verhandlung nahm ihren Fortgang.

Wanda Roscielski wurde aufgerufen; ihre Aussagen bestätigten die des Mannes. Sie gestand, das gefälschte Geld unter den verschiedensten Vorwänden umgewechselt zu haben, oftmals sei es auch auf die Pfänder gegeben worden, die man ihnen brachte. Man habe es ihnen in dieser gelbarmen Zeit nicht schwer gemacht. Ziehende Händler, Kaufleute am Orte, sowie Wechselter hätten es auch genommen, später, als die Nachahmung immer täuschender geworden, habe auch sie kaum noch eine Gefahr befürchtet. Ihr Mann hätte nur noch ein Jahr arbeiten wollen, dann habe er gemeint, sei es genug, das gute Leben habe aber auch ihr gefallen.

„Und kam Dir nie zum Bewußtsein, daß Ihr unrecht handelt?“ fragte der Richter. „Daß Ihr rebliche Leute betroget und andere in den Verdacht brachtet, es gethan zu haben?“

„Ich machte mir manches Mal Gewissensbisse,“ sagte die Böhmin, „aber dann ging ich beichten, und darauf wurde es jedesmal besser.“

„Erinnertet Ihr Euch nie daran, daß Ihr Eurer Kinder ganze Zukunft mit Eurem verbrecherischen Thun gefährdetet?“

„Gestrenger Herr,“ erwiderte die Beklagte, „die Könige und hohen Fürsten draußen in der Welt nehmen sich gegenseitig ihre Städte und Länder, und der ist der am meisten Gepriesene, der den größten Besitz erwerben kann. Sie nehmen es auch einer von dem anderen, ohne Zug noch Recht und fragen nicht, ob sie dem und jenem schaden. Ich dachte immer an die hohen Herren, wenn ich die Münze umwechseln ging und daß sie mehr Unrecht thäten, als wir, die wir nur unsere Kinder groß und mächtig sehen wollten, wie es ja eben nur durch Besitz und Reichthum in der Welt gelingt.“

„Dein Vergleich ist übel angewendet,“ entgegnete der Richter verweisend. „Die Fürsten, von welchen Du sprichst, erobern Städte und Länder in ehrlichem, offenem Kampfe, Ihr hingegen triebet ein verderblich Handwerk, auf dem nach des Gesetzes Buchstaben strenge Strafe steht.“

Die übrigen Beklagten wurden aufgerufen, sie bekannten rückhaltlos, wie Nepomuk Roscielski, in welcher Weise sie das falsche Geld gefertigt und verbreitet hatten, oder welche Handreichung sie dazu geleistet. Zwei derselben waren verkommene Gesellen aus dem niederen Bürgerstande, der dritte der Eigentümer des Hauses, in welchem die Münzen geprägt worden.

Sie erklärten hier und da Helfer gehabt zu haben, die jedoch der Kriegsturm wieder in die Ferne

getrieben habe und schon seit längerer Zeit allein zu arbeiten.

„Noch einmal frage ich Dich, Nepomuk Roscielski,“ sprach der Richter, „ob Du Mitschuldige außer diesen bei Deinem freulen Thun hast?“

„Nein,“ war die feste Antwort.

„Erinnere Dich wohl; die peinliche Frage muß sonst Deinem Gedächtnisse nachhelfen.“

„Ich habe bekannt, was ich wußte, gestrenger Herr,“ sagte der Kupferstecher demüthig.

Lloys von Helling kämpfte schweigend mit sich; er hatte jetzt den Befehl zu erteilen, daß man die Beklagten auf die Folter bringe, um etwaige weitere Schuldige zu entdecken, wie es der Brauch bei ähnlichen Verbrechen erforderte. Er öffnete den Mund und schloß ihn wieder, ohne das Wort zu sprechen.

Sein Antlitz war dem Leonhards halb abgewandt und dennoch glaubte er den Blick des unglücklichen Jünglings auf sich ruhen zu fühlen, der für den Verbrecher flehte, und dieser Blick schien sich bis in die Tiefe seiner Seele zu bohren, bis sie den Rest der einsigen Zuneigung gefunden, die sich in Erbarmen für die Bedrohten zu wandeln fähig war, wenn er — wenn er es wollte.

Der oberste Schöffe erhob sich von seinem Sitze.

„Herr Richter,“ sprach er, „wollt bestimmen, ob zu der peinlichen Frage geschritten werden soll und wer von uns dabei anwesend sein soll.“

Herr von Helling zuckte leicht zusammen. Da war er wieder, der verzweifelnde Sohnesblick, der für die schuldigen Eltern flehte, die Eltern, die in ihr Schicksal auch das seine gerissen und für die der Sohn auch in dieser Stunde kein Wort der Anklage gefunden.

„In Anbetracht, daß die Beklagten ein freiwilliges und unumwundenes Geständnis abgelegt,“ ertönte des Richters Stimme, „in Anbetracht, daß es sehr wohl möglich, daß die hier versammelten Delinquenten mit dem vorgefundenen Handwerkszeuge die gefälschten Münzen allein anfertigen und sie, vermöge ihrer täuschenden Nachahmung, leicht vertreiben konnten, sieht das Gericht von der peinlichen Frage ab und ist dem öffentlichen Kläger zur Erhebung der Klage das Wort zu gestatten.“

Es wagte niemand einen Einspruch; der oberste Richter schaute bei seinen Worten so finster darein, wie man ihn selten sah. Es war, als schäme er sich vor sich selbst der weidlichen Regung, unter deren Einflusse er soeben gehandelt hatte.

Der Fiskal ergriff das Wort zur Anklage, ihm folgte der den Schuldigen bestellte Fürsprecher, dann zogen sich die Schöffen zur Beratung zurück.

Wie die Dinge lagen, konnte das zu verkündende Urteil nicht zweifelhaft sein, die Falschmünzerei galt als ein sehr schweres Vergehen und wurde mit großer Härte bestraft.

Nach kaum einer halben Stunde traten die Schöffen wieder in den Saal, gefolgt von dem vereidigten Gerichtsschreiber, der ein beschriebenes Blatt vor den Richter legte. Es enthielt die kurz zusammengefaßten Meinungen der beratenden Richter über die

Schuld der einzelnen Beklagten und die Erkenntnisse der zu verhängenden Strafe.

In dem Saale war ein brüdenndes Schweigen, als Aloys von Helling sich erhob, das Urtheil zu verkünden:

„Auf Klage, Antwort und alles gerichtliche Fürbringen, auch sorgfamer, wahrhaftiger Erfahrung und Erkundigung, so deswegen nach Verordnung Seiner Kaiserlichen Majestät, Ferdinandus III. und seines hohen Rates geschehen, ist endlich zu Recht erkannt, daß:

Der Münzfälscher Nepomuk Roscielski, so gegenwärtig hier vor Gericht stehet, der Übelthat halber, so er mit der Anfertigung falschen Geldes verübt hat, auch weil er solche Münze gefährlich und boshaftig dem Nächsten zum Nachtheil unter die Leute gebracht hat, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gestraft werden soll, desgleichen die, so ihm dabei geholfen und Handreichung geleistet: Christian Lechler, Heinrich Keuling, Gerb Brühl die nämliche Strafe an Leib und Leben erleiden, und hat sich Gerb Brühl, der sein Haus zu solchem falschen Münzen wissentlich verstattete, dieses seines Besitzes auch für seine Kinder oder sonstige Leibeserben verlustig gemacht!

Das Eheweib des benannten Nepomuk Roscielski, mit ihres Vaters Namen Wanda Wadski, die in schädlicher Weise das falsche Geld vertreiben geholfen, soll an dreien Tagen öffentlich an den Pranger gestellt, mit Staupenschlag gestraft und in ewigem Gefängnis gehalten werden, damit Land und Leute fürder vor ihr sicher sein mögen.

Der hier gegenwärtige Sohn der Verurtheilten, bisheriger Hauptmann bei den Scharfschützen, Leonhard Roscielski, der sich nachweislich nicht an der Verfertigung, noch Verbreitung der falschen Münze betheiligt, auch nach Bezeugen seiner Oberen und Kriegsgefährten stets rechtschaffen und untadelig sich geführt, ist der Anklage loszusprechen und in Freiheit zu setzen, hat jedoch mit seinem gesamten Hab und Gut den Schaden zu vergüten, den sein Vater und seine Mutter vielen Leuten verursacht haben und ist deshalb sein Haus mit allem, was darinnen, für immer verwirkt.“

Der Richter machte eine Pause, dann wandte er sich an den ersten Schöffen: „Ich frage Dich im Namen derer, die um Dich versammelt sind, ob das Urtheil also beschloffen sei, wie es hier verlesen worden?“

Der Schöffe antwortete: „Herr Richter, im Namen derer, die um mich versammelt sind, wie das Urtheil gelesen worden, so ist es beschloffen.“

„Und zum anderen Male frage ich Dich warnungsweise,“ fuhr der Richter fort, „was die verwirkten, die diese rechtlich erkannte Strafe rächen, oder den Versuch machen wollten, es zu thun?“

„Herr Richter,“ lautete die Erwiderung, „ich sage warnungsweise, wer diese erkannte Strafe rächen würde, oder den Versuch machen wollte, es zu thun, der fällt in alle die Strafe und Pein, darein die verurtheilte Person erkannt ist.“

Die übrigen acht Schöffen fügten hinzu: „Wie der Obmann gesprochen, also sprechen wir auch.“

Der Richter nahm den weißen Stab zur Hand, der auf dem Tische vor ihm lag. „So zerbreche ich über die Verurtheilten diesen Stab, gleichwie ihr Leben zerbrochen und verfallen ist, und befehle die armen Sünder dem Nachrichter, mit ihnen nach des Gesetzes Worten zu thun, gebiete ihm auch bei seinem Eide, das gegebene Urtheil getreulich und gewissenhaft zu vollziehen und fordere alle frommen Christenherzen auf, für die Seelen der armen Sünder ein Gebet zu sprechen.“

* * *

Die Gerichtsitzung war beendet, die Richter verließen den Saal, der Nachrichter legte seine Hand auf die Schulter des verurtheilten Nepomuk Roscielski, zum Zeichen, daß er fortan das Anrecht an ihn habe, Wanda klammerte sich an ihren Sohn, der in stummer Umarmung von den Eltern Abschied nahm. Die Gerichtsknechte drängten die Verurtheilten endlich fort; durch eine Seitenthür wurden sie aus dem Saale in ihr Gefängnis zurückgeführt, das die Männer nur noch einmal zu ihrem letzten Gange, das Weib zur entehrenden Strafe verlassen sollte.

Elftes Kapitel.

Marcella saß in der Kammer zu ebener Erde, welche man ihr aus Barmherzigkeit noch als Wohnung überwiesen hatte, während die übrigen Räume sämtlich von dem Gerichte aus abgesperrt und versiegelt waren. Sie dachte nach, was sie beginnen sollte. Von den Nachbarn war niemand gekommen, in ihrem Elend ihr beizustehen; von den Angehörigen eines Verbrechers hielt man sich, soviel als möglich, ferne. Es war nicht nur beschämend, es war auch gefährlich, mit ihnen zu verkehren, ganz abgesehen davon, daß die böhmische Familie niemals viele Freunde besessen hatte.

Das Haus der Schommers machte darin keine Ausnahme. Dem Waffenschmied und seiner Ehefrau war Marcella schon seit langem keine erwünschte Schwiegertochter mehr gewesen. Sie hatten es ihrem Sohne mit allem Ernste vorgestellt, daß er bei seinen Wertgenossen in Unehre kommen werde, wenn er ein Weib aus so übel beleumundetem Hause als die Seine heimführe, und als Achaz, eingedenk des gegebenen Wortes, mannhast Widerstand leistete, hatte die Mutter ihm mitgeteilt, was geschäftige Nachbarinnen ihr zugetragen: daß Marcella zu wiederholten Malen in ihrem Garten an der Seite eines jungen Kavaliere gesehen worden sei. Da hatte Achaz nachgegeben und seinen Eltern nach langem schmerzlichen Kampfe versprochen, von Marcella zu lassen, die ihm selbst die Treue nicht bewahrt. Aber er ging seitdem stumm und in sich gekehrt umher, die Arbeit wollte ihm nicht von der Hand, die Mutter ahnte, daß sein Gelöbniß ihn reue, daß er die Liebe seiner ganzen Jugend vergebens aus dem Herzen zu bannen strebe. Marcella hatte in den letzten schrecklichen Tagen

allständig seines Kommens gewartet; ihre ganze Seele verlangte nach einem Worte des Trostes, nach einem besänftigenden Zuspruche, der die Last ihres Jammers erleichtern hülfe, und sie hatte zum ersten Male mit tiefer Sehnsucht ihres anverlobten Bräutigams gedacht, in dessen treuen Augen sie das Mitleid lesen wollte, das alle anderen ihr versagten. Aber sie wagte nicht in sein Haus zu gehen, weil sie die offene Verachtung der Seinen fürchtete, und Achaz kam nicht zu ihr, so wenig, wie die anderen, sie zu fragen, ob er ihr Beistand zu leisten vermöge in ihrer großen Not.

Sie war ohne Mittel; das wenige, was sie an Schmuckgegenständen besaß, hatte sie in Eile verkauft, um leben zu können. Scheu und verflohlen war sie im Dunkel des Abends in die Stadt gegangen, sich einige Vorräte zu holen; bis morgen oder übermorgen würden sie noch ausreichen, und was dann — was dann?

Auf dem Vorplatze ließen sich Schritte vernehmen; das einsame Mädchen fuhr empor; sollte es dennoch Achaz sein? Ein Freudenschauer ließ ihr Herz erzittern, sie vermochte es nicht zu erwarten, bis er die rechte Thür gefunden, zagend und doch hoffnungsvoll trat sie in den halbdunklen Flur, um betroffen zurückzuweichen. Es war nicht Achaz, es war Balthasar Lörel, der vor ihr stand.

„Ihr habt mich nicht erwartet, schöne Marcella,“ redete er sie an. „Warum jedoch wollt Ihr vor mir fliehen? Seid doch zufrieden, daß ich komme, Euer Ergehen zu erkunden und Euch zu sagen, daß ich bereit bin, Euch zu dienen, wie ich kann.“

Sein Ton war leicht und halb spöttisch, wie sonst, seine Miene verriet nichts davon, daß das Erbarmen ihn hergetrieben; Marcella stand mit schlaff herabhängenden Armen, müdem Ausdruck vor ihm; sie fühlte, daß von ihm ihr keine Hilfe kommen werde.

Der junge Korner näherte sich ihr um einen Schritt. „Ich treffe Euch in schlimmer Lage an,“ fuhr er fort, „und ich habe Eurer oft in diesen Tagen mit Bedauern gedacht. Was werdet Ihr beginnen jetzt, da Ihr arm geworden und Eure —“ er brach hastig ab.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete das Mädchen tonlos.

„Ich aber weiß es,“ sagte Balthasar, ihre Hand ergreifend. „Seht, ich habe Euch immer lieb gehabt, seit ich Euch sah, und nie etwas Schöneres gekannt, als Euch. Es brüdt mir das Herz ab, Euch in dieser Verlassenheit zu finden und ich will Euch zur Stelle mit mir nehmen, wenn Ihr mir folgen wollt.“

„Folgen, wohin?“ wiederholte Marcella mit großen, erschauerten Augen.

„Überall hin, wo ich bleibe, mein holdes Kind; ich gehe morgen zu meinem Regiment zurück, das sich in Böhmen, Eurer Heimat, befindet, dorthin nehme ich Euch mit. Es lebt sich gar lustig draußen im freien Felde und Ihr werdet schneller dort Euren Gram vergessen, als hier, wo Euch die bösen Blicke und üblen Nachreden auf Schritt und Tritt verfolgen.“

„Und was soll ich da draußen für Euch heißen?“ fragte das Mädchen.

Er suchte sie zu umschlingen. „Danach forsche

doch jetzt nicht, schüchternes Täubchen,“ schmeichelte er. „Du bist und bleibst mein höchstes Gut, mein Lieb, mein Alles!“

„Und Eure Dirne,“ schrie Marcella auf, ihn von sich stoßend. „Ich soll mit dem Troste Euch nachziehen und mich von Euch fortweisen lassen, wenn es Euch gefällt. Hinweg, ich will nicht mit Euch.“

„Ziehst Du es vor, hier zu verhungern?“ entgegnete Balthasar. „Den Kindern der Gerichteten pflegen keine Thüren offen zu stehen. Ich biete Dir ein herrlich Leben und meine Liebe dazu, und Du willst noch die Spröde spielen?“

Ein Schatten fiel durch die offene Thür, die nach dem Garten führte; Marcella stürzte wie besinnungslos darauf zu.

„Achaz, das ist Achaz,“ rief sie aus. „Rette mich vor ihm; Du allein meinst es treu mit mir.“ Sie wollte sich an den Erscheinenden klammern; er machte sich von ihr los.

„Ich sehe, daß ich zu spät gekommen bin,“ sagte er kalt, „Du hast bereits einen Berater gefunden, der Dir wohl lieber als ich.“

„Nein, nein, nein,“ rief Marcella beschwörend. „Er will, daß ich mit ihm in das Feld ziehe; rette mich vor ihm, Achaz.“

Der junge Waffenschmied wandte sich mit finsterner Miene an den Edelmann. „Ihr wagt es, einem unbescholtenen Mädchen solch Ansinnen zu stellen?“ sagte er streng.

„Unbescholtenes Mädchen,“ lachte Balthasar höhniisch auf. „Auch wenn es Euch beliebte, die Tochter des verurteilten Münzfälschers also zu bezeichnen, so müßte ich Einspruch dawider erheben. Ein unbescholtenes Mädchen läßt nicht fremde Männer in den Garten ein, wie es mir von Eurer Erwählten zu häufigen Malen geschehen.“

Achaz preßte die Zähne in die Lippen. „Ihr habt gehört, daß Marcella Euer Anerbieten zurückgewiesen,“ sprach er kurz. „Wollt uns von Eurer Gegenwart befreien.“

Balthasar verließ achselzuckend den Vorplatz; in der Thür blickte er sich noch einmal um. „Ziehst in Erwägung, was ich sagte, schöne Marcella,“ sprach er langsam, mit Betonung, „es wird Euch keine Auswahl bleiben.“

Das Mädchen umfaßte von neuem Achaz' Arm, als er gegangen. „D, glaube mir,“ flehte sie, „daß ich nicht mit ihm will und sei mir wieder gut, wie Du es stets gewesen.“

Der Jüngling schaute düster vor sich hin. „Ich hatte meinen Eltern das Wort gegeben, von Dir zu lassen,“ sagte er, „und konnte es doch nicht über das Herz bringen, Dich allein und im Glend zu wissen, ohne Dir zu helfen. Drum kam ich her und treffe einen anderen bei Dir, der Dir mit frecher Rede naht und, wie mir deucht, ein Anrecht dazu hat. Man sagte es mir bereits und ich mochte es nicht glauben, nun aber muß ich es für Wahrheit halten; Marcella, ist es so? Hast Du Dir Stellbischein mit ihm gegeben? Vergaßest Du, was Du mir, Deinem verlobten Bräutigam, an Treue zu halten hattest?“

Marcella brach in Thränen aus. „Ich war ein thöricht eitles Ding; ich glaubte, daß es schön sein müsse, eines Ritters Frau zu werden. Die Mutter rebete mir zu, ich sah ihn einige Male in unserm Garten.“

„Und Du hättest demnach sein Weib werden mögen, wenn er nur gewollt?“

Marcella wagte nicht zu antworten; Achaz sah so drohend aus und doch so schmerz erfüllt.

„Ich will keinen Vorwurf wider Dich erheben,“ sprach er endlich. „Er gefiel Dir besser als ich, und Du hattest mich nicht gern, so wie ich Dich gehabt, sonst würdest Du seinen gleichenden Neben nicht Gehör geschenkt haben. Man trug es mir zu, und ich mußte es glauben, weil es von Lippen kam, die mir nie logen. Dann aber wühlte es in mir, daß man Dir unrecht gethan, und ich wollte zu Dir, es Dir sagen, daß ich Dich nimmer verlassen wolle.“

Seine Bewegung drohte ihn zu überwältigen; er atmete einige Male tief auf, ehe er fortfuhr: „Da treffe ich jenen bei Dir, von dem man mir berichtet, und Du selbst sagst, daß es Wahrheit sei, was die Leute von Dir sprachen; so muß es aus sein zwischen uns für immerbar.“

„Achaz, verstoße mich nicht,“ jammerte das Mädchen, „wohin soll ich gehen, wenn auch Du Dich von mir wendest? Den Vater und die Mutter habe ich verloren, meinen Bruder sah ich nicht seit dem Tage der Verhaftung, wiewohl mir gestern abend in der Straße die Kunde zu Ohren drang, daß man ihn in Freiheit setzen wolle. Ich habe niemand in der Welt als Dich, der mir nicht verzeihen kann, was ich in Unverstand und kindischer Hoffart that?“

„Ich zürne Dir nicht, Marcella,“ erwiderte Achaz ernst, „ich will für Dich thun, was ich mit meinen geringen Kräften vermag. Ich weiß, daß ich es muß, damit ich Dich vor den Fallstricken jenes Mannes errete, der Dein Elend so wohl zu nutzen weiß.“

Ein unterdrücktes Schluchzen hob ihre Brust, sie fühlte, daß sie in dem Herzen des Jugendgepielen den Platz verloren, den sie darin, so lange sie zu denken vermochte, behauptet hatte, verloren jetzt, wo alles um sie her zusammenbrach, durch eigene Schuld. Ein wildes Weh ergriff sie; zum ersten Male empfand sie, wie er ihr so lieb gewesen, wie er die frohesten Tage ihrer Kindheit geteilt, wie sie seiner Rückkehr aus der Fremde freudig entgegengesehen, bis Eitelkeit und Hoffart in ihr die Oberhand gewonnen und sein Bild in ihr verdrängt hatten.

„Dein Bruder ist noch im Gefängnis,“ sprach Achaz ruhiger als zuvor. „Er wollte seinem Vater nahe sein, bis —“ Er vollendete nicht; es war morgen der Tag der Hinrichtung Nepomuk Roscielskis und seiner Mischulbigen. „Ich werde zu Leonhard gehen, ihn fragen, was er nach seiner Befreiung zu beginnen gedenkt, und Dir darüber Nachricht bringen. Für Dich finde ich, so hoffe ich, eine Unterkunft bei braven Bürgersleuten, wenn anders Du Dich meiner Führung unterordnen willst.“

„Ich werde alles thun, was Du mir heißest, o Achaz, nur nimm mich fort aus dem öden Hause hier.“

Ein unsagbar Mitleid klang durch seine Stimme, als er sich über sie beugte. „Ich werde von meinen Eltern Erlaubnis heischen, ob ich Dich zu ihnen bringen kann, bis ich etwas für Dich gefunden.“

Und, als fürchte er, sich, trotz der gefaßten Vorsätze, zu weit hinreisen zu lassen, eilte er hinweg.

Frau Renata stand bereits seiner harrend unter der Thür; sie argwöhnte den Grund seiner Entfernung und erwartete mit Ungebuld seine Rückkehr.

„Wo warst Du, Achaz?“ fragte sie ohne Umschweife.

Er begegnete mit gelassener Offenheit dem forschenden Mutterblide. „Ich war bei der Marcella,“ antwortete er.

„Du gabst Dein Wort, mein Sohn, sie fortan zu meiden,“ sagte Frau Renata.

„Ich gab es, Mutter, doch stärker als mein Wollen war mein Erbarmen.“

„Dein Vater wird sich des nicht freuen, wenn er es hört.“

„Ich gedachte ihn und Euch zu bitten, das verlassene Kind für etliche Tage bei Euch aufzunehmen.“

„Die Marcella bei uns? Nimmermehr! Hast Du vergessen, daß ihr Vater morgen gerichtet wird?“

„Darum sprach ich es aus.“

Die Mutter glättete und strich an ihrem Vortuche. „Da kommt der Vater; sage es ihm. Er wird es gleicherweise verweigern.“

Meister Anton trat herzu. „Wovon geht die Rede so laut zwischen Euch?“

„Er will, daß wir die Marcella zu uns nehmen für einen Tag oder zwei,“ berichtete die Mutter.

Der Sohn blickte bittend den Vater an. „Soll sie allein in dem leeren Hause sitzen, während morgen die Glocke läutet, die ihres Vaters schrecklichen Tod kündigt?“

Der Meister schüttelte das Haupt. „Es ist ein böjer Handel, daß Du von der Dirne nicht lassen kannst,“ sagte er. „Willst Du sie solcher Art wider unseren Willen und Dein Wort unter Deiner ehrbaren Eltern Dach bringen?“

„Ich habe ihr gesagt, daß es aus sei zwischen uns,“ erwiderte der Sohn, „aber wir sind Christen, Vater, wir sind als solche gebunden, uns auch des Sünders zu erbarmen.“

„Willst Du uns Lehren erteilen, Du, der Jüngling, uns, den Alten?“

„Nein, Herr Vater,“ entgegnete Achaz ehrerbietig, „nur Euch daran erinnern, daß auch unser Heiland dem Schächer am Kreuze ein Trosteswort nicht versagte, und daß wir kein Recht haben, an dem Kinde zu strafen, was die verbrachten, die sich ihre Eltern nannten. Der Leonhard ist mein lieber Jugendgefell gewesen, er wird als mein Freund gelten, so lange ich lebe. Hätte mich die Marcella lieb gehabt, ich würde bei Euch nicht ablassen mit Flehen, sie zum Weibe nehmen zu dürfen. Sie zog mir einen anderen vor, der nur auf ihr Verderben sann, dem aber lasse ich sie noch heute nicht. Ich werde, soviel an mir, sie schützen, daß sie nicht in Verzweiflung ihrer Seele ewiges Verderben wähle, und darum erbitte ich es zum anderen Male von

Euch: gönnt ihr für diese nächsten Tage Euer Dach und meidet es, Euch späterer Reue anklagen zu müssen, weil Ihr einer Verlassenen, Versemten Haus und Herz verschloßet."

Er hatte nie in ähnlicher Weise zu seinen Eltern gesprochen. Die strenge Zucht, die er von Kindheit an gewöhnt gewesen, die innige Liebe, mit der er an ihnen hing, ließen ihn über die eigene Kühnheit erschrecken. Meister Anton starrte sinnend vor sich hin, dann richtete er sich in plötzlichem Entschlusse empor und legte seine Hand auf des Sohnes Schulter.

"Bist ein waderer Bursch, hast Kopf und Herz an rechter Stelle," sagte er. "Gott möge Dich erhalten, wie Du heute bist, und — die Marcella bringe uns herüber. Nicht so, Alte?"

Frau Renata aber wischte sich mit dem Zipfel ihres Vortuches eine Thräne ans dem Auge und stolz und liebevoll ihren Ältesten anschauend, sprach sie: "Wenn die Marcella auch nicht mehr als Tochter zu uns kommt, an Sorge und Gutthat soll es ihr bei uns nicht fehlen."

So kam denn wenige Minuten später an der Hand des jungen Waffenschmiedes Marcella in das Nachbarhaus, und Frau Renatas inneres Widerstreben bei dem aufgezwungenen Liebeswerke schmolz zu warmem Mitleid, als sie das blasse verhärmte Mädchenanltz vor sich sah, das in demütig zagendem Flehen um ein wenig Barmherzigkeit zu ihr aufschaute. Sie brachte sie selbst in das kleine Gastkammerchen im oberen Gestock, und als Marcella ihr gestand, daß sie seit dem gestrigen Morgen nichts gegessen, auch sich nicht mehr auf die Straße gewagt, weil man mit Steinen nach ihr geworfen habe, da eilte Frau Renata atemlos in die Küche, für einen kräftigen Imbiß und einen Becher heißen Weines zu sorgen.

Am nächsten Morgen aber, als dumpfer Glockenklang verkündete, daß die verurteilten Verbrecher ihren letzten Gang angetreten, und die Männer hinausgeilt waren, dem erschütternden Schauspiel der Hinrichtung beiizuwohnen, saß die gutherzige Meisterin neben dem Bette des heimatlosen Fremdlinges, sprach leise, beschwichtigende Worte zu ihr, streichelte ihr das goldene, wirre Haar und betete mit ihr für die Seele des Unglücklichen draußen vor dem Thore, während über ihre Wangen Thränen rollten.

* * *

Leonhard war bei seinem Vater geblieben, bis man ihn auf den Richtplatz führte, und war dann in sein Gefängnis zurückgeführt, das er am Abend verlassen wollte, um nach seiner Schwester zu sehen, die er allein in dem verödeten Elternhause wähnte. Zu ihm ging Achaz, ihn fast gewaltsam mit sich zu nehmen, als er von der Hinrichtung heimkam.

"Dir ist Deine Freiheit wiedergegeben," drängte er, "die Pflicht des getreuesten Sohnes hast Du aufopfernd erfüllt, was willst Du länger noch hier säumen? Komm mit mir; lasse uns an ruhiger Stelle über das beraten, was Du fortan beginnen sollst und über die Hilfsmittel nachdenken, die Dir zu Gebote stehen."

"Ich bleibe keinen Tag länger in dieser Stadt, wo Steine und Häuser höhrend mich anzublicken scheinen," erwiderte Leonhard finster, "der helle Sonnenschein auf den Gassen erletzt mich an. Lasse mich hier, bis es dunkel geworden, daß ich mich ungeschoren in mein einstüg Haus schleichen kann."

"Du bist krank," sagte Achaz mitleidig, "und redest irre. Komm mit mir, ich gehe auch im hellen Sonnenschein ungeschoren an Deiner Seite, und kein kränkend Wort, kein böser Blick wird Dich erreichen. Wer kann es wagen, Dir etwas anzuhaben, der Du schuldlos erfunden bist? Marcella ist bei meiner Mutter; ich brachte sie gestern heim. Willst Du noch länger säumen, der Schwester ein Wort des Trostes zu bringen, auf welches sie, zumal von Dir, soviel Anspruch hat?"

Jetzt erst, seit der Freund vor ihm stand, kam Leben in die unbeweglichen Züge Leonhards.

"Marcella — meine Schwester ist bei Euch?" fragte er, als könne er der Botschaft nicht glauben. "Du hältst zu ihr, Du großes, goldenes Herz, wie wohl sie es um Dich nicht verdiente?"

Achaz' Stirn verschattete sich. "Nicht in dem Sinne, wie Du es meinst. Unser Verlöbniß ist gebrochen, da ich mich überzeugen mußte, daß sie mich nicht liebte, auch mußte ich den Eltern gehorchen, die sie als Tochter nicht mehr wollten. Doch fühlte ich mich gedrungen, für sie zu thun, was eines Bruders Fürsorge ihr gethan — Du warst nicht da, Leonhard, so ging ich zu ihr, sie zu uns zu holen."

"Ich danke Dir auch dafür aus Herzensgrunde," sagte Leonhard, des Jünglings Hand in die seine schließend. "Marcella war, ich muß es zu meinem Schmerze bekennen, Deiner treuen Liebe nicht wert. Sie ist von guten Anlagen, doch von ebenso großen Fehlern, die in ihrem bisherigen Leben ungehindert emporwucherten. Vielleicht, daß diese furchtbare Prüfung ihren Sinn gewandelt und sie auf andere Bahnen leitet. Ich werde sie mit mir nehmen, wenn ich Wien verlasse."

"Aber wohin willst Du Dich wenden?"

"Ich weiß nur einen, zu dem ich gehen kann; das ist mein gnädiger Prinz, Dom Duarte. Er muß von meinem Unglück erfahren haben, denn gestern sandte er mir durch einen Reitenden Botschaft, daß er für mich der nämliche bleiben werde, was auch geschehe, und daß er nie an meine Schuld geglaubt."

"Das that auch niemand sonst, sei dessen getrost. Gott sei gepriesen, daß der edle Prinz, dem es stets wohlgehen möge, Deiner nicht vergißt. Er würde sicher hoch erfreut sein, wüßte er, daß Du in Freiheit gesetzt worden. Und nun laß uns eilen, heimzukommen; die Menge hat sich verlaufen; wir gehen durch entfernte Gassen nach unserem Hause."

Er zog den noch immer Zaubern den mit sich fort, den langen, feuchten Gang hinab, an dessen beiden Seiten sich die Reihen von Eisenthüren befanden, welche die Gefängnisse verwahrten. Vor einer derselben hemmte Leonhard seinen Schritt. Das war die Zelle, in welcher die zum Tode Verurteilten ihre letzte Nacht zubrachten, und hinter jener anderen Thür am entgegengesetzten Ende würde seine Mutter

den Rest ihrer Tage verbringen, wie man ihm gesagt.

Er griff sich in das Haar. Nun ging er in die Freiheit hinaus, — was wollte er dort? Sein Leben lag in Asche vor ihm und die Welt war eine Wüste.

Der Schließer kam mit dem rasselnden Schlüsselbunde daher, die Außenpforte aufzuschließen. Sein Blick streifte nachdenklich seines bisherigen Gefangenen gramverfürtes Angesicht.

„Schaut nicht so trübe drein, mein waderer Hauptmann,“ sagte er mit rauher Gutmütigkeit, „noch dehnt sich der Himmel über Euch und drinnen lebt der alte Gott, der keinen verläßt, am wenigsten einen, der sich so brav gehalten, wie Ihr.“

„Hab' Dank, mein Alter, für Dein wohlgemeintes Wort,“ erwiderte Leonhard. „Geld habe ich nicht, Deine Dienste zu lohnen, doch nimm die Kette hier, das einzige Wertstück, das man mir ließ.“

Er wollte ihm eine goldene Kette geben, die er am Halse trug; der Schließer schüttelte den Kopf. „Dessen bedarf es nicht; Ihr werdet sie selbst gebrauchen,“ wehrte er ab.

„So verwende sie, wenn Du sie nicht selbst behalten willst, um jener Unglücklichen dort,“ er wies nach der Thür, hinter welcher seine Mutter gefangen saß, „ihre Tage zu erleichtern und erinnere Dich, daß Dir ein Unsteter draußen in der Ferne dafür dankt,“ sprach Leonhard.

Der Alte nickte. „So soll es sein; ich werde die Kette verwenden, wie es in Eurem Sinne ist.“

Die jungen Männer schritten durch den weiten Hof des Stadthauses in das Freie hinaus. Der Sonnenschein lag blendend auf den weißen Mauern der Häuser, und Leonhard schloß die Augen vor dem grellen, grausamen Lichte, das wiederzusehen ihn erschauern machte, wie er es kurz zuvor gegen Achaz geäußert.

Die Gassen waren menschenleer, durch die sie gingen, die Volksmengen, die der Hinrichtung beigewohnt hatten, drängten sich wohl in den Hauptstraßen, auf den öffentlichen Plätzen, über das Geschehene zu sprechen, oder waren an ihre häuslichen Beschäftigungen zurückgeeil.

Nur wenige, die sie kannten, begegneten den Freunden und jene wichen ihnen aus, sowie sie sie von ferne erblickten. Durch den Garten, ungesehen von den arbeitenden Gefellen, führte Achaz seinen Gefährten in das Haus zu seiner Mutter.

„Leonhard kommt, seine Schwester zu holen,“ sagte er dabei, „Ihr werdet ihm eine Rast bei uns nicht versagen.“

Die Meisterin bot ihm die Hand; er war ihr von der Nachbarsfamilie stets der Liebste gewesen und auch jetzt derjenige, der ihr die meiste Teilnahme erweckte.

„Unser Haus ist offen für Dich, Leonhard, heut und allezeit,“ sprach sie, „auch warst Du schon erwartet, nicht von mir, noch Deiner Schwester, sondern von einem holden Gaste, der seit einer Stunde in der Stube drüben Deiner harrt.“

Leonhard öffnete die Thür des bezeichneten

Zimmers; bei seinem Eintritte erhob sich von dem Sessel am Fenster eine schlanke, dunkelgekleidete Gestalt.

„Andrea!“

Er rief es zweifelnd, zagend vor dem Unerwarteten, dem Unfaßlichen, aber da war sie ihm bereits entgegengeschlagen und lag schluchzend in seinen Armen.

Es bedurfte langer Zeit, bis beide sich so weit gefaßt, um ihren Empfindungen Worte zu leihen. Leonhard war es, der zuerst sprach.

„Du kommst zu mir, Engel der Gnade; wie darf ich diesem Wunder des Glückes danken?“

Sie schaute ihn mit ernstem Blicke an. „Es ist kein Glückswunder, das mich zu Dir führt, Leonhard,“ sagte sie traurig. „Mein Vater und meine Mutter haben mich verstoßen, weil ich nicht von Dir lassen wollte.“

„Andrea,“ rief er erschreckt, „so trage ich Unseliger auch daran die Schuld?“

„Du trägst keine Schuld, Liebster,“ erwiderte sie. „Es kam, wie es kommen mußte. Der Vater kehrte aus der Gerichtssitzung erregt heim und schalt in seinem Zorne mich heftig, daß ich mich, wie er meinte, zu einem Schauspieler vor dem gesamten Saale gemacht habe. Die Mutter pflichtete ihm bei, und da beide meine Gesinnung kannten, verlangten sie von mir ein feierlich Gelöbniß auf das Kreuzfix, daß es für immer aus sein sollte zwischen mir und Dir.“

„Und Du antwortetest?“ fragte er, als sie innehielt.

„Ich antwortete, wie das erste Mal, daß nur der eigene Unwert eines Mannes, nicht aber sein unverschuldet Unglück die ihm anverlobte Jungfrau bestimmen könne, ihn aufzugeben, daß ich mich Dir verbunden fühle in Freud und Leid und mich als die Deine betrachte immer und immerdar.“

„Geliebte Du! Du bist groß und hochgefinnt, wie keine zweite Frau auf Erden, aber ich, — ich darf, ach, Dein Opfer ja nicht annehmen. Arm, obdachlos ziehe ich morgen von hier; noch weiß ich nicht, wie sich mein Los gestalten wird, das einzig von der Gnade meines Prinzen abhängt. Die Schwester geht mit mir, doch, Andrea, Dich in mein Elend reißen, Dich darben, leiden, langsam dahinsiechen sehen an unserem Leibe, — nein, nein, es kann nicht sein.“

„Liebst Du mich nicht mehr, Leonhard?“

„Kannst Du fragen? Bist Du nicht in diesen Tagen bitterster Verzweiflung mein einziger Gedanke des Trostes, mein einziger Stern der Hoffnung gewesen? Und wenn mich alle, alle der Mitschuld jener anderen fähig gehalten, ich wußte, daß Du mich in Deinem Herzen freigesprochen, bevor noch eine Anklage gegen mich Dein Ohr erreicht hätte, und es gab mir die Kraft, mein Leben weiter zu tragen. Aber weil ich Dich liebe, mehr als mich selbst, — in Dir die Verheißung meiner Erdenfeligkeit erblickte, flehe ich Dich an: kehre zu den Deinen zurück, verjöhne Dich mit Deinem Vater, sage ihm, daß ich Dein Wort zurück Dir gab, daß ich es muß, um nicht eine schwere Sünde an Dir zu begehen.“

Andrea schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte sie

entschlossen, „die Eltern geboten mir, zwischen ihnen und Dir zu wählen und ohne Zaudern wählte ich Dich. Da sprachen sie das herbe Wort, ich mache ihnen Schande und sei ihr Kind nicht mehr. Ihr Haus sei mir fortan verwehrt, wenn ich auf meinem Ungehorsam beharre und ich möge dann mit Dir verhungern gehen.“

„Das waren rasche Worte, im Zorne gesprochen, die schnell verwehen und vielleicht schon jetzt bereut sind. Viel bitterer wird Deine Reue sein, wenn Du mein jetziges Los teilst.“

„Ich werde nichts bereuen,“ erklärte Andrea fest, „trauest Du mir so geringen Mut zu? Die Welt ist groß und weit, wir werden auf ihr einen Platz finden, der uns Heimat sein darf. Wir werden durch unserer Hände Arbeit unser täglich Brot erwerben und Gott wird unser Vater, unser Schützer sein. Ich fühle die Kraft in mir, auf Deinem dunklen Wege Dich zu begleiten und Du wirst keine Dornen minder schmerzhaft empfinden, wenn ich bei Dir bin. Ich dachte mit Dir in den sonnigen Morgen hinauszufolgen, als ich mich Dir versprach; Gott hat es anders über uns beschlossen; es ist Nacht um uns geworden, ehe wir zur Mittagshöhe kamen. Doch auch die Finsternis wird endlich weichen; hat echte Liebe keine Macht, sie zu zerstreuen, Geliebter? Auch Deine Stirn wird wieder hell, Dein Auge klar werden, wenn wir vereint die schwere Last tragen, die des Herrn unerforschlicher Wille Dir auferlegt, und wenn die Menschen sich in ihrer Härte von Dir wenden, Dein Weib, mein Leonhard, wird bei Dir stehen.“

Er war ihr zu Füßen gesunken und verbarg sein Angesicht in den Falten ihres Gewandes. „So verzeihe mir Gott, daß ich nicht stärker bin,“ murmelte er. „Andrea, Heißgeliebte, Du mir fast Verlorene, Du mir Neugeschenkte, — ich lasse Dich nicht mehr.“

* * *

In dem Kämmerchen, welches Frau Renata Marcella angewiesen hatte, saßen die drei Heimatlosen eine Viertelstunde später beisammen und beriethen, in welcher Weise sie ihre Entfernung aus der Stadt bewerkstelligen könnten.

Die Reise bis in das schwäbische Land, wo der Prinz von Braganza weilte, war lang und beschwerlich, zumal für solche, denen es an den Mitteln gebrach, sich Pferde beschaffen zu können.

„Ich habe mit meinen wenigen Habseligkeiten, welche ich der guten Meisterin in Verwahrung gab, auch eine Summe Geldes bei mir,“ sagte Andrea. „Es sind die Geschenke meiner Frau Patin, mein erspartes Nadelgeld und der Erlös für den Schmuck, den mir die Eltern für meinen Ehrentag im voraus gaben. Doch werden wir das Geld für unseren Unterhalt brauchen und so müßten wir uns entschließen, die Reise zu Fuß zurückzulegen.“

„O nicht doch, meine Andrea,“ wehrte Leonhard ab. „Wie willst Du Zarte und Verwöhnte dies ausführen?“

„Ich werde alles können, was ich ernstlich will,“

erwiderte das mutige Mädchen, „Marcella wird es auch, nicht so, Schwester? Wir beide sind jung und kräftig; wir werden Leonhard keine Beschwer machen.“

Marcella blickte bewundernd zu ihr auf. „So wie Du es ordnest, wird alles am besten sein,“ sagte sie.

„Ich werde Achaz fragen, ob sich keine Gelegenheit bietet, wenigstens eine Strecke Weges auf andere Weise zu machen,“ bemerkte Leonhard.

Der Haussohn kam auf seinen Ruf herbei. Auch er äußerte sein Bedenken, daß die beiden Jungfrauen die Wanderung unternehmen könnten.

„Es kann jedoch Rat geschafft werden,“ fügte er hinzu, „wenn einer der Schiffer mit seinem Rahne stromaufwärts geht, die aus dem Schwäbischen und Bayerischen Waren bringen. Erst gestern war einer in der Werkstatt, der sich eine Anzahl Messer mitnahm und morgen abend fortwollte. Zu ihm werde ich gehen, ihn zu fragen, ob er Euch mitnehmen kann. Er führt seinen Rahne fast leer zurück.“

Die Art dieses Fortkommens war keine sehr angenehme; die Reisenden waren zumeist auf einen geringen Platz zwischen leeren, nicht eben sauberen Fässern und Kisten beschränkt, der Sonnenhitze oder dem Regen ausgesetzt, abgesehen davon, daß die Fahrt gegen den Strom nur langsam vorwärts ging. Dennoch aber begrüßten die Harrenden es gleich einer Freudenbotschaft, als Achaz nach kurzer Zeit ihnen mitzuteilen kam, daß der genannte Schiffer sie ohne Entgelt mitnehmen wolle.

Am Abend des nächsten Tages standen an dem Ufer der Donau die drei Wanderer, mit ihnen Achaz, der ihnen das Geleite gab. Sie trugen kleine Bündel in den Händen, die ihre ganze Habe enthielten, Achaz schob in den bereitliegenden Rahne noch einen großen Korb, den Frau Renata sorglich mit Lebensmitteln gefüllt hatte. Dann zog er Leonhard beiseite, mit dem er eindringlich sprach.

„Du mußt es nehmen,“ sagte er auf des Freundes Widerstreben. „Bedenke, daß Du nicht allein hinausgehst, daß diese zwei dort,“ er deutete auf die Mädchen, die in einiger Entfernung standen, „mit Dir sind. Siehe, ich habe es in einen Ledergürtel eingenäht, den Du beständig tragen kannst, daß Du es nicht verlierst.“

„Aber es ist zuviel, mein Achaz,“ sprach Leonhard bewegt, „und Dir möchte es selbst fehlen.“

„Ich bedarf nichts,“ erwiderte Achaz mit einem Lächeln, das einen wehen Ausdruck hatte. „Mein Handwerk trägt mir genugsam ein und für Weib und Kind werde ich nie zu sorgen haben.“

„So sage wenigstens, daß ich es Dir wieder erstatten darf, wenn mir das Glück günstig sein sollte.“

„Das wolle der Herr fügen und kannst Du mir dereinst sagen: ich gebe es ohne Not zurück, so nehme ich es gerne, denn ich weiß dann, daß es Dir wohl ergeht.“

Er trat zu Marcella und bot ihr die Hand. „Leb' wohl, Marcella,“ sprach er mit leise zitternder Stimme, „wir gehen nun auseinander, wohl für lange Zeit. Der Platz, den ich Dir zugebacht in meinem Hause, wird leer bleiben für immerdar,

denn ich werde es nie vergessen, wie lieb ich Dich gehabt, seit wir als Kinder in dem Garten der Eltern miteinander spielten. Vielleicht kommt einst ein besserer Mann, als ich, dem Du Dein Herz ganz schenken kannst und der Dich an seinen Herd führt als sein Weib, und ich will mich getrösten, daß ich Dich verloren, wenn Du zufrieden und glücklich bist. Was es bedeutet, jemand lieb zu haben, so recht von ganzer Seele, Du weißt es wohl noch nicht, und mag sein, daß ich thöricht war, Dich so frühe an mich binden zu wollen, da Du kaum noch andere Männer kanntest. Aber wenn Du mir auch jetzt sagtest, daß Du keinen wolltest, als mich, ich würde denken müssen, es sei die Angst um Dein zukünftig Geschick, die Dir das Wort auf die Lippen drängte, darum ist es besser, wir sind, was wir einst gewesen: Bruder und Schwester."

Marcella weinte. Sie empfand, daß er recht habe, daß sie sein Vertrauen erst wieder neu zu erringen habe, sollte er in alter Treue je sich wieder ihr nahen.

"Und werde ich Dich nie mehr sehen, Achaz?" fragte sie beklommen.

"Möchtest Du es, Marcella?" entgegnete er weich.

"Ja," schwebte es auf ihren Lippen, als sie seine braunen, ehrlichen Augen mit einem Ausdruck, der an vergangene Tage mahnte, auf sich geheftet sah; noch einmal kam es über sie, sich an ihn zu klammern, ihn anzusehen, sie nicht von sich gehen zu heißen, aber er würde ihr ja nicht glauben, wie er selbst gesagt, und seine Eltern waren, trotz ihrer Milde und Fürsorge, wohl auch zufrieden, wenn sie von ihr befreit wurden; sie blieb stumm.

Er mußte in ihren Augen etwas von dem Gelesenen haben, was in ihrem Innern vorging, denn er drückte heftig ihre Hand und sprach gedämpften Tones: "Lasse uns der Zeit vertrauen, Marcella, und ihm, der unsere Bahnen lenkt. Ist es sein Wille, daß wir zu einander kommen, wird er den Weg Dir weisen und Du wirst wissen, wo Deine rechte Heimat ist. Um die lieben Alten bange ich nicht, die endlich nachgeben werden, wenn Du nur standhaft und rein in dem neuen Leben bleibst. Du hast den Bruder Dir zur Seite und die herrliche Jungfrau, die ein leuchtend Vorbild ewiger Treue ist. — Und so behüte Dich Gott und seine Heiligen auf allen Deinen Wegen!"

Die Scheidenden stiegen in den Ra hn, der sich langsam und schwerfällig in Bewegung setzte. Andrea stand an der Seite des Geliebten und schaute nach den weithin ragenden Türmen ihrer Vaterstadt; sie konnte es nicht hindern, daß ein schneidend Weh ihr Herz erbeben machte.

Leonhard schlang den Arm um sie. "Wirst Du es nie bereuen, daß Du in mein ungewisses Los mir folgest?"

Sie trocknete hastig die aufsteigenden Thränen. "Du bist es, den ich mir als künftigen Herrn erkor," antwortete sie, "und Dir gehöre ich. Ich erfülle meine Pflicht, wenn ich Dir folge und hätte ich nochmals zu wählen zwischen mühelosen Tagen und der Fülle des Reichthums ohne Dich, ich würde handeln, wie ich es heute that."

Zwölftes Kapitel.

In dem Schlosse des Baron Guilerin rüstete man zur Hochzeitsfeier, die sich wegen einer Krankheit des Bräutigams bereits verzögert hatte. Geschäftige Hände richteten die Zimmer zum Empfange der Gäste her; in der Küche drunten im Erdgeschoße waren die Köche mit der Bereitung des Zudergebäckenen thätig, das bei ähnlichen Anlässen in großen Mengen zur Verteilung gelangte.

Dom Duarte, bis in dessen Gemächer die allgemeine Unruhe drang, befand sich vielfach vom Schlosse abwesend. Er machte mit seinen Offizieren und den Edelknechten seines Gefolges Ausflüge in die liebliche Umgebung Leipheims, ging auch häufig auf die Jagd undkehrte erst am späten Abend heim.

Die künftige Herrin, der all diese Vorbereitungen galten, sah er nicht. Sie kam nur zu seltenen Malen, ihre Mutter besuchen, die sich in dem Schlosse sehr behaglich fühlte, pflog eine kurze Unterredung mit ihrem Verlobten und ging dann wieder in ihr bescheidenes Häuschen zurück.

Die kleinen Schwestern erschienen, eingedenk der Butterwecken und anderen guten Sachen, die sie erhielten, öfters auf der Burg und mit ihnen hatte Duarte eine lebhafteste Freundschaft geschlossen, die sie mit Feuereifer erwiderten. Sie sprangen ihm entgegen, wenn sich seine hohe Gestalt nur von ferne zeigte, reichten ihm die Blumen, die sie unterwegs gepflückt, und ließen sich auf sein Pferd heben, auf dem er die jauchzenden kleinen Reiterinnen sorgsam im Hofe umherführte.

Dann aber, wenn diese herrliche Kurzweil vorüber, mußten sie sich zu ihm auf die Bank unter der Linde setzen und ihm erzählen. Ja, wovon? Sie wußten nichts, als von der Schwester zu sprechen, der vielgeliebten Schwester, die ihnen der Inbegriff aller irdischen Schönheit und Vollkommenheit dünkte.

Paula und immer Paula! Wie hold der Name von den süßen Kinderlippen klang, wie hell die Augen strahlten, wenn sie ihrer gedachten! Es war eine Lust, ihnen zu lauschen, fast schien es dem Hörer, als könne er bei diesen Schilderungen nimmer ermüden.

Sie saßen auch heute wieder im Garten beisammen; Duarte hatte soeben seinen Ritt beendet, als seine kleinen Freundinnen ihm begegneten und mit Jubelgeschrei sich auf ihn stürzten.

"Du bist heute an uns vorübergeritten, Herr Eduard," sie mochten den fremden Namen nicht und hatten ihn sich verdeutschen lassen, "und hast uns nicht gesehen," riefen sie ihm zu.

"Das beklage ich," lachte er, "wo steckt Ihr, daß ich Euch nicht erspähen konnte?"

"Wir waren mit Paula im Walde, als Du vorüberrittst," berichtete Vincencia.

"Dann hättet Ihr Euch doch bemerklich machen sollen."

"Das wollte Paula nicht. Sie meinte, es sei nicht geziemend."

Sie hatte wohl recht, doch er war dessen nicht zufrieden.

„Und da weiltet Ihr bis jetzt mit der Schwester im Walde?“ fragte er. „Weshalb ist sie nicht mit Euch gekommen?“

„Sie konnte nicht. Es fehlt ihr an Zeit; sie hat zu nähen,“ sagte Armgard wichtig, „ein wunder-schönes Kleid macht sie sich zur Hochzeitsfeier. Schau her, ich habe ein Stückchen davon bekommen.“

Sie zeigte ihm einen Streifen silberdurchwirkten Seidenstoffes, wie er zu Brautgewändern üblich war.

Duarte's Blicke ruhten lange darauf; in wenigen Tagen würde sie das Kleid tragen, sie, dann das Eigentum eines andern.

„Den Streifen schenkst Du mir, Armgard,“ sprach er endlich, „Du lässest Dir einen anderen geben und ich kann ihn als Merkzeichen für meine Bücher gebrauchen. Ich gebe Dir ein Heiligenbild dafür mit bunten Farben auf goldenem Grunde.“

Die Kleine klatschte in die Hände. „Dann bekomme ich den heiligen Martin wieder oder, — oder die heilige Agnes, die Vincencia fortzugeben,“ rief sie.

„Wem hast Du sie geschenkt, Wildfeuer Du?“

„Paula wollte sie gerne haben,“ antwortete Vincencia, „ich möchte sie ihr aber nicht geben.“

„Und endlich thatest Du es dennoch?“

„Ja, heute, als wir heimkamen. Paula sagte, daß sie die Bilder in ihr Gebetbuch legen wolle und daß sie der Fürbitte der Heiligen mehr als je bedürfe. Da gab ich sie ihr und dann hat sie mich geküßt.“

Es geschah fast wider seinen Willen, aber er konnte nicht anders. Er beugte sich nieder und küßte die Lippen der kleinen Sprecherin, die kurz zuvor jene anderen Lippen berührt hatten.

Armgard hielt ihm eifersüchtig gleichfalls ihr rosiges Mündchen hin.

„Paula hat mich auch geküßt,“ sagte sie mit dem unbequemen Ahnungsvermögen der Kinder, den eigentlichen Beweggrund einer Handlungsweise zu erraten.

Duarte fühlte, wie ihm das Blut heiß in die Wangen stieg. Wie hatte er sich so vergessen können? Mit lieblosender Gebärde schob er das braunlockige Köpfchen zurück, das sich an ihn schmiegte.

„Es schickt sich nicht für ein Jungfräulein, einem Manne einen Kuß anzubieten,“ neckte er, „der muß geraubt werden, doch nie freiwillige Gabe sein. Und nun kommt mit mir in mein Zimmer; wir wollen zwei gar schöne Heiligenbilder aus den dort vorhandenen auswählen.“

Er verbarg den Streifen des Brautgewandes an seiner Brust und schritt mit den Kindern in das Schloß. In dem Gange, der zu seinen Gemächern führte, kam ihm einer seiner Pagen eilig und aufgeregert entgegen. „Es ist jemand gekommen, der Eure Fürstliche Gnaden zu sprechen ersucht,“ meldete er.

„Ein Fremder?“ fragte der Prinz gleichgültig. „Hat er gesagt, was sein Begehrt ist?“

„Ein Fremder ist es nicht,“ sagte der Edelknabe stockend, — „es ist, — es ist — der Hauptmann von Koscielski.“

„Leonhard!“ rief Duarte. „Er soll zu mir kommen, ich will ihn sofort sehen. Wo führtest Du ihn hin?“

„Er harret im Zimmer des Pförtners des Bescheides, gnädiger Herr. Ich eile ihn zu holen.“

Der Page flog davon. Duarte ging mit den Kindern in sein Erkerzimmer, wo er ihnen wahllos und zerstreut einige seiner schönsten Heiligenbilder gab und ihre stürmischen Danksäuerungen rasch abschchnitt.

„Ein Freund kommt zu mir, meine kleinen Mägdelein,“ sagte er, „ich kann nicht länger mit Euch spielen. Gehet hinüber zu Eurer Mutter, Euch das Besserbrot geben zu lassen, und verweilt Ihr bis zum Abend, sehe ich Euch noch.“

Sie liefen davon, dem Geheiß zu folgen. In der Thür stießen sie gegen einen sonnenverbrannten, fremden Mann, der, ohne ihrer zu achten, in das Gemach des Fürsten trat. Noch hörten sie den Ruf Duarte's „Leonhard!“ noch sahen sie, wie der Ankömmling sich ihm zu Füßen warf und seine Hand an die Lippen drückte, dann schloß der Page die Thür, wohl oder übel mußten sie sich entfernen.

In dem Gemache drinnen stand vor seinem einstigen Günstlinge der Prinz, in tiefer Bewegung die verfallenen Züge des jungen Mannes betrachtend, dem die Kämpfe und Qualen der letzten Wochen ihre Spuren aufgeprägt hatten.

„Was haben sie aus Dir gemacht, mein armer Leonhard?“ brach Duarte endlich das Schweigen.

„Mir ward die Kunde Deines schweren Unglücks und ich sandte zu Dir, Dich wissen zu lassen, daß ich, was auch geschehe, der nämliche für Dich bleiben würde. Jetzt aber teile mir mit, was Dir auf dem Herzen liegt; noch weiß ich nicht einmal den Hergang dessen, was sich für Dich ereignete.“

Leonhard stattete Bericht ab. Er entwarf eine Schilderung seines anfänglichen Liebesglücks, er gedachte der Günst und Zuneigung, die ihm von den Eltern Andreas geworden, seiner Anteilnahme an dem Eifer des Rates, die von ihm schon lange gesuchten Verbrecher zu entdecken und des verhängnisvollen Abends, als ihn die Sorge antrieb, den Schwiegervater auf seinem Gange zu begleiten, der mit seiner eigenen Verhaftung endete.

Der unglückliche Sohn des verbrecherischen Vaters machte eine Pause, als er bis hierher gekommen, ein wildes Schluchzen rang sich aus seiner Brust; Duarte saß ihm gegenüber, schweigend — tieferschüttert.

Und Leonhard erzählte weiter, — die Tage seiner Gefangenschaft, die Sitzung des Gerichtes, die Verurteilung seiner Eltern, seine eigene Freisprechung, den letzten fürchterlichen Abschied. Sein Hörer strich sich mehr als einmal mit dem Tuche über die Stirn, die bei der Schilderung heiß und feucht geworden war.

Es war still in dem Gemache als Leonhard gendete hatte; man vernahm aus der Ferne das Lachen der Kinder und die scharfe Stimme des Barons, der den Dienern einige Befehle gab. Der Herbstsonnenschein flutete in breiten Strömen in das Gemach, die Wälder rauschten und drunten im Hofe schnitten singende Mägde frisches Tannengrün zurecht, das Schloß zu Paulas Hochzeit zu schmücken.

O Leben, das so grausam mit des Menschen teuerstem Hoffen spielt, — bist du es wert, daß wir

gebuldig deine Kette tragen? Mit trügerischem Lächeln zeigst du uns des glühenden Sehns nach der Erfüllung, des langen Ringens liebliches Ziel, um uns erbarmungslos zu rauben, was wir bereits unser wähten und doppelt arm uns unsere Pfade weiterziehen zu heißen, verschmachtend in der schattenlosen Ode, die sich endlos vor uns dehnt. Wohl kommt auch dort das Ziel, doch es ist eng und dunkel, im Schoß der Erde still bereitet, die nach langer Wanderung ihr müdes Kind aufnimmt. —

Duarte war an den Bogen des Fensters getreten und schaute lange hinaus, dann wandte er sich wieder zu Leonhard, der in düsterem Schweigen in seinem Sessel lehnte, und ergriff in warmem Drucke seine Hand.

„Mein Leonhard, es bleibt zwischen uns, wie es von je gewesen, ob man Dir auch den Platz in meinem Regimente nahm, den Du mit Ehren ausgefüllt. Ich finde einen anderen für Dich, der Dich beständig an meiner Seite hält und unter meinem Schutze wird nichts Übles fern Dir nahen. Du sagtest mir noch nicht, wann Dich Deine Entlassung traf, die man ungerecht genug über Dich verhängte.“

„Sie geschah auf Befehl des Kaisers schon wenige Tage nach meiner Verhaftung. Man hielt mich wohl für mitschuldig.“

„Ich traue, daß Dein Schwiegervater nicht mehr für Dich zu thun vermochte, oder es nicht wollte.“

„Wer könnte ihm von seinem Gesichtspunkte aus einen Vorwurf daraus machen?“ war die bittere Entgegnung. „Eine sonderliche Ehre vermochte er mit seinem Eidam nicht mehr einzulegen. War es nicht begreiflich, daß auch er ihn fallen ließ? Es war genug, daß er meinem Worte vor dem Gerichte Glauben schenkte.“

„Und Deine Braut? Du erwähntest ihrer nicht.“

„Eure Fürstliche Gnaden werden überrascht sein, wenn ich Euch mitteilen muß, daß Andrea bei mir ist. Ihre Eltern haben sie verstoßen, weil sie unverbrüchlich treu zu mir hielt; sie und meine Schwester hatten keine andere Wahl, als mich zu begleiten.“

Des Prinzen Blick heftete sich forschend auf ihn. „Seid Ihr vermählt?“

„Nein, Hoheit, die Eile, in der wir Wien verlassen mußten, machte dies unmöglich, auch wenn wir einen Priester für unsere Trauung gefunden hätten. Wir sind Brautleute, wie wir es zuvor gewesen.“

„Aber was gedenkst Du mit den beiden Jungfrauen zu beginnen? Für beide muß eine geeignete Unterkunft gefunden werden und in dem bisherigen Verhältnisse könnt Ihr doch dauernd auch nicht weiterleben, ohne Deiner Braut guten Leumund zu

gefährden. Der Krieg hat ohnedies die Sitten gelockert; es kann nicht sein, daß Andrea, ohne Dir rechtmäßig angetraut zu sein, Dich auf Deinen weiteren Zügen begleitet.“

„Ich jagte mir dies selbst und auch ihr. Ihr mutig Herz blieb standhaft, ihr Sinn ungebeugt. Das Bewußtsein ihrer Reine erhebt sie über diese Sorge und die Überzeugung, daß sie recht gehandelt, als sie mit mir, dem Beraubten und Ausgestoßenem, ging.“

„Ein kräftiger Geist fürwahr und ein ritterlich Fühlen,“ sprach Duarte achtungsvoll, „doch es muß Euch geholfen werden, Ihr armen Kinder, und dazu weiß ich nur ein Mittel. Wo hast Du die Jungfrauen untergebracht?“

„In einer Hütte am Eingange des Dorfes warten sie meiner Rückkehr. Der Mann, der ihnen Obdach gewährte, kennt Eure Hoheit und war so gleich bereit, als er hörte, daß ich hierher zu Euch wollte, uns alles Gute anzuthun. Er nennt sich Kaspar Mels und sprach von Eurer Fürstlichen Gnaden in Begeisterung.“

Duarte's ernstes Antlitz überflog ein lichter Ausdruck. „Das ist mein lutherischer Schulmeister,“ sagte er, „dem ich seine Bibel verbrennen wollte. Wir sind seitdem gar gute Freunde geworden und suchen uns gegenseitig zu belehren, wenn schon sonder Erfolg. — Doch zurück zu Dir, mein Leonhard. Ich kann Dir, als fortan zu meinem Gefolge gehörig, Obdach im Schlosse geben, in welchem ich selbst nur Gast bin, für die Jungfrauen werde ich mich bei der künftigen Herrin verwenden, die sicher Rat zu schaffen weiß. Eure Trauung wird in kürzester Frist vollzogen werden, und weigert sich der Pfarrer am Orte, ein entflohenes Paar zu verbinden, wird es durch meinen eigenen Gewissensrat, Padre Aralbo, geschehen. Bis dahin mag Deine Andrea noch die Gastfreundschaft des waderen Kaspar Mels annehmen, auf daß die Sitte gewahrt bleibe.“

Leonhard küßte dankerfüllt des Prinzen Hand. „O, mein gnädiger Fürst,“ sprach er bewegt, „was kann ich jemals thun, Eure Großmut zu vergelten? Ihr seid der rettende Gott, zu welchem ich in meines Vaters Nacht flehte. — Nehmt mein Leben, es ist Euer; was kann ich Armer Euch sonst geben?“

Duarte lächelte auf ihn herab. „Die Zeit wird kommen, da Du den geringen Dienst von heute mir reichlich wiederzahlst, und wer vermag zu wissen, ob ich Dein Leben, das ich zu schützen mich bestrebe, nicht für mich selbst, zu meinem Frommen erhalte, ob ich nicht einst Dir mehr zu danken gezwungen, als Du zur Stunde mir zu danken hast?“

Sie ahnten nicht, wie bald dieses Wort in traurigster Weise zur Wahrheit werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herren von Dammin.

Roman

von

F. Klind-Sütetsburg.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Eine Stunde später verließ der Rittmeister Dammin, ohne dem Vater noch einmal begegnet zu sein. Der alte Herr hatte in die Stadt gemußt und wurde vor Abend nicht zurückerwartet. Indem Hans an dem herrlichen Sommernachmittage seinen Weg nach der nächsten Bahnstation nahm, konnte er nur schwer eine stetig wachsende Unruhe bemeistern. Jeder Versuch, „sich herauszureißen“, schlug fehl. Ihm drohte nicht eine direkte Gefahr, nicht heute und morgen, aber auch in einigen Wochen würden seine Verhältnisse unverändert sein, wenn nicht —

Ja, was denn eigentlich? Ein höhnisches Lächeln umspielte seinen Mund. Konnte er gegenwärtig noch auf einen glücklichen Zufall rechnen, der ihm oft helfend zur Seite gestanden? Unbarmherzig und schnell genug würde der Tag heranrücken, an welchem die Summe von fünfundzwanzigtausend Mark gezahlt werden mußte, und — kein Ausweichen, kein ferneres Hinausschieben. Mehr und mehr Hilfsquellen waren im Laufe der Jahre verfliegt; denn gerade da, wo er Beistand zu finden gewohnt gewesen, war sein Verhältnis dem Schwiegervater gegenüber hinreichend bekannt, um die Vermutung nahe zu legen, daß selbst der Tod des noch rüftigen Herrn Döminghaus dem Rittmeister von Dammin kaum das freie Verfügen über irgend ein Kapital bringen werden. Gegenwärtig aber? Selbst im Alltagsleben herrschte in seinem Hause Mangel, wenn ein solcher sich auch nicht in den Toiletten der gnädigen Frau und bei Gesellschaften bemerkbar machte. Lieferanten und selbst Handwerker, noch mehr aber die Dienerschaft wußten Dinge von dem Geiz der Herrschaft zu berichten, für den Eingeweihtere eine ausreichende Erklärung fanden und die nicht dazu dienten, Hans von Dammins Ruf zu verbessern.

Der Rittmeister täuschte sich über die peinigende Lage der Verhältnisse nicht und indem er sie sich vergegenwärtigte, erreichte seine Unruhe den Höhepunkt. Da gedachte er des Bruders. Aber mit einer heftigen Bewegung des Kopfes schien er dem Gedanken wehren zu wollen. Nur nicht zu ihm! Die Moralpredigten dieses Philisters in einem Augenblick wie den gegenwärtigen anzuhören, dünkte ihn eine Unmöglichkeit, es würde beinahe noch schlimmer sein als — als —

Er fuhr sich mit seinem Tuch über die Stirn, um die Schweißtropfen, welche darauf gestanden, hinweg zu wischen. Der Diener, welcher in ruhiger Würde mit übereinander geschlagenen Armen regungslos in der eingenommenen Stellung verharrte, blickte

sichtlich verwundert auf den Herrn Rittmeister. Bei demselben war entschieden nicht alles in Ordnung.

Angstgequält hatte Hans von Dammin sich einen Augenblick von seinem Sitz erhoben, war aber gleich darauf wieder in sich zusammengesunken und starrte nun düsteren Blickes auf die sonnige Landschaft, die, mit ihrem köstlichsten Gewande angethan, so recht geeignet erschien, Herz und Sinne zu erfreuen. Seine Nerven erhellten sich nicht, in seinem Gesicht war ein unheimlich finsterner, verzweiflungsvoller Ausdruck. Wenn die Warnungen und versteckten Anspielungen Hellmuths nicht eines ernstern Hintergrundes entbehrten! Die Spieler- und Wucherprozesse der letzten Jahre hatten in den Anforderungen, welche fortan an die Offiziere gestellt werden sollten, seltsame Früchte gezeitigt, die in intimen Kreisen genug bespöttelt wurden, aber doch nicht unbeachtet bleiben konnten. Strenge Disciplin — Rückkehr zu einfachen Sitten und Gewohnheiten lautete die Parole, und die Ungnade des allerhöchsten Kriegsherrn würde denjenigen treffen, der den Forderungen deselben sich zu widersetzen wagen sollte. Da war im Laufe der letzten Monate manche Veränderung in dem kameradschaftlichen Verhältnis wahrnehmbar geworden. Versetzungen hatten stattgefunden, hier und da Männer ihren Abschied erhalten, die gewiß nicht daran gedacht, aus freiem Antriebe eine ehrenvolle Laufbahn vorzeitig aufzugeben. Hellmuth von Dammin hatte Beziehungen, die ihn wohl über etwas unterrichten konnten, das weiteren Kreisen ein Geheimnis war. Wenn in der That der alte, ehrenwerte Name nicht mehr einen hinreichenden Schutz gegen Angriffe auf seine Ehre gewährte — wenn wirklich der Augenblick nahe sein sollte, der ihn aus der vorgezeichneten Bahn schleudern würde?

Der Gedanke dünkte ihn unerträglich. Sollten auch seine hochfliegenden Pläne, die er einst auf eine glänzende, militärische Laufbahn gesetzt, nie mehr sich verwirklichen, so hatte er doch noch immer als selbstverständlich angenommen, daß eine normale Beförderung ihm gesichert sei. Sollte er sich wirklich getäuscht haben?

Das Blut gerann ihm in den Adern, indem er sich eine solche Möglichkeit vergegenwärtigte. Als verabschiedeter Offizier nach Dammin zu dem Vater zurückkehren, um hier an der Seite einer ungeliebten Frau gleichförmig seine Tage zu verbringen, erschien ihm das furchtbarste Schicksal, das einen Menschen treffen konnte. Hatte ihn schon vor Jahren davor geschauert, so erschien es ihm jetzt als etwas, das er nicht auf sich nehmen konnte und wollte.

Unter solchen Betrachtungen war die Bahnstation

erreicht. Da der Zug nur auf gegebenes Signal zu halten pflegte, so befürchtete der Rittmeister schon ein Zuspätkommen. Der Zug brachte aber Passagiere.

„Zeit genug, Herr Rittmeister,“ entgegnete der dienstthuende Beamte auf dessen Frage. „Der Zug hält.“

Dem Coupé erster Klasse, welches der Schaffner Herrn von Dammin öffnete, entstiegen zwei Fremde.

Unwillkürlich regte sich in dem Rittmeister die Neugierde, und die Frage drängte sich ihm auf, wer das sein könne und was die Herren hier in dieser Abgeschlossenheit zu suchen haben möchten. Sein Blick war dem des einen begegnet, und als er zum Nachdenken gelangte, fühlte er sich zu der Meinung versucht, daß er denselben schon früher einmal gesehen habe. Zeit zu weiterer Beobachtung blieb ihm aber nicht, obwohl die Herren noch auf dem Perron verweilten. Der Zug hatte sich schon wieder in Bewegung gesetzt und durch den sich vorschiebenden Damm war der Blick auf die Station abgeschnitten.

Die flüchtige Begegnung hatte den Gedanken des Rittmeisters vorläufig eine andere Richtung gegeben. Wer mochten die Herren sein? Sie machten ihm einen besonderen Eindruck. Der eine derselben, gerade derjenige, der ihm bekannt vorgekommen war, sah wie ein Ausländer aus. Sein von einem dunklen Vollbart umgebenes Gesicht war sonnenverbrannt und hätte auf einen Mann schließen lassen können, der viel der freien Luft ausgesetzt gewesen war, vielleicht auf einen Landwirt. Dieser Annahme entsprach aber dessen ganze Erscheinung nicht. Trotz des Staubmantels und der Reifemütze machte sich etwas in ihr bemerkbar, das dem Rittmeister die Vermutung aufdrängte, der Fremde habe sich stets in besonders exklusiven Kreisen bewegt.

Im weiteren Verlauf seiner Betrachtungen erwog er dann die Wahrscheinlichkeit, daß beide Herren zu dem Unternehmen in Beziehung stehen mochten, von welchem der Vater gesprochen und das diesen so sehr aufgeregt. Riefkohl und Harder! Wieder fiel ihm dieser letztere Name ein, ohne daß er bei demselben verweilte, obwohl ihm bekannt geworden, daß Franz Harder einen älteren Bruder gehabt, der, in Folge des Zerwürfnisses zwischen Vater und Sohn und im Zorn über die Härte des ersteren, vor zwanzig Jahren nach Amerika ausgewandert war. Er hatte aber nie mehr von demselben gehört und wohl längst verstorben — gestorben gewähnt.

Wenn doch der Vater den Verkauf der Flußwiesen und Weideanpflanzungen nur in Erwägung gezogen hätte, so würde er schließlich zu der Überzeugung haben kommen müssen, daß ihr Verlust nirgends als ein solcher hätte angesehen werden können. Und sie würden ohne Zweifel eine beträchtliche Summe Geldes aufgebracht haben, wenn der Vater den günstigen Moment zu nutzen verstanden. Der Fremde hatte gerade danach ausgesehen, als ob er ein so schwieriges Projekt, in jener Niederung eine Fabrik zu errichten, zur Ausführung bringen könne. Für Dammin würde es gewiß nicht von Vorteil sein und der Ärger des Vaters war erklärlich.

Der Zug verfolgte seinen Weg langsam von

Station zu Station. Erst in etwa einer Stunde konnte der Rittmeister Anschluß an den Schnellzug finden und mit Ungebuld erwartete er den Augenblick. Einmal hatte er den Kopf gegen das Polster zurückgelehnt und vorübergehend die Augen geschlossen, als ob er schlafen wolle. Aber er war gleich wieder wie erschreckt in die Höhe gefahren und von neuem fühlte er sich von der quälendsten Unruhe ergriffen. Er mußte doch zu Hellmuth, oder — oder —

Mechanisch streckte er seine Hand nach einer auf dem sich gegenüber befindlichen Sitz liegenden Zeitung aus, die ein Reisender zurückgelassen haben mochte. Er wollte sie lesen, seine Gedanken abzulenken versuchen. Es war eine neue tonangebende Zeitung der Hauptstadt, und mit festem Willen begann Hans von Dammin sich zu einem Verfolgen der darin enthaltenen Neuigkeiten zu zwingen. Nur ein geringfügiger Teil des Inhalts konnte sein Interesse wecken, aber er suchte sich heute auch mit Dingen zu beschäftigen, die ihm sonst vollständig fern lagen.

Zu diesen gehörte ein Bericht über die permanente Kunstausstellung, aus welchem ihm der Name Franz Harder groß gedruckt entgegenleuchtete. Nun war er allerdings aufmerksam geworden.

„Gegenüber der ungewöhnlich großen Anzahl von Gemälden größeren und kleineren Formats, die nicht imstande waren, auch nur flüchtig unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, geschweige denn festzuhalten, und kaum auf einen Kunstwert Anspruch zu erheben vermochten, welche dieses Mal beim Durchschreiten der Ausstellungsräume unserem Auge begegneten, mußten um so mehr zwei Gemälde des vor etwa anderthalb Jahren verstorbenen Franz Harder auffallen, die das höchste Interesse des Kritikers und kunstsinigen Publikums auf sich lenkten. Das eine, ein historisches Gemälde, eine Grablegung Christi, erregt schon besondere Aufmerksamkeit durch die von anderen Gemälden ähnlichen Inhaltes abweichende Komposition, die eigentümlich anspricht. Die Menschen dieses figurenreichen Bildes atmen zum Teil kubische Kraft und Machtfülle, die insbesondere bei den Trägern des Leichnams zum Ausdruck gelangt, während bei den Frauengestalten ein reiner Formenadel an italienische Vorbilder erinnert. Das mit breiten, kühnen Meisterstrichen behandelte Kolorit von leuchtender Frische läßt auf eine große Schaffenskraft des leider allzu früh uns entrisenen Künstlers schließen.“

„Daß neben dem umfangreichen historischen Bilde ein Frauenporträt desselben Malers ins Auge fällt, mag diesem zum besonderen Lob gereichen. Es ist eine ideal schöne Erscheinung, die in der Ausführung den Ausdruck einer tiefen, schwärmerischen Empfindung trägt und sich durch einen uns bisher unerreicht scheinenden, weichen, duftigen Schmelz der Farben auszeichnet. Wie wir nicht unerwähnt lassen wollen, hat die Absicht vorgelegen, beide durch den Tod eines Kunstfreundes an die Öffentlichkeit gelangten Gemälde für die Galerie zu erwerben. Das Angebot von fünfundzwanzigtausend Mark, welches dafür gemacht worden ist, konnte aber nicht mehr hindern, daß beide Bilder wenigstens vorläufig der Öffentlichkeit

entzogen bleiben werden, da sie bereits von einem Ausländer angekauft worden sind. Wir wollen nicht verfehlen, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß die Gemälde nur noch etwa acht Tage ausgestellt bleiben werden."

Hans von Dammin las den Artikel ein-, zwei-, dreimal. Er war bleich, aber das Blut hämmerte und pochte in seinen Schläfen und vor seinen Augen flimmerte es, als ob dunkle Sterne niederfielen. Seine Hände umkrampften zitternd das Zeitungsblatt.

"Fünfundzwanzigtausend Mark!" kam es über seine Lippen, und dann noch einmal leise — heiser: "Fünfundzwanzigtausend Mark!"

Zwei Gemälde Franz Harders hatten diese Summe aufgebracht, und gegenwärtig waren achtundsechzig solcher Gemälde in Rissen verpackt auf dem Wege nach Dammin oder wohl schon dort angelangt, um auf den Boden des Pavillons untergebracht zu werden!

Dieser Gedanke beherrschte den Rittmeister vollkommen.

Wittenberge und damit der Anschluß an den Schnellzug war erreicht. Die Fortsetzung der Reise erfolgte in Gesellschaft von Berliner Bekannten, und das angeknüpfte Gespräch gestattete Hans von Dammin nicht, seinen eigenen Gedanken weiter nachzuhängen. Bisweilen aber schoß ihm das Blut heiß ins Gesicht und ein eigentümlicher Glanz machte sich in seinen Augen bemerkbar. Dann suchte er nach dem verlorenen Faden des Gesprächs, man merkte ihm die Zerstretheit an und warf sich gegenseitig bezeichnende Blicke zu, die vielleicht auf ein Gerücht hindeuten sollten, das in letzter Zeit in gewissen Kreisen kolportiert worden war.

Auf dem Anhalter Bahnhof trennte man sich. Der Rittmeister nahm nicht den Weg nach Hause. Was sollte er dort? Er beschloß bei Dressel zu Abend zu essen, in der Voraussetzung, mit Kameraden zusammen zu treffen. Er hatte ein Gefühl, als ob er jedes Alleinsein meiden müsse, um nicht wieder von Gedanken erfaßt zu werden, die ihn förmlich bestürmt und ihm die Röte der Scham in das Gesicht getrieben. Seine hoffnungslose Lage hatte ihn in einen seltsamen Zustand versetzt. Die Verzweiflung zeitigte Ideen in ihm, die er nur als die Ausgeburt eines gestörten Geistes betrachten konnte, und von ihnen sich zu befreien, mußte seine ernste Aufgabe sein.

Im Laufe des Abends wurde ihm dazu Gelegenheit. Bei Dressel fand er Gesellschaft und später ließ Hans von Dammin sich mit in den Klub nehmen, dessen Räume er seit Wochen — wie Kameraden behaupteten — in einer moralischen Anwendung gemieden. Er war entschlossen, auch heute nur mit Bekannten zu plaudern und höchstens, um nicht zu Spötereien einen Anlaß zu geben, ein kleines Spiel zu machen, während man den Rittmeister seit Jahren allabendlich unter der Gruppe von enragierten Spielern hinter dem grünen Tisch zu sehen gewohnt gewesen war.

Raum aber sah er sich in dem mit einem verschwenderischen, sinnverwirrenden Luxus ausgestatteten Raume und er hatte dem bei Dressel genoffenen

Wein einige der, für die Klubmitglieder zur freien Verfügung auf dem Büffet bereit stehenden, Liqueure folgen lassen, so hatten sich auch schon alle seine guten Vorläufe verflüchtigt. Bage Vorstellungen von der Möglichkeit, Fortuna als Ketterin der Not zu sehen, drängten auf ihn ein und verletzten ihn zunächst nur in eine fieberhafte Erregung. Dann aber? Die vollkommene Überzeugung, daß alle im Laufe der Jahre gewonnenen und verlorenen Summen schließlich doch einzig und allein den Rassen des Cercle zu gute gekommen waren, der ein ungeheures in Renten angelegtes Kapital sein eigen nannte, sah sich von einer ungestüm ausfladernden Hoffnung, von dem heißen Verlangen, zu gewinnen, zurückgedrängt, und kaum eine Viertelstunde nach dem Eintritt des Rittmeisters in das Lokal hatte er auch schon seinen alten Platz unter den berufsmäßigen Spielern eingenommen, die sich hier abends um dieselbe Stunde einzustellen pflegten.

Der Tag war angebrochen als Hans von Dammin sein Schlafzimmer betrat, um sich zur Ruhe zu begeben. Durch die seidnen Vorhänge stahl sich das Frührot und machte das Licht der Ampel erblaffen. Der Rittmeister löschte es; mit zitternder Hand langte er nach den Schnüren, die Vorhänge zurückzuziehen und dann das Fenster zu öffnen, durch welches kühle, frische Morgenluft einströmte. Die Stadt lag in der Stille, die innerhalb vierundzwanzig Stunden kaum auf ein bis zwei Stunden nächtlich sich wiederholt, wenn auch einzelne Stimmen aus dem Gewirr und Getöse der Großstadt nie ganz verstummen. Indem Hans von Dammin am offenen Fenster stand und seine heiße Stirn kalte Luft umspielte, schwand auch das dumpfe, betäubende Gefühl, das ihn seit dem gestrigen Abend am klaren Denken gehindert. Die sinnverwirrenden Geister, welche ihn in ihrem Zauberbann gehalten, waren von ihm gewichen und hatten der vollen nüchternen Wirklichkeit Platz gemacht. Er sah bleich und übernächtlich aus, die Augen lagen tief in ihren Höhlungen und waren von dunklen Ringen umgeben. Sein spärlich gewordenes Haar klebte feucht und wirr an Stirn und Schläfen.

Was nun?

Seine weißen Zähne gruben sich fest in die Unterlippe, daß sie blutige Spuren zeigte, während die linke Hand wie im Zorn oder in Ungebuld an der Spitze seines Schnurrbartes zerrte und sie drehte.

Fortuna war ihm nicht günstig gewesen, sie hatte sich hohnlachend von dem Thoren abgewandt, der sie zu zwingen versucht und mit immer größerem Eifer sie zu fassen bemüht gewesen war.

Nicht eine Schuld von fünfundzwanzigtausend Mark allein bedrückte ihn, sondern beinahe das doppelte. So sinnlos hatte er nie zuvor gespielt. Die Kameraden warnten, versuchten ihn zurückzuhalten — vergebens. Er mußte — er wollte gewinnen. O, es bedurfte gewiß nur eines energischen Willens, die Karten zu zwingen, um von der Qual frei zu werden, die ihn zu einem Verbrecher hatte machen wollen.

Er war nicht frei von ihr geworden, sondern

sie griff mit ihren Krallen nach seiner Vernunft, sie machte ihn zu einem Sinnlosen. Fiebernd rollte das Blut durch seine Adern, sein Atem flog, indem er raschen Schrittes das Zimmer durchkreuzte, und kalte Schweißtropfen traten immer wieder von neuem auf seiner Stirn hervor. Bisweilen entrang ein Stöhnen sich seiner Brust, er öffnete den Mund, wie um das Atemholen sich zu erleichtern, ihm war in der That, als ob er ersticken sollte.

In dieser Nacht war ihm der letzte Ausweg, der ihm noch geblieben, sich aus der selbstgeschaffenen Lage zu befreien, indem er sich an Hellmuth oder auch an den Vater um Beistand wandte, abgeschnitten worden. Nicht nur der erstere würde in diesem Falle unerbittlich sein, sondern auch Herr Luchs von Dammin. Damit war aber sein Schicksal endgültig besiegelt, es ließ sich nichts mehr retten, das ihm das Leben noch hätte wert machen können. Wie, wenn er mit einer einzigen raschen Handlung aller Qual ein Ende bereitete?

Er warf sich auf die Chaiselongue und hier lag er eine Weile lang ausgestreckt, regungslos mit weit geöffneten Augen, als wenn er die vergoldeten Verzierungen der Zimmerdecke einer eingehenden Besichtigung zu unterwerfen habe. Sterben! Er hatte das instinktive Grauen der Jugend vor dem natürlichen Ausgang des Lebens noch nicht überwunden, und einen gewaltigen herbeizuführen, dazu fehlte ihm der Mut. Wenn es sein mußte — nun ja — einstweilen aber —

War denn das Ding nur gar so arg? Er richtete sich aus seiner ruhenden Stellung wieder auf und begann von neuem seine Wanderung durch das Zimmer. Die Farbe war in sein Gesicht zurückgekehrt, doch nicht als ein natürliches Rot, sondern als eine Folge großer Aufregung. Was war es denn schließlich? Wollte er sich an fremdem Eigentum vergreifen? Welchen anderen Zweck würden eines Tages die Harderschen Gemälde haben, als daß sie verkauft und in alle Winde verstreut würden? Einstweilen aber waren sie niemand von Nutzen — ein unverzinsliches Kapital. Nicht ein Mensch würde sie zu Gesicht bekommen und wer wußte überhaupt von dem Vorhandensein der Gemälde? Einige Beamte, welche einerseits nicht das geringste künstlerische Interesse für sich in Anspruch nehmen würden, und andererseits von vornherein überzeugt waren, daß die Verwaltung des Harderschen Nachlasses in den allerbesten Händen sich befinde. Auch der Gedanke an Hanna Harber konnte ihn, im Grunde genommen, kaum beunruhigen, sobald er Sorge trug, daß sein anfänglicher Plan, die Bilder sämtlich verpackt im Pavillon unterzubringen, sich auch verwirklichen würde. Die Damminer Verhältnisse sicherten ihm eine umfangreiche Unterstützung seines Vorhabens. In etwas mehr als drei Jahren wurde die Besitzerin allerdings majorenn und dann konnte eine Entdeckung erfolgen, bis dahin aber auch manche Veränderung eingetreten sein, die ihn in den Stand setzen würde, vollständig Ersatz zu leisten, oder — die Gemälde zurückzulaufen. Herr Döminghaus hatte vor etwa vier Wochen einen kleinen Schlaganfall gehabt, wie der denselben behandelnde

Arzt dem Rittmeister versichert, und dieser glaubte nicht fehl zu gehen, wenn er eine Wiederholung desselben über kurz oder lang voraussah. Dann endlich war für ihn die Stunde gekommen, die ihn zum reichen Manne machte und in stand setzen würde, alle Verbindlichkeiten zu lösen.

Im Hause war es inzwischen lebendig geworden. Trotz einer vollständigen Erschöpfung fand Hans von Dammin keinen Schlaf. Angekleidet lag er noch ein paar Stunden in einem traumähnlichen Zustande auf der Chaiselongue und klingelte dann dem Diener, sich ein kräftiges Frühstück servieren zu lassen, um sich wieder „etwas auf die Beine zu bringen“.

Fünftes Kapitel.

Einige Tage waren für Hanna Harber in einer wenig anregenden und tröstlichen Weise dahingegangen. Es hatte den Anschein, als ob man im Ernst daran denke, ihre Studien indirekt zu beschränken, indem man ihr die Zeit nahm, der Ausübung derselben sich hinzugeben. Sie sah sich mit zahllosen Dingen beschäftigt, die wenig ihrem Geschmack entsprachen und seither niemals von ihr verlangt worden waren.

Dennoch fügte sie sich ohne Murren und es gelang ihr sogar, um Frau Bergners willen, die ihr mit liebevoller Fürsorge entgegenkam, ihre trübe Stimmung zu beherrschen und sich einen Anschein von Zufriedenheit zu geben. Sie war entschlossen, den Umständen Rechnung zu tragen und ruhig eine bessere Zeit abzuwarten.

Dann kam plötzlich von einer Seite ein Umschwung der Verhältnisse, von welcher sie einen Anlaß dazu am wenigsten hatte vermuten können. Der Rittmeister erschien abermals auf Dammin und in Frau Barbaras Begleitung im Pavillon, um Hanna zu eröffnen, daß man sie nicht zwingen wolle, einer ihr liebge gewordenen Beschäftigung zu entsagen, so lange diese Maß und Ziel nicht überschreite und nicht zu einem Vernachlässigen der notwendigen Ausübung jener Pflichten führe, welche einer künftigen Hausfrau immer die ersten werden sein und bleiben müssen.

Am Nachmittage kam Hans von Dammin noch einmal allein, das junge Mädchen zu besuchen, das von einem lebhaften Dankesgefühl erfüllt war, und dies in Worte zu kleiden bemüht war.

„Fügen Sie sich in die Verhältnisse von Dammin, Hanna, und respektieren Sie die Ansichten oder, wenn Sie wollen, Eigenheiten seiner Bewohner, die zu tief wurzeln, als daß sie abgeschwächt werden können. Lassen Sie weder den Vater noch die Mutter etwas von dem sehen, das insbesondere bei dem erstern immer eine unangenehme Erinnerung wachrufen wird. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Ihnen freie Zeit für Ihre Kunst genug bleiben wird, solange Sie nicht den Versuch machen, sie in den Vordergrund zu rücken. Seien Sie vorsichtig, und Sie werden mich überall bereit finden, Ihnen helfend zur Seite zu treten, wo Sie meines Rates und Beistandes bedürfen sollten.“

Hanna blickte den Sprecher überrascht und verwundert an, aber es lag nicht ein vertrauender Ausdruck in ihren Augen. Das gegenwärtige Benehmen des Rittmeisters stand in schroffem Gegensatz zu der Art, wie er ihr anfangs begegnet war.

Dennoch hatte ihre reine Seele für einen Argwohn nicht Raum, sie war weit davon entfernt, in seinen Worten etwas zu vermuten, das nicht dem Wunsche entsprang, einer Verwaisten freundlichen Beistand zu gewähren. Unzweifelhaft dankte sie auch seinem Einfluß, daß Frau Barbara ihr jetzt nachgebender entgegengetreten war, und so hatte sie gewiß Anlaß, eine Abneigung, von welcher sie sich seither beherrscht gefühlt, energisch zu wehren.

„Was haben Sie bezüglich der Gemälde Ihres verstorbenen Vaters beschlossen, Cousine?“ fragte der Rittmeister weiter, indem er sich in einiger Entfernung von Hanna auf einen Stuhl niederließ, von wo aus er sie aufmerksam beobachten konnte.

„Nichts, Herr Rittmeister. Was könnte ich auch beschließen? Wenn dort“ — sie deutete mit dem Finger in der Richtung nach dem Herrenhause — „kein Platz ist, so wird nichts übrig bleiben, als Ihrem Vorschlag zu folgen.“

„Platz wäre schon da, Fräulein Harder, aber — wie gesagt, ich würde es durchaus verfehlt halten, wenn Sie, im Hinblick auf den Vater, nicht die strengste Zurückhaltung beobachten wollten. Ich bin überdies der Meinung, daß der obere Teil des Pavillons als ein ganz vorzüglicher Aufbewahrungsort für die Bilder angesehen werden kann. Er ist trocken, aber nur sehr wenig der Sonne ausgesetzt. Die Gemälde sind durch einen Fachmann verpackt, und so würde ich es geraten halten, sie in dem Zustande, wie sie hier eintreffen, zu belassen. Sind Sie anderer Meinung?“

„Nein,“ entgegnete Hanna, doch etwas bedrückt durch den Gedanken, daß ihre Augen bis auf weiteres nicht mehr an den Schöpfungen des geliebten Vaters sich erfreuen sollten, die ihr immer neue Anregung gebracht und sie mit frohem Mut einem schönen Ziele nachzustreben erfüllt hatten.

„Ich will Ihnen gerne bei der Aufstellung behilflich sein.“

„Ihr Anerbieten nehme ich dankbar an, Herr Rittmeister, Sie sind sehr gütig.“

Er richtete dann noch verschiedene Anfragen an sie, die, nach Hannas Meinung, ein lebhaftes Interesse für die Arbeiten des verstorbenen Vaters bekundeten, das sie bei ihm nicht vorausgesetzt. Sie gab jede gewünschte Auskunft, und als er sich endlich von ihr verabschiedete, hatte sie ein Gefühl, als ob sie nicht mehr so ganz verlassen sei. Obgleich Hans von Dammin ihr nicht sympathisch war, so wollte sie doch einer Regung der Dankbarkeit in ihrem Herzen gegen ihn gern Raum gewähren.

Zwei Tage später langte zunächst ein Frachtwagen mit Kisten auf Dammin an und wurde von dem Rittmeister auf Umwegen sofort nach dem Pavillon dirigiert. Hier leitete er persönlich die Aufstellung in dem oberen Raum, der unmittelbar über den von Hanna Harder bewohnten Zimmern gelegen

war. Anfangs stand das junge Mädchen auf dem Treppenabsatz, um die einzelnen Kisten zu zählen. Hans von Dammin sagte ihr aber, daß alle glücklich angelangt seien, und die eine sah der anderen, nur nicht in der Größe, so gleich, daß es absolut überflüssig erschien, einen entsetzlich ermüdenden Posten noch länger einzunehmen. So zog Hanna sich auf Anraten des Rittmeisters zurück, überwältigt von Schmerz, der durch die Ankunft des Nachlasses ihrer Eltern von neuem aufgefrischt worden war.

Am folgenden Tage kamen die letzten zwanzig Kisten und dann lag der Pavillon so still und ruhig wie zuvor. Hans hatte Hanna selbst hinausgeführt, um sie die getroffenen Anordnungen in Augenschein nehmen zu lassen und sie konnte ihm nur von neuem danken. Nun fühlte sie sich beruhigter. In rastloser Arbeit würden schnell die wenigen Jahre, die sie von der Erlangung einer vollkommenen persönlichen Freiheit trennten, vorüberziehen, und dann der Zeitpunkt gekommen sein, in welchem der heißeste Wunsch des verstorbenen Vaters endlich Erfüllung finden sollte. Ihr Abschied von dem Rittmeister, der drei Tage später nach Berlin zurückkehrte, war beinahe ein herzlicher. Sie hatte ihm das Versprechen gegeben, in Fällen, wo sie des Beistandes bedürftig sein sollte, an ihn sich zu wenden.

Im ferneren Verlaufe der Zeit fühlte das junge Mädchen sich noch ernstlicher versucht, ihre verbesserte Lage dem Einfluß des Rittmeisters zuzuschreiben. Nachdem Frau Barbara etwa vierzehn Tage lang sich darauf beschränkt, Hanna täglich zu besuchen, führte sie dieselbe eines Tages ins Herrenhaus, um sie Herrn Luchs vorzustellen. Sie wurde zwar nicht freundlich, sondern eher etwas kühl empfangen, aber in seinem Gesicht hatte sich entschieden eine weiche Regung bemerkbar gemacht und seine Augen ruhten einige Augenblicke wohlwollend auf ihr.

Weitere vierzehn Tage später war Hanna mehr im Herrenhause als im Pavillon. Einer vollkommenen Übersiedelung stand, neben Frau Barbaras Abneigung, diesem Mädchen die Rechte einer Tochter des Hauses einzuräumen, auch Hannas eigener Wille entgegen. Die friedvolle Stätte, wohin man sie zuerst geführt und wo sie die bittersten Thränen um den Verlust der geliebten Eltern geweint, war ihr der liebste Aufenthaltort. Hier lebte sie ihrer Kunst, hier gedachte sie mit Schmerz und Liebe der Verstorbenen, hier träumte sie von einer Zukunft, in welcher eine heilige Pflicht zu erfüllen ihr oblag. Sie sollte ja nicht immer einsam und schuglos bleiben. In einigen Jahren hatte des Vaters Bruder, der mit inniger Liebe demselben zugethan gewesen, nach Deutschland zurückzukehren versprochen, um seiner verwitweten Schwägerin und dem Kinde derselben eine Stütze zu sein. Und an diesen Bruder des Vaters dachte Hanna mit sehnüchtigem Verlangen! Welch eine innige, ideale Liebe hatte die Brüder Harder verbunden! Der eine verschmähte verächtlich die Güter, welche man dem anderen unrechtmäßig vorenthalten, und hatte in der Fremde geschafft, um dessen Pläne und Träume eines Tages verwirklicht zu sehen.

Sie hatte den Onkel von dem Tod der Mutter

in Kenntnis zu setzen versucht, aber es war zweifelhaft, ob ihr die Absicht gelungen. Schon die letzten Briefe der Mutter an ihn waren unbeantwortet geblieben und nur aus diesem Grunde hatte die Verstorbene in der Sorge um ihr Kind sich zuletzt an Herrn Luchs von Dammin gewandt, obgleich sie kaum ernste Befürchtungen in Bezug darauf gehegt, daß dem Schwager irgend ein Unglück zugestoßen sei, da er in einem solchen Falle Sorge getragen haben würde, seine Lieben in Deutschland davon zu unterrichten. So hatte Hanna sich auch durch das Schweigen des Onkels nicht beunruhigt gefühlt und lebte jetzt der Hoffnung, in einigen Monaten wenigstens Nachricht von ihm zu empfangen.

Das einsame und zurückgezogene Leben sagte ihr zu. Daneben war sie so stark beschäftigt und in Anspruch genommen, daß ihr nicht viel Zeit blieb, einem Schmerze nachzuhängen, der doch noch lebendig in ihr war. In neuerer Zeit war sie nur in den frühen Morgen- und späteren Nachmittagsstunden sich selbst überlassen. Sie unterstützte Frau Bergner in der Wirtschaft, später ging sie ins Herrenhaus, um sich Frau Barbara nützlich zu erweisen und an deren Beschäftigungen teilzunehmen. Sie war eine gelehrige Schülerin, die sich gern in einer Kunstfertigkeit unterrichten ließ, welche ihrer Geschmacksrichtung so sehr entsprach. Einigemal hatte sie Herrn Luchs auf einen Spazierweg begleitet und ihm des Nachmittags die Zeitung vorgelesen. Er zeigte sich zwar immer wortkarg und zurückhaltend ihr gegenüber, aber sie hatte keine Gelegenheit, sich über Mangel an Rücksicht oder gar eine unfreundliche Begegnung zu beklagen. Die Nachmittagsstunden widmete sie dann ihrer Kunst in derselben Weise, wie sie seit dem Tode ihres Vaters nach seinen Bestimmungen und Lehren von ihr ausgeübt worden war. Mangel an Zeit zwang sie aber während der schönen Sommerzeit auf das Skizzieren sich zu beschränken und für diese Arbeit fand sie kein ergiebiges Feld, wenn sie sich nicht ausschließlich dem alten, herrlichen Baumschlag des Parkes und angrenzenden Waldes zuwenden wollte.

An einem taufriichen Sommermorgen hatte Hanna schon in der Frühe den Pavillon verlassen und war mit ihrer Skizzenmappe hinausgewandert, um von dem Walbrand aus ein baumbeschattetes, nett und freundlich am Flußufer gelegenes Wirtshaus zu skizzieren. Sie hatte bereits am vorhergehenden Tage zu diesem Zweck einen Platz unter einer weitläufigen, ihr Blätterdach ausbreitenden Buche sich ausgesucht. Diese stand zwar hart an der staubigen, den Verkehr mit den nächsten Dörfern vermittelnden Fahrstraße, aber eine Störung durfte sie dennoch nicht befürchten. Die sommerliche Arbeitseinstellung vor der Ernte brachte eine so vollständige Verkehrsstockung hervor, daß absolute Stille sie umgab. Sie hatte schon stundenlang an derselben Stelle gesessen und sich ungestört ihrer Beschäftigung hingeeben, ohne daß sie auch nur durch einen einzigen Vorübergehenden darin gestört worden wäre.

Das junge Mädchen gewährte in ihrer Umgebung einen auffallend hübschen Anblick. Sie saß noch im Schatten auf einem Baumstumpf, aber durch

die im Morgenwind spielenden Blätter stahl sich bereits das Sonnenlicht und zauberte auf ihrem dunkelbraunen Haar goldige Reflexe hervor. Hanna Harber war ein schönes Mädchen, obwohl der nagende Herzenskummer ihre Wangen im allgemeinen noch immer blaß und schmal erscheinen ließ. Im gegenwärtigen Augenblick, umweht von der frischen, kühlen Luft und im Eifer der Arbeit, waren sie lebhaft gerötet, und in ihren Augen leuchtete durch Gelingen gekrönte Schaffensfreude. So eifrig war sie in ihrer Arbeit vertieft, daß sie nicht nahenden Fußschlag und das Klirren einer Waffe gehört oder demselben wenigstens keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Erst als ein Reiter in ihren Gesichtskreis gelangt war, blickte sie ein wenig erschrocken auf.

Dieser zügelte unwillkürlich sein Pferd bei dem unerwarteten Anblick, der sich ihm bot. Unmittelbar darauf aber setzte er, nach einem respektvollen Gruß, seinen Weg in der Richtung nach Dammin fort. An der Biegung der Fahrstraße wandte er noch einmal den Kopf zurück, aber er sah nichts mehr von der anmutigen Erscheinung, die ihn förmlich frappiert hatte.

Wer war sie?

Im ersten Augenblick fand Hellmuth von Dammin keine Beantwortung dieser Frage, es fiel ihm nicht ein, in der jungen, schwarzgekleideten Dame eine Hausgenossin seiner Eltern zu vermuten. Der Tod der Tante war ihm allerdings bekannt geworden, er wußte auch, daß diese ein Kind hinterlassen. Damit war aber auch seine Kenntnis der Verhältnisse erschöpft. Er hatte als selbstverständlich angenommen, daß sein Vater für die Zukunft des Kindes, über dessen Alter er nicht einmal unterrichtet war, Sorge tragen würde, wenn die Familie Harber sich desselben nicht annehmen sollte, aber die Möglichkeit zu erfassen, daß der Vater dem Sproßling einer von ihm so hart verurteilten Verbindung Aufnahme auf Dammin gewährt, lag ihm so fern, daß er erst in allen erdenklichen Mutmaßungen sich erschöpfen mußte, ehe er, indem er die Trauerkleidung der Unbekannten sich wieder vergegenwärtigte, einer Vermutung Raum gab, die er im nächsten Augenblick wieder zu verworfen sich geneigt fühlte.

Wer aber konnte die Fremde sein? Indem er im Weiterreiten in Gedanken die ganze Umgegend durchwanderte, bot sich kein Anlaß, die Frage zu beantworten. Sie gehörte doch vielleicht zu Dammin. War das junge Mädchen am Ende wirklich die hinterlassene Tochter der Tante Sophie?

Er verfolgte indessen die sich daran knüpfenden Gedanken und Betrachtungen nicht weiter, obgleich die unerwartete Begegnung einen besonderen Eindruck auf ihn gemacht. Wichtigere Dinge beschäftigten ihn und gaben seinem ernsten Gesicht einen beinahe finsternen Ausdruck. Ihm stand eine peinliche Begegnung bevor und harte Kämpfe waren dem Entschluß, sie herbeizuführen, vorhergegangen. Seit Jahren hatte er die Garnison nicht mehr zum Zweck eines Besuches im Elternhause verlassen, sondern seinen Urlaub regelmäßig zu einer Reise ins Ausland benutzt. Die Erinnerung an das letzte Zusammentreffen mit dem Vater, bei welcher Gelegenheit ihm derselbe

eine entehrende, obwohl unbegründete Anklage entgegengeschleudert, war durch die Zeit nicht abgeschwächt worden und trieb ihm noch gegenwärtig das Blut heiß in das Gesicht. Sie hatte ihn aber doch nicht abhalten können, seinen Vorsatz, Dammin dauernd fern zu bleiben, aufzugeben. Zuviel stand auf dem Spiele.

Unter unerfreulichen Gedanken, die ihn auch während des nächtlichen Rittes beschäftigt, war er ungeduldi in den Hof geritten und hatte dort den Stallknecht mit der Verpflegung seines ermüdeten Tieres beauftragt. Erst nachdem er die umfassendsten Anordnungen gegeben, begab er sich in das Haus, um sich sogleich zu dem Vater zu verfügen, der den Sohn in Frau Barbaras Gegenwart mit Staunen und kühl empfing.

Nichtsdestoweniger ging ihm Hellmuth mit einem weichen Ausdruck seines Gesichtes entgegen, als er bis zu diesem Augenblick zur Schau getragen. Herr Luchs war gealtert, seitdem er ihn zuletzt gesehen, und von der ehemals an ihm bewunderten Rüstigkeit nicht viel mehr zu bemerken.

„Vater, Du hast keinen anderen Empfang für mich?“ fragte er vorwurfsvoll. „Beurteilst Du mein Verharren auf meinem Recht, Hans gegenüber, noch immer so hart? Glaubst Du, daß ein von uns gebrachtes Opfer diesen Ausgang hätte hindern können?“

Herr Luchs von Dammin wehrte dem Sohne. Ein Gedanke hatte ihn jäh erfaßt. Es war etwas Geschehen, etwas, das Hellmuth nach Dammin geführt.

„Welchen — Ausgang?“

„Vater — Du weißt nicht? Hans hat Dir keine Nachricht gegeben? O, dann bebauere ich —“

„Er hat seinen Abschied?“

Der alte Herr hatte die Worte abgebrochen — stoßweise laut werden lassen. Er saß mit vorgebeugtem Oberkörper, den Blick auf den Sohn gerichtet, als wolle er die Antwort von seinen Lippen erhaschen.

Dieser wagte kaum, sie laut werden zu lassen.

„Schuldenhalber?“ fragte Herr Luchs weiter.

„Ich wüßte keinen anderen Grund — dienstlich dürftest Du kaum etwas versehen haben — obwohl seine Verhältnisse in den letzten Wochen bemerkbar besser geworden sind. Die Hilfe kam wohl zu spät. Du hast Dir über Gebühr Opfer auferlegt, Vater, und jetzt ist vielleicht der Augenblick gekommen, wo ich sie Dir erleichtern kann, wo Du sehen wirst, daß nicht ein niedriger Geiz mich bewogen, meinen Grundsätzen treu zu bleiben.“

Herr Luchs von Dammin machte keine Entgegnung auf diese Worte. Frau Barbara aber hatte sich erhoben und verließ geräuschlos das Zimmer, um durch ihre Anwesenheit die Verhandlungen zwischen Vater und Sohn nicht zu erschweren.

„Gehe ich fehl, Papa, wenn ich vermute, daß durch das Aufnehmen einer Hypothek Dammin weiter belastet worden ist?“ fuhr Hellmuth fort, als der alte Herr, von den widersprechendsten Empfindungen überwältigt, noch immer schwieg. „Du findest mich bereit, Dir mit allem, was ich habe, zu Hilfe zu kommen, allerdings — doch darüber sprechen wir später.“

Jetzt richtete sich der alte Herr auf und seine Gesichtsfarbe verbunkelte sich.

„Ich bedarf Deiner Hilfe nicht. Hans hat von mir nichts gefordert,“ brachte er mühsam hervor.

In Hellmuths Zügen prägte sich Verwunderung aus. Einen Zweifel in die Worte des Vaters zu setzen, konnte ihm nicht einfallen.

„Das ist seltsam. Er hat seine Schulden bezahlt.“

„Kann das befremden? Der alte Döminghaus —“

„Davon kann ihm keine Hilfe gekommen sein,“ sagte Hellmuth, als Herr Luchs nicht vollendete. „Es ist vielmehr die Rede davon, daß er —“

Nun sprach der Rittmeister den angefangenen Satz nicht zu Ende. Die fürchtbare Erregung, welche in den Zügen des alten Herrn sich zu erkennen gab, warnte ihn.

„Verheimliche mir nichts, Hellmuth, gib mir das Gift nicht tropfenweise,“ sagte er, sich von seinem Sitz erhebend und nun mit raschen Schritten das Gemach durchkreuzend. „Nimm keine Rücksicht, die nur dienen kann, meine Unruhe zu vermehren. Ich bin auf alles gefaßt, und nachdem Du mir gesagt, daß ein von Dammin aus entehrenden Gründen verabschiedet worden ist, was könntest Du mir noch mitteilen, das eine ähnliche Wirkung hervorzubringen imstande wäre?“

„Vielleicht läßt Du Dir doch über diesen Punkt lieber von Hans selbst Auskunft geben. Meine Nachrichten können nach dieser Seite hin kaum Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben. Ich weiß nur, was man sagt, und würde diesen Gerüchten keinen Wert beilegen, wenn sie nicht Hansens eigenen Äußerungen entsprächen. Du bist wohl von seinem Verhältnis zu dem Kommerzienrat unterrichtet?“

„Ganz genau. Ein solcher Konflikt konnte nicht ausbleiben. Diese ungleichen Verbindungen nehmen niemals einen guten Ausgang. Wie konnte er erwarten, bei Döminghaus einem Verständnis für die Gewohnheiten und Ansprüche eines vornehmen Mannes zu finden? Hans hat meine Erlaubnis zu dieser Ehe erst eingeholt, als es schon zu einem Zurücktreten zu spät war. Niemals würde ich meine Zustimmung gegeben haben, wenn ich rechtzeitig von seiner Absicht unterrichtet worden wäre. Seine Lage muß, in der Abhängigkeit von diesem Manne, eine geradezu erbarmungswürdige gewesen sein, und ich begreife nicht, wie er sie ertragen. Es ist ekelerregend, in welcher Weise Döminghaus sein Übergewicht geltend gemacht hat. Nur der völlige Mangel einer angeborenen Herzensbildung kann eine derartige Brutalität erzeugen.“

„Verzeihe mir, Papa, wenn ich Dir zu widersprechen wage. Wir müssen doch ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl gelten lassen. Hier waren die Übergänge zu schroff — zu unvermittelt, als daß sie zu einem Ausgleich hätten führen können. Der Kommerzienrat wird ein großmütiger Mann genannt und hat Hans gegenüber bewiesen, daß er sehr wohl den Ansprüchen vornehmer Kreise gerecht werden kann. Er ist in diesen ein gern gesehener Gast und ihm wird

mit Achtung begegnete, weil ein bescheidenes Zurücktreten seiner Person ganz besonders vorteilhaft wirkt und zu einem Entgegenkommen zwingt. Sein ganzes Auftreten ist das eines gebildeten Mannes, in welchem niemand den Emporkömmling vermuten wird.“

„Ich kann mir denken, daß Du ihn in Schutz nimmst,“ schaltete hier Herr Luchs voll Bitterkeit ein.

„Nein, Papa, ich möchte nur nicht, daß Du den alten Herrn, den ich achten gelernt habe, unrecht beurteilst, weil seine Ansichten zu denjenigen seines Schwiegersohnes im schroffen Gegensatz sich befanden. Du darfst nicht vergessen, daß er den Wert des Geldes mehr als jeder andere schätzen gelernt. Ehemals, und das ist noch nicht lange genug her, als daß er es schon vergessen haben könnte, mag er den Thaler wohl manches Mal umgewendet und sich schwer von ihm getrennt haben. Nur ein so rasch erworbener ungeheurer Reichtum, wie ihn Herr Döminghaus angesammelt, konnte Naturanlagen und Gewohnheiten so wandeln, daß er sich in seiner, einer früheren ganz analogen Lebensstellung — wie mir scheint — vollständig zurecht gefunden. Niemand würde daran denken, ihm Verständnislosigkeit für die Ansprüche unserer Kreise zum Vorwurf zu machen. Er hat sie nur nicht für gewisse Auswüchse, und zu diesen rechne ich, neben anderen kostspieligen und gewiß nicht zu billigen Neigungen, denen vor allen Dingen ein Gatte und Vater fern bleiben sollte — das Spiel. Gerade dies aber ist es gewesen, das den Kommerzienrat zuerst veranlaßte, Maßregeln zu ergreifen, die ich keineswegs billigen kann, deren Tragweite er aber nicht übersehen. Wie sich dann das Verhältnis weiter zugespitzt, ist leicht zu erklären, und wenn ich mir gewisse Äußerungen vergegenwärtige, welche Hans in Bezug auf dasselbe gemacht, so glaube ich auch, daß, nachdem er seinen Abschied erhalten, Herr Döminghaus sehr wohl die Absicht haben könnte, ein Band zu lösen, das beiden Teilen mit der Zeit ein sehr drückendes geworden ist.“

In den Zügen des alten Herrn arbeitete es noch immer furchtbar, seine Bewegungen waren unruhiger geworden und mit schnellen Schritten durchkreuzte er wiederholt das Zimmer, ehe er sich zu einer Entgegnung aufgerafft. Nun blieb er vor Hellmuth stehen, indem seine Hand das spärliche Haar von der Stirn zurückstrich.

„Das sollte der Ausgang sein? Du hältst es für möglich, daß dieser Döminghaus wagen könnte, auch noch in dieser Weise vorzugehen?“

„Nicht nur möglich, Papa. Ich begehe wohl keine Indiskretion, wenn ich Dir sage, daß Hans selbst von diesem Ausgang überzeugt ist. Mag er Dir das Nähere mitteilen. Ich aber habe unter diesen Umständen angenommen, daß Du Dich veranlaßt gefühlt, ihm die Mittel zu gewähren, seine Verbindlichkeiten zu lösen, damit wenigstens nach dieser Seite hin unser Name vor übler Nachrede geschützt bleibe.“

Während der Sohn sprach, hatte Herr Luchs mit allen Zeichen großer Erschöpfung wieder den ver-

lassenen Platz eingenommen. Aufregende Vorstellungen bestürmten ihn. Es waren unerhörte Dinge, die ein von Dammin über den makellosen Namen seiner Vorfahren gebracht und dieser Gedanke wirkte unzweifelhaft am niederdrückendsten auf ihn. Daneben aber wurde er gezwungen, sich die Folgen zu vergegenwärtigen, welche das Unglück des Sohnes, auf den er einst nach allen Seiten hin glänzende Hoffnungen gesetzt, nach sich ziehen mußte. Als verabschiedeter Offizier in der Residenz zu leben, würde nicht dem Geschmack des Vermögenden entsprechen, noch weniger verlockend mochte ihm aber das stille Leben auf Dammin erscheinen, das überdies seit einem gewissen Zeitpunkt nicht mehr ein ganz sorgenloses war. Wiederholte Mißernten hatten Herrn Luchs Schwierigkeiten bereitet, die er ehemals nicht gekannt. Überschüsse waren freilich seit einer Reihe von Jahren nicht mehr erzielt worden, noch weniger aber hatte man sich jemals gezwungen gesehen, den mit vornehmer Freigebigkeit geführten Hausstand zu beschränken. Das war anders geworden, seitdem namhafte Zinsen gezahlt werden mußten. Der alte Herr sah sich zu Berechnungen aller Art gezwungen, die ihm seit jeher unangenehm gewesen und oft genug die gleichmäßig friedvolle Stimmung einer früheren Zeit erschütterten. Da hatte nicht selten der Gedanke, daß die reiche Verbindung des Sohnes dienen würde, wohl einmal bessere Zeiten wieder herbeizuführen, beruhigend gewirkt, ja allmählich war es dem alten Herrn sogar gelungen, seine anfängliche Abneigung gegen dieselbe durch derartige Erwägungen zu überwinden. Es war eben alles anders in der Welt geworden und Hans von Dammin nicht der einzige, der durch den Reichtum einer bürgerlichen Frau sich einen festeren Halt in der glanzbedürftigen Gesellschaft verschafft hatte.

Und nun? Herr Luchs fühlte sich von einem ohnmächtigen Gefühl beschlichen, indem er die Lage des Sohnes sich vergegenwärtigte. Die Pension des Rittmeisters entsprach nicht im geringsten den Anforderungen, die derselbe an das Leben zu stellen gewohnt war, selbst nicht für den Fall, daß er sich entschließen sollte, fortan seinen ständigen Aufenthalt auf Dammin zu nehmen.

Eine drückende Stille herrschte in dem Raum, während beide Männer ihre unerquidlichen Gedanken verfolgten. Hellmuth nahm seine zuletzt gesprochenen Worte wieder auf.

„Täuschte ich mich, hast Du Hans nicht bedeutende Summen vorgestreckt, dann weiß ich nicht, woher er das Geld genommen, wer ihm seinen Beistand gewährt. Von befreundeter Seite darf er nicht viel erwarten. Das Bekanntwerden der Pläne des Kommerzienrates hat ihm sozusagen den Boden unter den Füßen entzogen. Will ich offen sein, dann muß ich gestehen, daß er am besten gethan hätte, sich dem Vater und Bruder anzuvertrauen.“

„Hat er sich etwa nicht bereits einmal in der Stunde großer Not an Dich gewandt?“ fragte Herr Luchs mit grollender Stimme. Die Unruhe, von welcher er sich ergriffen fühlte, suchte nach einem Ausweg. Er fügte noch hinzu: „Du aber? Du hast

vorgezogen, Dammin in eine Lage zu bringen, welche mir die größte Unruhe bereitet!"

Hellmuths Gesicht verfinsterte sich. „Wozu dieser Vorwurf, Vater? Ich habe Dir bereits einmal meine Gründe klargelegt, die mich bewogen, mein Geld festzuhalten. Ich wiederhole diesen Ausdruck, der Dich damals so sehr empört und veranlaßt hat, mich einen ‚jeder aristokratischen Gesinnung baren Filz‘ zu nennen. Ich bin fünfunddreißig Jahre alt und habe es immer mehr als ein Glück betrachtet gelernt, daß es mir nicht schwer geworden, den an mich herangetretenen Versuchungen zu widerstehen. Schaden hat es mir nach keiner Seite gebracht, daß ich vorgezogen, einige Kameraden die Achsel zucken zu lassen, weil ich, trotz meiner Mittel, weder am Spiel noch an den Rennen mich beteiligt habe. Dafür haben andere den Wert meiner Freundschaft schätzen gelernt. Im Regiment habe ich bessere Namen als mit welchen Du mich beehrt, weil mein Vermögen mir zum Verschleudern zu gut war. Wäre ich dem Beispiel des Bruders gefolgt, so würde Dein Alter vielleicht nicht sorgenlos sein, was es jetzt sein kann, wenn Du willst. Hätte ich damals geholfen, als Hans und Du es von mir gefordert, mein Geld wäre so gut verloren gewesen wie alles andere, und der Glanz nicht um eine Minute dadurch hinausgeschoben worden.“

„Deine Härte ist aber schuld, daß er sich nicht wieder an Dich gewendet,“ warf Herr Luchs ein.

„Es würde mir nicht schwer werden, Dich eines anderen zu überzeugen. Doch — lassen wir das, ich will nicht den Angeber spielen — frage Hans selbst. Jede Bitte seinerseits würde aber eine vergebliche geblieben sein, solange er nicht dem Spiel für immer entsagt. Ein solcher Fall konnte bei ihm indessen nur durch Zwang eintreten. Ich sollte das Geld hergeben, ohne Sicherheit — auf Kavaliersparole. Mehr als einmal habe ich das gethan und niemals es zu bedauern Grund gehabt. Bei Hans — nein. Er würde mir, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, einen Strich durch die Rechnung gemacht, meinen Lebensplan, den ich mir entworfen, zerstört haben. Das mütterliche Erbteil hat sich in meinem Besitz vermehrt und so sehe ich mich in stand gesetzt, den Traditionen unserer Familie entsprechend, die Verbindung mit einer Dame zu erstreben, die alle Ansprüche, welche ich an meine künftige Gattin stelle, befriedigt und mich glücklich machen wird. Ich verurteile Geldheiraten als etwas Unsitliches und beide Teile Entehrendes im allgemeinen, am meisten aber in Fällen, in welchen Männer, die mit einem alten Stammbaum sich brüsten, durch die Ehe mit einer Bürgerlichen sich erniedrigt glauben. Wenn nun Hans durch seine Begriffe von Kavalierehre meine Pläne und Absichten zu durchkreuzen suchte, wenn er der Meinung war, daß es Bruderpflicht sei, aus Rücksicht für ihn meinen Grundsätzen treulos zu werden, so wirst Du es mir schließlich nicht verargen können, daß ich mich einem derartigen Ansinnen widersetzte, um so mehr, als ich nichts dadurch erreicht haben würde.“

Hellmuth holte ein paarmal tief Atem, ehe er fortfuhr.

„Die Lage ist jetzt eine veränderte. Hans' unverantwortlicher Leichtsinns hat eine Katastrophe herbeigeführt, die einem weiteren Nachgeben seiner sogenannten noblen Passionen ein für allemal ein Ende gemacht hat. Das Bekanntwerden seiner Lage wird ihn zur Zurückhaltung zwingen. Dadurch ist auch die Gefahr beseitigt, die für mich in einem Eingreifen in die hiesigen Verhältnisse lag, und der Zeitpunkt gekommen, wo ich Dir meinen Beistand anbieten kann. Du darfst über mein Geld verfügen, soweit es dazu dienen wird, Dammin ganz frei zu machen. Die fremde Hypothekenschuld mag abgestoßen werden — ich meine gerade gegenwärtig, wo man sich viel mit den Damminer Verhältnissen beschäftigen wird, dürfte ein solches Vorgehen von Wert sein. Ich verlange indessen, daß alle Formalitäten erfüllt werden, welche mein Kapital Hans gegenüber sicherstellen.“

Herr Luchs war den Worten seines Sohnes mit sehr gemischten Empfindungen gefolgt. Nie war er weniger geneigt, Hellmuths „pedantischen“ Lebensanschauungen KonzeSSIONen zu machen, als in einem Augenblick, wo die Umstände zu einer Anerkennung derselben drängten. Vielleicht gestellte dem Schmerz, den ihm der Gedanke an das Schicksal seines ältesten Sohnes bereitete, der Zorn über die persönliche Niederlage, welche er erlitten, sich bei, auf jeden Fall hatten ihn die Worte Hellmuths wie eine Beleidigung getroffen, die ihm nicht gestattete, den Wert des Anerbietens zu prüfen, sondern dasselbe in einer Weise abzulehnen, die sehr geeignet war, eine bereits bestehende Kluft zu erweitern.

„Du kannst im Ernst daran denken, Hans ihn entehrende Bedingungen stellen zu wollen?“ fragte er mit einem raschen Aufblick, indem seine Brauen sich zusammenzogen. „Du kennst meine Bestimmungen über Dammin und würdest Dich sehr täuschen, wenn Du der Idee Raum geben solltest, daß unter Umständen eine Abänderung derselben stattfinden könnte. Noch denke ich nicht daran, von der Bewirtschaftung des Gutes zurückzutreten, sondern hoffe die Ertragsfähigkeit desselben über kurz oder lang auf den alten Standpunkt zurückzuführen. Gelingt dies — dann würde ja auch die Sorge bezüglich der Hypothek geschwunden sein. Ob die Zinsen Dir gezahlt werden oder einem andern —“

„Papa, ich möchte Dich bitten, in dieser Weise nicht fortzufahren,“ unterbrach ihn jetzt Hellmuth, sich stolz aufrichtend. Sein Gesicht war bleich, in seinen Augen leuchtete ein eigentümlicher Glanz. „Wenn ich eine Kränkung, die mir hier eines Tages zugefügt worden ist, zu vergessen bemüht gewesen bin, und meine Schritte nach hier lenkte, so verfolge ich damit keineswegs meine Interessen. Dem Vater habe ich verziehen, dem Vater wollte ich Sorgen fern halten — darum bin ich hier, nicht in selbstsüchtiger Absicht. Ob Du mir oder einem Fremden Zinsen zahlst, mag sich ja gleich bleiben, solltest Du aber das eine oder andere Mal nicht in der Lage sein, Deine Verbindlichkeiten einlösen zu können, dann würde vielleicht ein Unterschied zwischen dem Fremden und dem Sohn sich bemerkbar machen. Im übrigen denke ich nicht daran, Dir meinen Beistand aufzudrängen. Betrachten wir die Angelegenheit als ab-

gethan. Hat Hans nicht neue Forderungen an Dich gestellt, so beschwert Dich die Lage der Verhältnisse vielleicht auch nicht. Du hast es ja stets für überflüssig gehalten, mit mir von dem, was Dammin angeht, zu sprechen."

Die ruhige, leidenschaftslose Sprache des Sohnes machte ersichtlich Eindruck auf den alten Herrn. In dem Ton der Stimme war etwas gewesen, das überzeugender noch gewirkt als die Worte, in welchen Hellmuth seine Absichten zum Ausdruck gebracht. Herr Luchs konnte sich eines Gefühls von Unbehagen nicht erwehren.

"Du kannst ja mit Hans darüber sprechen," versetzte er einlenkend. "Ich nehme an, daß er von sich hören lassen wird. Weiß er von Deiner Absicht, nach Dammin zu gehen?"

"Nein. Ich habe ihn wiederholt besucht, aber nicht angetroffen. Wäre ich über die Lage der Sache unterrichtet gewesen, so würde ich nicht gekommen sein. Man macht sich bisweilen sehr falsche Vorstellungen."

In den letzten Worten war etwas, das die Vermutung nahe legte, Hellmuth von Dammin wünsche, nicht falschen Vorstellungen nachgegangen zu sein. Und so war es in der That. Jene vierundzwanzig Stunden, die dem Augenblick vorhergegangen waren, in welchem er den Befehl gegeben, sein Pferd zu satteln, um noch in der Nacht nach Dammin zu reiten, hatte er in einem Höhegrad von Aufregung verbracht, der ihm unerträglich gedünkt. Seine Seele war von dem Unglück erfüllt gewesen, das den Bruder getroffen, daneben quälte ihn der Gedanke an den Vater, den er als ein Opfer der niederdrückendsten Sorgen gewähnt. Scheinbar waren Mitleid und Besorgnisse gleich unangebracht gewesen.

Dennoch fand er keinen Grund, zu bedauern, daß er dem Verlangen, mit dem Vater Rücksprache zu nehmen, nachgegeben. Im Laufe des Vormittags kam es zu einer Annäherung zwischen beiden, so wenig der alte Herr auch imstande war, eine Art von Mißtrauen zu bewältigen, das er im Laufe der Jahre gleichsam großgezogen. Während Hellmuth in einem der Fremdenzimmer die Spuren eines anstrengenden Ritteres zu verwischen bemüht war, hatte Herr Luchs Zeit gefunden, sich von einem Argwohn frei zu machen, der sich ihm bei den, ihn unangenehm berührenden, geschäftsmäßig klingenden Worten des Sohnes aufgedrängt.

Ruhig geworden, fühlte er sich auch mehr geneigt, Hellmuth einige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn er auch nicht im entferntesten daran dachte, Eigenschaften zu beschönigen, die ihm bei dem jüngsten Sohn nicht nur mißliebig, sondern sogar im höchsten Grade widerwärtig gewesen waren. Not und Sorge hatte ihm dieser niemals bereitet, sondern von Kindesbeinen an sich befeißigt, einen ebenen Weg zu gehen. Nie war eine Klage über ihn laut geworden, oder er gab dem Vater Gelegenheit, seinetwegen sich zu beunruhigen. Vielleicht war hierin der Grund zu suchen, daß Herrn Luchs der jüngere Sohn so unendlich viel ferner stand. Er hatte wenig Veranlassung gehabt, sich in Ge-

danken mit ihm zu beschäftigen, während der ältere ihn jederzeit vollauf in Anspruch genommen und ihm mancherlei Freude über glücklich erlebte Schwierigkeiten bereitet, in welche sein Leichtsinns ihn immer von neuem gestürzt.

Selbst gegenwärtig übermog Mitleid den Zorn, den der alte Herr über die Schande empfand, die der Sohn seinem Namen gemacht. Er fühlte sich sehr geneigt, einem harten Schicksal den größten Teil der Schuld aufzubürden, die Hans von Dammin so kläglich eine glänzende Laufbahn beenden ließ. Was hatte er verbrochen, das nicht Hunderte von Rame aben vor ihm gethan und, allen Verboten zum Trotz, nach ihm thun würden? Er war ein schneidiger, flotter Offizier gewesen und hatte seine Verhältnisse überschritten. Hierin lag ein Vergehen, das Herr Luchs allerdings streng verurteilte, ohne es unentschuldig zu lassen. Unter normalen Verhältnissen, wenn Herr Döminghaus die Ehre zu würdigen gewußt, die ihm durch die Verbindung seiner Tochter mit dem Rittmeister widerfahren war, würden Geldverlegenheiten nicht den Sturz des Sohnes herbeigeführt haben, sondern alle Hoffnungen, die Herr Luchs auf die Zukunft seines Sohnes gesetzt, ohne Zweifel in Erfüllung gegangen sein.

Aber alles Mitleid konnte doch die Sorgen nicht bannen, welche Hellmuths Mitteilungen wachgerufen, und einmal sich selber überlassen, sah er sich gezwungen, der Zerstörung seiner Hoffnungen, die er auf den ältesten Sohn gesetzt, voll in das Gesicht zu schauen. Nicht eine einzige hatte sich erfüllt. Er würde als vierzigjähriger Mann, dem kaum noch etwas in der Welt zu thun übrig blieb, nach Dammin zurückkehren, um hier ein verfehltes Leben zu beschließen, und — der alte Herr konnte sich dieser Vorstellung nicht erwehren — den Frieden des Hauses zu stören. Zwischen Vater und Sohn hatten sich allezeit mancherlei Meinungsverschiedenheiten bemerkbar gemacht, aber sie waren nur selten, in Folge der stüchtigen Besuche des letzteren, zum Ausbruch gekommen. Herr Luchs mußte auch daran denken und seine Mienen verfinsterten sich nur noch mehr, es war ihm kaum möglich, die Unruhe zu beherrschen, von welcher er sich ergriffen fühlte.

Noch andere Gedanken quälten ihn. Indem er sich Hellmuth vergegenwärtigte, wuchs seine Abneigung, von dem Anerbieten desselben Gebrauch zu machen. Dammin war nicht überschuldet, ein paar gute Erntejahre würden viel gut machen, vielleicht gelang es auch zunächst, eine weniger hohe Verzinsung des aufgeliehenen Kapitals herbeizuführen. Einschränkungen mußten, sie konnten aber auch gemacht werden, um so eher, als der Rittmeister fortan mit Eifer und Fleiß der Landwirtschaft sich zu widmen haben würde. Allerdings war es mit dem ruhigen, friedvollen Leben vorbei, aber vielleicht war es besser, ein solches aufzugeben, als einer Gefahr sich auszusetzen, welche darin lag, dem jüngsten Sohn Dammin ganz in die Hände zu geben, was entschieden durch Annahme des von Hellmuth angebotenen Beistandes geschehen würde.

Herr Luchs von Dammin ahnte in dieser Stunde

nicht, wie stark die eigene Niederlage, die er Hellmuth gegenüber erlitten, in seinen Erwägungen des Für und Wider ihn beeinflusste, als er endlich zu dem Entschluß kam, die bestehenden Verhältnisse unberührt zu lassen. Er bedauerte, das Anerbieten des Sohnes nicht entschiedener, als geschehen, abgelehnt zu haben, obwohl er eines befriedigenden Gefühls sich nicht erwehren konnte, indem er daran dachte, daß wenigstens dieser Sohn ihm die Hoffnung erhalte, etwas von den Träumen verwirklicht zu sehen, die er bezüglich der Träger seines Namens gehegt.

Beim Mittagessen trafen Vater und Sohn wieder zusammen. Des am Morgen geführten Gesprächs geschah nicht Erwähnung. Hellmuth zog es vor, einstweilen nicht darauf zurückzukommen und Herr Luchs schien ebensowenig Neigung zu haben, es von neuem aufzunehmen. Vielleicht war auch Frau Barbaras Gegenwart hinderlich.

Mehr als einmal ruhten die Augen des alten Herrn wider Willen mit Wohlgefallen auf dem Sohn, dessen er kaum jemals mit wärmeren Gefühlen gedacht. Hellmuth war nicht ganz so groß als Hans von Dammin, aber nur vorurteilsvolle Augen konnten sein Äußeres weniger günstig beurteilen als das des Bruders. Er war von kräftiger Gestalt, sein Gesicht, mit regelmäßigen Zügen und klugen, ehrlich blickenden Augen, war, bis auf den oberen Teil der Stirn, gebräunt und machte den Eindruck von Frische und Gesundheit. Seine besonders wohlklingende Stimme berührte angenehm das Ohr.

Die Unterhaltung bei Tisch war von seiten der Herren eine lebhafte und anregende, aber auch Frau Barbara nahm Anteil daran. Im Laufe des Gesprächs geschah der neuen Hausgenossin Erwähnung.

„Also doch! So habe ich mich nicht getäuscht. Ich dachte daran, daß das junge Mädchen Sophiens Tochter sein könnte.“

„Du hast Fräulein Harder gesehen?“

„Vermutlich. Ich traf sie bei meiner Ankunft am Feldweg.“

Herr Luchs warf einen raschen, fragenden Blick auf Frau Barbara.

„Allein?“

„Allein,“ bestätigte Hellmuth. „Sie saß auf einem Baumstamm und zeichnete, wie mir schien.“

Die Frauen des alten Herrn zogen sich unmutig zusammen. „Du sollst das nicht leiden, Barbara. Solange sie bei uns ist —“

„Wo bleibt sie?“ fragte Hellmuth.

„Im Pavillon,“ entgegnete Herr Luchs etwas rasch, als wolle er seiner Gattin mit der Beantwortung dieser Frage zuvorkommen. „Wir haben angefangen, sie mit uns speisen zu lassen. Heute aber — ich dachte, Dir würde die Begegnung vielleicht unangenehm sein.“

Der Rittmeister konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „Mir unangenehm? Warum, Papa? Ich habe mir allerdings seither nicht gerade eine freundliche Vorstellung von Franz Harders Tochter gemacht und mich manchmal darüber gewundert, daß man sich von Abneigung gegen ein Menschentkind beherrschen lassen kann, von welchem man nichts weiß,

lediglich infolge eines in der Jugend wahrgewordenen Vorurteils. Ich bedaure indessen, daß Ihr meinetwegen von einer Gewohnheit abgewichen seid, obwohl eine Störung unseres kurzen Beisammenseins mir nicht gerade willkommen gewesen sein würde. Wie kam sie nach Dammin? Sie hat doch Verwandte, in deren Kreisen sie gewiß besser aufgehoben wäre. Abgesehen auch von der zweifelhaften Stellung, die sie hier einzunehmen scheint, ist Dammin doch gar kein Aufenthalt für ein junges Mädchen.“

Herr Luchs gab Aufklärung, Hellmuth sagte noch: „Armes Ding!“ und damit war die Unterhaltung über Hanna abgethan. Den Ausruf des Rittmeisters veranlaßte der Gedanke, daß sie in einer Umgebung zu leben verurteilt sei, die, nach allem, was ihm jemals über die Hardersche Familie zu Ohren gekommen war, sie in ihrer Entwicklung vollständig hemmen würde.

Indem er so dachte, gab er Ideen Raum, die der Zorn des Vaters über eine demselben un sympathische Verbindung der Schwester mit einem Bürgerlichen zuerst in dem Sohn gewedt. Wenn Hellmuth von Dammin ehemals der anmutigen Tante Sissi gedacht, so geschah es immer mit einer Art von Bedauern und Mitleid. Herr Luchs von Dammin hatte Bilder von der Zukunft seiner Schwester entworfen, welche auf das erregbare Gemüt des jüngsten Sohnes einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Er hatte im Laufe der Jahre manche Ansicht des Vaters, die er einst vertreten, aufgegeben, aber niemals würde er es für möglich gehalten haben, daß ein der ungleichsten aller Ehen entsprossenes Kind die Luft des Herrenhauses von Dammin atmen könne, ohne an ihr zu Grunde zu gehen.

Er war förmlich von Verwunderung überwältigt, als Hanna Harder nach dem Essen im Salon erschien, um ihren Platz am Kaffeetisch einzunehmen. Sie zeigte bei der Vorstellung keine Spur von Verlegenheit oder Befangenheit. Die Verbeugung, welche sie ihm machte, hatte er in keinem Salon den Umständen entsprechender gesehen. Da war kein zu viel und kein zu wenig. Sie begrüßte in ihm den Sohn des Hauses und einen ihr bis zur Stunde fremden Standesgenossen.

War der erste Eindruck, den das junge Mädchen in früher Morgenstunde auf ihn gemacht, ein überraschender gewesen, so hatte ihn Hellmuth doch bald zurückgedrängt gesehen. Um so nachhaltiger wirkte die zweite Begegnung mit ihr. Er glaubte nie etwas Lieblicheres gesehen zu haben, als diese zarte, schwarzgekleidete Mädchengestalt, wie sie geräuschlos und voll Anmut in ihren Bewegungen aufmerksam die unausgesprochenen Wünsche der kleinen Gesellschaft erfüllte. Sie mischte sich nicht unaufgefordert in das Gespräch, beantwortete aber ohne Zögern jede an sie gerichtete Frage mit klarer, unendlich modulationsfähiger Stimme, um gleich darauf ihre unterbrochene Arbeit mit Eifer wieder aufzunehmen.

Hellmuth von Dammin fand während einer Zeitdauer von nahezu zwei Stunden hinreichend Gelegenheit, seine junge Verwandte aufmerksam zu beobachten, und hatte ein Gefühl, als ob sein Interesse für sie

in raschem Wachsen begriffen sei. Nicht lange war es ihm möglich gewesen, sie indirekt von der Unterhaltung ausgeschlossen zu sehen, sondern ihm bald gelungen, das Gespräch zu verallgemeinern und Hanna hineinzuziehen. Sein Bestreben blieb nicht unbemerkt und ihre Augen begegneten den seinen einmal mit einem warmen Ausdruck. Bis zu diesem Augenblick hatte sie nicht geglaubt, daß die Zurücksetzung, welche sie auf Dammin erfuhr, Schmerze — jetzt wußte sie es.

Am nächstfolgenden Tage lehrte Hellmuth nach Berlin zurück. Seine eigentliche Absicht, die ihn nach Dammin geführt, hatte er nicht erreicht. Herr Luchs lehnte jeden Beistand von seiten des Sohnes ab, er wollte doch einstweilen ganz freie Hand behalten und — abwarten.

Vater und Sohn hatten sich indessen freundlicher voneinander verabschiedet als in früheren Jahren. Bekterer versprach, im Laufe des Herbstes vielleicht noch einmal auf ein paar Tage wiederzukommen, und Herr Luchs hatte, zu Fuß nebenher schreitend, ihm sogar ein Stück Weges das Geleit gegeben. Hanna Harber hatte er nicht mehr zu Gesicht bekommen, aber er beauftragte Frau Barbara, ihr seinen Abschiedsgruß zu überbringen und sein Bedauern auszusprechen, daß er sich nicht mehr persönlich von ihr habe verabschieden können. Indem er allein seinen Weg verfolgte, beschäftigte er sich lange in Gedanken mit ihr und kam, seltsamerweise, dazu, einen Vergleich zwischen ihr und derjenigen aufzustellen, die er, nach reiflicher Überlegung und sorgfältigem Erwägen, in kurzer Zeit als seine Gattin heimzuführen gedachte.

Er fühlte sich unangenehm dadurch berührt und war unzufrieden mit sich selbst, aber es gelang ihm nicht, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Sechstes Kapitel.

Herr Luchs von Dammin sah sich in seinen Erwartungen bezüglich seines ältesten Sohnes arg getäuscht. Zwar kam in den darauffolgenden Tagen Nachricht von ihm, aber nicht eine solche, wie er sie erwartet. Mit dünnen Worten teilte Hans dem Vater mit, daß er seinen Abschied erhalten und wenn er seine Verhältnisse geregelt haben werde, auf einige Zeit nach Dammin zu kommen gedenke. Allerdings beabsichtige er nicht, sich dauernd daselbst niederzulassen. Er sei zu jung, um in der Erde sich zu vergraben. Sollte es ihm gelingen, sich von den Fesseln einer höchst unglücklichen Ehe frei zu machen, so hoffe er einen unbefonnenen Schritt, der ihm verhängnisvoll geworden, auszugleichen.

Der alte Herr war außerordentlich peinlich durch den Brief berührt. Er hatte erwartet, den Sohn, von Schicksalschlägen schwer getroffen, fassungslos zu finden und zahlreiche Pläne entworfen, die einerseits dazu dienen sollten, Hans aufzurichten und andererseits seine besseren Eigenschaften hervortreten zu lassen. Eine Notwendigkeit ihn aufzurichten lag aber unzweifelhaft nicht vor. Peinlich fühlte Herr Luchs

durch die Absicht, einstweilen noch in Berlin zu bleiben, sich berührt und — zum ersten Male — erfuhr der felsenfeste Glaube an eine Vereinigung der besten und edelsten Eigenschaften in dem einen Sohne eine Erschütterung, die beunruhigend auf ihn wirkte.

Dann hörte er lange Zeit hindurch nichts mehr von ihm, aber Hellmuth zeigte etwa drei Wochen nach seinem Besuch im Elternhause seine Verlobung mit der Freilin Kamilla von Reventlow an. Die Nachricht brachte auf Dammin große Freude hervor. Nicht weniger Herr Luchs als Frau Barbara waren durch die Wahl des Sohnes in hohem Grade befriedigt. Die Braut entstammte einer alten, vornehmen Familie, deren Reichtum einmal sprichwörtlich gewesen war und welche noch gegenwärtig großer Wohlhabenheit sich erfreute. Sie war nicht nur Herrn Luchs persönlich bekannt, sondern ihre Mutter auch ehemals Frau Barbaras Freundin gewesen, wengleich sie nun seit Jahren nichts mehr voneinander gehört.

Die Braut hatte im Oktober ihren Besuch auf Dammin angemeldet und dadurch wurde nun in dem alten Herrenhause eine Thätigkeit veranlaßt, wie sie kaum je zuvor daselbst sich entwickelt. Hanna Harber sah sich sehr in Mitleidenschaft gezogen, und nur noch selten fand sie Zeit, einer ihr lieben Beschäftigung sich hinzugeben. Sie war unablässig in Anspruch genommen. Ganz unbemerkt waren die kleinen Dienstleistungen, zu welchen man sie anfänglich herangezogen, zur Gewohnheit geworden. Herr Luchs hatte bald Fräulein Harber als seine Vorleserin und Begleiterin auf Spaziergängen betrachten gelernt, so wenig sich auch zwischen ihm und ihr ein Verhältnis sich entwickelt, das verwandtschaftlichen Beziehungen entsprach, und Frau Barbara fand es äußerst unangenehm, manche hausfrauliche Pflicht einer anderen überlassen zu können, um so mehr, als diese andere das ihr Übertragene stets auf das beste zu erledigen bemüht war. Der Gedanke, daß Hanna während der Anwesenheit der Braut Hellmuths sich ihr besonders nützlich, ja unentbehrlich erweisen werde, führte sogar zu einer Annäherung zwischen beiden, die sie ehemals nicht für möglich gehalten haben würde. Frau Barbara fühlte sich nicht selten durch einen in ihr sich vollziehenden Gemüthswechsel, der ihr nicht unbemerkt kam, eigentümlich beunruhigt, sie hatte sich einer Grundsatzlosigkeit, wie sie sich ihrer Meinung nach in ihrem Verhalten Hanna gegenüber zu erkennen gab, nicht fähig gehalten.

Das junge Mädchen war nicht durch eine Inanspruchnahme beglückt, die so lange nur einen sehr einseitigen Wert hatte, als man in ihr nur die Fremde sah und sie als eine solche behandelte. Allmählich vollzog sich aber doch eine Umwandlung in den Beziehungen, welche Hanna zu der Hoffnung berechtigten, daß es ihr gelingen werde, eine Klust auszugleichen, die Vorurteil zwischen ihr und ihren nächsten Angehörigen aufgethan. Von diesem Augenblick an kamen erst die liebenswürdigen Eigenschaften zu Tage, die sie allen Menschen, die mit ihr in Berührung gekommen waren, wert gemacht. Die Selbständigkeit ihres Auftretens, welche Frau Barbara zuerst erschreckt, das zurückhaltende, trozige Wesen, das sie zur Schau ge-

tragen, hatte freundlichem Entgegenkommen und einer Nachgiebigkeit Platz gemacht, die vermittelnd wirken mußten.

Der Wandel in den Damminer Verhältnissen rückte auch Hannas Persönlichkeit in ein vorteilhaftes Licht. Sie bewegte sich freier, ungezwungener. Frau Barbara war bald zu der Erkenntnis gelangt, daß Hanna Harter selbst in ihrem stilvollen Salon den Eindruck einer vollendeten Dame mache, und hatte bisweilen den lebhaften Wunsch, daß das junge Mädchen ihre Trauerkleidung mit hellen Farben vertauschen möge. Auch Herr Luchs sprach einmal sein Erstaunen aus, daß es der verstorbenen Schwester gelungen sei, in ihrer dürftigen Umgebung die Tochter in einer Weise zu erziehen, die ihr die bürgerliche Abkunft nicht anmerken lasse.

Die vorteilhafte Veränderung, welche an Hanna sich vollzogen, war auch Hellmuth bei seinem nächsten kurzen Besuch im Elternhause aufgefallen. Dabei machte er eine sonderbare Entdeckung an sich selber. Bei seinem ersten Zusammentreffen mit der Cousine hatte diese ihn für sich eingenommen. Sie machte einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck auf ihn, daß es einer energischen Anstrengung bedurfte, sich wieder von demselben zu befreien. Es gab Augenblicke, in welchen Hellmuth die Frage sich vorgelegt, ob dieser Eindruck nicht in einem gewissen Zusammenhang mit seiner beschleunigten Verlobung gestanden. Er nannte sich selbst einen Narren, indem er eine solche Möglichkeit erwog, und hatte dann begonnen, das im Verlöschen begriffene Vorurteil gegen Tante Sissis Tochter, von welchem er sich immer beherrscht gefühlt, wieder aufzufrischen und neu zu entsachen. Es war ihm über Erwarten gelungen, und als er Hanna zum zweiten Male gegenübertrat, ließ er es an nichts fehlen, ihr seine Überlegenheit fühlbar zu machen, allerdings ohne Erfolg. Sie begegnete ihm in einer Weise, die ihn verwirrte. Selbst sein Bemühen, das Gespräch auf ein Gebiet zu lenken, auf welchem er erwarten durfte, daß sie sich zu Äußerungen hinreißen lassen würde, die den Beweis erbrachten, daß naturgemäß eine vollständige Trennung der Ansichten vorhanden sei, mußte er als gescheitert betrachten.

Es fand sich, daß Hanna mit ihm einer Meinung war, obwohl er ihr das Gegenteil zu beweisen versucht. Er selbst nahm eine Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit ihr gegenüber an sich wahr, deren er sich kaum fähig gehalten, während Hanna, obwohl ihr das Herausfordernde in seiner ganzen Art nicht entging, trotz ihrer Jugend nicht einen Augenblick sich von dem Zorn hinreißen ließ, der ihr Herz doch schneller und stürmischer schlagen gemacht.

Ehe Hellmuth Dammin wieder verlassen, war er sich auch schon eines begangenen Unrechtes bewußt geworden. Er hatte es einen flüchtigen Moment in Hannas Augen aufblitzen und ein Lächeln ihren Mund umspielen sehen, das ihm eine leise Röte in das Gesicht getrieben, und er konnte weder das eine noch das andere vergessen. So sagte er ihr offen und ehrlich, daß er sie zu reizen versucht.

„Warum?“

Die Frage hatte er ihr nicht beantworten können. Aber er bat sie um Verzeihung und sie waren abermals als gute Freunde geschieden, Hellmuth mit einem Gefühl, das er sich nicht zu erklären vermocht und das ihn beunruhigte. Er fand sich aber mit dem Gedanken zurecht, daß eine doppelte Schranke ihm hinderlich sein würde, mit einem Feuer zu spielen, dessen Gefahr er zu ahnen begann.

Etwa Mitte August war in der That mit den Vorarbeiten begonnen worden, die darauf schließen ließen, daß das Projekt, jenseits des Flusses eine Maschinenfabrik zu errichten, sich in der That realisieren sollte. Schon jetzt war die friedvolle Ruhe des alten Herrenhauses nicht unwesentlich gestört. Die Ausgrabungen hatten ihren Anfang genommen und das Geschrei der Fuhrleute, verbunden mit Peitschenknallen, wodurch die Pferde zum Fortbringen der schwer beladenen Wagen aufgemuntert wurden, erscholl vom frühen Morgen bis zum späten Abend und hielt Herrn Luchs in einer peinvollen Aufregung. Er hatte bis zum letzten Augenblick gehofft, daß der Ausführung der Absicht unüberwindliche Hindernisse sich entgegen stellen würden, um so mehr, als die Nachbarschaft der Fabrik ihm nicht nur eine Störung bereiten, sondern auch den Wert seines Gutes wesentlich beeinträchtigen würde. Noch ahnte der alte Herr nicht, wer der eigentliche Urheber der Kränkung sei, die ihm hier zugefügt werden sollte.

September war herangekommen und die ersten Herbstboten hatten sich eingestellt. Die Natur begann in leuchtende Farben sich zu kleiden, und in das volle, gesättigte Grün mischten sich alle nur erdenklichen Töne, die nur der Herbst in gleich verschwenderischer Fülle zu bieten vermag. Diese Boten hatten Herrn Luchs niemals große Freude bereitet, aber mit unbegablicheren Gefühlen als in diesem Jahre waren sie noch nicht von ihm aufgenommen worden. Das Schicksal des ältesten Sohnes bereitete ihm mehr Sorge, als er sich selbst gestehen wollte. Hellmuth hatte nichts von dem Bruder zu sagen gewußt, wie er behauptet. Nachrichten von Hans kamen nur selten und stets kurze. Irgend etwas über die Entwicklung seiner Angelegenheiten aus demselben zu ersehen, würde unmöglich gewesen sein. Herr Luchs hatte nur nebenher in Erfahrung gebracht, daß die Gattin seines Sohnes zu ihrem Vater zurückgekehrt und die Scheidung eingeleitet worden sei.

Ganz unerwartet traf aber eines Tages der Rittmeister selbst auf Dammin ein. Daß die Schicksalsschläge ihn unberührt gelassen, hätte wohl, angesichts seiner Person, niemand zu behaupten gewagt. Hans von Dammin war furchtbar gealtert. Er sah bleich und verfallen aus und in seinem dünnen Haar zeigten sich vereinzelt weiße Fäden. In seiner ganzen Erscheinung war etwas Müdes, Schlasses, beinahe Verwahrlostes, das einen erschütternden Eindruck auf Herrn Luchs ausübte und ihn vor seinem Sohn wie vor einem Gespenst zurückweichen ließ.

„Du findest mich verändert, Papa,“ warf der Rittmeister, einer Frage des Vaters zuvorkommend, leicht hin. „Zum Verwundern ist das nicht. Ärger

über Ärger und schließlich — nun, ich sage Dir das später.“

„Du wirst jetzt auf Dammin bleiben?“

„Vorläufig — ich denke so. Frage nicht zu viel. Ich bin noch nicht ganz mit mir im klaren. Auf jeden Fall ist es gut, wenn ich mich hier einmal umsehe. Am Ende könnte es ja doch sein, daß man hier Anker werfen müßte.“

Nicht nur in dem Gesicht mit dem cynischen Ausdruck und den ruhelos irrenden Augen war etwas, das den alten Herrn beunruhigte, sondern auch in der ganzen Art und Weise des Sohnes. Derselbe war sichtbar erregt, so sehr er auch diese Erregung zu verbergen bemüht war. Seltsam! Hans von Dammin, dessen vornehmes, sich allzeit gleich bleibendes Wesen in den schwierigsten Lebenslagen nicht nur seinen Kameraden, sondern auch dem Vater imponiert hatte, schien jeder Kunst der Selbstbeherrschung bar.

„Du bist krank, Hans,“ sagte jetzt Herr Luchs und dieser Ausspruch schien erlösend auf ihn selbst zu wirken. Sein Sohn war krank — ganz gewiß. Nur physische Leiden konnten eine so auffallende Veränderung an ihm bewirkt haben.

„Es ist möglich, Papa, ich fühle mich nicht ganz wohl. Die Unruhe, die ununterbrochene Aufregung der letzten Zeit —“

Seine Stimme war unsicher und hatte einen heiseren Klang.

„Vielleicht, daß die Ruhe Dir wohlthuend ist, Hans,“ sagte Herr Luchs.

Der Rittmeister lachte laut und höhniisch auf. Auf seinen hervorstehenden Backenknochen brannte eine unheimliche Glut. „Ruhe — hier? Damit ist's vorbei, Papa. Hörst Du nicht? Apropos! Ist Dir eigentlich bekannt geworden, wer unser Nachbar sein wird?“

„Du meinst durch die Fabrik?“

„Selbstverständlich. Harder! Der Amerikaner — Franz Harders Bruder.“

Herr Luchs war unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen. In seinem Gesicht machte sich eine starke Bewegung bemerkbar. „Kiestohl und Harder?“ kam es über seine Lippen.

„Stimmt auffallend, Papa, Kiestohl und Harder — Dagobert Harder. In seinem Auftrage ist Dir der Kaufantrag bezüglich der Weidenanpflanzungen und Flußwiesen gemacht worden. Ich fühle mich versucht, die ganze Angelegenheit als einen gegen Dich geführten Coup zu halten. Der Yankee will Dir zeigen, was er kann, und Du wirst noch den Versuch machen müssen, Dich gut mit ihm zu stellen.“

„Diese Notwendigkeit erkenne ich nicht an,“ gab der alte Herr ruhig und stolz zurück. „Ich denke, ich bin Herr auf meinem Grund und Boden. Was kümmern mich jene Leute?“

„Ja — ja — Du hast auch recht. Ich meine nur für den Fall — er würde gut zahlen — es könnte sein. Wir werden uns am Ende doch etwas sicherer stellen müssen.“

Herr Luchs that einen tiefen Atemzug und der Ausdruck von Sorge in seinem Gesicht trat stärker

hervor. Die sich steigende Unruhe in dem Gebaren des Sohnes, seine unverständlichen Worte erfüllten ihn mit großer Besorgnis.

„Geh' auf Dein Zimmer, Hans, und versuche Dich zu beruhigen. Bist Du der Überbringer einer Hiobspost, so wollen wir sie nachher prüfen. Ich stimme Dir bei, wir müssen uns sicherer stellen. So kann es natürlich nicht weitergehen.“

Der Rittmeister warf einen raschen Blick auf den Vater. Der ernste, beinahe strenge Ton in der Stimme desselben war ihm neu und wirkte nicht gerade tröstlich. Noch weniger that dies die verfinsterte Miene des alten Herrn. Er glaubte diesen nie in einer gleichen Stimmung gesehen zu haben und seine schon geöffneten Lippen schlossen sich, indem er sich zum Gehen wandte. Er hatte ein Gefühl, als ob es besser sei, vorläufig nicht auf weitere Auseinandersetzungen einzugehen.

Hans von Dammin fand auch in der Stille und Abgeschlossenheit des hübsch mit der Aussicht auf den Park gelegenen Fremdenzimmers die Kraft der Selbstbeherrschung nicht wieder. Er dachte nicht daran, seine Kleidung zu wechseln, oder auch nur das Nachlässige in seiner ganzen Erscheinung zu beseitigen. Er stand mit übereinander geschlagenen Armen am Fenster und starrte finsternen Blickes in die sonnige Welt hinaus, hinüber nach der Stelle, wo das Dach des Pavillons aus dem bereits bunt gewordenen Blättergewirr hervorragte.

Hatte er in der That den wahnwitzigen Plan entwerfen können? Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und lachte leise vor sich hin. War es nicht zum Lachen? Was führte ihn nach Dammin?

Mit raschen Schritten begann er das Zimmer zu durchkreuzen. Die vorhin so bleichen Wangen brannten in heißer Glut und seine Brust hob und senkte sich unter raschen, keuchenden Atemzügen.

So ganz verrückt war denn die Idee nun doch noch nicht, es erschien ihm nur unbegreiflich, daß er vor der Ausführung zurückschrecken konnte, während er doch in seinem Leben ganz andere Dinge in Angriff genommen hatte. Liaisons waren früher bei ihm an der Tagesordnung gewesen und er hatte es meisterhaft verstanden, hübschen Mädchen die Köpfe zu verdrehen. Machte er nicht auch der kleinen Döminghaus eines Tages ein regelrechtes Liebesgeständnis und hatte sie ihm nicht alles geglaubt, was er ihr von ewiger Liebe und unwandelbarer Treue gesagt? In Wahrheit hatte er doch nie ein wärmeres Gefühl für sie empfunden. Sie war ihm Mittel zum Zweck gewesen — nichts weiter. Die Sache mit Hanna Harder lag ziemlich ebenso, aber doch unendlich viel günstiger. Einerseits war er im Laufe der letzten Woche zu der Überzeugung gelangt, daß sie einen ganz ungewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht und er sich außerordentlich viel in Gedanken mit ihr beschäftige, und andererseits würde niemand und sie selbst am wenigsten auf den Gedanken kommen, daß er sich von einer Verbindung mit ihr Vorteile versprechen könne. Es würde durchaus nicht schwer fallen, dieses halbe Kind von seinen Gefühlen zu

überzeugen. Einen Anfang hatte er bereits gemacht und dann — dann —

Raum war es ihm gelungen, bis zu diesem Gedanken abermals sich durchzuringen, als er auch schon wieder von einer grenzenlosen Schwäche befallen wurde, die ihn im Laufe der letzten Zeit bisweilen an sich selbst irre gemacht. Er war ein Schwächling geworden, zu feige, um sich vor den Folgen einer Handlung zu schützen, die ihn zu Grunde richten würde, wenn er länger zögerte, einen entscheidenden Schritt zu thun. Freilich konnte noch lange Zeit vergehen, ehe er wieder ein freier Mann

war, aber bei dem guten Willen beider Parteien ließ sich durch eine beschleunigte Führung des Scheidungsprozesses viel erreichen. Er mußte alles daran setzen, Hanna glauben zu machen, daß die Liebe zu ihr für sein Eheleben sich verderblich erwiesen, dann würde alles andere sich von selbst machen, voraussichtlich leichter und schneller als er sich in Augenblicken vorstellte, wo die Wucht der Verhältnisse ihn in einen Zustand von Unsicherheit versetzte, der sich jeder Absicht, bestehende Schwierigkeiten mit Klugheit mutig zu überwinden, verderblich erweisen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Auferstehen.

Noch schneeberweht die Ackertrume,
Die einst das Nest ihr bergen soll,
Doch schwingt sie hoch sich in die Lüfte
Die Lerche, singend, freudenvoll.

Das ist ein Jauchzen ohne Ende
Um all die Wonnen künftiger Zeit;
Um all das Glück ein Jubilieren,
Das dort im Grunde ruht — verschneit.

Erwachend lauscht die bange Seele,
Von langem Schlummer todesmatt,
Und bebend sinnt die gramgebund'ne,
Daß ja auch sie noch Flügel hat.

Da — bei der Lerche seligem Schmettern
Sie sieghaft ihre Fesseln bricht,
Entfaltet, regt die müden Schwingen,
Und schwebt — und schwebt empor zum Licht.

Wiegt sich in sonniger Himmelsweite,
Im Ätherblau, erlöst, befreit,
Zum Staube sinkt, aus Staub geboren,
Der Erdentraum von Glück und Leid.

Hanna Effen.

Frühlingsgebräuche.

Von Alfred Hofmann.

I.

Der Sonntag Lätare, der vierte Fastensonntag, giebt der Jugend zur Ergöglichkeit Anlaß; er wird, da er in die Mitte der Fastenzeit fällt, auch Mißfasten oder Sonntag zu Mißfasten, und weil der Papst an diesem Tage die goldene Rose weihet, die er an hohe Fürstinnen zu verschenken pflegt, der Rosen Sonntag genannt.

An Lätare nämlich — in manchen Orten auch schon am vorhergehenden Sonntag — findet die vielverbreitete Sitte des Lodaustragens oder Sommer Singens statt.

Dieser Brauch, welcher sich nicht bloß in den einst von Slaven bewohnten Ländern, sondern auch in der Pfalz, im Odenwald und in dem Neckarthal erhalten hat, ist der Überrest der alten heidnischen Feier des Frühlingseinzugs, die den

Nordslaven und Germanen gemeinsam war. Die Gefänge, mit denen in Böhmen die Ceremonie des Lodaustragens begleitet wird, weisen darauf hin, daß mit der Figur des Todes der Winter, der Tod der Natur, gemeint sei, welcher seine Erbschaft erreicht hat und durch den Frühling besiegt worden ist. In einigen Gegenden werden selbst Frühling und Winter von lebenden Personen dargestellt, und der Kampf des Frühlings mit dem Winter dramatisch aufgeführt. In anderen ist der Umzug der Kinder mit einem geschmückten Tannenbäumchen oder mit hölzernen farbigen Stäben, an welchen eine mit Bändern verzierte Brezel hängt, das einzige, was noch von den früheren Festgebräuchen übrig geblieben ist. So in der Gegend von Speyer, wo Lätare noch der Sommertag genannt wird, an der Bergstraße, wo die Kinder beim Ansingem des Frühlings einen mit bunten Bändern ausgeschmückten Tannenstrauch in der Hand tragen, und in Schlesien, wo die sogenannten Sommerkinder mit schön ausgepuckten Fichtenreisern von Haus zu Haus gehen, um sich kleine Geschenke, wie Brezeln und dergleichen zu ersingen. Ihr Lied lautet je nach der Person, an die es gerichtet ist:

(An einen Herrn:)

Der gnäd'ge Herr hat 'ne hohe Mühen,
Er hat sie voll Dukaten sitzen,
Er wird mich wohl bedenken,
Und wird mir einen schenken.

(An ein Mädchen:)

Die gnäd'ge Fräule steht wohl in der Thür,
Sie hat 'ne schöne Schürze für,
'Ne Schürze mit 'em Bande,
Sie ist die Schönste im Lande.

(An Eheleute:)

Rote Rosen, rote,
Die blüh'n auf einem Stengel,
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,
Die Frau ist wie ein Engel.

(Ober auch:)

Kleine Fische, kleine,
Schwimmen auf 'em Teiche;
Der Herr ist schön u. s. w.
Er wird sich wohl bedenken,
Er wird mir wohl was schenken.

Ganz ähnliche Mädchen werden beim Maientragen im Troppauer Kreise und namentlich im Kuhländchen gesungen, wo dieser Umzug das Maigehen oder die Maifeier heißt. Doch sind es dort nur kleine Mädchen, welche mit der Krone eines jungen Fichten- oder Tannenbaumes, die sie mit Eierschalen, vergoldeten Nüssen, bunten Bändern oder gefärbten Papierstreifen und anderem buntem Kram geschmückt haben, von Thür zu Thür gehen und ihre Glückwünsche für die Hausbewohner vortragen, um dafür eine Gabe zu erhalten.

Auch im Riesengebirge bleibt das Sommergehen am Nachmittag des sogenannten schwarzen Sonntags dem jungen Nachwuchs des weiblichen Geschlechts überlassen, während die männliche Jugend eine Figur, welche den Tod vorstellen soll, herumträgt und zuletzt entweder verbrennt oder ins Wasser wirft, indem sie dabei singt:

Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Rajten,
Heute ist Mittasten.

Hat sich auch diese Sitte des Tobaustragens, der Lätare den Namen Totensonntag verdankt, nur noch in Osterreich, Böhmen und Schlessien erhalten, so finden sich doch zahlreiche Spuren vor, welche beweisen, daß sie auch in Sachsen, Thüringen und Franken heimisch gewesen.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde in der Flur von Leißling, einem Dorfe zwischen Weißenfels und Raumburg, der Tod hinaus auf die Felder einer Nachbargemeinde getragen und bei der Rückkehr gesungen:

Den Tod haben wir hinausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder,
Des Sommers und der Maian,
Des wollen wir uns freuen.
Sommerland! Sommerland!
Der Tod hat sich von Dir gewandt,
Er ist auf die — Flur verbannt.

Und in Eisenach wurde bis vor einigen Jahrzehnten in der Georgenvorstadt an Lätare ein sehr besuchtes Volksfest gefeiert, welches den Namen Sommergewinn führte, obgleich sich der eigentliche Charakter desselben mehr und mehr verwischt hatte. Denn während ehemals feierliche Prozessionen den Winter zur Stadt hinausstrugen und, nachdem sie ihn verbrennt oder ins Wasser geworfen, mit grünen Tannenreisern an den Mützen oder in der Hand unter dem Gesange:

Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder,
Das Leben ist zu Hause geblieben,
Drum singet fröhliche Lieder,

zurückzogen, um abends von dem einst kahlen Berge des Müdelsteins unter lautem Jubel ein brennendes Rad herunterzurollen, bestand später das Fest nur noch aus einer Art Jahrmarkt, der in den Nachmittagstunden vor dem Georgenthor abgehalten wurde, und auf welchem neben Windbeuteln und Apfelwein, Kräpfeln und Kaffee besonders die heiligen Geister verkauft wurden. Es waren dies aus dem Mark der Binsen künstlich geflochtene Vögel, die ihren Namen entweder dem nahen Hospital zum heiligen Geist, wo sie vorzugsweise verfertigt wurden, oder ihrer Taubengestalt verdankten und als Kinderpielzeug an der Stubendecke so manchen Bürgerhauses schwebten. Wie diese Vögel, sind auch die mit Binsenmark überflochtenen und mit bunten Lappchen verzierten Eier und die im grellen Farbenschimmer prangenden

Bickelhähne, welche als ein Sommergewinn oder Geschenk zur Erinnerung des Festes mit nach Hause genommen wurden, unverkennbar Symbole des nahen Frühlings, und jedenfalls Reste der früheren Feier, während zugleich das brennende Rad, das man sonst herabrollte, als Beweis dient, daß die Feuer, welche einst beim heidnischen Feste brannten, sich noch in den Funken — und den anderen am ersten Fastensonntag üblichen Feuern des Rheingaaues und süblichen Deutschlands — erhalten haben.

Bei Braunau in Oberösterreich wird ein Strohmann, welcher den Winter vorstellen soll, auf einer Bahre unter Gesang aus dem Dorfe getragen und in eine Grube gelegt, in der Umgegend von Weidenau in Osterreichisch-Schlessien eine männliche Figur, der alte Jude, auf das Feld getragen und abends verbrannt. Man hält ihn für das Bild des Verräters Judas, wie man in einigen deutsch-mährischen Dörfern den Tod angeblich „zum Andenken an die Vertreibung der Mongolen“ herausjagt, in Schönfeld und anderen Orten Böhmens „den Türken hinter die Stadt jagt“, und in katholischen Ländern nicht selten das Abbild Luthers, in protestantischen das des Papstes zu verbrennen meint. Bei Warmbrunn in Schlessien verbrennen die Knaben ihre Strohfigur nach dem Tobaustreiben in einer Höhle auf dem Rynast, in Glogau dagegen schleppen sie den Leisketob unter Prügeln, Toben und Lärmen durch die Straßen bis zur Oberbrücke, um ihn dort ins Wasser zu werfen.

Ähnlich ergeht es dem armen Mann, welchen die jungen Leute in Jägerndorf, Haindorf und anderen Orten von Osterreichisch-Schlessien am Vorabend des Tobsonntags aus alten Kleidern, Heu und Stroh machen, um den Tod aus dem Dorfe jagen zu können.

Am Sonntag nach dem Gottesdienste versammelt man sich nämlich, mit Stöcken, Riemen und Stangen bewaffnet, vor dem Hause, wo die Figur aufbewahrt worden ist, und nun wird dieselbe unter lautem Jauchzen und Pfeifen von vier Burschen mit Stricken durch das Dorf geschleift, während die anderen mit den Stöcken und Riemen auf sie losschlagen. Sobald man ein Feld erreicht hat, welches dem benachbarten Dorfe zugehört, wird der Tod niedergelegt, mit den Stöcken und Stangen arg zugerichtet und in dem Felde zerstreut. Das Volk glaubt dann, daß in dem Dorfe, wo der Tod ausgetragen worden ist, das ganze Jahr hindurch keine ansteckende Krankheit ausbrechen werde.

Im Troppauer Kreise pflegen die Mädchen die Figur, welche die jungen Burschen am toten Sonntag aus Stroh gemacht, mit weiblichen Kleidern stattdlich anzuziehen und mit Bändern, Halsgeschmeide und Kränzen zu behängen. Dann wird dieselbe auf eine Stange gesteckt und aus dem Dorf hinaus aufs Feld getragen, während ein Schwarm junger Leute beiderlei Geschlechts, welche abwechselnd frohlocken, anklagen und Lieder singen, hinterherzieht. An der dazu bestimmten Stätte angekommen, wird die Figur ausgezogen, und nun fällt alles darüber her, reißt sie in Stücke und raufst sich um dieselben; denn jeder der Begleitenden sucht etwas von dem Stroh zu erhaschen, aus welchem die Figur gemacht war, weil ein solcher Wisch, an die Strippe gebunden, das Gedeihen des Viehs befördern soll.

An manchen Orten wird die anfänglich geehrte Gestalt, sobald sie entkleidet ist, beschimpft und unter Verwünschungen ins Wasser oder in eine Pfütze geworfen.

Hierauf wird eine mit Bändern, gefärbten Eierschalen

und bunten Luchsflecken geschmückte Lanne jubelnd durch die Straßen getragen und dabei gesungen:

Den Tod haben wir hinausgetragen,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Mai,*)
Der Blümlein allerlei.

Bei den Deutschböhmen im Saazer Kreise ist es üblich, an Lätare „mit dem Bändertod zu gehen“.

Fünf Knaben ziehen nämlich von Haus zu Haus und führen überall eine kleine dramatische Scene mit kurzem Wechselgespräch auf, indem sie einen König, dessen Töchterlein (den Frühling), zwei Diener des Königs (Sommer und Herbst) und den Tod (Winter) vorstellen.

Der König trägt eine Krone von Goldpapier und einen mit Goldpapier umwickelten Roden als Scepter, sein Töchterlein ein Schächtelchen zur Aufbewahrung der Geldgeschenke, die nach der Aufführung eingesammelt werden, die beiden Diener sind mit Degen versehen, und der Tod hat statt einer Waffe ein Bündel Schleißen oder Späne in der Hand, wie sie zum Anbrennen des Feuers, in armen Gebirgsgegenden auch zur Beleuchtung anstatt des O- oder Talglüchtes genommen und in vielen Ortschaften von den Bewohnern zur gewöhnlichen Beschäftigung an den langen Winterabenden verfertigt werden. Bändertod heißt es, weil alle Knaben Hut und Brust mit vielen Bändern geschmückt haben.

Die Scene selbst beginnt mit der Werbung der beiden Diener um des Königs Töchterlein, dann naht auch der Tod und freit um sie, und der König, aufgebracht darüber, nicht ihn nieder, worauf die Knaben weiterziehen.

Noch ursprünglicher als diese allegorische Darstellung ist der Wechselgesang, in dem sich Sommer und Winter um den Vorrang streiten, und der sich nicht nur in der Umgegend von Reichenberg in Böhmen und im böhmischen Erzgebirge, sondern auch in einigen Orten Ober- und Niederösterreichs, in Steiermark, Kärnten und der Schweiz erhalten hat. Nur trägt im Erzgebirge die eine Person ein Fichtenbäumchen als Symbol des Sommers, die andere einen Dreschflegel als Symbol des Winters; bei Reichenberg erscheint der Vertreter des Sommers in leichtem weißem Gewande und der des Winters im Pelzrock, mit Pelzkappe und Pelzhandschuhen, und in Niederösterreich, wo dieser Wettstreit zwischen Sommer und Winter meist schon am Faschingsdienstag stattfindet, hält der Sommer eine Sichel in der Hand, und der Winter, welcher Arme und Beine mit Stroh umwunden hat, wie im Erzgebirge einen Dreschflegel.

In der Schweiz, namentlich in Appenzell, trägt der Sommer ein bloßes Hemd, in der einen Hand einen Baum, der mit Birnen, Äpfeln, vergoldeten Rüssen und flatternden Bändern geschmückt ist, und in der anderen einen vielfach gespaltenen Knüttel. Einen gleichen trägt der Winter, welcher Winterkleidung anhat, und bei jedem Absatz des Gesanges klopft einer dem anderen auf die Schulter, daß es laut tönt. Natürlich bildet eine große Kinderchar das Gefolge der beiden Schauspieler.

Ähnlich sind die Bauernburschen in Kärnten gekleidet, wenn sie, in zwei Parteien geteilt, die einen mit Schnee in den Händen, die anderen mit Gabeln, Sensen und grünen Sommerhüten, entweder an Lichtmeß oder im März vor den Häusern der Wohlhabenden das Lob des Sommers und des Winters singen.

*) Malen, Blumenstrauß.

In Obersteiermark dagegen, wo ein förmlicher Rechts- handel zwischen Sommer und Winter eingeleitet wird, und jede Partei einen besonderen Sachwalter erhält, sind die jungen Burschen, welche die Sache des Winters verfechten und Pelzröcke und Pelzkappen tragen, mit Ofengabeln, Dreschflegeln und einer Getreidewinde versehen; ihre Gegner, welche im Leichten, meist leinenen Anzug erscheinen, mit dem Sommergerät, Sensen, Sichel und Heugabeln ausgerüstet.

Der Rechtsstreit wird auf einem offenen Plane vor einem ansehnlichen Bauernhause verhandelt und mit entsprechenden Gebärden begleitet, indem die jungen Burschen scheinbar die Arbeiten der von ihnen verfochtenen Jahreszeit verrichten und bald die Dreschflegel schwingen, bald mähen. Gewöhnlich versammelt sich die ganze Nachbarschaft an dem Orte, wo das Spiel aufgeführt wird, und abwechselnd wird bald den Vertretern des Sommers, bald denen des Winters Beifall zugejauchzt.

Ist dann der Winter in aller Rechtsform verabschiedet worden, so beschließt Jubel und Tanz den festlichen Tag. Denn eine unverwüßliche Eigenschaft des österreichischen Alpenbewohners ist der Frohsinn, und weder in Steiermark, noch in Tyrol, weder in den Salzburger, noch in den Kärntner Alpen läßt man eine passende Gelegenheit vorübergehen, ohne zu tanzen. Selbst die Holzknechte, jene modernen Einsiedler in den Wäldern von Deutsch-Österreich, vergessen ihr schweres, gefährvolles Leben, wenn sie an Sonn- und Festtagen im lustigen „Landler“ ihre vor Gesundheit strotzenden „Dirndl“ schwingen.

In Zürich wird von der Kinderwelt der Montag nach der Frühlingsnachtgleiche sehnlich erwartet.

Am diesem Tage feiert man nämlich in Zürich das sogenannte Sechseläuten, weil alsdann zum ersten Mal die Abendglocke um sechs Uhr läutet, wie sie es bis zum Vortag im September täglich thut, ursprünglich wohl als Zeichen zum Aufhören der Arbeiten von Bauleuten und anderen Handwerkern.

Schon in aller Frühe kommen Kinder, buntschneidig gekleidet, vom Lande in die Stadt. Die Knaben, Bölen genannt (von bölen, brüllen, schreien), tragen meist über ihre gewöhnlichen Kleider ein mit vielfarbigen Bändern überhangenes Hemd, eine Larve vor dem Gesicht und eine spitze, papierne Mütze und wandern von Haus zu Haus, ziehen an den Schellen und rufen beständig: „Utschell, Waß, Waß!“ bis man ihnen eine kleine Gabe reicht.

Die Mädchen, Mareielis genannt, sind meist weiß gekleidet, tragen zu zweien entweder ein Maibäumchen oder einen mit Bändern und Blumen geschmückten Kranz und ziehen damit gruppenweise vor die Häuser, wo sie eine am Kranz hängende Schelle ertönen lassen und dann ziemlich eintönig folgendes Lied singen, welches sie dann und wann mit Knirschen begleiten:

Das Sechseläuten, und das ist da,
Es grünet für alles in Laub und Gras,
In Laub und Gras der Blüten so vil,
Drum tanzet 's Mareieli im Saitenspiel.
Tanz' nu, tanz', Mareieli, tanz',
Du hast gewunne den Rosenkranz.
Neig' Di, o neig' Di, Mareieli, neig' Di,
Neig' Du Dich vor des Herrn Fuß,
Es schauen vil schöne Damen drus.
Ein roter Apfel, ein bruner Kern,
Die Frau ist hübsch, sie lachet gern,

Ein' goldnen Faden zieht er um si's Fuß,
Ade, nu ist das Maientied us.

Während so die Mareielis das Triumphzeichen des singenden Sommers herumtragen, sammeln viele Gruppen von Buben für ihren Strohmann oder Böke (auch Buß, Boy, Bugemann genannt), den sie auf einem Wägelchen durch die Straßen fahren und abends sechs Uhr, sobald zum ersten Mal die Abendglocke ertönt, an einer hohen Stange verbrennen. Der Winter ist vernichtet, denn das Sechseläuten in Zürich ist gleich dem Sommergewinn ein Rest des altheidnischen Frühlingsfestes, und wie der Kranz oder das Tannenbäumchen den Sommer, so stellt der Böke den Winter vor.

(Schluß folgt.)

Rotkehlchens Not.

Eine Charfreitag-Legende.

Es war auf Golgatha; die Sonn' erblich,
Des Heilands Antlitz neigt im Sterben sich;
Des Tempels Vorhang riß; — rings starrt die Nacht,
Matt ruft des Dulders Mund: „Es ist vollbracht!“

Und von der edlen Stirne rinnt es rot, —
Das Auge bricht; — des Menschen Sohn war tot.
Am Fuß des Kreuzes aber weint im Schmerz
Das tiefbetäubte, arme Mutterherz.

Da fliegt ein Vöglein an dem Holz empor,
Es flattert klagend um des Toten Ohr,
Drückt seine Brust auf jede wunde Stell',
Damit verriegeln soll der blut'ge Quell.

Es fächelt mit den Flügeln, menschlich-klug,
Die Wunden, die die Dornenkrone schlug
Und merkt es nicht, daß es zuguterlegt
Sein Federkleidchen vorn mit Blut benetzt. —

Am End' entfloß der Samariter doch,
Die rote Brust trägt heut' der Vogel noch.
Nur wenn er zwitschert, hält er oftmals an,
Als ob er's alte Liedlein nicht mehr kann,

In dem sein kleines Vogelherz in Lust
So oft und laut gejubelt in der Brust. —
Wem wär' das liebe Vöglein nicht bekannt?
„Notbrüstchen“ wird es ja noch heut' genannt!

Sermann Robolsky.

Schte und falsche Mutterliebe.

Von Otto von Leizner.

I.

Welchen tiefen Einfluß das Walten der Mutter ausübt, zeigt uns die Lebensgeschichte vieler hervorragenden Männer auf allen Gebieten. Wenn auch in jedem Kinde eine eigenartige Anlage vorhanden ist, die nicht aus der Vererbung erklärt werden kann, so kommt es doch auch auf die Umgebung an, die fördernd oder hemmend zu wirken vermag. Der Vater ist zumeist durch Berufspflichten und den Kampf um das Dasein verhindert, als Erzieher der Kinder thätig

zu sein, sie bleiben in der wichtigsten Zeit hauptsächlich auf die Mutter angewiesen. Von ihr lernen sie die ersten Worte, sie befriedigt die ersten Bedürfnisse, sie sorgt für das Kind und spielt mit ihm. Ja schon in der Zeit, wo sie das Kind unter dem Herzen trägt, übt sie ungewollten Einfluß auf den werdenden Menschen aus.

Wir haben kaum nötig, nach den Müttern bedeutender Männer der Geschichte zu fragen, schon die Beobachtung im eigenen Kreise läßt uns erkennen, was die Mutter bedeutet.

Ich kannte ein Haus, in dem bescheidenster Wohlstand zu finden ist, den der Fleiß des Vaters und die Tüchtigkeit der Mutter aufrecht erhalten. Drei Söhne und zwei Töchter sind da, alle gesund an Leib und Geist. Von frühester Kindheit sind sie an einfache Bedürfnisse gewöhnt worden, jede Verzärtelung wurde vermieden. Die Mutter hielt auf Erfüllung aller Pflichten, auf strenge Wahrheitsliebe; sie pflegte reinen sittlichen Geist, innerliche Heiligkeit und wurde die beste Freundin ihrer Kinder. Der innige Zusammenhalt der Herzen hat, als sie selbst Familien gründeten, sich erhalten, und die kluge, warmherzige, heitere Großmutter steht jetzt als der Mittelpunkt in einem weiten Kreise von Söhnen, Töchtern und Enkeln. Niemals drängt sie ihren Rat auf, niemals spielt sie sich als Herrscherin auf, aber in fast allen wichtigen Angelegenheiten kommt man zu ihr, und ihr liebevolles Gemüt trifft selbst in verwickelten Fällen das Richtige. In ihr sind die besten Überlieferungen gesunden, deutschen Frauensinns verkörpert, und ihre ruhige Festigkeit hat sich auf die weiblichen Nachkommen und Schwiegertöchter übertragen. Auch im dritten Geschlecht herrschen, trotz des bösen Beispiels, das von der Mehrheit geboten wird, seine Einfachheit im Auftreten und in den Lebensbedürfnissen, Wahrheitsliebe und Pflichtgefühl. So kann von einem einzigen Weibe unberechenbarer Segen ausgehen, der bis in ferne Geschlechter seine erhaltenden Kräfte ausübt.

Und ich kannte eine zweite Familie, in der eine Mutter der zerstörende Dämon für drei Geschlechter geworden ist. Sie stammte aus sehr wohlhabendem Hause und war von ungemeiner Schönheit. Eitelkeit und Herrschsucht entwickelten sich besonders üppig, als sie einen reichen Fabrikanten geheiratet hatte, der, knechtisch an ihr hängend, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen strebte. Sie ward sich selber zum angebeteten Götzen, sie wollte gefeiert sein als Weib, als geistreiche Frau, als Klavierpielerin und Malerin, und lebte im Strudel der Gesellschaft. Es kamen im Laufe der Jahre drei Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe. Von einer Erziehung konnte keine Rede sein; einmal gab die Mutter allen Launen der Kleinen nach, dann wieder strafte und schalt sie wegen nichts in maßlosem Zorn und überließ die Kinder bezahlten Dienern, ohne sich um sie zu bekümmern. So wurde früh jede Einheit der Seelen vernichtet, es wurde in ihnen Genußsucht großgezogen, da man die Halbflüggen an dem Gesellschaftsleben des Hauses teilnehmen ließ. Der Knabe, obwohl sehr begabt, wuchs ohne Pflichtgefühl auf, spielte mit dem Ersten und behandelte Nichtiges mit Ernst; die Mädchen wurden zu Damen erzogen, an große Bedürfnisse gewöhnt, ohne daß man von ihnen jemals Selbstentäußerung verlangt hätte. Der Vater kam zur Einsicht, als es zu spät war, dem Übel zu steuern. Der Sohn, von auffallender Schönheit wie seine Mutter, dabei ein geistreicher Vandal ohne Tiefe wie sie, Selbstling durch und durch, wurde allmählich der Liebling der Mutter, deren Eitelkeit mit ihm Siege feierte. Als er die Hochschule bezog und sich dort

statt dem Studium einem tollen Leben hingab und große Schulden machte, entschuldigte sie alles und verstand es, den Vater zu zwingen, daß er mehrmals für alles aufkam. Da trat auf dem Gebiete, auf dem dieser als einer der ersten Vertreter bekannt war, ein Umschwung ein; eine neue Erfindung, von einem Mitbewerber angelauft, entwertete die Erzeugnisse der Fabrik, und die Lage war so, daß nur Einschränkungen im privaten Leben des Hauses das gestörte Gleichgewicht herstellen konnten. Die verdöhlte Frau weinte und wütete, die Töchter murrten, der Sohn, wieder von Schulden bedrückt, drang in die Mutter, ihm noch einmal zu helfen. Diesmal aber blieb der Vater fest. Da stürzte sich der durch Ausschweifungen zerrüttete, sittlich kraftlose Sohn vom Balkon des Hauses auf die Straße, wo er mit zerschmettertem Schädel aufgehoben wurde.

Die Frau rächte die eigene Schuld an dem Gatten, quälte ihn und schob ihm die Verantwortung zu. Er selber fühlte, daß er durch die knechtische Anhänglichkeit, in die er sich früher begeben hatte, mitschuldig — aber zugleich auch jeder Funke von Liebe zu seinem Weibe erloschen sei. Durch unablässige Arbeit gelang es ihm, den Zusammensturz zu verhindern und wenn auch nicht zum alten Reichthum, so doch zu Wohlstand zu gelangen. Die Töchter, die des beschränkteren und friedlosen Lebens im Hause überdrüssig waren, strebten hinaus. Die ältere heiratete einen um zwanzig Jahre älteren Gutbesitzer, die zweite einen hübschen Hohlkopf, einen Offizier. Und nun wirkten die zerstörenden Kräfte weiter. Keine der beiden jungen Frauen war dazu erzogen, Mutter, Gattin und Hausfrau zu werden. Die ältere wollte als Baronin eine Rolle spielen, und bald genügte ihr der eigene Mann nicht. Die Geburt eines Knaben brachte für einige Zeit Frieden. Aber jede Pflicht, die ein Kind der Mutter auferlegt, erschien ihr als unerträgliche Last; sie vermochte kaum die Zeit zu erwarten, wo sie sich wieder den gewohnten Zerstreuungen hingeben könnte. Der Knabe blieb der Amme und den Diensthöten überlassen und die Mutter sah ihn kaum eine halbe Stunde am Tage. Er war schwächlich und geistig wenig geweckt. Umsonst suchte der Freiherr seine Gattin zu zügeln; es kam zu erregten Auftritten sogar in Gesellschaften; die Verhältnisse des Hauses wurden zum allgemeinen Gesprächsstoff der Umgegend. Und eines Tages war die Baronin mit dem Sohne eines Gutsnachbarn verschwunden. Es kam zur Scheidung. Der Knabe wuchs zu einem schwächlichen, geistig und körperlich unfähigen Jüngling heran, der wohl nicht mehr lange leben wird.

Die Ehe der jüngeren ward eine „polnische Wirtschaft“. Das Paar lebte in den Tag hinein, machte Schulden, ließ sich von den Eltern helfen, bis er den Abschied bekam. Und dann zogen sie in ein kleines Nest, beide verbittert und mürrisch, in steter Fehde, und nur aus Bequemlichkeit und Gewohnheit blieben sie beisammen. Er rechnet im geheimen auf den Tod der Schwiegereltern und hofft für den einzigen Sohn, der in einem Kadettenhause untergebracht ist, auf eine glänzende Heirat. Die beiden Alten aber sehen sich nur bei den Mahlzeiten; sie, früh gealtert und hämisch, überschüttet ihn mit kleinen Bosheiten, er aber ist unempfindlich geworden für alles und sitzt, seit dem Verkauf der Fabrik, den halben Tag im Kaffeehause und abends unter Bekannten beim Wein.

Und alle diese Zerstörung der Verhältnisse hat ihre Quelle in der einen Mutter, die nichts geliebt hat als sich selbst.

Jeder der älteren Leser wird aus seinen Lebenserfahrungen ähnliche Fälle beider Art kennen. Alle traurigen der zweiten Gattung haben aber bis heute noch nicht bewirkt, daß man die Erziehung tiefer erfasset und die Ausbildung des Mädchens zur Mutter auch nur in Angriff genommen hätte. Die heutige Mädchenbildung steht am Bankbruch, jene neue aber, für die moderne Weiber aller Altersklassen ihren Ruf erheben, müßte das deutsche Weib noch mehr seinem natürlichen Berufe entfremden, es geistig und leiblich für seinen Naturzweck untauglich machen.

Man hört gar oft, daß die Liebe die beste Lehrmeisterin sei. Der „Instinkt“ genüge, um aus der Mutter die leibliche und geistige Erzieherin zu machen. Dieser Anschauung liegt ein verhängnisvoller Irrtum zu Grunde. Hier und dort mag es ja vorkommen, daß eine an Leib und Seele gesunde Mutter aus dem Gefühl heraus das Richtige trifft. Aber leider sind solche Mütter heute in den höheren Schichten und im gebildeten Mittelstande nicht allzu häufig anzutreffen, denn die durchaus verkehrte Mädchenschulbildung bewirkt gar oft nicht nur eine Verzerrung des Gefühlslebens, sondern macht auch den Körper kränklich. Die Mehrzahl der Frauen und Mädchen aus den zwei letzten Geschlechtsfolgen der mittleren und höheren Schichten sind verunküftete Geschöpfe. Aber unter ihnen haben viele sicher guten Willen, sie wollen, wenn sie Mutter werden, das Beste ihrer Kinder, aber sie wissen nicht, was dieses sei. Auch ihnen möchten die folgenden Ausführungen Winke geben. Wenn auch nur eine tief-einschneidende Umwandlung des Mädchenschulweizens die Übelstände in weiterem Umfange auszurotten vermag, so dienen dem Guten in Zeiten des Überganges doch auch Betrachtungen, die sich an das Herz der einzelnen wenden.

Die falsche Mutterliebe findet ihre psychologische Erklärung in der oft kaum bewußten Jähzucht.

Ein Kind hat sich beim Spiel eine Beule geschlagen, blutet ein wenig und schreit, mehr aus Schreck als aus Schmerz. Die Mutter sieht es, der Anblick regt sie auf; statt sich zusammenzunehmen, bricht sie selbst in Klagen aus, die das Kind noch mehr erschrecken und sein Weinen vermehren. Zuletzt schlägt sie vielleicht den Gegenstand, an dem sich das Kleine beschädigt hat, oder sagt dem Kinde, es möge den bösen Tisch bestrafen, oder ruft: „Sei ruhig, Du bekommst dann einen Kuchen, Du armer, armer Junge!“

Dies alles sieht nach Liebe aus, ist's aber nicht. Solche Mütter können nur den Anblick einiger Tropfen Blut nicht ertragen und möchten diesem Eindruck, der ihr Wehagen stört, so rasch wie möglich entgehen. Die echte Mutterliebe in der stets Vernunft maltet, handelt anders. Sie unterdrückt den Schreck und das Mitleid, sie zwingt sich vielleicht zu scherzhaften Worten; sie schiebt die Schuld nicht auf den harmlosen Gegenstand, sondern stellt dem Kinde sein Ungeschick vor; sie verspricht keinen Kuchen, sondern thut, was nötig ist und behandelt den Vorfall so, daß das Kind selber das Unbehagen leicht überwindet, aber zugleich eine Lehre daraus zieht.

Eine verzärtelte Mutter, die leicht friert, hüllt im Winter ihre Kinder von Kopf zu Fuß in mehrfache Hüllen, daß sie sich kaum frei bewegen können. Die Vorstellung, eine dieser Hüllen fallen zu lassen, macht sie selber schauern. Und aus falscher Liebe hält sie es für ihre Pflicht, „Erkältungen“ vorzubeugen. Der Ausgangspunkt ihrer Sorge ist reine Jähzucht, die gern unangenehme Vorstellungen vermeiden will. Daß solche Verzärtelung das herbeiführt, was sie vermeiden

joll, glaubt die Mutter nicht, weder dem Gatten, noch dem Arzte. Sie ist imstande, die Kleinen in ein viertes Futtermittel einzuschachteln. Echte Mutterliebe bekämpft die Regungen eigenen Unbehagens, denn sie weiß, daß sie durch Verweidlichung nicht nur die Körper, sondern auch die Charaktere der Kinder schädigt.

Manche Mütter glauben ihre Liebe dadurch zu beweisen, daß sie sich schon mit den Säuglingen viele Stunden des Tages beschäftigen. Ist ein Kind nicht krank, dann kann man es, wenn auch nicht ohne alle Aufsicht, sich selber überlassen; indem es mit seinen Händchen spielt und die Augen herumwandern läßt, unterhält es sich und lernt in seiner Art besser, als die Mutter es unterhalten und belehren kann. Die übertriebene Sorgfalt, das Berücksichtigen jedes Schreiens, wo kein äußerer Grund vorliegt, macht Kinder allmählich zu Zwangherren der Mutter, zieht den Eigensinn und den Zorn groß, die sich später kaum mehr entwurzeln lassen.

Viel früher, als die meisten Eltern denken, erwacht die Beobachtungsgabe. Je geringer noch die Zahl der Vorstellungen ist, die das Kind mittels der Sinne in sich aufnimmt, desto mehr Aufmerksamkeit kann es ihnen zuwenden. Schon das zwei- bis dreijährige Kind fühlt Widersprüche im Benehmen der Mutter und sucht nach Gründen. Darum wirkt Launenhaftigkeit so ungemein schädlich auf die Entwicklung der Kleinen. Jetzt ist die Mutter gut gelaunt; sie überhäuft das Kind mit Liebfosungen, läßt ihm selbst große Unarten hingehen und schmeichelt ihm Folgsamkeit ab, ja belohnt sie mit Schmeckereien und Spielsachen. Das Kind verbindet nun diese Reihe von Thatfachen im Gefühl. Es hat für ein schlechtes Benehmen, das es übrigens als solches mit dem Verstande auch nicht klar beurteilt, Lohn, d. h. etwas ihm Angenehmes erreicht. Das Erinnerungsbild dieses Angenehmen weckt natürlich wieder den Wunsch danach und sogleich steigt auch die Vorstellung des Anlasses auf, der die wohlthätige Gabe oder sonst eine angenehme Ablenkung bewirkt hat. Das Kind folgt einfach dem natürlichen Gesetz, wenn es auf dem gleichen Wege das Gleiche zu erreichen strebt. Der bewußte Wille echter Mutterliebe wird fest bleiben, er wird vielleicht eine Strafe verhängen. Die schwache Mutter aber giebt wieder nach. Und so legt sie, ohne es zu wissen und zu wollen, den Grund zur Entwicklung der Sitt, der berechnenden Schluß.

(Schluß folgt.)

Frau Birke.

Frau Birke hort, in dem grünen Kranze,
Stehst bereit schon zum Maientanze?
Frau Birke, Du zierliches, schlankes Weib,
Mit dem zarten Flor um den schmiegsamen Leib,
Wem winkst Du mit Deinen grünen Zweigen
Zum Hochzeitsreigen?

Und des Frühlings neckische Winde
Rosen mit dem lieblichen Rinde,
Daß vor des Lenzes stürmischem Ruß
Bitternd die Knospe sich öffnen muß,
Und sie der Sonne blendende Glut
Nützlich umfluten.

Maientönigin! Sieh, Deine Äste
Driht sich der Mensch zum lieblichsten Feste.

Hoffenden Herzens hat in der Nacht
Maian der Burche dem Mädchen gebracht,
Daß Deine zarten, knospenden Triebe
Künden die Liebe!

Agnes Sarder.

In der Schonung.

Flimmernd und heiß schwebte das Mittagssonnenlicht über der Schonung. In der Luft lag der Duft der blühenden Heide, vermischt mit dem betäubend süßen Geruch frisch gemähten Heus, der von einer nahgelegenen Waldwiese herüberwallte. Bienen summten hin und wieder, und Grillen und Grassmäcken zirpten in ermüdend hohen, schrillen Tönen. Sonst lag alles traumstill und schweigend; nur zuweilen erkönte der melodische Laut einer Kuhglocke oder der scharfschneidende Klang einer Sichel. Heißer, milder Sommerfrieden lag über der Welt. —

In der Schonung schwannten hohe, dünne, feine Gräser, mit gelblichen zitternden Blüten in der heißen, flimmernden Luft, und breiteten sich die zähen, dunkleren Stämme des Heidekrauts mit ihren rötlich schimmernden, gewürzigen Blüten. Ganz versteckt unter den hohen Gräsern und der vollblühenden Heide standen winzig kleine Pflänzchen mit spitzigen, hellgrünen Nadeln. Ganz klein und in sich gebuckt standen sie am Boden, ohne zu wachsen, ohne zu treiben, ohne zu blühen. . . .

Und die schlanken, hohen Gräser schalteten sie: „Was wollt Ihr denn hier, Ihr unnützes, kleines, grünes Zeug? Seht, wie unsere Stämme in einer Nacht in die Höhe schießen, und seht unsere zierlichen, gefiederten Blüten an! Ihr aber bleibt immer so dumm und klein und häßlich wie Ihr waret! Ihr solltet Euch schämen!“

Aber die kleinen, grünen Pflanzen blickten still und ruhig auf die hochmütigen Gräser über ihnen.

„Wir werden wachsen —“ sagten sie, „wir werden wachsen, höher wie Ihr, und werden unsere Kronen in den freien Lüften wiegen, wenn Ihr alle nicht mehr seid! Nur Geduld!“

Da wurden die Gräser böse. „Hört diese kleinen Gernegroße an, wie sie prahlen!“ höhnten sie. „Was? Die und wachsen? Die wollen größer werden wie wir? Und die ganze Zeit sind sie noch nicht eine Spanne aus der Erde herausgekommen! Zeigt es uns doch mal, wie Ihr wachsen könnt! Seht Ihr wohl, daß Ihr es nicht könnt? Und Ihr wollt uns über den Kopf wachsen? Bächerlich!“

Die kleinen Pflanzen schwiegen ganz still; sie gruben ihre kleinen, zähen Wurzeln fest, fest in die tiefe, schwarze Erde, tranken Tau und Regen, und freuten sich tags an dem goldenen Sonnenschein und nachts an dem Blitzen und Funkeln der Sterne, hoch, hoch am Himmel.

Die Gräser aber scherzten mit den Faltern und Bienen, die über die Heide flogen, mit den kleinen Käfern und Insekten, die schnell und eifrig hin und her rannten, mit der zierlichen Grifa und der trogigen roten Steinmücke. Und wenn ihre Blicke auf die kleinen, grünen Pflänzchen fielen, die immer noch nicht wachsen wollten, und die dabei so ruhig und selbstbewußt aussahen, da lächelten sie höhnlisch und verächtlich.

Als aber der kalte Herbstwind über die Wälder dahinfuhr, als die Nächte kühl und frisch wurden, weiße Nebel

morgens und abends über der Heide lagen, und der Tau in silbernen Tropfen an den schimmernden Herbstfäden hing, die die Erde dicht überzogen und von Baum zu Baum flatterten — als die Blätter welk und bunt von den Bäumen fielen, die nun ihre Zweige kahl und nackt gegen den kühlen, klaren Himmel streckten — als das Heidekraut und die lustig roten Steinneffen braun und verdorrt dalagen — da sanken auch die hochmütigen, schlanken, hohen Gräser verwehlt, braun und sterbend dahin.

Die kleinen Pflänzchen aber blieben frischgrün und wohlgenut; ihnen that der schneidende, kalte Wind nichts an, und als später der Schnee kam und sie in seinen weißen, schimmernden Mantel hüllte, da freuten sie sich der seltsamen, schweigenden, glitzernden Wintermärchenpracht. Und als wieder Frühlingswinde über die Erde dahinfuhren, und an dem heißen Fuß der Sonne all der hohe weiße Schnee dahinschmolz — da blickten sie so frohgrün und freudig in die Welt, und richtig! sie waren auch ein wenig gewachsen! Ein ganz kleines Stückchen war es allerdings nur — aber sie freuten sich doch!

Wald aber sproßten überall wieder neue schwanke Gräser hervor, die mit scheelen, verächtlichen Blicken auf sie herniedersehen, sie dumme, freche, unnütze Eindringlinge schalteten, und nicht begreifen konnten, wie man so vergnügt und selbstzufrieden in die Welt schauen könne, wenn man doch so klein, verkümmert und häßlich sei!

Aber die kleinen Pflanzen standen fest und unbeirrt, und trugen allen Spott und Hohn, alle die Reden und all die Verachtung mit einem stillen, ruhigen, zukunftsfrohen, schweigenden Lächeln.

Und auch diese Gräser vergingen vor dem rauhen Atem des Winters, der die kleinen, verachteten Pflänzchen kräftigte und stählte — und der neue Frühling brachte neuen Spott und neue Anfechtung.

Und so vergingen die Jahre. Aber langsam und stetig wuchsen die kleinen grünen Pflanzen empor; ein jedes Jahr wurden ihre Stämme fester, runder, kräftiger, ihre Zweige breiter und höher, ihre Nabeln dunkler und spitzer. Nun überragten sie schon die dünnen, schwanken Gräser, die ein Windhauch beugte, und das breite, zähe Heidekraut.

Und wie die Jahrzehnte verrauschten, da wiegte ein hoher, dichter Tannenwald seine dunklen, stolzen Kronen in der Luft, und um den Fuß der schlanken, hochragenden Stämme schmiegteten sich bewundernd und schmeichelnd schwanke, dünne Gräser mit zitternden, kleinen Blüten. Und die ersten, hohen Tannen blickten auf sie herab mit stillem, ruhigem, hoheitsvollem, sinnendem Lächeln.

Festgegründet für Jahrhunderte standen sie; kein Herbststurm konnte sie stürzen, und keine Schneelast sie beugen. Hoch reckten sie ihre Zweige in die freie Luft und hielten Zwiesprach mit den Winden des Himmels und mit den ewigen Sternen. Waren sie doch von dem gleichen Geiste wie sie!

Aber die schwanken, dünnen Gräser, die einst über sie gehöhnt und gelacht und gespottet hatten, und so verächtlich auf sie hinabgeschaut — wo waren die? — Zerstoßen — verwehlt — vergessen . . .

H. v. Massow.

Frühlingsnacht.

Die Nacht so schwül; kein Traum mir lacht,
Ins Kissen drück' ich das heiße Gesicht,
Ich stehe im Bann dieser Frühlingsnacht,
Mich quält des Mondes bleiches Licht.

Die Fenster auf! Wie lau die Luft!
Ein Käfer summt mir am Kopf vorbei,
Der Flieder atmet betäubenden Duft,
Von ferne gellt der Gule Schrei.

Und drüben ein Licht; es flimmert sacht
Aus einem schlichten Zimmerlein:
Voll Gram dort eine Mutter wacht
Am Bett des Sohns, bei Kerzenschein.

Sie neigt sich über des Lagers Rand,
Beschaut voll Kummer ihr fiebernd Kind,
Und streichelt sanft seine magere Hand;
Nur eine Mutter streichelt so lind.

Ich wende den Blick; gespenstlich blaß
Die Berge dräuen im Mondesstrahl,
Nur eine Cicade zirpt im Gras,
Sonst tiefes Schweigen rings im Thal.

Das Licht erlischt; 's ist totenstill — — —
Drang nicht durch die Nacht ein weher Ton? —
Das Herz mir die Brust zersprengen will!
Es weint eine Mutter um ihren Sobn.

Sorff von Aornaschl.

Vermischtes.

Aberglaube 1896. Im Verlag von Otto Jantke ist vor Jahren ein Roman erschienen „Karl Adalbert, Das Buch mit sieben Siegeln“. Ein sonst gewiß wackerer Mann in Mecklenburg hat den Titel anders aufgefaßt und dahinter ein Zauberbuch gewittert. Er schrieb folgenden Bestellbrief, den wir buchstäblich abdruckten:

Wismar den 29/2 96

Geehrter Herr Jantke da ich in ihren Preiskartef gesehen habe das sie das Buch Adalbert, K. Das Buch mit 7 Siegeln haben geehrter Herr ich muß viel zu Lande und habe viel schwischen die Hecken zuthun das sie Vieh und Menschen Verhecks haben und das ich die Menschen und helfen soll aber ich habe die kraft nicht das ich die Hecken kan kommen laszen den die Deute wollen sie immer sehen und das ich ihr ein Zeichen geben soll damit sie zu kennen sind darum geehrter Jantke möchte ich ihnen bitten ob sie die Bücher haben den ich hatte zugern ein solches Buch das ich sie Züchtigen und Loslassen kann bitte schreiben sie mir baldtis wieder und den Preis den ich habe in den Cartef gesehen von Adalbert K. Das Buch mit 7 Siegeln. Herabgesetzter Preis 1 M 80 Pf bitte schreiben sie bald wieder obs da drin ist was ich suche
meine Abr. ist

in

Wismar
in Mecklenburg
Schwerin.

Aus dem Jahresberichte der Ortsgruppe Bogotá des „Alldeutschen Verbandes“ (Kolumbien) wird folgendes mitgeteilt:

„Unsere deutsche Kolonie hatte im vorigen Jahre auch eine große Sedansfeier geplant, und zwar sollte dieselbe wegen des seit der letzten Revolution in der Stadt noch herrschenden Belagerungszustandes in einem gemeinsamen Ausfluge nach einem 1 1/2 Meilen von der Stadt entfernten Vergnügungsorte bestehen. Obgleich unsererseits alles Herausfordern vermieden wurde, erfuhren wir doch, daß die hier ansässigen Franzosen — allerdings hielten sich die angesehenen Mitglieder der französischen Kolonie fern — eine Gegen-demonstration planten, daß sie die Regierung zu einem Verbote der deutschen Feier veranlassen und je nach den Umständen gegen die Teilnehmer an dem deutschen Ausfluge mit Waffengewalt vorgehen wollten.

Unsererseits wurde darauf beschlossen, an dem Festprogramm erst recht festzuhalten, und in der That verlief die Feier auch unter der allgemeinen Teilnahme der Deutschen ebenso glänzend wie ungehört. Allerdings fiel es uns auf, daß auf dem Wege von der Stadt zu der deutschen Brauerei Bavaria — dem Versammlungsorte für die Teilnehmer an dem Ausfluge — die Polizeiposten auffällig verstärkt waren; aber nicht diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß der Tag ohne Kampf verlief. Denn in der That hatte sich in einem Nachbarlokal ein großer Teil der französischen Kolonie, unter ihnen der französische Polizeichef Giltbert, meist mit Revolvern bewaffnet, versammelt, um zunächst irgend einen Skandal herbeizuführen, dann einen förmlichen Angriff auf uns Deutsche zu machen, und nur der traurige Umstand, daß gerade bei der Rückkehr in die Stadt in dem Hauptwagen der Festteilnehmer ein junger Deutscher, der schon länger an der Schwindsucht gelitten, infolge eines Blutsturzes plötzlich verstarb, verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens. Angesichts des Sterbenden unterblieb die feindliche Demonstration. — Bei der drohenden Haltung der Franzosen hatte übrigens das hiesige Ministerium des Auswärtigen den deutschen Ministerresidenten Herrn Dr. Lührsen ersucht, die Feier zu verhindern, worauf dieser jedoch die kühle Antwort gab, er stehe für jedes Mitglied der deutschen Kolonie ein und empfehle dem Herrn Minister vielmehr ein wachsames Auge auf die Skandalmacher und Störenfriede zu haben, frage aber auch gleichzeitig sehr bestimmt an, ob der französische Gesandte eine Note im gleichen Sinne erhalten habe, oder nicht! Das hatte denn zur Folge, daß der Unterstaatssekretär schleunigst persönlich den deutschen Gesandten aufsuchte und um Zurücknahme der gegenseitig gewechselten Noten bat, welcher Bitte denn auch entsprochen wurde.“

Wir freuen uns des entschlossenen Eintretens des deutschen Gesandten für unsere Landsleute; wir freuen uns aber auch, daß diese selbst sich nicht durch französische Anmaßung und Drohungen haben abhalten lassen, unsern nationalen Festtag feierlich zu begehen, und wir sind überzeugt, wenn es nötig geworden wäre, würden sie den Herren Franzosen auch entsprechend heimgeleuchtet haben!

— Der Vorstand des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins“ hat uns mit der Bitte um Aufnahme folgendes Schreiben geseudet, das wir allen dem Lehrstande zugehörigen Lesern zur Beachtung empfehlen:

Seit zehn Jahren besteht der allgemeine deutsche

Sprachverein und hat in dieser Zeit sich redlich bemüht, die Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache zu fördern.

Manches hat er erreicht, vieles bleibt zu thun noch übrig.

Soll er seiner hohen Aufgabe sich auch für die Zukunft gewachsen zeigen, so ist es durchaus notwendig, daß er weit mehr, als es bis jetzt geschehen, von der thätigen Teilnahme der Kreise unterstützt wird, die in erster Reihe berufen sind, in diesem Sinne zu wirken.

Wen aber weist sein Beruf so darauf hin, wie die Lehrer?

Niemand ist besser als sie imstande, weite Kreise der Bevölkerung in den echten Geist der deutschen Sprache einzuführen, das Verständnis für sie zu wecken und den Sinn für ihre Reinheit, Wichtigkeit und Schönheit zu beleben.

In diesem Bewußtsein richtet der unterzeichnete Vorstand an den löblichen Lehrerverein die Bitte, sich den Bestrebungen des allgemeinen deutschen Sprachvereins anzuschließen, in seinem Kreise für ihn wirken und ihm als Mitglied beitreten zu wollen.

Das Opfer, das wir Ihnen für die gute Sache zumuten, ist gering, denn als Jahresbeitrag genügen schon 3 Mk. Dafür empfangen Sie alle Drucksachen des Vereins, von welchen wir als Probe eine Nummer der Zeitschrift und die Satzungen beifügen. Entnehmen Sie aus ihnen freundlichst Näheres über Ziele und Einrichtungen des Vereins. Ihre Anmeldung nimmt der mitunterzeichnete Schatzmeister jederzeit gern entgegen.

Der Vorstand des allgemeinen deutschen Sprachvereins.

Dr. Max Jähns,

Vorsitzender.

Eberhard Ernst,

Schatzmeister.

Berlin W., Margaretenstr. 16. Berlin W., Wilhelmstr. 90.

Das Keunöl. Die namentlich in jüngster Zeit sehr entwickelte Technik hat uns mit einer Fülle von Parfums aller Art beschenkt; trotzdem hat das Rosenöl seine Anziehungskraft nicht verloren, und es würde noch viel mehr angewendet werden, wenn sein hoher Preis dem nicht entgegenstände. Man versuchte durch Anlage großer Rosenplantagen das kostbare Öl billiger herzustellen, aber die Resultate waren nicht sehr befriedigend. Nun hat der Chemiker Heine, ein Spezialist auf dem Gebiete der Parfumsfabrikation, einen billigen Ersatz des Rosenöls hergestellt. Schon vor einiger Zeit destillierte er aus Geraniumöl einen an Geruch dem Rosenöl sehr ähnlichen Stoff, welchen er Geraniol nannte. Dieser hatte jedoch, abgesehen von der Schwäche seines Duftes, den großen Fehler, daß er sehr unbeständig war und sich sehr leicht zersetzte. In dem Keunöl, einem aus Geranium der Insel Reunion destillierten Öl, ist aber jetzt ein Stoff hergestellt, der an Fülle und Lieblichkeit des Duftes wie an Beständigkeit dem wahren Rosenöl völlig an die Seite gesetzt werden kann und dabei erheblich billiger ist als dieses. Th.

Inhalt der No. 27.

Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Herlow Jork. — Die Herren von Dammin. Roman von F. Alind-Lütetshurg. Jork. — **Beiblatt:** Auferstehen. Von Hanna Ehlen. — Frühlingsgebräuche. Von Alfred Hofmann. I. — Rotfelsens Not. Eine Charfreitag-Legende. Von Hermann Kobolsky. — Echte und falsche Mutterliebe. Von Otto von Leigner. I. — Frau Birke. Von Agnes Harder. — In der Schonung. Von M. v. Rastow. — Frühlingsnacht. Von Horst von Stornatki. — Vermischtes.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 28.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

In dem Hofe drunten jagten sich Vincentia und Armgard, als Duarte unter dem Portal erschien. Lachend fing er die Kleinere, die vor der Schwester flüchtete, in seinen Armen auf.

„Jetzt bist Du mein,“ rief er, „ich mache Dich zur Gefangenen und Du mußt alles thun, was ich Dir gebiete.“

Die Gast flüchte ihr augenscheinlich keinen Schrecken ein; sie schlang, als er sie emporhob, beide Armchen um seinen Hals und schmiegte ihren Krauskopf an seine Schulter. „Ich will alles thun,“ sagte sie zärtlich.

„So antworte mir schnell, ob Deine Schwester Paula diesen Abend noch in das Schloß kommt.“

Vincentia, die herbeigelaufen, gab statt der Kleinen Auskunft. Beide waren sofort eifersüchtig, wenn eine von ihnen den geringsten Vorzug bei ihrem fürstlichen Freunde genoß.

Aus dem Durcheinander der kindlichen Berichte entnahm Duarte, daß Paula die Kleinen abzuholen versprochen und daß sie ihr ein Stück Weges entgegengehen wollten.

„Dann gehen wir zusammen,“ entschied der Prinz, „ich habe mit Eurer Schwester zu reden.“

Die Kinder fanden die Aussicht dieser gemeinsamen Wanderung sehr vergnüglich; sie legten ihre braunen Händchen in die seinen und schritten mit ihm den Schloßberg hinab.

„Jetzt kommen wir bald ganz zu Dir, Herr Eduard,“ plauderten sie dabei, „wenn Paula heiratet, ziehen wir alle in das Schloß. Freust Du Dich darauf?“

„Ja, ich freue mich auf Euch, Ihr lieben Wildlinge,“ erwiderte er.

„Hast Du uns gern?“

„Sehr gern.“

„Wir haben Dich auch lieb, beinahe so, wie Paula,“ versicherten sie, „aber Du mußt Paula auch lieb haben.“

Er schwieg.

„O, Du hast sie gewiß gern,“ meinte Vincentia, „Du willst es nur nicht sagen, alle Menschen haben sie so lieb.“

„Das ist begreiflich.“

„Wir erzählen ihr immer von Dir, wenn wir auf dem Schlosse waren,“ fuhr Armgard fort.

„Und hört sie es an?“ fragte Duarte.

„Ei, freilich hört sie es an; wir dürfen ihr alles sagen; — ach, und da ist sie schon.“

Sie ließen seine Hände los und stürmten davon, der Schwester entgegen, die leichten Schrittes den Feldweg daherkam. Sie wechselte die Farbe, als sie des Prinzen ansichtig wurde, der mit ehrerbietigem Grusse sich ihr nahte.

„Ich war gezwungen, Euch aufzusuchen, ebles Fräulein,“ begann er, „denn eine Bitte führt mich zu Euch, an deren Gewährung mir gelegen ist.“

„Eine Bitte, Hoheit?“ erwiderte sie staunend. „Wollt sie aussprechen und der Erfüllung gewiß sein, wenn sie in meinen Kräften steht.“

„So gestattet, daß ich eine Strecke mit Euch gehe, denn um mich zu verstehen, bedarf es längerer Erklärung.“

„Es war meine Absicht, die Mutter zu besuchen, mit der ich einiges zu beraten habe,“ sagte Paula, „doch wünschet Ihr zuvor mir mitzuteilen, was ich wissen muß, können wir den Weg am Flusse entlang einschlagen.“

Er folgte der Aufforderung. Eine Erinnerung kam über ihn, die ihn für kurze Zeit verstummen machte.

„Wisset Ihr, daß wir schon einmal diesen Weg zusammen gegangen?“ sagte er. „Es war an jenem ersten Abend, als ich Euch kennen lernte und Sommer rings umher. Jetzt ist es Herbst.“

Ihre Stimme bebte leise, als sie entgegnete: „Eure Hoheit wollte mir von einer Bitte sprechen.“

„Ich vergesse sie nicht. Vergebt mir, wenn ich eine flüchtige Minute an mich und an Vergangenes dachte, das niemals wiederkehren wird und dennoch mir zu teuer ist, um es je aus meiner Erinnerung zu verlieren.“

Sie antwortete nicht. Was anderes hätte sie ihm sagen können, als daß auch sie an jenen Sommerabend oft, wie oft zurückgedacht?

Er hatte sich bereits beherrscht. In kurzen Worten setzte er sie von dem Schicksale seines Günstlings in Kenntnis, dessen Lage durch die Anwesenheit seiner Schwester, seiner Braut noch mehr erschwert wurde.

„Mein Anliegen geht dahin,“ schloß er, „daß Ihr Euch der beiden Jungfrauen in erbarmender Fürsorge annähmet. Andrea, Leonhards Verlobte, ist eine Heldin gleich Euch, darum allein schon Eurer Teilnahme würdig. Sie opferte, um ihrem Geliebten die Treue zu halten, ihre Eltern, ihre Heimat und ihr sorgloses Leben, sie lud den Zorn der Ihren, die Mißbilligung der Freunde, den niedrigen Argwohn der Welt auf sich, um jenen Mann nicht zu verlassen, den ohne eigene Schuld ein furchtbares Verhängnis traf. Ein Opfer ist es, von dem Euren weit verschieden und doch an innerem Schmerze ihm gleich. Bedenket dies, Paula, und wenn die hohle Menge Andreas Thun verdammt, Euer schönes Herz wird sie begreifen, und Ihr werdet eine milde Richterin ihr sein.“

Ja, sie begriff sie. Es zuckte durch ihre Brust wie eine leise Regung nie zuvor gekannten Reides, daß es der fremden Jungfrau vergönnt war, so viel, so Großes für den geliebten Mann zu vollbringen. Wohl hatte Duarte recht! Ihr Opfer war dem Andreas nur an Schmerz vergleichbar, es schloß den endlichen Lohn nicht in sich, den jene durch die Vergeltung ihrer Liebe hoffen konnte.

„Die Braut des von Euch geschätzten Offiziers wird meine Schwester sein,“ sagte sie tief atmend, „und für die andere Jungfrau werde ich gleichfalls Sorge tragen. Vielleicht kann ich beide heute abend mit mir in mein kleines Haus nehmen, das immerhin verwöhnten Städterinnen noch ein wenig mehr an Bequemlichkeit bieten mag, als die Hütte Kaspar Mels!“

Er blickte mit seinem sonnigen Lächeln in ihr Antlitz. „Hatte ich nicht Ursache, von Euch das Beste zu hoffen? Ihr handelt, wie ich es nicht anders erwartete; Dank, tausend Dank!“

„O, keinen Dank, Hoheit,“ wehrte sie ab, „es ist Geringes, was ich thue und nichts weiter, als der Christin Pflicht.“

Die Kinder, die in der Wiese Blumen gesucht, kamen jetzt zurück. „Hier, diese Blumen haben wir gefunden,“ riefen sie, „Du sollst sie haben, Paula, und Herr Eduard.“

Paula nahm ihnen die gebotenen Straußchen ab; es waren Herbstzeitlose, die mit ihren violetten Blüten als der Erde letzte Gabe die Wiesen schmückten.

„Die Blumen, die Ihr fandet,“ sagte sie mit freundlichem Ernst, „nehme ich allein. Sie tragen

Gift in sich und sind von übler Vorbedeutung, wenn man sie weiterchenkt.“

„Aber wir haben keine anderen gesehen,“ klagte Vincencia, „und wollten Herrn Eduard doch gerne für die vielen Bilder etwas schenken.“

„An meinem Strauche blühen noch zwei Rosen,“ tröstete Paula, „die nimmst Du morgen mit.“

„Ich habe schon etwas geschenkt,“ sagte Armgard stolz. „Gelt, Du hast den Streifen noch von Paulas Kleid?“ wandte sie sich an Duarte.

Die harmlose Frage aus dem Kindermunde fiel wie ein Blitzstrahl nieder. Paula war hocherrötend von dem Prinzen zurückgewichen, der, wie auf einem Vergehen betroffen, für den ersten Augenblick kein Wort zu finden vermochte.

Die Jungfrau nahm ihre kleinen Schwestern an die Hände. „Wir müssen eilen, in das Schloß zu kommen; es wird spät,“ sprach sie, so ruhig sie es vermochte.

Duarte blieb an ihrer Seite, obgleich sie ihn nicht zu gewahren schien. „Gönnt mir ein Wort nur noch und schickt die Kleinen voran,“ bat er, sich der italienischen Sprache bedienend, um von den Kindern nicht verstanden zu werden.

Sie fühlte, daß sie ihm die Bitte verweigern müsse; unwillkürlich zog sie die Schwestern näher an sich.

„Ein Hase, ein Hase,“ schrie Vincencia da plötzlich auf, „den wollen wir fangen.“ Fort waren sie über Stock und Stein auf das Krautfeld zu, in welchem soeben der Verfolgte entschwand.

„Ihr zürnet mir,“ sprach Duarte, als er sich mit Paula allein sah.

Sie schüttelte den Kopf. „Welch einen Anlaß hätte ich dazu?“

„So gesteht mir zum mindesten, daß Ihr mir das large Erinnerungszeichen mißgönnt, das ich mir geben ließ, da ich Euch für immer verlieren soll.“

„O, mein Prinz, nicht weiter,“ murmelte sie, „wisset Ihr, daß ich Euch nicht hören darf?“

„Ich sehe Euch heute wohl zum letzten Male ohne Zeugen,“ fuhr er fort, „wenn Ihr das nächste Mal mir gegenübertrittet, wird es in Eurer neuen Würde als Herrin des Schlosses sein, in welchem ich gezwungen bin, noch für ungewisse Zeit Eure Gastfreundschaft anzunehmen. Wir werden uns nicht häufiger treffen, auch wenn wir unter einem Dache weilen, denn ich werde mich mühen, Euren Weg nicht ohne zwingende Notwendigkeit zu kreuzen. Spottet mein, daß ich so feige bin, daß ich Eure Gegenwart fortan scheue, die mir doch so teuer war, um die wenigen Male, die Euch mir nahe führten, wie ein Heiligtum in meines Herzens Tiefe zu bewahren, und lasset es mich ein einziges Mal Euch sagen, ehe wir für immer scheiden: wenn uns das Schicksal unter günstigeren Verhältnissen ein Begegnen geschenkt hätte, — ich würde Euch sehr geliebt haben.“

Sie schritt neben ihm gesenkten Hauptes; ihre Glieder zitterten, sowie ihr Herz unter seinen Worten erzitterte. War es ein Traum, in dem sie dies erlebte, hatte sie es wirklich vernommen, das befehlende Geständnis, das leidvolle zugleich, das elender als zuvor sie machen mußte, weil es ihr offen-

barte, daß auch er litt? Sie rang nach einer Antwort, die ihm verbergen müsse, was ihr die Brust zu zersprengen drohte; nein, nein, er durfte es nicht erfahren, was ihr wie sündiger Verrat an dem zukünftigen Gatten erschien.

„Ich habe Euch erschreckt, vielleicht beleidigt,“ sagte er, als sie stumm blieb, „auch dieses muß ich auf mich nehmen. Fürchtet nichts von mir; ich werde Eure Ruhe niemals trüben, doch Euch vergessen kann ich nicht. Ich werde Eurer gedenken, wie man des Friedens gedenkt, der Segen und Heilung allem spendet, was auf Erden leidet und der an uns vorübergleitet, nachdem wir seine Nähe kaum empfunden. Sagt, daß Ihr auch meiner im Gebete Euch erinnern wollt, und Ihr gebt alles mir, was ich begehre.“

„Duarde!“

Der Name kam wie ein Hauch nur von ihren Lippen, doch sein bebender Klang verriet, was sie bewegte; ihre Augen sanken in die seinen, die weltvergessend an ihr hingen.

„Gebt mir die Blumen aus Eurer Hand,“ sagte er leise und abgebrochen.

„Nicht diese, die man unheilbringend nennt.“

„Sie wurden durch Eure Berührung geheiligt und auch das Unheil nähme ich von Euch.“

Er löste den Strauß aus ihrer widerstrebenden Hand und drückte seine Lippen auf diese, lange — lange.

„Darf ich den Streifen Eures Gewandes behalten, den ich von Armgard erbat?“

„Behaltet ihn,“ erwiderte sie stockend.

„Ich werde ihn mit den Blumen zugleich aufbewahren, den ersten und wohl auch den letzten, die ich von Euch empfang.“

Das beängstigende Gefühl von vorhin kam von neuem über sie. „Lasset mich sie durch andere eintauschen; nur diese bewahret nicht.“

„Seid Ihr so bange um mich und mein Heil?“ fragte er weich.

Sie wandte sich ab. „Ich könnte es nicht tragen, Euch unglücklich zu wissen,“ stieß sie hervor.

„Ich bin es nicht, ich werde es nie sein, Paula, solange ich dies weiß,“ flüsterte er leidenschaftlich.

Die Kinder kamen zurückgestürmt, mit Jubel und Geschrei. „Wir haben ihn gefangen,“ riefen sie, auf das Häuschen zeigend, das scheu zusammengebuddelt in Vincenzias Armen lag.

„Was wollt Ihr mit ihm beginnen?“ fragte Paula.

„Wir sperren ihn in eine Kiste und spielen mit ihm.“

„Gebt ihn wieder frei,“ sprach Paula mitleidig.

„Seht, wie er sich fürchtet und ängstlich um sich schaut. Gefangenenlos ist bitter Los; Ihr wisset nicht, was es bedeutet, statt Wald und Feld vier enge Wände um sich sehen.“

„Die Schwester hat, wie immer, recht,“ bekräftigte Duarte, „der Stärkere soll seine Kraft nie an dem Schwächeren erproben. Ich schenke Euch etwas anderes dafür, wenn Ihr mich das nächste Mal besucht.“

„Sie werden es auch ohne dieses Versprechen thun,“ sagte Paula sanft. „Nicht wahr, meine Lieb-linge? Paula bittet.“

Dem süßen Worte zu widerstehen war freilich unmöglich, Dem Duarte wenigstens meinte es, als er mit heißen Augen die Jungfrau betrachtete. Aber auch die Kinder widerstrebten nicht mehr; aus den geöffneten Armen Vincenzias durfte das Häuslein jetzt hinauspringen, um sich in eiligen Sägen im Felde zu verlieren.

Mit den Kindern gleichzeitig gelangte man in das Schloß, wo sich Duarte von seiner Begleiterin förmlich und gemessen verabschiedete.

Herr von Guilerin befand sich in dem Zimmer der Mutter Paulas, als seine Verlobte eintrat.

Sie begrüßte die Edelfrau mit einem Handkusse, um sich dann erst zu ihrem künftigen Gatten zu wenden, dessen bewölkte Stirn ihr keinen besonders freundlichen Empfang kündete.

„Wir harren Eurer schon geraume Zeit,“ begann er unwirsch, „Ihr aber zoget es vor, mit dem Prinzen von Draganza zu lustwandeln, wie wir vom Fenster aus gewahren konnten.“

„Dem Duarte,“ erwiderte die Braut kühl, „war mir mit den Kindern entgegengegangen, um eine Bitte an mich zu richten, die ich anhören mußte, denn er ist Euer Gast.“

„Und worin bestand diese, wenn sie kein Geheimnis zu bleiben bestimmt ist?“ forschte der Baron in scharfem Tone.

Paulas Augen flammten auf. „Seine Hoheit würde sie schwerlich geäußert haben, wenn sie Euch ein Geheimnis bleiben sollte,“ antwortete sie. „Er wandte sich zunächst an mich, weil sie zweien meines Geschlechtes galt, doch ob ich für die beiden Jungfrauen, die er meiner Fürsorge empfahl, thun kann, was ich möchte und was der Christin Pflicht gebietet, bleibt Eurer Gewährung anheimgestellt, ohne dessen Willen und Wissen ich nichts beginnen werde.“

„Wer sind die Jungfrauen, von welchen Ihr sprecht?“ fragte der Schloßherr etwas befänstigt; er unterdrückte aus Zartgefühl für seine Verlobte die frivole Äußerung, die ihm auf den Lippen schwebte. „Es ist die Braut des Hauptmanns von Roscielski und seine Schwester.“

„Ah, der!“ Der Schloßherr, der seine Verbindungen allerorten besaß, war über Leonhards Schicksal unterrichtet. „Ich konnte es erwarten, daß er sich hierher zu seinem Schützer flüchten würde,“ fügte er hinzu, „daß er zwei Mädchen mit hierhererschleppen mußte, war nicht von nöten. Ich glaubte, als Ihr zu sprechen begannet, sie seien Gäste Seiner Hoheit des Prinzen von Portugal und wollte bereits Einspruch dagegen erheben.“

„Baron Guilerin!“

Der offene Unwillen, der aus Paulas Zügen ihn traf, ließ ihn verstummen. Sein Ton hatte sich geändert, als er zu ihr sagte: „Ihr seid die künftige Herrin hier. Bestimmt, ob Ihr die beiden Fremden im Schlosse unterzubringen wünschet und die Befehle werden sofort erteilt.“

„Ich danke Euch,“ erwiderte die Verlobte. „Ich werde, wenn Ihr es gestattet, die Jungfrauen vorberhand zu mir nehmen, denn es liegt mir daran,

ihre Absichten und Pläne für die Zukunft zu erfahren."

"Wie Ihr wollt. Ihr müßet Euch ohnehin beilehen, wenn Ihr ihnen beistehen wollt, denn unseres Bleibens wird nicht lange mehr hier sein."

Sie wußte es, und dennoch berührte sie die Erwähnung ihres baldigen Scheidens wie ein körperlicher Schmerz.

Herr von Guilerin blickte sie durchdringend an.

"Ich hoffe, es ist Euch recht, aus der Einsamkeit des Dorfes in eine größere Stadt zu kommen?" bemerkte er.

"Ich werde Euch gehorchen in allem, was Ihr für gut befindet," war die Antwort.

Der Baron setzte das Gespräch nicht fort; er wandte sich an Frau von Zuconer, die eine stumme Zuhörerin desselben gewesen, und traf mit ihr gemeinsam einige Anordnungen für die Feier der nächsten Tage. Die Hörigen seiner Herrschaft, sowie alle Kinder des Dorfes sollten an dreien Tagen gespeist werden, eine Anzahl von Armen neue Kleider erhalten, ein Zugeständnis, welches er seiner Verlobten machte und das auf ihr ernstes Antlitz ein vorübergehendes Lächeln zauberte.

Man trennte sich sehr früh wieder; Herr von Guilerin bedurfte der Ruhe, Paula wollte die ihrem Schutze befohlenen Jungfrauen aufsuchen. Sie lehnte jede Begleitung ab, als sie den Heimweg antrat, nur ihre kleinen Schwestern durften mit ihr gehen. Sie störten sie in ihren Gedanken nicht, da ihr kindliches Geplauder ihr die Bilder noch lebhafter vor die Seele rief, die sie erfüllten und die zurück zu ihr lehrten, wie sehr sie sich auch mühte, sie von sich zu weisen.

Die Hütte des einstigen Schulmeisters war erreicht; der Besitzer und sein Weib begrüßten ehrerbietig die ihnen längst vertraute Wohlthäterin; dann führten sie sie in die ärmliche Stube, wo Andrea und Marcella der Entscheidung ihres Schicksals harreten.

Es bedurfte nur geringer Zeit, um ein Verständnis zwischen ihnen und dem holdseligen Gaste anzubahnen, der mit gütigen Worten sie willkommen hieß und sie einlud, die Hütte Raspars mit dem kleinen Hause am Bergeshange zu vertauschen.

Die Aufforderung wurde ohne Zögern angenommen; der Schulmeister erhielt von Paula ein Geldgeschenk, dann begaben sich die drei Mädchen auf den Weg zu dem Häuschen, das der künftigen Schlossherrin noch für zwei Tage Heimat sein sollte.

Mit Hilfe der alten Magd wurde eines der Zimmer eilig zur Aufnahme der Gäste in Bereitschaft gesetzt und ein bescheidenes Nachtmahl hergerichtet. Andrea half ihrer Beschützerin in ihrer Thätigkeit; Marcella beschäftigte sich mit den Kindern, denen die fremden Gäste ebenso große Neugier, wie Gefallen erweckten.

Die Schwester Leonhards hatte mit der Leichtigkeit ihres Naturells sich schneller in ihre veränderte Lebenslage gefunden, zumal jetzt, da ihr in Paulas warmherziger Güte eine Hoffnung für die Zukunft aufzugehen schien. Sie plauderte und scherzte mit den Kleinen und als Vincencia nach dem Abendessen ein Lied zu singen begann, fiel sie mit heller, klarer Stimme ein, die ihr bekannte Weise weiter führend.

Paula, die mit Andrea auf der Bank vor der Thür saß, horchte unwillkürlich auf; die Kinder verstummten nach und nach; Marcella sang das Lied zu Ende, achlos der ungelünstelsten Bewunderung, welche sie bei ihren Hörerinnen erweckte.

"Welch wohl lautende Stimme Ihr besitzet," sprach Paula, als sie schwieg. "Ich meine, kaum jemals Lieblicheres gehört zu haben."

"O, das will nichts bedeuten," entgegnete Marcella, "wir Böhmen singen alle; das ist uns angeboren."

"Ich habe mich auch zuweilen darin versucht," fuhr Paula fort, "doch war es nicht möglich, hier auf dem Dorfe eine Unterweisung zu erhalten, so wenig, wie ich dazu gelangte, mich auf der Laute zu üben, die mir mein Vater kurz vor seinem Tode schenkte."

Marcellas Augen blitzten auf. "Habt Ihr eine Laute?" fragte sie rasch.

"Drinnen in der Kammer hängt sie," war die Antwort, "ich werde sie Euch holen, daß Ihr sie erprobt."

Sie ging in das Haus, um wenige Sekunden später der erfreuten Marcella das sichtlich unbenutzte Instrument in den Schoß zu legen, das diese sofort zu prüfen und zu stimmen begann.

Das hinterlassene Kind der Böhmersleute besaß die musikalische Fähigkeit ihres Volkes; bald klangen unter ihren zierlichen Händen die Saiten in fröhlichen und ernsten Weisen und ihre glöcknerne Stimme sang dazu. Paula lauschte mit erhöhter Anteilnahme.

"Wer hat Euch so prächtig singen gelehrt?" fragte sie.

Marcella zögerte. "Mein Vater und meine Mutter, die beide wohlgeübt darin waren," sagte sie endlich gedrückt. Der Sonnenschein aus ihren Zügen war verschwunden.

Paula berante ihre Frage sofort; lieblos erfaßte sie die Hand der Verwaisten.

"Ihr müßet meine Lehrmeisterin werden," sprach sie gütig. "Längst war es mein Wunsch, das Singen zu erlernen und er wird mir erfüllt, da ich Euch fand."

Marcella bekämpfte die Thränen, die ihr bei der Erinnerung an die Eltern gekommen. "Lasset mich Eure Dienerin werden, edles Fräulein," erwiderte sie, "wenn Ihr vermählt seid. Ich will Euch in Gehorsam und Treue unterthan sein."

"Nicht meine Dienerin, Marcella, mögt Ihr werden," sagte Paula sanfter Tones, "doch wird Eure Gegenwart im Schlosse mir lieb und erfreuend sein. Die Stunden werden mir zuweilen lang erscheinen in meinem neuen Heim, denn der Gesundheitszustand meines künftigen Gemahls wird mich fast beständig an das Haus fesseln. So nehme ich gern Euer Erbieten an, bei mir bleiben zu wollen; Ihr werdet Eure holbe Kunst mir mitteilen und für Eure übrige Zeit wird eine Thätigkeit sich finden, die Euren Neigungen und Eurem Können entspricht."

"Ich möchte nur Euch recht viel dienen, weiter nichts," rief Marcella mit dem Feuer ihres leicht erregten Herzens.

Paula lächelte. "Ihr sollt es auch und es wird in meiner Stellung als Schloßfrau an Arbeit

nicht fehlen, bei der ich eines Beistandes bedarf. Natürlich hängt es von der Gewährung Herrn von Guilerins ab, welchen Platz ich Euch in meinem Hause anweisen kann. — Möchte ich doch auch Euch, Andrea, ein Obdach dort bieten dürfen!"

Andreas Brust hob ein Seufzer. „Ihr seid gütig und erbarmend, edles Fräulein; wie dürfte ich anders, als mit hohem Danke solch Erbieten annehmen? Doch Ihr verlasst Leipheim, wie Ihr auf dem Wege sagtet, in geringer Zeit, und mein eigen Los ist schwankend, ungewiß, wie das der Blätter am Baume, die jeder Windhauch verwehen kann.“

„Seid getroßt! Euer Schicksal ruht in sicheren Händen; Euer Verlobter besitzt einen großmütigen Schützer, der ihn nie verlassen wird.“

„Ihr meint den edlen Prinzen von Draganza, der ihn auch hierherrief?“

„Ja, den meine ich,“ antwortete Paula, ihr Antlitz zu Armgard neigend, um ihr Erröten zu verbergen.

„Der Prinz ist groß und gut, wie Ihr es seid,“ sprach Andrea, „und ich bin gewiß, er wird für Leonhards Zukunft Sorge tragen, doch ist es nicht dies allein, was mir das Herz schwer macht.“

„Und was ist es sonst, Andrea? Wollt Ihr es mir nicht anvertrauen, daß ich auf Abhilfe zu sinnen vermag?“

Die Augen der Jungfrau verschleierten sich. „Wir sind als Brautleute aus unserer Heimatstadt gegangen; wir werden es auf ungewisse Zeit bleiben müssen, und geht der Prinz fort, wird Leonhard ihn begleiten. Was aber wird aus mir?“

„Ich begreife Eure Sorge, aber ich hoffe, sie ist nicht von nöten; Ihr werdet mit ihm gehen als sein Weib.“

„Ich hoffte dies mit leichterer Mühe zu werden, als es sich in der That erwies. Die Priester, die wir darum angingen, weigerten sich, uns zu verbinden.“

„Wir werden Rat schaffen, daß es hier in Bälde geschehe; Dom Duarte sprach bereits davon. Ihr habt recht, ohne Leonhard Koscielskis rechtmäßige Gattin zu sein, könnt Ihr ihn auf seinen Zügen nicht weiter begleiten. Doch werfet von Euch, was Euch bekümmert, Ihr seid in Freundeshaus. Der Gott, der Euch bis zu uns führte, verläßt Euch auf Eurem dornigen Pfade nicht.“

Andrea drückte bewegt die ihr dargebotene Hand. „Ihr erbarmender Engel! Womit erwarb ich mir Eure Gunst und Güte in so reichem Maße, ich, die Fremde, die Verstoßene?“

Womit? Paula wagte sich die Antwort nicht zu geben. Sie fühlte, daß es nicht das Mitleid mit ihr allein war, das sie alles daran setzen ließ, ihr Los zu erleichtern.

„Ihr seid des Beistandes, des Trostes bedürftig,“ sprach sie. „Ein Mann, für den ich hohe Achtung hege, bat bei mir für Euch. Ist Euch dies nicht genug, in mir Eure Freundin zu erblicken?“

Der Arm Andreas schlang sich um sie. „Es genügt mir, Euch von ganzem Herzen zu lieben, Euch dankbar zu sein, so lange ich atme.“

Dreizehntes Kapitel.

Die Vermählung des Herrn von Guilerin mit Paula Juconer war vorüber. Drei Tage hatten die geräuschvollen Festlichkeiten gedauert, mit welchen man, trotz der Kriegslasten, die Feier beging. Die Geschlechter der Umgegend waren herbeigekommen und hatten es sich an der reichen Tafel des Schloßherrn wohl sein lassen, in dessen Hause man von dem Mangel nichts spürte, der allerorten sonst herrschte.

Die Dorfbewohner, sowie die in Leipheim anwesenden Kriegerleute folgten dem Beispiele der geladenen Gäste, man dachte Tage hindurch an nichts, als an Schmauserei und Trinkgelage, bis man den eigentlichen Anlaß fast vergessen, der die Freigebigkeit des Barons hervorgerufen.

Wohl hatte man den prunkenden Hochzeitszug, an dessen Spitze die blasse, schöne Braut einherging, noch im Gedächtnis, wohl kam hier und da die Erinnerung, daß die blühende Jugend der jetzigen Herrin wenig für das erlöschende Alter passe, aber sie hatte ihren Gatten ja gewählt und bei den schlechten Zeiten war die Heirat eine glänzende zu preisen; es that nicht not, sich Sorge um ihr künftiges Glück zu machen.

Am zweiten Tage nach ihrer Vermählung war sie auf dem Festplatze erschienen, wo an langen Tafeln die Kinder des Dorfes gespeist wurden. Sie trug ein pelzverbrämtes Sammetgewand, einen perlengestickten Schleier in dem Haare, und die Menge war ihr ehrfurchtsvoll ausgewichen, als sie so fremdartig geschmückt, so prächtig daherkam. Aber ihr Lächeln war das alte, wenn sie sich zu den Kindern neigte, und diese vergaßen schnell das ungewohnte Kleid und jubelten zu ihr empor, wie vordem.

Zwei Jungfrauen waren mit ihr gegangen, die man seit kurzem häufig in ihrer Begleitung sah; die eine sei ihre Dienerin, sagte man, die andere wußte man nicht recht zu bezeichnen. Der Prinz von Draganza und einer seiner Kavaliere sprachen zuweilen mit ihr; sie selbst aber hielt sich scheu von jedem Verkehr zurück, obgleich sie seit Paulas Hochzeit auf dem Schlosse wohnte.

Baron Guilerin setzte den Anordnungen seiner jungen Gattin keinen Widerstand entgegen. Er gestattete es, daß Marcella in die Dienste Paulas trat und daß Andrea gleichfalls die Gastfreundschaft seines Hauses genoss. Paula hatte darauf gebrungen, daß die neu gewonnene Freundin sie begleite, deren Schicksal zu sichern ihre ganze Sorge galt.

Andrea begann den Zwiespalt zu empfinden, in welchen ihr großherziges Opfer sie gebracht hatte und der ihr in der ersten Erregung des gethanen Schrittes nicht fühlbar geworden. Hier aber bemerkte sie nur zu genau die fragenden, zweifelnden Blicke, die auf ihr hafteten, wenn sie sich an der Seite ihres Verlobten zeigte. Sie mußte die zischelnden Worte hören, die ihr folgten und die Überzeugung befestigte sich in ihr, daß man sie als zu dem Troste gehörend betrachtete, der, wie überall, dem Kriegsvolke nachzog.

Vor Leonhard verberg sie die Pein, die diese Wahrnehmung ihr verursachte, um den Kummer nicht zu vergrößern, unter welchem er selbst litt, Paula jedoch erriet ihr Fühlen und suchte mit sanftem Trosteswort und zarten Aufmerksamkeiten ihr Linderung zu verschaffen.

Herrn von Guilerins Interesse für die Tochter Aloys von Hekkings war nur ein geringes, soviel Mühe sich auch Paula gab, ihn für sie zur Teilnahme zu gewinnen.

„Ich verstehe nicht,“ sagte er, als seine junge Gemahlin, von dem Kinderfeste im Dorfe zurückgelehrt, neben seinem Lehnstuhle saß, „was Dich veranlaßt, mir beständig von dem fremden Fräulein zu erzählen, das Du unter Deine Obhut genommen. Ich sah sie flüchtig nur bei unserer Hochzeit, zu der ich sie auf Deinen Wunsch einladen ließ und ihre Anwesenheit war mir gleichgültig, wie sie es noch heute ist.“

„Ich glaubte, ihr Unglück würde Euer Herz gerührt haben, mein Gemahl,“ erwiderte Paula milde, „es ist ja dieses auch, was mich ihr zunächst gewann.“

„An ihrem Unglück, wie Du es nennst, scheint sie selbst schuld zu sein,“ war die etwas mürrische Gegenrede. „Weshalb mußte sie mit einem fremden Manne den Thron davonlaufen?“

Paulas dunkle Augen ruhten staunend auf ihm, als sie sagte: „Leonhard Koscielski war mit dem Willen ihrer Eltern ihr Verlobter; sie glaubte es ihm schuldig zu sein, das gegebene Wort zu halten, damit er, den Gottes Hand so schwer getroffen, nicht in Verzweiflung fiel.“

„Ein Mann verzweifelt nicht so leicht, wenn er ein Mädchen verliert; es giebt ihrer mehr in der Welt und vielleicht hat er es schon längst beklagt, die Last sich aufgebürdet zu haben, welche ihm mit ihrer Begleitung erwächst.“

„D, welcher ein Gedanke ist es, den Ihr ausspricht!“

„Du kennst die Welt nicht, unersahenes Kind, die Männer noch weniger. Im ersten Liebesrausche preist man oftmals Himmelsgabe, was uns geringe Zeit später schon zur Qual und Plage wurde.“

„Doch nicht, wenn wir ein Opfer empfangen, das uns wahre Liebe brachte?“

„Auch dann, Paula, denn wir sind gezwungen, gleich Großes dafür zu erstatten und das fällt der Mehrzahl der Menschen schwer.“

Paula schwieg; sie vermochte der Ansicht ihres Gatten nicht beizupflichten.

„Du nennst mich jetzt in Deinem Innern einen Mann des kalten Verstandes,“ fuhr der Baron fort, „weil ich Dir die Gesinnung der Menschen schildere, wie sie wirklich ist. Du wirst es später begreifen lernen; zu viel opfern thut niemals gut und belohnt sich nicht, wie es die Träumer meinen, die im Geben keine Grenzen kennen.“

„Andrea glaubte vielleicht nicht, zuviel zu thun,“ bemerkte Paula, „sie dachte ihre Pflicht zu erfüllen.“

Herr von Guilerin zuckte die Achseln. „Was heißt in diesem Falle, Pflicht? Sie verletzte die eine um der andern willen und hätte klüger gethan, zu

Gaule zu bleiben. Ich kannte ihren Vater wohl und kann es verstehen, daß ihn nach einem solchen Eidam nicht mehr gelüstete. Wie denkt sie sich ihr künftige Los jetzt als Schätzchen ihres Auserkorenen, dessen weitere Züge im Lande hin und her sie doch teilen will?“

„Es ist zunächst erforderlich, daß sie ihm rechtmäßig angetraut wird,“ versetzte Paula ruhig.

„Die Priester sind selten, die entflozene Liebespaare trauen. Der meine wird es keinesfalls thun, denn Hekking kann ihm dafür in Wien schlimmen Lohn bereiten.“

„Er würde auf Eure Fürsprache sich dazu verstehen. Und wie soll Andreas Vater davon erfahren?“

„Du weißt nach Frauenart mit raschem Zünglein für Deine Sache zu kämpfen; ich aber habe wenig Lust, mich in den Handel zu mischen. Wer gegen bessere Einsicht seiner natürlichen Berater seine Grube gräbt, mag zusehen, wie er wieder hinauskommt. Und so möge Eure Andrea thun!“

Paula seufzte. „Mein Gemahl, Ihr dürft von Andreas Jahren nicht die Erfahrung reifen Alters verlangen. Sie wird in ihrer Erregung, ihrem Schmerz nicht die Überlegung gehabt haben, die schweren Folgen voraus zu sehen, die ihr Schritt nach sich ziehen konnte. Es urteilt nicht ein jeder so hart über sie. Leonhards Gönner und Beschützer, Seine Hoheit von Braganza, hält sie seiner Achtung und Bewunderung wert.“

„Dom Duarte,“ meinte der Baron spöttisch, „nun ja, ich konnte es erwarten, daß er und Du einer Meinung seid. War nicht auch er es, der Dich bewog, die beiden Fremden mit Schwesterlicher Sorge zu beschirmen?“

„Ich leugne es nicht, daß er meine Teilnahme für sie wachrief, welche ihnen sicher sein mußte, sobald ich ihr Schicksal kannte.“

„Ich hoffe demnach, daß es nicht der Fürsprecher ist, der Deinen Eifer veranlaßt.“

„Mein Gemahl,“ rief Paula unwillig aus.

„Erzürne Dich nicht,“ sagte der Baron kalt, „es liegt mir fern, Dich kränken zu wollen. Erinnern nur will ich Dich, in Deinem Amte als Schirmherrin jenes Paares nicht zu weit zu gehen. Die Freifrau von Guilerin darf nicht mehr thun, was Paula Zuconerin gestattet war.“

„Ich werde nichts thun, was gegen das Gebot des Schickslichen verstieße. Ihr selbst gabet mir die Erlaubnis, für Andreas Behagen zu sorgen. Ihr werdet die Gewährung nicht zurücknehmen.“

„Seid ohne Furcht. Gegebenes Wort war mir von je heilig. Jetzt nehmt das Buch dort von dem Schranke und leset weiter, wo Ihr gestern stehen bliebet. Wir haben dem, was Euch das Herz erfüllt, genügend Zeit gewidmet.“

Paula that, wie ihr geheißsen war. Sie las ihrem Gemahle einen Abschnitt der „Discorsi“ des Machiavelli vor, die der Baron, ein eifriger Bewunderer des Florentiner Staatsmannes, zuweilen durch Bemerkungen über das Vernommene unterbrach. Dem strebsamen Geiste der jungen Frau war jede Belehrung willkommen; das zuvor geführte Ge-

sprach zitterte jedoch in ihr noch nach und die kalte, weltverachtende Lebensauffassung ihres Gatten, die sich in jedem seiner Worte äußerte, schien sich wie Eiseshauch auf ihr Herz zu legen.

Die Ablehnung, die sie in betreff Andreas erfahren, schreckte sie nicht von ihrem Vorhaben zurück, für die Jungfrau zu wirken, die ihr in kurzer Zeit lieb und wert geworden. Als die Vorlesung beendet war, begab sie sich in eines der Empfangszimmer des Schlosses und ließ Dom Duarte ersuchen, sich zu ihr zu verfügen.

Es war das erste Mal, daß er sie seit ihrer Vermählung sah und mit einigem Befremden war er ihrem Rufe gefolgt. Die förmliche Art, in der sie ihn empfing, belehrte ihn, daß nur ein zwingender Grund sie zu diesem Schritte veranlaßt haben müsse. Es war nicht mehr Paula Juconerin, es war die Freifrau von Guilerin, die vor ihm stand.

„Ich ließ Eure Hoheit um eine kurze Unterredung ersuchen,“ begann sie, seinen ehrerbietigen Gruß durch ein leichtes Neigen des Kopfes erwidern, „und ich darf hoffen, daß Eure Großmut das Ergebnis derselben zu einem günstigen gestalte. Sie betrifft das Schicksal des Mannes, den Ihr unter Euren Schutz genommen, und das seiner Braut, die Ihr mit empfahlet.“

„Das Schicksal Leonhard Koscielskis, von dem Ihr offenbar sprecht, edle Frau,“ erwiderte Duarte, „ist von mir soweit gesichert, als es augenblicklich mir möglich. Ich übertrug ihm die Stellung meines Sekretärs für Joao Seraphim, der nach seinem Vaterlande zurückkehren möchte. Er bleibt bei mir, bis sich Besseres für ihn gefunden.“

„Ich hörte durch Andrea zu meiner Freude bereits davon,“ sagte Paula, „aber es ist nicht dies allein, was die Schatten zu heben vermag, die ihren Weg verdunkeln. Auch Eure Hoheit wird diesen Ort wieder verlassen, was soll Andrea beginnen, wenn ihr Verlobter weiter zieht? Ich kann zu meinem Schmerze sie nicht mit mir nehmen, wenn ich in kurzem von hier gehe, und ebensowenig möchte ich der Vorstellung Raum geben, daß sie als Braut dem Manne weiter folgt, dem sie soviel geopfert hat.“

„Ihr wollet ausdrücken, was auch ich schon Leonhard gegenüber bemerkte, daß ihre Trauung sobald als möglich stattfinden müsse, um die Jungfrau übler Nachrede zu entziehen.“

„Ich halte dies für dringend geboten und suchte meinen Gemahl dafür zu gewinnen, um durch seinen Einfluß unseren Pfarrer zu vermögen, die Trauung zu vollziehen.“

„Herr von Guilerin jedoch wolte es nicht?“ fragte der Prinz, als Paula innehielt.

„Mein Gemahl,“ antwortete Paula zurückhaltend, „hat für die äußere Welt nicht die Teilnahme, um Dinge unterstützen zu wollen, die er von seinem Standpunkt aus nicht zu billigen vermag. Der Gehorsam gegen die Eltern geht ihm über alles und danach hätte Andrea ihren Verlobten aufgeben sollen.“

Duarte blickte sie fest an. „Auch Ihr seid eine gehorsame und pflichtgetreue Tochter gewesen,“ sprach er, „wollet Ihr die Jungfrau verdammen, die ihrem

ermählten Gatten in das Elend folgte, da Euer Gemahl so herber Ansicht ist? Ihr dachtet anders kurz zuvor.“

„Ich habe mein Urteil nicht geändert, Prinz; hätte ich es, würde ich nicht Euren Rat und Beistand erbitten,“ entgegnete Paula gelassen. „Ihr werdet das Rechte finden, dessen bin ich gewiß, jenen zu helfen. Gebietet, was geschehen soll und Euch soll in allem gehorcht werden.“

„Ich werde meinem Beichtvater, Padre Albaldo de Tret, die Sache vorstellen und er wird sich nicht weigern, Leonhard mit Andrea ehelich zu verbinden,“ sprach Duarte, „doch müßte die Trauung, um auch hier im Lande Gültigkeit zu haben, in einem mir gehörendem Hause vollzogen werden, das soviel wie Portugiesischer Boden bedeuten würde. In dem Schlosse Eures Gatten kann sie nicht stattfinden, auch wenn der Baron seine Meinung änderte. Ich werde also zunächst Schritte thun, ein Haus im Dorfe käuflich zu erwerben, das später irgend einem gemeinnützigen Zwecke anheimfallen mag.“

„Ich stelle Euch das meine zur Verfügung, Hoheit, das seit meiner Vermählung unbewohnt steht,“ erwiderte Paula, aber sie erschrak sofort über ihr rasches Anerbieten, als sie das Ausleuchten seines Auges wahrte.

„Nicht nur Andrea und Leonhard, auch ich danke Euch für dieses Wort,“ sprach er, „bestimmt, was mit dem Kaufpreise geschehen soll und bei wem mein Mayordomo ihn niederlegen darf.“

„Ich meine, es wird das beste sein, ihn dem zukünftigen Paare als Brautstück zu überweisen,“ sagte Paula lächelnd, „ich müßte keine würdigere Verwendung dafür.“

„Ihr trefft, wie immer, das Rechte und wisset nicht nur zwei, sondern drei Glückliche zu machen, denn ich werde wännen in der Heimat zu sein, wenn ich in Eurem, meinem Hause weile.“

Sie schien die Bemerkung zu überhören. „Es wird in Eurem Wunsche auch liegen, die Vermählung zu beschleunigen,“ bemerkte sie, „ich werde inzwischen für ein Festmahl und ein schicklich Kleid der Braut sorgen; alles übrige sei Euch überlassen anzubefehlen.“

Er fühlte, daß sie die Unterredung zu beenden wünschte. „Wollet mir noch eine Frage gestatten, bevor ich mich entferne,“ sagte er, nach seinem Federhute greifend.

Sie machte eine bejahende Bewegung.

„Ich höre seit wenigen Tagen vom Söller aus zwei Frauenstimmen singen,“ fuhr er fort, „deren eine mir besonders süß und hold dünkt. Vermögt Ihr mir die Eignerin dieser Stimme zu nennen?“

Das seine Rot, das bei seiner Frage ihre Wangen bedeckte, stieg bis zu der weißen Stirn empor, als sie erwiderte: „Es wird Marcella Koscielski sein, die abends gern zur Laute singt.“

„Doch es sind zwei; wer kann die andere sein?“

„Ich bin es selbst,“ bekannte sie verwirrt, „Marcella, die des Gefanges in hohem Maße kundig, giebt mir Unterweisung.“

Der Vorhang, der die Thür zu dem Neben-

gemache verhüllte, wurde leise gehoben; der blonde Kopf der soeben Genannten blickte herein.

„Verzeihet die Störung, edle Frau,“ sagte sie bescheiden, „der Herr Baron läßt Euch zu sich entbieten und will nicht länger warten.“

Dom Duarte verabschiedete sich, Paula begab sich zu ihrem Gatten, der sie mit eigentümlich forschendem Ausdrucke betrachtete.

„Ich verlangte schon vor einer Viertelstunde nach Euch,“ redete er sie an. „Man gab mir zur Antwort, daß Ihr den Besuch des Prinzen von Braganza empfindet.“

„So war es auch, mein Gemahl,“ antwortete Paula, „ich sprach mit ihm von Andreas Verheiratung.“

„Was bewog Euch dazu, deshalb Euch an Dom Duarte zu wenden?“

„Der Grund, daß Ihr mir Euren Beistand versagtet.“

„Ihr scheint nicht leicht um einen Ausweg verlegen, wenn Ihr ein Ziel erreichen wollt. Darf man erfahren, welches der Inhalt der Unterredung war?“

Sie teilte ihm den Vorschlag Duartes mit. Er lächelte spöttisch, als sie geendet.

„Wie erfinderisch der freigebige General ist, seinen Schülkingen zu helfen! Die Trauung ist, als im Auslande vollzogen, dann nicht anzusehen. Sehr schlau erdacht! Und Ihr seid ohne Zweifel mit allem einverstanden, was Euer Verbündeter anordnet?“

„Ich bin es, denn ich halte es für das Zweckmäßigste.“

„Weil Dom Duarte es erdacht?“

„Nicht deshalb allein. Ich wüßte keinen besseren Ausweg.“

„Ihr gebent natürlich der Feier beizuwohnen?“

„Wenn Ihr es gestattet, ja.“

„Und wenn ich die Erlaubnis verweigerte?“

„So würde ich Euch gehorchen, wie es meine Pflicht gebietet.“

Er schwieg etwas befänstigt einige Minuten.

„Immer die Pflicht und nur die Pflicht,“ sprach er endlich. „Wisset Ihr, daß Ihr mir mehr zu geben habt, als diese? Daß Ihr den Widerwillen und die Kälte gegen mich offener zeigt, wie Ihr als mein Weib es dürftet?“

„Mein Gemahl,“ entgegnete Paula ernst, „als Ihr die Mutter um meine Hand batet, wußtet Ihr, daß Ihr mir fast ein Fremder seiet, den ich zu flüchtigen Malen nur gesprochen und für den kein Empfinden mich beherrschen konnte, als das des Dankes für die Wohlthaten, welche Ihr den Meinen erwiesen. Ich ließ Euch über mein Fühlen nicht im unklaren. Ich versprach Euer Weib zu werden, weil meine Mutter es wünschte, und gelobte, Euch eine treue Pflegerin, eine gehorsame Gattin zu sein. Ich werde das Gelübde halten und stets bestrebt sein, Eure Zufriedenheit zu verdienen; wollet mir jedoch meine Aufgabe nicht nutzlos erschweren, indem Ihr mir ein Mißtrauen zeigt, für welches jeder Anlaß fehlt.“

„Ich würde kaum einen Vorwurf gegen Euch

erheben, wenn Euch ein blondlockiger Apoll besser gefiele, als ein Krüppel, wie ich,“ sagte Herr von Guilerin bitter.

„Das Kreuz, das Ihr seit so vielen Jahren traget, ist der Wille Gottes, unter welchem wir uns alle zu beugen haben. Ich werde trachten, Euch die Last zu erleichtern und nie wird der Gedanke in mir Raum gewinnen, daß Euer körperlich Gebrechen Euch mir weniger wert machen könne.“

„Die Großmut Eures Herzens läuscht Euch darüber hinweg. Ihr habt den besten Willen, ich erkenne es an. Vergessen aber kann ich nicht, wie Ihr vor mir zurückschaudert, als ich nach unserer Vermählung mich Euch nahte.“

Paula schwieg.

„Und wäre ich nicht der Besitzer dieses Schlosses, der reichste Mann im Umkreis vieler Meilen, hättet Ihr meine Hand genommen?“ fuhr der Baron fort, dessen Eifersucht ein Vergnügen darin zu finden schien, sich selbst und sie zu quälen.

„Ich sagte Euch zuvor, daß ich meiner Mutter gehorchte,“ erwiderte Paula. „Ich hätte jeden Gatten genommen, den sie ausgewählt.“

„Eure eigene Wahl wäre vermutlich auf jenen Fremden gefallen, dessen Wort und Meinung Euch so hoch steht, um Euch die aller anderen gleichgültig zu machen.“

„Ich teile kein Mitleid mit jenem unglücklichen Paare, dem auch ich beistehen möchte, aus der gegenwärtigen Lage befreit zu werden. Ist dies ein Unrecht gegen Euch?“

„Vorderhand noch nicht,“ war die trodene Antwort.

„Habt Ihr so wenig Zutrauen zu ihr, der Ihr Euren Namen, die Stellung der Gebieterin Eures Hauses gabet, so wäre es besser, Ihr hättet niemals mein begehrt.“

„Warum verschwieget Ihr mir, daß Ihr Dom Duarte kanntet?“

„Ich durfte vermuten, daß Ihr es wußtet, denn ich zeigte ihm am Abend seiner Ankunft den Weg zum Schlosse.“

„Ihr seht den Verkehr mit ihm fort.“

„Es geschah ohne jegliche Absicht von meiner Seite. Erst heute war ich gezwungen, mich unmittelbar an ihn zu wenden.“

Sie sprach ohne irgend welche Befangenheit, ihre Worte trugen den Stempel überzeugender Wahrheit; Herr von Guilerin begann seine Aufwallung zu gereuen.

„Ich glaube Euch,“ sagte er, „denn Ihr seid nicht mit dem Maße anderer Frauen zu messen. Ist es Euch eine Genugthuung, mögt Ihr die Hochzeitfeier Eurer Freunde bejuchen.“

„Ich werde es unterlassen, falls es Euch das geringste Bedenken erregt.“

„Keineswegs! Es wird für längere Zeit das letzte Fest sein, an welchem Ihr hier teilnehmt. Noch bevor der Mond wechselt, werden wir Leipzig verlassen, um nach Graz zu ziehen. Schon morgen werde ich die nötigen Vorbereitungen beginnen lassen.“

„So gestattet, daß ich mich jetzt entferne, um

mit Andrea einiges zu besprechen, das der bevorstehenden Feier gilt. Wenn es Euch gefällt, will ich meine Mutter zu Euch senden, damit Ihr nicht allein seid."

"Ich ziehe das letztere der Gesellschaft Eurer Mutter vor und erwarte, daß Ihr zum Nachessen wieder hierher kommt. Wir werden die Mahlzeiten in Zukunft allein einnehmen; das Geräusch in der Halle ist mir lästig."

Die leichten Schritte der jungen Frau waren auf dem Hausgange verhallt. Der Baron stützte den Kopf in die Hand.

"Sie ist noch rein," murmelte er vor sich hin, "sie ist von anderem Stoffe, wie die übrigen, aber wird sie es bleiben, wenn in Wahrheit die Versuchung ihr nahe tritt? Sie muß fort, ungesäumt fort, ehe jener blonde Fant Zeit gewinnt, sie zu umgarnen, und ehe sie sich klar wird, daß sie ihn liebt."

* * *

Wenige Tage später fand in dem Berghäuschen, das Duartes Eigentum geworden, die Trauung Leonhard Roscielskis mit Andrea von Helling statt.

Der Feier wohnten sämtliche Offiziere und Edelleute des Infanten bei, der an des Vaters Stelle die Braut dem Bräutigam übergab. Paula hatte es sich nicht nehmen lassen, die Freundin selbst zu schmücken, Frau von Zuconer richtete in einem der unbenützten Räume des Schlosses das Hochzeitsmahl her; die kleinen Schwestern streuten auf dem ganzen Wege, den der Zug zu nehmen hatte, eifrig Blumen. Sie waren entzückt, schon wieder eine Hochzeit feiern zu helfen.

Baron Guilerin schützte seine Kränklichkeit vor, um dem Feste fern zu bleiben; man wußte ihm Dank, daß er seine schöne Gemahlin sandte, die in Begleitung Marcellas zu der Trauung erschien und auch für einige Stunden bei dem Festmahle anwesend war.

Man mühte sich, der unter so eigentümlichen Umständen stattfindenden Hochzeit ein möglichst heiteres Gepräge zu verleihen. Duarte brachte die Gesundheit des Brautpaares aus, der andere Trinksprüche folgten. Bald herrschte an der Tafel laute Fröhlichkeit, die auf das ernste, blasse Angesicht der neuvermählten Gattin Leonhards einen Widerschein warf.

"Wie soll ich Dir für alle Deine Liebe danken?" sagte sie zu Paula, als beide nach Beendigung des Mahles in der tiefen Nische des Fensters standen.

Die letzten Tage, die sie miteinander verlebte, hatten das schwesterliche "Du" hervorgerufen.

"Dadurch, daß Du glücklich bist," antwortete Paula auf Andreas Frage weich.

"Ich bin es, wenn auch ein Tropfen Wehmut in den Becher der Freude fallen muß," sprach Andrea, "doch ich darf nicht klagen, jetzt, da tausendfache Güte mir den Weg gebnet und schirmend mich umgiebt. Nur danken möchte ich, überreich danken, wie ich empfang."

"Der Frieden Deiner Seele wird wiederkehren,"

sagte Paula, "und was Dich quälte, in Vergessenheit versinken. Ich gehe jetzt beruhigt von Dir, denn ich weiß Dich geborgen in der Liebe Schutz, die stark und treu, gleich Deiner eigenen, ist. Und kämen abermals Tage der Trübsal über Dich, in denen Menschenhilfe Dir von Wert sei, so komme zu mir, und mein Haus, mein Herz werden allezeit Dir offen stehen."

Andrea schlang in aufwallendem Empfinden die Arme um den Hals der Sprecherin. "Könnte ich auch für Dich das Glück erleben, dessen Du so würdig bist," flüsterte sie.

Paula schüttelte leise den Kopf. "Bitte um Kraft für mich auf dem Wege, der vor mir liegt, und es ist alles, was ich begehre," sagte sie nur und wandte sich an Don Cueva, einen Offizier aus Duartes Gefolge, um mit ihm einige Worte zu wechseln.

Die Kinder hatten sich den günstigen Augenblick ersehen, als man die Tafel aufhob, um zu ihrem Freunde zu eilen, der sie mit Süßigkeiten beschenkte.

"Nun gehen wir fort, ganz fort, weißt Du es schon?" erzählten sie. "Paula nimmt uns mit, wenn sie in die große Stadt zieht."

"Ihr geht gewiß gern fort," sagte der Prinz, "und das ist gar nicht schön von Euch."

"Ja, aber wir machen eine Reise," meinte Vincentia stolz, "und werden in einer Kutsche fahren, oder auch reiten, wenn Paulas Mann es erlaubt."

"Wir kommen auch wieder hierher," versicherte Armgard, "übers Jahr, wenn es Sommer ist."

"Dann aber bin ich nicht mehr hier und Ihr habt mich längst vergessen," sprach Duarte.

Vier kleine Händchen strebten zu ihm empor, ihn zu lieblosen. "Wir vergessen Dich nicht," riefen sie ärtlich, "und Du kommst auch dorthin, wo wir sind."

"Dazu habe ich noch keine Aussicht, Ihr lieben Schmeichler, ich muß dorthin gehen, wo es der Kaiser befiehlt."

"Paula möchte auch lieber hier bleiben," berichtete Vincentia. "Sie weinte gestern, als wir uns freuten."

"Aber ihr Mann war böse, als er es sah," fügte Armgard hinzu, "er machte ein Gesicht, so finster, und sagte ihr, er könne Thränen nicht leiden."

Duarte wurde das Geplauder der Kleinen zur Pein; mit sanfter Gewalt schob er sie von sich und trat in den Kreis der Hochzeitsgäste zurück.

Er hatte mit Paula am heutigen Tage nur wenige Worte gewechselt. Ihr ganzes Wesen war ihm so fremd, so unnahbar erschienen und er begriff, daß es nicht anders sein könne. Jetzt aber zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihr, einmal noch in ihre Augen zu schauen, einmal noch den Klang ihrer Stimme zu vernehmen, ehe sie für immer schieden.

Dort stand sie in dem Bogen der Thür, die auf den Altan führte, und sprach gleichgültig freundliche Worte zu den sie umgebenden Kavaliere, die ihm ehrfurchtsvoll Platz gaben, als er sich der Gruppe nahte.

"Ich vernahm durch Eure Schwestern, daß Ihr

Leipheim schon in kurzem zu verlassen gedenkt," sprach er, „ist es in der That so?“

„Ja, Hoheit," antwortete sie, „Herr von Guillerin befahl, daß wir binnen drei Tagen von hier abreisen.“

„Werdet Ihr mir noch gestatten, mich von Euch zu verabschieden?“

„Mein Gemahl wird sicherlich erfreut sein, Euch noch bei sich zu sehen. Bei ihm bin ich dann anzutreffen.“

Sie waren auf den Altan hinausgetreten, es fehlten beiden die Worte, das Gespräch fortzusetzen. Sie blickten stumm in das Thal vor ihnen, auf dem der goldige Schein des Herbsttages flimmerte.

„Lebt wohl," sagte Duarte endlich, sich abwendend. „Möge Gottes Gnade Eure Zukunft erhellen und Euch Tage des Friedens — ich scheue mich zu sagen — des Glückes schenken.“

„Dank Euch und auch Ihr möget allezeit seinem Schutze befohlen sein. Lebt wohl!“

Sie kehrten in den Saal zurück; Paula winkte Marcella zu sich heran; wenige Minuten später verließ sie das Fest, um sich wieder zu ihrem kranken Gatten zu begeben.

Vierzehntes Kapitel.

Der Reichstag war am 13. Oktober zu Regensburg vom Kaiser feierlich eröffnet worden. Zwar fehlten noch immer einige der geladenen Fürsten, doch war es unmöglich, den Beginn der Verhandlungen länger hinauszuschieben, die voraussichtlich eine lange Zeit in Anspruch nehmen sollten.

Nun waren fast zwei Monate über den Beratungen vergangen, ohne daß die Ergebnisse sich von den früheren besonders unterschieden, und die baldige Beendigung des Krieges schien abermals in weite Ferne gerückt.

Ferdinand III. sah die Mühen langer Wochen und Monde, die in Vorbereitungen für den Abschluß des Friedens vergangen, in ein Nichts zerrinnen und seine Stimmung litt zusehends darunter. Die Minister scheuten sich, ihm mit einer Botschaft zu nahen, wenn sie sein verbüßertes Angesicht erblickten, und überließen es willig dem bevorzugten Grafen Trautmannstorff, Ferdinand von allen Vorgängen in Kenntnis zu setzen, die ihm neue Sorgen bereiten mußten.

Es hatte schon seit einiger Zeit zwischen Madrid und Regensburg ein lebhafter Depeschenwechsel stattgefunden; die reitenden Boten waren beständig unterwegs, der neue Gesandte, Don Francisco de Mello, welcher den Grafen Castaneda ersetzt hatte, pflog mit dem kaiserlichen Minister verschiedene geheime Unterhandlungen, und es war nach einer solchen, daß Graf Trautmannstorff zu später Abendstunde sich bei seinem Herrn melden ließ.

Der Kaiser ließ ihn ungefäumt vor. Er wußte, daß es nur eine Sache von großer Wichtigkeit sein müsse, die den Minister veranlaßte, diese ungewöhnliche Zeit zu wählen.

„Ihr bringt nichts Gutes, ich lese es in Euren Zügen," rief er ihm entgegen, „ich staune nicht darüber, denn es ist mir bereits ein Gewohntes, üble Kunde zu hören. Was ist vorgefallen? Bedroht Gusbriant eine unserer Städte oder ist Baner in meine Lande eingedrungen?“

„Keines von beiden, Majestät," erwiderte Graf Trautmannstorff. „Don Francesco de Mello ging soeben von mir; ich hielt es für meine Pflicht, Eurer Kaiserlichen Majestät ohne Aufschub mitzuteilen, was ich durch ihn erfuhr.“

„Er war schon gestern bei Euch, wie ich mir sagen ließ," bemerkte der Kaiser, „Ihr scheint mit ihm in besserem Einverständnis zu leben, als mit seinem Vorgänger.“

„Ich bedaure, dies verneinen zu müssen. Weil er bei mir keinen guten Willen für seine Wünsche fand, ersucht er Eure Majestät um Gehör.“

„Sagt mir in Kürze, was er will," befahl Ferdinand.

„Er eröffnete mir zunächst, was auch Eure Kaiserliche Majestät in hohem Grade überraschen, vielleicht beunruhigen wird," sprach der Minister. „In Madrid langte am 7. Dezember die Nachricht an, daß das Volk der Portugiesen sich gegen Spanien empört und Dom Joao, Herzog von Braganza, zu seinem Könige ausgerufen habe.“

Der Kaiser sprang von seinem Sessel empor. „Was spricht Ihr da?“ rief er erregt. „In Portugal ein Aufstand? Und Spaniens Macht war nicht groß genug, ihn in seinem Beginne zu dämpfen?“

„Das Unternehmen ist, wie es mir nach Don Mellos Berichten erscheint, von langer Hand vorbereitet gewesen. Die Ummwälzung der bestehenden Verhältnisse hat sich in einem einzigen Tage (1. Dezember 1640) vollzogen und es konnte dies um so leichter geschehen, da der gleichzeitige Aufstand in Katalonien die Entsendung spanischer Truppen dorthin notwendig machte, Lissabon somit von allen Soldaten befreit war, die den Aufstand unterdrücken konnten.“

„Und ließ die Herzogin-Regentin es so ruhig geschehen, daß man sie der Statthaltertschaft entsetzte?“

„Die Frau Herzogin*) ist milden Gemütes, nicht zu raschem Handeln geneigt. Sie befahl den wenigen ihr noch getreuen Truppen, die teils selbst Portugiesen waren, jedes Blutvergießen zu vermeiden und ließ sich in ihrem Palaste gefangen nehmen. Nur drei Menschenleben, darunter zwei ihrer Ratgeber, fielen der Volkswut zum Opfer, die öffentlichen Gebäude wurden mit portugiesischen Soldaten besetzt, die spanischen Schiffe im Hafen mit Beschlag belegt, die Fahnen und Abzeichen gegen die neuen, eigentlich alten Landesfarben eingetauscht. Als Dom Joao seinen Einzug hielt, herrschte in der Hauptstadt bereits vollkommene Ruhe, und wenige Tage später war ganz Portugal dem mutigen Beispiele gefolgt.“

„Ihr scheint mit Euren Sympathien bei dem

*) Es war Margareta von Savoyen, Witwe des Herzogs Francesco Gonzaga von Mantua, Enkelin Philipps II., die an Stelle des verstorbenen Bruders Philipps IV., Carlos, zur Statthalterin eingesetzt worden.

rebellischen Volke zu sein, Graf," sagte der Kaiser, „und erinnert Euch nicht, welche Folgen diese Abenteuer für uns haben kann. Mein Schwager von Spanien wird in einen neuen Krieg verwickelt werden, er wird sein Geld wie seine Truppen in dem eigenen Lande brauchen und aufhören, uns beizustehen.“

„Ich komme zu dem zweiten Teile der Mitteilungen, die mir Don Nello machte,“ fuhr der Minister fort, „er betrifft den Bruder des neuen Königs, Dom Duarte, jetzt thatsächlich Prinzen von Portugal.“

„Er wird zurück nach seinem Lande wollen, das ist begreiflich,“ versetzte Ferdinand zerstreut.

„Der Gesandte läßt im Namen seines Herrn Eure Majestät ersuchen, dies zu verhindern.“

„Wie kann ich ihn hindern? Er ist nicht mein Unterthan, noch mein Vasall. Freiwillig trat er in meinen Dienst, den er jederzeit wieder verlassen kann.“

„Ich sagte Don Nello das gleiche; er erwiderte, daß dem Könige von Spanien ein großer Dienst erwiesen würde, wenn es gelänge, sich der Person des Infanten zu bemächtigen.“

„Welch ein Gedanke,“ rief der Kaiser. „Und Ihr, wie nahmet Ihr dieses unerhörte Ansinnen auf?“

„Ich entgegnete, daß Eure Kaiserliche Majestät nie in einen derartigen Schritt willigen würde, der einen Bruch des Vertrauens und des Gastrechts in sich schliesse, und daß auch ich den Vorschlag nicht befürworten wolle, so wenig, wie die übrigen Räte Eurer Majestät sich dazu verstehen werden.“

„Ihr thatet recht daran. Ich wüßte für die Gefangennahme Dom Duartes nicht den geringsten Grund.“

„Don Nello will sich mit meinem Bescheide nicht zufriedengeben. Wie ich schon vorhin bemerkte, hat er den Wunsch, die Angelegenheit persönlich bei Eurer Kaiserlichen Majestät zum Vortrage zu bringen.“

„Er wird bei mir keinen günstigeren Boden für seine Pläne finden, als bei Euch, doch ist es von Wichtigkeit, daß ich ihn spreche, um die Gesinnung meines Schwagers zu erkunden, von welchem Deutschlands Geschick abhängt. Kommt in diesem unseligen Habern und Feilschen um Worte, mit welchem sich die Beratungen hinziehen, der Friede abermals nicht zu stande, können wir seiner Hilfe weniger als je entraten.“

Don Francesco de Nello, seit kurzem spanischer Gesandter am kaiserlichen Hofe, hatte in früheren Jahren in Portugal gelebt und war als mittelloser Edelmann von Dom Theodosio von Braganza, wie von seinem Sohn Joao, vielfach ausgezeichnet worden. Man zog den begabten und weltgewandten Kavaller an den Hof; die Großmut der Herzöge sorgte für sein Emporkommen und spendete ihm reichliche Wohlthaten.

Doch er vergaß des empfangenen Guten, als ihm in der Person des Grafen von Olivarez ein mächtigerer Beschützer zu ersehen schien. Bereitwillig verband er sich mit ihm zu Portugals Verderben. Mit den Verhältnissen des Landes wohl vertraut, vermochte er dem spanischen Minister manchen wichtigen Dienst zu leisten, und dieser belohnte ihn dafür mit

dem verantwortlichen Posten, den er gegenwärtig bekleidete.

Don Nello wußte sehr genau, daß seine ganze fernere Zukunft von der Gunst des Grafen abhinge und daß ein einziges Wort desselben ihn in das Nichts zurückstoßen könne, aus welchem er hervorgegangen. Olivarez hatte ihm die entschiedene Weisung erteilt, die Verhaftung Dom Duartes durchzusetzen, und Nello war sich klar, daß er jedes erdenkliche Mittel hierzu in Bewegung zu bringen habe, um nicht den Zorn seines Gönners auf sich zu laden.

Die ablehnende Haltung, mit der am folgenden Morgen Ferdinand III. ihn empfing, schreckte ihn nicht im geringsten ab. Er war nicht der Mann, nach dem ersten Fehlschlage eine Sache fallen zu lassen.

Mit der Geschmeidigkeit, die ihm so oft in schwierigen Lagen geholfen, ergänzte er den gestrigen Bericht des Grafen Trautmannstorff über die Ereignisse in Portugal und gab den Fragen des Kaisers über verschiedene Einzelheiten genaue Auskunft.

„Seine Majestät, mein erhabener Herr,“ schloß er, „hofft mit der Hilfe Gottes diese Thorheit überwallender Gemüter baldigt wieder aus der Welt zu schaffen. Das im Aufstande begriffene Land ist klein, seine Streitkräfte zu geringe, um sich lange behaupten zu können und Dom Joao, der sich jetzt der Vierte nennt, wird ohne Zweifel nur die Rolle eines Bohnenkönigs von dem heutigen Tage auf morgen spielen. Allerdings rechnet mein königlicher Gebieter in seinem Bestreben, die Rebellen zu strafen, auch auf den Beistand Eurer Kaiserlichen Majestät, seines vielgeliebten Schwagers, mit welchem ihn nicht nur die Bande des Blutes, sondern auch die bewährter Freundschaft verbinden.“

„Ich bin zu jedem Dienste gern bereit,“ entgegnete der Kaiser, den es nicht wenig beruhigte, daß Nello den Aufstand als geringe und unbedeutend hinstellte. „Nur werde ich nicht imstande sein, meinen Schwager, wie ich möchte, zu unterstützen; meine Streitkräfte sind, wie Ihr wisset, in unseren eigenen Landen beschäftigt.“

„Es giebt einen anderen Dienst von ungleich minderer Tragweite, den Eure Majestät meinem hohen Gebieter zu leisten imstande wäre,“ warf der Gesandte ein, „und ich bin überzeugt, daß mein erhabener König für diesen sich des ewigen Dankes verpflichtet halten würde.“

„Ich glaube zu erraten, was Eure Worte bezwecken,“ erwiderte der Kaiser kühl, „habt Ihr nicht schon meinem Minister Eure Wünsche geäußert?“

„Ich wagte es, im Hinblick auf die Dringlichkeit der Sache, ihm meine Pläne zu unterbreiten, deren Ausführung von der Gewährung Eurer Kaiserlichen Majestät abhängt.“

„Spart Euch die Mühe, mir den Vorschlag zu wiederholen, da ich schon Trautmannstorff erklärte, nichts davon hören zu wollen. Dom Duarte von Braganza ist mein Feldherr und mein Gast, als solcher unverleglich.“

„Eure Kaiserliche Majestät denkt ritterlich und groß,“ sagte der Gesandte, sich verneigend. „Wer würde nicht so edelherzige Gesinnung bewundern?“

Doch fordert es leider so häufig das Wohl der Allgemeinheit, das erste Gefühl zurückzudrängen, um nicht das Heil eines ganzen Reiches dem eines einzelnen unterzuordnen."

"Was hat das Heil der Gesamtheit mit Dom Duarte Gefangennahme zu schaffen?"

"Mehr als es sich für den Augenblick übersehen läßt," war Mellos Antwort. "Ist Dom Duarte die Möglichkeit gegeben, nach Portugal zu entkommen, so wird er nicht säumen, mit seiner in deutschen Landen erworbenen Kriegskunst seinem Bruder beizustehen. Die rebellischen Unterthanen, mit ihrem neuen Könige an der Spitze, werden, von frischem Mute belebt, den Kampf fortsetzen, der dann eine Ausdehnung annehmen kann, wie man sie selbst in Spanien vorherhand kaum fürchtet. Welche unberechenbaren Folgen hierdurch entstehen könnten, wird Eurer Kaiserlichen Majestät scharfer Geist ermessen können, auch daß die mißlichen Verhältnisse in Portugal sich bedeutend leichter ordnen lassen würden, wenn der Prinz nicht dorthin gelangte. Dom Joao liebt seinen Bruder, die Gefahr, in der er ihn vermutet, würde ihn möglicherweise abschrecken, seinen Widerstand gegen den König weiter zu treiben. Gott hat dieses sichere Mittel, die Dinge in wünschenswertester Weise zu beenden, Eurer Kaiserlichen Majestät in die Hand gegeben und damit zugleich die Gelegenheit, Dero erhabenem Anverwandten und dessen ganzem Hause einen Beweis wahrer Liebe und Treue darzutun. Das Haus Österreich ist ausersehen, seinem Ruhmeskranze ein neues, unvergängliches Blatt hinzuzufügen, indem es seine Hilfe dazu leiht, ein aufrührerisches Volk zu seiner Pflicht zurückzuführen, und inniger als je werden die beiden vornehmsten Dynastien Europas dadurch vereint werden."

Der Kaiser hatte der Auseinandersetzung unbeweglich zugehört; als Don Mello geendet, schüttelte er leicht das Haupt. "Eure Gründe, soviel Wahrscheinlichkeit sie für sich haben, vermögen mich nicht mit dem Gedanken auszusöhnen, die Dienste, die mir Dom Duarte in vielen Jahren opferwillig leistete, mit so üblem Lohne zu vergelten. Weiß er bereits um das Borgesfallene? Ist er beteiligt daran?"

"So viel mir bekannt ist, nein. Der Staatssekretär, Don Lucena, der mir befreundet ist, hat es bis jetzt unterlassen, ihn zu unterrichten, wie ich aus seinem Briefe entnahm."

"Was konnte ihn dazu bewegen?"

"Dom Duarte hat ihn einst gekränkt, als sie bei einem Turniere die Farben der gleichen Dame siegen machten; seitdem ist er ihm feindlich gesinnt."

"Immer das gleiche," sagte der Kaiser mißbilligend, "das längst verhallte Wort, mit dem in erregter Stunde die Eitelkeit, die Ehrgeier eines andern verletz wurde, wirkt wie ein ätzend Gift in langen Jahren nach, bis endlich nimmer ruhende Rachsucht ihr Genügen fand."

Auf Don Mello machte die Betrachtung keinen Eindruck; er wußte, daß er im gegebenen Falle genau so handeln würde wie Francesco de Lucena.

"Eure Kaiserliche Majestät wollen allergnädigst geruhen, die Botschaft mir zu eröffnen, welche ich

meinem Herrn übermitteln darf," wagte er zu erinnern.

"Ihr habt es eilig," entgegnete Ferdinand ungnädig, "unmöglich kann ich in einer so schwierigen Frage sofort entscheiden. Der Staatsrat soll zusammenberufen werden; ihm will ich mitteilen, welche Beweggründe Ihr mir vorhaltet, Dom Duarte seiner Freiheit zu berauben und mit Gewissenhaftigkeit und Ernst soll es erwogen werden, ob in der That das Wohl Spaniens darunter leiden kann, wenn ich von der Verhaftung meines früheren Waffengefährten absehe."

Don Mello verzog keine Miene. "So habe ich nur nach um die Gnade nachzusuchen, dem hohen Rate den letzten meiner Gründe gegen Dom Duarte zur Entschließung anheimzugeben, den ich bisher verschwiegen. Die Portugiesen hängen an dem Hause Braganza, in welchem sie die rechtmäßigen Herrscher ihres Landes sehen. Dom Joao besitzt nur zwei Söhne in zartem Alter, von welchen namentlich der älteste zu keinerlei Hoffnungen berechtigt. Auf Dom Duarte*) ginge die Nachfolge über, falls sein Bruder ohne Erben stürbe, auf ihn sind die Augen des durch seinen Sieg berauschten Volkes gerichtet, das in ihm dieses neuen Thrones feste Stütze erwartet. Ihr thörichter Widerstand wird sich verstärken, je mehr sie sich an diesen Gedanken halten, und deshalb möge Eure Kaiserliche Majestät der Vorstellung ein geneigtes Gehör geben, daß Eile not thut, den Prinzen unschädlich zu machen, bevor er Mittel und Wege findet, zu entfliehen."

Die Audienz war beendet, der Kaiser beachtete den unterwürfigen Gruß des Gesandten kaum; Don Mello empfand, daß er in der begonnenen Weise sein Ziel nicht erreichen werde und begab sich daher zu dem Geheimschreiber der Kaiserin, Doktor Navarro, einem Spanier von Geburt, der das Vertrauen seiner Gebieterin in hohem Grade genoß und im Verein mit ihrem Beichtvater, Vater Diego Quiroga, ihre Entschlüsse oft beeinflusste.

Es bedurfte seitens des Gesandten nur geringer Mühe, die beiden Männer seinen Plänen zu gewinnen. Sie standen an der Spitze der spanischen Hofpartei, welche sich unter Maria Anna gebildet, und vertraten bei jedem sich ergebenden Anlasse die Interessen ihres Landes, rücksichtslos in der Wahl ihrer Mittel dabei verfahren. Vater Quiroga zumal, der früher Soldat gewesen und erst spät in den Orden des heiligen Franciscus getreten war, kannte keine Bedenken, wenn der Vorteil Spaniens in Frage kam. Er war, trotz des geistlichen Gewandes, Staatsmann und Kämpfer geblieben, und die Mehrzahl der Siege, welche die spanische Partei über den Willen des Kaisers zu erringen verstand, dankte sie seiner Vermittlung bei der Kaiserin.

Navarro und er versprachen auch diesmal Don Mello ohne Zögern, in seinem Sinne bei ihrer Herrin zu wirken; des Erfolges durfte man bei ihrer Ergebenheit für ihren königlichen Bruder gewiß sein.

*) Der dritte der Söhne Dom Theodosios war inzwischen gestorben.

Der Kaiser hatte dagegen noch am nämlichen Tage die Mitglieder des Staatsrates zu sich befehlen lassen, mit ihnen den ungewöhnlichen Fall zu besprechen, der ihn in einen so quälenden Widerstreit mit seiner eigenen Überzeugung drängte.

Graf Trautmannstorff trug die Angelegenheit den Versammelten, unter welchen sich auch der Bruder des Kaisers, Erzherzog Leopold Wilhelm, befand, in längerer Rede vor. Er legte in ausführlicher Weise die Gründe dar, welche Nello als bestimmend für die Gefangennahme Dom Quartes angegeben, und stellte es den Anwesenden anheim, ihre Meinungen für und wider dieselben zu äußern.

Noch war er nicht zu Ende gelangt, als der Erzherzog lebhaft von seinem Sessel emporprang.

„Was braucht es da des Überlegens und Beratens, Ihr Herren?“ rief er unwillig aus. „Es kann doch Spanien nicht in den Sinn kommen, daß wir einen offenen Vertrauensbruch an einem Prinzen begehen werden, der in unser Land kam, sein Blut für unsere Sache zu vergießen und der dem Reiche treu bis zu dieser Stunde diente? Laßt Nello wissen, daß er sich des Antrages zu schämen habe und nie wieder etwas darüber verlauten dürfe.“

„Mein Bruder,“ sprach der Kaiser bedrückt, „was Euch mit Abscheu und Entrüstung erfüllt, ich begreife es, denn es ist das gleiche, was auch ich empfinde. Doch Eurem raschen Vorwärtstürmen muß ich die Erwägung entgegenhalten, daß wir es mit einem Verlangen meines Schwagers zu thun haben, dem ich in mehr als einer Beziehung verpflichtet bin.“

„Euer Liebden sind es auch dem Prinzen von Braganza,“ fiel der ritterliche Bischof*) ein. „Sieben Jahre hat er Euch uneigennützig und unermüdet gedient, nie hat er eine Entschädigung noch einen Lohn erhalten, ja, oftmals, wie es uns allen bekannt, hat er dem bedrängten Heere mit eigenen Mitteln ausgeholfen. Ein tapferer und gerechter Führer, ein milder Sieger, ein makelloser Edelmann ging er den Sainen als ein leuchtendes Vorbild voran, uns anderen ist er ein treuer Freund und lieber Waffengenosse geworden. Und Ihr könnt daran denken, ihn seinen Feinden auszuliefern, als Geißel ihn zu geben für seines Volkes Thun, das, wie Ihr es auch bezeichnen möget, eine gerechte Sache vertritt? O, mein Bruder, stehet davon ab, beslecket Eure Hand nicht mit so verabscheuungswerter That und ladet nicht auf Eure Kinder den Fluch, der ihn trifft, der die Treue gebrochen.“

Durch den Kreis der versammelten Minister und Räte ging es wie ein leises Murmeln der Zustimmung. Es war wohl nicht ein einziger darunter, der nicht die Ungerechtigkeit des von Spanien gestellten Antrages fühlte.

Der Kaiser winkte dem Grafen Trautmannstorff. „Erklärt Euch, ob wir, ohne uns des Beistandes meines Schwagers zu berauben, die Sache ablehnen können.“

*) Leopold war Bischof von Passau, Halberstadt und Straßburg und wurde später Hoch- und Deutschmeister.

Der Minister wiegte bedenklich das Haupt. „Ich kann es nicht verhehlen, daß gewaltige Rücksichten uns an Spaniens Krone binden und es steht in Zweifel, ob wir sie ohne schädliche Folgen beiseite legen dürfen.“

„Ihr äußertet Euch gestern anders,“ rief der Kaiser ungebuldig. „Habt Ihr über Nacht Euren Sinn gewandelt?“

„Ich habe alles, was Don Nello mir mittheilte, nochmals reiflich überlegt,“ erwiderte der Graf, „und bin zu der Erkenntnis gelangt, daß die Angelegenheit nicht kurzerhand mit einem ‚Nein‘ zu erledigen ist, wie ich anfänglich glaubte.“

Trautmannstorff verschwieg seinem Herrn, daß Nello unmittelbar vor der Sitzung noch einmal bei ihm gewesen und mit der Vollmacht des Handelns, die ihm von Philipp IV. übertragen war, dem Minister vertraulich eröffnet hatte, daß der König, unbedingt auf seine Befürwortung der Sache rechnend, ihm die Verdoppelung seiner Pension in Aussicht gestellt habe, wenn das Unternehmen gelänge, daß er jedoch auf keinen Zuschuß mehr von spanischer Seite im Falle des Mißlingens zu zählen habe.

Diese Mitteilung war es gewesen, die den Grafen in seinem bisherigen Widerstande erschütterte. Wie fast alle Großen des Reiches machte sich auch bei ihm der durch den Krieg hervorgerufene Geldmangel fühlbar und der Ausfall der spanischen Zuwendungen wäre ihm sehr unwillkommen gewesen.

„Sprecht Ihr, Hasso von Mengen,“ wandte sich der Kaiser an einen älteren Mann, der ihm gegenüber saß. „Ihr wisset oftmals das Rechte zu finden, wenn wir anderen uns vergebens mühe gesonnen, und keines Menschen Meinung hat je die Eure beirrt, die aus der Überzeugung Eures geraden Sinnes kommt. Sagt auch zur Stunde ohne Scheu, wie Ihr denkt und seid meiner unveränderten Gunst und Gnade versichert, selbst wenn Ihr zu offen gewesen.“

Der Angeredete verneigte sich. „Ich fürchte allerdings mit zu großer Freiheit zu sprechen,“ begann er nach einigem Zaudern, „da jedoch Eure Kaiserliche Majestät den Wunsch hegt, die Wahrheit zu erfahren, so gehorche ich und lege die mir anbefohlenen Erwägungen unterthänigst zu Eurer Füßen nieder.“

„Wenn der Infant, Dom Quarte, sich eines Vergehens gegen das Reich schuldig und, den empfangenen kaiserlichen Befehlen zuwiderhandelnd, den öffentlichen Frieden gefährdet hätte, so würde ich erklären: Es ist nicht mehr als recht und billig, ihn gefangen setzen zu lassen. Da aber auch seine Feinde und Verfolger zugestehen müßten, daß keinerlei Verschulden ihm nachzuweisen ist, daß er vielmehr Gut und Blut im Dienste des Reiches auf das Spiel gesetzt hat, wie kann man in dem nämlichen Reich ihn seiner Freiheit berauben?“

„Deutschland ist ein freies Land; der Infant müßte hierher nach Regensburg gebracht werden, an den Ort, an welchem die Stände des gesamten Reiches zu Beratungen zusammengetreten, die der

Erhaltung dieser Freiheit gelten. Hat man dies nicht zu bedenken?

„Man hält Eurer Kaiserlichen Majestät vor, daß Dom Duarte der Bruder des Herzogs von Braganza sei, der dem Könige von Spanien das Königreich Portugal entrißen habe. Zuvörderst werden es die Portugiesen kaum zugeben, daß sie ihr Land sich unrechtmäßig angeeignet haben. Sie werden weit eher behaupten, daß sie das Reich demjenigen zurückgegeben, der die gerechtesten Ansprüche darauf hatte. Aber gesetzt, es wäre, wie die Spanier sagen. Ist dieses ein Vergehen, der Sünde gleich, die werdende Geschlechter als unfelig Erbteil empfangen? Hat ein Bruder für die Thaten des anderen Bruders zu büßen? Es ist festgestellt, daß Dom Duarte nichts von alledem weiß, was sich in Portugal zugetragen, denn, wenn er es gewußt, würde er nicht mehr in Deutschland sein. Warum also ihn verhaften lassen?

„Aber auch, wenn er davon unterrichtet wäre, kann man ihn damit eines Vergehens anklagen? Hätte er damit etwas gegen die Wohlfahrt des Reiches unternommen? Was hat das Reich mit den Beleidigungen Kastiliens zu schaffen? Eure Kaiserliche Majestät hat beschworen, das Reich und die Freiheit Deutschlands zu verteidigen, doch nimmermehr die Verteidigung fremder Länder aufzunehmen. Die Pflicht des Reiches ist es, den öffentlichen Frieden, die Gerechtigkeit, die Gastfreundschaft aufrecht zu erhalten, die drei heiligen Güter, die auch von Barbarenvölkern hochgehalten werden, nicht einen Prinzen zum Gefangenen zu machen, der ebenso tapfer, als getreu, so edelherzig, wie großmütig ist. Es wäre weit mehr Hochsinn und Gnade, würdig eines christlichen Herrschers, ihm beizustehen, ihn aus den Fallstricken seiner Verfolger zu befreien.

„Und wenn Spanien sich durch den König von Portugal beleidigt fühlt, hat es denn nicht genug Streitkräfte, ihn anzugreifen, ihn zu bekämpfen? Warum geht es gegen den schuldblosen Bruder vor?

„Ich schließe diese Vorstellungen, um Eurer Kaiserlichen Majestät mit aller Ehrfurcht und Unterwürfigkeit in das Gedächtnis zu rufen: dem Prinzen von Braganza die Freiheit nehmen, heißt Gott, die Menschheit und die eigene Ehre geringe achten.“

Der Knecht schwieg und trat mit einer Verbeugung zurück; der Kaiser war in tiefes Sinnen versunken. Erzherzog Leopold reichte dem kühnen Sprecher die Hand.

„Das waren gute Worte zu rechter Stunde,“ sagte er warm. „Mein Bruder, so wie Herr Hasso von Mengen denken alle redlichen Menschen, nicht nur wir, die über das Schicksal Dom Quartes zu beraten kamen. Lasset Euch durch den Zorn Philipps nicht schrecken. Er möge sich mit Dom Joao selbst auseinandersetzen. Unedel ist es, seine Rache an dem

Wehrlosen zu üben; wir wenigstens wollen von einer solchen That unsere Hände, wie unser Gewissen rein halten.“

„Lasset mir Zeit,“ erwiderte der Kaiser, „ich kann vor morgen die endgültige Entscheidung nicht treffen. In so schwerem Zweifel thut es not, in Einsamkeit und Sammlung mit seinem Gotte allein sich zu beraten. Er wird das Rechte mich finden lehren.“

Der Erzherzog warf einen Blick auf Trautmannstorffs scharfgeschnittenes Angesicht; er glaubte einen leisen Ausdruck der Befriedigung darin zu entdecken.

„Ich vereine mit Euch meine Gebete,“ sprach er ernst, „daß Gott Euer Lieben in dieser Frage schweriger Verantwortung erleuchte, und hoffe, daß er allein, der gerechteste Richter, Euer Handeln beeinflusse. An seinem Throne, mein Bruder, habt Ihr einst Rechenschaft abzulegen, auch über dieses Leben, dessen Wohl und Wehe er in Eure Hände gab.“

Der Kaiser hatte den Saal verlassen; unter den Zurückbleibenden wurden noch einige Ansichten über den vorliegenden Fall ausgetauscht. Im ganzen war man überzeugt, daß der Kaiser den Infanten nicht der Staatsrücksicht opfern werde; nur Graf Trautmannstorff beteiligte sich an der Erörterung nicht mehr. Er wußte, daß dem Drude, den die spanische Macht zu üben verstand, auch ein stärkerer Wille als der des Kaisers sich beugen müsse und wie er selbst bereits in seiner Parteinahme für den bedrohten Prinzen nachgelassen, auch seine anderen Verteidiger von dem Kampfe endlich zurücktreten würden, dem nutzlosen Kampfe für die gerechte Sache, die stets zu unterliegen verdammt ist, wenn Hinterlist und Tücke ihr gegenüber die Waffen führen.

Noch schwankte die Wage zu Gunsten des Infanten unentschieden hin und her. Trotz wiederholter Ansuchen Don Mellos, trotz der allmählichen Beistimmung seines ersten Ministers konnte der Kaiser sich nicht entschließen, den verhängnisvollen Haftbefehl zu erlassen. Die Besorgnis, seines Schwagers Unwillen herauszufordern, rang mit seinem besseren Selbst, seiner Gerechtigkeitsliebe, die sich gegen die verlangte Grausamkeit sträubte. Don Mello hatte sich nicht mit der Forderung begnügt, Quartes Festnahme auf deutschem Boden bewirken zu wollen; er hatte Trautmannstorff die Andeutung gemacht, daß sein Herr die Auslieferung des Prinzen nach Spanien wünsche.

Die Schwermut des Kaisers war bis zu einem Grade gestiegen, der seine Umgebung mit Sorge erfüllte; er blieb, auch für die Mitglieder seiner Familie nicht sichtbar, in seinen Gemächern eingeschlossen und ließ sogar die dringendsten Angelegenheiten unerledigt, welche seine Heerführer und Räte ihm zum Vortrage brachten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herren von Dammin.

Roman

von

F. Klind-Sütetsburg.

(Fortsetzung.)

Einige Stunden des Alleinseins hatten doch scheinbar ausgleichend auf ihn gewirkt. Es war ihm gelungen, die mannigfachen besorgniserregenden Vorstellungen, die ihn gequält, in den Hintergrund zu drängen, und der bei Tisch reichlich genossene Wein hatte ein übriges gethan, ihn drohende Unannehmlichkeiten vergessen zu machen. Der Vater war immer nachsichtig gewesen und wenn auch die Geduld desselben scheinbar erschöpft war, so würde er doch in Unvermeidliches sich fügen, wenn kein anderer Ausweg mehr sich eröffnete.

Hanna Harders Benehmen ihm gegenüber belebte außerdem den gesunkenen Mut. In ihren Augen war nichts von dem eisigen Ausdruck, dessen Vorstellung allein ausgereicht, seinen Entschluß, ihr mit Wünschen zu nahen, deren Erfüllung ihm seine verlorene Ruhe auf einmal zurückgeben würden, zu erschüttern. Sie begegnete ihm freundlich und unbefangen. Ihr Dankbarkeitsgefühl hatte den unvortheilhaften Eindruck, den er bei ihrem ersten Zusammentreffen auf sie gemacht, verwischt, und in seiner ganzen Art war etwas, das sie befriedigte, so wenig sie auch Schmeicheleien zugänglich war.

Am Nachmittag forderte er sie zu einem Spaziergang auf. Er wollte ihr einige hübsche Aussichtspunkte vom Buchwald aus zeigen, und sie willigte gern ein, da Frau Barbara ihr Streifereien über die Parkgrenze hinaus verboten. Der Rittmeister führte sie auf einen schattigen Weg am Waldrand, der ihr neu war, der Höhe zu, von wo in der That nach zwei Seiten hin eine herrliche Fernsicht sich eröffnete. Die Luft war von einer durchbringenden Klarheit, wie sie nur Herbsttage hervorbringen, an welchen langsam zögernde Wolken das Sonnenlicht dämpfen. Geringe von der Schönheit einer Natur, die vor ihrem Scheiden in ihr farbenprächtigstes Gewand sich gehüllt, hatte Hanna für den Augenblick alles vergessen, das sie bedrückte, und mit warmen Worten dankte sie ihrem Begleiter für den ihr bereiteten Genuß.

Dabei hatte sie ihm voll in das Gesicht gesehen und der Blick ihn förmlich verwirrt. Sein Herz schlug schneller, etwas Fremdes, nie zuvor Empfundenes nahm ihn gefangen und weckte mit einem Male wieder die unheilvollen Befürchtungen, die er kaum überwunden. Es dünkte ihn unmöglich, seinen Plan, in Bezug auf ihre Person, weiter zu verfolgen. Ihre Nähe wirkte nicht ermutigend auf ihn, sondern entmutigend, und desto mehr, als sie ihm jetzt scheinbar mit vollem Vertrauen entgegen kam. An Hanna Harder war nichts von der Art der Frauen, die seinen Weg gekreuzt und die ihm jede Lüge leicht gemacht.

Auf dem Heimwege erzählte er ihr aber doch, wie er beabsichtigt, von dem Unglück und dem vorbereiteten Ausgang seiner Ehe. Seine Mittheilungen machten einen tiefen Eindruck auf sie. Die Vorstellungen, welche sie von Ereignissen hatte, die ihrer Meinung nach für immer jeden Anspruch auf Glück zu Grabe tragen mußten, wirkten übermächtig auf sie und ließen sie voll Mitleid auf einen Mann blicken, der, wenn auch vielleicht nicht unverschuldet, doch entsetzlich schwer an einem Irrthum zu tragen haben würde, der ihn eines Tages beglückt.

Der Rittmeister hatte instinktiv oder gezwungen den rechten Ton gefunden, der zu dem Herzen des jungen Mädchens sprach. Ohne den Versuch zu machen, eigene Schuld zu bemängeln, stellte er sich doch als ein Opfer dar, das für eine Schuld büßen sollte, die lediglich Verhältnissen und Vorurtheilen ihren Ursprung verdankte, die sich stärker erwiesen hatten als ein guter Wille.

Heimgekehrt, sah Hans von Dammin im Laufe des Abends Hannas Augen wiederholt mit herzlicher Theilnahme auf sich gerichtet, und als er sie um die Erlaubnis bat, sie am kommenden Tage im Pavillon besuchen zu dürfen, um einige Skizzen in Augenschein zu nehmen, von welchen sie ihm gesprochen, wurde sie ihm gern erteilt.

Wenige Tage stellten zwischen diesen beiden völlig entgegengesetzten Naturen eine Art von Freundschaftsverhältnis her, das Herrn Luchs und nicht weniger Frau Barbara mit Bewunderung erfüllte. Hans sprach davon, seinen Vorsatz, nach Berlin zurückzukehren, aufzugeben, um fortan die Ruhe des Landlebens zu genießen, sie erschien ihm gegenwärtig offenbar weniger unerquicklich, als dies ehemals der Fall gewesen war, und für den Vater knüpften sich an diesen Gesinnungswechsel neue Hoffnungen.

Diese Hoffnungen hielten allein den alten Herrn aufrecht, als Hans ihm endlich auf sein Drängen eröffnete, was ihn nach Dammin geführt. Eigentlich war es kaum etwas Unerwartetes, es würde sogar erstaunlich gewesen sein, wenn es ausgeblieben wäre. Infolge des erhaltenen Abschieds hatten die gesamten Gläubiger des Rittmeisters auf sofortige Zahlung gedrängt. Es handelte sich dabei nicht um sehr bedeutende Summen, aber um zahlreiche kleinere Verbindlichkeiten, deren unverzügliche Lösung Ehrenpflicht gewesen. Als Schwiegerohn des Kommerzienrates Döminghaus war es dem Rittmeister immerhin noch möglich gewesen, sich Geldverlegenheiten zu entziehen, und als solcher ihm auch gelungen, gegen Wechsel eine Summe aufzutreiben, die ihn einstweilen aus

einer peinlichen Lage befreit, um ihn in eine andere, gefährlichere, zu bringen.

Herr Luchs sah sich gezwungen, abermals mit einer namhaften Summe sein Gut zu belasten, indem er die Schuld des Sohnes als zweite Hypothek auf Dammin eintragen ließ. Was dies in schwerer Zeit bedeutete, darüber gab er sich keiner Täuschung hin. Wie würde es, selbst bei den ausgedehntesten Einschränkungen, möglich sein, jährlich mehr als zweitausend Mark Zinsen von dem Ertrag des Gutes zu erübrigen? Flüchtig war ihm der Gedanke gekommen, ob es nicht besser sei, von dem Anerbieten Hellmuths Gebrauch zu machen, aber er hatte ihn sogleich wieder verworfen, nachdem er sich die letzte Unterredung mit dem jüngsten Sohn vergegenwärtigt.

Es war eine Unmöglichkeit, in dieser Angelegenheit mit Hellmuth zu verhandeln. Das Blut stieg Herrn Luchs siedend heiß in das Gesicht bei dem bloßen Gedanken, daß er in die Lage versetzt werden könne, denselben über den Stand der Dinge aufklären zu müssen. Nein — nun nicht mehr. Auch sein Gerechtigkeitsfönn würde sich dagegen gesträubt haben, jetzt noch den jüngsten Sohn um des älteren willen zu benachteiligen. Eine Benachteiligung aber würde es sein, wenn unter gegenwärtigen Verhältnissen Hellmuths Kapital als Hypothek auf Dammin eingetragen werden würde. Bisweilen ertappte der alte Herr sich auf eigentümlichen Gedanken, und so eifrig er auch bemüht war, sich ihrer zu erwehren, sie kamen wieder und wieder, ihn an sich selbst und seinen Lebensanschauungen irre zu machen. Mit harten, bitteren Worten verurteilte er eines Tages Hellmuth, als er eine Sicherstellung seines Vermögens verlangt und nur unter dieser Bedingung zum Hergeben des verlangten Kapitals sich hatte bereit erklären wollen. Das Ehrenwort des Bruders sollte ihm Genüge sein. Und nun konnte in Herrn Luchs von Dammin der Gedanke lebendig werden, daß dem jüngeren Sohn keineswegs eine Sicherheit für sein Vermögen dadurch geboten sei, daß er als Hypothekengläubiger von Dammin sich eintragen ließ. Mehr noch! Wie er ehemals die Befürchtung gehegt, daß Hellmuth als Hypothekengläubiger von Dammin die Rechte des Bruders gefährden könne, so war es ihm jetzt unmöglich, der Überzeugung Raum zu geben, daß derselbe jemals von ihm zustehenden Rechten Gebrauch machen, vielmehr seines Vermögens verlustig gehen werde, wenn er von dem Bruder abhängig sein sollte.

„Hellmuth würde das Geld hergeben,“ sagte Herr Luchs endlich mit einem Seufzer, nachdem tagelang der Ertrag eines jeden Acker Landes berechnet und er zu der Überzeugung gelangt war, daß nur die beste Bewirtschaftung die Möglichkeit in Aussicht stellen würde, Dammin vor dem Untergang zu schützen. „Es darf aber nicht sein. Du wirst mir ersparen, Dir meine Gründe auseinanderzusetzen, die mich veranlassen, von vornherein Hellmuth ganz aus dem Spiele zu lassen. Sie sind beleidigend für Dich und es hat keinen Zweck, uns gegenseitig zu erbittern. Nehmen wir also den Vorschlag dieses Herrn Heinrich Becker an, es bleibt uns kein Ausweg. Die Angelegenheit wird wenigstens so in aller Stille erledigt.“

Hans wagte noch an die Flußwiesen und Weidenpflanzungen zu erinnern. Der Verkauf derselben könne im glücklichen Falle aller Sorge ein Ende machen.

Davon wollte Herr Luchs nichts wissen.

„Nein. Du hast Dein Leben in Deiner Weise genossen, suche nun auszugleichen, indem Du mit Ernst an eine Arbeit gehst, die eine lohnende ist und einen Mann befriedigen kann. Zeige, daß Deine Vorzüge nicht ganz allein in den Gewohnheiten eines vornehmen Mannes bestanden haben, sondern daß Du auch die Gesinnungen eines solchen hast, obwohl ich sie — ich muß es sagen — oft genug an Dir vermisse. Ich will Dir beistehen, so gut ich kann. Du hast mir im Leben zahlreiche Enttäuschungen bereitet, füge ihnen keine neue mehr hinzu und ich will alles vergessen.“

Siebentes Kapitel.

Wenige Tage später wurde um die Besuchsstunde Herr Luchs eine Karte übergeben.

„Dagobert Harber!“

„Ich lasse den Herrn bitten.“

Einige Augenblicke standen beide Männer sich gegenüber. In dem Gesicht Dagobert Harbers machte ein beinahe finsterner Ausdruck sich bemerkbar, während die Augen des Herrn Luchs die stattliche Erscheinung seines Besuches mit kritischem Blick musterten. Die Abneigung, welche schon in den beiderseitigen Namen wurzelte, hatte im Laufe der Zeit sich nicht verringert, und die ausgetauschten Höflichkeitsphrasen täuschten nicht über die Gesinnung hinweg, die beide Männer sich entgegenbrachten.

„Sie wollen mein Kommen verzeihen, Herr von Dammin, es gilt meiner Nichte, welcher Sie, auf den Wunsch meiner verstorbenen Schwägerin, Aufnahme in Ihrem Hause gewährt haben. Es war außerordentlich gütig von Ihnen, um so mehr, als es Ihnen nicht leicht geworden sein mag, Ihren Grundstücken entgegen zu handeln. Wenn ich den Zusammenhang hätte ahnen können, so würde ich bereits vor mehreren Monaten, sofort nach meiner Ankunft in Deutschland, die nötigen Schritte gethan haben, Hanna bei mir aufzunehmen, wie es ursprünglich der Wille ihrer Eltern gewesen ist. Ich glaubte das Kind nicht einem geregelten Hauswesen und der Liebe naher Angehörigen entziehen zu sollen, da ich ihm weder für das eine oder andere Ersatz zu bieten imstande war.“

Es lag ein gut Teil Bitterkeit in den Worten Dagobert Harbers und die Farbe seines wettergebräunten Gesichts hatte sich verdunkelt während er sprach. Herr Luchs aber erfaßte sofort die Bedeutung dieser Worte, ihm war der Vorwurf, den sie enthielten, nicht entgangen. Er konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß er ein berechtigter sei.

„Sie haben die Absicht, Hanna von hier fort zu nehmen, Herr Harber?“

„Ja,“ lautete die feste Entgegnung und in seinen Augen blitzte es auf.

„Sind Sie überzeugt, daß ein derartiger Wechsel ihr willkommen sein wird? Ich habe den Eindruck

empfangen, als ob sie sich nicht unglücklich auf Dammin gefühlt.“

Herr Luchs fühlte sich unsagbar dadurch beruhigt, daß er mit Überzeugung so sprechen konnte.

„Sie mag selbst entscheiden. Ich glaube, nach allem, was ich von ihr in Erfahrung gebracht, daß sie zu mir gehört. Will sie hier bleiben, so werde ich mich fügen, aber doch von meinem Recht, für sie zu sorgen und sie zu überwachen, das mir von ihrem Vater und ihrer Mutter eingeräumt worden ist, Gebrauch machen. Nur wenn Hanna dieser Verpflichtung mich entbinde, werde ich freiwillig davon Abstand nehmen.“

Gerade in diesem Augenblick öffnete sich die Thür und die Besprochene trat mit der Zeitung ein. Beim Anblick eines Fremden wollte sie sogleich zurücktreten. Doch wie festgebannt verharrte sie auf der Schwelle. Zwei Augen waren mit einem Ausdruck auf sie gerichtet, dem sie schon seit beinahe zwei Jahren nicht mehr begegnet war. So hatte ihr Vater sie angesehen. Sie blickte ungewiß — fragend auf den fremden Mann. Nun aber färbten sich die blassen Wangen des jungen Mädchens höher — in ihren Augen leuchtete es auf.

„Onkel Dagobert!“ kam es in hellen, jubelnden Lauten über ihre Lippen, und dann hing sie lachend und weinend an seinem Halse, alles um sich her vergessend und ganz der ungemessenen Freude und dem beglückenden Bewußtsein sich hingebend, daß sie nun nicht mehr allein sei, sondern einen Menschen wiedergefunden habe, der ihr nicht nur eine starke Stütze sein, sondern sie auch lieben würde, wie Vater und Mutter ihr Kind geliebt.

Herr Luchs hatte sich entfernt, um das Wiedersehen nicht zu stören. Er fühlte sich von einer unerklärlichen Unruhe ergriffen, denn den Gedanken, daß die Möglichkeit, Hanna zu verlieren, ihm eine solche bereiten könne, würde er gegenwärtig noch nicht erfaßt haben.

Im Wohnzimmer traf er mit dem Sohne zusammen, welchem er Mitteilung von dem unerwarteten Besuch und dessen Absicht, Hanna mit fortzunehmen, machte. Er sah nicht die Wirkung, welche seine Worte auf den Rittmeister ausübten, da er an demselben vorübergeschritten war, um sich in der Nähe der offenen Thür niederzulassen. Als er aber dann sein Gesicht Hans zuwandte, fiel ihm dessen Aussehen auf, doch brachte er dieses nicht mit seinen Äußerungen über Dagobert Harder in Verbindung, war vielmehr geneigt, es anderen ihm naheliegenden Ursachen zuzuschreiben.

„Du wirst das nicht zugeben, Papa.“

Herr Luchs warf einen raschen Blick auf den Sohn. Es lag eine große Verwunderung in demselben, aber auch Besorgnis. Was war mit Hans? Er sah sehr schlecht aus, und die Worte waren mit ersichtlicher Anstrengung gesprochen.

„Die Sache ist gesetzlich geregelt,“ fuhr der Sohn fort. „Du bist Vormund und wirst Dich Deiner Rechte nicht begeben. Was kümmern Dich Privatabmachungen? Bis zu dem Tage, an welchem

Hanna majorenn wird, bleibt sie Deiner Fürsorge überlassen.“

„Warum sollte ich sie zurückhalten, Hans, wenn sie mit dem Onkel gehen will?“ fragte Herr Luchs mit wachsendem Staunen.

„Wir haben uns an sie gewöhnt, Du selbst würdest sie ungern vermissen, der Mutter ist sie unentbehrlich geworden.“

„Das sind keine Gründe, die mich bewegen könnten, Hanna zu veranlassen, gegen ihre Wünsche bei uns zu bleiben. Im Gegenteil! Wir können nur hoffen, daß der Bruder ihres Vaters sich ihrer annimmt. Er hat keine Angehörigen und ist ein reicher Mann, wie vorausgesetzt werden kann. Hier auf Dammin wartet ihrer nicht viel. Was können wir ihr bieten, während Herr Harder ihr ohne Zweifel alle Wege zum Glück ebnet wird? Ich verstehe Dich nicht, Hans.“

Der Rittmeister schwieg und starrte, die zitternden Hände auf seine Kniee gestützt, vor sich nieder. Die Sinne drohten ihm zu schwinden, es überlief ihn heiß und kalt. Er suchte vergebens nach Gründen, die dem Vater hätten Anlaß sein können, seine Rechte geltend zu machen. Ungestüm brängte sich ihm die Erinnerung an jene Zeit auf, in welcher, erst vor wenig Monden, Herr Luchs ihn nach Hamburg geschickt, Tante Sissis Kind zu holen, nicht aus Mitleid für eine Verwaiste, sondern um einer lästigen Verpflichtung nachzukommen. Und wie war sie in der ersten Zeit behandelt, wie manche Klage laut geworden, daß man zu einem Verkehr mit ihr gezwungen war! Nicht unter einem Dache hatte man mit der Tochter des Malers leben wollen.

Er fuhr plötzlich auf, wie von Angst gequält. Sein bleiches Gesicht war verzerrt und seine Hand fuhr mit einer unruhigen Bewegung über seine Stirn, von welcher große Tropfen kalten Schweißes niederzuperlen drohten.

„Wann wird sie gehen, Papa?“ fragte er mit heiserer Stimme. „Nur jetzt nicht. Suche es zu hindern, um jeden Preis. Wenn sie geht, heute — morgen — so ist alles verloren.“ Er wollte mit diesen Worten hinausstürmen, aber Herr Luchs vertrat ihm den Weg.

„Keinen Schritt, Hans! Was ist das? Mein Gott — bist Du von Sinnen? Das kann nicht sein.“ Vater und Sohn verstanden sich.

„Nun — und wenn es doch wäre!“ fragte dieser finster.

„Das ist ein Un Ding, Hans, Du mußt es einsehen. O, mein Gott! Ja — Geh! Laß mich allein, ich muß erst mit meinen Gedanken zurechtkommen und Du —“ er richtete sich höher auf — „Hanna Harder wird sofort Dammin verlassen.“

„Dann geschieht ein Unglück, Vater.“

Der seidene Vorhang rauschte zusammen — die Thür fiel ins Schloß. Herr Luchs stand regungslos, wie gelähmt von der unheimlichen Gewißheit, die so plötzlich über ihn gekommen war. Kein Zweifel! Hans liebte das junge Mädchen. Er, der Vierzigjährige, dessen Ehestandsgefesseln, die ihn so schwer bedrückten, noch der Lösung harrten, wollte sich andere

auferlegen, und welche? Die Tochter Franz Harders als Herrin auf Dammin. In diesem Gedanken lag etwas, das der alte Herr nicht erfassen konnte, und in seinen Augen flammte es auf. Nicht Verzweiflung ließ den Sohn eines Tages um eine Elfa Döminghaus sich bewerben.

Inzwischen hatte Hanna den Onkel nach dem Pavillon geführt, und hier war es zu einer Aussprache gekommen. Ja, sie wollte mit ihm gehen. Man war freundlich und gut gegen sie gewesen, aber sie hatte nicht ein Gefühl, als ob man sie auf Dammin vermissen werde. In einigen Tagen würde sie ihre Vorbereitungen zur Abreise getroffen haben.

Onkel und Nichte saßen lange beisammen. Die Nachmittagssonne bewirkte verlängerte Schatten, als Dagobert Harder sich endlich erhob. Noch einmal legte er seinen Arm zärtlich um den Leib des jungen Geschöpfes, das zu ihm gehörte und fortan ihm alles sein sollte.

Dann begab er sich wieder in das Herrenhaus, um noch einmal mit Herrn Luchs Rücksprache zu nehmen. Der alte Herr erklärte sich mit Hannas Abreise bedingungslos einverstanden, während Frau Barbara offen ihr Bedauern aussprach, eine liebgeordnete Hausgenossin zu verlieren.

Der Abend dämmerte vorzeitig herein. Der Himmel hatte sich seit dem Nachmittag mit Wolken bedeckt, welche ein frischer Wind eilends gen Osten trieb. Dabei begann er das erste Laub von den Bäumen zu pflücken und die Boten des Herbstes raschelnd die Garten- und Parkwege entlang zu jagen. Einzelne schwere Regentropfen fielen.

Auf dem Hauptwege, der vom Herrenhause dem Pavillon zuführte, stand seit mehr als einer Stunde Hans von Dammin mit übereinandergeschlagenen Armen gegen den Stamm einer Ulme gelehnt, unbekümmert um Wind und Wetter. Er wußte selbst nicht, ob noch eine Absicht ihn hierhergeführt, auf jeden Fall aber hatte er sie aufgegeben. Ihm blieb kein Schimmer von Hoffnung. Vielleicht, ja, sehr wahrscheinlich würde er dieselbe auch unter anderen Umständen nicht mehr lange haben aufrecht erhalten können, aber sie würde allmählich in ein Nichts zerfallen sein, und inzwischen andere Wege, aus seiner Lage sich zu befreien, ihm sich eröffnet haben. Er war allezeit außerordentlich erfinderisch gewesen wo es die Entdeckung neuer Hilfsquellen golt, und heute nichts mehr, nicht ein Lichtblick, der das Dunkel hätte lichten können. Das Ende war gekommen — die Entdeckung stand unmittelbar bevor.

Und was dann?

In den Lüften brauste jetzt der erste Herbststurm, aber Hans von Dammin gab nicht acht darauf, auch nicht auf den Regen, gegen welchen das gelichtete Blätterdach nur ungenügend Schutz gewährte. Er war vollständig unempfindlich gegen äußere Eindrücke, so ganz war er von den finsternen, unheimlichen Gedanken in Anspruch genommen, die das Blut in dem einen Augenblick schneller durch seine Adern trieben und es im nächsten stocken ließen. Das Brausen in seinen Ohren erregte nicht der Sturm, sondern die wahnwitzige Angst, von welcher er sich ergriffen fühlte.

Wie war die unselige That, die jetzt in ihrer furchtbarsten Gestalt ihm vor der Seele stand, möglich geworden?

Seine Gedanken wanderten zurück in die Vergangenheit. Sie verweilten bei der Zeit, wo er, von keiner Sorge bedrückt, dem Lebensgenuß bis zum Uebermaß sich hingeeben. Sie war nur kurz gewesen. Schon nach ein paar Jahren begann der fruchtlose Kampf mit Mächten, die ihn von Stufe zu Stufe abwärts geführt bis an den Abgrund, der sich nun vor ihm aufgethan.

Und nicht einer der leichtfertigen Gedanken, die in ihm einst die Ausführung eines Verbrechens möglich gemacht, wollte mehr Raum in ihm gewinnen. Damals hatte er, ohne Schamrot zu werden, die Möglichkeit erwägen können, im Fall einer Entdeckung Hanna Harder ein Geständnis abzulegen und von ihr Vergebung zu erbitten. Es hatte ihm so furchtbar einfach geschienen, den Folgen seiner Handlungsweise durch einen solchen Schritt zu entgehen. Heute aber?

Seine Vergangenheit konnte mit dem heutigen Tage abgethan sein. Mit einem reblichen Willen gab es vielleicht noch die Möglichkeit eines Fortkommens. Die Kränkungen, welche er dem Vater zugefügt, hätten eine Sühne finden können, und die Gründe, die Hellmuth zu einem widerwilligen Bruder gemacht, würden hinweggeräumt sein, wenn Hans durch die That bewies, daß ihm sein vergangenes Leben leid sei und er ein ernstes Streben zeigen würde, es auszugleichen. Es waren durchaus vernünftige Vorstellungen, die in dieser Stunde Raum in seiner Seele gewonnen, doch konnten sie nicht dazu dienen, die fürchterliche Absicht, die noch nicht zum unerschütterlichen Entschluß geblieben war, in den Hintergrund zu drängen. Mit dem Gedanken an ein neues Leben verknüpften sich andere, die nur geeignet waren, jede mutigere Regung zu dämpfen. Ein neues Leben würde täglich, stündlich die volle Erkenntnis seines Elends wach halten und wodurch würde er es erkaufen müssen? Er — Hanna Harder seine Schuld bekennen?

Ihm blieb nur ein Ausweg und dieser war der Tod. Er allein würde ihn vor all dem Furchtbaren bewahren, das seiner für die nächste Zeit wartete. In dieser Stunde offenbarte sich der grenzenlose Egoismus und die Feigheit seines Charakters. Nicht mit einem Gedanken des Mitleids verweilte er bei dem Vater oder dem Bruder, er dachte nur an sich selbst und die ihm drohende Schande.

Die Dunkelheit war inzwischen vollständig hereingebrochen und das Unwetter in der Steigerung begriffen. Es heulte in den Lüften, brausend fuhr der Sturm durch die Kronen der Bäume, deren Äste unter dem ungestümen Angriff stöhnten und ächzten, und der Regen schlug dem Unseligen, der noch immer über den Ausgang eines zwecklosen Daseins brütete, in das Gesicht, ohne daß er dessen achtete.

Knarren von Wagenrädern in dem weichen Fahrwege, welcher in einiger Entfernung von der Stelle vorüberführte, wo Hans von Dammin regungslos verharrte, das Reuchen und Schnauben von Pferden

schreckte ihn endlich auf. Wer kam in dieser Stunde nach Dammin? Sollte Dagobert Harber —

Nein, nein, eine solche Möglichkeit gab es nicht. Aber die momentane Vorstellung wirkte von neuem aufregend auf ihn. Er mußte zum Schluß kommen — je eher, desto besser. Warum die Qualen, die er erduldet, auch nur noch um eine Sekunde verlängern? Wen brachte der Wagen?

Er taumelte vorwärts und als er in Bewegung kam, durchrieselten ihn kalte Schauer. Aber sein Kopf brannte fieberheiß, obwohl das Licht der Laterne über der Thoreinfahrt, in dessen Bereich er unbewußt getreten war, um den ober die Ankommenden zu sehen, ein verzerrtes, geisterbleiches Gesicht beleuchtete.

Ein leiser Schrei kam von seinen Lippen — er wich zurück, um in das Dunkel des Parkes sich zu flüchten. Aber schon war Hellmuth an seiner Seite. Mit festem Griff hatte er den Bruder, der nur einen schwachen Versuch, sich zu befreien, machte, am Arm erfaßt.

„Komm!“ sagte er kurz, aber seine Stimme hatte einen fremden, ungewissen Klang.

Hans von Dammin folgte ihm wie ein willenloses Kind. Jedes klaren Gedankens unfähig, hatte er doch das bestimmte Gefühl, daß Hellmuths unerwartetes Kommen mit seiner Person und der von ihm begangenen That in Verbindung stand. Es war schon etwas geschehen, Aber — was? Eine Entdeckung konnte bis zur Stunde noch nicht erfolgt sein. Vielleicht — vielleicht —

Hellmuth hatte bei dem Eintritt in den Vorhof eine Seitenthür geöffnet und sogleich wieder hinter sich zugemacht. Die Brüder befanden sich in dem Zimmer, welches, obgleich selten oder niemals mehr nach dem Abendessen betreten wurde, jetzt wieder wie vor Jahren allabendlich erleuchtet wurde, zum Zweck, Gäste des Hauses zu einem Plauderstündchen zu versammeln. Frau Barbara hatte die alte Gewohnheit, in Erwartung der Zeit, in welcher Hellmuths Braut nach Dammin kommen werde, aufleben lassen, und ein nach außen dringender Lichtstrahl auf diese Neuerung aufmerksam gemacht.

Einen Augenblick standen die Brüder sich schweigend gegenüber, der eine wie niedergedrückt durch eine Last, die sich ihm zu schwer erwies, der andere stolz, hochaufgerichtet, mit zornrotem Gesicht und blinkenden Augen, die mit unsagbarer Verachtung auf den Schuldigen blickten.

„Wahr — wahr!“ rang es sich endlich unter keuchenden Atemzügen von seinen Lippen. „Ich brauche Dich nur anzusehen, um zu wissen, daß der unheimliche Verdacht, den eine Anspielung des Kunsthändlers in meine Seele gesenkt, sich bestätigt. Du hast gestohlen — einer Waise, die der Obhut des Vaters anvertraut gewesen, das Ihre genommen, um damit Deine fluchwürdigen Spielschulden zu bezahlen und einen ebenso fluchwürdigen Lebensunterhalt zu bestreiten. Hast Du die Folgen dieser ehrlosen Handlungsweise Dir klar gemacht? Weißt Du, was Dir drohte? Ohne mein Dazwischentreten würde zur Stunde der Staatsanwaltschaft Anzeige von dem Verkauf der beiden gestohlenen Gemälde erstattet

und als der Dieb der Rittmeister a. D. Hans von Dammin verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis abgeführt worden sein, um es vielleicht — nein gewiß, mit dem Zuchthause zu vertauschen. Was ist's mit Dir? Bist Du noch im Besiß Deiner fünf Sinne, oder sind sie Dir nicht wirklich in dem tollen Treiben abhanden gekommen?“

Die Worte trafen wie wuchtige Streiche. Stöhnend war Hans in einen Sessel niedergesunken — ein Bild namenlosen Jammers. Aber keine Spur von Mitleid regte sich in dem Herzen des Bruders, sondern finster und unerbittlich fuhr er fort:

„Ich kann mir nicht denken, daß ein Mann, dem nur ein Tropfen ritterlichen Blutes in den Adern rinnt, handeln kann wie Du gethan, und darum will ich annehmen, daß Du krank bist, damit ich der Versuchung, Deinem wohlverdienten Schicksale Dich zu überlassen, widerstehen kann. Auch um des Vaters willen, der in thörichter Verblendung so schlecht die Eigenschaften eines Edelmannes von brutaler Arroganz und den mit ihr verknüpften gewissenlosen Lebensgewohnheiten zu unterscheiden verstand, will ich den Versuch machen, die Ehre eines Namens zu retten, den Du so tief in den Schmutz hinabgezogen. Ich knüpfe aber eine Bedingung daran.“

Hans zuckte zusammen. Es schien ihm durch die Glieder zu fahren wie neue Lebenshoffnung. Seine gesenkten Lider hoben sich, ein unsicherer Blick traf Hellmuth, aber noch fand er keine Worte. Rettung! All die schrecklichen Vorstellungen, die ihn insbesondere im Laufe dieses Tages verfolgt, sollten sich in ein Nichts auflösen, er nicht gezwungen werden, den einzigen grauenvollen Ausweg zu suchen, um der Verachtung der Welt, wohl gar dem irdischen Richter sich zu entziehen. War es möglich?

„Hellmuth!“ Er war aufgesprungen. „Nenne die Bedingung — ich will eine jede erfüllen.“

Das Gesicht des Bruders erhellte sich nicht, finster und voll Verachtung blickte er auf den Sprecher. „Höre sie vorher an, ehe Du eine Zusicherung giebst,“ sagte er mit eisiger Stimme. „Ich bin bereit, Dir mein Vermögen, nicht nur mein mütterliches Erbteil, sondern alles, was ich mir im Laufe der Jahre erspart, um eines Tages auf gesicherter Basis mir meinen Hausstand zu gründen, zu opfern. Es wird mir nicht leicht und darum will ich nicht, daß das Opfer ein vergebliches sei. Vor allen Dingen verlange ich, daß Du fortan auf Dammin bleibst und Dich mit allem Eifer, unter dem Beistand des Vaters, der Landwirtschaft widmest. Du sollst nicht wieder einer Versuchung ausgesetzt werden, welcher Du abermals unterliegen würdest.“

„Ich will hierbleiben — immer. O mein Gott, Hellmuth, es war so furchtbar — noch — im Dienst — die Gefahr, den Abschied zu erhalten — der Gedanke an den Vater — an Dich —“

„Kein Wort weiter, jede Entschuldigung vergrößert Deine Sünde. Geh auf Dein Zimmer. Ich will inzwischen mit Hanna Harber sprechen —“

„Du willst ihr — sagen —“

„Nichts will ich ihr sagen, das nicht notwendig ist, sie zu veranlassen, sofort an Dagobert Harber zu

schreiben, damit er seine Nachforschungen nach dem Verkäufer der beiden Bilder einstellt. Ich muß noch in dieser Nacht mich ihres Beistandes versichern, und nach Berlin, damit die Gefahr nicht wachse, und in einigen Tagen, so hoffe ich, bringe ich die Gemälde zurück. Dann sprechen wir weiter — geh!"

Hans wollte sich in überströmendem Dankgefühl an den Bruder wenden, doch wagte er nicht, ein Wort laut werden zu lassen. Hellmuth hatte sich von ihm abgewendet und stand mit übereinandergeschlagenen Armen, finster vor sich niederblickend. Er verblieb auch noch längere Zeit in dieser eingenommenen Stellung, nachdem das Einschlagen der Thür ihm gesagt, daß der Bruder ihn verlassen habe.

Nun war noch das Schwerste von dem, was ihn einstweilen nach Dammin geführt, zu thun übrig. Sein Herz klopfte wild und ungestüm, indem er sich den Augenblick vergegenwärtigte, in welchem er Hanna Harder, auf welche man hochmütig herabgeblüht, gegenüberstehen würde, ihr zu sagen, daß sie, die Waise, auf Dammin in schlechten Händen gewesen war, daß man sie betrogen und bestohlen habe.

Aber er durfte nicht zögern, Eile that not, die Gefahr war keineswegs ganz beseitigt. O, daß es so hätte kommen müssen! Ihm war's, als belaste die Schuld des Bruders auch ihn und er sei Theilhaber eines Verbrechens geworden. Brennende Scham trieb ihm das Blut fiebernd durch die Adern und ließ ihn vorübergehend eine ihm fremde Schwäche empfinden. Barmherziger Himmel, wenn er nicht zufällig Zeuge der Nachfrage Dagobert Harders bei dem Kunsthändler geworden und seine Aufmerksamkeit nicht auf den Dieb gelenkt worden wäre!

Achtes Kapitel.

Hellmuth hatte der Dienerschaft befohlen, der Herrschaft keine Mitteilung von seinem Kommen zu machen und dann zu Frau Bergner geschickt, damit diese bei Fräulein Harder anfrage, ob sie ihm eine kurze Unterredung schenken wolle. Sein Anliegen sei ein sehr bringliches und erleide keinen Aufschub.

Hanna betrat kaum eine Viertelstunde später dasselbe Zimmer, in welches Hellmuth bei seiner Ankunft seinen Bruder geführt. Sie war Frau Bergner gleich in das Herrenhaus gefolgt. Unbefangen ging sie dem Rittmeister entgegen.

Er stand mit fest aufeinandergepreßten Lippen ihr gegenüber, nur mit Mühe seine Fassung behauptend. Als er ihre Hand erfaßte, sie nach dem Sofa zu führen, fühlte sie dieselbe erzittern.

"Fräulein Harder, ich komme in einer für mich sehr ernstlichen Angelegenheit," sagte er, indem er nicht weit von ihr entfernt in einem Sessel sich niederließ. "Sie könnten mir einen großen Dienst erweisen."

In ihren Augen leuchtete es auf. "Wie gern! Wenn es mir doch möglich wäre! Ich würde mich unendlich freuen."

Er suchte nach Worten, und Röthe und Blässe wechselten in seinem Gesicht. Während der ganzen

Fahrt hatte er sich zurechtgelegt, was er ihr sagen und wie er versuchen wollte, die Sache unverfänglich erscheinen zu lassen, und nun waren ihr gegenüber alle Pläne erschüttert.

"Hanna, es sind zwei Ölgemälde aus dem Nachlaß Ihres Vaters verkauft worden," sagte er dann plötzlich mit einer Hast, als wolle er möglichst schnell seiner Aufgabe sich entledigen. "Bitte, sehen Sie mich nicht so erstaunt an, sondern betrachten Sie meine Mitteilungen als zuverlässige. Herr Dagobert Harder ist der Meinung, daß es sich bei den Gemälden um einen unbefugten Verkauf handelt, und es ist leider außer allem Zweifel, daß dieselben aus dem Pavillon gestohlen worden sind. Ich kenne auch — den Dieb. Und nun — Ihr Onkel will der Staatsanwaltschaft Bericht erstatten. Sie können aber denken, daß — uns — ein derartiges Vorgehen — im höchsten Grade unangenehm sein würde. Fräulein Hanna, Sie würden mich unendlich verpflichten, wenn Sie Ihren Einfluß bei Herrn Harder geltend machen wollten, um ihn von einer Anzeigerstattung zurückzubalten. Ich verspreche Ihnen dagegen, beide Bilder in drei Tagen unverletzt nach hier zu bringen."

Er hatte jetzt den Kopf erhoben und seine Augen waren mit einem Ausdruck auf sie gerichtet, der sie verwirrte. Sie begriff nicht ganz, was er ihr sagte, und auf keinen Fall näherten ihre Vermutungen sich der Wirklichkeit. Die Dienerschaft! Es gab nicht einen unter diesen Leuten, den sie eines Diebstahls hätte fähig halten können, vielleicht war aber doch etwas vorgefallen, und der Rittmeister wollte einen Diener des Hauses nicht bestraft sehen. Eine Frage schwebte auf ihrer Lippe, sie wurde aber nicht ausgesprochen.

"Sie dürfen auf mich rechnen, Herr Rittmeister. Ich werde dem Onkel sagen —"

"Ich höre, Herr Dagobert Harder wird erst in einigen Tagen zurückkehren. Eine solche Verzögerung dürfte der Fall nicht erleiden."

"Was kann ich thun, Herr Rittmeister?"

Hellmuth beantwortete die Frage nicht gleich.

"Fräulein Harder, setzen Sie Vertrauen in mich?"

Es war beinahe etwas Jaghaftes in diesen Worten, aber sie warf einen vollen warmen Blick auf ihn.

"Ja," gab sie zur Antwort, und dieses schlichte

"Ja" sagte ihm mehr als Beteuerungen.

"Ich danke Ihnen, Hanna. Sie glauben also meinem Versprechen, daß ich Ihnen die Gemälde unverfehrt zurückbringen werde."

"Ich zweifle nicht daran."

"Dann bitte, schreiben Sie Herrn Dagobert Harder, daß die Angelegenheit sich erledigt hat. Ich selbst möchte ihm das Schreiben überbringen."

Hanna erhob sich. "Ich werde es Ihnen sofort durch Frau Bergner zustellen lassen."

"Wollen Sie mir gestatten, daß ich Sie nach dem Pavillon geleite? Sie könnten den Brief selbst in meine Hände geben."

"Wie Sie wünschen, Herr Rittmeister."

Sie verließen zusammen das Haus. Der Diener hatte ihnen Schirme gereicht, Hellmuth einen derselben aber mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß er das

Fräulein führen werde. Die Thür wurde geöffnet und der Wind schlug den Heraustretenden den Regen in das Gesicht. Der Rittmeister bot seiner Begleiterin den Arm und sie legte ihre Hand ruhig und fest hinein.

So schritten sie schweigend nebeneinander in die nächtliche Dunkelheit hinaus. Das Unwetter entlud sich mit voller Wucht und vor dem orkanartigen Sturm, der stoßweise daherbrauste, gewährte der Garten nicht den geringsten Schutz, so wenig wie es möglich war, mit einem Schirm dem Regen zu wehren. Unwillkürlich schmiegte Hanna sich an ihren Begleiter und von einem warmen Gefühl durchflutet, war es ihm, als müsse er schützend seinen Arm um das vertrauende Kind legen, das hier in dem Hause, dessen Bewohner sich allezeit mit den höchsten Ehrbegriffen breit gemacht, so entsetzlich betrogen worden war. Gewiß, ein schwerer Vorwurf traf auch ihn. Nie hatte er nur nach ihr gefragt. In verblendetem, eingeeimpfem Hochmut kümmerte er sich nicht um das Kind einer Frau, für welche der Vater nur den herbsten Tadel und die wegwerfendsten Bezeichnungen gehabt.

Und doch hatte er vom ersten Augenblick an, in welchem er ihr begegnet war, sich zu ihr hingezogen gefühlt. Er gefand es sich seit dem letzten Zusammentreffen ohne Widerwillen, aber mit wachsender Unruhe und Besorgnis. Wie oft hatte er ihrer gedacht! Wenn er der Stimme seines Herzens gefolgt wäre, als sie zum ersten Male in ihm sich zu regen begonnen, alles wäre anders geworden und er hätte an diesem entsetzlichen Tage und Abend nicht ein so grenzenloses Gefühl der Scham und ohnmächtigen Schwäche mit sich herumtragen dürfen.

Das Licht aus einem Fenster des Pavillons schimmerte durch die Bäume und fiel auf den Weg. Dort hatten die Eltern Hanna mit der Wirtschafterin und einem Diener hausen lassen. Es sollte freilich ihr eigener Wille gewesen sein, und es konnte nicht befremden, daß sie den Aufenthalt im Pavillon dem steten Verkehr mit Herrn Luchs und Frau Barbara vorgezogen. Anfangs aber, unmittelbar nach dem Tode einer zärtlich liebenden Mutter, mochte die Waise sich einsam und verlassen genug gefühlt haben.

Das kleine Gebäude war erreicht und die Thür hatte sich hinter dem eintretenden Paar geschlossen. Es befand sich im Dunkeln. Der Rittmeister hatte das Haus seit seinen Kindertagen nicht mehr betreten und so erschien es ihm doppelt fremd.

„Ich werde hier warten, Fräulein Harber,“ sagte er ernst.

„Nein, Herr Rittmeister, bitte, kommen Sie mit mir. Ich kann dann in Ruhe schreiben,“ entgegnete sie unbefangen und schon hatte sie ihren Fuß auf die unterste Treppenstufe gesetzt.

Er tappte unsicher vorwärts.

„Ach — Sie wissen hier nicht Bescheid. Bitte, geben Sie mir Ihre Hand, ich will Sie führen.“

Der kindlich sorglose Ton in ihren Worten wirkte nicht beruhigend auf ihn. Das Blut hämmerte und pochte in seinen Schläfen und drängte stürmisch nach seinem Herzen zurück. Seine Hand, welche er in ihre

warme Linke legte, zitterte und war eiskalt. In Hannas Zimmer angelagt, beleuchtete die Lampe sein bleiches, finstres Gesicht.

„Sie sind nicht wohl, Herr Rittmeister,“ sagte sie mit sichtbarem Erschrecken.

Er wollte sie fragen, warum sie ihm gegenüber die fremde Sprache führe, er that es aber nicht. Je größer die Kluft zwischen ihnen blieb, desto besser.

„Danke Ihnen, Fräulein Harber, mir ist ganz wohl. Ich habe nur eine weite Tour gemacht und wenn Sie gestatten —“

Er ließ sich mit allen Zeichen einer großen Erschöpfung auf einen Stuhl niebergleiten, und das junge Mädchen wagte kein weiteres Wort mehr. In seiner ganzen Art war etwas, das sie zu beunruhigen anfang. Hanna wandte sich ihrem kleinen, altmodischen Schreibtisch zu und rückte den davorstehenden Stuhl zurück.

„Darf ich?“ Ihre Hand langte nach der Lampe. Er nickte nur mit dem Kopfe.

Sie saß einen Augenblick sinnend. Ihr Profil war ihm zugewendet und er verfolgte jede ihrer Bewegungen. Rasch glitt die Feder über das Papier, nur einige Minuten lang, dann erhob sie sich, ihm das Blatt zu überreichen.

Sie hatte ihn doch recht verstanden. Ahnte sie, wer der Urheber war? Er sah ihr mit einem unruhig forschenden Ausdruck in das Gesicht und sie erröthete unter dem Blick.

„Darf ich den Brief couvertieren und die Adresse machen?“

Er hatte das Blatt noch immer in seiner Hand gehalten. Der Klang ihrer Stimme schreckte ihn förmlich auf. Mit einer raschen Bewegung gab er ihr das Papier zurück.

„Ich danke Ihnen, Hanna,“ sagte er nur, als sie ihm den Brief einhändigte. „Es würde mich unendlich beglücken, wenn jemals eine Stunde kommen sollte, in welcher Sie eines Menschen bedürfen, dem nichts zu teuer ist, um damit eine große Barmherzigkeit, die Sie jetzt geübt, auszugleichen.“

Er hatte ihre Hand ergriffen und einen innigen Kuß darauf gedrückt. Sie stand beinahe erschrocken, hocherröthend, unfähig, ein Wort zu äußern. Ein seltsames, nie gekanntes Gefühl durchflutete sie. Was war hier geschehen? Sie hatte einen tief Unglücklichen vor sich und ein heißes Verlangen, ihm beizustehen, nahm von ihr Besitz.

Aber schon war er gegangen. An der Thüre hatte er noch einen letzten Blick auf sie geworfen und dann war er im Dunkeln. Als sie sich dessen erinnerte, schlug schon die Hauptthür des Pavillons ein — er war draußen.

Hanna stand noch eine Weile, wie von dem Erlebten überwältigt. Das Ganze erschien ihr wie ein Traum, von dem Augenblick an, wo Frau Bergner im Auftrage des Rittmeisters gekommen war, sie um eine Unterredung zu bitten, bis jetzt, aber er hinterließ ihr kein Gefühl des Unbehagens, sondern ihr Herz schlug höher, indem sie sich den Augenblick vergewärtigte, in welchem er mit innigem Kuß ihre

Hand berührt und dann einen Blick auf sie gerichtet hatte, den sie niemals vergessen würde.

Inzwischen war Hellmuth in das Herrenhaus zurückgekehrt. Nicht einen Augenblick wollte er länger als notwendig hier verweilen. Die Pferde konnten den Weg nach der Bahnstation sogleich zurücklegen, da sie einer Rast nicht bedürftig waren. Wenn der Vater in Erfahrung bringen sollte, daß er auf Dammin gewesen war, so würde Hans um eine Erklärung nicht in Verlegenheit geraten. Möchte er sie geben.

So fuhr er nicht ganz eine halbe Stunde später, ohne mit dem Bruder wieder zusammengetroffen zu sein, in die Nacht hinaus. In einiger Entfernung, an dem Pavillon vorüberkommend, sah er noch einmal zwei schwach erhellte Fenster durch die Bäume schimmern. Die Bewohnerin hatte die Jalousien zusammengezogen. Wieder vergegenwärtigte er sich ihr Bild, die Umgebung, in welcher sie weilte. Was mochte sie thun? Abermals das beschleunigte Klopfen seines thörichten Herzens. Die Erregung des heutigen Tages hatte ihm nicht gut gethan. Wo war die Ruhe und Selbstbeherrschung in allen Lebenslagen, wo die Grundzüge, nach denen er gehandelt, ohne auch nur ein einziges Mal von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen? Er stand im Begriff, ihnen treulos zu werden, indem er beinahe angstvoll des Verhältnisses zu seiner Braut gedachte, und dann wieder Hanna Harders klare Augen im Geist mit vertrauensvollem Ausdruck auf sich gerichtet sah.

Bereits um acht Uhr morgens sah man den Rittmeister von Dammin in der Nähe des Hotels, in welchem Dagobert Harder Wohnung genommen, Posto fassen und den Eingang des Hauses beobachten. Etwa eine Stunde später näherte er sich dem Portier, der dann den Oberkellner mit einer Meldung zu Herrn Harder hinausschickte.

Eine Viertelstunde nachher stand Hellmuth dem Manne gegenüber, in dessen Händen die Ehre seines Namens, das Glück seiner Angehörigen und auch das seine lag. Er war von einem Ohnmachtsgefühl erfaßt, das ihn nie zuvor beschlich, und seine Hand zitterte, indem er den Brief, dessen Überbringer er war, Dagobert Harder überreichte. Sein Atem stockte, während der Empfänger das Schreiben erbrach und die wenigen an ihn gerichteten Zeilen las.

Dieser brauchte lange Zeit, ehe er den Inhalt des kurzen Briefes in sich aufgenommen und sein Gesicht verfinsterte sich mehr und mehr, während seine Augen noch immer auf die Zeilen gerichtet waren.

„Sie sind der Rittmeister von Dammin?“ fragte Dagobert Harder dann, Hellmuth mit durchdringendem Blick messend. „Haben Sie meine Richte zum Schreiben dieses Briefes veranlaßt?“

Der Ton in den Worten des Sprechers trieb Hellmuth das Blut heiß in das Gesicht. Es lag in denselben ein Hohn, der ihn empörte. Das ihn noch vor wenigen Augenblicken beherrschende Ohnmachtsgefühl war plötzlich verschwunden, und indem er sich in seiner ganzen Größe aufrichtete, begegnete er dem Blick seines Gegners mit einem unendlich stolzen Ausdruck.

„Ja,“ sagte er kalt.

„Sie bestätigen den Inhalt des Briefes?“

Und wieder ein gleiches „Ja.“

„Die Gemälde sind im Besitz meiner Richte?“

„Nein — noch nicht.“

„Dann, mein Herr — ich bedaure.“

Mit diesen von einem Achselzucken begleiteten Worten wollte Dagobert Harder sich abwenden. Der Rittmeister war jetzt totenbleich.

„Sie haben mein Ehrenwort, daß die Gemälde innerhalb drei Tagen auf Dammin sein werden.“

Abermals schwebte Dagobert Harder eine tief kränkende Ausrufung auf den Lippen. Er haßte diese Menschen, deren Dünkel eines Tages so schweres Leid über seinen geliebten Bruder gebracht, und vermochte nicht ein Gefühl von Schadenfreude zu unterdrücken, das ihm seither fremd gewesen war. Und doch! In dem Gesicht des Mannes, der da vor ihm stand, lag etwas, das ihn warnte, weiter zu gehen.

„Ich bin Kaufmann, mein Herr, und die Sitten und Gemohnheiten militärischer Kreise sind mir fremd. Geben Sie mir eine Bürgschaft,“ sagte er mit einer Ruhe, die ihm fern lag.

„Wodurch?“

„Durch den Wert der Gemälde.“

„Welche Summe fordern Sie?“

„Die beiden Bilder sind von dem Kunsthändler zu fünfundsiebzigtausend Mark verkauft.“

Hellmuth von Dammin schloß vorübergehend die Augen. Wie ihn dieser ganze Handel anekelte!

„Dieser Betrag würde nicht ausreichend sein, mein Herr,“ sagte er dann aufatmend. „Der gegenwärtige Besitzer fordert den Preis von einhundert- undfünfzigtausend Mark.“

„Unmöglich! Ich weiß Gemälde zu taxieren. Sie sind mit fünfundsiebzigtausend Mark voll bezahlt. Unter diesen Umständen würden sie also nicht zurückgekauft werden können.“

„Die Gemälde müssen zurückgekauft werden. Ich deponiere die Summe von einhundertundfünfzigtausend Mark. Dieselbe kann sofort bei meinem Bankier erhoben werden, entweder durch den Inhaber der Gemälde oder durch Sie.“

Dagobert Harder blickte zuerst mit einem Ausdruck von Verwunderung auf den Rittmeister, dann bemächtigte sich seiner eine gewisse Unruhe.

„Sie — Herr Rittmeister?“

„Ich, Herr Harder. Wollen Sie die Güte haben, mich zu dem Bankier Heidenheim zu begleiten? Die Angelegenheit kann erledigt werden, sobald Sie mir die Erklärung abgeben, daß Sie von der Erstattung einer Anzeige Abstand nehmen.“

„Ich habe kein Interesse an einem solchen Vorgehen, wenn meiner Richte kein Nachteil erwächst. Ich sah mich gezwungen, die Interessen einer Waise zu vertreten, die von anderer Seite vernachlässigt worden sind.“

„Den Vorwurf muß ich als einen begründeten hinnehmen, doch wollen Sie als Entschuldigung gelten lassen, daß es an einem Verständnis für den Wert gemangelt, der in dem Nachlaß Franz Harders enthalten war.“

„Von einer Seite scheint der Wert wenigstens erkannt worden zu sein,“ warf Dagobert Harber mit Spott ein, und wieder mußte Hellmuth den Vorwurf schweigend ertragen.

„Genügt Ihnen mein Angebot?“ fragte er mit erzwungener Ruhe.

„Sobald es sich realisiert — warum nicht?“

„Darf ich um Ihre Begleitung zu dem Bankier Heidenheim bitten?“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

Beide Herren verließen bald darauf das Hotel. Auf dem Wege zu dem Bankier Heidenheim wurde kein Wort gewechselt, ein jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Wiederholt warf Dagobert Harber einen Seitenblick auf seinen Begleiter und in demselben lag ein Ausdruck von Neugierde und Verwunderung. Er vermochte nicht sich eines Gefühls von Unbehagen zu erwehren. Ein objektives Urteil konnte einen Hellmuth von Dammin nicht verdächtigen. Dagobert Harber aber fehlte das Vermögen, einen Träger des Namens Dammin gerecht zu beurteilen. Daher sein Verhalten, das nicht seinem gerechten und großmütigen Charakter entsprach.

Bei dem Bankier Heidenheim wurde die Angelegenheit, welche beide Herren hergeführt, rasch erledigt. Es wies sich aus, daß der Rittmeister Hellmuth von Dammin ein Privatvermögen von zweihunderttausend Mark besaß. Diese Thatsache verwirrte Dagobert Harber vollständig, noch mehr das Beharren des Rittmeisters auf dem Rücklauf der Gemälde. Er konnte es nicht unterlassen, denselben darauf aufmerksam zu machen, daß es mit einiger Vorsicht möglich sei, den für die Gemälde geforderten Preis herabzubrüden, da der Verkäufer ihn wohl nur gestellt habe, weil ihm gewisse Verhältnisse bekannt geworden seien. Schlimmsten Falls werde man gegen Ersatzleistung des von dem Kunsthändler gezahlten Preises von dem Wiedererwerb überhaupt Abstand nehmen können.

„Die Erledigung der Angelegenheit wollen Sie mir überlassen, Herr Harber,“ sagte der Rittmeister indessen ruhig. „Nachdem Sie von der Lage meiner Verhältnisse Einsicht genommen und ich Ihnen die Anweisung auf einhundertundfünzigtausend Mark gegeben habe, dürfte die Sache zwischen uns einstweilen abgeschlossen sein. Lassen Sie mich Ihnen noch mein Bedauern aussprechen, daß Sie auf eine so unangenehme Art bemüht worden sind.“

Die Herren trennten sich. Hellmuth von Dammin befand sich in einem Zustand vollkommener Erschöpfung. Die Stimmen von Kameraden, an welche er, ohne sie zu bemerken, vorüber wollte, schreckten ihn aus tiefem Sinnen auf. Die Begegnung war ihm peinigend, er lehnte aber die Aufforderung, bei Siechen einen Frühshoppen zu trinken, nicht ab. Es dünkte ihn eine Notwendigkeit, die marternden Gedanken, die lähmend auf ihn wirkten, zu zerstreuen. So jämmerlich als Dagobert Harber gegenüber, hatte er noch nie dagestanden. Er glaubte von jeder Regung in dem Herzen dieses Mannes unterrichtet zu sein, glaubte zu wissen, mit welchem Argwohln derselbe auf ihn blickt. Kaum dünkte es ihm möglich, das Entseglliche

zu ertragen, und schweigend hatte er es doch über sich ergehen lassen müssen.

Bereits am Nachmittag des darauffolgenden Tages sah er sich in der Lage, die beiden Gemälde nach Dammin zu bringen. Seine Stimmung hatte sich nicht verbessert, er war überzeugt, daß er nie mehr leicht und frei werde aufatmen können. Er würde die Schuld des Bruders mit einem Leben der Entsagung büßen. Aber nicht dies Bewußtsein bedrückte ihn, nicht ein Gedanke wandte sich dem dahingebenen Vermögen zu, kein Bedauern hatte mehr in seiner Seele Raum gefunden, denn sie war erfüllt von dem Bewußtsein, daß es wenigstens einen Menschen gab, der ihn eines Verbrechens fähig gehalten, wohl noch hielt. Dieser Mensch war Dagobert Harber, und Hellmuth hatte sich nicht in der Lage gesehen, nur mit einem Wort diesen grauenhaften Verdacht zurückzuweisen.

In einer grenzenlosen Verstimmung langte er auf Dammin an. Die seelischen Leiden, denen er während der letzten Tage zum Opfer gefallen war, prägten sich in seinen Zügen aus. Eine ungläubliche Veränderung war mit ihm vorgegangen, und sie gab sich nicht nur in einem beinahe krankhaften Aussehen zu erkennen, sondern insbesondere auch in seiner schlaffen, müden Haltung. Es bedurfte erst einer energischen Anstrengung seinerseits, wenigstens äußerlich das verlorene Gleichgewicht herzustellen.

Hanna fand er nicht mehr im Herrenhause anwesend. Sie hatte sich frühzeitig nach dem Pavillon begeben, um die letzten Vorbereitungen für ihre Abreise zu treffen, wie Frau Barbara Hellmuth auf eine Frage nach ihr mitteilte. Nun erfuhr er erst, daß das junge Mädchen schon am folgenden Tage Dammin ganz verlassen, und mit Herrn Dagobert Harber nach Berlin gehen werde.

Er entgegnete nichts darauf, es machte den Eindruck, als ob er den Worten der Mutter keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und doch hatten sie ihn tief schmerzlich berührt, so wenig er auch einen Grund dafür hätte angeben können. Es war gewiß am besten so. Indem sie sich in Dagobert Harbers Schutz begab, richtete sie gleichzeitig eine Schranke zwischen sich und denjenigen auf, welche den Namen von Dammin führten. Um so eher konnte die Zeit Wunden heilen, welche ihm — er täuschte sich nicht darüber — geschlagen worden waren.

Herr Luchs war übler Laune und da er nicht nach einem Grund von Hellmuths Kommen fragte, Hans auch eine Begegnung mit dem Bruder vermied, so glaubte dieser sich zu der Annahme berechtigt, daß gewisse Erörterungen zwischen Vater und Sohn stattgefunden hatten. Dennoch glaubte er nicht, daß der letztere dem ersteren das Bekenntnis einer Schuld abgelegt, es hatte vielmehr den Anschein, als ob die schlechte Stimmung des Herrn Luchs sich direkt gegen den jüngsten Sohn richte.

Hellmuth aber war zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, um weiteren Betrachtungen über diesen Punkt sich hinzugeben. Er kam auch in der Einsamkeit seines Zimmers nicht darauf zurück, sondern hier angelangt, glaubte er seine Zeit damit ausfüllen

zu sollen, sich klar zu machen, daß ihm nichts übrig bleibe, als ein Fügen in Unabänderliches.

Es erschien ihm befremdlich, daß die feste Absicht ihm so wenig gelang. Immer wieder bäumte das Herz gegen die Vernunft sich auf, er fühlte sich von einem Zorn, der einem ungerechten Schicksal galt, ergriffen, der sich nicht nur in einem finsternen Gesichtsausdruck, sondern sogar in drohenden Gebärden zu erkennen gab. Warum mußte er für fremde Schuld büßen? Und nicht das allein — Schlimmeres quälte und peinigte ihn. Nicht nur fremde, sondern eigene Schuld drückte ihn nieder.

Hochmut und Egoismus!

Beiden Fehlern sah er in dieser Stunde der Selbstprüfung offen in das Gesicht. Sie waren ihm in hohem Grade eigen gewesen und an ihnen zerfiel sein Glück. Bitter und voll Hohn lachte er auf, indem er die ganze Selbstzufriedenheit sich vergegenwärtigte, die seinen Lebensweg gekennzeichnet. Er hatte nach niemand gefragt, um niemand sich gesorgt. Das, was er als Pflicht und Ehre erkannte, war gewiß niemals von ihm verletzt worden, aber sein Gesichtskreis hatte sich als ein beschränkter erwiesen, er sah nur den Inhalt eines engbegrenzten Raumes und darüber hinaus war noch so vieles, das des Beachtens wahrlich wert gewesen.

Hochmut und Egoismus waren schuld, daß er nie nach Hanna Harber gefragt. Die Waise war nach Dammin gekommen. Er hatte es nicht der Mühe wert gehalten, nach den näheren Umständen sich zu erkundigen, nach der Frau zu forschen die — wie er immer angenommen — unter den Folgen einer thörichten und unwürdigen Liebe schwer gelitten, vielleicht zu Grunde gegangen war. Und wie sehr war dieses Kind der Teilnahme wert gewesen! Wie mochte es unter den veränderten Verhältnissen gelitten haben!

Er stand am Fenster und schaute nach dem Pavillon hinüber. Indem der Mond vorübergehend die flüchtigen Wolkenmassen am Himmel durchbrach, sah er einen Teil des Giebels durch die Bäume schimmern. Der Wind hatte in den letzten Tagen arg gehaust und das Laub an den Bäumen stark gelichtet. Dort hin hatte man sie gebracht, mit allem, was ihr eigen gewesen, und niemand fragte nach dem reichen Kunstschatz, der, in Kisten verpackt, auf dem Boden des Hauses Platz gefunden. O, ja — es hatte jemand danach gefragt. Der eigene Bruder. Dagobert Harber war im Recht, als er gesagt, daß der Wert des Nachlasses von einer Seite wenigstens erkannt worden sei.

Hellmuth von Dammin hatte es als seine erste und heiligste Pflicht gehalten, über die Ehre des Hauses zu wachen und seine Person war für Hans gewiß ein Hemmschuh geworden, der ihn gehindert, noch zügelloser dem unsinnigen Treiben sich hinzugeben, das ihn zu dem gemacht, was er geworden war. Damit glaubte er aber auch die ihm zugefallene Aufgabe gelöst zu haben, und so — nur so hatte es kommen können, daß das Ungeheuerliche geschehen und ein Dammin zum Dieb an einer schutzlosen Waise geworden war.

Da half kein Bemänteln und kein

Beschönigen. Schutzlos im wahren Sinne des Wortes war sie gewesen. Wenn nicht eine höhere Hand dieses Kind vor Schanden bewahrt, was würde aus ihm geworden sein? Das Blut stockte ihm in den Adern, indem er sich das Furchtbare vergegenwärtigte, was noch hätte geschehen können, wenn nicht Dagobert Harber gerade jetzt nach Deutschland zurückgekehrt wäre. Mußte er nicht dem Himmel noch dankbar sein? Wie, wenn nun die Stunde geschlagen hätte, in welcher sein Vermögen nicht mehr ausgereicht haben würde, das Verbrechen des Bruders zu verdecken?

Wenn etwas ihn zu beruhigen imstande gewesen wäre, so war es dieser Gedanke. Er atmete tief auf. Und dann war es ihm wirklich, als ob sein Herz ruhiger zu schlagen beginne, und das Blut nicht mehr mit gleichem Ungestüm in seinen Schläfen hämmere. Es hätte anders sein können, wenn er einer Verpflichtung der Waise gegenüber rechtzeitig eingeknickt gewesen wäre — ihm würden ohne Zweifel die Schreden dieser Tage erspart geblieben sein und — und —

Hier auszudenken dünkte ihn ehrvergessen. Er hatte gewählt, aus freiem Herzen, aus freiem Antriebe und war nicht allein der Stimme der Vernunft gefolgt. Kamilla von Reventlow war eine angenehme Erscheinung, wenn auch keine Schönheit. Sie war liebenswürdig und gut. Die Tugenden, welche man ihr nachrühmte, gewährten eine Bürgschaft für ein Leben, wie Hellmuth von Dammin es erstrebt. Schönheit allein würde ihn niemals gefangen genommen haben, sie hatte manchem erhofften Glück sich verderblich erwiesen und er war gewiß nicht der Mann, dem es hätte verlockend scheinen können, einer schönen, koketten Frau als Ritter zu dienen.

So hatte ihn seine Wahl in hohem Grade befriedigt. Kamilla besaß alle Eigenschaften, die er in seiner künftigen Frau würde zu schätzen wissen. Sie hielt das große Hauswesen des Vaters in musterhafter Ordnung, war den jüngeren Geschwistern eine Mutter, ohne daß sie durch die große Inanspruchnahme ihrer Person nur das geringste von der Vornehmheit eingebüßt hätte, mit welcher sie in dem Salon des Reventlow'schen Hauses ihren Platz auszufüllen mußte. Wenn ihr Verlobter seit einiger Zeit an ihr einen Mangel an Herzenswärme wahrgenommen haben wollte, so bewahrte ihn sein Gerechtigkeitsinn, ihn hart zu beurteilen. Kamilla war dieselbe geblieben, als welche sie sich ihm von Anfang an gezeigt, ein Sinneswechsel aber hatte seit einem gewissen Augenblick an ihm sich vollzogen. Und wenn er dieses Augenblicks gedacht, dann verfinsterte sich sein Blick und wie ein Angstgefühl war es über ihn gekommen, das er nur nach hartem Kampf mit sich selber hatte bezwingen können.

In dieser Nacht gab es keinen Kampf mehr, sondern alles in ihm war Klarheit, und diese Klarheit ließ ihn ruhigen Blickes in die Zukunft schauen. Er hatte Schiffbruch gelitten, aber nicht alles verloren. Noch war ihm genug geblieben, um sich wieder mit dem Leben zurechtzufinden, und das Bewußtsein, menschlich Irren schwer gebüßt, aber auch

seine Pflicht in vollem Umfange erfüllt zu haben, würde ihm sein Schicksal tragen helfen.

Es war gegen zwei Uhr morgens, als Hellmuth sich zum Schlafen niederlegte. Er schlief ruhig und fest bis zum anbrechenden Morgen, und auch das Erwachen brachte ihm nicht die Qual der letzten Tage wieder.

Nachdem er sich angekleidet, begab er sich in das Frühstückszimmer, Hanna zu erwarten. Sie trat unmittelbar nach ihm ein, um heute noch einmal die freiwillig übernommenen kleinen Dienstleistungen zu verrichten, und war überrascht, den Rittmeister anwesend zu finden. Sein Anblick trieb ein feines Rot, das sich bis über die hübsch geformten Ohren ausdehnte, in ihre Wangen. Doch legte sie ohne Besinnen ihre Hand in die seine.

„Ich bin gekommen, mein Wort zu halten, Fräulein Harber. Bitte, wollen Sie die Gemälde in Augenschein nehmen? Ich will nicht hoffen, daß sie irgend eine Beschädigung erfahren haben.“

Hanna erröthete nur noch tiefer und fand nicht gleich eine Entgegnung. Nicht die ernste Sprache des Rittmeisters allein rief ihr mancherlei Betrachtungen wieder in das Gedächtnis zurück, denen sie in den letzten Tagen sich überlassen, sondern auch der Ausdruck seines Gesichtes. Es lag ein finsterner Zug in demselben, der ihr die Frage aufdrängte, ob sie durch irgend etwas seine Unzufriedenheit sich zugezogen.

„Darf ich Sie bemühen, Fräulein Harber?“

Indem er diese Frage hinzufügte, als sie noch immer schwieg, öffnete er eine Seitenthür. Sie folgte zögernden Schrittes der Aufforderung, die Unruhe, von welcher sie sich ergriffen gefühlt, war wieder im Wachsen. Was bedeutete dies alles?

Der graue, unfreundliche Herbstmorgen dämpfte noch das Licht, das auch an sonnigen Sommertagen nur schwer durch das Blättergewirr der Bäume und dicht zusammenfallende Vorhänge seinen Eingang fand. Hellmuth näherte sich dem Fenster, die letzteren zurückzuziehen.

In demselben Augenblick durchbrach gelbliche Sonnenglut das graue Gewölk am Himmel und fiel voll auf die beiden an der Wand aufgestellten Gemälde. Sie kamen dadurch in eine Beleuchtung, wie sie sich prächtiger kaum gedacht werden konnte. Sowohl Hellmuth als Hanna standen sprachlos, aber in den Augen der letzteren leuchtete es auf. Dann hatte auch der Rittmeister sich gefaßt.

„Wundervoll! Hanna — das — das — schuf — Ihr Vater?“

Sie nickte nur mit dem Kopfe und in ihren Augen schimmerte es feucht. O, wie namenlos glücklich machten sie seine Worte!

Dann trat eine Pause ein. Beide standen im Anschauen der Gemälde versunken. Die gelbe Sonnenglut beleuchtete die sturmgepeitschten Wogen, die schaumsprühend und teilweise wie das Stück eines zerrissenen, flatternden Schleiers über das von einer Dampfbarrikade ins Schlepptau genommene Wrack eines kolossalen Dreimasters hinwegfegten. Jeder niederfallende Tropfen schien vom Licht durch-

glüht, das die schwärzliche Wolkenbildung im Westen nur an einer kleinen Stelle durchbrach. Von überwältigender Wirkung war auch das vollbemannte Rettungsboot, das mit den Schaumkronen zugleich in der Tiefe zu verschwinden drohte, vielleicht, um Kieloben wieder aufzutauchen. Dieses Vielleicht fand weniger seinen Ausdruck in den wetterharten Gesichtern der sturmgewohnten Mannschaft, deren Aufmerksamkeit durch die Führung des Bootes vollkommen in Anspruch genommen schien, als in den Zügen eines Mannes, einer Frau und zweier Kinder, die sich angstvoll an die letzteren klammerten. Jedes einzelne Gesicht der Bemannung war imstande, das Interesse des Beschauers zu erwecken.

Und daneben das andere Bild, von dem „Wrack im Sturm“ bis auf die Größe des Formates vollständig verschieden. Es war eine Allegorie, ein figurenreiches Bild, prächtig in der Komposition, Farbe und Ausführung — Kunst und Natur in glücklichster Vereinigung. In Hannas Augen standen Thränen. Jäh überkam sie plötzlich die Allgewalt des Schmerzes, die Erinnerung hatte sie überwältigt. Die knieende Frau, rechts im Vordergrund des Gemäldes mit dem zum Himmel emporblickenden Gesicht, das den reinsten göttlichen Glauben zum Ausdruck brachte, war ihre Mutter. Mit einem Male fühlte sie sich in die Vergangenheit zurückversetzt, in die selige Zeit, wo noch des Vaters Augen voll Zärtlichkeit auf ihr ruhten und die Liebe einer Mutter sie ebene Wege geleitet. Aufschluchzend barg sie ihr Gesicht in beide Hände.

„Hanna — was ist Ihnen? Finden Sie etwas — —“

Er stand mit wenigen Schritten an ihrer Seite, furchtbar erschrocken, während der plötzlich wiedererwachte Schmerz ihren Körper durchschüttelte. Sie gab keine Antwort — sie begriff seine Äußerung nicht, und um so weniger konnte sie darauf Bedacht nehmen, ihn über eine Idee zu beruhigen, die ihn in die höchste Aufregung versetzte.

„Hanna, bitte — sprechen Sie. Was ist Ihnen? Weinen Sie nicht. Ist etwas geschehen — so will ich alles thun, um Sie zu beruhigen.“

Der warme, überzeugungsvolle Klang seiner Stimme machte einen tiefen, aber nicht beruhigenden Eindruck auf sie. Ihre Hände glitten zwar herab und sie versuchte, sich zu einem Lächeln zu zwingen, aber es mißlang völlig. Von neuem sah sie sich von ihren Gefühlen überwältigt, das mühsam unterdrückte Schluchzen entrang sich abermals ihrer Brust und sie hatte auch nicht die Kraft, dem wilden Schmerz, von welchem sie sich ergriffen fühlte, zu wehren. Die Thränen rannen über ihre Wangen auf das schwarze Kleid und durch die Finger ihrer die Augen bedeckenden Hände glitten große Tropfen.

Noch stand Hellmuth ratlos, in hohem Grade beunruhigt. Doch nun hatte er ihre Handgelenke umschlossen und suchte die Hände wegzuziehen, was ihm müheelos gelang.

„Hanna, wollen Sie mir nicht den Grund Ihres Kummers sagen?“ fragte er wieder milde und

weich. „Ich möchte Ihnen wirklich helfen! Können Sie kein Vertrauen zu mir fassen?“

„O, ich vertraue Ihnen, und wenn — — ich gehe nicht gern von Dammin fort.“

Er glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. „Und warum bleiben Sie nicht?“ fragte er unsicher.

„Ich möchte Onkel Dagobert nicht kränken. Es ist immer seine Absicht gewesen, mit uns zusammen zu leben,“ entgegnete sie noch schluchzend.

Hellmuth stand schweigend, ihre beiden Hände in den seinen haltend. Seltsame Gedanken bestürmten ihn.

„In der letzten Zeit war es mir nicht mehr, als ob ich nicht hierhergehörte,“ fuhr sie mit stockender Stimme fort, als sie in dem Ausdruck seiner Augen Verwunderung zu erblicken glaubte. „Alle waren gut gegen mich, und ich glaube, man wird mich vermissen, ich bin doch nicht ganz eine Fremde gewesen, und mit der Zeit —“

„Sprechen Sie nicht weiter, Fräulein Harber,“ unterbrach der Rittmeister sie mit einer Stimme, die in ihrer Rauheit ihr fremd war. „Ich denke, es ist besser, wenn Sie mit Ihrem Onkel gehen, und Sie werden das selber einsehen. Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie der kleinen Freundlichkeiten gedenken, die man Ihnen hier erwiesen, ich glaube aber, sie werden zu verschmerzen sein, und Sie — Dammin und seine Bewohner bald vergessen haben.“

In seiner Art war beinahe etwas Verletzendes, und diese ließ ihre Thränen schnell versiegen.

Es drängte sie, noch eine Entgegnung zu machen, aber sie blieb unausgesprochen. Herr Luchs war in das Frühstückszimmer getreten und Hanna eilte, dem alten Herrn seinen Thee zu reichen.

Neuntes Kapitel.

Endlich war die Ruhe auf Dammin wenigstens äußerlich hergestellt, eine Art von Friede geschlossen und Hellmuth konnte daran denken, nach Berlin zurückzukehren, ohne daß er befürchten mußte, durch eine Nachricht oder wohl gar ein Telegramm von Hause abermals aufgeschreckt zu werden.

Es hatte harte Kämpfe gegeben. Sie nahmen an dem Tage, als Hanna Harber in Begleitung ihres Onkels abgereist war und Hans seine Absicht zu erkennen gab, ihr auf dem Fuße zu folgen, ihren Anfang. Es war zu einer erregten Scene zwischen beiden Brüdern gekommen, die aber mit einer Niederlage des älteren endete. Er hatte sich dem Willen des jüngeren fügen und auf Dammin bleiben müssen.

Erfreulich hatte dieser Sieg nicht auf Hellmuth gewirkt, wengleich ihn das Benehmen des Bruders nicht befremdet. In demselben Augenblick, als Hans von den Folgen seiner niedrigen Handlungsweise sich gesichert gesehen, war auch der alte Adam wieder zum Durchbruch gekommen, und alles vergessen, was ihn bedrückt und er, angstgequält, sich und dem Bruder gelobt. Seine Abneigung gegen den pedantischen Hellmuth, dem es unzweifelhaft bald gelingen würde,

einen pekuniären Verlust durch seinen Geiz auszugleichen, und dem noch die Anwartschaft auf Dinge zustand, die er für immer als abgethan betrachten mußte, hatte sich in einen förmlichen Haß verwandelt, der jede bessere Regung, deren er vielleicht noch fähig gewesen war, in ihm erstickte.

In dem Streit zwischen den beiden Brüdern versuchte Herr Luchs zwar, einen unparteiischen Standpunkt einzunehmen, doch gelang es ihm nicht. Das Unglück des ältesten Sohnes hatte ihn nur noch milder gegen diesen gestimmt und es ihn in eine furchtbare Aufregung versetzt, als Hans ihm mitgeteilt, daß er doch den Entschluß gefaßt habe, den Beistand des Bruders in Anspruch zu nehmen und dessen Bedingungen für die Sicherstellung des Kapitals, soweit dies angängig, zu erfüllen. Die Demütigung, welche in dem getroffenen Arrangement lag, war der alte Herr als eine ihm zugefügte zu betrachten geneigt, und je fester Hellmuth auf seinem Willen beharrte, je mehr er Hans, obgleich widerstrebend und schäumend vor Wut, nachgeben sah, desto mehr fühlte er sich von der Art des jüngsten Sohnes, einen erlangten Vorteil auszubeuten, abgestoßen. Derselbe war gewiß keiner großen, edelmütigen Regung fähig.

So konnte es kommen, daß Herr Luchs durch die Regelung der Damminer Verhältnisse sich stark bedrückt fühlte. Er würde derselben doch lieber aus dem Wege gegangen sein und ließ es Hans gegenüber an Vorwürfen nicht fehlen, daß er es nicht bei dem Abkommen mit Heinrich Becker habe bewenden lassen. Derselbe hatte allerdings mehr Zinsen verlangt und würde wohl auch ein strenger Gläubiger gewesen sein, aber man konnte doch auch gewiß nicht daran denken, jemals von Hellmuth Nachsicht zu begehren.

Über die eigentliche Lage der Verhältnisse blieb der alte Herr völlig in Unkenntnis. Er hatte weder eine Ahnung von den Dingen, die Hans, gegen den eigenen Willen, gefügig gemacht, noch von der Gefahr, in welcher er selbst sich befunden, über kurz oder lang Dammin räumen und einem anderen überlassen zu müssen. Es waren furchtbare Tage für Hellmuth gewesen. Hier der ihn mit Argwohn beobachtende Vater, der sich sträubende Bruder, von dem er nur durch Drohungen ein vollständiges Bekenntnis seiner Schuld hatte erzwingen können, ohne welches ihm aber jedes Opfer zwecklos erschienen war, und daneben nicht nur das Aufgeben aller seiner Zukunftspläne, sondern auch der Zorn über erlittene Demütigungen und der Schmerz über das zu späte Erkennen eines Glückes, das ihn für jeden Verlust würde schadlos gehalten haben.

Wieder in Berlin angelangt, wartete seiner eine neue Aufregung, nachdem es ihm kaum gelungen war, einigermaßen das verlorene Gleichgewicht wiederherzustellen. Wohl hatte er sich mit dem Gedanken beschäftigt, daß seine Braut eine Mitteilung von seinen veränderten Vermögensverhältnissen, zu welcher er sich verpflichtet hielt, nicht ganz gleichgültig entgegennehmen werde. Nüchtern und praktisch, wie sie war, hatte sie nicht selten Berechnungen entworfen, die

er an einem Manne zu schätzen wußte, die bei einer Frau ihm aber ein Gefühl des Unbehagens verursacht. Dennoch würde er nie daran gedacht haben, daß eine Veränderung seiner Vermögensverhältnisse irgend welchen Einfluß auf seine Beziehungen zu Kamilla von Reventlow werde haben können.

Aber auch hier wartete seiner eine große Enttäuschung. Die Freiin nahm seine Mitteilungen anfangs als einen Scherz auf und alle Bemühungen, sie als eine auf Wahrheit begründete Thatsache hinzustellen, scheiterten an ihrem Unglauben. Erst sein über ihre Hartnäckigkeit erwachter Unwille machte sie aufmerksam.

Nun prägte Erschrecken in ihren Zügen sich aus, aber gleich darauf konnte sie wieder lächeln.

„Das ist ja unmöglich, Hellmuth. Du bist kein unsinniger Spekulant und Bankier Heidenheim ist ein zuverlässiger Mann.“

„Trotzdem beruht meine Aussage auf Wahrheit, Kamilla. Wir sind nur etwa sechzigtausend Mark geblieben, und ob wir auf den Zinsgenuß dieses Kapitals werden rechnen dürfen, ist mehr als zweifelhaft.“

Kamilla sah durch die Bitterkeit seiner Sprache sich gezwungen, den Worten ihres Verlobten mehr Beachtung zu schenken. Es war ohne Zweifel etwas geschehen, das zu ernster Beunruhigung Veranlassung gab.

„Willst Du Dich nicht etwas deutlicher ausdrücken, Hellmuth? Die nackte Mitteilung, daß Du Dein ganzes Vermögen eingebüßt hast, klingt so unglaublich, daß sie doch wohl einer Ausführung bedarf. Wodurch hast Du alles eingebüßt?“

In ihrer Stimme war etwas Hartes und der Klang derselben zwang ihn, zu ihr aufzublicken. Er begegnete einem Ausdruck in ihrem Gesicht, den er nie zuvor darin wahrgenommen und welcher die feinen Züge beinahe entstellte. Nicht über der Nasenwurzel vertiefte sich die hoch über die Stirn hinaufziehende Falte, welche sonst nur in unmittelbarer Nähe als eine feine Linie sichtbar war. Kamilla von Reventlow machte mit einem Worte ein sehr verdrießliches Gesicht.

„Ich kann Dir die Frage nicht beantworten, Kamilla, so peinlich es mir auch ist, Dir gegenüber mir Schweigen auferlegen zu müssen. Es handelt sich um eine Ehrensache. Nimm an, ich hätte mit hundertundfünfzigtausend Mark einen Freund retten müssen.“

„Ah!“ Sie atmete sichtlich erleichtert auf. „Wie kannst Du mich so erschrecken? Du wirst es wiederbekommen.“

„Ne. Das Geld ist verloren, vollständig und für immer. Es wäre nutzlos, sich bezüglich dieser Sache irgend einer Illusion hinzugeben.“

Die junge Dame war erblaßt. Ihre schlanken Finger mit den roßigen, mandelförmigen Nägeln spielten mit dem blau seidnen Band ihres eleganten Schürzens und daß sie es, achlos zerknitternd, auf und niederrollte, mochte bei ihr wohl als ein Zeichen hochgradiger Erregung angesehen werden. Ihr frisches Gesicht war auch bleich und in ihren Augen blitzte

es verräterisch. Aber weit entfernt, daß diese Zeichen eines sich vorbereitenden Sturmes warnend auf den Mittmeister gewirkt hätten, drängten sie ihn vielmehr, sich vollkommen der Last zu entledigen, die auf seinem Herzen ruhte.

„Was aber die sechzigtausend Mark anbelangt, so habe ich sie als letzte Hypothek auf Dammin eintragen lassen,“ fuhr er fort. „Das Gut war in Gefahr. Mit einer dritten Hypothek belastet, würde es in kurzer Zeit zur Subhastation gekommen und der Vater gezwungen worden sein, die Besizung zu verlassen. Ich habe daher vorgezogen, auch die zweite Hypothek auszuführen und den Rest meines Vermögens für die Erhaltung unseres Stammgutes anzulegen.“

„Das ist ja superbe! Großartig — vraiment!“ rief Fräulein Kamilla, unfähig ihre Gefühle länger zu bemeistern, mit schneidend scharfer Stimme aus. „Und für diese sechzigtausend Mark glaubst Du nicht einen Zinsgenuß zu haben? Sehr wahrscheinlich nicht! Was ich von Dammin gehört habe, so ist es mit seinem wunderlichen Herrenhause und den je nach Bedarf angelegtesten Wirtschaftsgebäuden kaum sechzigtausend Mark wert.“

Der verächtliche Ton in ihren Worten trieb ihm das Blut heiß in das Gesicht. Aber er bezwang sich zur Ruhe und Mäßigung, so bitter er auch gereizt war.

„Dammin ist mit seinem wunderlichen Herrenhaus und seinen je nach Bedarf angelegtesten Wirtschaftsgebäuden immerhin seine zweihundertundfünfzigtausend Mark wert und bei einer rationellen Bewirtschaftung des Gutes wird es noch heute einen Überschuß liefern. Leider ist darauf unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu rechnen, und darin gipfelt meine Befürchtung, daß wir möglicherweise, wenigstens vorläufig, auch auf die Zinsen für die mir noch gebliebenen sechzigtausend Mark nicht zu rechnen haben werden.“

Die Freiin spielte noch immer mit dem Schürzenband, sie machte aber keine Entgegnung und blickte vor sich nieder. Ihre zitternden Nasenflügel und ihre zuckenden Lippen verrieten, daß sie nichts von der Ruhe verspürte, welche sie äußerlich zu bewahren bemüht war. Erst nach einer Weile, während welcher der Mittmeister vergebens auf eine Äußerung ihrerseits gewartet hatte, sagte sie mit gleichmütig klingender Stimme:

„Du hattest Dein Geld wohl zum großen Teil in Eshländern angelegt?“

„Etwa neunzigtausend Mark.“

„Biereinhalbprozentig,“ meinte sie. „Auch das andere Geld verzinst sie sich mit vier Prozent.“

Hellmuth blickte sichtlich verwundert auf die Braut. „Wie Du das alles weißt, Kamilla.“

„Ich weiß es von Dir selber,“ entgegnete sie, aber sie wendete ihren Blick vor dem zifelnden Ausdruck in dem seinen ab. „Es ist doch natürlich, daß ich meine Rechnung aufgestellt habe. Wir würden mit unserem beiderseitigen Einkommen und Deiner Gage eine ganz behagliche Existenz gehabt haben.“

Er mußte ihr recht geben und atmete schwer auf. „Nun würde sich dasselbe um achttausendacht-

hundertundfünfzig Mark verringern. Bist Du der Meinung, daß man mit dem, was uns bleiben wird, standesgemäß ein Haus machen kann?"

Sie blickte noch immer vor sich nieder und ihre Stimme hatte einen etwas unsicheren und heiseren Klang.

"Ich denke doch, Kamilla, obgleich ich nicht genau über Deine Einkünfte orientiert bin," gab er unbefangen zurück, so unangenehm er auch von den Vorhaltungen der Braut berührt war. Mit dem Versuch, einen scherzenden Ton anzuschlagen, fügte er noch hinzu: "Wir hatten ja die Absicht, alljährlich große Ersparnisse zu machen. Diese werden nun freilich unterbleiben müssen."

Und wieder trat eine längere Pause ein. In dem Zimmer herrschte lautlose Stille, nur aus der Ferne drang dumpf der Großstadtlärm herüber.

"Du weigerst Dich, mir zu sagen, durch wen Du Dein Geld verloren?" hub Kamilla endlich wieder an.

"In diesem Falle mußt Du Dir an der Thatsache genügen lassen, Kamilla. Wird es Dir so schwer?"

Er war ihr näher getreten und wollte ihr bittend in das Gesicht sehen, aber sie wick ihm aus.

"Du wirst mir schon erlauben müssen, die Angelegenheit etwas ernster aufzufassen. Du weißt, ich schätze den Wert des Reichthums und war seither der Meinung, daß gerade Du der Mann seiest, in dessen Hände man, ohne Befürchtung für einen Verlust, jede Summe legen könne. Wir haben auch unsere Meinung über diesen Punkt zu oft ausgetauscht, als daß Du Dich über meine Gesinnungen nach dieser Seite hin täuschen kannst. Du aber? Ich bin so überrascht, so vollkommen überrascht, daß es Dich nicht Wunder nehmen kann, wenn ich mich nicht gleich in der ganz veränderten Lage zurechtfinde."

Sie war im Recht. Er mußte es sich zugehen. Daß er aber nicht den Mut fand, ihr tröstliche Worte zu sagen, regte ihn auf. Die Auseinandersetzung hatte er sich anders gedacht. Ein bitteres Lächeln umspielte seinen Mund. Erwartete er wirklich, daß dieses Mädchen, welches ihm so kurz und bündig seinen Verlust in Zahlen vor Augen geführt, ihn über einen solchen zu trösten und zu beruhigen versuchen würde?

Herbe Worte schwebten ihm auf der Zunge, aber sie blieben unausgesprochen. Er wollte sich nicht von einem Moment der Aufregung hinreißen lassen, sondern den Umständen Rechnung tragen und versuchen, die Braut gerecht zu beurteilen. Er fand eine Eigenschaft, die er an ihr geschätzt, zu stark ausgebildet, sollte er sie darum verdammen und nicht eher versuchen, sie zu überzeugen, daß der Verlust des Geldes ihr Glück nicht beeinträchtigen werde?

"Ich lasse Dich heute allein, Kamilla, in der Hoffnung, daß Du Dich leichter beruhigen und in das Unabänderliche fügen wirst. Laß mich Dir noch

sagen, daß das Geschehene ein Unglück ist, das ich nicht verschuldet habe."

Er wollte ihr die Hand zum Abschied reichen, aber sie legte die ihre nicht hinein. Verleßt trat er von ihr zurück.

"Wenn Du ruhiger über die Sache denkst, dann laß es mich wissen. Es hat beinahe den Anschein, als ob Du Lust hättest, mich verantwortlich zu machen."

"Rein vernünftiger Mensch wird in solcher Weise so sein Geld wegwerfen," entgegnete sie herbe. "Wenn ein Mann handeln kann, wie Du gethan, wo bleibt dann die gesicherte Zukunft? Ich verlange wenigstens genau von einem Vorgang unterrichtet zu werden, der folgenschwer werden kann."

Sie sah ihn jetzt mit einem Blick an, der ihm eine Warnung hätte sein können, und er faßte sie auch als eine solche auf.

"Erörtern wir die peinliche Angelegenheit nicht mehr, sie würde nur zu Differenzen führen. Versuche Dich zu beruhigen. Ich habe meine Gesinnungen nicht gewechselt, mich hat nur ein unvorhergesehener Fall um einen großen Teil meines Vermögens gebracht. Du kennst mich und mußt Dir klar machen, daß eine Verantwortlichkeit mich nicht trifft. Leb' wohl, Kamilla!"

Dyne noch einmal nach der Braut zurückzublicken, verließ er den Salon. Die Flügelthür des angrenzenden Zimmers schloß er mit festem Druck, und dann stieg er sogleich die Treppe hinab, ohne, wie sonst, sich noch auf einige Augenblicke zu Herrn von Reventlow zu begeben.

Hellmuth kehrte unverzüglich in seine Wohnung zurück, um sich für den Dienst umzukleiden. Die Zeit, welche ihm blieb, war knapp und so kam er nicht zu einem Nachdenken, das ihn wieder erregt haben würde. Am Abend kehrte er ziemlich ermüdet heim. Er hatte erwartet, ein paar Zeilen von der Braut vorzufinden, als er sich aber in seiner Erwartung getäuscht sah, fühlte er sich zwar vorübergehend peinlich davon berührt, aber nur, weil es ihn schmerzte, sie so wenig zum Nachgeben bereit zu finden. Groß war ihre Liebe ohne Zweifel nicht, da sie es über sich vermochte, noch eine Nacht vergehen zu lassen, ohne eine Ausöhnung mit ihm herbeizuführen zu haben.

Auch der zweite und dritte Tag verging und keine Nachricht von Kamilla kam. Die Ruhe, um nicht zu sagen Gleichgültigkeit, mit welcher er diese Thatsache auffaßte, hätte ihn über seine eigenen Gefühle für die Braut am besten aufklären können, wenn er noch von einer Täuschung darüber befangen gewesen wäre. Ihr Verhalten ihm gegenüber bei der letzten Begegnung hatte abstoßend auf ihn gewirkt, aber doch nur, weil er längst begonnen, den Zauber, den sie anfangs auf ihn ausgeübt, zu analysieren und ihre Eigenschaften mit den Augen eines Liebenden zu betrachten aufgehört hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Frühling.

Der Himmel blau, die Seele weit,
Des Lebens Bahnen offen —
O junge goldne Frühlingszeit!
O junges goldnes Hoffen!

Es zieht ein Meer von Weichenduft
Heran in weichen Wogen,
Von Blüten ist nun jede Klust
Und Tiefe überzogen.

Ein sonnentrunken Falter schwirrt,
Die Blumenkelche beben
Und alles sproßt und alles wird, —
O Leben, goldnes Leben!

Das Glück geht schimmernd durch die Welt
Mit Singen und mit Klingen,
Und wer sein Herz nur offen hält,
Dem will's ein Wunder bringen.

Und ist gar wo ein Sonntagkind,
So halt ihm alles wieder
Und alles wandelt ihm geschwind
In Träume sich und Wieder.

Und alles, was der Lenz gebracht,
Der ganze Blütenreigen
Und all die lichte Sonnenpracht
Wird ewig so sein eigen.

Der Himmel blau, die Seele weit,
Des Lebens Bahnen offen —
O junge goldne Frühlingszeit!
O junges goldnes Hoffen!

Anna Behnisch.

Frühlingsgebräuche.

Von Alfred Hofmann.

(Schluß.)

Wenn aber diese erste Hälfte des Festes an das Heidentum erinnert und dem armen Volke zugehört, so rührt die zweite Hälfte desselben aus dem Mittelalter her und dient zur Belustigung der Herren, indem sich an diesem Tage alle Zünfte Zürichs zu einem Essen versammeln. Nach demselben machen sie sich gegenseitig Besuche, zu denen sie besondere Sprecher erwählen, und veranstalten einzeln oder gemeinsam Aufzüge, meist in Kostümen, und gegen Abend setzt man sich wieder zu Tische, isst, trinkt und bringt Gesundheit aus, bis man sich spät in der Nacht erst trennt.

Im Jahre 1819, wo diese maskierten Züge zuerst aufkamen, sowie in den folgenden Jahren, wurden sie bei Nacht mit Fackeln abgehalten und hatten die Verherrlichung irgend einer Großthat aus der Geschichte der Stadt zum Gegenstand der Darstellung. Seit 1830 aber sind Festzüge am hellen Tage Mode geworden, welche mehr und mehr den Charakter

von humoristischen Fastnachtzügen annahmen. Namentlich ist die Fleischerzunft mit ihrer oft mehrere Centner schweren Riesenwurst aus zartem Kalbfleisch, jungem Rindfleisch, Schweinefleisch und Speck, welche sie nebst zwei Paar riesiger Messer und Gabeln herunterträgt, häufig in den Vordergrund getreten. Die Schiffer, als venetianische Gondolieri verkleidet, zeichnen sich durch einen ungeheuren Fisch aus, der mit Reclingen von Zucker gefüllt ist, die Bäcker fahren acht mächtige Schaubrote auf großem, geschmücktem Wagen, andere Zünfte tragen Wein, Bier, Käse u. dgl. Jede Zunft wird von Spielleuten in altertümlicher Tracht angeführt, und jeder werden schwere, gefüllte Pokale aus dem Silberschatz der Zunft vorausgetragen. Die Zunftmitglieder selbst erscheinen gewöhnlich im Kostüm ihrer Vorfahren aus früheren Jahrhunderten. Mitunter wählt man jedoch auch andere Trachten. So sah man z. B. einmal über 100 Schweizer Krieger, welche alle Zeiten, von den ältesten bis jetzt, vergegenwärtigten. Voran schritten Kelten oder Germanen mit hochflatterndem blondem Haarbusch, Tierfellen und kunstloser Bewaffnung; ihnen folgten Krieger aus der Frankzeit, aus den Kreuzzügen und der habsburgischen Epoche, hierauf kam ein Trupp aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, den tapfern Zwingli in der Mitte, dann ein Zug Langenknechte aus dem 30jährigen Kriege und eine Schar von 1700 Grenadieren und Reitern mit Zöpfen, Trommeln und Pfeifen; hinter ihr marschierten Schweizergardisten aus der Revolutionszeit, und den Schluß bildeten Soldaten in den Uniformen des jetzigen eidgenössischen Heeres.

Bei jeder Zunft macht der Zug Halt; man wechselt Reden zur Begrüßung und trinkt aus alten und neuen Trinkgeschirren der verschiedensten Art auf das gegenseitige Wohl. Da von nah und fern die Bewohner der Umgegend zusammengeströmt sind, um die schön geschmückten Gestalten des Zuges zu sehen, so können sich die Zünfte mit ihren Reitern und Wagen in den engen Straßen der Stadt nur langsam fortbewegen, und es ist meist schon ganz dunkel, ehe man an dem Baugarten des Sees ankommt, wo gewöhnlich ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt wird und man sich trennt, um in die Zunft Häuser zurückzukehren.

Jede der 12 Zünfte hat nämlich ihr Zunftlokal, jede besitzt ihre alten Banner, Wappen und Festbecher, alle haben ihre eigenen patriotischen Wahlsprüche und Lieder, manche sogar ihre besonderen Säger und Lieberdichter. Denn wenn auch die Zünfte in Zürich in vieler Beziehung noch ein Andenken an vergangene Zeiten sind, so giebt doch bei ihnen das Gewerbe nur noch den Namen und den Grundton her, die Mehrzahl der Mitglieder gehört allen Klassen und allen Ständen der Gesellschaft an, und im Grunde sind die Zünfte in Zürich nichts mehr, als gesellschaftliche und politische Korporationen, welche einzelne Vorrechte der ehemaligen Gewerbezünfte, namentlich das Recht der Korporationsvertretung bei der städtischen Verwaltung, gewahrt haben, und deren eigentlicher Charakter von der geselligen Stellung und dem politischen Glaubensbekenntnis ihrer Mitglieder abhängt.

So sind die Zünfte zum Safran (Symbol des Handels) und zur Meise (Münze und Bank), welche meist aus Kaufleuten, und die Zunft zum Rüben (Ritter), die meist aus den

Junkern, dem ehemaligen Adel der Stadt, besteht, ihrem Wesen nach die Vertreter der konservativen Partei; die Mehrzahl der anderen Zünfte aber, vor allem die Schiffsleute, die Schmiede und Fleischer, mehr liberaler und radikaler Richtung.

Auch die Zunfthäuser sind gegenwärtig fast alle öffentliche Trinkstuben oder Kaffeehäuser, wo jeder für sein Geld bewirtet wird und die Zunft als solche nur an gewissen Tagen ausschließlich haust.

Um dieselbe Zeit, oft an demselben Tage findet in Luzern eine kirchliche Feierlichkeit statt, welche sich nicht weniger durch ehrwürdiges Altertum wie durch festliche Pracht auszeichnet: es ist der sogenannte Musfegg Umgang oder das Fest der Romfahrt, welches jährlich am Vorabend des Festtages Mariä Verkündigung beginnt.

Nach uralter Sage wütete in den ersten Zeiten der Erbauung der Stadt Luzern eine fürchterliche Feuersbrunst, welche bei den engen Gassen und den hölzernen Häusern die ganze Stadt in Asche zu legen drohte. In solcher Not gelobten die Bürger, wenn der Brand gelöscht würde, alljährlich 3 Abgeordnete nach Rom zu schicken, um dort ihre frommen Bittopfer an der Grabesstätte der Apostelfürsten Peter und Paul niederlegen zu lassen. Das Feuer hörte auf, aber das Gelübde wurde bald lästig wegen des großen Kostenaufwandes, welcher mit der Ausführung desselben notwendig verbunden war. Bereits nach einigen Jahren stellte daher der Rat und die Gemeinde der Stadt an den heiligen Vater in Rom das Gesuch, sie ihres Versprechens entbinden und dasselbe in eine alljährlich abzuhaltende feierliche Prozession um alle Ringmauern der Stadt verwandeln zu wollen.

Der Papst entsprach bereitwillig dem Verlangen der Luzerner und fügte dem Erlasse noch eine ganz besondere Ablassbulle bei. Infolgedessen bestimmte eine Ratsverordnung vom Jahre 1252: „daß auf Unser lieben Frauen Abend im März alle Priester der Stadt mit ihren Heiligümern um die Stadt und über die Musfegg ehrwürdiglich gehen. ihnen aus jedem Hause je ein ehrbarer Mann mit Andacht folgen und hinter ihnen demütiglich die Frauen kommen sollten. Auf der Musfegg soll die päpstliche Ablassbulle verlesen und der wohlgelehrteste Priester in lateinischer und deutscher Sprache eine würdige Predigt halten und die Vaterstadt Gott anbefohlen werden, damit sie nicht, wie oft vor Zeiten, mit Feuer, Kummer und Krieg heimgesucht werde. Die Räte sollen jedem Priester Fische geben und des besten Weines um Gottes willen. Auch den armen Dürftigen im Spital, den Aussätzigen in der Sänkt, und selbst den Frauen im Frauenhaus und allen armen Menschen sollen Fische gegeben werden, ebenso Wein nach altem Herkommen. Das Gleiche soll auch jedem der Räte zukommen.“

Geistlichkeit und Rat wetteiferten in dem Bestreben, diese kirchliche Gelübdefeier zu einem beliebten religiösen Volksfeste umzuwandeln. Die Zunft der Reblente oder Winzer legte an der Halde vor der Stadt und an der Musfegg innerhalb der Ringmauer eigens Weinberge an, von deren Ertrag der Festwein auf Staatskosten den fremden Besuchern des Festes kredenzt wurde, und wenn diese Weinspenden, die sich oft auf 1400–1500 Maß beliefen, auch längst aufgehört haben, so wird doch noch immer allen Priestern, welche die Romfahrt besuchen, das sogenannte Fischgeld verabreicht, so groß auch ihre Zahl sei. Denn nicht selten sah man 200–300 Geistliche aus nah und fern am

Feste teilnehmen, und mit ihnen reichskaiserliche und königliche Abgeordnete, päpstliche Legaten und Nuntii.

3 Tage lang dauert die Ablassgewinnung, indem sie mit Sonnenaufgang am Tage vor Mariä Verkündigung beginnt und mit Sonnenuntergang am Tage nach dem Feste endigt, und groß sind die Vollmachten, welche dem Priester für diese Zeit bewilligt sind.

Wahrhaft prächtig und malerisch zugleich ist aber der Umgang selbst.

Von der Stiftskirche im Hof, die außer den Stadtmauern liegt, bewegt sich die feierliche Prozession hinab an das Ufer des Sees, wo sie mehrere große Schiffe besteigt und unter dem Geläute aller Glocken der Stadt, unter Musik, Choralgesang und Gebeten ans linke Seeufer zu der damaligen sogenannten großen Schiffhütte hinüberfährt, um dann längs der Ringmauer des Hirschengrabes und dem Ufer der Neuß entlang bis hinab in die Nähe des Röllturmes, eines runden, hollertähnlichen Mauerwerkes, zu der eigens für die Prozession erbauten Brücke über die Neuß und von hier aus hinauf nach der Anhöhe der Musfegg zu der auf ihrem flachen Rücken stehenden offenen Kapelle zu ziehen. Der Weg, welcher sich von der Brücke die Höhe der Musfegg hinanwindet und in Schlangenwindungen auf der Ostseite wieder heruntersteigt, wird für das Fest jedesmal mit frischem Sägemehl bestreut, und auf der Höhe neben der Marienkapelle ist eine Feldkanzel aufgeschlagen, von welcher herab die Ablassbulle feierlich verlesen, und nach einem allgemeinen Gebete eine Predigt in deutscher Sprache gehalten wird, bevor sich der Zug wieder in Bewegung setzt, um nach der Stiftskirche zurückzukehren.

Die verschiedenen Landesstrachten, besonders der weiblichen Pilgerinnen, die flatternden Fahnen, die roten Röcke der Chorknaben, die weißen Chor- und goldenen Neßgewänder der Geistlichen, die braunen Kutten der Kapuziner und die schwarzen der Waldb Brüder geben der Prozession ein sehr belebtes, farbenreiches Aussehen.

Voran schreitet gemessenen Schrittes der Weibel des Chorherrenstiftes mit seinem silbernen Stab, in gelbem und schwarzem Mantel. Neben ihm gehen zwei Chorknaben mit brennenden Kerzen. Dann folgen das Kreuz und 3 Fahnen, die Eremiten oder Waldb Brüder aus den 5 katholischen Orten der Innerschweiz, die Männerbruderschaft der Stadt, das silberne Bildnis des seligen Niklaus von der Flüe in ihrer Mitte, die ehrwürdigen Väter Kapuziner, die feierliche Choralmusik mit Trompeten und Posaunen und zahlreichen Sängern, die Kapläne und Chorherren des Stiftes im Hof, die uralte Ablass tafel unter chinesischem Thronhimmel, und endlich das Hochwürdigste, getragen von einem hohen geistlichen Würdenträger und umgeben von Leviten und dienstthuenden Chorknaben unter dem großen Waldbachin, den 4 Mitglieder der städtischen Verwaltung halten. Hinter dem Hochwürdigsten gehen der Schultheiß oder Präsident der Landesregierung mit Abgeordneten derselben und dem Staatschreiber. Der Präsident und die Mitglieder des Obergerichts, die städtischen Behörden mit den Weibern im weißen und blauen Mantel, in der sogenannten Landesfarbe, sämtliche Beamte mit großen, brennenden Wachskerzen. Eine Abteilung Jägerсолдатен schließt den Zug, welchem eine unzählbare Menge Volkes betend und singend folgt.

Das Fest Mariä Verkündigung selbst ist eines der ältesten Feste der Kirche, welches bereits im 5. Jahrhundert am 25. März gefeiert wurde, und lange Zeit pflegte man

auch in Deutschland, namentlich im Lande Trier, nach italienischer Sitte das Jahr mit diesem Tage zu beginnen, der nicht bloß für den Tag der Empfängnis Christi, sondern auch für den Todestag unseres Herrn galt. Die Verkündigung, nach welcher das Fest in Ulm den Namen Mariä Engelgruß führt, wurde ehemals in den meisten Kirchen Belgiens bildlich dargestellt, und war besonders für die Kinder in Löwen (Louvain) eine mit Ungeduld erwartete Festlichkeit. Sie durften dann alle die Eltern in die schöne Petruskirche begleiten, wo das Bild der heiligen Jungfrau im Chore aufgestellt, und hinter demselben ein Chorknabe versteckt war, der statt der Mutter Gottes sprach. Wenn nun der Engel Gabriel, den ein anderer als Engel verkleideter Chorknabe vorstellte, an einem Strick aus der im Gewölbe der Kirche befindlichen Öffnung herabgelassen wurde, um die heilige Jungfrau mit einer tiefen Verbeugung begrüßen und ihr seine Botschaft ausrichten zu können, so ließen die Mütter in dem Augenblick, wo ihre Kinder unverwandt in die Höhe auf den herabschwebenden Engel guckten, ihnen ganz verstoßen kleine Stuchen und andere Leckereien auf den Schoß fallen, damit sie glauben sollten, der Engel habe sie beschenkt.

Leider führte ein Unglücksfall, welcher den Engel traf, weil einmal der Strick riß, an dem er hing, gegen 1750 zur großen Betrübniß der Kinder das Verbot dieser Vorstellung herbei.

In dem protestantischen Sachsen ist Mariä Verkündigung das einzige Marienfest, welches sich kirchlich erhalten hat, und in den plattdeutsch redenden Gegenden von Norddeutschland gilt es sprichwörtlich für den Zeitpunkt, wo die Abendarbeiten bei Licht aufhören, um erst zu Michaeli wieder zu beginnen. In Tyrol dagegen heißt es im Munde des Volkes:

Mariä Verkündigung

Die Schwalben kommen wiederum,

und wird auch die Rückkehr derselben nicht mehr wie ehemals in allen germanischen Ländern festlich begangen, sind sie doch gleich den Störchen als Frühlingboten willkommenere Gäste. Auch gelten sie im Volk noch immer für heilig und für glückbringend. Ihre Anwesenheit macht ein Dorf reich, das Haus, in dem sie nisten, ist von Gott gesegnet, und wer ein Schwalbennest zerstört oder gar eine Schwalbe tötet, den trifft schweres Unglück, indem entweder sein Vieh durch Seuchen hinweggerafft, oder sein Haus durch Feuerbrand zerstört wird. Daher sind die Schwalben des größten Schutzes sicher, und in manchen Gegenden lassen die Leute nur deshalb Tag und Nacht die Fenster offen, um diesen Glücksvögeln nicht den Eingang zu verwehren. Im Oberinntal heißt es sogar, sie haben Gott dem Vater den Himmel bauen helfen.

Vorsicht.

Du bist ein niedlich Prisma,
Das alles widerscheint:
Von jeder Meinung ein Streifen,
Die einer zu Dir meint.
Von jeder Kunst auch ein bißchen,
Von jedem Wissen was —
Doch Vorsicht, ach, nur Vorsicht,
Das Prisma ist von Glas!

J. Hermann.

Schte und falsche Mutterliebe.

Von Otto von Lezner.

(Schluß.)

Nun aber kann die Laune der Mutter sich auch leicht ändern. Sie straft kleine, unbedeutende Unarten oder gar Ausbrüche kindlich unschuldigen Mutwillens mit harten, zornigen Worten oder mit Schlägen.

Da stehen auch jetzt im geistigen Gesichtskreise des Kindes zwei Gruppen von Vorstellungen gegenüber, die einander widersprechen: es hat in beiden Fällen ziemlich gleich gehandelt und jedesmal verschiedene Wirkungen an sich erlebt. Wenn sich nun solche Widersprüche öfters wiederholen, wird das Kind im Innern zerklüftet; sein Gefühl für Gerechtigkeit — es ist schon sehr früh vorhanden — wird abgestumpft und die Folge ist zumeist, daß die Zerkahrenheit der Mutter auf das Kind übergeht und es ebenso launenhaft wird wie diese.

Die Mehrzahl der Kinder ist gläubig, hingebend, vertrauensvoll, darum auch lenksam. Aber sie ist auch ohne bösen Willen ichsüchtig. Mit scharfem Blick erkennt sie die Schwächen der Mutter und weiß sie zu benützen. Dadurch aber wird wieder das Gute in der Kinderseele geschädigt; schlaue Berechnung mischt sich in das Benehmen und bereitet das Erbreich, in dem die Saat der Lüge gekeimt kann. Und falsche Mutterliebe streut sie reichlich aus.

Ein Kind hat etwas gethan, was Strafe nötig machte. Die Mutter „kann es nicht übers Herz bringen“, die Strafe sofort zu vollziehen, denn „es thut ihr zu weh“. Auch diese Empfindsamkeit ist Ichsucht, Selbstverzärtelung. Sie droht, es dem Vater zu sagen. Aber sie droht eben nur. Kinder glauben ursprünglich jedem Worte. Wenn aber dem Worte nicht die That folgt, so schwindet der Glaube; die Macht der Mutter wird täglich schwächer. „Ach, Mama, Du thust es ja doch nicht,“ — sagt wohl der Knabe und macht ein so drolliges Gesicht, daß die Mutter vielleicht sogar lacht. Hat das unartige Benehmen irgend welche Folgen gehabt, die dem Vater auffallen könnten, so werden sie von solchen Müttern sorgfältig verheimlicht, Kinder und Diensthofen angewiesen, ja nichts zu verraten. Der Weg zur Heuchelei, zur Vertuschung der Wahrheit ist gezeigt. Es kann sogar vorkommen, daß die Mutter, falls dem Vater ein Verdacht aufgestiegen ist, in Gegenwart der Übelthäter eine Unwahrheit ausspricht. Es ist ja auch nur ganz „harmlos“, eine „Kleinigkeit“, und der Gatte ärgert sich dann so sehr und sie will ihn „schonen“. All das sind künstlich erfundene Selbsttäuschungen. Es giebt erstlich keine harmlosen Kleinigkeiten in der Erziehung; jeder Keim ist klein, und jeder Keim wächst. Hier aber ist der Keim der einer Lüge. Die Kinder haben es gehört, daß die Mutter, um eine Strafe fernzuhalten, die Wahrheit verleugnete. Damit verlor — oft für immer — die Wahrhaftigkeit ihren Heiligenschein für sie, und die Lüge erwiebs sich ihnen als ein ungemein leichtes Mittel, Unangenehmem auszuweichen. Es dauert nicht lange, und sie werden es der Mutter gegenüber anwenden. Und diese wird die Hände über den Kopf zusammenschlagen und ausrufen: „Wo hat das Kind das Lügen gelernt! Da sind gewiß die Diensthofen schuld!“ Nein, die eigene Mutter ganz allein hat als Beispiel gedient. Und warum? Weil sie der falschen Mutterliebe folgte, die es nicht ertragen kann, daß der Vater

strenge Strafen verhängt; der es zu wehe thut, wenn das schuldige Kind weint.

Die falsche Liebe ist oft ganz entzückt von den gefährlichsten Unarten der Kinder, wenn diese nur in drolliger, kindlich anmutiger Art auftreten. In fast allen Kindern lebt Nachahmungstrieb, in nicht wenigen zugleich Spottsucht. Es macht ihnen ein Vergnügen, die Erwachsenen zu beobachten und das Gesehene wiederzugeben. Gewiß ist das oft sehr harmlos, aber ebenso oft tritt dabei jene Lust zum Spotten hervor, die leicht einen böshaften Zug annimmt. Auch hier fehlt die falsche Liebe, die das Vergnügen nicht stören will; sie fehlt doppelt, wenn sie die Kinder belacht, falls sie achtungswerte Menschen durch Nachahmung verspottet; sie sündigt dreifach, wenn sie die kleinen Schauspieler vor Fremden ihre Künste machen läßt.

Die falsche Liebe leidet auch, wenn die Kinder sich einer ernstern Anstrengung unterziehen sollen. Die meisten Kleinen sehnen sich nach der Schule, aber die Begeisterung ist oft sehr rasch verfliegen. Mit Mißmut gehen sie an die Arbeit, die deshalb auch langsam und schlecht vorwärts geht. Die Mutter leidet nun mit; statt mit liebevoller Festigkeit von der Erfüllung der Pflichten jeden Genuß, was es auch sei, abhängig zu machen und streng auf Sammlung und Aufmerksamkeit zu halten, will sie das geringe Maß der von der Schule verlangten Hausarbeit noch mindern und hilft, denn „sie kann es nicht sehen, wie sich die armen Kinder quälen“. So kommt es, daß diese es nicht lernen, sich zusammenzufassen und selbständig zu werden, sondern stets nach fremder Beihilfe verlangen, bis sie ohne diese nichts mehr fertig bringen. Auch hier wird das Gefühl für Wahrhaftigkeit tief geschädigt, denn das Kind weiß ja, daß ein anderer den größeren Teil der Arbeit gemacht hat und weist sie doch als eigene dem Lehrer oder der Lehrerin vor. Von solchen Halblügen ist heute das ganze Leben erfüllt, das entschuldigend aber solche Mütter nicht.

Irgend welche Spielgefährten, später Schulgenossen, haben von ihren Eltern ein teures Spielzeug geschenkt bekommen, oder es ist ihnen vielleicht ein recht unnützes Vergnügen gewährt worden. Da kommen die Kinder zur Mutter mit dem Verlangen nach gleichen Freuden. Auch hier entfaltet sich oft die falsche Mutterliebe. Wohl spielt der Wunsch mit, die Bitte zu erfüllen, aber daneben regen sich bei solchen Frauen ganz andere Gefühle: Ärger, daß ihre Kinder denen eines zweiten Hauses nachstehen sollen, verletzte Eitelkeit etc. So ist sie fähig, selbst wenn die Verhältnisse es nicht gestatten, überflüssige Ausgaben zu machen. Andere Kinder werden mit fünf Jahren in den Circus geführt, warum sollen die übrigen es entbehren? Andere haben mit sechs, sieben Jahren schon mehrmals Kindervorstellungen in Schauspielhäusern besucht, warum sollten es die übrigen nicht? Und so legt sie in die Seelen den Keim der Genußsucht, der Lust an Zerstreuungen, die den Sinn von dem Ernst der Pflichten ablenken, so zerstört sie oft die Kindlichkeit.

Falsche Liebe pußt die Sprossen, besonders wenn sie hübsch sind, modisch auf und genießt sich selbst in dem Aufsehen, das sie erregen. Sie lächelt erfreut über alle Zeichen kindlichen Selbstgefühls und ahnt dabei nicht, daß sie dabei den Samen der Eitelkeit, der Überhebung ausstreut; sie ahnt nicht, daß diese nach den Gesetzen des Gefühllebens unabweisbar zur Lieblosigkeit führen und damit das innere Ohr taub wird für alle religiösen Wahrheiten, die dem Kinde von außen zukommen. Jede echte Mutter sollte eine Gottes-

mutter sein, indem sie das Göttliche im Kinde weckt und nährt. Das aber kann nur geschehen, wenn sie alles vermeidet, was die Zucht des Kindes zur Herrschaft in dessen Innern bringen muß. Diese wuchert dann immer weiter, sie vergiftet allmählich jedes Gefühl und wird bei dem reifen Menschen gar oft ein Urwaid, in dessen Inneres kein Sonnenstrahl der Wahrheit und der echten opferfähigen Liebe zu bringen vermag.

Nun giebt es auch Kinder, die aus ihrer innersten Anlage heraus die Einflüsse falscher Mutterliebe abzuwehren suchen. Sie bringen danach, sich im Gegensatz zu ihnen auszugestalten. Aber Wille und Verstand sind noch nicht reif und stark genug, und so entwickeln sich zwitterhafte, schwankende Geister, die bald hart, bald weich, bald klar, bald wirr sind und besten Falls durch das Leben und durch Einflüsse anderer Menschen nach langen bitteren Kämpfen zur inneren Einheit gelangen.

Sehr oft sündigt falsche Mutterliebe durch die Bewunderung, die sie körperlichen oder geistigen Vorzügen der Kinder zollt. Diese Bewunderung stammt aus der Eitelkeit auf das eigene Fleisch und Blut. Sie kann selbst echte Begabungen so tief schädigen, daß diese niemals zu gesundem Wachstum gelangen. Schon den ersten schülerhaften Versuchen widmet solche Liebe statt ruhigem Tadel und ruhiger Ermunterung überschwengliches Lob. Sie schwelgt in der Vorstellung, der Welt einen Genius geschenkt zu haben und entkühlt damit ihren Kern: die Zucht. Die fortgesetzte Vergötterung entwickelt Eitelkeit und absprechenden Hochmut. Entsprechen dann die Erfolge den Hoffnungen nicht, so ist ein unheilvoller Zwiespalt in die Vorstellungswelt eingezogen; tiefste Entnützung wechselt mit überspanntem Selbstgefühl; Bitterkeit gegen die stumpe Welt steht neben dem glühenden Begehren nach allgemeiner Bewunderung. Schon mancher begabte Mensch ist so Schritt für Schritt seinem Untergang in der Nacht des Wahnsinns entgegengegangen. Und die Mutter war sein Schicksal.

Solche Mütter sind es auch, die, von falscher Liebe verblendet, die Vorzüge aller anderen Menschen herabsetzen. Durch scharfe, lieblose Urteile über Fremde, vielleicht durch Spott und Hohn über sie, töten sie in den Kindern das Rechtsgefühl und den Takt des Herzens. Sind sie von erregbarer Gemütsart, so lassen sie sich in Gegenwart der Kinder zu maßlosen Ausbrüchen ihres Grolls hinreißen, kennen keine Schonung fremder Schwächen und vergessen ganz, daß auch sie der Nachsicht bedürfen. Liegt dann in den Kindern die geringste Anlage zur Spottsucht und zur Schadenfreude, so werden sie es nur zu bald lernen, dem bösen Beispiel zu folgen. Nun sind die Regungen unseres Herzens miteinander auf das innigste verknüpft und gehen unmerklich in einander über. Ist erst ein schlechtes Gefühl entwickelt, so wird es die Nährmutter anderer. Wo Spott herrscht, kommt bald Härte zum Vorschein, Schadenfreude zieht Streit nach sich und dieser gebiert den Haß.

Von dem Getriebe der Seelenkräfte erfahren aber unsere Mädchen, wenn nicht echte Mutterliebe sie erzogen hat, nicht das geringste. Wenn ihnen aber vielleicht in irgend einer modischen, höheren Mädchenschule etwas unter dem hochtrabenden Ausdruck „Psychologie“ vorgetragen wird, so ist es fast immer Bildungsschwindel, der den Kopf mit halbverstandenen Begriffen vollpropft, die im Leben der Ehe nichts nützen, selbst wenn das Gedächtnis sie behielte.

Wohl giebt es Mädchen und Jünglinge, die auch den

Einfluß falscher Mutterliebe mit den Jahren überwinden. Entweder liegt in ihnen der Drang nach innen und wird durch gute Beispiele verstärkt, oder das Leben nimmt sie in seine harte Schule. Aber welche Kämpfe und Schmerzen sind vorher durchzumachen, wieviel bittere Leidensjahre! Wohl bleibt keiner vor Leid bewahrt, aber echte Mutterliebe kann die Kraft für den Kampf stählen und vielem Leid den giftigen Stachel nehmen, sie kann schon in junge Herzen den Keim der Erkenntnis säen, daß des Menschen einziges, weil echtes Glück in seinem Innern wohne. Eine solche Liebe weckt — Ausnahmen giebt's auch hier — Liebesfähigkeit und hilft die natürliche Zehsucht erschüttern, so daß die Herzen zugänglich werden für fremdes Leid. Da sie selber nicht nur spricht, sondern handelt, baut sie jener Empfindlichkeit vor, die sich in Scheingefühlen erschöpft und nie zu Thaten kommt. Da sie im tiefsten Kern treu ist, lehrt sie Treue, weil wahr, Wahrheitsliebe, weil der Pflicht gehorchend, Pflichtgefühl. Da aber auch sie in einem Menschenherzen lebt, so kommen auch für die beste Mutter Stunden, wo das Gleichmaß des Gefühls verloren zu gehen droht. Dann übt sie die schwerste ihrer Pflichten: Selbstbeherrschung aus Liebe zu den Kindern. Indem sie das junge Geschlecht erzieht, erzieht sie sich selbst, um den Ernst des Wortes durch den des mächtigeren Beispiels unterstützen zu können. Eine Mutter solcher Art übt Religion und trägt Gott im Herzen, und je tiefer sie ihre Kinder liebt, um so lebendiger waltet in ihr der hoffende, vertrauende Glaube. Und darum pflanzt sie ihn auch in die Seelen der Kinder. Und durch das Herz einer solchen Mutter schauen die Kinder in das Antlitz Gottes.

Aber wie groß ihre Liebe und ihre Herzensweisheit sein mögen, wie groß ihre Opferfähigkeit, sie ist nicht imstande, den Kindern, die einmal selbständige Menschen werden, alles Leid, jeden Irrtum, jeden Abfall vom Guten zu ersparen. Denn jeder von uns muß sein eigenes Leben leben, seiner Freuden sich freuen, sein Leid erliden und seine Irrtümer büßen. Mag auch für Jahre das Bild solch einer Mutter verblassen, mögen ihre Worte verhallen im Lärm des Kampfes, im Genuß — einmal kommt die Stunde, wo im Dunkel des Herzens, in der Obe der inneren Verlassenheit wieder auftaucht das Bild der Toten, und ihr Wort, mild und ernst zugleich, an das Ohr des Geistes tönt. Wer eine echte Mutter gehabt hat, kann niemals ganz unglücklich werden. Und selbst wenn er nur fühlt, daß er ihrer unwürdig geworden sei, ist ihm die Heimkehr ins Land des Guten wieder offen. Mehr als ein Mann — und ich weiß es aus eigener Erfahrung — hat mir gestanden, daß ihn gar oft der Gedanke an den reinen Blick der Mutter vor Ausschweifungen aller Art bewahrt habe; daß er nicht fähig gewesen wäre, mit dem Bewußtsein einer unedlen, einer gemeinen Handlung vor sie hinzutreten. Und so weiß ich von Frauen und alten Jungfern, daß sie all ihr Gutes immer wieder dem Beispiel der Mutter zuschreiben.

Wir leben in einer Zeit, die, trotz aller Anzeichen besseren Sinnes, noch dem Scheinwesen nachjagt. Auch auf dem Gebiete der Mädchenerziehung ist es der Fall. Ginge es nach dem Sinne einiger Weiberrechtlerinnen, so würden überall Mädchengymnasien, nach dem Vorbilde der Mittelschulen für die Knaben, errichtet. Diese fanatischen Weiber verkennen die Zeichen der Zeit. In Deutschland, wo viele Tausende von Männern mit gelehrter Bildung eben des Lebens Notdurft oder kaum diese erringen, brauchen wir

keine gelehrten Frauen und Mädchen. Aber echte Mütter thun uns not. Mütter, die schlichte, pflichttreue Söhne und Töchter aufziehen, die abhold sind aller Verweichlichung, die den Schein verachten oder doch nie überschätzen, die deutsch fühlen und denken und nicht allem Fremden Weibbrauch streuen; die in Wort und That den Leitbildern nachstreben, die unserem besten Volkswesen entsprechen. Nur ein solches Geschlecht wird sich in den Kämpfen der Zukunft bewähren.

Und so liegt die bessere Zeit, die wir in tiefstem Herzen ersehnen, im Herzen der echten Mutter, in der echten Mutterliebe. Und hier mögen die wahrhaft deutschen Frauen beweisen, daß sie imstande sind, ihre Aufgaben zu erfüllen, von deren Lösung die Zukunft und das Heil unseres Volkes abhängt.

Verglommenes Glück.

Es war ein kurzer, roter Schimmer,
Der durch die dunkle Wolke brach.
Noch wirkt ein matter, schwacher Flimmer
Im lichtentwöhnten Auge nach. —

Doch war er müde halb verglommen,
Die letzte Röte ausgebrannt. — — —
Da ist es über mich gekommen,
Als hätte ich ein Glück gefannt.

Das Auge will sich heimlich feuchten
In dem der letzte Glanz sich brach,
Als wirkte noch ein heimlich Berchten
Im glückentwöhnten Herzen nach.

August Araufe.

Gedanken von W. v.ISING.

(Aus dem Nachlaß.)

Nicht nur das Erröten, auch das Erblichen gehört der Unschuld an. Sie errödet vor dem, was sie begreift, sie erblichtet vor dem, was ihr unfassbar ist.

*

Der Himmel giebt keinen Segen, den die Thorheit der Menschen nicht in Fluch verwandeln könnte.

*

Der Schwärmer umfaßt die Welt wie eine Geliebte, bricht aber nach einer Täuschung zusammen; der ruhige Geist betrachtet sie wie der Künstler seinen Stoff, und fragt sich: „Was ist daraus zu machen?“

*

Woher das Gelüste nach dem Bösen? „Prädestination,“ spricht die Weisheit der Gegenwart. Aber man hat gesehen, daß alte Verbrecher noch sich wahrhaft zum Guten wendeten. Hier tritt wenigstens die Erfahrung für das Prinzip des freien Willens ein.

*

Wenn das Ziel Du hast gefunden,
Wenn den Willen Du gewannst,
Findet sich zu guten Stunden
Auch das Segenswort: „Du kannst.“

*

Es konnte mancher wohl die Sünde nicht entbehren,
Und zog zur Buße aus, die andern zu bekehren.

*

Wo das Wort nur verwundet, kann die Miene töten.

*

Was wir ergründen, macht uns stolz; was wir nicht
ergründen können, ist, was uns bändigt. So wird denn
immer ein Geheimnis die Welt umschweben müssen.

*

Eine Beleidigung verzeihen ist immer schön, sie ver-
gessen, wäre thöricht.

*

In holber Unsicherheit, von einem Atemzuge schon be-
wegt, wandelt das Weib dahin, bis es sein Ziel, die Mutter,
erreicht hat. Dann blickt es sicher hinaus und trotzt allen
Stürmen.

*

Das schöne Wort, welches ich der Vergessenheit entreiße,
gebe ich der Welt. —

Als ein dänischer Dichter gefragt wurde, wie er in
seinem unschönen Vaterlande leben könne, antwortete er
fragend: „Liebt man denn seine Mutter weniger, weil sie
häßlich ist?“

*

Ein Rat.

Wer nicht um das, was alt und wahr, dereinst will klagen,
Der darf das Neue suchen zwar, doch nicht erjagen.

*

Nichts ist sicherer als der Schluß: Was aufgeblasen,
ist hohl.

*

„Wo ist das schönste Kind?“ In jedem Mutterarm.

*

Mancher Dichter ist durch die Tiefe des Lebens gezogen;
schone ihn, wenn er Dir eine Rose mit heraufbringt.

*

Der Pessimist würde sich nicht so breit machen, bahn-
te ihm der Optimist nicht den Weg; er würde weniger spotten,
sorgte der Optimist nicht für den Spott.

*

Strafen.

Ein roh' Gemüt wird Neue nur vor scharfem Tadel zeigen.
Ein edles Herz, wenn es geirrt, fühlt sich gestraft durch
Schweigen.

*

Soll das Alter Dir zum Freunde werden, mußt Du
selber es in Deiner Jugend schaffen. Gedenkst Du seiner
nicht, so kommt es als ein harter Richter und bringt den
Mißmut als Hentel mit.

Tempora mutantur . . .

Einst wollte ich den Götterhimmel stürmen,
Was nur die Größten, Stärksten sich erringen,
Ich wollt es mit Titanentrog erzwingen,
Den Pelion lachend auf den Ossa türmen.

Vor Falsch und Fehle wollt ich stolz mich schirmen
Dem Tag entgegenzieh'n auf Ablerchwingen,
Groß wollt ich sein, Gewaltiges vollbringen,
Stark wollt ich sein und fest in allen Stürmen.

Von alledem ist wenig mir geblieben:
Ich habe bald gelernt, mich zu bescheiden.
Ein wenig hassen und ein wenig lieben,

Ein wenig lachen und ein wenig leiden,
Dies Wenige ein wenig übertrieben —
Das ist der Rest. — Es ändern sich die Zeiten.

Otto Falkenberg.

Vermischtes.

Die Lieblingstiere königlicher Familien. Königin
Wilhelmine von Holland teilt ihre Liebe zwischen ihren
Tauben, welche so zahm sind, daß sie ihr Futter aus keiner
anderen Hand nehmen als aus der ihrigen, und einem
zottigen Schelland-Pony, den sie täglich reitet oder an-
spannen läßt, und den sie in einen lebhaften Galopp zu
bringen versteht.

König Leopold von Belgien hat kein Lieblingstier,
wohl aber seine Gemahlin, und diese wendet ihre Liebe
Pferden zu, besonders ihrem Lieblingspferde „Charme“,
einem schönen Tiere von ungewöhnlicher Intelligenz, dem
sie fünfzig hübsche Kunststücke gelehrt hat, die es auf ihr
Geheiß ausführt. Ihre Schwägerin, die Gräfin von
Flandern, die augenscheinlich später Königin von Belgien
wird, hat eine Vorliebe für Hunde und besitzt deren mehrere
verschiedener Größe und Rasse.

König Georg von Griechenland ist stets von einem
kleinen Stöter unbestimmbarer Rasse begleitet, den er sehr
liebt und in dessen Besitz er auf seltsame Weise gelangte.

Vor einigen Jahren stand er bei einem Manöver mit
seinem Stabe auf einem Hügel, um die Bewegungen der
Truppen zu beobachten, als plötzlich der kleine Hund, niemand
weiß woher, kam und sich dicht neben den König setzte. Alle
Versuche ihn wegzujagen waren vergebens, er blieb da bis
zum Ende der Revue. Als der König zu seinem Wagen
zurückging, lief der Hund stolz vor ihm her und sprang in
den Wagen, ehe ihn jemand hindern konnte.

Vor dem Palaste angekommen, lief er zuerst hinein und
wich nicht von der Seite des Königs. Da Seine Majestät
etwas abergläubisch ist, erklärte er, daß die Zubringlichkeit
des Hundes ein gutes Omen sei und daß er in ihm einen
guten Freund besitze. Seit diesem Tage schläft der Hund
in des Königs Schlafzimmer und weicht fast nie von ihm.
Er ist ein sehr hochmütiger, kleiner Bursch geworden, der
von niemand Notiz nimmt als von seinem Herrn, den er
zu vergöttern scheint.

Bei weitem zierlicher und aristokratischer im Aussehen
als der Stöter des Königs von Griechenland ist der Spitz
des Fürsten von Bulgarien. Er heißt „Spitz“ und ist ein

Geschenk der Königin von England, welches sie dem Fürsten bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Balmoral machte. Das Tier ist ein Nachkömmling eines Lieblingshundes der Königin, „Marko“, dessen Bild, wie er auf dem Frühstückstische Ihrer Majestät steht, in der Akademie ausgestellt war.

Der Hund von Prinz Ferdinand scheint die Dreistigkeit seines vornehmen Vaters geerbt zu haben und wird von dem sämtlichen Haushaltspersonal des Prinzen aufrichtig gehaßt. Der Prinz verwöhnt das Tier unbeschreiblich und läßt über alle seine Ungezogenheiten und mutwilligen Streiche, ohne daran zu denken, daß das Tier sich allen Anwesenden höchst lästig macht.

Die Lieblingshunde der Königin Victoria, die sie immer begleiten, sind „Spot“, ein Fuchsterrier, „Moy“, ein schwarz und brauner Colley, und der braune Spitz „Marko“. Der Prinz von Wales hat als Liebling einen kleinen Terrier, Namens Nemus, der seinem verstorbenen Sohne, dem Herzog von Clarence, gehörte und den der Prinz selten von seiner Seite läßt.

Der besondere Liebling der Prinzessin ist ein weißer Stakabu mit lackfarbenerm Schopfe, der sein altkluges Gesicht seltsam überragt. Die Prinzessin hat ihn schon lange und er steht in ihrem Ankleidezimmer; die Kraft seiner Lungen ist unbeschreiblich und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sein Geschrei mit an der Taubheit der Prinzessin Schuld trägt. Er ist aber ein sehr zärtlicher Vogel und reißt gern seinen Kopf an ihrer Wange, während er ihre schlanken Finger mit seinen starken, schwarzen Klauen umfaßt. Es würde zu lange dauern, wollten wir alle die Lieblinge der Fürsten anführen. Seltsam genug ist unter denselben nur einer, der ein Freund der Katzen ist. Es ist der Schah von Persien, der sie so liebt, daß er gegen fünfzig besitzt, die sich in seinen Gemächern aufhalten und zu deren Pflege eine große Dienerschaft gehalten wird. Sie haben ein eigenes Zimmer, wo sie sich zu gewissen Stunden versammeln, um ihre Mahlzeiten einzunehmen. Wenn der Schah seine Sommerreisen macht, werden sie sämtlich mitgenommen, besonders dazu angestellte Leute transportieren sie in ausgepölkerten Käfigen. Unter ihnen hatte der Schah einen Liebling, einen sehr schönen und großen bläulich-grauen Kater, Namens Babr Chan (Fürst Tiger).

Wenn der Schah speiste, war Babr Chan immer bei ihm und bisweilen fütterte er die Katze mit eigenen, höchsten Händen. Einst, während er im Feldlager war, verschwand Babr Chan und war nirgends zu finden. Ein Diener, der über die Katze geschertzt hatte und ausgesprochen, daß es besser wäre, sie verschwände, wurde verhaftet, auf den Verdacht hin, daß er an des Tieres Verlust schuld sei. Er wurde nach Teheran gebracht und dort in den Kerker geworfen. Man hat nie wieder von ihm gehört, ebenso wenig von Babr Chan.

(Aus „Share Moments“.)

Zum Kapitel „Lange Predigten“ erlaube ich mir einen kleinen Beitrag aus der Chronik des durch den „gelehrten Herrn von Gersdorff“ seiner Zeit eine gewisse Verühmtheit genießenden Ortes Mefferzdorf in der Oberlausitz zu liefern.

„Magister Wiegand (1725—1751) hat die Gabe besessen, 2 bis 2½ Stunden, ohne zu ermüden, zu predigen. Das hat nicht nur die Zuhörer in ihrem ganzen Verhältnisse, sondern auch den Nachmittagsgottesdienst gestört und ist der Landesverfassung ganz entgegen gewesen. Wogegen ihm sein Herr Kollator mehrjährige freundschaftliche Vorstellungen

fruchtlos gemacht, so daß endlich letzterer durch seinen Gerichtshalter Herrn Fritzsche ihm gesetzliche Auflage deswegen erteilen und zu einem zweckmäßigeren Predigtformate anhalten mußte. Dies ist unterm 11. November 1745 das erste Mal geschehen. Herr M. Wiegand hat das auch nicht übel aufgenommen, sondern sich selbst zu 1 Fl. Strafe in die Armenbüchse, wenn er noch einmal so lange predigen sollte, erklärt. Allein das Versprechen hat nicht lange gedauert, und der Herr Kollator sah sich genötigt, dem Herrn Gerichtshalter noch einmal Auftrag zu erteilen, sich zu dem Herrn M. Wiegand zu begeben, ihm das unterm 11. November 1745 gerichtlich aufgenommene Protokoll wegen seines unstatthaftern langen Predigens und seiner darauf gethanen Erklärung wörtlich vorzulesen und ihm dabei ernstlich zu bedeuten: daß, wenn er sich in Zukunft nicht der landesmäßigen Kürze in seinen Predigten bediene, er alle fernere Konfideration beiseite setzen und ihm nach Ablauf einer Stunde durch einen auf die Kanzel schickenden Gerichtsgeschworenen des Schlußes vor der ganzen Gemeinde jedesmal erinnern lassen würde. Dies ist unterm 14. Juli 1747 geschehen.“ P. D.

„Das Litterarische Berlin“, das vor einiger Zeit angekündigte illustrierte Handbuch der Berliner Presse von Gustav Dahms, ist soeben im Verlage von Richard Taendler, Berlin W., Friedrich Wilhelm-Strasse 12, erschienen. Es behandelt die Geschichte, Entwicklung und Ausdehnung der Berliner Presse; die Tageszeitungen, die Tagespresse der Vororte, auswärtige hier vertretene Zeitungen; die Vorbereitung des Lesestoffs durch die Telegraphenbureau, die politischen und parlamentarischen Korrespondenzen, Lokal-korrespondenzen, Feuilletonkorrespondenzen, Unterhaltungsbeilagen, „kopfloze“ Zeitungen, Nachrichten und Auskunftsbureau, litterarische Bureau, technische Anstalten, Anzeigen- und Reklambureau; ferner die politischen und belletristischen Wochen- und Monatschriften: Wochblätter, politische und volkswirtschaftliche Blätter, litterarische Zeitschriften, Unterhaltungsblätter, Frauenzeitungen und Modejournale; weiter die Fachpresse: wissenschaftliche Zeitschriften, Blätter für Technik und Eisenbahnwesen, Industrie und Gewerbe, Land- und Forstwirtschaft, Heer und Flotte, Sport, Spiele und Sammelwesen, religiöse Zeitschriften und Fachblätter verschiedener Art; endlich die sämtlichen litterarischen Vereine Berlins. Bei jedem Blatt sind Geschichte, Tendenz, Inhalt und Erscheinungsart, Adressen und Namen des Verlags und der einzelnen Redakteure, sowie praktische Bemerkungen über Bezugs- und Anzeigenpreis, Beilagegebühr, Sprechstunde der Redakteure u. s. w. genau angegeben. Diese Angaben sind durchweg nur berichtend, nicht kritisierend gehalten. Bei den meisten Blättern sind die Bildnisse der Hauptredakteure oder hervorragender Mitarbeiter beigelegt. Besondere, von Fachmännern, Dr. Möller, Landau, Eichberg u. s. w. geschriebene Aufsätze behandeln die Berliner Kritik, das Musikleben, das Parlament, die Börsenpresse und — den Presseball. Auch diese Artikel weisen reichen Bilderschmuck auf: Gruppenbilder namhafter Schriftsteller, bekannter Zeitungsverleger, der Journalisten im Parlament, der Kritiker im Theaterfoyer, sowie bei Eröffnung einer Kunstausstellung, im Musiksaal und in der Börse. Ein großes Lichtdruckbild mit nahezu hundert Porträts aus der Berliner Gesellschaft ist dem Presseballbericht, den selbstverständlich L. B. geschrieben hat, beigegeben. Die Illustrationen sind größtenteils von Edmund Brüning ausgeführt. (In Leinwand gebunden 3 Mark.)

Die Leichenbestattung bei Kongo-Negern. Sobald unter den Kongo-Negern ein reicher oder angesehenen Mann gestorben ist, wird er vollständig gewaschen, was ihm bei Lebzeiten vielleicht nie passiert ist, das Gesicht mit phantastischen Malereien bedeckt, die Beine so dicht wie möglich an den Leib gepreßt, daß die Kniee möglichst hoch zu liegen kommen und in dieser Lage durch Binden aus Baumrinde oder einheimischem Zeug befestigt. Dann wird die Leiche in die reichsten der im Nachlasse sich befindenden Stoffe gewickelt, so daß sie wie eine große, bunte Muffe aussieht, so hoch wie breit, aus welcher oben ein huntbemalter Kopf mit weit geöffneten, erloschenen Augen herauschaut. So wird die Leiche acht Tage lang vor der Hütte des Toten ausgestellt und die Bewohner des Dorfes und der benachbarten Ortschaften führen unter Gesang, Trommelwirbel und Flintenschüssen Totentänze um sie auf, die bei Sonnenaufgang beginnen und sich mitunter bis tief in die Nacht hinein fortsetzen. Dazu wird gehörig Bier getrunken, bis die Tänzer völlig erschöpft oder betrunken sind. Das geht solange fort, bis die Verwesung so weit vorgeschritten ist, daß sie die Umgebung arg belästigt. Nun wird am Eingange der Hütte ein Loch gegraben und die Leiche hineingesetzt und zwar mit allen Stoffen, in die sie gewickelt ist und die dazu dienen sollen, ihr im Jenseits den bisherigen Wohlstand zu verschaffen. Derselbe Wunsch ist aber auch Ursache von Menschenopfern; es wird auf dem Grabe eine je nach dem Reichtum und der Macht des Toten größere oder geringere Anzahl von Frauen und Sklaven geschlachtet, welche ihm das Leben auch fernerhin angenehm und bequem machen sollen. Die Leichen der Frauen werden quer über den Boden der Grube gelegt und der Tote darauf gesetzt, während die der Sklaven hinterdrein herabgeworfen werden, nachdem man ihnen zuvor die Köpfe abgehauen hat, die als Schmuck auf dem Giebel der einst vom Toten bewohnten Hütte befestigt werden. H. Th.

Langatmige Titulaturen. Zu den langatmigsten Titulaturen, wie sie im 18. Jahrhundert mit der Erweiterung der bürokratischen Thätigkeit entstanden waren, dürften wohl die nachstehenden gehören, welche einer Bekanntmachung in dem „Dresdener Anzeiger“ vom Jahre 1810 entnommen sind. Nach derselben wurde der Kalkulator Müller zum Ober-Trank-Steuer- und Donativ-, auch Kautions-Zinsgelder-Haupt-Kassierer befördert, und der bisherige Ober-Steuer-Kalkulator und Brandschäden-Versicherungs-Aufstaltsbuchhalter Saxe zum Ober-Quatember- und Mahlgroschen-Steuer-Haupt-Kassierer ernannt. Wie mögen sich die Frau Ober-Quatember- und Mahlgroschen-Steuer-Haupt-Kassiererin und die Frau Ober-Trank-Steuer- und Donativ-, auch Kautions-Zinsgelder-Haupt-Kassiererinnen über diese schönen, ausgiebigen Titulaturen gefreut haben! Th.

Die Kosten der Centralbahnhöfe. Die Centralbahnhöfe, welche in den letzten Jahrzehnten an den Hauptverkehrsplätzen

geschaffen worden sind, haben folgende Aufwendungen gefordert: Frankfurt a. M. 24 850 000 M., Köln 24 500 000 M., Hannover 19 700 000 M., Düsseldorf 16 300 000 M., Halle a. S. 10 000 000 M., Bremen 9 500 000 M. und Erfurt 6 200 000 M. Die Erlöse aus den Verkäufen der entbehrlich gewordenen Grundstücke sind dabei allerdings nicht gekürzt. Der neue Centralbahnhof für Hamburg übertrifft nach dem Plane alle vorstehenden beträchtlich; die Kosten desselben werden auf 34 000 000 M. veranschlagt. Th.

Briefkasten.

Herrn C. B. Prag. Angenommen. Vielleicht gelingt Ihnen wieder einmal solch harmlos drolliges Gedicht; es soll willkommen sein. — Fr. M. S. 50. Dem Kindermärchen fehlt es etwas an ursprünglicher Naivität und das andere ist im Vortrag ein wenig verbläßt und im Grundgedanken ohne tiefere Eingangsart. Stil gewandt. Ein allgemeines Urteil über Ihre Begabung soll damit nicht ausgesprochen sein. — Herrn Optm. v. J. in C. Ich bestätige den Empfang Ihres Briefes. — Herrn E. W. in Dlb. „Melancholie“ zeigt in der Form und im Inhalt etwas mehr Eigenart. Aber tabellos ist es auch nicht. — Herrn E. S. in M. Ein Teil der Sprüche kommt. — Herrn B. Frd. in B. Leider keins der drei Gedichte ganz einwandfrei. Besten Gruß auch den Ihrigen. — Herrn Lehrer H. Gr. in N. Zwei Sprüche kommen. — Herrn L. K. in Cl. Wieder vortrefflich gemeint, aber noch immer fehlt Eigenart. — Neugierige. Ja, M. B. hat einen Kern eigenartigen Fühlens in sich. Er kann mir mehr senden. — Fr. M. H. in Aachen. Herzenswärme vorhanden, aber in Form und Auffassung herrscht zu sehr das Herkömmliche. — Herrn Dr. Fr. B. in M. Ja, ich habe das Buch gelesen und kann es Ihnen, wenn ich auch nicht überall beipflichte, als eine ehrliche Arbeit bestens empfehlen. — Fr. M. Cl. in H. Ihre Ausstellungen sind kleinlich. — Herrn D. Fr. in St. Der Verf. lebt in Graz als Hochschullehrer. — Herrn Th. S. in Fr. Ich hatte schon von zwei Seiten erfahren, daß man mich in einer Zeitung tot gemeldet habe. Daß Sie sich über den Widerruf freuen, verpflichtet mich zum Danke. Besten Gruß!

(Schluß des Briefkastens 30. März. Alles nicht Erwähnte ist untauglich gewesen oder inzwischen erledigt.)

Inhalt der No. 28.

Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Berkow. Forts. — Die Herren von Dammin. Roman von F. Klind-Lütetsburg. Forts. — Beiblatt: Frühling. Von Anna Behnisch. — Frühlingsebräuche. Von Alfred Hofmann. Schluß. — Vorsicht. Von H. Hermann. — Echte und falsche Mutterliebe. Von Otto von Leizner. Schluß. — Verglommene Glück. Von August Krause. — Gedanken von W. v. Ffing. — Tempora mutantur . . . Von Otto Falkenberg. — Vermischtes. — Briefkasten.

Zur Beachtung!

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — große Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehenes freigemachtes Umschlag einliegt. Irgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 29.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Es war am vierten Tage nach der Sitzung des Staatsrates, als ihm sein Kammerer meldete, daß seine Gemahlin, die Kaiserin, im Vorzimmer sei und um Gehör bäte.

Ferdinand machte ein bejahendes Zeichen; die Flügelthüren öffneten sich, die stolze Gestalt Maria Annas erschien in dem Gemache.

„Ihr verschmähtet schon mehrere Tage mich zu sehen, mein Gemahl,“ ließ ihre etwas tiefe Stimme sich vernehmen. „Ich war gezwungen, mich unter die Bittenden zu mischen, die im Borsaal Eurer Gnade harren, um vor Euer Angesicht zu gelangen.“

„Könnt Ihr zweifeln, daß Eure Gegenwart mir je anders, als teuer und hochwillkommen sei?“ sprach der Kaiser, die ihm gebotene Hand an seine Rippen führend. „Ich hielt mich von Euch, wie von allen zurück, weil mir das Herz von Sorgen schwer ist, aus denen ich keinen Ausweg finde.“

„Die Sorgen, mein Gemahl, bin ich bereit zu teilen, wie es die Pflicht der Gattin ist,“ antwortete die Kaiserin, „es sei denn, daß Ihr mich Eures Vertrauens nicht würdig hieltet.“

„Ihr wisset, daß ich niemand es lieber schenke, als Euch, die mir so oft schon Trost gesendet, doch auch Euer mildes Wort wird nicht imstande sein, den Zwiespalt der Seele mir diesmal zu lösen.“

„So spricht es aus, was Euch bekümmert,“ ermunterte die Kaiserin. „Dst kommt die Abhilfe schon, wenn das Herz erleichtert wird.“

„Vielleicht drang Euch die Kunde zu Ohren, daß Euer Bruder von mir die Auslieferung des Prinzen von Draganza begehrt, der mein General ist und einst mein Zeltgenosse war.“

„Ich hörte davon,“ sagte Maria Anna, nachlässig mit dem Fächer spielend, der an goldener Kette von ihrem Gürtel hing; „und dies ist geeignet, Euch den Sinn so zu verdüstern?“

„Kann es anders sein? Er ist mir wert, ich fühle mich ihm verpflichtet und soll jetzt seine treuen Dienste mit Verrat und Undank lohnen.“

„Ich bin weit entfernt, Euch einen Rat geben zu wollen, zu unbelehrt auch, um entscheiden zu können, welche Gründe der Staatsklugheit meinen Bruder bei seiner Forderung bestimmen. Ihr wollt nicht darauf eingehen, wie mir scheint, obgleich Ihr kürzlich Eurem Schwager schriebet, kein Opfer solle Euch zu groß sein, ihm die Euch geleisteten Dienste zu vergelten.“

„Kein Opfer, da habt Ihr recht, Maria, nur das meiner Ehre nicht.“

„Das Wort läßt sich verschieden deuten,“ entgegnete die Spanierin. „Auch das, was wir so benennen, muß der Erkenntnis weichen, daß ein hohes Amt die Unterordnung unseres ganzen Sein zum Wohle Tausender erheißt.“

„Ähnliches sagte Euer Heimatgenosse, der Gesandte Philipps, zu mir,“ bemerkte Ferdinand melancholisch lächelnd, „doch es gelang ihm nicht, mich zu überzeugen. Ich fühle nur das Unrecht, das ich gegen Dom Duarte zu begehen im Begriffe bin.“

„Im Hinblick auf die Verpflichtungen, die Ihr gegen ihn habt?“ fragte Maria kühl.

„Ja, eben deshalb.“

„Ihr stellt die Dienste so hoch, die Ihr von ihm empfanget; habt Ihr nicht gegen Euren Schwager größere Verpflichtungen? Wie zahllos sind die Dienste, die Philipp Euch geleistet! Als geringe Gegengabe müßte dieser gelten, mit welchem die seinen nie bezahlt werden.“

„Müssen Güte und Gabe, die wir von Blutsfreunden genießen, also erwidert werden, sind es brückende Fesseln, die uns blutig streifen, statt uns wohlzutun,“ sagte Ferdinand bitter.

„So verzichtet darauf für die Zukunft und Ihr seid der lästigen Entschädigungen frei. Auch mir ist es unlieb, beständig bei meinem Bruder als Bettlerin um die Mittel zu erscheinen, die wir alljährlich zur Erhaltung unseres Hofstaates brauchen, und dankbar will ich Euch sein, wenn Ihr mich dessen überheben wollt.“

Ferdinand zerknitterte unmutig die vor ihm liegenden Papiere; er bemerkte den lauernden Blick nicht, der aus den halbgeschlossenen Augen seiner Gemahlin ihn traf.

„Ich hatte die Absicht, heute durch Don Navarro den König zu ersuchen, die Geldsendung uns erlassen zu wollen, die uns durch den Schiffbruch im Oktober verloren ging,“ fuhr die Kaiserin fort. „Ich unterlasse es natürlich gern, wenn Ihr auf die Summe verzichten mögt.“

„Nicht doch, Maria,“ rief der Kaiser. „Jener Schiffbruch war ein großes Mißgeschick für uns; ich rechnete fest auf das Geld, um die Beamten und einen Teil der Löhnung an das Heer zu bezahlen.“

„Mein Bruder wird nicht geneigt sein, sich abermals willfährig zu zeigen, wenn Ihr auf Eurem Widerstande in betreff des Infanten beharrt.“

„Die Stimme des Gewissens läßt sich nicht betäuben und diese wiederholt mir, daß ich eine schwere Sünde begehe, wenn ich nachgebe.“

„Ihr martert Euch selbst ohne Unterlaß und werdet damit nicht zur Klarheit gelangen. Warum beratet Ihr Euch nicht mit einem der berufenen Diener Gottes, die, frei von selbstischen Bedenken, das Wort des Herrn verkünden und uns seinen Willen offenbaren? Sprecht mit Pater Quiroga, meinem hochgeschätzten Beichtiger, der mir so oft die Dunkelheit der Seele durch seine Tröstungen erhellte, und Euer Trübsinn wird weichen, wenn Ihr des heiligen Mannes Meinung vernommen.“

Der Kaiser dachte einige Minuten nach. „Ich will ihn sehen,“ sprach er mit plötzlichem Entschlusse, „vielleicht, daß er mir einen Ausweg aus diesem Wirrsal zeigt. Sendet ihn zu mir; er möge heut noch kommen.“

Maria Anna gab sich Mühe, ihren inneren Triumph zu verbergen, als sie erwiderte: „Er kann sogleich erscheinen, mein Gemahl, denn er weiß noch in meinen Gemächern, wohin ich ihn beschied, weil auch ich seines Zuspruches mich bedürftig fühle. Ich lasse Euch allein und werde ihn benachrichtigen, sich zu Euch zu begeben.“

Der Kaiser hatte auf den Besuch des Paters nicht lange zu harren. Diego Quiroga war, des Winkes seiner Gebieterin gewärtig, bereits in dem benachbarten Zimmer und empfing mit großer Genugthuung den Befehl des Monarchen, der ihm die Bürgschaft für das Gelingen seines Planes lieferte.

„Thut, was an Euch ist, Pater, daß wir an das Ziel kommen,“ flüsterte die Kaiserin ihm zu. „Eine reiche Belohnung ist Euch sicher; Ihr wisset, daß der König niemals lügt.“

Pater Quiroga war sich vollkommen klar, was er zu thun habe, als er in demüthiger Haltung vor

den Kaiser trat, der ihn mit kurzem Kopfnicken begrüßte.

„Eure Majestät will mir die Gnade erweisen, mein bescheidenes Wort zu hören,“ sagte er mit sanfter Stimme, „welches der Grund auch dazu sei, er muß mich mit Stolz und Freude erfüllen.“

„Ihr werdet unterrichtet sein, um was es sich handelt,“ unterbrach Ferdinand ihn, „spart mir die Wiederholung dessen, was mich so tief bebrückt. Man hat mich in einen Zwiespalt gestoßen, der mir den Schlaf meiner Nächte, die Ruhe meiner Tage raubt. Ihr seid ein weiser und ein frommer Mann, der mit Bedacht den Händeln dieser Welt sich entzog, um in der Stille seinem Herrn zu dienen. Ihr werdet mir das Rechte raten.“

„Der Widerstreit, in welchem Eure Kaiserliche Majestät sich befindet, betrifft die Verhaftung des Infanten von Braganza,“ erwiderte der Priester in dem gleichen schmeichelnden Tone wie zuvor. „Und Euer Majestät mildes Herz glaubt darin ein Unrecht zu erblicken, doch dem ist nicht so. Man setzt oftmals das Messer an, um größere Wunden zu verhüten, man legt den geliebtesten Kindern Strafen auf, die das eigene Herz bluten machen und die man jenen nicht ersparen kann, weil man sie vor späterem Schaden bewahren will. So ist es auch mit dieser Maßregel, die, so hart sie an sich erscheint, dazu bestimmt ist, einer vielleicht langen und verderblichen Fehde zweier Brudervölker vorzubeugen. Eure Majestät hat das betrübende Beispiel eines nimmer endenden Krieges in dem eigenen Lande. Wollet Ihr nicht trachten, Ähnliches Eurem hohen Anverwandten abzuwenden, der Eurer Majestät in Liebe und Freundschaft verbunden ist? Ein aufrehrerisches Volk zum Gehorsam unter seinen Oberherrn zurückzuführen, darf man kein Mittel unverfucht lassen, auch dieses nicht, vor welchem Eure Majestät erschrickt und das dennoch den meisten Erfolg verheißt. Das Wort Gottes gebietet den Völkern, ihren Fürsten unterthan zu sein, denn in der Ordnung der Staaten beruht das öffentliche Heil, die Wohlfahrt aller, für die der Herrscher unablässig sorgt und arbeitet. Die Augen Europas sind in dieser Sache auch auf Eure Majestät gerichtet. Der erste Monarch der Christenheit darf vor dem schwersten Schritte nicht zurückbeben, wenn es die heilige Pflicht gegen die in ihrem Frieden bedrohten Völker erfordert. Was Eurer Majestät Gewissen bebrückt, ist nicht das Mitleid mit dem Prinzen von Braganza, die Furcht, ihm Schaden zuzufügen — es ist die, wenn auch uneingestandene Überzeugung, daß Ihr, erhabener Herr, die Pflicht zu verlegen im Begriffe seid, die Gott Euch in die geweihten Hände legte und um Eurer beklommenen Seele das volle Gleichgewicht wiederzugeben, ist nur ein Mittel vorhanden: den Infanten gefangen zu nehmen, ehe es ihm gelungen, sein Vaterland zu gewinnen.“

Die sanfte Stimme des Sprechers hatte sich erhoben; er stand vor dem Monarchen hochaufgerichtet, nicht mehr der unterwürfige Diener seines Gottes, sondern sein Prophet, von dessen Lippen die ge-

prochenen Mahnungen gleich machtvollen Befehlsworten fielen.

Der Kaiser hatte sich langsam von seinem Sessel erhoben und war an seinen Arbeitstisch gegangen; der Klang einer silbernen Glocke rief den dienstthuenden Kämmerer herbei.

„Don Luis von Gonzaga möge kommen,“ befahl Ferdinand rauh. — „Habt Dank, Vater,“ wandte er sich an diesen, „ich that wohl daran, Euch zu mir zu beschicken. Es wird das letzte Mal nicht sein, daß ich mit Euch gesprochen.“

Der Eintritt des Grafen von Gonzaga schnitt die weitere Unterredung ab. Der Kaiser warf einige Zeilen auf ein Papier, das er Gonzaga reichte.

„Ich habe Euch einen schleunigen Auftrag zu erteilen,“ fügte er hinzu. „Mir liegt daran, den Prinzen von Braganza so schnell als möglich in meiner Gewalt zu haben. Begebt Euch noch heute nach Leipzig, wo er weilt, und überbringt ihm meine Weisung, sich sofort hier einzufinden.“

Gonzaga gehörte zu der spanischen Partei des Hofes, die sich zu dem Verderben des Prinzen vereinigt hatte; er eilte mit dem kaiserlichen Schreiben zunächst zu Don Mello, ihm die wichtige Entschließung mitzuteilen.

Dem Gesandten dünkte die Maßregel nicht ausreichend, um Duarte in Wahrheit unschädlich zu machen.

„Er wird gewarnt sein, ehe Ihr ihn erreicht habt, und entfliehen,“ bemerkte er. „Wollen wir das dulden, nachdem wir soweit gelangten? Lasset mich mit Piccolomini sprechen, bevor Ihr Euch auf den Weg macht. Wir haben den Befehl des Kaisers; Piccolomini muß die Gefahr der Zögerung erkennen. Ich werde ihm vorstellen, daß Dom Duarte im Einvernehmen mit seinem Bruder stehe und um der Strafe dafür sich zu entziehen, bereits entflohen sei. Dieses Gerücht wird auch zu den Ohren des Kaisers dringen und er wird nicht widerstreben, ihn schon in Leipzig verhaften zu lassen. Die Kaiserin ist für uns; damit ist der Sieg auf unserer Seite.“

Das ränkevolle Lügenpiel wurde unverzüglich in das Werk gesetzt. Bald ging die Nachricht von Munde zu Munde, daß Dom Duarte, seiner Schuld bewußt, seinen Posten verlassen und sich nach Portugal begeben habe.

Der Kaiser wurde von diesem Gerüchte auf das unangenehmste berührt. Er bereute, zu lange schon mit dem Haftbefehle gezögert zu haben; Philipp IV. konnte glauben, daß er die Flucht des Prinzen begünstigt, um nicht in die Lage zu kommen, dem Könige den geäußerten Wunsch zu versagen. Schon hatte Maria Anna einen ähnlichen Verdacht ausgesprochen.

Bestürmt von allen Seiten, in höchster Erregung vor den weiteren Verwickelungen, die aus der angeblichen Entweichung des Infanten entstehen konnten, ließ der Kaiser den Preis von achttausend Dukaten für die Auffindung und Herbeischaffung desselben aussetzen.

Graf Piccolomini erhielt unbeschränkte Vollmacht, zu thun, was ihm in betreff des Prinzen gut dünkte; er sandte, durch Gonzaga überredet, den Obersten

Jacinto de Vera an den einstigen Kampfgenossen ab. Die verschärfte Ordre, welche er dem Obersten mitgab, lautete: „Ihr habt mit sicherer Bedeckung Euch nach Leipzig zu begeben und den Prinzen von Braganza ungesäumt gefangen zu nehmen. Ist er nicht mehr am genannten Orte, habt Ihr ihm zu folgen, bis Ihr ihn gefunden. Leistet er Widerstand, habt Ihr ihn augenblicklich zu töten.“

Fünfzehntes Kapitel.

Der Winter hatte seine Schneedecke über Felder und Fluren gebreitet, die schlummernde Erde zu umhüllen, bis sie Lerchensang und Frühlingsjubel zu neuer Blütenpracht erweckte; die Bäume glitzerten im Schmucke der kristallinen Nadeln, die sich an ihre Äste hängten. Des Baches Murmeln war verstummt, wie alles andere Leben zu stoden schien. Nur der Schrei der Raben, die auf den verdödeten Feldern ihre Nahrung suchten, tönte durch die Stille, bis sie flügelschlagend sich wieder erhoben, als des Winters traurigste Gäste an einen anderen Platz zu ziehen.

Auch in dem Schlosse zu Leipzig war es einsamer als zur Sommerszeit, obgleich die fremden Truppen ihr Winterquartier dort noch besetzt hielten, oder meinte nur Duarte, daß es so sei, weil sie hinweggegangen? Nun lagen schon Monate dazwischen, seit er von ihr geschieden — geschieden mit einem kalten, förmlichen Worte, das er sich gezwungen, an der Säufte des Barons zu sprechen, als der Zug reisebereit in dem Hofe des Schlosses stand.

Herrn von Gullerin war es offenbar angenehm gewesen, seinen Wohnort zu wechseln, Paulas ernstes Antlitz hatte nicht verraten, was sie empfand.

Und dann hatte der Zug der Reiter und Reiterinnen sich in Bewegung gesetzt und an der Biegung der Straße, die ihn den Blicken der Zurückbleibenden entzog, hatte Paulas weißer Schleier einen Abschiedsgruß gewinkt — galt er der Heimat, die sie verließ — galt er ihm?

Er war, als er in das Schloß trat, nicht in seine Gemächer gegangen. Es zog ihn dorthin, wo sie gewelt hatte, als müsse er in den jetzt leeren Räumen den Hauch ihres Geistes, den Schatten ihres Selbst wiederfinden. Langsam war er durch die Reihe der Zimmer geschritten, sie muteten ihn fremd und kalt an. Nichts verriet in ihnen das Wesen ihrer bisherigen Bewohnerin. Die seidnen Polster, die vergoldeten Geräte schienen nie benutzt zu sein, all jene kleinen, zierlichen Gegenstände fehlten, die das Walten einer Frauenhand bekunden. Sie, deren er gedachte, hatte nur als Gast eine kurze, flüchtige Zeit in ihnen gewelt, sie war mit ihrem Herzen nicht heimisch darin geworden.

Duarte kam das kleine Haus am Bergeshange in den Sinn, das er als Eigentum erworben, um die Trauung Leonhards darin vollziehen zu lassen. Er hatte es seit jenem Tage nicht gesehen, ohne eigentlich zu wissen, was ihn davon abgehalten. Er erinnerte sich, welch eine Sehnsucht ihn damals ergriffen, als

er Paula kennen gelernt hatte, sie in ihrem bescheidenen Heim zu sehen und wie er es nicht gewagt, aus Furcht vor dem großen, fragenden Blicke, der sein Eindringen vielleicht begrüßte. Jetzt hinderte ihn nichts mehr, jene Schwelle zu überschreiten, denn sie war ferne.

Der Weg durch das Dorf war schnell zurückgelegt und doch kam er ihm länger, weit länger vor, als an jenem Tage, da sie an seiner Seite ging. Dort der steile Pfad führte zu dem Hause empor, in dem Gärtchen, das Paula und ihre Schwestern pflanzten, blühten die letzten Blumen. Duarte öffnete die Thür und trat in das Innere des Häuschens ein.

Es war in dem Zustande geblieben, wie seine frühere Besitzerin es bei ihrer Übersiedelung in das Schloß gelassen. Die schlichten Einrichtungstücke, die kleinen Besitztümer aus vergangener Zeit hätten schwerlich in das neue, prunkende Heim gepaßt. Dort unter dem Marienbilde stand der kleine Schemel, auf dem sie ihre Gebete verrichtete, verwelkte Rosen umgaben das geweihte Bild; auf dem Tische am Fenster lag Nähgerät und Reste von Leinen, das wohl für die Armen im Dorfe seine Verwendung gefunden, der Spinnrocken in der Ecke war noch mit Flachs gefüllt.

Hier in der anstoßenden Kammer standen die kleinen Betten der Kinder, das weißverhangene Lager, auf welchem die erblühende Jungfrau ihres Lebensmorgens holde Träume umschwebten. Die Träume waren zerronnen vor der kalten Wirklichkeit, ein greisenhaftes Angesicht tauchte neben jenen milden, reinen Zügen auf, die er in greifbarer Deutlichkeit vor sich zu sehen glaubte und um die segenspendende Hand schlang sich die goldene Fessel, die sie jenem verbunden.

Noch oft seit diesem ersten Tage hatte er in dem kleinen Hause gemeilt, nun lag es tief verschneit, dem Wanderer kaum noch zugänglich, ein Bild der Verböbung, der gestorbenen Hoffnung.

Duarte war auch heute daran vorübergegangen, ohne jedoch, wie sonst, einzutreten, ein Bage war ihm nachgeeilt, zu melden, daß verschiedene Depeschen für ihn gekommen; er kehrte sofort um, den Rückweg durch die äußere Dorfstraße zu nehmen, welche ihn in kürzester Zeit zum Schlosse brachte.

Vor der Thür seiner Hütte stand Kaspar Mels mit Holzerkleinern beschäftigt, als er des Prinzen ansichtig wurde. Er stellte seine Arbeit ein, um zu seinem Wohlthäter zu eilen und ihm die Hand zu küssen.

„Wie geht es Dir und Deinem Weibe?“ fragte Duarte gütig.

„Besser, viel besser, als je zuvor,“ war die Antwort. „Dank Euch, gnädiger Herr, und Eurer Hilfe sind wir alle gesund und können arbeiten. Das lohne Euch der große Gott, zu dem wir täglich für Euch beten.“

„Ich komme morgen oder übermorgen zu Dir, wieder nachzuschauen, wo es Euch an etwas gebricht,“ lächelte Duarte, „und ist es so, magst Du ungeschweht es sagen. Frau Andrea Koscielski teilte mir mit, daß Deine Kinder Winterkleider brauchen und gar

wenig anzuziehen hätten. Dem kann leicht abgeholfen werden.“

Er schnitt die Dankesäußerungen des erfreuten Mannes mit freundlichem Gruße ab und ging raschen Schrittes weiter. In der Vorhalle des Schlosses kam ihm Leonhard entgegen, der schon seit mehreren Monaten die Stellung seines Geheimschreibers bekleidete.

„Du hast bereits nach mir geschickt,“ sprach der Prinz. „Sind Dinge von Wichtigkeit eingegangen, um die Eile zu rechtfertigen?“

„Wie ich annehme, ja, Hoheit,“ antwortete Leonhard. „Ein Brief von Senhor Nuñez da Costa aus Hamburg, in Chiffren geschrieben, der nur von Eurer Hoheit eröffnet werden soll.“

„Er wird mir Nachrichten aus Lissabon geben, wo man mich in der letzten Zeit etwas vernachlässigte. Und weiter?“

„Ein Reitender überbrachte die Kunde, daß General Baner sich mit seinem Hauptquartier in Regensburg befinde und Gefahr vorhanden, daß er weiter gegen Regensburg vorrücke.“

„Es ist ihm zuzutrauen und auch kein übler Gedanke seines kühnen Geistes, den Kaiser und die dort versammelten Fürsten zu überfallen und aufzubeugen. Ist man in Regensburg darauf vorbereitet?“

„Ich zweifle daran. Unser Dragoner hat es durch einen Spion erfahren, der ihn begleitete und die Gegend umher abstreifte.“

„So wäre es am Platze, dem Kaiser mit unserem Regimente zu Hilfe zu eilen, ehe Baner oder Guébriant uns zuvorkommen,“ sagte Duarte, „der Dragoner möge in einer halben Stunde bei mir sich melden, damit ich ihn selbst befrage. Inzwischen will ich lesen, was mir Nuñez da Costa schreibt.“

Als Dom Duarte zur gemeinsamen Mahlzeit mit seinen Offizieren und den Cavalieren seines Gefolges in der Halle erschien, trug sein Antlitz einen ungewöhnlich heiteren Ausdruck; es war, als müsse er etwas Freudiges erlebt haben.

„Eure Hoheit hat eine gute Botschaft erhalten,“ bemerkte Leonhard endlich, der ihm gegenüber saß, „denn Glück und Befriedigung künden Eure Mienen.“

„So ist es auch, mein Leonhard,“ erwiderte der Prinz, „und Ihr alle, meine Getreuen, sollt es erfahren, was Nuñez da Costa mir meldete. Mein Bruder Joao ist einstimmig zum König von Portugal erwählt worden. Unser Land, das sechzig Jahre hindurch von Spaniens Herrschaft unterdrückt wurde, hat sich aus seiner Sklaverei befreit und sich selbstständig gemacht. Ihr werdet es begreifen, meine Freunde, daß mich das Glück meines Bruders stolz und froh werden läßt. So erhebt denn die Becher mit mir und lasset uns den ersten Trunt dem neuen Könige darbringen, den Heil und Segen immerdar begleiten mögen!“

Der Trinkspruch fand allgemeinen, ungetheilten Widerhall; man drängte sich glückwünschend um den Infanten, es war nicht einer unter den Anwesenden, der nicht aufrichtigen Herzens dem geliebten Führer den Sieg seines Hauses gegönnt hätte, von welchem

man auch für ihn eine glänzende Schicksalswendung voraussetzen durfte.

Nur Leonhard war seit der Verkündigung des Prinzen seltsam still und nachdenkend geworden. Duarte entging dies nicht.

„Du nimmst an allem teil sonst, was mich angeht,“ sagte er, „freust Du Dich nicht mit mir?“

„Ich freue mich, mein gnädigster Herr,“ sprach Leonhard, „weil ich Euch froh sehe. Verlaßet den thörichten Träumer, der sich der unnötigen Gedanken nicht entschlagen kann.“

„Und welche Gedanken sind es, die Dir so plötzlich gekommen?“ forschte der Prinz.

„Ich finde es auffällig, daß Eure Fürstliche Gnaden diese Nachricht nicht schon früher aus Eurem Lande selbst, sondern auf langem Umwege über Hamburg erhalten hat.“

„Du hast recht,“ entgegnete Duarte sinnend. „Wie geht es zu, daß man es versäumte, mich früher von dem Ereignisse in Kenntnis zu setzen? Die Empörung in Lissabon fand am ersten Dezember statt; wir schreiben heute den dreißigsten Jänner.“

„Vielleicht ist der Brief an Eure Hoheit verloren gegangen,“ sagte der Hauptmann Don Cueva. „Es kam schon öfters vor, daß man die Boten auffing, sie ihrer Depeschen beraubte.“

„Es ist die Frage, ob man in Wien und Regensburg nicht besser bedient ist, als Eure Hoheit, den die Sache am nächsten betrifft,“ meinte Leonhard.

„Das wäre ein Grund mehr, mich augenblicklich nach Regensburg zum Kaiser zu begeben, mit ihm über das Vorgefallene mich zu verständigen.“

„D thut es nicht, mein gnädiger Herr,“ fiel Leonhard erschrocken ein. „Geht jetzt, nur jetzt nicht dorthin.“

„Schwarzseher Du! weshalb denn nicht? Es war ja ohnehin meine Absicht, um dem Kaiser unser Regiment zum Schutze gegen Baner zur Verfügung zu stellen. Wir können übermorgen aufbrechen; die Truppen mögen, wenn es not thut, etwas später folgen.“

Leonhard schwieg; Duarte setzte das Gespräch nicht fort, sondern plauderte mit seinen Offizieren über verschiedene Tagesfragen. Als die Mahlzeit beendet war, befahl er Leonhard, ihn auf sein Zimmer zu begleiten.

„Du sprache dich nicht aus, was Dir im Hinblick auf die geplante Reise Besorgnis verursacht,“ begann er, als sie allein waren. „Was kam über Dich, mir einen Schatten in die kaum empfundene Freude zu werfen?“

„Ich bange für Euch, teurer Herr,“ antwortete Leonhard gepreßt. „Nennt es Ahnung, nennt es Schwäche, die von der heutigen Kunde nichts Gutes für Euch erwartet. Ihr sehet gegenwärtig nur den sonnigen Tag, aber auch aus heiterem Himmel kann der Blitzstrahl uns treffen, der unsere Zukunft vernichtet.“

„Das Unglück, das Du selbst gehabt, hat Dir den leichten Sinn geraubt, Dich vorzeitig düster und gramvoll gemacht. Was soll mir Übles drohen, wenn

ich nach Regensburg gehe? Der Kaiser ist mir wohlgesinnt; es ist ja auch meine Pflicht, mit ihm mich zu besprechen, ob er meiner weiteren Dienste noch bedarf, die vielleicht mein Bruder und das Vaterland für sich begehren werden.“

„Ihr seid allein in einem fremden Lande; wer würde Euch schützen, Euch zur Seite stehen, wenn man Böses gegen Euch im Schilde führte? Es ist nicht ohne Grund, daß man Euch solange in Unkenntnis über das Geschehene ließ.“

„Du siehst Gespenster. Man kann mir nichts anhaben, denn ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

„Hat man nach meiner Schuld gefragt, als man mir meinen Degen nahm und mich unwürdig hieß, ihn weiter zu führen?“ entgegnete Leonhard schmerz erfüllt. „Man nahm an, daß ich an den Thaten anderer beteiligt sei und gab mir meine Ehre nicht wieder, als sich nichts gegen mich entbeden ließ. — Erinnert Euch, teurer Herr, daß es das spanische Reich ist, gegen das Euer hoher Bruder den Krieg erklärte, erinnert Euch, daß der Kaiser von spanischen Einflüssen umgeben ist, die um so eher sich gegen Euch wenden können, je weniger man Dom Joao schaden kann.“

„Der Kaiser ist zu gerecht, zu klar im Geiste, um fremden Stimmen sein Ohr zu leihen.“

„Glaubt das nicht, Hoheit. In der Zeit, als ich im Hause der Eltern meiner Frau täglich ein und aus ging, hörte ich vielerlei über die Vorgänge am Hofe, das Euch während Eures kurzen Aufenthaltes in Wien nicht zur Kenntnis gelangte. Die Kaiserin beherrscht ihren Gemahl und sie ist das Haupt der spanischen Partei, sowie sie Philipps IV. Schwester ist. Die Minister, auch Graf Trautmannstorff, stehen in spanischem Solde.“

„Du träumst,“ sagte Duarte ungläubig.

„Mir verriet es Herr von Helling, daß der Graf schon seit Jahren einen Zuschuß von zweitausend Dukaten aus der königlichen Schatzkammer zu Madrid bezöge, die er allerdings auch notwendig braucht, da er Schulden hat.“

„Was kann das mit mir und meinen Angelegenheiten zu thun haben? Graf Trautmannstorff ist überdies mein Freund.“

„Er wird aufhören es zu sein, wenn der Druck von außen stärker wird. Die Spanier werden kein Mittel unversucht lassen. Wie oft gedachte Herr von Helling im Zorne ihres beständigen Wühlens, das sich auf alles erstreckte, was ihre Herrschgier hindern wollte.“

„Es wäre Feigheit von meiner Seite,“ sprach Duarte, „wollte ich von meinem Vorhaben abstehen, weil ich für meine persönliche Sicherheit fürchtete, und mich in den Verdacht stellen, ich habe in der That etwas begangen, das strafbar oder ungesetzlich sei. Doch um Dich zu beruhigen, werde ich nicht ohne die nötige Sicherheit nach Regensburg gehen. Dreißig bewaffnete Männer werden mich begleiten und in meiner Nähe bleiben. Mir liegt viel daran, den Kaiser selbst zu sprechen und seine Ansicht über meines Bruders Erhebung zu hören. Es wird davon abhängen, ob ich Deutschland in Kürze ver-

lasse und Dich und Deine Andrea mit mir nehme. Im sonnigen Süden, in meinem schönen Vaterlande werdet auch Ihr es lernen, wieder froh zu bliken."

"Ich gehe mit Euch," murmelte Leonhard, "sei es in das Verderben."

"Nicht in das Verderben, Du mein Getreuer! Bessere Tage werden für uns alle kommen; ich fühle von neuem, wie ich die Heimat liebe, der ich solange ein Fremdling war und die jetzt ihres Sohnes bedürfen wird, das Joch für immer von sich fernzuhalten, das sie so mutig abgeworfen. Der graue Himmel, der seit Wochen über uns hängt, macht auch das Herz trübe und schwer; ich lasse ihn zurück mit den verwirrenden Träumen, die ich darunter träumte und die dem Leben neuer Thaten weichen werden, das mir die Zukunft bringen muß."

Die Reisezurüstungen wurden schon an dem nämlichen Tage begonnen. Dom Duarte wählte, um schneller nach Regensburg zu gelangen den Wasserweg. Die Donau war eisfrei, die Fahrt zu Schiffe weniger beschwerlich, als der Ritt durch schneebedeckte Fluren, aufgeweihte Straßen.

Ein zahlreiches Gefolge sollte den Prinzen umgeben, Don Cueva, der Leonhards Besorgnis teilte, hatte aus eigenem Antriebe die Zahl der Soldaten verstärkt und alle scharf bewaffnet. Es sollte nichts verabsäumt werden, einer möglichen Gefahr vorzubeugen.

Die Dorfbewohner vernahmen mit Trauern, daß ihr Wohlthäter von ihnen scheide. Er hatte ihnen in den langen Winterwochen mit Lebensmitteln, warmer Kleidung und Geschenken aller Art geholfen; sie wußten, daß es nun mit den guten Tagen vorüber sei, daß andere kommen würden, statt seiner, die wie ihre vielen Vorgänger keine Schonung, kein Erbarmen kannten.

Eine dichtgedrängte Menge stand an der Straße, die er nehmen mußte, ihn noch einmal zu sehen, ihm tausend Segenswünsche nachzurufen. Wer mochte wissen, ob er wiederkehrte, obwohl er es, bewegt von der Anhänglichkeit der Leute, versprach? Die Männer reichten ihm die schwieligen Hände, die Mütter hoben thränennden Auges die Kinder zu ihm empor, die er so oft geliebt hatte, und viele der Dörfler gaben dem Zuge eine weite Strecke das Geleite.

Am längsten lief der Schulmeister Kaspar Nels mit. Schluchzend klammerte er sich an das Pferd des Prinzen, bis ihn dieser endlich freundlich zur Umkehr mahnte und sein letztes Wort war: "Behüt's Gott viel tausendmal!"

* * *

Ohne Zwischenfall wurden die ersten Tage der Reise zurückgelegt. Kurz vor Donaunwörth erreichte den Prinzen ein Brief Don Gonzagas, in welchem dieser den Befehl des Kaisers an Duarte mittheilte, zugleich mit der Benachrichtigung, daß er selbst mit dem Fürsten in den nächsten Tagen zusammenzutreffen gedenke.

Unter der Umgebung des Infanten rief die kaiserliche Botschaft allgemeine Bestürzung hervor.

Auch die arglosesten Gemüther konnten sich der Befürchtung nicht verschließen, daß dem Befehle etwas Außergewöhnliches zu Grunde liegen müsse, doch die Vorstellungen, die man Dom Duarte machte, der Weisung nicht zu folgen, stießen bei ihm auf entchiedenen Widerstand.

"Der Kaiser, mein Kriegsherr, ruft mich," antwortete er, "wie dürfte ich dem Gebote ausweichen? Was man auch wider mich plant: keiner Schuld mir bewußt, gehe ich zu ihm, auf Treu und Glauben, daß mir als seinem Gaste nichts Übles widerfahren kann."

In Donaunwörth, wo man einen kurzen Aufenthalt nahm, erschien Graf Luigi Gonzaga, begleitet von dem Hauptmann Miguel del Ferro, an Bord des Schiffes, um mündlich den Inhalt des kaiserlichen Briefes zu bestätigen. Duarte hörte ihn gelassen an.

"Ihr sehet," erwiderte er, "daß ich bereits auf dem Wege zu Seiner Majestät bin, um meine Dienste ihm zur Verfügung zu stellen. Habe ich, wie es mir scheint, ohne mein Wissen noch Wollen, seine Unzufriedenheit erweckt, so bin ich gewillt, ihm jede Genugthuung zu geben, die er von mir verlangt. Dankbar würde ich Euch sein, Graf Gonzaga, könntet Ihr mich unterrichten, ob man in der That mich einer Schuld anklagt."

"Eure Hoheit möge versichert sein, daß dies nicht der Fall ist," erwiderte Gonzaga ausweichend, "meine Sendung erstreckt sich nicht weiter, als auf das, was ich Eurer Fürstlichen Gnaden übermittelte."

"Ich habe keine Ursache, Eure Worte anzuzweifeln," sagte Duarte mit Nachdruck. "Läge etwas gegen mich vor, würdet Ihr, der das Vertrauen Seiner Majestät besitzt, darum wissen. Wollet Ihr die Ehre mir erweisen, für den Rest der Reise mein Gast zu sein, wird Eure Gesellschaft mir und meinem Gefolge die Tage zu einer angenehmen Erinnerung gestalten."

"Es würde mir Auszeichnung und Freude sein," sprach Graf Gonzaga mit der gleichen Höflichkeit, wie die Einladung gegeben war. "Doch muß ich zu meinem Bedauern es mit hohem Danke ablehnen. Ein weiterer Auftrag des Kaisers führt mich nach Nördlingen, wo ich einiges zu ordnen habe."

Er verließ nach kurzem Verweilen das Schiff; Leonhard warf sich, nachdem der Abgesandte gegangen, seinem Gebieter zu Füßen.

"Rehrt um, gnädiger Herr, ich beschwöre Euch," flehte er, "noch ist es Zeit; wir sind bei Euch, um Euch zu verteidigen, falls man an Euch wollte. Sahet Ihr nicht den Triumph in dieses tödtlichen Italieners Angesicht, als er Eure Zusage empfing? Er steht im Bunde, seine Schwägerin war die bisherige Regentin Eures Vaterlandes. Man hat Euch bei dem Kaiser verdächtigt und jene Anforderung, Euch ihm zu stellen, bedeutet Euer Unglück."

Die portugiesischen Begleiter des Prinzen, Manuel de Naranha, Luiz Pereira da Costa und der spanische Hauptmann, Don Cueva, vereinigten ihre Bitten mit denen Leonhards; Duarte schüttelte den Kopf.

"Ich kann nicht mehr zurück, seit ich mein Wort gegeben, vor dem Kaiser zu erscheinen, und wie ich

meine Zusage halte, wird auch er die gelobte Treue halten. Einem Ungläubigen selbst ist der Frembling heilig, der vertrauend über seine Schwelle schreitet; ein christlicher Herrscher kann die Gesetze der Ehre nicht brechen, die ihn verpflichten, einen Fürsten, der, ohne sein Vasall zu sein, ihm aufopfernd diene, gegen die Verleumdungen, die Unbill seiner Feinde zu schützen.“

„Der Hochsinn Eures eigenen Herzens läßt Eure Hoheit so urteilen,“ bemerkte Don Cueva, „doch nicht alle Menschen sind so großmütig, wie Ihr. Ich bin der Meinung Koscielskis, daß es geratener sei, sich jeder Anklage und jeder möglichen Verfolgung zu entziehen.“

„Der Anklage werde ich zu begegnen wissen, da ich nichts entdecke, worauf sie sich stützen könnte und eine Verfolgung wird nicht stattfinden. Seid außer Sorge, meine Getreuen! Habt Ihr vergessen, daß zur Zeit in Regensburg die Stände versammelt sind, um über die Aufrechterhaltung der Gesetze Rates zu pflegen? Weber der Kaiser noch irgend einer der Fürsten wird das Privilegium der freien Reichsstadt mißachten, das die dorthin Berufenen, vornehmlich zur Zeit des Reichstages, unverletzlich macht. Dieses Vorrecht darf ich auch für meine Person beanspruchen und Eure Befürchtungen sind damit widerlegt.“

Sie waren es nicht, wenn auch niemand einen weiteren Einspruch wagte, der bei dem fest geäußerten Willen des Infanten nutzlos gewesen wäre. Eine brüderliche Stimmung halte sich der sämtlichen Begleiter Dom Quartes bemächtigt, die sich zu steigern schien, je näher man dem Ziele kam. Leonhard Koscielski und Don Cueva hatten sich verabredet, von ihren Waffen rücksichtslos Gebrauch zu machen, wenn sich bei der Landung vor Regensburg irgend etwas ereigne, das ihren Argwohn bestärke. Die Soldaten und Diener waren in gleicher Weise verständig.

Doch nichts Auffälliges war zu erblicken, als das Schiff an das Ufer stieß. Nur eine reichgeschirrte kaiserliche Karosse hielt in einiger Entfernung, der der Geheimschreiber der Kaiserin, Don Navarro, entstieg, um im Namen seines Monarchen den Prinzen zu begrüßen und ihn zu ersuchen, in der Kutsche Platz zu nehmen.

Das Gefolge blieb zurück. Man glaubte, daß der Kaiser dem Infanten im Schlosse einige Zimmer habe einräumen lassen und erwartete von dort aus die Befehle, wo die Diener und die Soldaten unterzubringen seien.

Aber der Wagen, in welchem sich Dom Quarte befand, nahm nicht den Weg in das Innere der Stadt; er fuhr durch enge, winkelige Gassen, bis er vor einem beschleierten Gasthause hielt, dessen Äußeres in keiner Weise einer Wohnung fürstlicher Gäste glich.

Don Navarro sprang aus dem Wagen und lud den Prinzen ein, ihm zu folgen, der nach einigem Zögern dem Verlangen nachkam. In dem schmutzigen, halbfinsternen Hausgange, den er zu durchschreiten hatte, standen mit aufgezplantem Gewehre zwei Reihen Musketiere; Don Navarro schloß die Thür

des Einganges und wandte sich in völlig veränderter Haltung an Dom Quarte.

„Mein Prinz,“ sprach er, „ich bin zu meinem Schmerze gezwungen, Euch der Verkünder einer unliebsamen Botschaft zu sein. Gewichtige Staatsgründe, die man Eurer Hoheit später erklären wird, zwingen Seine Kaiserliche Majestät, Eure augenblickliche Verhaftung anzuordnen. Die Zimmer vor Euch sind Euch zur Benutzung angewiesen, doch dürft Ihr sie ohne besondere Erlaubnis nicht verlassen. Eure Diener wird man Euch zurückgeben, nachdem man sie verhört hat. Wollet mir Euren Degen überliefern.“

Quarte war unter den brutalen Worten bleich gemorden. „Ehe ich Eurem Gebote gehorche,“ erwiderte er trotzdem ruhig, „habe ich die Frage an Euch zu richten, mit welchem Rechte man mich meiner Freiheit beraubt und Euch darauf aufmerksam zu machen, daß ich kein Unterthan des Kaisers, sondern ein freier Fürst aus fremdem Lande bin, mit dem man nicht nach Willkür verfahren darf. Hat man mich eines Vergehens anzuklagen, so möge man mir dieses nennen, doch werden die hier versammelten Stände dann erst über mein Schicksal und meinen Verbleib zu entscheiden haben.“

Don Navarro zuckte die Achseln. „Ich handle nicht nach eigenem Ermessen, sondern auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers,“ entgegnete er kalt, „und bebaure, Eurer Hoheit eröffnen zu müssen, daß Euer Widerstreben nutzlos sei, und Ihr Euch den getroffenen Verordnungen fügen müßet. Das Haus ist von vierzig Mann Soldaten unter dem Befehle des Kapitäns del Zerro bewacht, ein Entrinnen für Euch unmöglich. Graf Gonzaga, der gleichzeitig mit Eurer Hoheit eingetroffen, wird in wenigen Minuten zur Stelle sein, Euch das weitere zu erklären.“

Der Gefangene richtete sich stolz empor. „Ich sehe, daß ich der Gewalt mich unterwerfen muß,“ sagte er, „daß man mit Hinterlist erreichte, was auf gesetzmäßigem Wege vielleicht nicht möglich war. Nehmt meinen Degen, den ich hoffte, noch oft zu des Kaisers Ehre und der Verteidigung seines Reiches zu führen, und sagt Eurem Herrn, daß ich seinen Urteilspruch für ein Vergehen erwarte, von welchem ich bis zu diesem Augenblicke nichts weiß.“

Er nahm den vergoldeten Degen, den er an der Seite trug, aus dem Gehenk. Es war der nämliche Degen, den ihm Anton Schommer gefertigt, nachdem er durch Ferdinand III. seine Ernennung zum Generale der deutschen Armee erhalten. Dann trat er in das Zimmer, welches sein Gefängnis werden sollte.

Das Gemach war ein niedriger, unsauberer Raum, gleich dem daranstoßenden Schlafzimmer, ohne die geringste Bequemlichkeit. Die Fenster waren in offenerer Eile von innen mit Holzstangen verlegt, um ein Öffnen derselben zu hindern, die Luft des engen Zimmers war insolgedessen dumpf und schwer. Quarte achtete nicht darauf; er hatte sich in einen der plumpen Holzstessel geworfen und war in düsteres Brüten versunken.

Es konnte mancher wohl die Sünde nicht entbehren,
Und zog zur Buße aus, die andern zu befehren.

*

Wo das Wort nur verwundet, kann die Miene töten.

*

Was wir ergründen, macht uns stolz; was wir nicht
ergründen können, ist, was uns händigt. So wird denn
immer ein Geheimnis die Welt umschweben müssen.

*

Eine Beleidigung verzeihen ist immer schön, sie ver-
gessen, wäre thöricht.

*

In holder Unsicherheit, von einem Atemzuge schon be-
wegt, wandelt das Weib dahin, bis es sein Ziel, die Mutter,
erreicht hat. Dann blickt es sicher hinaus und trotz allen
Stürmen.

*

Das schöne Wort, welches ich der Vergessenheit entreiße,
gebe ich der Welt. —

Als ein dänischer Dichter gefragt wurde, wie er in
seinem unschönen Vaterlande leben könne, antwortete er
fragend: „Liebt man denn seine Mutter weniger, weil sie
häßlich ist?“

*

Ein Rat.

Wer nicht um das, was alt und wahr, dereinst will klagen,
Der darf das Neue suchen zwar, doch nicht erjagen.

*

Nichts ist sicherer als der Schluß: Was aufgeblasen,
ist hohl.

*

„Wo ist das schönste Kind?“ In jedem Mutterarm.

*

Mancher Dichter ist durch die Tiefe des Lebens gezogen;
schone ihn, wenn er Dir eine Rose mit heraufbringt.

*

Der Pessimist würde sich nicht so breit machen, bahnte
ihm der Optimist nicht den Weg; er würde weniger spotten,
sorgte der Optimist nicht für den Spott.

*

Strafen.

Ein roh' Gemüt wird Neue nur vor scharfem Tadel zeigen.
Ein edles Herz, wenn es geirrt, fühlt sich gestraft durch
Schweigen.

*

Soll das Alter Dir zum Freunde werden, mußt Du
selber es in Deiner Jugend schaffen. Gedenkst Du seiner
nicht, so kommt es als ein harter Richter und bringt den
Mißmut als Genker mit.

Tempora mutantur . . .

Einst wollte ich den Götterhimmel stürmen,
Was nur die Größten, Stärksten sich erringen,
Ich wollt es mit Titanentrog erzwingen,
Den Pelion lachend auf den Ossa türmen.

Vor Falsch und Fehle wollt ich stolz mich schirmen
Dem Tag entgegenziehn auf Ablerchwingen,
Groß wollt ich sein, Gewaltiges vollbringen,
Stark wollt ich sein und fest in allen Stürmen.

Von alledem ist wenig mir geblieben:
Ich habe bald gelernt, mich zu bescheiden.
Ein wenig hassen und ein wenig lieben,

Ein wenig lachen und ein wenig leiden,
Dies Wenige ein wenig übertrieben —
Das ist der Rest. — Es ändern sich die Zeiten.

Otto Falkenberg.

Vermischtes.

Die Lieblingstiere königlicher Familien. Königin
Wilhelmine von Holland teilt ihre Liebe zwischen ihren
Tauben, welche so zahm sind, daß sie ihr Futter aus keiner
anderen Hand nehmen als aus der ihrigen, und einem
zottigen Schetland-Pony, den sie täglich reitet oder an-
spannen läßt, und den sie in einen lebhaften Galopp zu
bringen versteht.

König Leopold von Belgien hat kein Lieblingstier,
wohl aber seine Gemahlin, und diese wendet ihre Liebe
Pferden zu, besonders ihrem Lieblingspferde „Charme“,
einem schönen Tiere von ungewöhnlicher Intelligenz, dem
sie fünfzig hübsche Kunststücke gelehrt hat, die es auf ihr
Geheiß ausführt. Ihre Schwägerin, die Gräfin von
Flandern, die augenscheinlich später Königin von Belgien
wird, hat eine Vorliebe für Hunde und besitzt deren mehrere
verschiedener Größe und Rasse.

König Georg von Griechenland ist stets von einem
kleinen Köter unbestimmbarer Rasse begleitet, den er sehr
liebt und in dessen Besitz er auf seltsame Weise gelangte.

Vor einigen Jahren stand er bei einem Manöver mit
seinem Stabe auf einem Hügel, um die Bewegungen der
Truppen zu beobachten, als plötzlich der kleine Hund, niemand
weiß woher, kam und sich dicht neben den König setzte. Alle
Versuche ihn wegzujagen waren vergebens, er blieb da bis
zum Ende der Revue. Als der König zu seinem Wagen
zurückging, lief der Hund stolz vor ihm her und sprang in
den Wagen, ehe ihn jemand hindern konnte.

Vor dem Palaste angekommen, lief er zuerst hinein und
wich nicht von der Seite des Königs. Da Seine Majestät
etwas abergläubisch ist, erklärte er, daß die Zubringlichkeit
des Hundes ein gutes Omen sei und daß er in ihm einen
guten Freund besitze. Seit diesem Tage schläft der Hund
in des Königs Schlafzimmer und weicht fast nie von ihm.
Er ist ein sehr hochmütiger, kleiner Bursch geworden, der
von niemand Notiz nimmt als von seinem Herrn, den er
zu vergöttern scheint.

Bei weitem zierlicher und aristokratischer im Aussehen
als der Köter des Königs von Griechenland ist der Spitz
des Fürsten von Bulgarien. Er heißt „Spiz“ und ist ein

Geschenk der Königin von England, welches sie dem Fürsten bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Balmoral machte. Das Tier ist ein Nachkömmling eines Lieblingshundes der Königin, „Marko“, dessen Bild, wie er auf dem Frühstückstische Ihrer Majestät steht, in der Akademie ausgestellt war.

Der Hund von Prinz Ferdinand scheint die Dreistigkeit seines vornehmen Vaters geerbt zu haben und wird von dem sämtlichen Haushaltspersonal des Prinzen aufrichtig gehaßt. Der Prinz verwöhnt das Tier unbeschreiblich und läßt über alle seine Ungezogenheiten und mutwilligen Streiche, ohne daran zu denken, daß das Tier sich allen Anwesenden höchst lästig macht.

Die Lieblingshunde der Königin Victoria, die sie immer begleiten, sind „Spot“, ein Fuchsterrier, „Roy“, ein schwarz und brauner Colley, und der braune Spitz „Marko“. Der Prinz von Wales hat als Liebling einen kleinen Terrier, Namens Nemus, der seinem verstorbenen Sohne, dem Herzog von Clarence, gehörte und den der Prinz selten von seiner Seite läßt.

Der besondere Liebling der Prinzessin ist ein weißer Stakabu mit lachsfarbenem Schopfe, der sein altkluges Gesicht seltsam überragt. Die Prinzessin hat ihn schon lange und er steht in ihrem Ankleidezimmer; die Kraft seiner Lungen ist unbeschreiblich und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sein Geschrei mit an der Taubheit der Prinzessin Schuld trägt. Er ist aber ein sehr zärtlicher Vogel und reibt gern seinen Kopf an ihrer Wange, während er ihre schlanken Finger mit seinen starken, schwarzen Klauen umfaßt. Es würde zu lange dauern, wollten wir alle die Lieblinge der Fürstin anführen. Seltsam genug ist unter denselben nur einer, der ein Freund der Katzen ist. Es ist der Schah von Persien, der sie so liebt, daß er gegen fünfzig besitzt, die sich in seinen Gemächern aufhalten und zu deren Pflege eine große Dienerschaft gehalten wird. Sie haben ein eigenes Zimmer, wo sie sich zu gewissen Stunden versammeln, um ihre Mahlzeiten einzunehmen. Wenn der Schah seine Sommerreisen macht, werden sie sämtlich mitgenommen, besonders dazu angestellte Leute transportieren sie in ausgepölkerten Käfigen. Unter ihnen hatte der Schah einen Liebling, einen sehr schönen und großen bläulich-grauen Kater, Namens Vabr Chan (Fürst Tiger).

Wenn der Schah speiste, war Vabr Chan immer bei ihm und bisweilen fütterte er die Katze mit eigenen, höchsten Händen. Einst, während er im Feldlager war, verschwand Vabr Chan und war nirgends zu finden. Ein Diener, der über die Katze geschertzt hatte und ausgesprochen, daß es besser wäre, sie verschwände, wurde verhaftet, auf den Verdacht hin, daß er an des Tieres Verlust schuld sei. Er wurde nach Teheran gebracht und dort in den Kerker geworfen. Man hat nie wieder von ihm gehört, ebenso wenig von Vabr Chan.

(Aus „Share Moments“.)

Zum Kapitel „Lange Predigten“ erlaube ich mir einen kleinen Beitrag aus der Chronik des durch den „gelehrten Herrn von Gersdorff“ seiner Zeit eine gewisse Berühmtheit genießenden Ortes Messersdorf in der Oberlausitz zu liefern.

„Magister Wiegand (1725—1751) hat die Gabe besessen, 2 bis 2½ Stunden, ohne zu ermüden, zu predigen. Das hat nicht nur die Zuhörer in ihrem ganzen Verhältnisse, sondern auch den Nachmittagsgottesdienst gestört und ist der Landesverfassung ganz entgegen gewesen. Wogegen ihm sein Herr Kollator mehrjährige freundschaftliche Vorstellungen

fruchtlos gemacht, so daß endlich letzterer durch seinen Gerichtshalter Herrn Frigische ihm gesetzliche Auflage deswegen erteilen und zu einem zweckmäßigeren Predigtformate anhalten mußte. Dies ist unterm 11. November 1745 das erste Mal geschehen. Herr M. Wiegand hat das auch nicht übel aufgenommen, sondern sich selbst zu 1 Fl. Strafe in die Armenbüchse, wenn er noch einmal so lange predigen sollte, erklärt. Allein das Versprechen hat nicht lange gedauert, und der Herr Kollator sah sich genötigt, dem Herrn Gerichtshalter noch einmal Auftrag zu erteilen, sich zu dem Herrn M. Wiegand zu begeben, ihm das unterm 11. November 1745 gerichtlich aufgenommene Protokoll wegen seines unstatthafter langen Predigens und seiner darauf gethanen Erklärung wörtlich vorzulesen und ihm dabei ernstlich zu bedeuten: daß, wenn er sich in Zukunft nicht der landesmäßigen Kürze in seinen Predigten bediene, er alle fernere Konfideration beiseite setzen und ihm nach Ablauf einer Stunde durch einen auf die Kanzel schickenden Gerichtsgeschworenen des Schlußes vor der ganzen Gemeinde jedesmal erinnern lassen würde. Dies ist unterm 14. Juli 1747 geschehen.“ P. D.

„Das **Litterarische Berlin**“, das vor einiger Zeit angekündigte illustrierte Handbuch der Berliner Presse von Gustav Dahms, ist soeben im Verlage von Richard Taendler, Berlin W., Friedrich Wilhelm-Strasse 12, erschienen. Es behandelt die Geschichte, Entwicklung und Ausdehnung der Berliner Presse; die Tageszeitungen, die Tagespresse der Vororte, auswärtige hier vertretene Zeitungen; die Vorbereitung des Lesestoffs durch die Telegraphenbureau, die politischen und parlamentarischen Korrespondenzen, Lokal-korrespondenzen, Feuilletonkorrespondenzen, Unterhaltungsbeilagen, „kopfloze“ Zeitungen, Nachrichten und Auskunftsbureau, litterarische Bureau, technische Anstalten, Anzeigen- und Reklambureau; ferner die politischen und belletristischen Wochen- und Monatschriften: Wochblätter, politische und volkswirtschaftliche Blätter, litterarische Zeitschriften, Unterhaltungsblätter, Frauenzeitungen und Modejournale; weiter die Fachpresse: wissenschaftliche Zeitschriften, Blätter für Technik und Eisenbahnwesen, Industrie und Gewerbe, Land- und Forstwirtschaft, Heer und Flotte, Sport, Spiele und Sammelwesen, religiöse Zeitschriften und Fachblätter verschiedener Art; endlich die sämtlichen litterarischen Vereine Berlins. Bei jedem Blatt sind Geschichte, Tendenz, Inhalt und Erscheinungsart, Adressen und Namen des Verlags und der einzelnen Redakteure, sowie praktische Bemerkungen über Bezugs- und Anzeigenpreis, Beilagegebühren, Sprechstunde der Redakteure u. s. w. genau angegeben. Diese Angaben sind durchweg nur berichtend, nicht kritisierend gehalten. Bei den meisten Blättern sind die Bildnisse der Hauptredakteure oder hervorragender Mitarbeiter beigelegt. Besonders, von Fachmännern, Dr. Möller, Sandau, Eichberg u. s. w. geschriebene Aufsätze behandeln die Berliner Kritik, das Musikleben, das Parlament, die Börsenpresse und — den Presseball. Auch diese Artikel weisen reichen Bilderschmuck auf: Gruppenbilder namhafter Schriftsteller, bekannter Zeitungsverleger, der Journalisten im Parlament, der Kritiker im Theaterfoyer, sowie bei Eröffnung einer Kunstausstellung, im Musiksaal und in der Börse. Ein großes Lichtdruckbild mit nahezu hundert Porträts aus der Berliner Gesellschaft ist dem Presseballbericht, den selbstverständlich L. P. geschrieben hat, beigegeben. Die Illustrationen sind größtenteils von Edmund Brüning ausgeführt. (In Leinwand gebunden 3 Mark.)

Die Leichenbestattung bei Kongo-Negern. Sobald unter den Kongo-Negern ein reicher oder angesehenere Mann gestorben ist, wird er vollständig gewaschen, was ihm bei Lebzeiten vielleicht nie passiert ist, das Gesicht mit phantastischen Malereien bedeckt, die Beine so dicht wie möglich an den Leib gepreßt, daß die Kniee möglichst hoch zu liegen kommen und in dieser Lage durch Binden aus Baumrinde oder einheimischem Zeug befestigt. Dann wird die Leiche in die reichsten der im Nachlasse sich befindenden Stoffe gewickelt, so daß sie wie eine große, bunte Muffe aussieht, so hoch wie breit, aus welcher oben ein huntebemalter Kopf mit weit geöffneten, erloschenen Augen herauschaut. So wird die Leiche acht Tage lang vor der Hütte des Toten ausgestellt und die Bewohner des Dorfes und der benachbarten Ortschaften führen unter Gesang, Trommelwirbel und Flintenschüssen Totentänze um sie auf, die bei Sonnenaufgang beginnen und sich mitunter bis tief in die Nacht hinein fortsetzen. Dazu wird gehörig Bier getrunken, bis die Tänzer völlig erschöpft oder betrunken sind. Das geht solange fort, bis die Verwesung so weit vorgeschritten ist, daß sie die Umgebung arg belästigt. Nun wird am Eingange der Hütte ein Loch gegraben und die Leiche hineingesetzt und zwar mit allen Stoffen, in die sie gewickelt ist und die dazu dienen sollen, ihr im Jenseits den bisherigen Wohlstand zu verschaffen. Derselbe Wunsch ist aber auch Ursache von Menschenopfern; es wird auf dem Grabe eine je nach dem Reichtum und der Macht des Toten größere oder geringere Anzahl von Frauen und Sklaven geschlachtet, welche ihm das Leben auch fernerhin angenehm und bequem machen sollen. Die Leichen der Frauen werden quer über den Boden der Grube gelegt und der Tote darauf gesetzt, während die der Sklaven hinterdrein herabgeworfen werden, nachdem man ihnen zuvor die Köpfe abgehauen hat, die als Schmuck auf dem Giebel der einst vom Toten bewohnten Hütte befestigt werden. H. Th.

Langatmige Titulaturen. Zu den langatmigsten Titulaturen, wie sie im 18. Jahrhundert mit der Erweiterung der bureaukratischen Thätigkeit entstanden waren, dürften wohl die nachstehenden gehören, welche einer Bekanntmachung in dem „Dresdener Anzeiger“ vom Jahre 1810 entnommen sind. Nach derselben wurde der Kalkulator Müller zum Ober-Trant-Steuer- und Donativ-, auch Kautions-Zinsgelber-Haupt-Kassierer befördert, und der bisherige Ober-Steuer-Kalkulator und Brandschäden-Versicherungs-Auskaltbuchhalter Saxe zum Ober-Quatember- und Mahlgroschen-Steuer-Haupt-Kassierer ernannt. Wie mögen sich die Frau Ober-Quatember- und Mahlgroschen-Steuer-Haupt-Kassiererin und die Frau Ober-Trant-Steuer- und Donativ-, auch Kautions-Zinsgelber-Haupt-Kassiererin über diese schönen, ausgiebigen Titulaturen gefreut haben! Th.

Die Kosten der Centralbahnhöfe. Die Centralbahnhöfe, welche in den letzten Jahrzehnten an den Hauptverkehrsplätzen

geschaffen worden sind, haben folgende Aufwendungen erfordert: Frankfurt a. M. 24 850 000 Mk., Köln 24 500 000 Mk., Hannover 19 700 000 Mk., Düsseldorf 16 300 000 Mk., Halle a. S. 10 000 000 Mk., Bremen 9 500 000 Mk. und Erfurt 6 200 000 Mk. Die Erlöse aus den Verkäufen der entbehrlich gewordenen Grundstücke sind dabei allerdings nicht gekürzt. Der neue Centralbahnhof für Hamburg übertrifft nach dem Plane alle vorstehenden beträchtlich; die Kosten desselben werden auf 34 000 000 Mk. veranschlagt. Th.

Briefkasten.

Herrn C. B. Prag. Angenommen. Vielleicht gelingt Ihnen wieder einmal solch harmlos drolliges Gedicht; es soll willkommen sein. — Fr. M. S. 50. Dem Kindermärchen fehlt es etwas an ursprünglicher Nativität und das andere ist im Vortrag ein wenig verbläht und im Grundgedanken ohne tiefere Eigenart. Stil gewandt. Ein allgemeines Urteil über Ihre Begabung soll damit nicht ausgesprochen sein. — Herrn Optm. v. J. in C. Ich bestätige den Empfang Ihres Briefes. — Herrn E. W. in Old. „Melancholle“ zeigt in der Form und im Inhalt etwas mehr Eigenart. Aber tabellos ist es auch nicht. — Herrn E. S. in M. Ein Teil der Sprache kommt. — Herrn P. Frd. in B. Leider keins der drei Gedichte ganz einwandfrei. Besten Gruß auch den Ihrigen. — Herrn Lehrer R. G. in R. Zwei Sprüche kommen. — Herrn L. K. in Gl. Wieder vortrefflich gemeint, aber noch immer fehlt Eigenart. — Neugierige. Ja, M. B. hat einen Kern eigenartigen Fühlens in sich. Er kann mir mehr senden. — Fr. M. H. in Aachen. Herzenwärme vorhanden, aber in Form und Auffassung herrscht zu sehr das Herkömmliche. — Herrn Dr. Fr. B. in M. Ja, ich habe das Buch gelesen und kann es Ihnen, wenn ich auch nicht überall beipflichte, als eine ehrliche Arbeit bestens empfehlen. — Fr. M. Gl. in H. Ihre Ausstellungen sind kleinlich. — Herrn D. Fr. in St. Der Verf. lebt in Graz als Hochschullehrer. — Herrn Th. S. in Fr. Ich hatte schon von zwei Seiten erfahren, daß man mich in einer Zeitung tot gemeldet habe. Daß Sie sich über den Widerruf freuen, verpflichtet mich zum Danke. Besten Gruß!

(Schluß des Briefkastens 30. März. Alles nicht Erwähnte ist untauglich gewesen oder inzwischen erledigt.)

Inhalt der No. 28.

Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Berlow. Fortf. — Die Herren von Dammin. Roman von F. Lind-Lütetsburg. Fortf. — Beiblatt: Frühling. Von Anna Behnisch. — Frühlingsgebräuche. Von Alfred Hofmann. Schluß. — Vorsicht. Von H. Hermann. — Echte und falsche Mutterliebe. Von Otto von Leizner. Schluß. — Verglommenes Glück. Von August Krause. — Gedanken von W. v. Fising. — Tempora mutantur . . . Von Otto Falkenberg. — Vermischtes. — Briefkasten.

Zur Beachtung!

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — große Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehener, freigemachter Umschlag einliegt. Jrgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 29.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Es war am vierten Tage nach der Sitzung des Staatsrates, als ihm sein Kämmerer meldete, daß seine Gemahlin, die Kaiserin, im Vorzimmer sei und um Gehör bäte.

Ferdinand machte ein bejahendes Zeichen; die Flügelthüren öffneten sich, die stolze Gestalt Maria Annas erschien in dem Gemache.

„Ihr verschmähtet schon mehrere Tage mich zu sehen, mein Gemahl,“ ließ ihre etwas tiefe Stimme sich vernehmen. „Ich war gezwungen, mich unter die Bittenden zu mischen, die im Vorsaale Eurer Gnade harren, um vor Euer Angesicht zu gelangen.“

„Könnt Ihr zweifeln, daß Eure Gegenwart mir je anders, als teuer und hochwillkommen sei?“ sprach der Kaiser, die ihm gebotene Hand an seine Lippen führend. „Ich hielt mich von Euch, wie von allen zurück, weil mir das Herz von Sorgen schwer ist, aus denen ich keinen Ausweg finde.“

„Die Sorgen, mein Gemahl, bin ich bereit zu teilen, wie es die Pflicht der Gattin ist,“ antwortete die Kaiserin, „es sei denn, daß Ihr mich Eures Vertrauens nicht würdig hieltet.“

„Ihr wisset, daß ich niemand es lieber schenke, als Euch, die mir so oft schon Trost gespendet, doch auch Euer mildes Wort wird nicht imstande sein, den Zwiespalt der Seele mir diesmal zu lösen.“

„So spricht es aus, was Euch bekümmert,“ ermunterte die Kaiserin. „Oft kommt die Abhilfe schon, wenn das Herz erleichtert wird.“

„Vielleicht drang Euch die Kunde zu Ohren, daß Euer Bruder von mir die Auslieferung des Prinzen von Braganza begehrt, der mein General ist und einst mein Zellgenosse war.“

„Ich hörte davon,“ sagte Maria Anna, nachlässig mit dem Fächer spielend, der an goldener Kette von ihrem Gürtel hing; „und dies ist geeignet, Euch den Sinn so zu verdüstern?“

„Kann es anders sein? Er ist mir wert, ich fühle mich ihm verpflichtet und soll jetzt seine treuen Dienste mit Verrat und Undank lohnen.“

„Ich bin weit entfernt, Euch einen Rat geben zu wollen, zu unbelehrt auch, um entscheiden zu können, welche Gründe der Staatsklugheit meinen Bruder bei seiner Forderung bestimmen. Ihr wollt nicht darauf eingehen, wie mir scheint, obgleich Ihr kürzlich Eurem Schwager schriebet, kein Opfer solle Euch zu groß sein, ihm die Euch geleisteten Dienste zu vergelten.“

„Kein Opfer, da habt Ihr recht, Maria, nur das meiner Ehre nicht.“

„Das Wort läßt sich verschieden deuten,“ entgegnete die Spanierin. „Auch das, was wir so benennen, muß der Erkenntnis weichen, daß ein hohes Amt die Unterordnung unseres ganzen Sein zum Wohle Tausender erheischt.“

„Ähnliches sagte Euer Heimatgenosse, der Gesandte Philipps, zu mir,“ bemerkte Ferdinand melancholisch lächelnd, „doch es gelang ihm nicht, mich zu überzeugen. Ich fühle nur das Unrecht, das ich gegen Dom Duarte zu begehen im Begriffe bin.“

„Im Hinblick auf die Verpflichtungen, die Ihr gegen ihn habt?“ fragte Maria kühl.

„Ja, eben deshalb.“

„Ihr stellt die Dienste so hoch, die Ihr von ihm empfanget; habt Ihr nicht gegen Euren Schwager größere Verpflichtungen? Wie zahllos sind die Dienste, die Philipp Euch geleistet! Als geringe Gegengabe müßte dieser gelten, mit welchem die feinen nie bezahlt werden.“

„Müssen Güte und Gabe, die wir von Blutsfreunden genießen, also erwidert werden, sind es drückende Fesseln, die uns blutig streifen, statt uns wohlzuthun,“ sagte Ferdinand bitter.

„So verzichtet darauf für die Zukunft und Ihr seid der lästigen Entschädigungen frei. Auch mir ist es unlieb, beständig bei meinem Bruder als Bettlerin um die Mittel zu erscheinen, die wir alljährlich zur Erhaltung unseres Hofstaates brauchen, und dankbar will ich Euch sein, wenn Ihr mich dessen überheben wollt.“

Ferdinand zerknitterte unmutig die vor ihm liegenden Papiere; er bemerkte den lauernnden Blick nicht, der aus den halbgeschlossenen Augen seiner Gemahlin ihn traf.

„Ich hatte die Absicht, heute durch Don Navarro den König zu ersuchen, die Geldsendung uns erlassen zu wollen, die uns durch den Schiffbruch im Oktober verloren ging,“ fuhr die Kaiserin fort. „Ich unterlasse es natürlich gern, wenn Ihr auf die Summe verzichten mögt.“

„Nicht doch, Maria,“ rief der Kaiser. „Jener Schiffbruch war ein großes Mißgeschick für uns; ich rechnete fest auf das Geld, um die Beamten und einen Teil der Löhnung an das Heer zu bezahlen.“

„Mein Bruder wird nicht geneigt sein, sich abermals willfährig zu zeigen, wenn Ihr auf Eurem Widerstande in betreff des Infanten beharrt.“

„Die Stimme des Gewissens läßt sich nicht betäuben und diese wiederholt mir, daß ich eine schwere Sünde begehe, wenn ich nachgebe.“

„Ihr martert Euch selbst ohne Unterlaß und werdet damit nicht zur Klarheit gelangen. Warum berätet Ihr Euch nicht mit einem der berufenen Diener Gottes, die, frei von selbstlichen Bedenken, das Wort des Herrn verkünden und uns seinen Willen offenbaren? Sprecht mit Pater Quiroga, meinem hochgeschätzten Beichtiger, der mir so oft die Dunkelheit der Seele durch seine Tröstungen erhellte, und Euer Trübsinn wird weichen, wenn Ihr des heiligen Mannes Meinung vernommen.“

Der Kaiser dachte einige Minuten nach. „Ich will ihn sehen,“ sprach er mit plötzlichem Entschlusse, „vielleicht, daß er mir einen Ausweg aus diesem Wirrsal zeigt. Sendet ihn zu mir; er möge heut noch kommen.“

Maria Anna gab sich Mühe, ihren inneren Triumph zu verbergen, als sie erwiderte: „Er kann sogleich erscheinen, mein Gemahl, denn er weiß noch in meinen Gemächern, wohin ich ihn beschied, weil auch ich seines Zuspruches mich bedürftig fühle. Ich lasse Euch allein und werde ihn benachrichtigen, sich zu Euch zu begeben.“

Der Kaiser hatte auf den Besuch des Vaters nicht lange zu harren. Diego Quiroga war, des Winkes seiner Gebieterin gewärtig, bereits in dem benachbarten Zimmer und empfing mit großer Genugthuung den Befehl des Monarchen, der ihm die Bürgschaft für das Gelingen seines Planes lieferte.

„Thut, was an Euch ist, Vater, daß wir an das Ziel kommen,“ flüsterte die Kaiserin ihm zu. „Eine reiche Belohnung ist Euch sicher; Ihr wisset, daß der König niemals lügt.“

Pater Quiroga war sich vollkommen klar, was er zu thun habe, als er in demüthiger Haltung vor

den Kaiser trat, der ihn mit kurzem Kopfnicken begrüßte.

„Eure Majestät will mir die Gnade erweisen, mein bescheidenes Wort zu hören,“ sagte er mit sanfter Stimme, „welches der Grund auch dazu sei, er muß mich mit Stolz und Freude erfüllen.“

„Ihr werdet unterrichtet sein, um was es sich handelt,“ unterbrach Ferdinand ihn, „spart mir die Wiederholung dessen, was mich so tief bedrückt. Man hat mich in einen Zwiespalt gestoßen, der mir den Schlaf meiner Nächte, die Ruhe meiner Tage raubt. Ihr seid ein weiser und ein frommer Mann, der mit Bedacht den Händeln dieser Welt sich entzog, um in der Stille seinem Herrn zu dienen. Ihr werdet mir das Rechte raten.“

„Der Widerstreit, in welchem Eure Kaiserliche Majestät sich befindet, betrifft die Verhaftung des Infanten von Braganza,“ erwiderte der Priester in dem gleichen schmeichelnden Tone wie zuvor. „Und Euer Majestät mildes Herz glaubt darin ein Unrecht zu erblicken, doch dem ist nicht so. Man setzt oftmals das Messer an, um größere Wunden zu verhüten, man legt den geliebtesten Kindern Strafen auf, die das eigene Herz bluten machen und die man jenen nicht ersparen kann, weil man sie vor späterem Schaden bewahren will. So ist es auch mit dieser Maßregel, die, so hart sie an sich erscheint, dazu bestimmt ist, einer vielleicht langen und verderblichen Fehde zweier Brudervölker vorzubeugen. Eure Majestät hat das betrübende Beispiel eines nimmer endenden Krieges in dem eigenen Lande. Wollet Ihr nicht trachten, Ähnliches Eurem hohen Anverwandten abzuwenden, der Eurer Majestät in Liebe und Freundschaft verbunden ist? Ein aufreuerisches Volk zum Gehorsam unter seinen Oberherrn zurückzuführen, darf man kein Mittel unversucht lassen, auch dieses nicht, vor welchem Eure Majestät erschrickt und das dennoch den meisten Erfolg verheißt. Das Wort Gottes gebietet den Völkern, ihren Fürsten unterthan zu sein, denn in der Ordnung der Staaten beruht das öffentliche Heil, die Wohlfahrt aller, für die der Herrscher unablässig sorgt und arbeitet. Die Augen Europas sind in dieser Sache auch auf Eure Majestät gerichtet. Der erste Monarch der Christenheit darf vor dem schwersten Schritte nicht zurückbeben, wenn es die heilige Pflicht gegen die in ihrem Frieden bedrohten Völker erfordert. Was Eurer Majestät Gewissen bedrückt, ist nicht das Mitleid mit dem Prinzen von Braganza, die Furcht, ihm Schaden zuzufügen — es ist die, wenn auch uneingestandene Überzeugung, daß Ihr, erhabener Herr, die Pflicht zu verletzen im Begriffe seid, die Gott Euch in die geweihten Hände legte und um Eurer beklommenen Seele das volle Gleichgewicht wiederzugeben, ist nur ein Mittel vorhanden: den Infanten gefangen zu nehmen, ehe es ihm gelungen, sein Vaterland zu gewinnen.“

Die sanfte Stimme des Sprechers hatte sich erhoben; er stand vor dem Monarchen hochaufgerichtet, nicht mehr der unterwürfige Diener seines Gottes, sondern sein Prophet, von dessen Lippen die ge-

prochenen Mahnungen gleich machtvollen Gesetzesworten fielen.

Der Kaiser hatte sich langsam von seinem Sessel erhoben und war an seinen Arbeitstisch gegangen; der Klang einer silbernen Glocke rief den dienstthuenden Kämmerer herbei.

„Don Luis von Gonzaga möge kommen,“ befohl Ferdinand rauh. — „Habt Dank, Vater,“ wandte er sich an diesen, „ich thut wohl daran, Euch zu mir zu bescheiden. Es wird das letzte Mal nicht sein, daß ich mit Euch gesprochen.“

Der Eintritt des Grafen von Gonzaga schnitt die weitere Unterredung ab. Der Kaiser warf einige Zeilen auf ein Papier, das er Gonzaga reichte.

„Ich habe Euch einen schleunigen Auftrag zu erteilen,“ fügte er hinzu. „Mir liegt daran, den Prinzen von Braganza so schnell als möglich in meiner Gewalt zu haben. Begebt Euch noch heute nach Leipzig, wo er weilt, und überbringt ihm meine Weisung, sich sofort hier einzufinden.“

Gonzaga gehörte zu der spanischen Partei des Hofes, die sich zu dem Verberben des Prinzen vereinigt hatte; er eilte mit dem kaiserlichen Schreiben zunächst zu Don Mello, ihm die wichtige Entschließung mitzutheilen.

Dem Gesandten dünkte die Maßregel nicht ausreichend, um Duarte in Wahrheit unschädlich zu machen.

„Er wird gewarnt sein, ehe Ihr ihn erreicht habt, und entfliehen,“ bemerkte er. „Wollen wir das dulden, nachdem wir soweit gelangten? Lasset mich mit Piccolomini sprechen, bevor Ihr Euch auf den Weg macht. Wir haben den Befehl des Kaisers; Piccolomini muß die Gefahr der Zögerung erkennen. Ich werde ihm vorstellen, daß Dom Duarte im Einvernehmen mit seinem Bruder stehe und um der Strafe dafür sich zu entziehen, bereits entflohen sei. Dieses Gerücht wird auch zu den Ohren des Kaisers dringen und er wird nicht widerstreben, ihn schon in Leipzig verhaften zu lassen. Die Kaiserin ist für uns; damit ist der Sieg auf unserer Seite.“

Das ränkevolle Lügenpiel wurde unverzüglich in das Werk gesetzt. Bald ging die Nachricht von Munde zu Munde, daß Dom Duarte, seiner Schuld bewußt, seinen Posten verlassen und sich nach Portugal begeben habe.

Der Kaiser wurde von diesem Gerüchte auf das unangenehmste berührt. Er bereute, zu lange schon mit dem Haftbefehle gezögert zu haben; Philipp IV. konnte glauben, daß er die Flucht des Prinzen begünstigt, um nicht in die Lage zu kommen, dem Könige den geäußerten Wunsch zu versagen. Schon hatte Maria Anna einen ähnlichen Verdacht ausgesprochen.

Bestürmt von allen Seiten, in höchster Erregung vor den weiteren Verwickelungen, die aus der angeblichen Entweichung des Infanten entstehen konnten, ließ der Kaiser den Preis von achttausend Dukaten für die Auffindung und Herbeischaffung desselben aussetzen.

Graf Piccolomini erhielt unbeschränkte Vollmacht, zu thun, was ihm in betreff des Prinzen gut dünkte; er sandte, durch Gonzaga überredet, den Obersten

Jacinto de Vera an den einstigen Kampfgenossen ab. Die verschärfte Ordre, welche er dem Obersten mitgab, lautete: „Ihr habt mit sicherer Bededung Euch nach Leipzig zu begeben und den Prinzen von Braganza ungesäumt gefangen zu nehmen. Ist er nicht mehr am genannten Orte, habt Ihr ihm zu folgen, bis Ihr ihn gefunden. Leistet er Widerstand, habt Ihr ihn augenblicklich zu töten.“

Fünfzehntes Kapitel.

Der Winter hatte seine Schneedecke über Felder und Fluren gebreitet, die schlummernde Erde zu umhüllen, bis sie Lerchensang und Frühlingsjubiläum zu neuer Blütenpracht erweckte; die Bäume glitzerten im Schmucke der krystallinen Nadeln, die sich an ihre Äste hängten. Des Baches Murmeln war verstummt, wie alles andere Leben zu stocken schien. Nur der Schrei der Raben, die auf den verödeten Feldern ihre Nahrung suchten, tönte durch die Stille, bis sie flügelschlagend sich wieder erhoben, als des Winters traurigste Gäste an einen anderen Platz zu ziehen.

Auch in dem Schlosse zu Leipzig war es einsamer als zur Sommerszeit, obgleich die fremden Truppen ihr Winterquartier dort noch besetzt hielten, oder meinte nur Duarte, daß es so sei, weil sie hinweggegangen? Nun lagen schon Monate dazwischen, seit er von ihr geschieden — geschieden mit einem kalten, förmlichen Worte, das er sich gezwungen, an der Säufte des Barons zu sprechen, als der Zug reisefertig in dem Hofe des Schlosses stand.

Herrn von Gullerin war es offenbar angenehm gewesen, seinen Wohnort zu wechseln, Paulas ernstes Antlitz hatte nicht verraten, was sie empfand.

Und dann hatte der Zug der Reiter und Reiterinnen sich in Bewegung gesetzt und an der Biegung der Straße, die ihn den Blicken der Zurückbleibenden entzog, hatte Paulas weißer Schleier einen Abschiedsgruß gewinkt — galt er der Heimat, die sie verließ — galt er ihm?

Er war, als er in das Schloß trat, nicht in seine Gemächer gegangen. Es zog ihn dorthin, wo sie gewilt hatte, als müsse er in den jetzt leeren Räumen den Hauch ihres Geistes, den Schatten ihres Selbst wiederfinden. Langsam war er durch die Reihe der Zimmer geschritten, sie muteten ihn fremd und kalt an. Nichts verriet in ihnen das Wesen ihrer bisherigen Bewohnerin. Die seidenen Polster, die vergoldeten Geräte schienen nie benutzt zu sein, all jene kleinen, zierlichen Gegenstände fehlten, die das Walten einer Frauenhand bekunden. Sie, deren er gedachte, hatte nur als Gast eine kurze, flüchtige Zeit in ihnen gewilt, sie war mit ihrem Herzen nicht heimisch darin geworden.

Duarte kam das kleine Haus am Bergeshange in den Sinn, das er als Eigentum erworben, um die Trauung Leonhards darin vollziehen zu lassen. Er hatte es seit jenem Tage nicht gesehen, ohne eigentlich zu wissen, was ihn davon abgehalten. Er erinnerte sich, welch eine Sehnsucht ihn damals ergriffen, als

er Paula kennen gelernt hatte, sie in ihrem bescheidenen Heim zu sehen und wie er es nicht gewagt, aus Furcht vor dem großen, fragenden Blicke, der sein Eindringen vielleicht begrüßte. Jetzt hinderte ihn nichts mehr, jene Schwelle zu überschreiten, denn sie war ferne.

Der Weg durch das Dorf war schnell zurückgelegt und doch kam er ihm länger, weit länger vor, als an jenem Tage, da sie an seiner Seite ging. Dort der steile Pfad führte zu dem Hause empor, in dem Gärtchen, das Paula und ihre Schwestern pflegten, blühten die letzten Blumen. Duarte öffnete die Thür und trat in das Innere des Häuschens ein.

Es war in dem Zustande geblieben, wie seine frühere Besitzerin es bei ihrer Übersiedelung in das Schloß gelassen. Die schlichten Einrichtungstücke, die kleinen Besitztümer aus vergangener Zeit hätten schwerlich in das neue, prunkende Heim gepaßt. Dort unter dem Marienbilde stand der kleine Schemel, auf dem sie ihre Gebete verrichtete, verwelkte Rosen umgaben das geweihte Bild; auf dem Tische am Fenster lag Nähgerät und Reste von Leinen, das wohl für die Armen im Dorfe seine Verwendung gefunden, der Spinrocken in der Ecke war noch mit Flachs gefüllt.

Hier in der anstoßenden Kammer standen die kleinen Betten der Kinder, das weißverhangene Lager, auf welchem die erblühende Jungfrau ihres Lebensmorgens holde Träume umschwebten. Die Träume waren zerronnen vor der kalten Wirklichkeit, ein greisenhaftes Angesicht tauchte neben jenen milden, reinen Zügen auf, die er in greifbarer Deutlichkeit vor sich zu sehen glaubte und um die segenspendende Hand schlang sich die goldene Fessel, die sie jenem verbunden.

Noch oft seit diesem ersten Tage hatte er in dem kleinen Hause geweilt, nun lag es tief verschneit, dem Wanderer kaum noch zugänglich, ein Bild der Verböbung, der gestorbenen Hoffnung.

Duarte war auch heute daran vorübergegangen, ohne jedoch, wie sonst, einzutreten, ein Bage war ihm nachgeilt, zu melden, daß verschiedene Depeschen für ihn gekommen; er kehrte sofort um, den Rückweg durch die äußere Dorfstraße zu nehmen, welche ihn in kürzester Zeit zum Schlosse brachte.

Vor der Thür seiner Hütte stand Kaspar Mels mit Holzzerkleinern beschäftigt, als er des Prinzen ansichtig wurde. Er stellte seine Arbeit ein, um zu seinem Wohlthäter zu eilen und ihm die Hand zu küssen.

„Wie geht es Dir und Deinem Weibe?“ fragte Duarte gütig.

„Besser, viel besser, als je zuvor,“ war die Antwort. „Dank Euch, gnädiger Herr, und Eurer Hilfe sind wir alle gesund und können arbeiten. Das lobne Euch der große Gott, zu dem wir täglich für Euch beten.“

„Ich komme morgen oder übermorgen zu Dir, wieder nachzuschauen, wo es Euch an etwas gebricht,“ lächelte Duarte, „und ist es so, magst Du ungeschweht es sagen. Frau Andrea Koscielski teilte mir mit, daß Deine Kinder Winterkleider brauchen und gar

wenig anzuziehen hätten. Dem kann leicht abgeholfen werden.“

Er schnitt die Dankesäußerungen des erfreuten Mannes mit freundlichem Gruße ab und ging raschen Schrittes weiter. In der Vorhalle des Schloßes kam ihm Leonhard entgegen, der schon seit mehreren Monaten die Stellung seines Geheimschreibers bekleidete.

„Du hast bereits nach mir geschickt,“ sprach der Prinz. „Sind Dinge von Wichtigkeit eingegangen, um die Eile zu rechtfertigen?“

„Wie ich annehme, ja, Hoheit,“ antwortete Leonhard. „Ein Brief von Senhor Nuñez da Costa aus Hamburg, in Chiffren geschrieben, der nur von Eurer Hoheit eröffnet werden soll.“

„Er wird mir Nachrichten aus Lissabon geben, wo man mich in der letzten Zeit etwas vernachlässigte. Und weiter?“

„Ein Reitender überbrachte die Kunde, daß General Baner sich mit seinem Hauptquartier in Regensauf befinde und Gefahr vorhanden, daß er weiter gegen Regensburg vorrücke.“

„Es ist ihm zuzutrauen und auch kein übler Gedanke seines kühnen Geistes, den Kaiser und die dort versammelten Fürsten zu überfallen und aufzuheben. Ist man in Regensburg darauf vorbereitet?“

„Ich zweifle daran. Unser Dragoner hat es durch einen Spion erfahren, der ihn begleitete und die Gegend umher abstreifte.“

„So wäre es am Plage, dem Kaiser mit unserem Regimente zu Hilfe zu eilen, ehe Baner oder Guébriant uns zuvorkommen,“ sagte Duarte, „der Dragoner möge in einer halben Stunde bei mir sich melden, damit ich ihn selbst befrage. Inzwischen will ich lesen, was mir Nuñez da Costa schreibt.“

Als Dom Duarte zur gemeinsamen Mahlzeit mit seinen Offizieren und den Kavaliern seines Gefolges in der Halle erschien, trug sein Antlitz einen ungewöhnlich heiteren Ausdruck; es war, als müsse er etwas Freudiges erlebt haben.

„Eure Hoheit hat eine gute Botschaft erhalten,“ bemerkte Leonhard endlich, der ihm gegenüber saß, „denn Glück und Befriedigung künden Eure Mienen.“

„So ist es auch, mein Leonhard,“ erwiderte der Prinz, „und Ihr alle, meine Getreuen, sollt es erfahren, was Nuñez da Costa mir meldete. Mein Bruder Joao ist einstimmig zum König von Portugal erwählt worden. Unser Land, das sechzig Jahre hindurch von Spaniens Herrschaft unterdrückt wurde, hat sich aus seiner Sklaverei befreit und sich selbstständig gemacht. Ihr werdet es begreifen, meine Freunde, daß mich das Glück meines Bruders stolz und froh werden läßt. So erhebt denn die Becher mit mir und laßt uns den ersten Trunk dem neuen Könige darbringen, den Heil und Segen immerdar begleiten mögen!“

Der Trinkspruch fand allgemeinen, ungetheilten Widerhall; man drängte sich glückwünschend um den Infanten, es war nicht einer unter den Anwesenden, der nicht aufrichtigen Herzens dem geliebten Führer den Sieg seines Hauses gegönnt hätte, von welchem

man auch für ihn eine glänzende Schicksalswendung voraussetzen durfte.

Nur Leonhard war seit der Verkündigung des Prinzen seltsam still und nachdenkend geworden. Duarte entging dies nicht.

„Du nimmst an allem teil sonst, was mich angeht,“ sagte er, „freust Du Dich nicht mit mir?“

„Ich freue mich, mein gnädigster Herr,“ sprach Leonhard, „weil ich Euch froh sehe. Verlaßet den thörichten Träumer, der sich der unnötigen Gedanken nicht entschlagen kann.“

„Und welche Gedanken sind es, die Dir so plötzlich gekommen?“ forschte der Prinz.

„Ich finde es auffällig, daß Eure Fürstliche Gnaden diese Nachricht nicht schon früher aus Eurem Lande selbst, sondern auf langem Umwege über Hamburg erhalten hat.“

„Du hast recht,“ entgegnete Duarte sinnend. „Wie geht es zu, daß man es versäumte, mich früher von dem Ereignisse in Kenntnis zu setzen? Die Empörung in Lissabon fand am ersten Dezember statt; wir schreiben heute den dreiundzwanzigsten Jänner.“

„Vielleicht ist der Brief an Eure Hoheit verloren gegangen,“ sagte der Hauptmann Don Cueva. „Es kam schon öfters vor, daß man die Boten auffing, sie ihrer Depeschen beraubte.“

„Es ist die Frage, ob man in Wien und Regensburg nicht besser bedient ist, als Eure Hoheit, den die Sache am nächsten betrifft,“ meinte Leonhard.

„Das wäre ein Grund mehr, mich augenblicklich nach Regensburg zum Kaiser zu begeben, mit ihm über das Vorgefallene mich zu verständigen.“

„D thut es nicht, mein gnädiger Herr,“ fiel Leonhard erschrocken ein. „Geht jetzt, nur jetzt nicht dorthin.“

„Schwarzsehender Du! weshalb denn nicht? Es war ja ohnehin meine Absicht, um dem Kaiser unser Regiment zum Schutze gegen Valler zur Verfügung zu stellen. Wir können übermorgen aufbrechen; die Truppen mögen, wenn es not thut, etwas später folgen.“

Leonhard schwieg; Duarte setzte das Gespräch nicht fort, sondern plauderte mit seinen Offizieren über verschiedene Tagesfragen. Als die Mahlzeit beendet war, befahl er Leonhard, ihn auf sein Zimmer zu begleiten.

„Du sprachest Dich nicht aus, was Dir im Hinblick auf die geplante Reise Besorgnis verursacht,“ begann er, als sie allein waren. „Was kam über Dich, mir einen Schatten in die kaum empfundene Freude zu werfen?“

„Ich bange für Euch, teurer Herr,“ antwortete Leonhard gepreßt. „Nennt es Ahnung, nennt es Schwäche, die von der heutigen Kunde nichts Gutes für Euch erwartet. Ihr sehet gegenwärtig nur den sonnigen Tag, aber auch aus heiterem Himmel kann der Blitzstrahl uns treffen, der unsere Zukunft vernichtet.“

„Das Unglück, das Du selbst gehabt, hat Dir den leichten Sinn geraubt, Dich vorzeitig düster und gramvoll gemacht. Was soll mir Übles brohen, wenn

ich nach Regensburg gehe? Der Kaiser ist mir wohlgesinnt; es ist ja auch meine Pflicht, mit ihm mich zu besprechen, ob er meiner weiteren Dienste noch bedarf, die vielleicht mein Bruder und das Vaterland für sich begehren werden.“

„Ihr seid allein in einem fremden Lande; wer würde Euch schützen, Euch zur Seite stehen, wenn man Böses gegen Euch im Schilde führte? Es ist nicht ohne Grund, daß man Euch solange in Unkenntnis über das Geschehene ließ.“

„Du siehst Gespenster. Man kann mir nichts anhaben, denn ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

„Hat man nach meiner Schuld gefragt, als man mir meinen Degen nahm und mich unwürdig hieß, ihn weiter zu führen?“ entgegnete Leonhard schmerz erfüllt. „Man nahm an, daß ich an den Thaten anderer beteiligt sei und gab mir meine Ehre nicht wieder, als sich nichts gegen mich entdecken ließ. — Erinnert Euch, teurer Herr, daß es das spanische Reich ist, gegen das Euer hoher Bruder den Krieg erklärte, erinnert Euch, daß der Kaiser von spanischen Einflüssen umgeben ist, die um so eher sich gegen Euch wenden können, je weniger man Dom Joao Schaden kann.“

„Der Kaiser ist zu gerecht, zu klar im Geiste, um fremden Stimmen sein Ohr zu leihen.“

„Glaubt das nicht, Hoheit. In der Zeit, als ich im Hause der Eltern meiner Frau täglich ein und aus ging, hörte ich vielerlei über die Vorgänge am Hofe, das Euch während Eures kurzen Aufenthaltes in Wien nicht zur Kenntnis gelangte. Die Kaiserin beherrscht ihren Gemahl und sie ist das Haupt der spanischen Partei, sowie sie Philipps IV. Schwester ist. Die Minister, auch Graf Trautmannstorff, stehen in spanischem Solde.“

„Du träumst,“ sagte Duarte ungläubig.

„Mir verriet es Herr von Helling, daß der Graf schon seit Jahren einen Zuschuß von zweitausend Dukaten aus der königlichen Schatzkammer zu Madrid bezöge, die er allerdings auch notwendig braucht, da er Schulden hat.“

„Was kann das mit mir und meinen Angelegenheiten zu thun haben? Graf Trautmannstorff ist überdies mein Freund.“

„Er wird aufhören es zu sein, wenn der Druck von außen stärker wird. Die Spanier werden kein Mittel unversucht lassen. Wie oft gedachte Herr von Helling im Zorne ihres beständigen Wühlens, das sich auf alles erstreckte, was ihre Herrschgier hindern wollte.“

„Es wäre Feigheit von meiner Seite,“ sprach Duarte, „wollte ich von meinem Vorhaben abstehen, weil ich für meine persönliche Sicherheit fürchtete, und mich in den Verdacht stellen, ich habe in der That etwas begangen, das strafbar oder ungesetzlich sei. Doch um Dich zu beruhigen, werde ich nicht ohne die nötige Sicherheit nach Regensburg gehen. Dreißig bewaffnete Männer werden mich begleiten und in meiner Nähe bleiben. Mir liegt viel daran, den Kaiser selbst zu sprechen und seine Ansicht über meines Bruders Erhebung zu hören. Es wird davon abhängen, ob ich Deutschland in Kürze ver-

lasse und Dich und Deine Andrea mit mir nehme. Im sonnigen Süden, in meinem schönen Vaterlande werdet auch Ihr es lernen, wieder froh zu blicken.“

„Ich gehe mit Euch,“ murmelte Leonhard, „sei es in das Verderben.“

„Nicht in das Verderben, Du mein Getreuer! Bessere Tage werden für uns alle kommen; ich fühle von neuem, wie ich die Heimat liebe, der ich solange ein Fremdling war und die jetzt ihres Sohnes bedürfen wird, das Joch für immer von sich fernzuhalten, das sie so mutig abgeworfen. Der graue Himmel, der seit Wochen über uns hängt, macht auch das Herz trübe und schwer; ich lasse ihn zurück mit den verwirrenden Träumen, die ich darunter träumte und die dem Leben neuer Thaten weichen werden, das mir die Zukunft bringen muß.“

Die Reisezurüstungen wurden schon an dem nämlichen Tage begonnen. Don Duarte wählte, um schneller nach Regensburg zu gelangen den Wasserweg. Die Donau war eisfrei, die Fahrt zu Schiffe weniger beschwerlich, als der Ritt durch schneebedeckte Fluren, aufgeweichte Straßen.

Ein zahlreiches Gefolge sollte den Prinzen umgeben, Don Cueva, der Leonhards Besorgnis teilte, hatte aus eigenem Antriebe die Zahl der Soldaten verstärkt und alle scharf bewaffnet. Es sollte nichts verabläumt werden, einer möglichen Gefahr vorzubeugen.

Die Dorfbewohner vernahmen mit Trauern, daß ihr Wohlthäter von ihnen scheide. Er hatte ihnen in den langen Winterwochen mit Lebensmitteln, warmer Kleidung und Geschenken aller Art geholfen; sie wußten, daß es nun mit den guten Tagen vorüber sei, daß andere kommen würden, statt seiner, die wie ihre vielen Vorgänger keine Schonung, kein Erbarmen kannten.

Eine dichtgedrängte Menge stand an der Straße, die er nehmen mußte, ihn noch einmal zu sehen, ihm tausend Segenswünsche nachzurufen. Wer mochte wissen, ob er wiederkehrte, obwohl er es, bewegt von der Anhänglichkeit der Leute, versprach? Die Männer reichten ihm die schwierigen Hände, die Mütter hoben ihränen Augen die Kinder zu ihm empor, die er so oft geliebt hatte, und viele der Dörfler gaben dem Zuge eine weite Strecke das Geleite.

Am längsten lief der Schulmeister Kaspar Wels mit. Schluchzend klammerte er sich an das Pferd des Prinzen, bis ihn dieser endlich freundlich zur Umkehr mahnte und sein letztes Wort war: „Behüt's Gott viel tausendmal!“

* * *

Ohne Zwischenfall wurden die ersten Tage der Reise zurückgelegt. Kurz vor Donauwörth erreichte den Prinzen ein Brief Don Gonzagas, in welchem dieser den Befehl des Kaisers an Duarte mitteilte, zugleich mit der Benachrichtigung, daß er selbst mit dem Fürsten in den nächsten Tagen zusammenzutreffen gedenke.

Unter der Umgebung des Infanten rief die kaiserliche Botschaft allgemeine Bestürzung hervor.

Auch die arglosesten Gemüter konnten sich der Befürchtung nicht verschließen, daß dem Befehle etwas Außergewöhnliches zu Grunde liegen müsse, doch die Vorstellungen, die man Don Duarte machte, der Weisung nicht zu folgen, stießen bei ihm auf entschiedenen Widerstand.

„Der Kaiser, mein Kriegsherr, ruft mich,“ antwortete er, „wie dürfte ich dem Gebote ausweichen? Was man auch wider mich plant: keiner Schulb mir bewußt, gehe ich zu ihm, auf Treu und Glauben, daß mir als seinem Gaste nichts Übles widerfahren kann.“

In Donauwörth, wo man einen kurzen Aufenthalt nahm, erschien Graf Luigi Gonzaga, begleitet von dem Hauptmann Miguel del Ferro, an Bord des Schiffes, um mündlich den Inhalt des kaiserlichen Briefes zu bestätigen. Duarte hörte ihn gelassen an.

„Ihr sehet,“ erwiderte er, „daß ich bereits auf dem Wege zu Seiner Majestät bin, um meine Dienste ihm zur Verfügung zu stellen. Habe ich, wie es mir scheint, ohne mein Wissen noch Wollen, seine Unzufriedenheit erweckt, so bin ich gewillt, ihm jede Genugthuung zu geben, die er von mir verlangt. Dankbar würde ich Euch sein, Graf Gonzaga, könntet Ihr mich unterrichten, ob man in der That mich einer Schulb anklagt.“

„Eure Hoheit möge versichert sein, daß dies nicht der Fall ist,“ erwiderte Gonzaga ausweichend, „meine Sendung erstreckt sich nicht weiter, als auf das, was ich Eurer Fürstlichen Gnaden übermittelte.“

„Ich habe keine Ursache, Eure Worte anzuzweifeln,“ sagte Duarte mit Nachdruck. „Läge etwas gegen mich vor, würdet Ihr, der das Vertrauen Seiner Majestät besitzt, darum wissen. Wollet Ihr die Ehre mir erweisen, für den Rest der Reise mein Gast zu sein, wird Eure Gesellschaft mir und meinem Gefolge die Tage zu einer angenehmen Erinnerung gestalten.“

„Es würde mir Auszeichnung und Freude sein,“ sprach Graf Gonzaga mit der gleichen Höflichkeit, wie die Einladung gegeben war. „Doch muß ich zu meinem Bedauern es mit hohem Danke ablehnen. Ein weiterer Auftrag des Kaisers führt mich nach Nordlingen, wo ich einiges zu ordnen habe.“ —

Er verließ nach kurzem Verweilen das Schiff; Leonhard warf sich, nachdem der Abgesandte gegangen, seinem Gebieter zu Füßen.

„Rehrt um, gnädiger Herr, ich beschwöre Euch,“ flehte er, „noch ist es Zeit; wir sind bei Euch, um Euch zu verteidigen, falls man an Euch wollte. Sahet Ihr nicht den Triumph in dieses tüchtigen Italieners Angesicht, als er Eure Zusage empfing? Er steht mit den Spaniern im Bunde, seine Schwägerin war die bisherige Regentin Eures Vaterlandes. Man hat Euch bei dem Kaiser verdächtigt und jene Aufforderung, Euch ihm zu stellen, bedeutet Euer Unglück.“

Die portugiesischen Begleiter des Prinzen, Manuel de Naranha, Luiz Pereira da Costa und der spanische Hauptmann, Don Cueva, vereinigten ihre Bitten mit denen Leonhards; Duarte schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht mehr zurück, seit ich mein Wort gegeben, vor dem Kaiser zu erscheinen, und wie ich

meine Zusage halte, wird auch er die gelobte Treue halten. Einem Ungläubigen selbst ist der Fremdling heilig, der vertrauend über seine Schwelle schreitet; ein Christlicher Herrscher kann die Gesetze der Ehre nicht brechen, die ihn verpflichten, einen Fürsten, der, ohne sein Vasall zu sein, ihm aufopfernd diene, gegen die Verleumdungen, die Unbill seiner Feinde zu schützen.“

„Der Hochsinn Eures eigenen Herzens läßt Eure Hoheit so urteilen,“ bemerkte Don Cueva, „doch nicht alle Menschen sind so großmütig, wie Ihr. Ich bin der Meinung Koscielskis, daß es geratener sei, sich jeder Anklage und jeder möglichen Verfolgung zu entziehen.“

„Der Anklage werde ich zu begegnen wissen, da ich nichts entdecke, worauf sie sich stützen könnte und eine Verfolgung wird nicht stattfinden. Seid außer Sorge, meine Getreuen! Habt Ihr vergessen, daß zur Zeit in Regensburg die Stände versammelt sind, um über die Aufrechterhaltung der Gesetze Rates zu pflegen? Weber der Kaiser noch irgend einer der Fürsten wird das Privilegium der freien Reichsstadt mißachten, das die dorthin Berufenen, vornehmlich zur Zeit des Reichstages, unverleßlich macht. Dieses Vorrecht darf ich auch für meine Person beanspruchen und Eure Befürchtungen sind damit widerlegt.“

Sie waren es nicht, wenn auch niemand einen weiteren Einspruch wagte, der bei dem fest geäußerten Willen des Infanten nutzlos gewesen wäre. Eine drückende Stimmung halte sich der sämtlichen Begleiter Dom Quartes bemächtigt, die sich zu steigern schien, je näher man dem Ziele kam. Leonhard Koscielski und Don Cueva hatten sich verabredet, von ihren Waffen rücksichtslos Gebrauch zu machen, wenn sich bei der Landung vor Regensburg irgend etwas ereigne, das ihren Argwohn bestärke. Die Soldaten und Diener waren in gleicher Weise verständig.

Doch nichts Auffälliges war zu erblicken, als das Schiff an das Ufer stieß. Nur eine reichgeschirrte kaiserliche Karosse hielt in einiger Entfernung, der der Geheimschreiber der Kaiserin, Don Navarro, entstieg, um im Namen seines Monarchen den Prinzen zu begrüßen und ihn zu ersuchen, in der Kutsche Platz zu nehmen.

Das Gefolge blieb zurück. Man glaubte, daß der Kaiser dem Infanten im Schlosse einige Zimmer habe einräumen lassen und erwartete von dort aus die Befehle, wo die Diener und die Soldaten unterzubringen seien.

Aber der Wagen, in welchem sich Dom Duarte befand, nahm nicht den Weg in das Innere der Stadt; er fuhr durch enge, winkelige Gassen, bis er vor einem bescheidenen Gasthause hielt, dessen Äußeres in keiner Weise einer Wohnung fürstlicher Gäste glich.

Don Navarro sprang aus dem Wagen und lud den Prinzen ein, ihm zu folgen, der nach einigem Zögern dem Verlangen nachkam. In dem schmutzigen, halbfinsternen Hausgange, den er zu durchschreiten hatte, standen mit aufgezplantem Gewehre zwei Reihen Musketierte; Don Navarro schloß die Thür

des Einganges und wandte sich in völlig veränderter Haltung an Dom Duarte.

„Mein Prinz,“ sprach er, „ich bin zu meinem Schmerze gezwungen, Euch der Verkünder einer unliebsamen Botschaft zu sein. Gewichtige Staatsgründe, die man Eurer Hoheit später erklären wird, zwingen Seine Kaiserliche Majestät, Eure augenblickliche Verhaftung anzuordnen. Die Zimmer vor Euch sind Euch zur Benutzung angewiesen, doch dürft Ihr sie ohne besondere Erlaubnis nicht verlassen. Eure Diener wird man Euch zurückgeben, nachdem man sie verhört hat. Wollet mir Euren Degen überliefern.“

Duarte war unter den brutalen Worten bleich geworden. „Ehe ich Eurem Gebote gehorche,“ erwiderte er trotzdem ruhig, „habe ich die Frage an Euch zu richten, mit welchem Rechte man mich meiner Freiheit beraubt und Euch darauf aufmerksam zu machen, daß ich kein Unterthan des Kaisers, sondern ein freier Fürst aus fremdem Lande bin, mit dem man nicht nach Willkür verfahren darf. Hat man mich eines Vergehens anzuklagen, so möge man mir dieses nennen, doch werden die hier versammelten Stände dann erst über mein Schicksal und meinen Verbleib zu entscheiden haben.“

Don Navarro zuckte die Achseln. „Ich handle nicht nach eigenem Ermessen, sondern auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers,“ entgegnete er kalt, „und bedauere, Eurer Hoheit eröffnen zu müssen, daß Euer Widerstreben nutzlos sei, und Ihr Euch den getroffenen Verordnungen fügen müßet. Das Haus ist von vierzig Mann Soldaten unter dem Befehle des Kapitäns del Ferro bewacht, ein Entrinnen für Euch unmöglich. Graf Gonzaga, der gleichzeitig mit Eurer Hoheit eingetroffen, wird in wenigen Minuten zur Stelle sein, Euch das weitere zu erklären.“

Der Gefangene richtete sich stolz empor. „Ich sehe, daß ich der Gewalt mich unterwerfen muß,“ sagte er, „daß man mit Hinterlist erreichte, was auf gesetzmäßigem Wege vielleicht nicht möglich war. Nehmt meinen Degen, den ich hoffte, noch oft zu des Kaisers Ehre und der Verteidigung seines Reiches zu führen, und sagt Eurem Herrn, daß ich seinen Urteilspruch für ein Vergehen erwarte, von welchem ich bis zu diesem Augenblicke nichts weiß.“

Er nahm den vergoldeten Degen, den er an der Seite trug, aus dem Gehent. Es war der nämliche Degen, den ihm Anton Schommer gefertigt, nachdem er durch Ferdinand III. seine Ernennung zum Generale der deutschen Armee erhalten. Dann trat er in das Zimmer, welches sein Gefängnis werden sollte.

Das Gemach war ein niedriger, unsauberer Raum, gleich dem daranstoßenden Schlafzimmer, ohne die geringste Bequemlichkeit. Die Fenster waren in offener Gasse von innen mit Holzstangen verlegt, um ein Öffnen derselben zu hindern, die Luft des engen Zimmers war insolgedessen dumpf und schwer. Duarte achtete nicht darauf; er hatte sich in einen der plumpen Holzjessel geworfen und war in düsteres Brüten versunken.

Der Eintritt des Grafen Gonzaga riß ihn daraus empor.

„Ihr habt Eure Rolle vortrefflich gespielt,“ rebete er mit bitterem Hohne ihn an, „Ihr lodtet mich in die gestellte Falle, in die ich im Vertrauen auf die Gerechtigkeit Eures Fürsten ohne Arg gegangen. Wollet mir wenigstens sagen, mit welchen Gründen Ihr den unerhörten Bruch des Völkergastrechtes zu beschönigen gedenket.“

„Der Grund Eurer Verhaftung, mein Prinz,“ antwortete Gonzaga unbewegt, „ist ein sehr einfacher und müßte auch Eurem scharfen Verstande einleuchtend sein, nachdem Ihr ihn vernommen. Man vermutet Euch im geheimen Einverständnisse mit Dom Joao, Eurem erlauchten Bruder, der sich gegen Spanien empörte, und Seine Majestät der Kaiser sieht sich genötigt, Eurer Person sich zu versichern, um Euch an weiteren Schritten in dieser Sache zu hindern.“

„Es ist mir unerfindlich,“ versetzte Dom Duarte, „welche Schritte ich in einer Angelegenheit gethan, oder noch thun könnte, die ich erst vor wenigen Tagen durch einen Zufall, nicht einmal durch unmittelbare Benachrichtigung erfuhr. Ich kam hierher, um mit dem Kaiser darüber zu sprechen und werde, ohne vor sein Angesicht gelassen zu werden, eingekerkert, nur, weil man den Verdacht gefaßt hat, ich könne um ein Ereignis in meinem Vaterlande gewußt haben, das zu verhüten gänzlich außer meiner Macht lag, so wenig, wie es mir möglich gewesen wäre, es zu begünstigen. Wie nennt sich somit das Verbrechen, das man mir vorwirft, und bin ich, trotz meiner Unkenntnis jener Vorgänge, strafbar, so verlange ich vor ein Tribunal von Richtern gestellt zu werden, die meinem Range angemessen sind, nicht ohne Verhör noch Urteil in unwürdige Haft geworfen zu werden.“

„Ich setze in die Versicherung Eurer Hoheit, daß Ihr an der Empörung in Portugal keinen Anteil genommen, nicht den geringsten Zweifel,“ sprach Gonzaga, „doch werden die bei Euch und Euren Dienern gefundenen Papiere darüber erst völligen Aufschluß geben. Bis dahin müßet Ihr, mein Prinz, Euch Eure Gefangenschaft gefallen lassen. Es steht allein bei Seiner Majestät, ob er diese aufhebt. Um Euch indessen keine Unruhe über Euer Schicksal zu bereiten, giebt mein erhabener Gebieter Euch sein kaiserliches Wort, Euch niemals an Spanien auszuliefern.“

„An Spanien, mich?“ rief Duarte. „Bin ich ein Landesverräter, ein Rebell, den man dorthin auszuliefern hat, wo er gesündigt? Habe ich den König von Spanien beleidigt, oder durch meine Dienste in dem deutschen Heere mir nur das Anrecht auf Verrat und Undank erworben? Ich lasse Seine Kaiserliche Majestät ersuchen, mir eine Audienz zu gewähren. Er wird und muß mich anhören und der gerechte Sinn, der ihn stets besellte, wird sich bei seiner Entscheidung über mein ferneres Geschick nicht verleugnen.“

Gonzaga wußte genau, daß der Kaiser das Ansuchen nicht erfüllen, daß vielmehr die ihn umgebende Partei alle Hebel in Bewegung setzen werde, eine

Zusammenkunft der beiden Fürsten zu verhindern, falls Ferdinand sich wirklich dazu geneigt zeigte.

„Ich werde Seiner Majestät Euren Wunsch vortragen,“ sagte er trotzdem mit heuchlerischer Zuvorkommenheit, „Eure Hoheit möge überzeugt sein, daß nichts unterlassen wird, um Euer Los zu erleichtern.“

Der Prinz warf einen bezeichnenden Blick auf die armselige Einrichtung des Zimmers.

„Was wird aus meinen Dienern?“ fragte er. „Sie wissen nicht, was mich betroffen und harren auf dem Schiffe, das mich herbrachte, vergebens meiner Rückkehr.“

„Euer Hoheit Befolge wird benachrichtigt werden. Liegt nichts gegen sie vor, wird man sie in ihre Heimat entlassen.“

„Man will sie ganz und gar von mir trennen? Sie brotlos in die Ferne schicken, die Härte, mit der man mir begegnet, auch gegen die Getreuen wenden? Besinnet Euch, Graf! Ich bin aus königlichem Blute, und ob man als Gefangenen mich in Eure Hände gab, es kann der Wille Eures Herrn nicht sein, daß man mich unwürdig behandelt, mir nicht einen meiner Diener läßt, mir nicht gestattet, für die anderen zu sorgen.“

Gonzaga schien zu fühlen, daß er zu weit gegangen. „Die Diener, welcher Ihr bedürft, werden Euch zurückgegeben,“ sagte er, „sowie auch jeder andere billige Wunsch Euch gewährt werden soll. Das Haus, in welchem Ihr Euch befindet, ist nicht mit der genügenden Behaglichkeit ausgestattet, an die Eure Hoheit gewöhnt ist, doch fand sich kein anderes, da die Stadt durch die Versammlung des Reichstages überfüllt ist. Ich werde zunächst Sorge tragen, daß man Euren Koch hersehe, damit er Eure Mahlzeiten in gewohnter Weise bereite.“

„Thut, wie es Euch gut dünkt. Die Dragoner, die mich begleiteten, mögen zu ihrem Regimente nach Leipzig zurückkehren, und da es kaum wahrscheinlich ist, daß man die Führung dieses Regimentes mir jemals wieder überträgt, so stelle ich meine waderen Soldaten, bis andere Weisung gekommen, unter den Befehl Don Pedros de Cueva, der sich zur Zeit in Regensburg befindet.“

Er wandte sich zum Fenster, um Gonzaga anzudeuten, daß er die Unterredung geendet wünsche. Der Graf zog sich zurück, um sofort zu Don Mello zu eilen und im Verein mit ihm und Navarro zu beraten, wie es zu ermöglichen sei, den Infanten, trotz der Gegenerklärung des Kaisers, so schnell als möglich nach Spanien zu überführen.

Sechzehntes Kapitel.

Noch in der nämlichen Stunde wurde unter der Führung eines kaiserlichen Kommissars das Gefolge Dom Duartes verhaftet, sämtliche Briefe und Papiere, die sich vorfanden, mit Beschlag belegt und das ganze Schiff einer eingehenden Durchsuchung unterzogen.

Navarro prüfte sorgfältig die ihm vorliegenden Schriftstücke; zu seiner Enttäuschung lieferten sie für ein Einverständnis des Prinzen mit seinen Landsleuten nicht den geringsten Anhalt. Die Diener, die in Trauer und Entsetzen das Geschehene vernommen, wurden scharf verhört; auch sie vermochten keine genügende Auskunft zu geben, obwohl Navarro drohte, ihnen durch Zwangsmittel die Zunge lösen zu wollen.

Der Brief Ruiz da Costas war das einzige, was Navarro erbeutet hatte, und dieser war in einer Chiffersprache abgefaßt, die er nicht verstand. Don Cueva und einige der Kavaliere, die zu des Prinzen Begleitung gehörten, berichteten, was sie über den mutmaßlichen Inhalt wußten; ihre Aussagen bestätigten die Dom Duartes. Navarro nahm den Brief an sich. Wie unverdächtig auch sein Inhalt sein mochte, er konnte ihm als Waffe gegen den Gefangenen dienen.

Der Anordnung Gonzagas sich erinnernd, dem Prinzen einige seiner Diener zu senden, wählte er unter den Personen des Gefolges mehrere aus, die in der Nähe Duartes bleiben sollten, bis anderweitig über sie verfügt würde. Es waren der Kammerer Luiz Pereira da Costa de Sampaio, der Mayordomo Gaspar de Magalhaes, zwei Pagen, drei Diener und ein Koch.

Don Cueva, der mit unverhohlener Mißbilligung den Vorgängen gefolgt war, näherte sich Navarro.

„Ihr scheint zu vergessen, Don Navarro,“ sagte er, „daß Seine Hoheit als frommer katholischer Christ in seiner unverdienten Prüfung des Zuspruchs seines Beichtigers bedürfen wird, da Ihr Padre Taifol nicht unter den von Euch bezeichneten Personen nennt. Auch ist Dom Duarte nicht daran gewöhnt, seine Briefe selbst zu schreiben, oder steht sein Sekretär auf der Liste Eurer Gefangenen, weil er das Unglück hatte, Euch keine erwünschtere Auskunft geben zu können?“

Navarro schob einen giftigen Blick nach dem Sprecher hinüber. „Spart Eure Sorge, Don Cueva, es wird nichts Geziemendes für Seine Hoheit versäumt werden. Der hochwürdige Priester möge zu ihm gehen. Wie heißt der Schreiber, von welchem Ihr sprecht?“

Leonhard, der in höchster Erregung das Ergebnis der Verhandlungen erwartet hatte, trat aus der Reihe der Verhafteten hervor und nannte seinen Namen.

„Ihr seid kein Portugiese?“ forschte Navarro. „Seit wann bekleidet Ihr das Amt bei dem Infanten?“

„Ich bin ein Deutscher,“ antwortete Leonhard, „und seit fünf Monaten im Dienste Seiner Hoheit, dessen bisheriger Sekretär, Joao Seraphim, nach Portugal zurückkehrte.“

Navarro dachte einige Minuten nach. Ein Deutscher in der Umgebung des Gefangenen erschien ihm ungefährlicher, als die eigenen Landsleute desselben; er setzte bei ihm keine besondere Anhänglich-

keit voraus. Vielleicht konnte man ihn gegebenen Falles als Spion gebrauchen.

„Ihr werdet Euren Dienst bei dem Prinzen von Braganza weiter versehen,“ entschied er kurz, „und mit den anderen seine Gefangenschaft teilen. Euch alle mache ich darauf aufmerksam, daß Ihr auf das strengste überwacht werdet. Wer je einen Versuch zu machen wagte, dem Prinzen zur Flucht zu verhelfen, ist des Todes.“

Die von ihm mitgebrachten Wachen nahmen die kleine Anzahl der zum Dienste des Gefangenen Bestimmten in ihre Mitte. Ihre Gefährten drängten sich an sie, um von ihnen Abschied zu nehmen.

Cueva stand neben Leonhard, der soeben ein Blatt aus seiner Schreibtischplatte gerissen hatte, auf das er eilig einige Worte niederwarf.

„Was wird aus Deiner Frau?“ fragte ihn der einstige Waffengenosse.

„Ich lasse sie durch Menezes, der nach Leipzig zurückgeht, über das benachrichtigen, was uns getroffen,“ sprach Leonhard, „und habe sie in diesen Zeilen aufgefordert, herzukommen, aber wird man ihr gestatten, bei mir zu sein? Und an wen soll ich sie in der fremden Stadt hier weisen?“

„Ich reise ihr bis Donaumörth entgegen,“ erwiderte Cueva tröstend, „und wenn Du willst, hole ich sie auch von Leipzig selbst. Sei außer Sorge um sie; ich bringe sie Dir sicher her und ist sie einmal hier, wird sich das übrige finden.“

„Dank Dir für dieses Versprechen, das mich mit leichterem Herzen an den Platz meiner Pflicht gehen läßt.“

„Eure Gefangenschaft kann unmöglich lange dauern,“ fuhr Cueva fort, „denn alle Vernunft und alles Recht sind himmelschreiend gegen ein derartiges Verfahren. Die hier anwesenden Gesandten werden sich darein mischen, und dem Prinzen muß Genußthuung werden.“

Navarro hatte die letzten Worte gehört. „Ich muß Euch ersuchen,“ rief er, „Eure Betrachtungen über das gegen Dom Duarte eingeleitete Verfahren uns vorenthalten zu wollen und überhaupt Eure viel zu lange Unterredung zum Ende zu bringen, sonst wäre ich gezwungen, Seiner Majestät über die Auffassung zu berichten, die Ihr von seinen Befehlen Euch gestattet.“

Don Cueva maß ihn verächtlich vom Kopfe bis zu den Füßen. „Thut nach Belieben, werter Herr,“ sagte er trocken, „es wird mich freuen, wenn Seine Majestät von dieser meiner Auffassung Kenntnis nimmt, die vermutlich viele seiner getreuen Unterthanen teilen werden.“

„Ihr könntet in die Lage kommen, Eure Ansicht schnell zu ändern,“ bemerkte Navarro tückisch.

„Das glaube ich kaum,“ gab der Hauptmann zurück, „es müßte denn sein, daß ich mein ganzes Denken und Wesen änderte, was nicht zu erwarten steht, da es die Verleugnung dessen bedeuten würde, was des Mannes Wert in meiner Schätzung ausmacht. Ich hängte noch nie meinen Mantel nach dem Winde, der mir größeren Vorteil zuehrt und

Gerechtigkeit ist mir noch immer über Hinterlist und Gewalt gegangen.“

Der kühne Sprecher wandte sich kurz ab und schritt zu den Offizieren und Soldaten, ihnen die Anordnungen für die sofortige Rückkehr nach Leipzig zu geben.

Navarro lächelte eigentümlich höhnisch in sich hinein, als er ihm nachschaute, dann verließ er mit den kaiserlichen Beamten das Schiff, um die Überführung des Gefolges in des Prinzen Gefängnis persönlich zu überwachen.

Das Wiedersehen zwischen Dom Duarte und den Getreuen, die man ihm gelassen, war ein erschütterndes. Die Beamten und Diener stürzten ihm weinend zu Füßen, um seine Hände, seine Kleider mit Küßen zu bedecken; der Infant allein behielt seine Fassung.

„Du hattest recht, mein Leonhard,“ sagte er nur traurig lächelnd, „ich aber wollte Dir nicht glauben.“

„Ich ahnte es,“ erwiderte Leonhard, „es ging vor mir her, seit Ihr den Brief erhalten, teurer Herr. O, kann es sein, daß man Euch so schändlich verraten?“

„Es war des Herrn Wille, daß ich durch diese dunkle Prüfung gehen solle,“ sprach Duarte ernst, „ihm sei mein Los anheimgegeben; er wird es lenken, wie es seiner Weisheit am besten dünkt.“

„Und er wird Euch für diese Worte segnen, mein Sohn,“ sagte Padre Taisol, die Stirn des Gefangenen mit dem Zeichen des Kreuzes berührend. „Er wird auch Eurer nicht vergessen, wie er keines seiner Kinder in der Trübsal vergißt. Garret aus unter dem Kreuze, das sein unerforschliches Wollen Euch auferlegt, und gedenket, daß ihnen, die sich Gottes Kinder nennen, alle Dinge zum Besten dienen müssen.“

„Ich verzage nicht, mein Vater,“ antwortete der Prinz, „die Stimme der Gerechtigkeit muß endlich auch an das Ohr des Kaisers bringen und meiner Verfolger Anschläge vernichten. Ist es nicht schon ein erster Lichtstrahl, daß ich Euch alle wieder um mich sehe, deren Liebe und Treue mir die Tage der Einsamkeit erhellen wird? Fasset auch Ihr Mut, meine Freunde; es ist keine Nacht so dunkel, um nicht endlich dem aufgehenden Morgen weichen zu müssen.“

Die ruhige Würde, die ihn über die erlittene Unbill erhob, mußte sich allmählich auch seiner Umgebung mitteilen. Man begann sich der Hoffnung hinzugeben, daß die Gefangenschaft nur eine vorübergehende sei, daß sich alles aufklären und der Prinz den Seinen zurückgegeben werde.

Der Mayordomo bemühte sich, im Verein mit den Dienern, die seinem Herrn überwiesenen Räume etwas wohnlicher zu gestalten.

„Wie elend und geringe man Eure Hoheit einquartiert hat,“ grollte er dabei, „nicht einmal für Erwärmung ist gesorgt und bei der Kälte in diesem vermaledeiten Lande nicht für einen Fußteppich.“

„Man wird in der Eile nicht daran gedacht haben,“ tröstete Duarte, „und es jedenfalls nachholen.“

„Es müßte doch aber gelüftet werden,“ fuhr Gaspar Magalhaes fort, „es riecht hier wie in einem Stalle; ich werde mit der Wirtin sprechen, ob sie nichts Besseres hat.“

„Sieh lieber zu, wie Du und die anderen untergebracht sind, dann wirst Du zufriedener mit diesen Zimmern werden. Wir sind eben nicht in Villa Rica oder in Leipzig.“

„Wüßte ich Eure Hoheit an einem dieser beiden Orte, mir wäre leichter zu Mute,“ meinte der Mayordomo halblaut. „Jetzt aber werde ich mir Wasser und Seife holen, auch einen tüchtigen Besen dazu, um diesen unerträglichen Staub und Schmutz hinwegzuschaffen. Wollen Eure Hoheit sich so lange in das andere Zimmer zurückziehen? Claudio und Simao werden mir helfen.“

„Ich mache Dir Platz,“ versuchte Duarte zu scherzen, „kommt mit mir, mein Vater,“ wandte er sich an den Beichtiger, „wir beide sind bei dem Reinigungswerke nicht zu gebrauchen.“

Padre Taisol war ein Deutscher und erst seit einigen Monaten bei dem Prinzen, als sein Vorgänger, Aralbo de Tret, einem Kufe nach Lissabon folgend, den ersteren verlassen mußte. Er war ein milder, wohlwollender Mann, seinem Gebieter unbedingt ergeben und von diesem hochgeschätzt. Ihn bei sich zu haben, war Duarte Trost und Freude, denn ihm durfte er rückhaltlos sein ganzes Herz eröffnen, ohne fürchten zu müssen, von ihm mißverstanden zu werden oder sein Vertrauen mit Verrat vergolten zu sehen.

Der Priester mußte auch heute durch seinen warmen Zuspruch den Infanten aus der trüben Stimmung zu reißen, die sich unwillkürlich seiner bemächtigt hatte, als er sich mit dem Arzte seiner Seele allein sah. Bald hatte er unmerklich das Gespräch auf einen anderen Gegenstand gelenkt und des Prinzen Anteilnahme für verschiedene kleine Begebenheiten erweckt, die sich während seiner Abwesenheit auf dem Schiffe zugetragen.

„Fast hätte ich vergessen, es Eurer Hoheit mitzuteilen,“ fügte er hinzu, „daß mir ein Brief, den ich heute noch empfang, einen Besuch ankündigt, der zugleich Eurer Hoheit gelten sollte. Ein lieber Freund und Bruder aus vergangenen Klofertagen, Ferdinand de la Houe, aus Flandern, fragte bei mir an, ob er vor Euer Antlitz gelassen werden dürfte, den er noch im Winterquartiere zu Leipzig vermutete.“

„Mir ist der Name nicht unbekannt,“ erwiderte Duarte nachdenkend, „Padre Aralbo sprach bereits von ihm als einem hochbegabten feurigen Redner, der, soviel ich mich entsinne, dem Orden der Dominikaner angehört.“

„Es ist der nämliche, gnädigster Herr. Ein unruhiger, thatenlustiger Kopf war er allezeit, dem für sein Vorwärtsstürmen die Rutte stets zu eng war, und der in den verschiedensten Missionen im Auftrage seines Ordens die Welt durchstreifte. Doch trieb ihn zu all seinem Thun ein tapferes, großes Herz, das treu wie Gold und fest wie Stahl an dem einmal Ermählten hängt.“

„Wo weilte er zuletzt? Wo kommt er her?“

„Er war in Afrika und auf den Kanarischen Inseln als Missionar thätig und ist wohl auf dem Wege nach den Niederlanden, wie ich aus dem Schreiben entnehme. Es wäre mir von Wert, wenn Euer Fürstliche Gnaden ihn kennen lernte.“

„Man wird ihn schwerlich zu mir lassen, wenn man hört, daß er aus meiner Heimat kommt, und das ist wahrscheinlich, weil er seines Amtes auf unseren Besitzungen waltete.“

„Verweigert man ihm die Erlaubnis, Eure Hoheit zu sehen, müssen sich Mittel finden lassen, wenigstens mit ihm in Verkehr zu treten,“ sagte der Priester, „ich werde ihm noch heute schreiben, sich unverzüglich hierherzubegeben, wenn er in Leipzig Eure Hoheit nicht gefunden.“

„Seid vorsichtig mit solchen Briefen,“ warnte Duarte, „wem wollet Ihr ihn anvertrauen?“

„Ein Bote kommt noch heute, uns einige notwendige Sachen vom Schiffe zu bringen. Er kann den Brief an Don Cueva übergeben, der nach Leipzig zurückkehrt.“

In dem anstößenden Zimmer waren währenddessen die Diener unter der Leitung des Mayordomo beschäftigt. Es war schwierig, den schlecht gebauten, schlecht eingerichteten Raum in das zu verwandeln, was er vorstellen sollte: die Wohnung eines königlichen Prinzen, doch den vereinten Bemühungen aller gelang es wenigstens, dem Gemache den Anstrich der Vernachlässigung und Verkommenheit zu nehmen, der einen so beklemmenden Eindruck gemacht hatte.

Luz Pereira, der Kämmerer, war mit Gaspar Magalhaes zu der Wirtin gegangen, sich von ihr Teppiche und Vorhänge geben zu lassen. Sie hatte aus Furcht vor Navarro, der ihr strenge unterlagt, ohne seine Erlaubnis auch nur das Geringste für den Gefangenen zu thun, anfangs gezögert. Aber ihr Mitleid für den vornehmen, ritterlichen Mann, den man so unvermutet in ihr Haus gebracht, war bereits roge geworden und sie nahm sich vor, insgeheim auf das Beste für ihn zu sorgen. So gab sie nach und nach alles her, was die Beamten von ihr an Einrichtungsstücken verlangten und legte endlich selbst Hand mit an, die Ordnung in den Zimmern herzustellen.

Duarte sprach ihr in einigen Worten seinen Dank aus und hatte sie damit völlig gewonnen.

„Das ist ein anderer Herr,“ äußerte sie zu ihrem Gatten, „als der hoffärtige Welsche, der unser Haus für ihn bestellte, und uns ansah, weil ihm nichts schnell genug ging. Warum sie den nicht lieber einsperren, statt des schönen jungen Mannes, der sogar ein Prinz ist, wie seine Leute sagen?“

„Schweige, Weib,“ mahnte der Wirt erschrocken, „der Herr Navarro ist ein gar mächtiger und gewaltiger Mann, der uns übel mitspielen könnte, wenn er Dich so reden hörte. Der Prinz aber ist ein Feind des Kaisers.“

„Ach, wer weiß, ob das nur wahr ist,“ meinte die Frau, „das hat vielleicht der falsche Spanier mit dem gelben Gesicht und der krummen Nase Dir nur vorgeredet, damit wir recht garstig mit ihm sein sollen.“

— Gott steh' mir bei, da ist er schon wieder. Geh Du nur mit ihm sprechen; ich will in die Küche, nachsehen, ob der Koch etwas braucht.“

Wirklich war es der kaiserliche Geheimschreiber, der sich noch einmal zu überzeugen kam, ob seine Befehle hinsichtlich der Bewachung des Gefangenen pünktlich ausgeführt seien. Er prüfte sämtliche Ausgänge des Hauses, untersuchte die Höhe der Fenster, die Sicherheit der Thüren und schärfte dem Kapitän del Cerro wiederholt ein, jede Verbindung des Infanten mit der Außenwelt zu verhindern. Die Veränderungen in den Zimmern Dom Quartos traf ein mißbilligender Blick.

„Wer hat Euch gesagt, daß Ihr die Zimmer anders ausstatten solltet, als ich sie fand?“ herrschte er den Wirt an.

„Das thaten die Fremden und meine Frau, Euer Gnaden,“ antwortete der Gefragte demüthig. „Ich meinte, daß es mit Eurer Bewilligung geschähe.“

„Sage Deinem Weibe,“ sprach Navarro, „daß hinfort kein Schemel ohne meinen Befehl an einen anderen Platz gestellt wird. Das Haus ist gut genug, so wie es ist; noch giebt es andere Gefängnisse für die Verräter am Reiche, die schlimmer sind.“

„Es soll geschehen, wie Ihr es befehlt, gnädiger Herr. Aber ist denn der fremde Fürst ein so arger Missethäter, daß strenge Strafe seiner harret?“

„Danach hast Du nicht zu fragen, sondern nur zu gehorchen. Thust Du es nicht, hast Du die Folgen Dir selbst zuzuschreiben.“

Er entfernte sich; die Wirtin ballte eine Faust hinter ihm her. Sie hatte das Gespräch hinter der Küchentür belauscht.

„Geh Du nur hin,“ murzte sie, „Du welsches Galgenesicht! Wer weiß, wer von Euch zweien der Verräter ist, und könnte ich Dich einst recht hoch baumeln sehen, ich weihete dem heiligen Emeran eine Kerze.“

Die Verhaftung des Prinzen von Draganza hatte in ganz Regensburg ein ungeheures Aufsehen erregt. Man forschte nach der Veranlassung, man fragte sich, wie weit ein solches Verfahren berechtigt gewesen, und da es unmöglich schien, das Vergehen des Gefangenen zu ergründen, gelangte man zu dem Schlusse, diese Berechtigung anzuzweifeln. Besonders erhoben sich dagegen die in Regensburg versammelten Vertreter der fremden Mächte, welche eine Verletzung der Freiheit des Deutschen Reiches, eine Gefährdung der Würde desselben darin erblickten.

Man machte von verschiedenen Seiten dem Kaiser Vorstellungen; der portugiesische Gesandte am schwedischen Hofe, Dom Francisco Sousa Coutinho, legte in einer langen und ausführlichen Denkschrift die völlige Schuldblosigkeit des Infanten dar und stellte im Namen des Königs, Dom Joao, das Gesuch, den Prinzen in Freiheit zu setzen.

Die übrigen Gesandten, mit Ausnahme des spanischen, schlossen sich dem Gesuche an; Erzherzog Leopold, der mit tiefem Schmerze das Geschehene erfahren, erneuerte seine Vorstellungen bei dem Kaiser und wurde darin von mehreren einflußreichen Per-

sonen unterstützt. Vor dem Hause, in welchem man Duarte gefangen hielt, fanden Aufläufe des Volkes und der Bürger statt, welche dem Prinzen von der Teilnahme Zeugnis ablegen sollten, die sein Schicksal allgemein erweckte.

Ferdinand III. empfand das Peinliche seiner eigenen Lage und war nicht abgeneigt, seinen Entschluß zu bereuen, der ihm Verlegenheiten aller Art bereitete. Die Kaiserin und ihre Ratgeber begannen der Befürchtung Raum zu geben, daß ihnen die Früchte des errungenen Sieges verloren gehen könnten, wenn die Bestürmungen fortbauerten, die der Befreiung des Prinzen galten.

„Ihr scheint in Eurer Überzeugung von der Schuld des Prinzen von Braganza wandelnd geworden, mein Gemahl,“ sprach Maria Anna, die mehr als je in diesen Tagen bei dem Kaiser weilte. „Wie habt Ihr Euren Sinn so schnell zu ändern vermocht? Ich glaubte, die heilige Pflicht, die Euch der hochwürdige Vater Quiroga gewiesen, müßte die Bedenken überwinden, die von neuem in Euch aufgestiegen.“

„Die Untersuchungen, die man erhob,“ antwortete der Kaiser, „haben für die vorgebliche Mitschuld Dom Duartes keine Beweise geliefert. Ich halte ihn gefangen, und wofür? Die Mißbilligung aller rechtlich Gesinnten, der Tadel von ganz Europa trifft mich für die grundlose Härte, zu der man mich drängte.“

„Es ist zu spät, Euch jetzt deswegen anzuklagen,“ sagte die Kaiserin achselzuckend. „Schon ist Don Mellos Abgesandter auf dem Wege nach Madrid, dem Könige und seinen Ministern den Dienst zu melden, den Ihr der Krone Spaniens erzeigt habt. Wollet Ihr einen anderen Boten dem ersten nachschicken, der das Geschehene widerruft? Mein Bruder würde ob solchen Thuns nicht wenig staunen.“

„Er müßte einsehen, daß sein Verlangen ein unbilliges war.“

„Reineswegs! Was ihn bestimmte, war ein wohl überlegter Plan, jenes aufrührerische Volk schneller niederzuwerfen; er ist in seinem Rechte und Ihr gabt Euer Wort, dazu zu helfen.“

„Dom Duarte hat mich schon zum zweiten Male um eine Audienz gebeten. Was kann ich ihm antworten, wenn er mich um sein ferneres Schicksal befragt?“

„Ihr dürft ihm keine Unterredung bewilligen,“ rief die Kaiserin lebhaft. „Was nützt es, seine Vorwürfe und Klagen anzuhören?“

„Er dauert mich. Ich möchte ihm etwas sagen, das ihn über seine Zukunft beruhigt. Es ist doch auch unmöglich, daß ich ihn für immer eingekerkert halte.“

„Ich machte Euch schon einmal den Vorschlag, ihn an Spanien auszuliefern, so seid Ihr der Verantwortung für seine Person ledig.“

„Nie, niemals!“

Die Kaiserin lächelte spöttisch. Die Weigerung ihres Gemahls rief ihr nicht den geringsten Eindruck hervor. Sie war sich ihrer Macht über den schwachen Fürsten bewußt.

„Was war es heute für ein Gemüth und Rennen

in den Straßen nach St. Emeran zu?“ sagte sie wie hingeworfen. „Die Läufer und mein Wagen konnten kaum hindurch. Ist etwas Besonderes dort zu sehen?“

„Das Gasthaus zu den ‚drei Raben‘ ist in jener Gegend und täglich finden vor ihm Zusammenrottungen des Volkes statt, das Dom Duarte seine Sympathie kundgiebt; so hat man mir berichtet.“

„Auch das erregt Euch Unbehagen, wie ich bemerke.“

„Es ist der Ausdruck der allgemeinen Stimmung, die mir von den verschiedensten Seiten zu Gehör gebracht wird.“

„Mein Gemahl,“ sprach die Kaiserin ernst, „Ihr reißt Euch auf mit solchem Grübeln und werdet niemals zur Ruhe kommen, solange Ihr den Gegenstand Eurer fortwährenden Zweifel in unmittelbarer Nähe habt. Lasset den Prinzen in eine andere Stadt bringen, wenn es Eurem Gewissen widerstrebt, ihn in meines Bruders Hände zu geben, der ihn sicherlich nicht härter behandeln wird, als Ihr. Nur behaltet ihn nicht hier, wo seine Anwesenheit einen unaufhörlichen Anlaß zu Mißstimmung und Argerniß bietet.“

„Es kann sein, daß es besser wäre,“ meinte Ferdinand, dem der Gedanke eine gewisse Erleichterung gewährte, daß man Dom Duarte allmählich vergessen würde, sobald er aus dem Gesichtskreise derer entschwunden sei, welche sich augenblicklich so lebhaft für ihn verwendeten.

Wohl fühlte auch der Kaiser tief, wie sehr er seine eigene Würde und die des Deutschen Reiches mit seiner Handlungsweise herabsetzte, wenn er den Vorstellungen, die ihm von berufenster Seite zuzugingen, nichts anderes zu entgegnen wußte, als daß gewichtige Gründe ihn verhinderten, dem schuldlos Eingeschlossenen die Freiheit wiederzugeben, wohl fühlte er das Unrecht, das er beging, um weltlicher Vorteile willen seine Ehre, seine bessere Überzeugung, sein Manneswort zu verkaufen, doch neben ihm standen allezeit geschäftige Helfer des verräterischen Unternehmens, die für jedes bei ihm aufsteigende Bedenken ein beruhigendes Wort, eine schmeichelnde Beschönigung wußten, und reichten ihre Bemühungen nicht aus, gelang es dem klugen Beichtiger Maria Annas mit dem Hinweis auf das Gebot Gottes, das von einem Volke Unterordnung und Gehorsam fordere, den Kaiser in die angestrebte Bahn zu lenken.

Dom Duarte hatte mehrmals vergebens sein Gesuch um Bewilligung einer Audienz wiederholt. Es war fast eine Woche seit seiner Verhaftung vergangen, als Graf Gonzaga sich bei ihm melden ließ.

„Seine Kaiserliche Majestät, mein erhabener Herr,“ sprach er zu dem Prinzen, „bedauert es, Eure Hoheit nicht bei sich empfangen zu können, obgleich es ihn aufrichtig schmerzt, Euch diesen Wunsch nicht zu erfüllen. Um jedoch Eurer Hoheit nicht den Glauben zu erwecken, daß persönlicher Groll der Weggrund dazu sei, läßt Seine Majestät Eure Hoheit wissen, daß er Euch als schuldlos anerkenne, daß Eure Fürstliche Gnaden dem Reiche mit Tapferkeit und Treue gedient hat, daß jedoch Staatsgründe, die sich der Mitteilung entziehen, es Seiner Majestät

vorläufig verbieten, Eure Haft aufzuheben. Mein erhabener Herr wiederholt Euch sein kaiserliches Wort, Eure Hoheit niemals an das spanische Reich auszuliefern.“

Dom Duarte hatte die Rede in unbewegter Haltung angehört; als Gonzaga geendet, lächelte er sarkastisch. „Seine Majestät verspricht mir alles, was ich unter meinen jetzigen Verhältnissen verlangen kann,“ erwiderte er. „Ich begreife es, daß er mich nicht sehen will. Es ist für den Mächtigen nicht leicht, demjenigen in das Auge zu schauen, den er, ohne von ihm beleidigt zu sein, schonungslos vergewaltigte. So habe ich nur noch die Frage hinzuzufügen, ob Seine Majestät gewillt ist, mich dauernd hier zu halten, oder ob ein anderes Gefängnis mir zugebracht ist!“

„Eure Hoheit wird in einigen Tagen nach Passau geleitet werden,“ antwortete Gonzaga, „Oberst Schenk und Doktor Navarro werden Eure Bewachung übernehmen.“

„Es ist gut,“ sagte Duarte, „ich werde mich auch dieser Maßregel unterwerfen müssen, die mit dem übrigen Verhalten meiner Feinde im Einklange steht.“

Leonhard trat in das Zimmer, als Gonzaga es verlassen hatte.

„Was wollte der falsche Italiener bei Eurer Hoheit?“ fragte er besorgt. „Es war nichts Gutes, das ihn herführte. Er lächelte so arglistig, als er ging.“

„Er kündigte mir an, daß wir nach Passau gebracht werden,“ erwiderte Duarte.

„Nach Passau? Was kann man damit bezwecken?“ fuhr Leonhard beunruhigt fort. „Man wird Eure Hoheit doch nicht weitererschleppen wollen, bis man in die Nähe der spanischen Besitzungen gekommen?“

„Der Kaiser gab mir abermals sein Wort, mich wenigstens nicht dorthin zu liefern.“

„Seid Ihr sicher, gnädiger Herr, daß er es hält?“

„Ich hoffe es,“ sprach Duarte mit Nachdruck, „es wäre gegen jedes göttliche und menschliche Gesetz, wenn er es nicht thäte. Die Audienz wurde mir abgeköpft.“

„Der Kaiser schämt sich, Euch zu sehen, den er so schmachvoll hinterging.“

„Ich äußerte ähnliches zu Gonzaga, aber ich glaube, daß ich meine Lage damit nicht verbessert habe. Man wird die Worte gehässig entstellt dem Kaiser hinterbringen, um seinen Zorn gegen mich zu vergrößern.“

„Kann man Euch Härteres noch auferlegen, als es schon geschehen ist?“

„Man kann es, Leonhard, denn in den Händen jener ist die Gewalt und der Menschen Sinn ist erbarmungslos, wenn es gilt, das Amt des Peinigers zu üben. Man kann Euch von mir trennen, ohne daß ich mich dagegen aufzulehnen vermag. Ich bin ein armes Wild jetzt, von Häschern rings umstellt, kein Mittel ist in meiner Hand, Euer Los je zu verbessern, doch noch mehr würde es mich schmerzen, raubte man Euch mir noch, deren Liebe und Treue allein die Dunkelheit um mich erhellt.“

„Man wird es nicht wagen,“ sprach Leonhard, ohne von der Gewißheit seiner Worte überzeugt zu sein.

Die bisher gemachten Erfahrungen hatten ihn belehrt, daß die dem Prinzen feindselige Partei vor keiner Gewaltthat zurückschrecken würde, um sich ihren traurigen Erfolg zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herren von Dammin.

Roman

von

F. Klind-Sütetsburg.

(Fortsetzung.)

Am vierten Tage brachte ihm die Frühpost ein Billet. Es enthielt die kurze Anfrage, ob er die Braut am Abend in die Oper begleiten wolle. Große Neigung verspürte er dazu nicht, aber er dachte nicht daran, abzulehnen. Die wenigen Worte, so kühl sie auch gehalten waren, wirkten doch angenehm auf ihn. Sie gab nach. Er hatte schon begonnen, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er sich in Ramilla von Reventlow getäuscht und diese, als sie ihm ihr Jawort gegeben, lediglich ihre Vernunft zu Rate gezogen.

Es war ihm eine Freude, sich zu gestehen, daß er sie falsch beurteilt und nun fühlte er etwas wie Reue, die ihm eine Versöhnung angenehm erscheinen ließ.

Zeitig begab er sich in das Reventlowsche Haus. Er fand Ramilla bereits in Toilette seiner wartend. Sie war außerordentlich elegant und wirkungsvoll in hellgraublauer, rosa broschierter Seide gekleidet. Der breite, faltige Gürtel aus Sammetband in dunklerer Schattierung schien zur Bewunderung ihrer außerordentlich schlanken Taille aufzufordern, und der gleichfarbige mit Rosetten verzierte Stehragen hob ihren feinen Teint und die frische Gesichtsfarbe prächtig hervor.

Hellmuths Augen begegneten voll Bewunderung der schönen Mädchenerscheinung. Mit einigen raschen Schritten ging er ihr entgegen. Sie bot ihm die Hand, und er führte sie an seine Lippen. Ihr Be-

nehmen — er wußte nicht warum — wirkte aber erkältend auf ihn und er machte keinen Versuch, durch eine Umarmung ihrer Toilette die Gefahr einer Beschädigung zu bringen.

Weder er noch sie schienen Neigung zu haben, auf das unerquickliche Thema zurückzukommen, das bei ihrem letzten Beisammensein bedenklich das Einvernehmen gestört. Sie begann den Verlobten mit Mitteilungen aus bekannten Gesellschaftskreisen zu unterhalten.

„Ist es eigentlich wahr, daß eine Tante von Dir an einen bürgerlichen Maler verheiratet gewesen ist, und deren Tochter auf Dammin gelebt hat?“ fragte sie dann plötzlich mit allen Zeichen einer großen Neugierde.

„Beides ist wahr,“ entgegnete er lächelnd.

„O! Warum sprachst Du niemals davon?“

„Warum nicht? Einen Grund wußte ich nicht dafür anzugeben. Ich habe vielleicht nicht gedacht, daß es Dich interessieren könnte.“

„Es war mir aber doch sehr fatal, nicht mitsprechen zu können, als man mich nach dem reichen Amerikaner und dessen Nichte, zu denen ich in verwandtschaftliche Beziehungen treten sollte, fragte. Er macht mit seiner fürstlichen Einrichtung und seinen Equipagen furchtbar von sich reden.“

„Davon weiß ich allerdings nicht viel, Kamilla. Zwischen den Harders und uns hat immer ein etwas gespanntes Verhältnis bestanden. Der Vater konnte seiner Schwester die bürgerliche Heirat nicht vergeben, und auch von Harders Seite ist die Verbindung mit scheelen Augen betrachtet worden. Fräulein Harder hat zwar einige Monate auf Dammin gelebt, aber sie ist vor wenigen Wochen mit dem aus Amerika zurückgekehrten Onkel nach Berlin gezogen. Ich vermute, daß er reich ist und freue mich, daß sie einen Menschen gefunden, der nicht nur bemüht sein wird, ihr Leben zu einem angenehmen zu gestalten, sondern auch scheinbar über große Mittel verfügt.“

„Sie soll hübsch sein.“

Hellmuth dachte einige Augenblicke nach. „Ich möchte das bestätigen. Ihr größter Zauber liegt aber in einer anmutigen Mädchenhaftigkeit, die sie sich bewahrt hat, obwohl sie, wie mir scheint, nicht zu den schwachen, überall nachgebenden Naturen gehört.“

Die Meldung des Dieners, daß der Wagen vorgefahren sei, unterbrach das Gespräch. Kamilla ließ sich von dem Verlobten in ihren Abendmantel hüllen, doch ohne, wie sonst, ein Wort des Dankes für den geleisteten Dienst zu äußern. Sie nahm auch nicht den ihr dargereichten Arm desselben, sondern that, als ob ihr seine Bewegung entgangen sei und Schritt voran die Treppe hinab. —

Einige weitere Tage waren seitdem vergangen, ohne daß wieder eine Annäherung des Brautpaares stattgefunden hatte. Kamilla beobachtete eine kühle, reservierte Haltung, die von dem Rittmeister scheinbar ignoriert wurde, aber nicht wenig dazu beitrug, den Riß zu erweitern, der sich zwischen den Verlobten aufgethan. Hellmuth zweifelte nicht mehr, daß er auch hier, wo er sich fest und gesichert geglaubt, Schiffbruch erleiden würde. Er ahnte instinktiv, daß sich etwas

vorbereitete, und so traf wenigstens der Schlag, wenn das, was sich ereignete, noch als ein solcher angesehen werden konnte, ihn nicht überraschend.

Etwa acht Tage, nachdem er seine Braut zuerst von seinen veränderten Vermögensverhältnissen in Kenntnis gesetzt, traf er nicht, wie sonst zu dieser Stunde, Kamilla in dem Salon, sondern ihren Vater. Der alte Herr machte Hellmuth Mitteilung, daß er durch seine Tochter von dem Verlust, den der Rittmeister erlitten, unterrichtet worden sei. Als ein Vater, dem das Glück seines Kindes, das er nur in einer völlig gesicherten Zukunft erblicken könne, am Herzen liege, müsse er sein Befremden aussprechen, daß ein Mann, der einen so wichtigen Schritt im Leben zu thun beabsichtige, gänzlich eine heilige Pflicht habe außer acht lassen können, wie der Rittmeister gethan.

„Ich habe ernstlich erwogen, ob es nicht vernünftig gehandelt sein würde, ein Verhältnis zu lösen, das schon jetzt wenig Garantie für eine beiderseitige Befriedigung bietet, und wenigstens für Kamilla eine Gefahr in Aussicht stellt. Verzeihen Sie, lieber Rittmeister, und lassen Sie mich aussprechen, es muß ja doch gesagt werden, wenn wir eine Verständigung herbeiführen wollen, und daran liegt mir wirklich. Eine entlobte Braut! Ich empfinde einen wahren horror, eine derartige Bezeichnung auf meine Tochter angewendet zu sehen. Es ist so plebejisch, man verbindet mit ihm einen wirklich unangenehmen Begriff, den ich nicht überwinden kann. Darum ist es auch nicht weniger mein als Kamillas Wille, einen eclat zu vermeiden, aber wir halten es doch für notwendig, verschiedene Vereinbarungen so ganz entre nous zu treffen, welche das Vermögen meiner Tochter sicherstellen. Sie werden diesen Wunsch begreiflich und gerechtfertigt finden.“

Der Rittmeister war bleich geworden, während der alte Herr so sprach, nun aber stieg ihm das Blut wieder heiß ins Gesicht und in seinen Augen flackerte es unruhig.

„Hat auch Kamilla diesen Wunsch, Herr von Reventlow?“ fragte er äußerlich vollkommen ruhig.

„Allerdings. Sie hat mich, Ihnen denselben mitzuteilen, da eine derartige Erörterung durch eine Braut vielleicht unangenehm wirken würde. Die ganze Angelegenheit kann zwischen uns durch eine Art von Heiratskontrakt, wie sie ja wohl in den letzten Jahren üblich geworden sind, erlebigt werden. Wenn Sie gestatten, werde ich meinen Sachwalter mit der Ausführung desselben betrauen.“

Hellmuth von Dammin stand regungslos, aber in seinen Gesichtszügen arbeitete es mächtig und unter dem dunklen Haar hervor zog eine dicke Ader sich über einen Teil der Schläfen. Seine breite Brust hob und senkte sich wiederholt, sein Atem ging schwer.

„Ich möchte doch mit meiner Braut über diese Angelegenheit sprechen, ehe ich entscheide,“ sagte er mit fester Stimme, aber es war etwas Grollendes in ihr, das auch von dem alten Herrn nicht überhört wurde.

„Sie werden eine vernünftige Maßregel hoffentlich nicht falsch auffassen, mein lieber Rittmeister. Über-

legen Sie sich die Sache einmal ruhig, Sie werden durch ein solches Arrangement gewiß nicht im allergeringsten benachteiligt! Was ist es denn weiter? Bei Diebesleuten, wie Sie und Kamilla, eine bloße Form. Über die Zinsen des Kapitals hinaus Ausgaben zu machen, wird Ihnen ja niemals einfallen. Sollte aber dennoch ein Fall eintreten, in welchem Sie eines Teils des Kapitals bedürftig sind — nun, mon dieu, es ist ja das Geld Ihrer Frau, und diese wird berechtigten Forderungen und Wünschen niemals entgegen sein.“

Dem Rittmeister dünkte jedes Wort, das er anhörete, eine Beleidigung, nur mit Mühe unterdrückte er noch den aufwallenden Zorn. Eine leise, schwache Hoffnung dämpfte das Gefühl, das ihm die Rehle zuzuschnüren drohte.

„Wo ist Kamilla, Herr von Reventlow?“ kam es über seine Lippen.

„Ich glaube, sie macht einen Besuch. Denken Sie aber nicht daran, unsere Absicht zu erschüttern. Sie ist reiflich überlegt, auch Kamilla besteht darauf, daß ihr die Erhaltung ihres Vermögens gesichert wird.“

„Herr von Reventlow, Sie sind zu weit gegangen,“ sagte der Rittmeister jetzt tief aufatmend. „Sie haben Ihre Tochter zu etwas überredet, das infolge einer um sich greifenden Korruption in manchen Ehen, wie sie gegenwärtig geschlossen werden, angebracht sein mag, das ich aber als etwas höchst Verwerfliches betrachte, etwas, das nur das Glück zweier Menschen gefährden kann. Ich sage Ihnen das, weil ich mich sicher fühle, daß niemand wagen wird, den Rittmeister von Dammin einer gewinnfüchtigen Handlungsweise zu verdächtigen. Sagen Sie Ihrer Tochter, daß ich mich niemals entschließen könnte, auf Grund einer Vereinbarung, wie Sie dieselbe mir zu unterbreiten gewagt, ein Bündnis einzugehen, dem die löstlichste Weihe, volles, unbegrenztes Vertrauen, fehlen würde.“

Ehe Herr von Reventlow noch Zeit gefunden, einzulernen, hatte der Rittmeister bereits mit einer formellen Verbeugung das Zimmer verlassen. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, atmete er hoch auf, aber die Luft des Korridors dünkte ihn heiß und beklommen und er hatte das Verlangen, in die frische Luft zu treten.

Als er die Treppenstufen hinabschritt, war auch die letzte leise Hoffnung geschwunden, die er während der Unterredung mit dem alten Herrn noch gehegt. Kamilla billigte nicht nur das Vorgehen des Vaters, sondern war wohl gar Anstifterin desselben. Auf keinen Fall läuschte ihn die Ahnung, daß sein Fuß heute zum letzten Mal dieses Haus betreten hatte.

Am Abend desselben Tages erhielt er einen Brief von seiner Braut. Sie teilte ihrem Verlobten mit, daß sie die Bestimmungen des Vaters nur billigen könne, aber die Bitte, ihr seine Liebe zu bewahren, ihre Beteuerungen, daß sie ihm ein unbegrenztes Vertrauen entgegenbringen und immer bewahren werde, zeigte ihm, daß sie ihn nicht aufzugeben beabsichtige.

Nicht ein Augenblick des Schwantens befiel ihn.

Kamilla von Reventlow und er waren geschieden. Und indem dieser Gedanke ihm klar geworden, hatte er kein Gefühl des Schmerzes oder der Bitterkeit. Wie von einem schweren Druck fühlte er sich befreit, erlöst von den hundertfachen Zweifeln und Bedenken, die ihn seit Monaten nicht mehr hatten zur Ruhe kommen lassen.

Vorbei — alles vorbei. Abgeschlossen war die Vergangenheit, zertrümmert lagen die Pläne so vieler Jahre, verloren war alles, auf das er einst Wert gelegt.

Regungslos saß er in seinem Sessel in leicht vorgebeugter Haltung, die Arme auf die Lehnen gestützt, die Hände gefaltet. Das Zimmer war nur von dem elektrischen Straßenlicht schwach erhellt. Noch einmal zogen in langer Reihe die Jahre an ihm vorüber, die er in redlichem Streben nach den besseren Gütern der Menschheit verbracht, und ein Gefühl der Ohnmacht wollte ihn vorübergehend beschleichen. Mit welchen Forderungen war er in die Welt hinausgetreten und — was hatte er erreicht? Einsamer und unverstandener konnte kein Mensch dastehen als er. Vater, Bruder, Braut waren ihm entfremdet. Dagobert Harber hatte — wenn auch nur mit Bliden — sogar seine Ehre anzugreifen versucht, und — nirgends Licht.

Kein Licht?

Und indem er so fragte — die Worte waren laut und vernehmlich an sein Ohr gedrungen — da hatte er sich von seinem Sitz erhoben, und seine Gestalt in ihrer vollen Größe sich aufgerichtet. In seinen Augen blitzte es auf. Licht in Fülle. Er war in der Irre gegangen wie viele, aber den Mut, den Kampf mit verderblichen Gewalten aufzunehmen, hatte er nicht verloren. Noch glühte Kraft in seinen Adern, er fühlte sich jung genug, ein neues Leben zu beginnen als freier Mann, und noch stand er fest, ob auch der Sturm an ihm gerüttelt. Nur morsche Zweige hatte er hinweggerissen.

Zehntes Kapitel.

Bereits Ende Januar stand Schlußtermin in der Ehescheidungsache des Rittmeisters a. D. Hans von Dammin und der Tochter des Kommerzienrates Döminghaus bevor. Die Parteien hatten es an Eifer nicht fehlen lassen, eine Angelegenheit zum Abschluß zu bringen, die sich in den verschiedenen abgehaltenen Terminen für beide Teile so unendlich demütigend erwiesen. Die bei den gerichtlichen Verhandlungen zur Sprache gekommenen Dinge hatten einen tiefen Blid in beschämende Verhältnisse thun und die Gatten gleich schuldig erscheinen lassen. So war nicht anzunehmen, daß der Scheidung noch irgend welche Schwierigkeiten sich in den Weg stellen würden.

Unter den verschiedenartigsten Empfindungen sahen die Beteiligten dem verhängnisvollen Tage entgegen. Der Kommerzienrat glaubte erst wieder aufatmen zu können, wenn der Skandal sich endgültig erlebigt haben würde, obgleich er sich nicht

wenig durch die Aussicht geärgert fühlte, daß er dem Schwiegersohn eine Abstandssumme werde zahlen müssen. Die junge Frau aber, welche anfangs von einer Rückkehr in das Vaterhaus so unendlich viel erwartet, war in der letzten Zeit stiller und stiller geworden und zeigte bisweilen eine Gleichgültigkeit gegen alles, was um sie her vorging, die den Vater beunruhigte.

Elsa Döminghaus langweilte sich grenzenlos. Gleich in der ersten Zeit, nachdem sie sich von dem Gatten getrennt, lernte sie einsehen, daß sie viel gewagt, als sie den Entschluß gefaßt, sich auf eigene Füße zu stellen. Eine Enttäuschung war der anderen gefolgt. Ihre Erwartung, daß die Sympathie aller derjenigen sie begleiten werde, die eines Tages in ihrem Salon sich wohl gefühlt und ihre Gastfreundschaft genossen, hatte in keiner Weise sich erfüllt. Sie sah sich mit einem Male aus einer Sphäre gerissen, die ihr Lebenselement geworden war, und ihr Reichthum erwies sich als eine gebrochene Macht, nachdem nicht mehr ein vornehmer Name ihn stützte. Sie war in dem Augenblick, wenn von ihren zahlreichen Bekannten nicht vergessen, so doch übersehen, und niemand kümmerte sich um eine Frau, die durch ihr Verhalten gezeigt, daß sie mit dem Gelde ihres Vaters sich zwar einen vornehmen Mann hatte kaufen können, aber doch nicht imstande gewesen war, ihn zu vertreten und die an sie gestellten Ansprüche zu befriedigen. Man hatte es von der Tochter des ehemaligen Obersteigers, dieses Emporkömmlings, nicht anders erwarten können.

Bereits wenige Wochen, nachdem die Gatten sich getrennt, hatte Elsa damit begonnen, dem Vater anfangs nur versteckte Vorwürfe zu machen, daß er so wenig verstanden, berechtigten Ansprüchen eines vornehmen Mannes gerecht zu werden. Bald aber hatte sie offen gegen ihn Stellung genommen, und es war zwischen Vater und Tochter zu mancher heftigen Scene gekommen, die regelmäßig mit einer Niederlage Elsas geendigt, und dadurch dazu beigetragen hatte, das häusliche Verhältnis bisweilen zu einem unerträglichem zu gestalten.

Der Versuch des Kommerzienrates, durch eine Reise die Tochter zu zerstreuen und versöhnlicher zu stimmen, war ebenfalls gescheitert. Bereits in Basel hatte Frau Elsa nach Berlin zurückverlangt, und der Vater sich dem Willen der Tochter fügen müssen, da ihr Aussehen in der That zu der Befürchtung Anlaß gab, daß das Heimweh ernste Folgen nach sich ziehen könne. So war alsbald die Rückreise angetreten worden, und wieder in Berlin angelangt, hatte die kleine Frau durch ihre Stimmungen den ganzen Hausstand in Atem gehalten. Sie tyrannisierte mit ihren Thränen und Klagen alle, die in ihre Nähe kamen.

Sollte das so fortgehen? Es war keine Aussicht auf eine Änderung vorhanden, wenn nicht der Kommerzienrat ernstlich die Frage in Erwägung ziehen wollte, ob nicht eine Aussöhnung zwischen den Gatten stattfinden könne. Dagegen aber sträubte er sich mit aller Energie und es dünkte ihn leichter, die Tochter durch den Tod zu verlieren, als nach all dem Vorangegangenen dem verabschiedeten Rittmeister, wie er

Hans von Dammin in seinem Zorn nannte, die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Er hatte dies Elsa am heutigen Tage unumwunden gesagt, und seitdem lag sie, in Thränen aufgelöst, schluchzend auf dem Sofa und bedeckte ihr Gesicht mit einem zerrissenen Batisttuche, um im nächsten Augenblick es von neuem zwischen ihre weißen Zähne zu nehmen und daran zu zerren. O Gott, sie war so unglücklich — so namenlos unglücklich! Hans hatte sie doch geliebt, wirklich geliebt, und sie nicht aus Berechnung geheiratet — es war eine elende, erbärmliche Lüge. Wie gut hatte er sich immer gegen sie benommen und ihr alles gegeben, was sie nur von ihm verlangt. Daß er viel Geld verbraucht — warum hätte er es nicht thun sollen? Der Vater war nur furchtbar geizig und häufte lieber eine Million zu der anderen, anstatt daß er sein Kind glücklich gemacht.

Noch immer hatte sie gehofft, daß die Scheidung nicht ausgesprochen werden würde, aber seit dem letzten Termin, an welchem Hans von Dammin dem Vater so viele Bitterkeiten gesagt, die dieser in gleicher Weise vergolten, da war jede Hoffnung auf einen Ausgleich geschwunden und in einigen Tagen stand nun das Ende bevor. Dann würde sie das eintönige Leben weiterführen, und er — ach, sie hatte auch ihn unglücklich gemacht, so sehr, sehr unglücklich. Nein — sie nicht, aber der Vater, der hartherzige, erbarmungslose Vater, dem das Schicksal ganz unverbient großen Reichthum in den Schoß geworfen. Wie schlecht hatte Hans ausgefallen, so bleich und so finster. Kein Wunder! Durch des Vaters Schuld war er aus dem Dienst gekommen, und nun mußte er in einer Einöde wie Dammin seine Tage verbringen — der stattliche, schöne Offizier, der noch so furchtbar jung war, wie alle Leute bedauernd sagten.

Stundenlang hatte sie ihren Thränen freien Lauf gelassen, endlich aber war die Quelle doch versiegt. Sie fühlte sich vollständig erschöpft und nur ab und zu wimmerte sie noch leise vor sich hin. Das Batisttuch lag in kleinen Fetzen auf dem Teppich und als sei ihr Groll gegen den harmlosen Gegenstand noch immer nicht erschöpft, so trat sie wiederholt aufstampfend mit dem Fuße darauf und ihre kleinen Hände ballten sich krampfhaft zusammen, indem sie heftige Verwünschungen gegen den Vater ausstieß.

Dann saß sie wieder schweigend, in Nachdenken versunken. Es hatte den Anschein, als ob sie nun in Wahrheit ruhiger geworden sei. Und das war sie auch. Seltsame Gedanken bewegten sie und trieben ihr das Blut in das wirklich blasse, verweinte Gesicht.

Nun war sie aufgestanden. Ein Schmerz gelangte nicht mehr in ihrer äußeren Erscheinung zum Ausdruck, aber eine nervöse Hast. An das Fenster tretend, blickte sie in den wirbelnden Schnee hinaus. Er fiel in großen, nassen Flocken, um, auf der Straße angelangt, in Wasser sich aufzulösen. Es war ein abscheuliches Wetter, das die Menschen in ihren Behausungen gebannt hielt. Elsa schrak nicht vor demselben zurück. Während sie hinausblickte, entwickelte sich das Rot ihrer Wangen zu einer brennenden Glut und ihre Augen leuchteten. In dem Äußeren der

jungen Frau gab sich eine Spannkraft zu erkennen, die einen vollkommenen Gegensatz zu der Schwäche und Hilflosigkeit bildete, die besonders in den letzten Wochen an ihr sich zu erkennen gegeben und die nur vorübergehend von ihr gewichen war, wenn sie dem Vater mit bitteren, ungerechtfertigten Vorwürfen gegenüber gestanden.

Auch jetzt sanken ihre Arme auf einen Augenblick matt an ihrem Körper nieder und ihr Gesicht nahm wieder einen hoffnungslosen Ausdruck an, aber mit einer energischen Bewegung, einem Aufrichten ihrer kleinen, zierlichen Gestalt schien sie eine auf sie eingedrungene Schwäche abschütteln zu wollen. Von neuem stand sie in trotziger Haltung da, die kleinen, weißen Zähne fest auf die Unterlippe gepreßt und triumphierend in die immer dichter und größer nieder-treibenden Floden hinausschauend.

Der Gedanke, welcher sie erschreckt und einen Augenblick in dem plötzlichen in ihr erwachten Entschluß wankend gemacht, war vollendete Thorheit. Wenn sie ihm unerwartet gegenüber trat, ihm zu sagen, daß sie unmöglich sich von ihm trennen könne, weil sie ihn zu sehr liebe und in Zukunft sich bemühen werde, alle seine Wünsche zu erfüllen, so würde er sie gewiß nicht von sich weisen. Bei der letzten Gerichtsverhandlung war zwar sein Blick einmal dem ihren in einem Haß begegnet, der sie entsetzt hatte zurückweichen lassen, aber als sie noch beisammen gewesen, war es oft genug zu stürmischen Szenen zwischen ihnen gekommen, und in der nächsten Minute hatte sie lachend in seinen Armen gelegen und er ihr versichert, daß er sie lieb habe und nichts weiter von ihr verlange, als daß sie sich etwas mehr in die Stellung einer vornehmen Frau hineinzuleben versuche. Er hatte ihr dann eine lange Reihe gesellschaftlicher Verpflichtungen aufgezählt, Dinge, von welchen sie und der Vater nichts gewußt und die er doch nicht hatte ignorieren können, ohne sich seinen Kameraden gegenüber lächerlich zu machen.

Flüchtig verweilte die junge Frau auch noch in Gedanken bei dem Vater. Der Auftritt, den sie vor wenigen Stunden mit diesem gehabt, zitterte noch in ihr nach, aber indem sie sich denselben noch einmal vergegenwärtigte, fühlte sie sich eher in ihrem Entschluß bestärkt als zurückgeschreckt. Was war ihr Aufenthalt im Vaterhause gewesen? Eine Kette von Demütigungen aller Art. Die bloße Vorstellung, daß es so weitergehen solle, war imstande, ihre Gedanken zu verwirren.

Nun war auch das letzte Bedenken beseitigt, wenn in der That seit dem Augenblick, in welchem die Idee, mit dem Gatten sich auszusöhnen, in ihr lebendig geworden war, noch ein solches bestanden hatte. Sie wandte sich von dem Fenster ab und begab sich in ihr Toilettenzimmer, um vor dem Spiegel nach Kräften die Spuren der überstandenen Aufregung zu tilgen, ehe sie die Dienerin herbeirief, um die ersten vorbereitenden Schritte für ihre Abreise zu thun. Sie mußte vorsichtig sein. Die letzte Unterredung mit dem Vater warnte vor jeder Unvorsichtigkeit. Er wollte die Scheidung und würde sich keinen Augenblick befinnen, die Tochter mit Gewalt von

jedem Schritt zurückzuhalten, der einem Ausgleich förderlich sein konnte.

Die Zeit war indessen kurz und sie durfte keinen Augenblick mehr ungenützt verstreichen lassen. Der Gedanke, daß Hans vielleicht im Schlußtermin anwesend zu sein beabsichtigte und bereits von Dammin abgereist war, regte sie noch flüchtig auf. Aber jede Besorgnis mußte vor einem festen Willen zurückweichen und den hatte die junge Frau nie zuvor in gleich hohem Grade besessen, als jetzt. Sie wollte mit dem Aduhrzuge von Berlin abfahren und zuvor telegraphisch einen Wagen bestellen, der sie von der letzten Station nach Dammin bringen würde. Gegen neun Uhr morgens konnte sie dort anlangen, eine frühere Stunde zu wählen war nicht zweckmäßig. Hatte aber, wider Erwarten, Hans Dammin verlassen, so konnte sie um zwölf Uhr wieder an der Bahn sein, ihm nach Berlin zu folgen. In diesem Falle hier seinen Aufenthaltsort durch den Bruder zu erfahren, würde nicht schwer halten.

Elsa machte sich reisefertig. Um sieben Uhr pflegte der Vater sich nach dem Klub zu begeben. Sie beobachtete vom Fenster aus den Eingang des Hauses, um dem sich Entfernenden auf dem Fuße zu folgen. Ihr blieb nicht viel Zeit.

Der Kommerzienrat aber kam nicht. Schon war es eine Viertelstunde über seine gewöhnliche Zeit und noch immer hatte Elsa das seine Entfernung kennzeichnende feste Einschlagen der Thür seines Arbeitszimmers nicht gehört. Was war zu thun? Sie durfte keinen Augenblick mehr verlieren, wollte sie den Zug noch erreichen. Wenn sie aber mit dem Vater zusammentraf, wenn er sie befragte!

In diesem Augenblick fiel eine Thür dröhnend ins Schloß. Elsa schrak zusammen. Ihr Herz klopfte beinahe hörbar in der Brust. Auf der Treppe hörte sie sprechen. Sie befand sich im Dunkeln und so konnte sie ihr glühendes Gesicht dicht an die kalten Scheiben legen, um das Portal besser überwachen zu können.

Der Kommerzienrat Döminghaus hatte das Haus verlassen, er schritt quer über die Straße, dem jenseitigen Trottoir zu.

Im nächsten Augenblick befand die junge Frau sich auf dem Korridor. Unter einer Redingote verbarg sie ihre elegante Reisetoylette. In der Hand trug sie nur einen Regenschirm. Diener und Portier sahen zwar verwundert auf sie, als sie die Treppe heruntersam, und tauschten Blicke aus, aber sie bemerkte es nicht einmal und schritt ruhig an beiden vorüber. Als die Thür hinter ihr zugemacht war und Schnee und Regen in das Gesicht schlugen, schrak sie noch einen Augenblick zurück und ihr Herz begann unruhig zu schlagen. Sie wollte allein in die Nacht hinaus und niemand konnte ihr raten und helfen. Dann aber kam auch schon wieder die Vorstellung von der entsetzlichen Zeit, die sie verlebte, seitdem sie von dem Gatten getrennt war, und von der ihr drohenden Gefahr einer öden Zukunft, wenn sie nicht die thörichte Schwäche überwand, die noch einmal Gewalt über sie gewinnen wollte.

Schon hatte sie die nächste Droschkenstation erreicht

und den Befehl gegeben, sie nach dem Anhalter Bahnhof zu fahren. Die Kürze der Zeit drängte zur Eile. So konnte sie sich mit überflüssig gewordenen Betrachtungen nicht mehr beschäftigen. Auf dem Anhalter Bahnhof angelangt, fand sie den Billeteur im Begriff, die Ausgabe zu schließen — sie war die letzte der Reisenden, welche ein Billet erhielt. Wenige Minuten später saß sie im Coupé, die Thür wurde eingeschlagen — ein Pfiff — und fort ging es in die Nacht hinaus.

Während der vierstündigen Fahrt war sie allein und ihren wenig erfreulichen Gedanken überlassen. Der Versuch, durch einen Schlummer sich etwas von der Unruhe zu befreien, welche die Vorstellung von der Begegnung mit Hans in ihr erweckten, scheiterte. Sie fühlte keine Spur von Müdigkeit.

Gegen zwölf Uhr erreichte sie die letzte Station, wo sie bis zum Morgen verweilen mußte, um mit dem nächsten Personenzug die kleine Haltestelle zu erreichen, wohin sie den Wagen bestellt. Sie würde am liebsten die Stunden im Wartesaal verbracht haben, sah sich aber gezwungen, in einem Logierzimmer des Bahnhofrestaurants zu übernachten und hier fünf Stunden zu verbringen, die ihr endlos erschienen. —

In Dammin war man nicht auf einen Besuch vorbereitet. Seitdem Herr Luchs dem jüngsten Sohne noch einmal mit ungerechtfertigten Vorwürfen gegenüber gestanden, und dieser in tiefster Seele verlegt das Vaterhaus verlassen, entschlossen, nicht eher dahin zurückzukehren, bis er eine Genugthuung empfangen, war es todeseinsam in dem alten Herrenhause geworden. Die wohlthuende Abwechslung, welche das gleichförmige Leben eine kurze Zeit durch Hanna Harber erfahren, trug nicht wenig dazu bei, etwas Fehlendes, das man früher nicht bemerkt, beinahe aufbringlich fühlbar zu machen. Der alte Herr vermißte die Vorleserin und Begleiterin auf seinen Spaziergängen, die ihn in angenehmer Weise unterhalten, und Frau Barbara fand es unbehaglich, wieder allein als Hausfrau wirtschaften und die anregende Gesellschaft eines lebenswürdigen und verständigen Mädchens missen zu sollen. Es gab Augenblicke, in welchen sie, die niemals wechselnder Stimmung unterworfen gewesen, eine Art von Verdrießlichkeit fühlte, die sie sich nicht erklären zu können glaubte, die aber unzweifelhaft ihren Grund in dem Umstand hatte, daß sie Hanna besonders vermißte.

Daß nach dem erneuten Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn die Braut des letzteren nicht mehr erwartet wurde, war selbstverständlich, und Frau Barbara stellte mißmutig den alten Stand der Dinge im Hause her, den sie, in Anbetracht gesteigerter Ansprüche der Neuzeit, durch mancherlei kleine Umwälzungen im Hauswesen aufzugeben begonnen. Dazu kam ein rauher, unfreundlicher Herbst und ein vorzeitiger Winter. Gegen Weihnachten hörte zwar die strenge Kälte, welche den ganzen November und einen Teil des Dezembers beherrschte, auf, aber das mit Sturm, Regen und nassem Schnee sich einstellende Tauwetter schien nur noch mehr geeignet, die misanthropische Stimmung auf Dammin zu verschärfen.

Dazu kam noch das Unglück mit Hans, denn

sein Aufenthalt auf Dammin konnte nur als ein solches angesehen werden. Meinungsverschiedenheiten hatte es zwischen Herrn Luchs und seinem ältesten Sohne seit jeher gegeben, sie waren nur nicht in gleichem Grade zu Tage getreten als bei dem gegenwärtigen gezwungenen Zusammenleben, und vor allen Dingen Zusammenwirken. Hatte der alte Herr auch weder eine theoretische noch praktische landwirtschaftliche Ausbildung genossen, so glichen doch jahrelange Erfahrungen manches aus und befähigten ihn, vernünftige Anordnungen zu treffen und die Arbeiten der Leute zu überwachen. In der Voraussetzung, daß Hans, der nun doch einmal auf Dammin bleiben mußte, den Umständen Rechnung tragen und im Hinblick auf die äußerst schwierigen Verhältnisse von Dammin Ersparnisse eintreten lassen werde, war dem Inspektor gekündigt worden und Herr Luchs hatte von dem Sohn verlangt, daß dieser einen Teil der Thätigkeit desselben auf seine Schultern nehme, um sich einzuarbeiten. Hans widersetzte sich dem Willen des Vaters zwar nicht offenkundig, aber der ihn mit mißtrauischen Blicken beobachtende alte Herr machte doch sehr bald die Wahrnehmung, daß der Sohn ihm in der Bewirtschaftung des Gutes schwerlich eine Stütze sein werde.

Aber nicht Mangel an Arbeitslust und Interesse für die Landwirtschaft allein machte Herr Luchs Hans zum Vorwurf, sondern auch auf Dammin offenbarte sich bald sein unüberwindlicher Hang nach Vergnügungen und Zerstreuungen. Oft genug ritt er nach dem Abendessen fort und kam nicht selten erst gegen Morgen zurück, oder er fuhr in die nächste Garnisonstadt, neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Ehe noch Weihnachten gekommen war, hatte er sich in seiner Weise eingelebt. In den Nachbarstädten war dem künftigen Besitzer von Dammin abermals ein umfangreicher Kredit eröffnet worden und das flotte Leben hatte von neuem seinen Anfang genommen.

Anfang Januar aber hatten einige vorsichtige Geschäftsleute, denen die Vergangenheit des Herrn Rittmeisters vielleicht gerüchweise bekannt geworden war, ihre Rechnungen an den Herrn von Dammin gesandt und diese waren somit Herrn Luchs zu Händen gekommen. Der alte Herr war wie vom Schlage gerührt gewesen. Bereits beim ersten Fälligkeitstermin der Zinsen sah er sich gezwungen, Hellmuth um Stundung eines nicht unerheblichen Teils derselben zu bitten. Er hatte mit Hans Rücksprache genommen und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß es Ehrenpflicht sei, gerade dem Bruder gegenüber die übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, damit dessen Voraussetzungen zu Schanden gemacht würden. Dabei mahnte er zu strenger Zurückhaltung auch in der geringfügigsten Ausgabe, da nur bei einer solchen die Möglichkeit gegeben sei, siegreich aus dem Kampf mit einer selbstgeschaffenen Lage hervorzugehen.

Herr Luchs hatte keine Worte für neue Vorstellungen gefunden, sein Vorrat war Duzende von Malen wiederholt und längst erschöpft. So beschränkte er sich darauf, dem Sohne schweigend die Rechnungen vorzulegen, der sie mit einer Flut von Schimpfreden gegen gelbgierige Manichäer in Empfang genommen.

Die Folge war, daß er für die nächste Zeit seine abendlichen Ausflüge einstellte, auf seinem Zimmer sich einschloß, das er nur zu den gemeinsamen Mahlzeiten verließ, wenn er nicht gerade vorzog, allein zu speisen, und nun in der Einsamkeit über ein jammervolles Schicksal nachdachte, welches ihn so frühzeitig zu einem thatenlosen Leben verdammt, das sich, ohne gewisse Umstände, zu einem außerordentlich genussreichen hätte gestalten können.

So verging der größere Teil des Januar und der Tag rückte heran, an welchem ein Abschnitt in seinem Leben zum endgültigen Schluß kommen sollte. Es war ihm angenehm gewesen, von seinem Sachwalter die Nachricht zu empfangen, daß man von seinem persönlichen Erscheinen im Schlußtermin Abstand genommen habe, da eigentlich nur noch Nebenfragen zu erledigen sein würden. Seine Situation der jungen Frau und ihrem Vater gegenüber war ihm wiederholt peinlich geworden. Die zur Sprache gekommenen Dinge hatten sich sehr schlecht angehört und ein mehr als zweideutiges Licht auf seinen unbegrenzten Egoismus geworfen. Sein Verhalten in der ganzen Angelegenheit würde niemand ein ehrenhaftes genannt haben, noch war es nur entschuldbar. Unter diesen Umständen durfte er, trotz des enormen Reichthums des Herrn Döminghaus, nicht einmal erwarten, daß ihm eine nennenswerte Abstandssumme zugesprochen wurde, die ihn einigermaßen über all den Ärger der letzten Zeit hätte trösten können.

Das gleichförmige, jeder Anregung bare Leben war ihm in der letzten Zeit, noch besonders durch das Wetter, unerträglich geworden. Kein Ritt, nicht einmal ein Spaziergang war möglich. Schnee und Regen hatten die Wege unergründlich gemacht und ließen noch immer nicht nach. Grau und schwer breitete der Himmel sich aus und nur morgens und abends durchbrach je zuweilen ein sahles, gelbes Licht im Osten und Westen die Wolkenmassen, um eine Fortsetzung der Witterungsunbill anzukündigen.

Hans von Dammin hatte sich an diesem Morgen noch später als gewöhnlich von seinem Lager erhoben, und lag nun im Schlafrock auf der Chaiselongue ausgestreckt, die pausbackigen Amoretten der Zimmerdecke zu studieren. Er war so sehr darin vertieft, daß er nicht das Rollen eines Wagens auf dem Pflaster des inneren Hofraumes gehört hatte, obgleich es vernehmlich genug herüberbrang, und auch zu dieser Zeit ein ungewöhnliches war. Aber gleich darauf wurde es im Hause lebendig und das mußte ihm auffallen. Er richtete sich unwillkürlich auf.

„In welchem Zimmer?“

Er war sich kaum klar darüber geworden, wem die Stimme angehörte, als auch schon die Thür aufgerissen wurde und Elsa auf der Schwelle erschien. Sie warf einen ungewissen Blick auf den Rittmeister und that, nicht durch den Anblick des Mannes, der noch ihr Gatte war, ermutigt, nur zögernd einen Schritt vorwärts.

Hans war aufgestanden. In seinem Gesicht spiegelte sich eine große Bewunderung wieder. Wenn aber die junge Frau erwartet hatte, daneben noch

eine Spur von Freude zu sehen, so sah sie sich bitter getäuscht. Ihr Anblick weckte den ganzen Zorn, den er empfunden, als sie ihn hart verklagt, von neuem, und finstler begegnete sein Blick dem ihren.

Dennoch fand sie die Kraft, die Thür hinter sich zu schließen. Von dem Korridor aus konnte der alte Diener, welcher sie hierbergewiesen, gerade in das Gemach sehen und sie hatte plötzlich ein Gefühl, als müsse sie einer Niederlage gewärtig sein. Warum war sie gegangen?

„Was führt Dich nach Dammin?“ fragte er, ohne irgend einer Nutzmäßung Raum gegeben zu haben.

Seine Stimme hatte einen hochmütigen und harten Klang. Sie that ihr weh und sie fühlte sich plötzlich von einer großen Wangigkeit ergriffen. Eine physische Erschöpfung, die Folge der Erregungen des vorhergehenden Tages, der Reise in dem unfreundlichen Winterwetter, und der schlaflosen Nacht trug vielleicht nicht wenig dazu bei, sie noch mehr zu verwirren. Dabei überkam sie eine große Hoffnungslosigkeit und mit ihr verband sich die Furcht vor den Folgen dieses Schrittes, wenn er als ein vergeblicher sich erweisen sollte.

„Hans! O, Gott, ich will mich ja nicht scheiden lassen, es ist alles nicht wahr, daß ich so schlecht von Dir gesprochen habe. Der Vater —“

Schluchzen ersticke ihre Stimme und sie war vor ihm in die Kniee niedergerunken und hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

Er stand regungslos — verwirrt. Sein sahles Gesicht nahm eine gewisse Färbung an, in seinen Augen flackerte es seltsam. Die Überraschung war zu groß und er so gar nicht auf diesen Fall vorbereitet. Indem er die vor ihm Knieende aufzurichten versuchte, folgte er einer instinktiven Regung. Eine knieende Frau war für Hans von Dammin eine Unmöglichkeit.

Raum aber hatte er Elsa berührt, unverständliche Worte murmelnd, da hob sie auch das thränenüberströmte Gesicht zu ihm empor und im nächsten Augenblick hing sie an seinem Halse, ihm die zärtlichsten Namen gebend, indem sie sich und den Vater auf das härteste verurteilte und eines großen an ihm begangenen Unrechtes anklagte.

Noch verhielt er sich passiv. Er war in der That von diesem Vorgang überwältigt. Was dieser für ihn bedeuten konnte, vergegenwärtigte er sich nur in unklaren Vermutungen, die aber der Wirklichkeit nicht im entferntesten entsprachen. Die kleine Frau liebte ihn, und ihrer Leidenschaft gegenüber hatte der herzlose Vater nachgeben müssen. Daneben drängten andere Vorstellungen sich heran, sich überstürzend. Weiterleben auf Dammin — ein Schuldner des gehakten Bruders — gedemütigt und beargwöhnt von dem Vater —

Unterdessen die zitternde, völlig gebrochen scheinende kleine Frau: „Hans, o mein Gott, sag doch nur ein Wort. Kannst Du Dich so von mir wenden? Ich habe Dich doch wirklich lieb, und wenn es zu einer Scheidung kommt, dann ist es besser für mich, ich sterbe, denn ich kann nicht ohne Dich leben.“

„Dein Vater wollte die Scheidung,“ grollte er.
„Und Du —“

„O Hans, mach' mir keinen Vorwurf. Wir haben uns geantzt, und das thun gewiß alle Eheleute, aber wir haben uns auch wieder vertragen, und nur zuletzt, als das Geld ganz knapp wurde, und der Vater gar nichts mehr hergeben wollte, da hat es oft etwas länger gedauert, bis wir uns wieder vertrugen. Es war aber doch hübsch, als wir noch zusammen waren, und wenn —“

„Weiß Dein Vater von Deinem Kommen?“ unterbrach er sie.

„Nein — er würde es nicht zugegeben haben.“

„Ah!“

Er hatte sie aufgehoben und auf die Chaiselongue niedergleiten lassen. Nun trat er einen Schritt von ihr zurück.

„Wirklich nicht? Dann, Elsa —“

„Was kümmert uns der Vater, Hans?“

„Unendlich viel. Wir würden seiner bedürfen. Die Pension eines Rittmeisters will nichts bedeuten. Wir sind zum Entbehren nicht geschaffen. Oder würdest Du Dich entschließen können, hier zu leben?“

„Auf Dammin?“

„Ja.“

„Wenn ich nur bei Dir bleiben kann, Hans.“

Sie sah leuchtenden Auges zu ihm auf und in dem Ausdruck derselben gab sich wirklich innige Liebe zu erkennen. Er aber fragte weiter:

„Glaubst Du, daß der Vater Dir diesen Schritt vergeben wird?“

„Ganz gewiß, Hans, er liebt mich, und manchmal denke ich, Du hast nicht verstanden, ihn recht zu behandeln. Er ist nicht geizig, es fehlt ihm auch nicht an Verständnis für das, was in vornehmen Kreisen verlangt wird, aber — Du hattest manchmal eine eigene Art, und er will sich gute Worte geben lassen.“

Eine Pause trat ein. Die junge Frau saß erschöpft mit zu Boden gesenktem Blick, während seine Augen forschend auf ihr ruhten. Hans von Dammin beherrschte jetzt vollkommen die Situation, er konnte ruhig jedes Für und Wider erwägen, und die Wagschale neigte sich von Anbeginn bedenklich zu Gunsten einer Ausöhnung. Da war ja mit einem Male ein Ausweg aus diesem verzweiflungsvollen Dilemma. Dennoch lag es in seinem Interesse, Schwierigkeiten zu erheben. Er sicherte sich dadurch von vornherein ein Übergewicht für spätere Eventualitäten.

„Du mußt aber einsehen, daß ein Mann in meiner Stellung sich nicht zu Bitten verstehen kann, wo er zu fordern berechtigt ist. Die Sache ist nun auch sehr zugespitzt, und wenn wir zurücktreten, wird sie noch mehr Aufsehen machen, als sie schon gemacht hat. Hast Du Dir die ganze Geschichte auch recht überlegt, Elsa? Es kam so selten zwischen uns zu einem gegenseitigen Verstehen.“

Er sprach noch eine ganze Weile auf sie ein, nicht mehr in einem strengen, harten oder auch höhnerischen Ton, wie sie ihn oft gehört, sondern mit beinahe sanfter und beruhigender Stimme. Sie dachte, daß er doch sehr viel inzwischen ausgestanden

haben müsse, und dann kam wieder der Gedanke an die Unverföhnlichkeit des Vaters und ihre eigene Hartnäckigkeit. Sie war sehr unglücklich gewesen und nun verlangte sie heiß und fürmlich nach Glück, nach einer Veröhnung und dem Leben, das sie an Hans' Seite genossen, wenn es auch mit mancherlei kleinen und großen Kümernissen verbunden gewesen war. Abermals brach sie in einen Strom von Thränen aus und hing schluchzend an seinem Halse. Ihm aber war es, als ob er siegreich aus einem starken Gefecht hervorgegangen sei.

Er riet Elsa, einstweilen in seinem Zimmer zu bleiben und sich von der Reise zu erholen, während er gehen wolle, die Eltern vorzubereiten. In Wahrheit verlangte ihn nach einem Alleinsein, um sich die veränderte Lage klar zu machen und seine Pläne entwerfen zu können. Weit führten ihn seine Gedanken nicht. Er erwog nur die großen Vorteile, welche eine Ausöhnung mit Elsa ihm jetzt bringen könne und vor allen Dingen das Zurückgewinnen seiner Selbständigkeit, die er seit seinem Aufenthalt auf Dammin gänzlich verloren hatte.

Nicht ein Gedanke galt der jungen Frau, die allein in seinem Zimmer und keineswegs beruhigt über den Erfolg ihrer Mission zurückgeblieben war. Sie hatte die Begegnung sich anders gedacht. Im Laufe der Nacht und des Morgens war ihr eingefallen, daß er sich vielleicht finster und getränkt von ihr abwenden würde, aber sie neigte doch mehr dem Glauben an eine vollständige Ausöhnung zu. Ein ruhiges Überlegen, wie sie an ihm wahrgenommen, war nicht in den Kreis ihrer Erwägungen gezogen worden und vielleicht gerade darum erschien es ihr so fremd und unverständlich und erfüllte sie mit Besorgnis.

Einige Stunden war sie sich allein überlassen. Dann kam Frau Barbara, nach dem Besuch zu sehen, von welchem sie soeben durch den Sohn erfahren. Sie kam nicht mit besonders freundschaftlichen Gefühlen für die junge Frau, gegen welche sie ehemals keine Abneigung empfunden, die später in ihrer Gegenwart aber stets scharf verurteilt worden war, sondern wollte einer Höflichkeitsform genügen. Sie führte Elsa zu Herrn Luchs, der sie ebenfalls mit äußerster Zurückhaltung begrüßte. Die Unruhe der jungen Frau war im Wachsen begriffen — sie fand nichts von allem, was sie erhofft.

Erst im Laufe des Nachmittags wurde sie etwas von der Sorge befreit, die sie quälte. Hans hatte sich endlich erinnert, daß es angebracht sein würde, der jungen Frau einige Aufmerksamkeit zu erweisen und vielleicht waren seine Worte, die er an diesem Nachmittag zu ihr sprach, ernster und aufrichtiger gemeint, als jenes erste Liebesgeständnis, durch welches sie einst betrogen worden war. Noch stand er unter dem Druck von Befürchtungen in Bezug auf die Auffassung des Herrn Döminghaus von diesem unerwarteten Ausgleich. Er sagte Elsa, daß er noch heute an den Vater schreiben werde, ihn von dem Aufenthalt seiner Tochter und der erfolgten Veröhnung in Kenntnis zu setzen. Sie aber riet ernstlich davon ab.

„Nein, Hans, laß ihn nur, es schadet ihm wirklich nicht, wenn er sich auch einmal ein bißchen ängstigt, er hat es genug um mich verdient. Nach dem Auftritt, den ich gestern mit ihm gehabt habe, und weil ich so fortgelaufen bin, mag er sich ja am Ende was Schlimmes denken, und wenn er dann heute und morgen noch nichts von mir hört, dann freut er sich um so mehr, wenn er zuletzt Nachricht bekommt.“

Davon wollte Hans nichts wissen, aber nicht etwa, weil er Elsas Vorschlag nicht praktisch fand, sondern weil der Kommerzienrat doch vielleicht so gleich die Aufhebung oder Vertagung des Termins, welche unverzüglich auf telegraphischem Wege beantragt werden mußte, erfahren würde. So hielt er es für besser, die Angelegenheit noch im Laufe des Tages zu erledigen.

Sowohl der Rittmeister als auch seine Gattin sahen sich in ihrer Voraussetzung, daß der Vater sofort nach Dammin kommen und ihnen hier anfangs eine furchtbare Scene bereiten, dann aber sich freuen werde, daß es nur noch gut geworden, betrogen. Der Kommerzienrat kam weder selbst noch ließ er von sich hören. Hans fühlte sich durch diesen Umstand in die furchtbarste Angst versetzt, es gelang ihm kaum, sie vor seiner Gattin, die weniger durch das Schweigen des Vaters litt, zu verbergen. Er hatte mehr als einmal diesem Mann hoffnungserfüllt und zuversichtlich gegenübergestanden und war bitter enttäuscht worden, hatte mehr als einmal Gelegenheit gehabt dessen kaltblütige Ruhe zu bewundern, mit welcher er einen Menschen, der noch dazu der Gatte seiner Tochter war, einer verzweiflungsvollen Lage preisgegeben, und nicht etwa, weil er ihre Folgen unterschätzt.

Was sollte werden, wenn Herr Döminghaus ferner in Schweigen verharrte?

Eine Woche später kam ein Brief von Berlin an den Rittmeister, aber nicht von seinem Schwiegervater, sondern von dem Rechtsanwalt desselben. Die Befürchtungen der letzten Tage sollten sich zwar nicht verwirklichen, aber noch weniger seine anfangs gehegten Hoffnungen sich erfüllen. Der Kommerzienrat wick nicht um Haaresbreite von seinen früheren Entschlüssen ab. Seine Tochter sollte nach wie vor in dem Zinsgenuß des ihr ausgelegten Kapitals verbleiben. Um aber der Gefahr zu entgehen, von neuem durch die voraussichtlich sofort wieder beginnenden Verlegenheiten der Gatten in Aufregung versetzt zu werden, verbot er beiden ein für allemal das Betreten seines Hauses, da sie ihn niemals anwesend treffen würden.

Dieser Ausgang entsprach nun weder den Erwartungen des Schwiegersohnes noch den Hoffnungen der Tochter, die ernstlich gewünscht, zwischen Vater und Gatten ein gutes Einvernehmen hergestellt zu sehen. Nichtsdestoweniger waren beide für den Anfang befriedigend. Der Rittmeister war in gehobener Stimmung, seine verzweiflungs- und hoffnungslose Lage hatte plötzlich einen Umschwung erfahren. Er würde Dammin verlassen und in die Residenz zurückkehren, um dort wieder das Leben in vollen Zügen zu genießen. Ganz so bedeutend wie ehemals würden

seine Einkünfte zwar nicht sein, immerhin aber ausreichend, selbst weitgehende Ansprüche zu befriedigen, und ewig würde der alte Kommerzienrat nicht mehr leben.

Elsa fühlte sich nicht minder befriedigt. Frappierte auch das Verhalten des Vaters sie nicht wenig, so war sie doch viel zu sehr ihrer Macht über denselben sich bewußt, als daß sie der Besorgnis sich hätte hingeben sollen, daß es ihr mit einem guten Willen nicht gelingen würde, seinen Zorn zu sänftigen. War sie nur erst wieder in Berlin, so wollte sie es sich schon aneignen lassen, ihn veröhnlich zu stimmen, und er würde nachgeben müssen, wenn sie erst ihr bestes Geschütz, schmeichelnde Zärtlichkeit, ins Feld führen und ihm die Versicherung geben konnte, daß es ihr unmöglich sei, seinen Zorn zu ertragen.

Elftes Kapitel.

„Dammin verlassen?“

Herr Luchs hatte von seinem Sitz am Schreibtisch sich erhoben, indem er gleichzeitig einen raschen Blick auf den Sohn warf, der unwillkürlich zurückwich, ob vor dem beinahe drohenden Klang, welcher in den beiden gesprochenen Worten lag, oder vor dem finsternen Gesichtsausdruck des Vaters.

„Kannst Du erwarten, daß Elsa Lust bezeigt, hier zu bleiben? Du wirst nicht sagen wollen, daß Dammin gerade ein angenehmer Aufenthalt für Menschen ist, die noch Anspruch auf Lebensgenuß erheben.“

Der alte Herr machte keine Entgegnung. Das aufflammende zornige Gefühl war schnell einer Mattigkeit gewichen, welche ihm die Lust benahm, in Worte zu kleiden, was ihn plötzlich bewegt. Langsamem Schrittes durchkreuzte er ein paarmal das Zimmer und nahm dann den verlassenen Sitz wieder ein. Schwer sank er auf den Stuhl nieder.

Wie hatte er nur fragen können?

Dammin war gewiß keine Lust für eine Elsa Döminghaus. Daß sie sich zu bleiben weigerte, würde ihn nicht befremdet und geschmerzt haben, aber — der Sohn!

„Und wie gedenkst Du die Angelegenheit mit Hellmuth zu regeln?“

Der Rittmeister war durch die Frage erschützlich unangenehm berührt. „Ich verstehe Dich nicht. Dammin muß so wie so die Zinsen aufbringen,“ entgegnete er mit großem Gleichmut.

„Es ist doch durch Deine Schuld belastet.“

„Wozu die steten Vorwürfe, Papa? Ich habe es wirklich satt, mich unausgesetzt wie ein Schulbube behandeln zu lassen. Macht doch das Ding zu Gelde, so gut es geht, wenn es nun einmal die Zinsen nicht aufbringen kann. Ich leiste auf alles Verzicht. Wie hast denn Du Dir den Kram jetzt gedacht?“

„Ich dachte, die Schule des Lebens habe Dich aufgerüttelt und Dir gezeigt, daß die Wege, die Du gewandelt bist, dem Abgrund zuführen müssen,“ ent-

gegnete der alte Herr mit einförmiger, müder Stimme. „Dir ist in dieser Zeit Größeres geschehen, wie je einem Menschen zuvor. Wo bietet das Schicksal dem bereits Verfunkenen noch einmal die Hand? Es läßt für die Schuld büßen bis zum Ende. Dich hat es aufgerichtet, als Du am Boden lagst. Laß es Dir zur Warnung dienen und fordere es nicht zum zweiten Male heraus. Ich will Deine Worte, die soviel Beschämendes für Dich enthalten, nicht verstanden haben, sondern Dir sagen, was Du zu thun hast, um zu zeigen, daß Du nicht ganz all der Opfer unwert bist, die Dir gebracht worden sind. Bist Du zu schwach, Deinen Gelüsten Zaum und Zügel anzulegen, so begieb Dich nicht wieder in Versuchung. Bleib hier, Hans. Du bist nicht mehr ein Jüngling und Deine Frau, wenn sie Dich liebt, wird sich da glücklich fühlen, wo Du es bist. Wenn Du nur Augen für all das Schöne haben willst, wovon Du hier Dich umgeben siehst, so wirst Du den Aufenthalt nicht mehr entfremdet finden. Es kann Dein Ernst nicht sein, das Erbe Deiner Vorfahren preiszugeben und dadurch nicht nur das Urteil Deines Bruders über Dich zu bestätigen und ihn an seinem Vermögen zu schädigen, sondern auch Deinen Vater zu einem Aufgeben alles dessen zu zwingen, was ihm das Leben noch erträglich macht. Ich habe Dich nicht für so gedankenlos gehalten, Hans, wie Du Dich zeigst. Weißt Du denn auch, was es bedeutet, Dammin aufzugeben?“

„Ganz gewiß, Papa, und ich glaube, daß die Gründe, welche für einen Verkauf stimmen, von jedem vernünftigen Menschen anerkannt werden müssen. Deine Anrechte an Dammin sind nun doch einmal nur noch illusorische. Nach Befriedigung der Hypothekengläubiger, zu welchen ich natürlich auch meinen Bruder rechne, bleibt Dir absolut nichts. Das Gut läßt sich halten eben durch Hellmuth, der schließlich ja auch ein Interesse daran hat, weil bei einem Verkauf er schwerlich wieder zu seinem Gelde kommen wird. Auf seine Kosten kann der Familienbesitz allerdings gerettet werden, ob Du aber mit Deinen — verzeihe den Ausdruck — etwas überspannten Ansichten auf die Dauer Dich dadurch befriedigt fühlen wirst, möchte ich sehr bezweifeln. Alle Berechnungen, die wir in der letzten Zeit angestellt haben, und wobei wir doch immer den allergünstigsten Fall vorausgesetzt, ich meine die besten Ernten uns vorgenommen, lieferten nur ein Deficit für — Hellmuth. Und wovon lebst Du, wenn Du Dammin zu halten suchst? Du brauchst mich nicht so eigentümlich anzusehen, Papa. Unsere Zeit weiß nichts von Traditionen, die Dir noch alles sind. Die Welt ist fortgeschritten und — rechnet. Stellen wir aber ein vernünftiges Rechenexempel auf, so ist es das beste, Du ziehst mit uns nach Berlin. Wir haben ein hübsches Einkommen, und in unserer Wohnung wird auch hinreichend Platz für Euch sein. Ja,“ fügte er lebhafter, wie von einem neuen Gedanken erfaßt, hinzu, „Ihr könntet auf diese Art noch einmal erkennen lernen, was eigentlich leben heißt, und unserem Hausstand würde es gut thun, wenn eine Frau, wie Mama repräsentierte, Elsa könnte viel von ihr lernen. Über-

leg' Dir die Sache, Papa, ich würde mich wirklich freuen, wenn Ihr Euch entschließen würdet, zu uns zu ziehen. Dann könnte Hellmuth mit Dammin machen, was er Lust hat. Bei uns kommt es ja gar nicht darauf an, ob der Hausstand um zwei Menschen größer ist.“

Herr Luchs war mit zu Boden gesenktem Blick den Worten seines Sohnes gefolgt. Nichts an ihm gab eine seelische Erschütterung zu erkennen. Sein vornübergeneigtes Gesicht erschien ruhig und seine Haltung entsprach der eines aufmerksam lauschenden Mannes, der nachdenklich ihm gemachte Vorschläge erwog. Dadurch war Hans der Mut gekommen, mit einer Idee zu Tage zu treten, die ihn von dem Augenblick an, als er sich wieder in die Lage gesetzt sah, selbständig verfügen zu können, beschäftigt. Vielleicht verbot ihm der Überrest eines anständigen Gefühls, die durch ihn geschaffene Lage mit Stillschweigen zu übergehen, vielleicht hegte er auch die Befürchtung, daß unter den veränderten Verhältnissen Hellmuth mit Forderungen an ihn herantreten könne, deren Befriedigung seine ihm neu eröffneten glänzenden Aussichten nicht wenig beeinträchtigen würde. Wenn es ihm gelang, den Vater zu bewegen, mit nach Berlin zu ziehen, so hatte weder dieser noch Hellmuth Anlaß, ihn mit Dingen zu beunruhigen, die ihm mindestens lästig und unbequem sein würden, wenn er auch nicht die Befürchtung hegte, daß Vater und Bruder imstande wären, ihm jemals ernsthafte Schwierigkeiten zu bereiten. Außerdem vermied er den Schein von Rücksichtslosigkeit, den er, leider, immer auf sich zu laden verstanden.

Er hatte ein Gefühl von Erleichterung, nachdem er sich über seinen bis dahin noch unbestimmten Plan ausgesprochen. Der Vater schien auch in der That einer ruhigen Auffassung der Sache fähig. Er dachte nur verhältnismäßig lange über das ihm Gesagte nach, und so glaubte Hans, dessen Ungeduld, die Ansicht des Vaters zu hören, sich nur schwer meistern ließ, eine Neigung, dem gemachten Vorschlag beizupflichten, weiter unterstützen zu sollen.

„Es ist doch ein endloser Platz für Dich gewesen, solange ich denken kann. Nie hat's gelangt.“

„Seit wann nicht?“ fragte hier der alte Herr, ohne seine Stellung zu verändern und ohne den Blick zu erheben.

Der Rittmeister warf ungeduldig den Kopf zurück und seine Brauen zogen sich zusammen. „Du bist immer bereit, mich für alles verantwortlich zu machen, Papa, und ich finde das keineswegs sehr rücksichtsvoll von Dir. Ich habe ein paarmal Schulden gemacht und die Geschichte ist ein bißchen retour gegangen. Das müssen sich schließlich alle Eltern gefallen lassen und bis vor kurzem hast Du das auch in der Ordnung gefunden. Unsereins kann doch nicht leben wie einer von den Janitscharen. Die vornehmen Gewohnheiten stecken nun einmal im Blute und was nicht drin war, haben Deine Lehren zu Tage gefördert.“

„Still, Hans — still! Rede nicht mehr. Ich will's mir überlegen. Reize nur — Du sollst Bescheid haben.“

Herr Luchs war aufgestanden. Er hatte plötzlich

eine Bewegung gemacht, als ob er sich eines furchtbaren Eindrucks von außen her zu erwehren habe. In dem Gesicht des Vaters war etwas, das dem Sohne nicht gefiel, aber die Worte, welche derselbe gesprochen, konnten nur beruhigend wirken.

„Siehst Du, Papa, das ist verständig von Dir. Ich sage Dir, es wird wunderschön gehen und wir werden ganz gut mit einander auskommen. Halte Dich nur nicht lange mehr in diesem Nest auf —“

„Ich möchte allein sein, Hans.“

Es lag ein so fester, entschiedener, harter Ausdruck in diesen wenigen Worten, daß sie den Rittmeister förmlich zusammenschrecken ließen. Sie bewirkten auch, daß er der Forderung nicht einen Augenblick widerstand. Unwillkürlich trat er zurück und sah sich zu seiner eigenen Verwunderung unmittelbar nachher auf dem Korridor.

Er war nun doch im höchsten Grade unangenehm berührt und bei einigem Nachdenken auch beunruhigt, er fand aber weder Zeit noch hatte er Lust, Grübeleien nachzuhängen. Wie er den Vater kannte, würde ihm das Übersiedeln nach Berlin am Ende keine große Freude machen, er aber mit der Zeit doch einsehen, daß es so am besten gewesen und ein Arrangement, wie das von ihm entworfen, der einzig richtige Weg gewesen, geordnete Verhältnisse herzustellen.

Zwei Stunden später reisten die Gatten ab. Sie hatten sich von Frau Barbara verabschiedet, bei Herrn Luchs aber keinen Einlaß gefunden. Hans war vor verschlossene Thüren gekommen und der alte Diener, der im Laufe der Jahre dem Gesicht seines Herrn jede kleinste Veränderung abgesehen und deuten gelernt, hatte ihm in einem befremdlich klingenden Tone gesagt, daß der gnädige Herr nicht gestört zu werden wünsche.

Als das Rollen des Wagens verklungen war, hatte Herr Luchs sich aus einer Stellung aufgerichtet, welche er eingenommen, nachdem die Thür seines Zimmers hinter dem Sohn sich geschlossen. Die Ruhe, welche er zur Schau getragen, war mit den letzten Worten, die er dem Rittmeister gegenüber geäußert, vollständig geschwunden, und er nunmehr sichtlich einer Aufregung zum Opfer gefallen, die sich durch keine Vernunft-Vorstellung mehr dämpfen ließ. Er war vor den Ausführungen des Sohnes wie erstarrt gewesen, aber nicht allein Erstarrung hatte ihn gehindert, die Gefühle, welche ihn bewegt, in Worte zu kleiden, sondern die volle Erkenntnis, die sich ihm während des längeren Beisammenseins mit dem Sohne immer unabweisbarer aufgedrängt, welcher er aber doch nicht hatte Raum geben wollen. Jedes Wort würde auch ein verlorenes gewesen sein.

Und nun war er gegangen — er, der würdige Träger vornehmer Gesinnungen, das Reis eines alten Stammes, von welchem der Vater einst ein neues kräftiges Emporblühen derer von Dammin erwartet. Er war gegangen auf Nimmerwiederkehr.

Weitere Stunden vergingen. Der alte Herr ließ sich beim Mittagessen entschuldigen. Als dann Frau Barbara in großer Besorgnis kam, nach seinem Ergehen sich zu erkundigen, fand sie ihn an seinem Arbeitstisch mit Aufzeichnungen aus Büchern be-

schäftigt. Er kam ihr mit der gewohnten lebenswürdigen Zuverlässigkeit entgegen.

„Ich bin nicht krank, nur sehr dringend beschäftigt und möchte mich nicht einen Augenblick aufhalten. Da Du nun einmal hier bist, so will ich doch auch eine Frage an Dich richten: Möchtest Du Dammin mit der Residenz vertauschen, und — und — mit Hans und seiner Frau und ihren Kindern zusammenwohnen?“

Frau Barbara war sichtlich erschrocken. „Welcher Gedanke, Luchs! Von Dammin fortgehen? Wir — nach Berlin, bei den jungen Leuten wohnen?“

„Es war nur eine Frage, Barbara, vergiß sie einstweilen,“ sagte er mit einem tiefen Atemzug.

Inzwischen aber war Frau Barbara von einem plötzlichen Gedanken erfaßt. „Luchs — möchtest Du etwa? Dann ist es etwas anderes.“

Er schüttelte nur heftig mit dem Kopfe. „Laß mich, Barbara, ich habe zu thun — ich bin in Eile. Zum Abendessen darfst Du mich erwarten. Laß Dir die Zeit nicht lang werden.“

Gewohnt, den Wünschen des Gatten nachzugeben, folgte sie sogleich seiner indirekten Aufforderung, aber seine Worte beunruhigten sie.

Die eintretende Dämmerung zwang Herrn Luchs, seinen Platz am Arbeitstisch aufzugeben. Mit einem Seufzer hatte er sich erhoben. Erleichterung verschaffte er sich durch die gemachten Zusammenstellungen nicht, sondern eine furchtbare Notwendigkeit starrte ihm entgegen und ließ das Blut in den Adern gerinnen. Um Hellmuth einigermaßen gerecht zu werden, würde es kaum einen anderen Ausweg als den von Hans in Vorschlag gebrachten geben. Er würde das Haus verlassen, in welchem er so lange Jahre glücklich sich gefühlt, in fremde Hände geben müssen, woran er mit jeder Faser seines Herzens hing. Und dann zu dem Sohne, dessen grenzenloser Egoismus und erschreckende Herzlosigkeit am heutigen Tage in ihrer vollen Größe sich offenbart.

Es nützte nichts, daß er sich vor Augen führte, wie anders es hätte sein können, wenn dieser Sohn nur eine Ader jener Gesinnungen in sich getragen, die allein den vornehmen Mann kennzeichnen, und das glückliche und beglückende Leben sich vergegenwärtigte, welches dem Verblendeten sich hätte aufthun können, sobald er, die Lehren der Vergangenheit benutzend, seiner Verpflichtungen eingedenk gewesen wäre. Wie hatte er aber nur einen Augenblick von Hans etwas erwarten können, das ihm so selbstverständlich erschienen war? Eine peinliche Notwendigkeit trat zunächst an ihn heran. Es galt vor allen Dingen, Hellmuth unverweilt von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen und seine Bestimmungen abzuwarten. Er war aber entschlossen, ihn nicht einen Augenblick darüber in Zweifel zu lassen, daß er mit der Notwendigkeit, Dammin aufzugeben, rechne, da Hellmuth vermutlich nicht die Absicht habe, die Bewirtschaftung des Gutes zu übernehmen und er selbst in dem einen wie anderen Falle nach Berlin übersiedeln gedenke.

Umgehend traf die Antwort ein.

„Unmittelbar vor Empfang Deines Briefes kam ich mit Hans zusammen, der mich bereits von seinen Plänen und Absichten, sowie von der Notwendigkeit, Dammin zu verkaufen, unterrichtet hatte. Diese besteht für mich natürlich nicht, und ich denke nicht daran, den Familienbesitz unserer Vorfahren und die Stätte einer glücklichen Kindheit preiszugeben, wenn nicht Du selbst, um eines pekuniären Vorteils willen, darauf bestehen solltest, es zu verkaufen. Es hat auch schon für Dammin ein Käufer sich gefunden, der Dir allerdings eine Summe bieten würde, die weit über die Hypothekenschulden hinausgeht. Wäre ich noch in dem Besitze meines Vermögens geblieben, möchte ich ihm Konkurrenz machen. So muß ich die Entscheidung Dir überlassen. Herr Dagobert Harder wird sich in den nächsten Tagen bei Dir einfinden, Dir sein Angebot zu machen.“

Es würde unmöglich sein, den Versuch zu machen, die Wirkung zu beschreiben, welche diese wenigen Zeilen auf Herrn Luchs ausübten, obgleich sie nicht in demselben waren, ihn von der Qual zu befreien, welche ihm der Gedanke verursachte, Dammin verlassen zu müssen. Hellmuths Schreiben gab ihm die Zusicherung, daß der alte Familiensitz nicht in fremde Hände übergehen werde, und damit war die Angst von ihm genommen, die seit Hans' Entfernung den Schlaf von seinem Lager gebannt hatte.

Mit wärmeren Worten, als er sonst dem jüngsten Sohne gegenüber in Anwendung zu bringen pflegte, drückte er diesem noch an demselben Tage seine Freude über den Entschluß, Dammin zu erhalten, aus, konnte aber nicht unterlassen, sich gegen eine etwaige Annahme, daß diese Freude in egoistischen Hoffnungen ihren Ursprung habe, zu verwehren.

Darauf schrieb Hellmuth einige Tage später:

„Wenn es Dir leicht wird, die Heimat aufzugeben und den herrlichen Landaufenthalt mit dem Großstadtleben zu vertauschen, so bekümmere mich das — ich muß es offen bekennen — im höchsten Grade. Ich kann mir nicht denken, daß Du in Berlin Dich glücklich fühlen wirst, noch weniger dürftest Mama die Veränderung wohlthätig empfinden. Wollt Ihr es indessen einmal mit dem Wechsel versuchen, so ist das Eure Sache. Dammin läuft Euch nicht davon, und Ihr werdet es unverändert vorfinden, wenn Ihr früher oder später dorthin zurückkehren solltet. Mir ist es, offen gestanden, nicht lieb, daß Ihr geht, da es eigentlich nicht meine Absicht war, schon jetzt mein Abschiedsgesuch einzureichen. Ehe ich aber fremden Leuten die Bewirtschaftung des Gutes überlasse, werde ich das thun, was ich in einigen Jahren doch gethan haben würde. Teile mir mit, ob es Dein unänderlicher Wille ist, nach Berlin zu gehen und wann.“

Drei Tage später.

„Ich möchte wissen, Hellmuth, ob Du der Meinung bist, daß Dammin in der bisherigen Weise weiter bewirtschaftet werden kann. Sei ganz aufrichtig. Bislang waren Deine Zinsen noch nicht aufgebracht, aber die unerwartete Steigerung der

Weizenpreise, der ein Rückschlag folgen wird, zwingt zum Verkauf und dadurch bin ich in die Lage gesetzt, Dir in der nächsten Woche den Rückstand begleichen zu können. Somit wäre seit dem Vorjahre eine Verbesserung eingetreten.

Dagobert Harder war hier, mir ein Angebot zu machen. Ich habe es abgelehnt. Es wäre mir furchtbar gewesen, wenn Dammin hätte verkauft werden müssen. Laß mich Dir danken, daß Du mir den Schmerz erspart hast, diesem Manne unser Familienbesitzum übergeben zu müssen.“

„Was Dammin Harder wert ist, gilt es uns,“ lautete die dann folgende Erklärung. „Ich glaube, daß das Gut hinreichend ertragsfähig ist, um ein Festhalten zu erklären. Denke an früher, Papa. Hast Du damals keine Überschüsse gemacht, so lag es in den Verhältnissen. Die erwachsenen Söhne brauchten zu viel. Von diesen ist nun nichts mehr zu befürchten. Sorge Dich nicht um meine Zinsen, sie mögen wieder vor wie nach in das Gut gesteckt werden, viel ist es ja nicht, aber es hilft, wenn es nicht herausgezogen werden braucht. Ich bedarf des Geldes nicht, meine Gage reicht vollkommen für meine Bedürfnisse. Wozu braucht auch ein alter Hagestolz noch Geld? Ich habe die Absicht, mich später der Landwirtschaft zu widmen und mein Leben auf Dammin zu beschließen, da Hans mir entschieden erklärt hat, daß er niemals dahin zurückkehren wird.“

Als der Frühling seinen Einzug hielt, war auf Dammin Friede geworden. Alle Unruhe und Sorge der letzten Jahre hatten die neuen Verhältnisse hinweggenommen und dem alten Herren war es, als ob frische Lebenskraft seine Adern durchströme. Schöner und sonniger war ihm die Welt auch in jungen Jahren nicht erschienen, inniger hatte er nicht der wiedererwachenden Natur sich gefreut als jetzt, wo ihm erhalten war, was er schon verloren geglaubt, und rüstigen Schrittes durchwanderte er Flur und Feld. Sogar der Anblick des großartigen Fabrikgebäudes jenseits des Flusses vermochte nicht seine frohe Stimmung zu beeinträchtigen.

Mit Hellmuth stand er in regem, brieflichem Verkehr. Eine eigentliche Annäherung hatte zwischen Vater und Sohn nicht stattgefunden. Ein gewisses Schuldbewußtsein machte den alten Herrn argwöhnisch, und da Hellmuths Briefe häufig genug eine tiefe, seelische Verstimmung verrieten, deren eigentliche Ursache Herr Luchs fremd war, so legte er sich eine Zurückhaltung auf, von welcher sein Herz nichts mehr wußte.

Von Hans hatte er einmal Nachricht erhalten. Er schrieb dem Vater, daß er eine prächtige Wohnung in einer der elegantesten Straßen Berlins bezogen habe und daß es ihm eine Freude gewesen sein würde, die Eltern bei sich zu empfangen. Hellmuths Entschluß, Dammin zu behalten, habe nun aber ja allen Umänderungen ein Ende gemacht und es sei auch gewiß am besten so. Der Bruder werde kaum in die Lage kommen, von seinem Gelde Gebrauch zu machen. Den Plan, sich zu verheiraten, habe er gänzlich aufgegeben. Allem Anschein nach werde es ihm schwer,

den Verlust seiner Braut, die sich im übrigen bereits wieder mit einem Gutsbesitzer verlobt habe und Ende Juni zu heiraten gedenke, zu überwinden. Zum zweiten Male sich zu fesseln, würde wohl schwerlich seinen Grundsätzen entsprechen.

Zwölftes Kapitel.

Was Hans dem Vater über Hellmuth geschrieben, fand seinen Ursprung in Kameradentreffen, in welchen die Schicksale der beiden Rittmeister von Dammin noch immer den Stoff der Unterhaltung bildeten. Da war der älteste, der im Scheidungsprozeß mit seiner Frau gewesen und sich im letzten Augenblick mit ihr versöhnt hatte, obgleich die gerichtlichen Erörterungen ein geradezu widerwärtiges Schauspiel ehelicher Zerwürfnisse zu Tage gefördert, und dann der jüngste, dessen Braut kurze Zeit vor der Hochzeit das Verhältnis gelöst. Man erschöpfte sich in Mutmaßungen über die Ursache, welche die Reventlows zu einem Zurücktreten bewogen haben könnte, und war geneigt, den Clat, welchen der verabschiedete Rittmeister seiner Familie bereitet, als einen Grund anzusehen, der zwischen den Verlobten zu einem Bruch geführt, da die Person Hellmuths absolut keinen Anhaltspunkt für weitere Mutmaßungen gewährte.

Über die Art, wie dieser sein Schicksal ertrug, gingen die Meinungen sehr auseinander. Während die einen mancherlei Verstimmungen an ihm wahrgenommen haben wollten, behaupteten die anderen, daß der Rittmeister nie gleich heiterer Laune gewesen sei. Beide Teile hatten recht. Nur die kühle, berechnende Art Kamillas von Reventlow, die Enttäuschung, welche sie ihm bereitet, hatte Hellmuth anfangs erregt, Schmerz bereitete ihm die Auflösung des Verhältnisses nicht. Bereits wenige Tage nachdem er das für ihn entscheidende Schreiben von ihrer Hand empfangen, hatte Kamilla von Reventlow ein zweites folgen lassen, in welchem sich deutlich ihr Hinneigen zu einer Versöhnung verriet. Ruhig und fest lehnte Hellmuth jede Wiederannäherung ab.

„Wir waren beide in einem Irrtum befangen, als wir uns der Meinung hingegeben, daß die Gleichheit gewisser Lebensanschauungen schon die Bürgschaft für ein befriedigendes Zusammenleben gewähre. Mangel an Vertrauen in der Ehe kann durch nichts ersetzt werden, er schließt aber auch die Liebe aus. Ihre mir gestellten Bedingungen haben mir bewiesen, daß Sie mich nie geliebt, und so wenig ich blinde Leidenschaft für ein festes Fundament halte, auf welches ein beglückendes Bündnis errichtet werden kann, so notwendig erachte ich für ein solches vertrauende Liebe, die nicht durch falschen Schein in ihrem Wesen sich betrennen läßt.“

Hellmuth hatte wohl noch manches andere geschrieben, aber nichts, das die Möglichkeit eines Ausgleichs nahe gelegt, und Kamilla von Reventlow war klug genug gewesen, dies sofort zu erkennen. Sie machte keinen Versuch mehr, die verlorene Liebe zu-

rückzugewinnen, sondern zog es vor, das Urteil der Welt dadurch zu betrennen, daß sie in einer anderen Verbindung das Glück suchte, was ihr durch eigene Schuld verloren gegangen war.

Die Veröffentlichung ihrer Verlobung hatte auch das letzte Bedenken, welches der Rittmeister noch gehegt, gelöst. Ein Frösteln beschlich ihn, wenn er die Möglichkeit erwog, mit Kamilla von Reventlow durch das Band der Ehe verknüpft worden zu sein. Wie bitter täuschte er sich, als er die Eigenschaften, die er an ihr hochgeschätzt, geeignet hielt, ihn zu beglücken. Er konnte sich aber nicht verhehlen, daß seit einiger Zeit eine große Veränderung mit ihm vorgegangen war, die ihm manche seiner früheren Wünsche unerklärlich machte. So brachte ihm die wiedergewonnene Freiheit nur Beruhigung.

Wenn trotzdem Hellmuths Stimmung eine wechselnde war, so hatte dies seinen Grund in zahlreichen Verdrießlichkeiten, denen er sich nicht zu erwehren vermochte. Vor allen Dingen ließ ihn der Gedanke an Hanna Harber, allen vernünftigen Vorstellungen zum Trotz, nicht zur Ruhe kommen, erst in zweiter Linie kamen die Familienverhältnisse in Betracht, so verdrießlich sie sich auch entwickelt und seine Zukunftspläne aus ihren Bahnen gedrängt. Des Bruders Ausöhnung mit seiner Frau hatte ihn auf das peinlichste berührt, überrascht war er nicht durch sie geworden. Bei Hans hatte man allezeit jeder Inkonsequenz sich versehen können, was hätte aber seit dem Tage, an welchem er der ehrlosesten Handlung sich schuldig gemacht, noch an ihm Fremden erregen dürfen?

Zweimal waren die Brüder gelegentlich zusammengetroffen und seitdem mieden sie sich mit Anglistigkeit. Hans hatte nicht notwendig gehalten, auch nur mit einem Worte anzudeuten, daß er beabsichtige, in irgend einer Weise früher oder später seine Schuld abzutragen, viel weniger noch hatte Hellmuth eine diesbezügliche Frage gethan. Das Verhalten des Bruders bereitete ihm keine Täuschung, er betrachtete das der Ehre des Namens geopfert Geld von Anfang an als verloren. Er hatte aber ehemals nicht gedacht, daß er sich so leicht über den Verlust desselben getröstet haben würde.

Der Reichtum war wertlos für ihn geworden, seitdem sein Lebensplan sich geändert und vereinfacht. Wenn er ferner im Dienst verblieb, so entsprach dies keineswegs mehr seiner Neigung. Es lastete wie ein Druck auf ihm, von welchem er sich nicht frei machen konnte, doppelt schwer, nachdem Hans wieder nach Berlin zurückgekehrt war und von sich reden machte. Ehemals hatte ihn die militärische Laufbahn in hohem Grade befriedigt, und er durfte auch nicht die Befürchtung hegen, daß sie in ähnlicher Weise, wie diejenige des Bruders zum Abschluß gelangen würde. Aber die Freubigkeit, mit welcher er seinen Beruf erfüllte, war von ihm gewichen und nur Rücksichten auf den Vater hatten ihn bisher abgehalten, seinen Abschied sich zu erbitten. In einigen Jahren aber, wenn Herr Luchs nicht mehr imstande sein würde, mit dem Inspektor allein die Bewirtschaftung des Gutes zu bewerkstelligen, dann wollte er von

seinem erworbenen Recht Gebrauch machen und nach Dammin ziehen, um sich hier einen ausgedehnteren Wirkungsbereich zu erschließen und in angestrengter Thätigkeit die thörichten Wünsche, die niemals Erfüllung finden konnten, zu vergessen suchen.

Der Frühling hatte sogar ein leises Sehnen nach dem lieblichen Landaufenthalt in ihm geweckt, das in demselben Grade sich steigerte, als seine Voten sich vermehrten. Schon machte er in den Straßen der Residenz sich breit, insbesondere „Unter den Linden“, wo neben hellfarbenen Toiletten und Sonnenschein auch im herrlichsten Schmuck zarter, lichtgrüner Blätter prangende Bäume ihn verkündeten.

Neben den rasch vorüberrollenden glänzenden Equipagen mit ihren gepuzten Insassen und einer Menge von Reitern wälzte sich auch eine ungezählte Schar Fußgänger von dem königlichen Schlosse dem Brandenburger Thore zu, um im Tiergarten die Wunder zu schauen, welche einige warme Tage und fruchtbringender Regen bewirkt. Es war ein buntes Gemisch von Menschen jedes Standes und Alters.

Hier die durch auffallende Farbenzusammenstellung und kostbare Stoffe sich auszeichnenden Vertreterinnen des Proletariats neben der geschmackvoll und elegant gekleideten Modedame, und dort die zurückhaltende Einfachheit der wahrhaft vornehmen Frau oder das Waschkleid des hübschen Bürgermädchens mit selbstgenähter Kante, die auf die Arbeit verschiedener Wintermonate schließen ließ. Daneben alte und junge Dandys, unendlich gleichförmig kostümiert und nur in Farbe voneinander verschieden. Ehrbare Bürger, denen Mode überhaupt eine Thorheit ist und die ihr keinerlei Zugeständnisse zu machen gesonnen sind, blickten mit einer gewissen Eifersucht auf Herren, welche, obwohl gleichfalls Modeneuerungen abhold, doch in ihrer ganzen äußeren Erscheinung zu erkennen gaben, daß sie berechtigt eine Stellung in der Welt einnahmen und ihrer schlichten Kleidung, die niemals den Eindruck des Veralteten macht, Geltung zu verschaffen wußten. Vor allen Dingen aber erregten auch noch die Uniformen der Offiziere verschiedener Truppengattungen, so wenig Ungewohntes sie auch boten, die allgemeinste Aufmerksamkeit.

Auch Hellmuth von Dammin befand sich am heutigen Tage unter den Spaziergängern. Begleitet von einem halben Duzend Kameraden, hatte er mit diesen soeben den Pariser Platz passiert. Unmittelbar vor dem Brandenburger Thor staute sich die Menschenmenge, und auch die Offiziere waren vorübergehend zum Stillstehen gezwungen. In demselben Augenblick kam eine Equipage durch das Thor unmittelbar an den Herren vorüber. Die schönen Pferde des höchst eleganten, seidengepolsterten Landbauers waren infolge des Gedränges zu einer langsamen Gangart gezwungen, und so hatten die Herren hinreichend Zeit, die Insassen des Wagens, einen älteren Herrn und eine junge Dame in Halbtrauer, zu mustern. Es verlohnte sich der Mühe. Die Dame war von überraschender Schönheit. Der Ernst verlieh dem feinen jugendlichen Gesicht einen eigentümlichen Reiz und

der träumerische Ausdruck ihrer Augen, indem sie über die vielköpfige Menge glitten, gab ihr etwas ungemein Anziehendes. Das liebe Gesicht war wohl blaß, aber auf den Wangen bemerkte man doch eine feine Röte.

In diesem Augenblick verdunkelte sich das Rot, der träumerische Ausdruck in den Augen war verschwunden und es leuchtete wunderbar in ihnen auf. Wie von einer Bewegung ergriffen, schien sie sich von ihrem Sitz erheben zu wollen, aber in demselben Moment wurde die Passage frei, die Pferde zogen an, und der Wagen rollte davon. Die junge Dame, die sichtlich von einem unerwarteten Anblick überrascht gewesen war, aber wandte den Kopf zurück und grüßend nickte sie wiederholt dem Rittmeister von Dammin zu, der noch unbeweglich in seiner Stellung verharrte und den Blick wie gebannt auf die reizende Mädchenerscheinung gerichtet hatte. Dann wurde auch er mit fortgerissen und befand sich wenige Minuten später auf der Königgräberstraße, wo das Gedränge sich nach verschiedenen Richtungen hin verteilt hatte.

Der kleine Zwischenfall war von den Kameraden des Rittmeisters nicht unbemerkt geblieben und gab zu Redereien Anlaß, um so mehr, als eine ungewöhnliche Erregung an Hellmuth bemerkt worden war. Er erwähnte seine verwandtschaftlichen Beziehungen in gleichmütiger Weise; es machte den Eindruck, als habe er gerade dadurch Öl ins Feuer gegossen.

„Cousine, Kamerad? Ah! Wunderbar. Miß Harber eine Verwandte von Ihnen?“ rief der kleine Lieutenant von Trubbel aus.

„Warum nennen Sie meine Cousine Miß Harber?“ fragte Hellmuth verbrießlich. „Sie ist so gut deutscher Herkunft wie wir.“

„Ah! Wirklich? Um so interessanter. Ich mache mir nichts aus Amerikanerinnen mit ihren geliebten Einrichtungen. Sie sind meistens vag — vag, sehr vag. Man weiß nicht wie man mit ihnen daran ist. Die schöne Miß ist also eine Deutsche?“

Auch von anderer Seite wurde der Rittmeister mit Fragen bestürmt, und bei der Gelegenheit erfuhr er alles, was er nicht wußte. Andere waren besser unterrichtet als der kleine von Trubbel. Hanna Harber, die man in der Oper, im Schauspielhause, in allen Kunstausstellungen und auch beinahe täglich auf der Promenade gesehen, war seit langem ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Nur über ihre Nationalität war man noch im unklaren gewesen. Einer der Herren war sogar ganz genau orientiert. Er wußte nicht allein, daß Miß Harber die Tochter des Malers Franz Harber sei, von dessen hinterlassenen Werken man gerade jetzt eine Kollektiv-Ausstellung vorbereite, sondern auch, daß ihr vor etwa sechs Wochen verstorbenen Großvater, ein Hamburger Kneber, der Enkelin ein ungewöhnlich bedeutendes Vermögen hinterlassen habe. Die Erbschaft solle allerdings höchst merkwürdig veräußert sein.

„Sie darf keinem Abligen ihr Herz und ihre Hand schenken. Im Fall sie es dennoch thun sollte,

fällt das ganze Vermögen milden Stiftungen anheim," fügte der Sprecher noch hinzu.

"Kann das möglich sein, Dammin?" wurde die Frage laut.

"Ich kann Ihnen leider nicht die allergeringste Auskunft geben, meine Herren," entgegnete Hellmuth, auf das unangenehmste durch die Erörterungen berührt. "Sie teilen mir Neuigkeiten mit, die ich allerdings nach Lage der Verhältnisse nicht nur für möglich, sondern sehr wahrscheinlich halte. Unsere Familie stand nicht im Verkehr mit den Harbers."

"Den Eindruck machte die Begegnung nicht. Ah! Kamerad, würde mir was eingebildet haben. Kleine Schien verliebt! Prachtige Augen — reiner Himmel!"

"Lassen wir Fräulein Harber, Lieutenant von Trubbel. Die Dame kann nicht zum Gegenstand leichtfertiger Äußerungen gemacht werden," sagte Hellmuth mit bemerkbarer Ungeduld.

Seine Worte riefen zwar im ersten Augenblick scheinbar eine große Heiterkeit hervor, doch hatten sie ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Gesellschaft wurde durch entgegenkommende Spaziergänger einen Augenblick auseinandergerissen, und als sie sich wieder vereinigte, schien Hanna Harber vergessen.

Die Begegnung hatte auf Hellmuth einen tiefen, allerdings nicht unerwarteten Eindruck gemacht. Vielleicht nicht beabsichtigt, aber unwillkürlich war er Hanna ausgewichen, indem er nie in jene Gegend sich verirrt, wo er vermuten konnte, einmal gelegentlich mit ihr zusammen zu treffen. Theater und Oper besuchte er zwar häufig, hatte aber nicht erwartet, daß sie innerhalb des Trauerjahres das Opern- oder Schauspielhaus besuchen werde. Er war ihr auch nie daselbst begegnet, noch hatte er sie nur von weitem gesehen, vielleicht weil er nicht, wie ein großer Teil der Kameraden, das Auditorium als Hauptsache zu betrachten pflegte.

Die Worte des Lieutenants von Trubbel hatten ihn peinlich berührt, und doch — es ließ sich nicht leugnen, und der Gedanke machte sein Herz laut und stürmisch klopfen — sie bestätigten nur, was sich ihm unwillkürlich aufgedrängt. Ihre Augen hatten strahlend auf ihn geblickt. Auch in ihrem Grüßen hatte die Freude des Wiedersehens sich zu erkennen gegeben. So war er nicht von ihr vergessen und — nicht falsch von ihr beurteilt worden.

Der Gedanke hatte erlösend auf ihn gewirkt und daran erkannte er erst, wie er von der Befürchtung sich bedrückt gefühlt, daß Dagobert Harber ihn bei ihr verdächtigt haben könne. Das wenigstens war nicht der Fall. Sie gedachte seiner mit freundlichen Gefühlen, die ihm beinahe bestreblich erscheinen konnten. Er hatte sich wahrlich wenig genug um sie bekümmert und nur bei flüchtigen Begegnungen gelegentlich ein paar Worte mit ihr gewechselt. War sie dennoch gern auf Dammin gewesen und begrüßte in ihm nur den Sohn des Hauses so freudenvoll?

Nein, das war es nicht allein. Hanna hatte seiner viel und oft genug mit großer Verstimmung gedacht. Sie wußte ihn in Berlin, und nicht ein einziges Mal war er gekommen, sie aufzusuchen, ob-

wohl er wissen mußte, daß er ihr eine unendliche Freude dadurch bereitet haben würde. Der Aufenthalt auf Dammin war ihr in der kurzen Zeit lieb geworden, wie sehr, fühlte sie erst seit dem Augenblick, in welchem sie es verlassen. Alle Vernunftgründe wollten nicht ausreichen, sie über das Aufgeben des ruhigen, friedlichen Lebens zu trösten. Man war dort nicht immer gut gegen sie gewesen, wenigstens nicht anfangs, aber das Bewußtsein, sich einen Platz in dem alten, lieben Herrenhause und den Herzen seiner Bewohner erobern zu können, war in der letzten Zeit ihres Aufenthaltes nicht mehr von ihr gewichen. Sie hatte beklagt, daß der Onkel sie mitgenommen. Dem Treiben der Großstadt konnte sie, das an Stille und Abgeschlossenheit gewöhnte Kind, keine Sympathien entgegenbringen. Warum hatte es nicht anders sein können? Onkel Dagobert errichtete in unmittelbarer Nähe von Dammin eine Fabrik und es war seine Absicht, wenigstens einen Teil des Jahres in der Nähe derselben zu verbringen. Er hatte ihr sogar gesagt, daß er versuchen wolle, zu diesem Zweck Dammin zu erwerben. Über diese Absicht hatte sie freilich keine große Freude empfinden können. Was war Dammin ohne seine Bewohner? Der Gedanke, daß der alte Herr Luchs und Frau Barbara das Haus würden verlassen müssen, hatte sie furchtbar aufgeregt, noch mehr die Mitteilung des Onkels, daß der alte Herr wahrscheinlich zu einem Aufgeben des Besitztums gezwungen werden würde. Um so glücklicher war sie gewesen, als Onkel Dagobert ihr das Scheitern seiner Pläne in Bezug auf Dammin gemeldet und dieser Mitteilung hinzugefügt hatte, daß er nun daran denken müsse, ein Wohnhaus in einiger Entfernung von der Fabrik zu erbauen.

Hannas Verehrung für Dagobert Harber, der ihrem Vater und ihrer Mutter eine Stütze im Leben gewesen war, und dessen Liebe für den ersteren ihn ihr stets in einem verklärenden Licht gezeigt, hatte die Trauer über ihre Entfernung von Dammin überwinden helfen und es ihr ermöglicht, ihm die heimliche Sehnsucht zu verbergen, von welcher sie sich bisweilen ergriffen fühlte, wenn längere Abwesenheit des Onkels sie zu gänzlichem Alleinsein verurteilte. Der Reichtum, von welchem sie umgeben war, konnte ihr nur wenig Freude gewähren, er bedrückte sie sogar bisweilen, und in dem mit künstlerischem Geschmaack ausgestatteten Atelier, in welchem nichts fehlte, das Anregung zum Schaffen brachte, ließ sich nicht halb so gut arbeiten als in dem alten Pavillon, in welchem sie allzuhäufig gezwungen gewesen war, ihre Staffelei an einen anderen Platz zu rücken, um sich das rechte Licht zu verschaffen.

Anfangs hatte sie sich durch den Gedanken beruhigt gefühlt, daß der Verkehr mit den Bewohnern von Dammin aufrecht erhalten bleiben würde. Sie war überzeugt gewesen, daß wenigstens Hellmuth ihrer sich erinnern und die verwandtschaftlichen Beziehungen nicht außer acht lassen werde. Aber eine Woche nach der anderen war vergangen, ohne daß ihr Wunsch sich erfüllt. Sie hörte nicht einmal mehr den Namen der Menschen nennen, die doch einen Platz in ihrem Herzen einnahmen, und ein unbestimmtes

Etwas hatte sie abgehalten, ihn in Gegenwart des Onkels laut werden zu lassen.

Heute zum ersten Male, von dem Eindruck des Augenblicks überwältigt, ließ sie sich zu einer Ausrufung hinreißen, die unzweifelhaft das Mißfallen des Onkels erregte.

„Onkel Dagobert, hast Du ihn gesehen?“

„Wen?“ Schon hatte die Stirn ihres Begleiters sich bewölkt.

„Den Rittmeister — Hellmuth.“

„Wandtest Du Dich feinetwegen zurück?“

„Ja. Er hatte mich nicht bemerkt.“

Herr Dagobert Harber schwieg einweilen, aber Hannas Ausrufung hatte ihn offenbar verstimmt und er konnte nicht unterlassen, nach einer Weile hinzuzufügen: „Es würde jedenfalls besser gewesen sein, wenn auch Du ihn nicht bemerkt hättest.“

Hanna blickte den Onkel verwundert an. „Wie konnte ich das? Und — warum?“

„Ehre ist mit der Gesellschaft doch wahrlich nicht einzulegen,“ fügte Herr Harber grollend hinzu.

„Onkel!“ In dem einzigen Worte hatte ein vernehmlicher Vorwurf gelegen.

Dagobert Harber aber hüllte sich während des übrigen Teiles der Fahrt in Schweigen, er zeigte sich sehr verstimmt. Auch ihm war der Freudenblick aus den Augen seines Lieblings, den er mit der Eifersucht eines Liebhabers bewachte, nicht entgangen, und wunderbare Gedanken waren plötzlich in ihm lebendig geworden, Gedanken, die ein grimmiges Lachen seinen Mund umspielen ließen.

Aber — gottlob — da gab es keine Gefahr. Hier war jede Möglichkeit einer Befürchtung, wie sie sich ihm aufgebrängt, ausgeschlossen. Nach jeder Richtung war vorgesorgt, daß der Name von Dammin nicht noch einmal den Harbers Unglück bringen würde. Wenn irgend etwas imstande gewesen wäre, ihn mit der Hartnäckigkeit des alten Mannes auszuföhnen, der um seiner Grundsätze willen kinderlos durch die Welt gegangen und unverföhnt mit dem einzigen noch lebenden Sohn gestorben war, so hätte das Testament desselben es thun können, durch welches er Hanna Harber ein großes Vermögen bestimmt, doch nur für den Fall, daß sie unverheiratet bleiben oder einem Bürgerlichen die Hand reichen sollte.

Hanna hatte sich durch die Worte des Onkels peinlich berührt gefühlt. Er war das Ebenbild des Vaters und als solches konnte sie ihn kaum einer Ungerechtigkeit fähig halten. Daß ihm die Träger des Namens von Dammin in hohem Grade unsympathisch waren, glaubte sie bereits wahrgenommen zu haben, seine Abneigung gab sich indessen seither nur im Schweigen zu erkennen. Die beleidigende Ausrufung über Menschen, die doch ihre Verwandten waren, hatte sie aber tief getränkt, und sie war entschlossen, darauf zurückzukommen, um dem Onkel sein Unrecht klarzumachen.

Dagobert Harber kam seiner Nichte zuvor. Am

Nachmittag, als beide zusammen den Thee eingenommen und Hanna ihm mit ihrer hübschen Altstimme eines der schlichten, deutschen Volkslieder vorgesungen, die er so sehr liebte, fragte er plötzlich:

„Was hast Du eigentlich heute von mir gedacht, Hanna?“

Sie befaß sich nicht lange. „Ich war überrascht, daß der gute Onkel Dagobert, der für jeden Fehler seines Nächsten eine Entschuldigung findet, so hart und ungerecht urteilen kann.“

„Hart — mag sein, ungerecht, gewiß nicht. Wenn ich ein Urteil über Menschen fälle, wie ich heute gethan, dann magst Du überzeugt sein, daß es kein unbegründetes ist. Die Damminer Gesellschaft kann niemand in Schutz nehmen. Sie hat ehrvergeßen gehandelt.“

„Onkel!“ kam es wieder über ihre Lippen, aber ein jäher Schreden fand in dem Ausruf seinen Widerhall. „Wem machst Du diesen Vorwurf?“

„Ich weiß nicht, wen ich ausnehmen soll. Den alten Herrn mit seinem Hochmutsteufel kenne ich hinreichend aus früheren Jahren und daß er daneben verstanden, sich herunter zu bringen, kann Dir ein jeder sagen. Frag' aber einmal nach dem verabschiedeten Rittmeister und Dir werden die Augen übergehen. Was dann endlich diesen Hellmuth anbelangt, so mag er in den Augen der Welt zehnmal als ein ehrlicher und zuverlässiger Mensch dastehen — für mich ist er nicht besser als alle, die den Namen tragen.“

Dagobert Harber hatte in hochgradiger Erregung gesprochen. Es würde ihm unmöglich gewesen sein, zu sagen, warum er so gereizt und erbittert war, er folgte nur einem unbestimmten Drange, der ihn einen längst gehegten und am Nachmittage zum Ausbruch gelangten Groll Luft zu machen trieb.

Hanna aber war totenbleich geworden. Die letzten Worte des Onkels hatten sie jäh zusammenzucken lassen. „Willst Du mir nicht sagen, warum Du in solcher Weise über einen Mann den Stab brichst, der auf jeden Fall den höchsten Anspruch an die Achtung seiner Mitmenschen zu erheben berechtigt ist?“

Der Eindruck, den seine Worte sichtlich auf das junge Mädchen ausgeübt, steigerte nur die Erregung des gereizten Mannes. Ihm war's, als ob mit einem Male ihm etwas klar geworden — etwas Furchtbares, das ihn seit langem beunruhigt, jetzt aber erst eine bestimmte Form angenommen hatte. Es war keine Täuschung gewesen, als ihm die Vermutung sich aufgebrängt, daß sie ungern Dammin verlassen habe, keine Täuschung, daß er oft in ihren Augen einen Ausdruck wahrgenommen, der auf eine stille, unbefriedigte Sehnsucht hatte schließen lassen. Die Freude, welche am Nachmittag in ihren Augen aufgeleuchtet, als sie des Rittmeisters ansichtig geworden, hatte ihm alles verraten.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Landfahrend Volk.

Horch, Dubelfaß und Pfeifenklang!
Was blüht dort durch die Föhren?
Zigeuner ziehn den Wald entlang
Mit Karren, Weib und Gähren.

Woher? — Wohin? — Landfahrend Volk,
Verwitterte Gestalten!
Nun lagern sie am Heibeloft
Und wollen Hochzeit halten.

Die Weiber und Dirnen phantastisch geschmückt
Mit Kopftuch und blizenden Spangen;
Die Männer den Filz auf die Locken gedrückt,
Und nackt die verwilderten Rangen. —

Die Julisonne sticht und brennt
Auf die braunen Gesellen hernieder;
Der eine stiert zum Firmament,
Die anderen summen Lieder.

Da tritt der Hauptmann in den Kreis!
Stolz läßt er die Sporen klirren,
Und auf des Mächtigen Geheiß
Beginnen die Saiten zu schwirren:

Hei, Fiedelklang und Tamburin!
Korbäck und Mabeleine
Vor ihrem Hauptmann niederknien
Und der ganzen Zigeunergemeine.

„Das ist der Liebe zaubernde Macht,
Die nimmer auf Erden erkaltet,
Im Herzen ein glutendes Feuer entfacht
Und den Sklaven zum König gestaltet!“

Der Hauptmann sprach's. —

Im weiten Rund
Nur ein Vogel sang auf den Zweigen,
Die Hummeln brummt im Heidegrund;
Dann wieder tiefes Schweigen

„Nun bringt den Krug mit Ungarwein,
Bekrängt von Laub und Blumen!
Nun schlingt um das Brautpaar den Hochzeitsreihn,
Ihr Wasen, Bettlern und Mühmen!“

Da saß nach des Vaters Wink und Gebot
Korbäck die Hand Mabeleines:
Auf ihre Locken rieseln rot
Drei Tropfen funkelnden Weines.

Dann leert der Hauptmann in einem Zug
Auf das Wohl der Vermählten den Becher
Und wirft in die Lüfte den blumigen Krug.
Und Jubel umbrauset den Becher!

Doch plötzlich ist alles verstummt und erstaunt:
Keine glückverheißenden Scherben? —
Da naht die Zigeunermutter und raunt:
„Das kündigt Tod und Verderben!“ —

Und Botosch düster vor sich schaut,
Die Fiedel entfällt seinen Händen;
Er dachte der Tochter, der jungen Braut,
Und sah sie schaurig enden . . .

„Auf, Brüder, tanzt und pfeift und singt!“
So schreit der Hauptmann und wettert;
Und eh' noch der erste Ton erklingt,
Biegt der Krug am Banne zerschmettert.

Da fallen die Hörner und Trommeln ein,
Da jauchzen die Zithern und Geigen;
Und alles schwingt sich, groß und klein,
Um das Brautpaar im wirbelnden Reigen.

Dann richten die Weiber das Festmahl her
Schon brodeln Töpfe und Tiegel,
Und über dem Feuer an Spieß und Speer
Fischen und braten die Igel.

Der Becher kreist, das Zimbal erschallt,
Und wilder werden die Flöten,
Ein feuriges Lied durch die Heide hallt,
Und tiefer die Wangen sich röten.

Als fern' in Nebel die Sonne versinkt
Mit blutigrotem Glanze,
Da ruft das Horn, die Harfe erklingt,
Und die Geigen locken zum Tanze.

Korbäck, des Hauptmanns wilder Sohn,
Er faßt Mabelein' um die Hüften
Und hört nicht Zimbal und Harfenton,
Hoch schwingt er die Braut in den Lüften.

Und die schwarzen Burschen in glühender Hast
Nach ihren Dirnen greifen
Und wiegen und wirbeln sie ohne Raft
Bei Dubelfaß und Pfeifen. —

Schon leuchten auf am Himmelszelt
Der Mond und die ewigen Sterne;
Ihr bleicher Glanz die Heide erhellt,
In Nebel schlummert die Ferne.

Der greise Botosch hängt gebückt
Auf einem Hünensteine;
Er ist beim Fiedeln eingenickt
Und träumt von Mabeleine.

Weitab, im dunklen Waldesgrund,
Dort sitzt sein Kind und trauert
Und weint sich schier die Augen wund,
Wie ein Wurm zusammengesauert.

Die schwarzen Locken fluten dicht
Auf die braunen Schultern hernieder,
Sie birgt in den Händen das bleiche Gesicht,
Und ein Schauer durchläuft ihre Glieder:

„O, daß er schweift die Welt entlang!
So feurig küßte keiner,
Und keiner fiedelte und sang,
Wie Dando, mein Zigeuner!“

Und wer mir den süßen Buhlen verbannt,
Mit Haß und Doldh ihn vertrieben,
Und wer sich erzwungen frech meine Hand,
Den sollt' ich niemals lieben . . . ?

O, Vater, Du hast meine Thränen verlacht,
Vergiftet mein ganzes Leben,
Du hast mich arm und elend gemacht!
Das mag Dir der Himmel vergeben!

Schon schleicht die Mitternacht heran,
Bald wird er sein Weib begehen:
Ich mag ihn nicht, den wilden Mann,
Und werd' ihm nimmer gehören! . . .

Ihr Busen steigt in fiebernder Hast,
Die heißen Augen glühen:
Sie denkt an den Sumpf, an den schwarzen Morast,
Und hinunter will es sie ziehen.

Da fährt sie vom Birkenstumpf empor
Und wirft sich ins Heidekraut nieder
Und preßt an den Boden das horchende Ohr
Und die Hand auf das klopfende Nieder.

Ein Reiter naht durch Gebüsch und Ried . . . !
Er sah die Nachtfeuer schwelen
Und hört in der Ferne ein Hochzeitslied
Aus trunknen Zigeunerkehlen.

Ein Hochzeitslied . . . ! —

Da schlägt er den Sporn
Dem schnaubenden Hengst in die Flanken;
Und weiter geht es durch Dickicht und Dorn,
Den Kopf voll wirrer Gedanken.

Jetzt hält der Reiter am Waldbesäum!
Schon steht er die braunen Scharen
Und sieht sein Liebchen am Birkenbaum,
Den Kranz in den lockigen Haaren.

Und wieder werben die Geigen zum Tanz,
Es rasen die Kastagnetten;
Da reißt sie vom Haupt den grünen Kranz,
Vom Hals die goldenen Ketten:

„Dein bin ich, Dando, mit Seele und Leib,
Dir will ich ewig gehören!“
Da schlingt er den Arm um das blühende Weib;
Und es säuseln und nicken die Föhren.

„O, Madeleine, das wußt' ich längst;
Korbäck wollte Dich ketteln.
Nun schwing Dich auf meinen heißblütigen Hengst,
Ich will vor dem Unhold Dich retten . . . !“

Da knacks im Gebüsch! —
„Wo ist meine Braut . . . ?“

„O, Dando, Du mußt mich erlösen!“
Und machtlos sinkt sie ins Heidekraut.
„Ja, Liebchen, ich will Dich erlösen!“
Und ein schauriges Blitzen geistert hervor;
Ein Schrei durchzittert die Zweige,
Und der Reiter verschwindet in Nebel und Moor . . .

Da rasten Zimbal und Geige;
Und alles stürzt sich in jagender Hast
Nach dem Wald durch Ried und Gesträuche:
Dort steht Korbäck, den Blick verglast,
An seines Weibes Leiche.

Der müde Botensch jäh erwacht:
„Mein Kind! — O, Madeleine!“
Und seine alte Fiedel zertracht
Am grauen Hünensteine.

„Wo ist der Mörder?“ stöhnt er dumpf;
„Wer hat die Braut erstochen?“
Da hört man ein Köcheln fern im Sumpf,
Ein Schnauben und Gurgeln und Kochen . . .

Und auf die Arme nimmt der Greis
Sein Kind: „Nun laßt uns fliehen!
Hier brennt der Boden vom Blute heiß;
Wir müssen weiter ziehen!“ —

Der Mond der scheint so hell und klar,
Die Wagen knarren im Sande;
Fort trollt sich die Zigeunerschar
Entlang dem Heiderande;
Die Unken schreien im tiefen Kolk,
Und weiter geht's! — Wohin? — Landfahrend Volk . . . !

Hedder Gerold.

Zufall.

Skizze von **Eric Felt.**

„Guten Taaaag!“ Die helle frische Kinderstimme
hallte durch den Hausflur, aber niemand antwortete. Schnell
entlebigte sich der Knabe seines Schultornisters und eilte in
die Küche.

„Guten Taaag!“

„Guten Tag, mein Harry. Ich bin hier im Neben-
zimmer, komm hierher. — Wie war's in der Schule?“

„Ach, ganz schön. — Mama, ich habe auch Reis geholt,
hier ist er; habe acht Bonbons zubekommen.“

„Hast wohl schon alle gegessen?“

„O nein, Mama! Sechs bekommen Alma, Toni und
Lieschen. Ich lege sie ihnen hier auf das Bücherbrett. Gute,
Mama. Sag ihnen aber nichts.“

„Ich werde nichts sagen.“

„Mama, ich habe auch Frau Neuhauschen getroffen —
Du weißt, die hier nebenan wohnte. Ich soll sie heute be-
suchen, heute nachmittag. Heute ist ja Mittwoch, da haben
wir keine Schule. Sie will mir ihre neue Wohnung zeigen,
sagte sie.“

„Ja, aber Harry, weißt Du nicht, daß Nachbar Müller
Dich heute nach Tisch auf seiner Fahrt nach Barthausen
mitnehmen wollte?“

„Ach ja, Mama, daran habe ich nicht gedacht. Dann
kann ich ja nicht zu Frau Neuhaus gehen.“

„Nun, Du kannst doch gehen. Müllers haben soeben
die Nachricht geschickt, daß sie heute nicht ausfahren können,
es sei etwas dazwischen gekommen.“

„Ach, wie schade.“

„Wenn Du Neuhausens besuchst, bleib nicht zu lange
dort.“

„Nein, Mama. — Kann ich einen Apfel bekommen?
Ja, Mama, ja? Sage ja!“

„Du weißt, Harry, wir haben nicht viele mehr und
müssen etwas sparsam damit sein. Auch essen wir bald zu
Mittag.“

„Nur einen, einen kleinen! Ja, Mama, ja? Ich sage ja, sag Du auch ja!“

„Nun so lauf und hole Dir einen.“

Die Augen leuchten ihm auf und im Nu ist er verschwunden. Er kennt die abgelegene Kammer, in welcher das Obst aufbewahrt wird und die immer unverschlossen ist. Jetzt darf er sie betreten. —

Das Mittagessen ist vorüber.

„Was machst Du jetzt, Harry?“ fragt die jüngste Schwester Lieschen, die treue Spielgefährtin.

„Ich gehe zu Neuhausens.“

„O, wir wollen mit Knickern*) spielen, Du kannst nachher gehen.“

„Nun so komm, Lieschen.“

„Etwas mußt Du noch warten, bis ich mit Toni den Tisch abgeräumt habe. Ich komme nachher vor die Thür.“ Harry springt fröhlich auf die Straße und wartet.

„Harry, Harry!“

Der Ruf ertönt von einem Nachbarhause her, aus welchem eben ein älterer Knabe getreten ist. Harry läuft zu ihm hin.

„Was hast Du da, Emil?“

„Eine Lanze, ich will Lanze werfen.“ Dabei hält er stolz einen langen dünnen Baumzweig ihm entgegen. „Du kannst das noch nicht, Du bist noch zu klein. Komm mit mir hinter das Haus, da kannst Du sehen, wie ich das mache.“

Auf einem schmalen Fußsteige gelangen sie zwischen den Häusern hindurch auf eine Straße, die an der Hinterseite der Gärten entlang führt und an der nur vereinzelte Wohnhäuser stehen. Eben kommt hier in weiten Sähen ein dritter Knabe herbeigelaufen.

„Fred, wo willst Du hin!“

„Zum Markt, wir wollen dort spielen.“

„Laß uns Lanzen werfen. Hier steh her.“

„Das ist keine richtige Lanze. Aber wir wollen es versuchen, nicht lange, ich muß dann fort, ich habe es versprochen.“

Die Knaben gehen etwa acht Meter auseinander, der eine wirft die „Lanze“, welcher der andere ausweichen muß.

„Geh da weg, Harry, sonst wirst Du getroffen.“

„O, Ihr trefft mich lange nicht, wirf doch zu!“

„Paß auf,“ ruft Fred.

Der Ast faßt in welchem Bogen durch die Luft, kommt näher und näher. Jetzt erfäßt die Angst den kleinen Harry, er will entfliehen, läuft — da — ein gewaltsamer Ruck, ein Fall, ein weithin gellender, markerschütternder Schrei! Instinktiv hebt sich der Körper wieder vom Boden, die Hand bedeckt das blutüberströmte Auge, von Zeit zu Zeit derselbe erschütternde Laut, unsicher tastet die andere Hand am Gartenzaun entlang. Vom Hofe eines Nachbarhauses aus bemerkt man den wankenden Knaben und holt ihn ins Zimmer. Die beiden Spielgenossen sind längst entsetzt geflohen. Dann trägt der herbeigerufene Vater den zum Tode verwundeten Knaben auf seinen Armen ins Elternhaus.

In der vom Centrum der Stadt abgelegenen Straße hat sich heute eine große Menschenmenge versammelt, Männer zumeist, in schwarzer Kleidung, leise flüsternd, ernsten Ausdruck im Antlitz, daneben lange Bänke von Schulkindern

*) Steintugeln.

im Feiertagskleid, von den Lehrern geleitet. Jetzt erscheint in der Pforte der reichgeschmückte Sarg, Jünglinge tragen ihn. Durch zerrissene Wolken glänzt die Frühlingssonne herab und läßt mit ihren Strahlen die frischgebrochenen Blüten, die aus dem grünen Blättergewirr der Kränze in prunkenden Farben hervorleuchten. Ein frischer Wind weht vom fernen Turme die verhallenden Glockentöne herüber. An den Fenstern erscheinen Frauengehalten mit thränenüberströmtem Antlitz. Nun ordnet sich der Zug. Voraus die Kinder, hinter dem Sarg der Pfarrer und Küster, dann die erwachsenen Beibtragenden in unabsehbarer Reihe. Hinter dem Pfarrer schreitet der Vater des Knaben, gleichmäßig Schritt für Schritt, unverwandt den Blick gerichtet auf den Blumen-schmuck, unter dem sein Kind im engen Bretterhause ruht, bleich und tot. In seinem Geiste aber jagen sich Bilder und Gedanken:

„So gehst Du nun von mir, mein lieber Sohn, mein einziger Knabe! So bald, so schnell! Du, der vormals so heiß ersehnte, mit Jubel begrüßt! Hatte dich kräftig entwickelt, warst ein liebenswürdiger Bursche geworden, freundlich, artig und doch auch voll von echtem, frohem Knabenübermuth. — Wir waren doch gute Kameraden. Bist doch oft an mir emporgeklettert, hast jubelnd auf meinem Rücken und meinen Schultern gesessen und hast dann gelacht in heller Lust, wenn Du die Schwestern abwehren mußtest, die dich neckten und bedrängten. Und nun verlässest Du Deinen guten Kameraden? — — Habe wohl auch einmal ein herbes Wort sprechen, habe früher auch härtere Strafe verhängen müssen. Nicht mehr in letzter Zeit. Warst so empfänglich geworden für Lob und Tadel, warst bestrebt, die Zufriedenheit Deiner Eltern und Lehrer zu erwerben, zu erhalten. Wie hatte im Laufe des einzigen Schuljahrs, das Dir beschieden, Dein Pflichtgefühl sich entwickelt und war erstarkt. Und wahrhaftig warst Du! Ich erinnere mich nicht, daß je eine Lüge über Deine Lippen gekommen, auch wenn Du gefehlt hättest und Strafe erwarten mußtest. Wie hat mich dies immer in innerster Seele erfreut! Mein lieber, lieber Knabe! — Nun gehst Du von mir! — — Wollte Dir ein guter Führer sein, ein treuer Berater im späteren Leben, Dein bester Freund! Habe manche Pläne gesponnen, manche Hoffnung an Dich, den einzigen Sohn, geknüpft — alles vorbei, alles vorbei. Ein gut Teil meiner Lebensfreudigkeit und meines Lebensmuthes sinkt mit Dir ins Grab. — Und keine tödtliche Krankheit hat Dich hinweggerafft, in blühender Gesundheit würdest Du mir entrisßen, der Lebensfaden so früh zerschnitten! —

„Wie kam's doch nur? Du solltest ja an jenem Nachmittage mit dem Nachbar ausfahren, derselbe wurde jedoch durch ich weiß nicht was an seinem Vorhaben gehindert — Zufall. Du wolltest nach Tisch zu Deiner mütterlichen Freundin gehen, aber Schwester Lieschen hielt dich ab, um mit dir zu spielen — Zufall. In den wenigen Minuten, während Du vor dem Hause wartest, kommt der Nachbarssohn aus der Wohnung, ruft dich, veranlaßt dich, mit ihm hinter das Haus zu gehen — Zufall. In demselben Augenblicke, da Ihr die freie Straße betretet, kommt der dritte Knabe gelaufen, der ein bestimmtes Ziel hat; wäret Ihr ein paar Minuten später an jenen Ort gekommen, Ihr hättet diesen Spielgenossen nicht angetroffen. Zufall! Der Knabe läßt sich aufhalten, nur kurze Zeit beabsichtigt er zu bleiben, das Spiel beginnt. Nun kommt der verhängnisvolle Wurf. Das unsichere Geschloß, ein roher, langer Baumzweig, es hat bisher immer das Ziel verfehlt, nach dem es geworfen

wurde; aber Dich, den beim Spiele Unbetheiligten, muß es treffen. Und es trifft nicht Arm oder Bein, Unterleib, Brust, Hals — ins Auge hinein dringt die Spitze, zerfetzt die Bindehaut, bohrt sich in den Augentwinkel, verlegt das Gehirn! Zufall! Entsetzlicher Zufall! Und der größte Zufall ist das Zusammentreffen aller dieser Zufälligkeiten!“ — — —

Jetzt werden momentan die Gedanken unterbrochen, der Körper erschauert unter dem Gefühl plötzlicher Kälte. Muß wohl von dem harten Windstoß kommen, der eben um die Mauerecke saust. Der Zug ist auf dem Friedhof angelangt und steht still. Aber die Gedanken stehen nicht still, sie setzen sich fort, unerbittlich.

„Zufall, Zufall! Was ist Zufall? Vollzieht sich nicht alles nach festen Gesetzen? Geschieht etwas ohne Ursache? Beherrscht das Gesetz der Kausalität nicht ebenso das Reich des Geistes wie das der Materie? Folgt nicht der Wille dem stärksten Motiv? — Aber das Nebeneinandergehen, das Sineinandergehen von scheinbar ganz unabhängigen! Zufall! Was ist Zufall? Ein Geschehen, dessen Kausalität wir nicht erkennen. Da liegt es. Unser armseliges, dürftiges Erkennen. — — —

Christus, der ist mein Leben,
Sterben ist mein Gewinn,

beginnen jetzt die hellen Kinderstimmen zu singen. Am offenen Grabe steht der Pfarrer in stillem Gebet. Er hat vorher schon im Trauerhause am Sarge gesprochen. Er hat hingewiesen auf den Urquell alles Seins, auf den ewigen Gott, der der Menschen Schicksale nach seinen unerforschlichen Gedanken lenkt, der auch die Wogen des Leids und die Fluten der Trübsal sendet, daß sie über unser Haupt dahingehen, und der dennoch ein Gott der Liebe ist. Er hat Trostworte gesendet, aber in seiner Stimme brach der eigene Schmerz oft gewaltsam durch, denn er hatte den Knaben gekannt, hatte ihn getauft, ihn heranwachsen sehen, hatte oft in seine leuchtenden Augen geschaut und an seinem frischen und dabei bescheidenen Wesen sich ergötzt, er hatte ihn geliebt, geliebt fast wie ein Vater. Jetzt am Grabe spricht er hauptsächlich zu den Kindern, aus deren Mitte der Entschlafene gerissen wurde — warm, innig. Auch des armen, bedauernswerten Knaben gedenkt er, der so ganz wider seinen Willen das unschuldige Werkzeug in Gottes Hand war. Mit kindlicher Rücksichtslosigkeit wenden sich einige Köpfe nach der Stelle, wo sie den Knaben bei seinen Klassengenossen stehend vermuten. Der aber war nicht da. Der sah zur selben Stunde zu Hause und weinte bitterlich.

Mutterlos.

Es hat mir Gott im Leben
Viel Glück und Freud' gegeben;
Doch nahm er mir ein köstlich Gut,
Drum ist mir oft so weh zu Mut,
Das Auge naß von Thränen.

All' meine Herzenstriebe,
Sie sehnen sich nach Liebe,
Nicht nach des Mannes Flammenglut,
Nein, nur nach warmer Mutterhut,
Nach treuer Mutterliebe.

Ich hab' es nie empfunden
Das Glück der süßen Stunden,

Da mich der Mutter Arm umschlang.
Sie ruhte ja im Grabe lang
Bevor ich denken lernte.

Wie müssen alle Schmerzen
Bald schwinden aus dem Herzen,
Wie leicht muß Leid zu tragen sein,
Kann man's dem lieben Mütterlein
Zu Füßen sitzend klagen.

Wie muß des Glückes Sonne,
Die helle Freuden Sonne,
So doppelt süß besel'gend sein,
Wenn mit dem lieben Mütterlein
Man lachen kann und jubeln.

Will ich zur Mutter klagen,
Will ich von Glück ihr sagen,
So steh' ich an der kalten Gruft
Und spreche in die leere Luft,
Und Antwort hör' ich nimmer.

Elisabeth Wirth.

Neue erzählende Schriften.

Angezeigt von G. v. L.

Der fünfte Prophet. Von Hans von Gumppenberg. (Berlin W., Glebitschstr. 35, Verein für freies Schrifttum)

Der Roman beweist den früheren Schöpfungen gegenüber unleugbaren Fortschritt. Die Menschen sind viel fester ins Auge gefaßt und mit fester Hand ausgearbeitet. Der Hauptträger der Ereignisse gewinnt um so mehr unsere Teilnahme, als sich in ihm manche Bestrebungen der Gegenwart verkörpern. Er ist Dichter, hat starkes Persönlichkeitsgefühl, haßt die materialistische Weltanschauung und sucht mit tastend unsicheren Händen in sich aus dunklen Wünschen eine neue Religion zu formen. Der Zufall führt ihn zum Spiritismus; aus den „Offenbarungen“, die ein Widerhall seines eigenen Denkens sind, steigt die Vorstellung, daß er selber der fünfte Prophet sei, nach Moses, Buddha, Christus und Luther. Dieser ganze Teil muß auf Selbsterlebtem ruhen. Steinbach schreibt ein Werk „Das letzte Testament“. Er erscheint — aber keine Stimme erhebt sich für ihn. Da hält er einen öffentlichen Vortrag und wird verhöhnt und verlacht. Seine Welt stürzt zusammen, und er, nur stark im vorgestellten Wollen, endet durch Selbstmord.

Die Entwicklung Steinbachs beweist Geist und Reichtum an innerer Erfahrung. Aber auch die Nebengestalten, besonders die dem Stande der Schriftsteller zugehörigen, sind sicher auf die Beine gestellt. Daß der Hauptstoff sich in litterarischen Kreisen entwickelt, ist an sich wohlbegründet; wer diese kennt, wird auch wissen, welche wirklichen Menschen dem Verf. Anregungen geboten haben, und die Wichtigkeit der Umriffe zugeben. Mir scheint nur, daß die große Rolle, die das Litterarische in dem Buche spielt, die Teilnahme im großen Leserkreise schwächen dürfte. Ich empfehle das Werk reifen Menschen zur Lesung; denn es kennzeichnet eine unleugbare, vorhandene Strömung unseres heutigen Lebens. (4 Mk.)

In purpurner Finsternis. Roman von Michael Georg Conrad. (Im gleichen Verlage. 3 Mk.)

Die Arbeit gehört zu den Staatsromanen und spielt in unbestimmter Zukunft. Wie alle klugen Schriftsteller vermeidet es der Verf., uns zu verraten, was sich alles vor dem Beginn der geschilberten Zustände zugegetragen hat. Vielleicht weiß er es, vielleicht auch nicht. Das Deutschland, oder vielmehr dessen Nest, ist eine Stadt unter der Erde geworden, das Leben baut sich nur mehr auf dem Fortschritte der technischen Fertigkeiten, auf der Herrschaft des kalten Verstandes auf, der volle Bruch mit allem Natürlichen ist vollzogen. Der Abschnitt zeigt viel Geist, aber er ist etwas zu gelehrt. Diesem unnatürlichen Leben gegenüber baut nun der Verf. sein Leitbild des herrschaftslosen Zukunftsstaates auf. Auch hier findet er Gelegenheit, seinen Geist, zuweilen seine natürliche Frische zu entfalten. Daß es an satirischen Ausfällen nirgendwo fehlt, erscheint bei Conrad natürlich — oft sind sie fein und treffend. Aber ob die Zukunft ihm recht geben wird? Sein Zukunftsland ist das Ergebnis seines Wesens. Andere haben ein anderes Wesen, z. B. ich; und da möchte ich doch sagen, daß mir so manches in dem Lande Nordica unklar erscheint. Daß alle Leute, wie es mir wenigstens vorkommt, ungemein gebildet sind — peripathetische Faulenzer — mag ja sehr schön sein, aber wer arbeitet denn all das Grobe, Unreine, was doch wohl auch in Zukunft nicht abgeschafft sein wird? Sie sollen Bauern sein, aber besitzen dabei ein Wissen, das sich neben der Pflege des Bodens niemals gewinnen läßt. Besonders Maiffa, die dem Teuta-Mann Grege als Führerin und Lehrerin dient, ist ein Ausbund, ohne aber scheinbar mehr als eine von vielen zu sein. Alles „Mystische“ ist natürlich abgethan. Die Menschen „tragen sich selbst“, ihr einziges Ziel ist „Freude und Schönheit“. Aber für mein Gefühl liegt über diesem Nordica ein Hauch von Herzenskühle und Gemütsarmut. Wir sind sie, wenn auch in anderer Art, ebenso künstliche Menschen, wie die im ersten Abschnitte „in purpurner Finsternis“ lebenden Teutaleute.

Dennoch dürfte das Buch auch manchen unserer Leser fesseln, vielleicht noch mehr Leserinnen, denn in Nordica sind eigentlich die Frauen die Herrinnen und entfalten eine Wirkung, wie sie selbst unsere jüngsten „Abiturientinnen“ nicht besitzen.

Der Vortrag ist sehr gewandt und klar.

Der Anskuldige. Roman von Gabriele d'Annunzio. (Berlin 1896, S. Fischer.)

Der bekannteste Naturalist Italiens bietet hier einen Ich-Roman. Der Stoff ist sehr gering, die Hauptfache sind die Selbstbekenntnisse eines Mannes, der sich selbst belauert. Die Art der Kennzeichnung des Innenlebens erinnert an Dostojewski und Bourget mit einer kleinen Tönung von Zola. Der Schilderer ist ein geschlechtlich krankhaft erregbarer Mann, der seine Frau, die ihn sehr geliebt hat und vortreffliche Eigenschaften besitzt, oft und zuletzt dauernd betrügt, wenn er auch das Ueble seiner Handlungen einsieht und stets bereuend zu ihr zurückkehrt. Da aber fällt auch sie einmal. Er schilbert nun das Auftauchen des Zweifels an der unberührten Reinheit seines Weibes, die Qual der Eifersucht, die Überwindung des Mißtrauens und zuletzt dessen Bestätigung durch die Geburt eines Kindes, dessen Vater er nicht gewesen sein kann. Wilber Haß gegen dieses Geschöpf bemächtigt sich seiner; er spielt mit der Vorstellung, es zu morden, bekämpft sie, unterliegt aber dennoch, indem er das erkrankte Kind absichtlich der kalten Luft aussetzt und so dessen Tod bewirkt. Die Seelenregungen werden bis

in die feinsten Verzweigungen berichtet, alle Verschlingungen des Guten und Bösen haarscharf nachgewiesen, Selbstbespiegelung und innere Schwächen enthüllt. Aber so kunstreich das geschieht, man fühlt doch, daß es eine gemachte Seele ist, die der Verfasser uns zeigt, wenn auch seine Züge echter Selbstbeobachtung in das Bild verwebt sind. Aber zuletzt bleibt der Widerspruch: ein Mensch, der in seinem Innersten so zerfasert ist wie Tullio, besäße niemals die Kraft, diese Selbstbekenntnisse so zu schreiben. Der Eindruck des Ganzen ist wenig angenehm, aber einzelne Stellen sind schön und dichterisch, so besonders die Gestalt des greisen Johann. Sie besitzt Größe. Die Übertragung lieft sich sehr gut.

Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch.) Roman von Marie L. F. Mohr, Verf. von „Nirwana“.

Ein nicht mehr ganz junges Mädchen aus gutem Hause lebt unabhängig für sich. Sie hat Verlangen nach Liebe, aber beginnt schon langsam zu entsagen. Da begegnet ihr ein Mann, dessen Blick in ihrem Herzen die Sehnsucht neu auflockern läßt. Allmählich treten sie sich näher, und schließlich eint sie die Liebe. Er ist Künstler und — was sie nicht weiß — verheiratet. Aber sein Weib ist im Irrenhause gewesen und wird ihm von ihrer Familie als ungefährlich wieder aufgezwungen. Das soll jedenfalls beide Teile entlasten. Die Sache entwickelt sich nun so, daß das Mädchen allmählich die Macht der öffentlichen Meinung erkennt. Als es sich Mutter fühlt, vermag es die Vorstellung der drohenden Schande nicht zu ertragen und tötet sich. Der Bildhauer aber verschwindet — und taucht dann nach Jahren — wie wir im Nachwort erfahren — als halb verrückter Gipsfiguren-Verkäufer auf.

Die Tagebuchblätter enthalten feine Züge und stellenweise Betrachtungen, die weibliches Fühlen und Denken gut kennzeichnen. Aber doch fehlt der Darstellung die überzeugende Kraft künstlerisch abgewogener Wahrheit. So hätte dieses im allgemeinen edel führende Weib nicht geschrieben; da drängt sich zu viel Geziertes ein, das ist alles zu sehr literarisch. „Ich muß Musik haben, Musik! An den Flügel!“ So etwas schreibt nur ein Vackfisch, kein reifes Weib. Aber trotzdem verdient die Auffassung des Vorwurfs, wie der unstreitig zuweilen seine Geist, der aus betrachtenden Stellen spricht, Anerkennung. Gänzlich verfehlt ist der Mann; eine bloße Romanfigur; kein Zug tiefergehend.

Das Werk ist bei B. Richter in Chemnitz erschienen.

Ein Roman in neun Briefen. Drei Novellen von Fedor Dostojewski. (Berlin 1896, S. Fischer.)

Drei Novellen, die den Durchschnitt nicht überragen; die erste und dritte („Ein Roman in neun Briefen“ und „Poljuntow“) sind aber in ihrem Pessimismus wenigstens echte Erzeugnisse ihres Urhebers.

Gefährtes Bild. Roman von Paul Gottschalk. (Berlin 1896, Richard Taendler.)

Wie es scheint ein Erstlingswerk. Die Menschenkenntnis des Verf. ist noch unzureichend, sie gründet auf Erinnerungen an Gesehene. Unbegabt scheint mir G. nicht, aber er wird tiefer in sich und die Welt sehen müssen, ehe er künstlerisch wird schaffen können. (3 Mk.)

Offizierslöcher. Socialer Roman aus dem Frauenleben. Von Arthur Japp. (Dresden und Leipzig 1896, Carl Reikner.) 2 Bde.

Die Schicksale dreier Schwestern, die nach dem Tode ihres Vaters, des Oberstlieutenants a. D. von Wälan, den

Kampf ums Leben aufnehmen müssen. Der Verf. hat sich im Aufbau der Stoffe und Kennzeichnung der Gestalten großes Geschick erworben, so daß er die Leser fesseln kann. Überdies ist dieser Stoff heute besonders „aktuell“ und darum an sich geeignet, die Teilnahme zu gewinnen. Wir können das Werk empfehlen.

Polypenarme. Roman von Hans Richter. (Berlin W., Bong & Co.)

Auch dieses Werk trägt die Kennzeichen des Erstlings an sich. Manche Gestalten, besonders Sophie und der Schauspieler, liegen noch sehr im Banne des Herkömmlichen. Aber in anderen, wie Gisbert, Clara und Onkel Theobald, zeigt sich vielenorts eigenes Schauen. Das läßt uns von den späteren Werken Gutes hoffen. Es soll uns freuen, wenn diese Hoffnung sich bestätigt.

Ein reiches Mädchen. Roman von M. von Reichenbach, Valenta Gräfin Bethusy-Suc. (Dresden und Leipzig 1896, Carl Reißner.)

In gebrängter Darstellung ist ein, wenn auch nicht neuer Stoff mit großer Gewandtheit entwickelt. Die Kennzeichnung mancher Gestalt erhebt sich über den Durchschnitt der in Frauen-Romanen üblichen Darstellung. Und was betont werden muß, die Männer sind ebenso geschickt behandelt wie die Frauen und Mädchen.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek, Stuttgart, J. Engelhorn. Es liegen folgende Bände vor:

Bd. 11. **Die gelbe Rose.** Von M. Jókai.

Bd. 12. **Schwere Frage.** Von A. von Gersdorff.

Bd. 13. 14. **Das Nagdalenenhaar.** Von Jean Raumeau.

Bd. 15. **Der Verkauf einer Seele.** Von J. Frankfort Moore.

Bd. 16. **Handelbilder.** Von R. Henry Savoge.

„Schwere Frage“ zeichnet sich durch das ehrliche Streben nach Darstellung vertieften Seelenlebens aus. Von den anderen Arbeiten ragt höchstens „Der Verkauf einer Seele“ hervor. Eine Frau, die sich als Ausnahmweib vorkommt und für unverständlich hält, geht ihrem Gatten, einem klugen, redlichen, aber sehr arbeitüberlasteten Manne, mit einem Jämmerling durch, von dem sie sich verstanden wähnt. Ihr Gatte hat aber alles kommen sehen und sich ebenfalls einen Fahrchein nach Westindien für das gleiche Schiff gelöst. Ruhig tritt er der Entsetzten gegenüber. Noch ist gar nichts vorgefallen; die Frau hat ja nur über das „Verstandenwerden“ geschwärmt und der Entführer noch nicht einen Fuß erhalten. Der Verf. läßt nun die Flüchtige zur Erkenntnis kommen, wie erbärmlich der Mann ist, mit dem sie leben will, und wie tüchtig und klug der eigene Gatte, wie sie eigentlich gar kein Ausnahmweib sei, und wie sie vor allem selbst sich nicht verstanden hat. Der Schluß ist sehr gewaltfam, der Stoff leidet auch nicht an Überfülle von Wahrscheinlichkeit, aber die brollige Ironie des Vortrags unterhält den Leser.

Nur ein Modell Ein Landarzt. Zwei Novellen von D. Gayer. (Berlin 1896, S. Fischer.)

Die erste Novelle ist in der Kennzeichnung der Menschen so, als hätte der Verf. (oder die Verf.) noch niemals einen Menschen anders als aus Büchern kennen gelernt — manche aus recht veralteten. Der Arzt, der Graf, die Comtesse und selbst die Hauptgestalt, der berühmte Maler, sind Schablonen ohne innere Wahrheit. Um so mehr wirkt die zweite Geschichte; hier ist Leben im Stoff und den Menschen, nur gegen Schluß schleicht sich wieder der Ton romantischer

Minatur ein. Aber dennoch spricht die Arbeit für Vergabung.

Stummelgeschichten. Von Fannie Gröger. (Berlin 1896, S. Fischer.)

Die Verf. versucht, es in diesen Geschichten („Ostern“; „Der Namenstag des heiligen Petrus“; „Trinität“; „St. Notburgas Erdenreise“) humoristisch zu sein. Das gelingt ihr nicht. Sie möchte aber sogar naiv sein. Das macht das Buch noch widerlicher. Ich habe gar nichts dagegen einzuwenden, wenn ein wahrhaft naiver Humorist den Stoff in den Himmel, wie ihn das Volk sich vorstellt, verlegt. Es ist das von Dichtern geschehen, die fromm waren in des Wortes tiefter Bedeutung. Aber wenn eine platte Schwägerin das Gleiche thut, so ist es nicht das Gleiche. Nirgendwo quillt ein tieferes Gefühl empor, nirgendwo blüht ein größerer Gedanke auf. Das Ganze ist eine geistlose Profanation — ich gebrauche das übliche Wort nicht im Sinne der Kirche, sondern der Kunst. Diese Art ist ein Zeugnis von Unfeinheit des Gemüts und von durchaus schlechtem Geschmack.

Stidluft. Roman aus der Großstadt von Paul von Schönthan. (Dresden und Leipzig 1896, Carl Reißner.)

Ja, es ist Stidluft, die der Verfasser in seinem Buche aufgefangen hat; Berliner und Wiener Stidluft vereint. Bis auf ein anständiges Mädchen fast nur Gefindel, eine Gesellschaft, der man im Leben im großen Bogen ausweicht. Sie wird im Buche nicht anziehender. Dabei ist alles so geschildert, als müßte es sein; stellenweise ist's, als mißfielen es dem Verf. nicht einmal allzusehr. Die Darstellung kann als gewandt bezeichnet werden, obwohl sie nirgendwo in die Tiefe geht. Aber man entbehrt diese nicht; denn die Tiefe dieses Gefindels kennen zu lernen — brrr! Schon die Vorstellung erregt Unbehagen. So dankt man dem Verf., daß er oberflächlich geblieben ist.

Das Sabinergut. Roman von Eduard Berz. (Berlin, Schall & Grund.)

Eine Arbeit, die durch den Ernst der Ausführung, die Klarheit des leitenden Gedankens und die feine Kennzeichnung der Menschen den Durchschnitt der Romane sehr überragt. Da ist nichts aufs Geratewohl gemacht; der Urheber hat den Stoff und die Einzelwirkungen gewissenhaft überlegt. Schon diese heute so seltene Ehrlichkeit des Schaffens nimmt für das Buch ein. An einzelnen Stellen hätte er sich etwas kürzer fassen können. Der Roman kann auch denkende Männer fesseln: er enthält eine Menge von Anregungen, die über flüchtige Zeit der Lesung hinaus ihren Wert behalten. Vortrefflich sind die Menschen nach der nationalen Eigenart erfaßt; das Deutsche mit dem Herzen ergriffen. Ich empfehle das Buch angelegentlich.

Eine anständige Frau. Roman von Jul. von Werther. (Stuttgart 1896, Bong & Co. 3,60 M.)

Der Titel ist ernst gemeint. Die Hauptgestalt zeichnet sich durch edle Gesinnung aus, die sie in schweren Wirrnissen bewährt. Ihre Kennzeichnung, ebenso die der Sängerin Arabella und des Herzogs sind vortrefflich. Weniger einheitlich wirkt der Geheimrat; er ist anfangs, wenn auch nur durch Worte, als feinerer Lebemann gezeichnet, was mit der übrigen Haltung nicht ganz übereinstimmt. Der Vortrag ist durchaus der eines gebildeten, seiner Ziele sicheren Schriftstellers; nur hätten stellenweise überflüssige Fremdwörter vermieden werden können.

Einsame Seele. Von Keera. Autor. Übersetzung von

Lothar Schmidt. 2. Tausend. (Berlin, Schuster & Schoeffler.)

Es ist ein eigenartiges Büchlein. Man müßte die Beurteilung in Gestalt eines Musikstücks abgeben. Tonhaft ist die Wirkung; das Klingt auf, verhallt, steigert sich wieder, und der Grundzug ist Sehnsucht. Als Schreiberin ist eine Schauspielerin gedacht, deren Züge der Duse entlehnt sind. Sie schreibt diese Stimmungen, aus denen Tatsächliches halb schattenhaft auftaucht, in Erinnerung an einen Mann, den sie geliebt hat und wohl noch liebt. Es ist eine mehr geistige als sinnliche Leidenschaft. In allen Gefühlen und Gedanken, die das Büchlein enthält, herrscht das Weibliche; sie sind zart, sinnig, aber es liegt auch moderne Müdigkeit über ihnen. Schließlich aber ergiebt sich doch als Endklang das Verlangen nach etwas Höherem, das bei uns schon vor mehr als 12 Jahren, wenn auch in anderer Art, so häufig zu Worte gekommen ist und heute wieder nach Ausdruck strebt. Ich empfehle das sehr hübsch ausgestattete Büchlein unseren Leserinnen.

Träume. Von Carl Busse. (Leipzig 1895, A. G. Liebeskind.)

Es ist etwas Eigenes um diesen Schriftsteller. 1872 geb., trat er — in unserem Blatt — damals noch ein halber Knabe, mit den ersten Liebern vor die Öffentlichkeit. Die Form war ungemein gewandt; etwas Sonniges lag über den Empfindungen, eine fast mädchenhafte Anmut machte sich bemerkbar. In wenigen Jahren gelang es ihm, sich als Lyriker und Erzähler einen Namen zu machen, in einem Alter, wo die meisten Schriftsteller noch Mühe haben, irgendwo anzukommen. Ein deutscher Literaturgeschichts-Professor beging die Undorichtigkeit, ihn als einziges Genie der Jüngsten auszusprechen; die anderen mühten sich vor ihm beugen: Morituri te salutant! — „Die Totbereiten grüßen Dich!“ Ich habe die Entwicklung des jungen Dichters mit doppelter Teilnahme verfolgt. Aber eigentlich paßt das Wort Entwicklung nicht ganz. Er ist fast reif hervorgetreten; die Form und die Sprache; der Ausdruck der Gefühle und Gedanken, diese selbst sind im Wesen fast gleich geblieben: Das Jugenliche, mehr nach der weiblichen Seite des Gefühllebens neigend, mit einem leichten Hauch von Schwäche, herrscht noch jetzt in ihm; ja, schon treten hier und dort Züge der Manier hervor. Er ist fein, aber diese Feinheit wirkt wie Übertreibung; die Mittel werden mit einer kühlen Sicherheit geraubt, wie sie sonst nur späterem Alter eigen ist. Man hat fast den Wunsch, diese „elegante Technik“ durch Ausbrüche der Kraft durchbrochen zu sehen. Busse steht vor einer Wende: rechts der Weg, der zum geschickten geübten Handwerk führt, zu einer Meisterschaft im Gesellenhaften — links der rauhe Pfad neuer Gesellenhaft, neuen Lernens; des Bruchs mit dem bis jetzt Erreichten. Es wird ihm ja nicht verloren gehen, aber er muß ein Neues dazu gewinnen, mit einem Worte: Männlichkeit. Möge es ihm gelingen. Ich werde mich herzlich freuen, ein Werk von ihm anzeigen zu können, das deren Züge andeutet.

Im Verlage von Otto Janke, Berlin, sind folgende Bde. zu 1 Mk. erschienen:

Sonnenglauben. Neue Schweizer-Idyllen von Fritz Marti.

„Ein Vergessener.“ „Der Lebenslauf einer Glücklichen.“ Beide von Karl Verlow.

„Mein Hummelmännchen.“ Aus heiteren Stunden von Agnes Harber.

Wir können unsern Lesern alle nur empfehlen; die Namen Verlow und Harber sind ihnen schon bekannt, aber auch der junge Schweizer Marti verdient ihre Teilnahme.

Für Dich.

Ein Liederfranz von **Martin Voelkl.**

I.

Ich sehne mich nach einem reinen Wesen,
In dessen wundervollem Zauberbann
Mein müder Geist zu neuem Glück genesen,
Zu neuem Flug die Schwingen regen kann.

Nicht stolze Pracht, ein freundlich kleines Zimmer,
Zwei fromme Lippen, eine tapf're Hand,
Ein Blütenstrauch und wonnig Sonnenschimmer
Sind all mein Wunsch für mein erträumtes Land.

Mag andern andre Gunst das Schicksal gönnen,
Nichts geb ich mehr um früh verblähten Ruhm,
Nur muß ich manchmal wieder beten können
In einem gottgeweihten Heiligtum.

II.

Du bist mir gut; es hat ein heimlich Singen
Die Seele mir in tiefen Traum gewiegt,
Wenn sich mein Haupt an Deine Wange schmiegt,
Hör' ich schon leise Hochzeitsglocken klingen.

Du bist mir gut; nun blüht es auf den Beeten,
Ein Sommerglanz will fast den Pfad verweh'n,
Komm, laß uns heute durch die Felser geh'n
Und stillen Herzens vor den Herrgott treten.

III.

Wenn sonst der Lenz die weißen Blüten küßte
Und auf der feuchten frischen Ackerfrume
Vom Schlaf erwacht die erste liebe Blume,
Dann war mir's wohl, als ob ich wandern müßte.

Heut' scheint die Sonne mir ins schmucke Zimmer,
Du sitzt und stichst an Deinem schmalen Rahmen,
Und auf dem Timmen wachsen uns're Namen,
Die roten Ranken glüh'n im Morgenschimmer.

Ja, diese kleinen fleißigen Zaubershände
Versuchen auch das letzte trübe Wangen,
Und lachend läß ich Dir die heißen Wangen,
Du meines Lebens schönste Sonnenwende.

VI.

Ein Wachtelruf aus tiefstem Grunde,
Ein Pfad, von Schleißen überdacht —
O frohe Morgenwanderstunde,
Wie Dir mein Herz entgegenlacht!

Es liegt viel Goldglanz auf den Wegen,
Frischfeuchte Südländwinde weh'n;
Nun noch ein frühlingswarmer Regen,
Und alles wird in Purpur steh'n.

Auch unser Glück! Laß uns nur beide
Noch warten, bis der Flieder blüht,
Ringsum das wogende Getreide
Von flammendheißem Mohn erglüht.

Wie will ich Dir das Haupt bekränzen
Mit märchenfölicher Lieberpracht,
Wenn erst die Sterne niederglänzen
In unsre keusche Fekernacht.

Bunte Gedanken.

Von Eduard Schmidt.

Manche Menschen gehen rückwärts durchs Leben, denn sie wollen ihre Blicke immer nur auf die Vergangenheit richten. Und dann wundern sie sich noch und beklagen sich, wenn sie an allen Ecken anstoßen!

*

Die Verleumdung gleicht oft einem Netze mit weiten Maschen: die Kleinen schlüpfen unbemerkt durch, aber die Großen bleiben darin hängen.

*

„Das Geld kann alles,“ sagt der Pessimist, „es kann selbst gute Menschen zu bösen machen.“

„Geld vermag viel,“ sagt der Optimist, „zuweilen verwandelt es sogar böse Menschen in gute!“

*

„Warum mußte es so kommen?“ jammert der Thor, „es konnte doch auch anders kommen!“

„Nein,“ sagt der Weise, „es mußte so kommen, weil es so gekommen ist.“

*

Wie viele Menschen sind mit ihrem Lose unzufrieden, aber wie wenige würden, wenn man sie vor die Wahl stellen könnte, im Ernste mit einem anderen Menschen zu tauschen, sich dazu verstehen! Die Schwierigkeit der Wahl selbst schon würde sie abschrecken!

*

Man sagt wohl, des wahren Glückes dürfe man sich nicht bewußt werden. Aber das Bewußtsein verschleucht das Glück nicht; das thut erst die Reflexion!

*

Wir empfinden oft einen Zustand als Unglück, ohne uns doch nach seiner Aufhebung glücklicher zu fühlen.

*

Der Gedanke des Todes kann für den nichts Schreckliches mehr haben, der sich den entsetzlichen Gedanken eines ewigen irdischen Lebens klarmacht.

*

Es ist die Gabe des Humoristen, auch aus leeren Gefäßen das Leben in vollen Zügen genießen zu können.

*

Die Menschen werden leichter durch eine geschickt entschuldigte Unhöflichkeit, als durch eine ungeschickt angebrachte Höflichkeit gewonnen.

*

Mancher brüstet sich mit seinem Gerechtigkeitsgefühl, der nur dann welches besitzt, wenn ihm selbst Unrecht geschieht.

Briefkasten.

Herrn Th. Sch. in B. Das halte ich für überflüssig. Ich habe im vorigen Jahre meine Meinung über Joh. Ambrosius kurz und klar ausgesprochen: Ihr Schicksal ist ihr Erfolg; manches innige Gedicht bleibt bei dem kritischen Worfeln im Siebe, aber die Mehrzahl ist durchaus herkömmlich. Die arme Frau, die durch ihre beschiedene Begabung und die Stimmung der Zeit aus dem Glende erlöst worden ist, wegen des großen buchhändlerischen Erfolgs zum Gegenstand harter Angriffe zu machen, erschien mir gemüthlos und überflüssig. Gönnen wir ihr den Sonnenschein — im übrigen: „Laß stehen!“ Ich bin nicht mehr jung genug, mich darüber zu erhitzen. — Frau S. S. in M. Weber das Gedicht in Heft 11 noch die Briefkastendebemerkung beziehen sich auf Sie. In der „Verl. M. Jtg.“ könnte ich Ihnen doch unmöglich antworten, da ich in ihr ebensowenig etwas zu sagen habe, wie deren Leiter in unserem Blatte. — Burtehuber. „Abendfrieden“ als erster Versuch ist nicht übel, wenn auch noch nicht ganz gut. Ich könnte es vorläufig auch nicht annehmen, wenn es tabellos wäre. Aber nach etwa fünfzehn Monaten können Sie ein neues senden. — Fr. v. A. in G. In der verbesserten Fassung soll das Gedicht gelegentlich kommen. — Fr. J. Sch. in B. Leider wegen vieler Formfehler unbrauchbar. — Fr. H. L. in B. Wenn ich auch dieses Gedicht ablehnen muß, so habe ich doch nichts dagegen, wenn Sie mir neue Versuche senden. — Herr G. S. in J. „Der sterbende Greis“ ist im Ausbruch zu lehrhaft und trocken. Nichts für ungut. Besten Gruß. — K. P. Sie lassen sich in „Sonntag“ etwas gehen. „Sabbathstille aus goldener Truhe streuen“ ist nicht innerlich geschaut; „Stil“ klingt hart; aber hauptsächlich: die Gesamtstimmung ist schon zu oft mit gleichen Mitteln wiedergegeben. Besten Gruß! — Herr G. H. in G. „Magliebchen“ hat keine Züge, ist zierlich durchgeführt, aber Sie gehen zu sehr in die Richtung des Brodes. Die letzten vier Zeilen wirken nüchternzopfig; manche Zeile ist hart: „Dann schickt es sich an auch zum Neublühen wieder“. — Herr W. Sch. in M. „Venzstimmung“ angenommen. — Herr Emil S. in B. „Der erste Ruß“ dürfte kommen. Die anderen sind alle zu weich. — Herr G. v. M.-M. Besten Dank! — Frau S. Sch. in G. Leider kann ich Ihren Wunsch, der von großem Vertrauen zeugt, nicht erfüllen, da ich nach dieser Richtung hin alle Beziehungen entbehre. Seien Sie mir darum nicht böse. — Herr Pastor H. in A. Sehr zu empfehlen, obwohl wegen der schon etwas veralteten Ansichten mit Vorsicht zu benutzen. — Frau U. A. in S. 12 Mt. gebunden.

(Schluß des Briefkastens: 9. April. Alles nicht Erwähnte unbrauchbar.)

Inhalt der No. 29.

Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Bertow. Forts. — Die Herren von Dammin. Roman von F. Alind-Lütetsburg. Forts. — Beiblatt: Landfahrend Volf. Von Theodor Gerold. — Zufall. Skizze von Erich Bert. — Mutterlos. Von Elisabeth Wirth. — Neue erzählende Schriften. Angezeigt von D. v. S. — Für Dich. Ein Liederkranz von Martin Voelig. — Bunte Gedanken. Von Eduard Schmidt. — Briefkasten.

Zur Beachtung!

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehenes, freigemachter Umschlag einliegt. Jrgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ *M* vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o 30.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkom.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Kapitel.

Es war in den Morgenstunden des 9. Februar, als vor den Thoren Regensburgs drei Reiter hielten, welche Einlaß begehrten. Die Wachen, seit dem vereitelten Unternehmen Baners *) vorsichtig gegen alles Fremde, verweigerten das Thor ohne Erlaubnis des Offiziers zu öffnen, der, von ihnen herbeigerufen, endlich erschien und die Pässe der Ankommenden zu sehen verlangte.

Ein Blick auf den ersten der Reiter ließ ihn den Hauptmann Don Pedro de Cueva erkennen; seine Züge hellten sich auf.

„Ihr seid es, Don Cueva,“ rebete er ihn an, „was bringt Euch so schnell zurück, den ich bei seinem Regimente in Leipzig wähnte?“

„Dort war ich auch, bin aber gleich wieder abgereist,“ erwiderte Cueva. „Denkt nicht, daß ich dort ruhig hätte bleiben können, solange ich nichts Gewisses über das Schicksal meines Prinzen weiß.“

„Still,“ bedeutete der Offizier, „es ist nicht ratsam, viel von ihm zu sprechen.“

„Ich werde es thun, verlaßt Euch darauf,“ entgegnete der unerschrockene Hauptmann. „Die Thaten, die zum Himmel schreien, müssen ihr Echo auch auf Erden finden.“

„Ihr werdet Euch um Euren Hals reden.“

„Den gäbe ich daran, wenn es mir gelänge, meinen Prinzen zu retten. — Und jetzt habt Ihr gesehen, wer ich bin; nun laßt mich ein.“

„Wer sind die mit Euch kommen? Dies muß ich wissen.“

„Das ist Monsieur François Taquet, Doktor der

*) Baner hatte Ende Januar einen Überfall gegen Regensburg geplant, war jedoch von dem Obersten Kolb aus dem benachbarten Orte, von wo aus der Einfall stattfinden sollte, vertrieben worden.

Rechte aus Gent,“ erwiderte Don Cueva, „der andere ist mein jüngerer Bruder.“

Der wachhabende Offizier betrachtete mißtrauisch die ihm unbekanntem Begleiter des Hauptmanns.

„Sieht Euch verzeuvelt wenig gleich, der Bruder,“ bemerkte er. „Sind bei Euch in Spanien noch mehr so blond und weiß?“

Pedro de Cueva lachte. „Ist nur ein Halbbruder; seine Mutter war eine Deutsche,“ sagte er schnell gefaßt. „Nun, starrt ihn nicht so an. Das junge Blut kommt just von Hause und fürchtet sich gar vor Euch.“

„Dann kann er nicht von Eurer Art sein, oder war noch nicht lange genug in Eurer Schule. Was will er übrigens in Regensburg? Ich habe Befehl, niemand einzulassen, dessen Zweck und Gewerbe ich nicht weiß.“

„Ich will ihn bei den Artebuserern einstellen; darum nahm ich ihn mit.“

„Und der gelehrte Herr?“ fuhr der Offizier fort. „Wollt mir Euren Paß vorzeigen und angeben, was Euch herführt.“

Der Angeredete zog gleichmütig ein umfangreiches Papier hervor, auf dem in einer dem Wachhabenden unverständlichen Sprache die Angaben über den Stand, die Herkunft, den Reisezweck des Fremdlings zu lesen waren. Nur den Namen „François Taquet“ vermochte er zu entziffern. Unbefriedigt reichte er das Blatt seinem Eigentümer zurück.

„In welcher Sprache ist das geschrieben?“ fragte er.

„Das ist flämisch,“ erklärte Cueva, statt des angeblichen Doktors. „Ich sagte Euch, daß Mr. Taquet aus den Niederlanden kommt. Er will hier den Verhandlungen des Reichstages beiwohnen, um darüber weiter zu berichten.“

„Nun denn, da Ihr für Eure Begleiter die Bürgschaft übernehmt, mögt Ihr passieren,“ entschied

der Offizier, einem der Soldaten einen Wink gebend, das Thor zu öffnen.

Der schwere Schlüssel rasselte im Schlosse; die Kette wurde emporgezogen, der Weg war frei, um in die Stadt zu gelangen.

„Gebt acht auf Euren — hm, Bruder,“ sagte der Wachhabende zu Don Cueva, der den kleinen Zug beschloß. „Solch schöner Bursch pflegt anderen auch zu gefallen; er könnte Euch abhanden kommen.“

„Der ist von gutem Schrot und Korn,“ entgegnete Don Pedro auf den wohlverstandenen Spott, „und weiß seine Straße zu finden. Dank für den Rat und gehabt Euch wohl.“

Er gab seinem Pferde die Sporen und ritt den anderen nach.

„Ein Glück, daß wir den Helbig trafen und keinen Unbekannten,“ sprach er, „sonst hätte es uns mit Eurem falschen Passe, Bruder Fernando, übel ergehen können, und wir hätten zunächst auf der Wache freies Quartier bekommen. Bleibt jetzt nur dabei, daß Ihr Francois Laquet seid, damit man Euch nicht in ein Verhör nimmt.“

„Ich hatte schon seit einiger Zeit die Absicht, mir einen falschen Namen beizulegen, um unter einem solchen sicherer für unsern Herrn wirken zu können,“ antwortete der Dominikanermönch. „Es kam mir zu statten, daß Doktor Laquet mir vor seinem Tode seinen sämtlichen Besitz, darunter auch seine Papiere, vermachte. Ich hoffe sie besonders hier gebrauchen zu können.“

„Meint Ihr, daß man Euch zu Seiner Hoheit lassen wird?“

„Kann ich ihn selbst nicht sprechen, wird es Mittel und Wege geben, mich anderweitig mit ihm zu verständigen,“ sagte Ferdinand de la Houe, „zunächst rechne ich auf den Beistand der edlen Frau hier, die wohl nach dem heutigen mißglückten Versuche darauf verzichtet wird, als Euer Bruder zu gelten.“

Andrea lächelte ein wenig. „Don Cueva war ein Bruder mir an Sorge und Treue, seit er von Leipzig mich zu meinem Gatten holte,“ erwiderte sie sanft, „das Maskenspiel, zu welchem die Notwendigkeit uns zwang, wird mit dem Heute aufhören, doch stolz will ich mich die Schwester des gütigen Mannes nennen, der auch meinem Gatten ein aufopfernder Freund gewesen.“

„Es war nichts Großes, was ich that,“ sprach Don Pedro. „Es kommt, wie ich hoffe, für uns noch Besseres zu leisten und dabei, edle Frau, wie Ihr hörtet, zählen wir auf Euch.“

„Ihr seid meiner Hilfe, meiner schwachen Dienste zu allem gewiß, das zu dem Heile unseres teuren Herrn beitragen kann, vorausgesetzt, daß man mich nicht gewaltsam von Leonhard scheidet, der ja in seiner Nähe bleibt.“

„Und wenn es so wäre?“ bemerkte de la Houe.

„Dann erfinden wir eine andere Verkleidung für mich,“ sagte Andrea, „und in dieser werde ich versuchen, mit Leonhard in Verbindung zu bleiben.“

„Ihr habt ein ritterlich Herz und einen festen Mut, wie wenige Eures Geschlechtes,“ sprach Cueva bewundernd.

„Das Leben, dieser harte Lehrmeister, bildet Gaben in uns aus, die wir niemals in uns vermutet hätten. Ich wählte mir mein Schicksal selbst und mit diesem Augenblicke wußte ich, daß ich es verlernen müsse, nach Frauenweise vor dem Ungewohnten zurückzuschrecken.“

„Gott giebt die Kraft, meine Tochter,“ sprach der Mönch, „wenn wir das Rechte thun wollen, gleichviel, ob es in anderer befangenen Augen gleich einem Unrecht erscheint.“

„Das meine auch ich, mein Vater,“ versetzte Andrea, „und darum ist meine Seele auf dem dornigen Wege, den ich ging, frei von Furcht gewesen; — sowie ich jetzt auch nur die eine Kenne: ihn zu verlieren, dem ich mich als Weib gelobte.“

Sie waren an der Straße angelangt, in der das Gasthaus zu den „drei Raben“ lag.

„Hier müssen wir uns trennen,“ entschied Cueva, „es könnte auffällig sein, wenn wir zu dreien dem Gefängnis Selner Hoheit nahe kämen. Laquet, wie Ihr von nun an genannt sein wollt, ich nehme Euch zu Fray Timotheo Pimentel mit, den ich von früher her kenne. Dort werdet Ihr Unterkunft finden. — Ihr, edle Frau, gehet die Straße bis zum Ende; da findet Ihr das Haus, wo Euer Gatte ist. Fragt nach der Wirtin zu den Raben; sie wird Euch Bescheid geben, und so mögen Gott und seine Heiligen auf Eurem Wege Euch beschirmen.“

Er hob sie aus dem Sattel und folgte mit den Blicken der sich rasch entfernenden Gestalt, bis sie in der bezeichneten Straße verschwunden.

„Sie wird zu ihrem Ziele kommen,“ sagte er, als er sein Pferd wieder bestieg. „Das ist ein Weib, wie sie der Herr nur wenige schuf, damit die Erde uns nicht zu wohl gefiele. Dem Koscielski könnte ich neidisch sein, wenn ich ihm in seinem Unglück nicht das Beste gönnte.“ —

Leonhard saß in der niedrigen und ärmlichen Kammer, die man ihm zur Wohnung überwies, mit Schreiben beschäftigt, als die Wirtin eifertig bei ihm eintrat.

„Es ist drunten jemand, der zu Euch will,“ raunte sie ihm in das Ohr, „aber ich weiß nicht, ob ich ihn hinaufführen darf. Der Kapitän del Zerro giebt auf alles acht und verrät es dem gelbhäutigen Spanier.“

„Wer ist es, Frau Wirtin,“ fragte Leonhard. „Eine Botschaft vielleicht an Seine Hoheit?“

„Das schien mir nicht; er sprach nur von Euch,“ war die Antwort. „Es ist ein junger Bursch, gar hold und freundlich anzuschauen, den man beinahe für ein Mädchen halten möchte.“

Leonhard sprang empor. „Bringt ihn herauf, Frau Wirtin, was auch geschehe,“ rief er unruhig. „Sollte es möglich sein? Andrea schon hier?“

Die Wirtin horchte auf. „Andrea,“ wiederholte sie, „nun ja, daß es kein Andreas ist, sieht man ihr an. Ist am Ende gar Euer Liebchen, das Euch nachgegangen?“

Er ergriff ihre Hände. „Nein, Frau Wirtin,“ sagte er eindringlich, „es ist mein teures Weib,

das ich in dem Jünglinge vermute und das ich hoch und wert halte über alle Schätze dieser Erde. Lasset mich nicht länger auf sie harren, bringt sie zu mir. Ihr habt ein weiches Frauenherz, Ihr werdet gütig auch zu ihr sein, die jetzt an Eurer Thüre steht, nichts weiter begehrend, als das Los ihres gefangenen Gatten zu teilen."

"Ich gehe schon," versicherte die mitleidige Wirtin, "das wäre ein schlimmes Ding, wenn wir nicht verständen, den Spionen hier herum ein Schnippchen zu schlagen. Euer Weib soll nicht umsonst den Weg gemacht haben und ein liebes und getreues Weib muß sie sein, die in der Not so fest zu ihrem Eheharn hält."

Sie eilte hinunter in die Küche, wo Andrea neben dem Feuer saß. Unweit von ihr waren einige der Wächter des Prinzen mit Würfelspiel beschäftigt. Von Zeit zu Zeit musterten sie mit neugierigen Blicken den jungen Fremdling und flüsternten sich ihre Mutmaßungen über ihn zu, an der Verlegenheit sich ergötzend, welche sich endlich in den Zügen des unbekanntes Gastes malte.

Die Wirtin erschien zu Andreas Erleichterung wieder in der Küche, als gerade einer der Musketiere den Versuch machen wollte, sie zu der Teilnahme an ihrem Spiele einzuladen. Sie überfah mit einem Blicke die peinliche Lage ihres neuen Gastes.

"Ei, junger Bursche," rief sie, "wenn Ihr umsonst heut bei mir nächtigen wollt, so macht Euch auch im Hause etwas zu schaffen, wo jetzt nicht Hände genug sein können, alle Arbeit zu verrichten. Kommt mit mir; im Speicher droben giebt es Futter für die Pferde auszumessen."

Andrea folgte ihr bereitwillig in den Hausgang und die Treppe hinan, bis ihre Führerin vor einer niederen Thür Halt machte.

"Da geht hinein," sagte sie, "ich Sorge, daß sie Euch nicht finden."

Sie öffnete den eisernen Drücker, die schlante Gestalt des verkleideten Jünglings schlüpfte in das Zimmer; der unterdrückte Jubelruf des Gefangenen, "Andrea!" drang an ihr Ohr, dann aber eilte sie hinweg, um durch ihr längeres Verweilen nicht die Aufmerksamkeit eines der das Haus beständig durchstreifenden Soldaten zu erregen. —

In der Kammer droben hielten sich die Gatten umschlungen.

"Du hast den Weg auch hierher gefunden, Du Vielgetreue," sprach Leonhard bewegt, "wie lohne ich jemals Dir?"

"Ich wußte, daß es für mich nur das eine Ziel gäbe, als ich erfuhr, was hier zu Regensburg geschehen sei," erwiderte Andrea mit leuchtenden Augen. "Dein großmütiger Freund ließ mir seinen Beistand; unter seinem Schutze kam ich von Leipzig heim, um bei Dir zu bleiben, wie bisher, wenn man es mir gestattet."

"Wer vermag es zu sagen, süßes Weib, ob nicht die Härte derer, die gegenwärtig unsere Kerkermeister sind, Dich mir rauben wird? Schon übermorgen bringt man unseren Herrn nach Passau und wir wissen nicht, wie man über uns verfügt."

"Glaubst Du, daß man Euch von ihm trennen wird?" fragte Andrea.

"Man hat uns nicht das Geringste vorläufig mitgeteilt, vielleicht, um uns durch die Ungewißheit unseres Schicksals in Furcht zu setzen."

"Und wenn man Euch die Freiheit wiedergäbe?"

"Ich zähle nicht darauf, daß man mich in Freiheit setze, meine Andrea," entgegnete Leonhard, "und böte man sie mir, während mein Prinz ein Gefangener bleibt, ich würde sie zurückweisen und es als Gnade betrachten, sein herbes Los zu teilen. Als ich, ein Ausgestoßener, Verfehmter, arm und verzweifelt zu ihm kam, war er es, der mich wieder zu Ehren brachte, indem er mir dies Amt übertrug, das ich noch heute bekleide. Er sorgte, Geliebte, daß Du mein Weib werden durftest, — könnte ich es je vergessen? Mein Leben gehört ihm fortan und dem Streben, ihm zu vergelten, was er Dir und mir gethan, und möge Gott es geben, daß unsere schwachen Kräfte dazu helfen, seinen Kerker zu sprengen, wenn irdische Gerechtigkeit um seinetwillen in den Staub getreten würde."

Andrea sah ihn stolz und zärtlich an. "So kannst und mußt Du handeln, weil Du jener Leonhard bist, den sich mein Herz erwählte aus allen heraus, die sich mir nahten, als ihn, der mir der Würdigste erschien. Du bist es heute mir noch, wie zu jener Zeit, ja, mehr noch empfinde ich es in dieser Stunde, daß ich recht gewählt."

"O, meine Andrea, besser wäre es für Dich gewesen, unsere Wege hätten sich niemals gekreuzt."

"Besser, Leonhard!" wiederholte sie langsam.

"Ist es Dir Ernst damit?"

Seine Augen trafen die ihren; er antwortete nicht sogleich und dann plötzlich riß er sie an sich, Wangen, Mund und Stirn ihr mit Küßen zu bedecken.

"Nein, nein!"

Sie lächelte durch Thränen. "Lasse uns nicht grübeln, Liebster, wie das Schicksal es vermocht hätte, uns freudlicher zu führen. Es war Gottes Wille, daß unsere Liebe über dornige Pfade gehen solle, um ihre Kraft zu erproben. Siehe, mein Einziger, sie hat stand gehalten bis hierher, wie schwer die Stürme auch waren, die über uns hinweggingen, sie wird es auch ferner thun und stark bleiben, wie der Tod, der allein uns scheiden soll. Ich las in einem alten Buche daheim einst: 'Nachdenken bricht das Herz'. So denke nicht zurück an das, was vergangen, und trübe Dir den Sinn nicht damit, wie es anders hätte sein können. Ich Dein, Du mein, — das eine nur lasse uns festhalten und ungebeugten Mutes dem Kommenden entgegensehen."

"Wir werden es, Geliebte. Es ist keine Schidung so schwer, daß nicht ein Strahl der Hoffnung sich zeigte. Dein Auge ist der Stern, zu dem ich aufblicke; es kann nicht völlig Finsternis um mich werden, solange er mir leuchtet, zu dem ich in den schwersten Tagen anbetend emporsehauete."

Ein leises Klopfen an der Thür des Nebenzimmers ließ sich hören. Leonhard ging, um zu öffnen. Es war der Kammerer des Infanten, Dom

Luz Pereira, der ihm einen Auftrag seines Herrn zu überbringen kam.

„Ihr habt Besuch, wie ich sehe,“ sprach er, Andrea gewahrend, „doch täusche ich mich? Nein, Ihr seid es, edle Frau; o, welch ein Wiedersehen für uns alle!“

„Andrea wünscht, wie begreiflich, bei mir zu bleiben,“ sagte Leonhard, „glaubt Ihr, daß es möglich sein wird?“

„Sieht es im Deutschen Reiche ein Gesetz, das der Gattin verweigert, bei ihrem Ehemanne zu sein, zumal, wenn dieser kein Angeklagter ist?“ entgegnete Pereira.

Leonhard suchte die Achseln. „Wir sind nicht nach Gesetz und Brauch gerichtet,“ bemerkte er, „wie wir an uns allen erfuhren, mußten wir der Gewalt uns unterwerfen.“

„So suchen wir diese mit List zu täuschen,“ meinte Pereira, „wir geben Eure holbe Gattin für einen Page oder Diener aus, der zum Hofhalte unseres Herrn gehört und um die Erlaubnis nachsucht, ferner ihm zu dienen.“

„Wenn Seine Hoheit in diese Ausflucht willigt, wird es das beste sein,“ sagte Andrea, „ich bin bereit, jeden Dienst mit Freuden zu übernehmen, den Ihr, Dom Pereira, in Vorschlag bringt.“

„Der Dienst wird sich finden lassen, edle Frau,“ antwortete der Kämmerer, „ich werde Seine Hoheit von Eurer Anwesenheit in Kenntnis setzen, und er wird erfreut sein, Euch bei Eurem Gatten zu wissen.“

„Wollet Seiner Hoheit zugleich mitteilen, daß ich in der Begleitung Don Pedros de Cueva und des hochwürdigsten Bruders Ferdinand de la Houe die Reise zurücklegte, welche beide sich danach sehnen, irgend eine Nachricht über Seine Fürstlichen Gnaden zu empfangen.“

„Unsere Briefe gehen sämtlich durch Navarros Hände,“ sagte Leonhard, „unser Herr kann nichts schreiben, das nicht auf seinen Inhalt sorglich geprüft wird.“

„Wir werden suchen, diese Prüfung zu umgehen,“ sprach Andrea, „die gute Wirtin muß uns helfen. Ihre Freundschaft will ich mir zunächst erwerben, und sie wird wissen, wie es einzurichten sei, Don Cueva und Mr. Taquet Nachricht zukommen zu lassen.“

Leonhard legte den Arm um die Schultern seiner Gattin. „Mir scheint, es ist nicht ohne Nutzen, einen Bundesgenossen, wie diesen, zu haben, Dom Luz,“ sagte er scherzend. „Es geht keine List über Frauenlist; wir wollen zum Vorteil der guten Sache sie anwenden.“

„Es müßte aber bald geschehen, wenn wir uns mit den Freunden draußen in Verbindung setzen wollen,“ bemerkte Dom Pereira. „Am 14. dieses Monats sollen wir Regensburg verlassen.“

„So wird es sich empfehlen, die Briefe, welche ich hinausbefördern könnte, sogleich zu schreiben,“ riet Andrea. „Ich gehe zu unserer Wirtin und bringe Euch Bescheid, was ich bei ihr erreichte.“

Die entschlossene Frau eilte hinab in die Küche, wo sie die Wirtin mit dem Austeilen des Mittagessens an die Soldaten beschäftigt fand.

„Ihr könntet mich zur Hilfe anstellen,“ rebete sie sie an. „Lasset immerhin die Leute ihre Plätze einnehmen; ich trage ihnen die Schüsseln zu und Ihr werdet schneller fertig.“

„Das lasse ich mir gefallen,“ erwiderte die thätige Frau. „Habe so alle Hände voll zu thun, seit die Soldaten hier sind. Seid Ihr denn droben schon mit der Arbeit fertig, die ich Euch übertrug?“

„Ich gehe später wieder hinauf,“ sprach Andrea, „für jetzt glaubte ich Euch hier helfen zu können, da es gerade Mittagszeit ist.“

„Nun, so nehmt den Schöpfer hier und füllt aus dem Kessel dort die Schüsseln tüchtig voll. Haben so immer einen Hunger, die Soldaten, daß man den ganzen Tag kochen sollte. Das macht das viele Nichtsthun; einen vornehmen Prinzen bewachen und dabei würfeln ist freilich ein schwerer Stück Arbeit, als im Felde draußen sein und mit den Schweden, den Franzosen sich herumschlagen.“

Die Soldaten, welchen diese Rede galt, beantworteten sie mit einigen derben Späßen. Sie kannten die Art ihrer Wirtin, welche bei ihnen in hohem Ansehen stand, da sie es ihnen an nichts fehlen ließ. Andrea ging während des immer lebhafter werdenden Wechselgespräches mit den gefüllten Schüsseln hin und her. Die dumpfe Luft in der heißen Küche nahm ihr fast den Atem, die Reden um sie widerten sie an. Doch eingedenk ihrer Aufgabe suchte sie beides zu überwinden; noch war es ihr nicht möglich gewesen, mit der Wirtin ein vertraulich Wort zu sprechen, und die Zeit drängte, wenn noch vor seiner Überführung nach Passau für den Infanten etwas geschehen sollte.

Das Essen war endlich verteilt; die Wirtin winkte Andrea an den Tisch, an welchem sie selbst mit ihrem Manne und ihrem Gesinde ihre Mahlzeit einnehmen wollte.

„Mögt Ihr nicht mit uns essen, nachdem Ihr so wader geholfen?“ fragte sie. „Müßt ja von dem Marsche noch hungrig sein.“

Die junge Frau mußte wohl oder übel der Einladung folgen. Ihre Gastgeberin erriet ihre Gedanken.

„Ist geringes Essen nur, was wir haben,“ fügte sie hinzu. „Für die Fremden droben ist der Koch des Prinzen da, aber wer weiß, wie lange sie ihm den lassen. Der Navarro sagte unlängst schon, es sei nicht von nöten, daß er bei ihm bliebe.“

Andrea aß mit tapferer Selbstverleugnung den ihr vorgelegten Kohl, die harten Klöße, und verstand sich sogar dazu, ihre Lippen in den Bierkrug zu tauchen, den man vor ihren Platz gestellt hatte. Die Wirtin sah ihr wohlgefällig zu.

„Wenn Ihr gegessen habt, werde ich Euch Eure Schlafstelle zeigen,“ sagte sie, „die müßt Ihr freilich Euch selbst in Ordnung bringen, aber das wird Euch nicht schwer fallen, denn ich sah es schon zuvor, Ihr versteht zuzugreifen, wo es gilt.“

Andrea begrüßte aufatmend das Ende der Mahlzeit; das Dankgebet war gesprochen, die Tischgenossen zerstreuten sich, um wieder an ihre Arbeit zu gehen. Die Soldaten kehrten zu ihrem Würfelspiel zurück, ein Teil derselben lagerte sich auf die

Holzbänke an der Wand, um zu schlafen. Die Wittin ging mit ihrem Gaste hinaus.

„Ihr seid ein braves Weib,“ sprach sie, als sie sich mit ihr allein sah. „An Euch kann unser Herrgott seine Freude haben. Ihr thut Eurem Manne zuliebe, woran Ihr nie gewöhnt wart, wie Euer Aussehen, Eure feinen Hände weisen, und ich weiß, Ihr würdet noch mehr thun, wenn es zu seinem Besten wäre.“

„Das würde ich,“ erwiderte Andrea ruhig, „und ich würde nicht einmal denken, daß ich Außerordentliches damit geleistet hätte. All unser Thun erscheint für die geringe, die wir lieben, und mein Gatte ist darin mir ein Vorbild, denn auch er wäre fähig, für unseren theuren Herrn jedes, selbst das größte Opfer zu bringen.“

„Das habe ich schon gesehen, seit sie in unserem Hause sind, wie sie alle an ihm hängen,“ sprach die Wittin, „und für den lieben guten Herrn möchte ja ich selbst alles thun, was nur möglich ist. Aber man darf ja nicht. Uns ist strenge Strafe angedroht, wenn wir nicht so handeln, wie es der falsche Spanier befiehlt.“

„Ihr könntet uns in etwas helfen, Frau Wittin, wenn Ihr wolltet,“ flüsterte Andrea, „und ich glaube, daß Ihr es wollt, denn Euch geht das Schicksal unseres armen Herrn nahe, den man so ungerecht behandelt!“

„Ei, freilich thut er mir von Herzen leid,“ sagte die Wittin, „und könnte ich ihm beistehen, es geschähe mit Freuden. Aber es ist ein gefährlich Ding; wenn es austäme, wäre es um uns gethan.“

„Ihr bietet Eure Hand zu einem Werke der Barmherzigkeit; seid ohne Furcht; Gott wird mit uns sein.“

Die Wittin sann einige Minuten nach. „Sagt, was Ihr von mir begehrt.“

Andrea zog die Frau in eine dunkle Ecke des Hausganges. „Ein waderer Mann, der aus der Heimat des Prinzen kommt, möchte diesen sprechen,“ flüsterte sie ihr in das Ohr, „morgen oder übermorgen muß es sein. Besinnt Euch, wie es zu bewerkstelligen ist.“

„Lasset mir eine halbe Stunde Zeit; ich gebe Euch dann Bescheid,“ antwortete die Wittin, „geht inzwischen hinaus zu Eurem Manne. Ich werde denen drunten sagen, daß Ihr auf dem Speicher seid.“

Andrea gehorchte. Von den Wächtern war niemand in dem Hausgange zu erblicken; sie hielten sich in der Stunde nach der Mahlzeit in den unteren Räumen auf. Die junge Frau glitt geräuschlos durch den Korridor, bis sie die Thür der Kammer erreichte, in der ihr Gatte sich befand.

Leonhard hatte sie bereits mit Ungebuld erwartet. „Was hast Du ausgerichtet, mein Lieb?“ fragte er hastig. „Der Prinz weiß, daß Du hier bist und wünscht mit Dir zu sprechen.“

Durch die halbdunkleren Zimmer, in welchen das Gefolge untergebracht war, geleitete er seine Gattin zu seinem Gebieter, der lesend am Fenster seines Zimmers saß. Bei dem Eintritte Andreas erhob er sich, um mit der gleichen Ritterlichkeit, als be-

fänden sie sich noch im Schlosse zu Leipzig, die junge Frau zu begrüßen.

Andrea vermochte nur mit Mühe die Bewegung niederzukämpfen, die sie bei seinem Anblicke ergriff. Er bemerkte es; achtungsvoll führte er ihre Hand an seine Lippen.

„Es macht Euch Schmerz, mich als Gefangenen wiederzufinden, edle Frau,“ sprach er beherrscht, „und ich danke Euch diese Regung Eures schönen Herzens. Doch ist mein Los so bitter nicht, als Ihr vermutet. Noch ist es mir vergönnt, in Freundesaugen um mich her zu blicken und von Freundesküssen Trost und Ermutigung zu vernehmen. Lasset Euch von Eurem Gatten sagen, wie wohl es mir thut, ihn und meine übrigen Getreuen um mich zu haben. Der ist nie ganz verlassen, der auf so viel Liebe sich stützen darf.“

„Eure Hoheit wird, wie ich zu Gott und seiner Barmherzigkeit hoffe, in kurzem wieder frei werden,“ erwiderte Andrea unter Thränen, „hätten unser aller Gebete Kraft, sie würden Eurer Hoheit Kerker sprengen, der nie einen schuldblosen Gefangenen umschloß.“

„Sie werden nicht umsonst zum Throne dessen bringen, der keines seiner Kinder vergift,“ antwortete Duarte ernst. „Er ist die Liebe, ob er auch sein Angesicht für eine kurze Zeit vor uns verbirgt. Ist es nicht seine Güte auch, die Euch bis zu mir führte? Ihr bringt mir Nachricht von zwei Freunden, die um meinerwillen in diese Stadt gekommen und meiner, wie die hier Versammelten, in Treue gedenken. Sprecht mir von ihnen, edle Frau; jedes Eurer Worte wird mir eine frohe Botschaft sein.“

Andrea stattete in kurzen Worten Bericht ab und fügte hinzu, daß Bruder Fernandos heißer Wunsch es sei, den Infanten sehen zu dürfen.

„Es wäre auch mir von Werte seine Pläne zu erfahren,“ sprach der Prinz, „um so mehr, als ich daran die Hoffnung knüpfen darf, mit meinem Bruder in unmittelbarem Verkehr zu treten. Aber wie könnte er in mein Gefängnis gelangen, ohne von den Wächtern entdeckt zu werden?“

Andrea warf einen Blick in dem Zimmer umher. „Ich werde der Wittin sagen, daß der Ramin einer Ausbesserung oder Reinigung bedürfe,“ erwiderte sie, „und daß sie einen Hafner zu Euch senden müsse, ihn zu untersuchen. Unter dieser Verkleidung wird Bruder Fernando in das Haus kommen können, ohne Argwohn zu erregen.“

„Seid Ihr der Wittin und ihrer Hilfe gewiß?“

„Ich glaube es hoffen zu dürfen. Eure Hoheit wolle mir nur anbefehlen, was ich Bruder Fernando von Euch mitteilen soll.“

„Ich werde ihm einige Zeilen schreiben.“

„Besser wäre es, Eure Hoheit thäte dies nicht,“ sagte Leonhard, „ein jeder Brief kann im unglücklichen Falle zum Verräther werden und alles vernichten.“

„Du hast recht, aber wem wollt Ihr, edle Frau, die mündliche Botschaft übertragen?“

„Ich überbringe sie selbst, gnädiger Herr,“ antwortete Andrea, „wie ich es auch mit dem Briefe gethan haben würde.“

Lutz Pereira, der ihm einen Auftrag seines Herrn zu überbringen kam.

„Ihr habt Besuch, wie ich sehe,“ sprach er, Andrea gewahrend, „doch täusche ich mich? Nein, Ihr seid es, edle Frau; o, welch ein Wiedersehen für uns alle!“

„Andrea wünscht, wie begreiflich, bei mir zu bleiben,“ sagte Leonhard, „glaubt Ihr, daß es möglich sein wird?“

„Giebt es im Deutschen Reiche ein Gesetz, das der Gattin verweigert, bei ihrem Ehemanne zu sein, zumal, wenn dieser kein Angeklagter ist?“ entgegnete Pereira.

Leonhard zuckte die Achseln. „Wir sind nicht nach Gesetz und Brauch gerichtet,“ bemerkte er, „wie wir an uns allen erfuhren, mußten wir der Gewalt uns unterwerfen.“

„So suchen wir diese mit List zu täuschen,“ meinte Pereira, „wir geben Eure holbe Gattin für einen Bagen oder Diener aus, der zum Hofhalte unseres Herrn gehört und um die Erlaubnis nachsucht, ferner ihm zu dienen.“

„Wenn Seine Hoheit in diese Ausflucht willigt, wird es das beste sein,“ sagte Andrea, „ich bin bereit, jeden Dienst mit Freuden zu übernehmen, den Ihr, Dom Pereira, in Vorschlag bringt.“

„Der Dienst wird sich finden lassen, edle Frau,“ antwortete der Kammerer, „ich werde Seine Hoheit von Eurer Anwesenheit in Kenntnis setzen, und er wird erfreut sein, Euch bei Eurem Gatten zu wissen.“

„Wollet Seiner Hoheit zugleich mitteilen, daß ich in der Begleitung Don Pedros de Cueva und des hochwürdigen Bruders Ferdinand de la Houe die Reise zurücklegte, welche beide sich danach sehnen, irgend eine Nachricht über Seine Fürstlichen Gnaben zu empfangen.“

„Unsere Briefe gehen sämtlich durch Navarros Hände,“ sagte Leonhard, „unser Herr kann nichts schreiben, das nicht auf seinen Inhalt sorglich geprüft wird.“

„Wir werden suchen, diese Prüfung zu umgehen,“ sprach Andrea, „die gute Wirtin muß uns helfen. Ihre Freundschaft will ich mir zunächst erwerben, und sie wird wissen, wie es einzurichten sei, Don Cueva und Mr. Taquet Nachricht zukommen zu lassen.“

Leonhard legte den Arm um die Schultern seiner Gattin. „Mir scheint, es ist nicht ohne Nutzen, einen Bundesgenossen, wie diesen, zu haben, Dom Lutz,“ sagte er scherzend. „Es geht keine List über Frauenlist; wir wollen zum Vorteil der guten Sache sie anwenden.“

„Es müßte aber bald geschehen, wenn wir uns mit den Freunden draußen in Verbindung setzen wollen,“ bemerkte Dom Pereira. „Am 14. dieses Monats sollen wir Regensburg verlassen.“

„So wird es sich empfehlen, die Briefe, welche ich hinausbefördern könnte, sogleich zu schreiben,“ riet Andrea. „Ich gehe zu unserer Wirtin und bringe Euch Bescheid, was ich bei ihr erreichte.“

Die entschlossene Frau eilte hinab in die Küche, wo sie die Wirtin mit dem Austeilen des Mittagessens an die Soldaten beschäftigt fand.

„Ihr könntet mich zur Hilfe anstellen,“ redete sie sie an. „Lasset immerhin die Leute ihre Plätze einnehmen; ich trage ihnen die Schüsseln zu und Ihr werdet schneller fertig.“

„Das lasse ich mir gefallen,“ erwiderte die thätige Frau. „Habe so alle Hände voll zu thun, seit die Soldaten hier sind. Seid Ihr denn droben schon mit der Arbeit fertig, die ich Euch übertrug?“

„Ich gehe später wieder hinauf,“ sprach Andrea, „für jetzt glaube ich Euch hier helfen zu können, da es gerade Mittagszeit ist.“

„Nun, so nehmt den Schöpfer hier und füllt aus dem Kessel dort die Schüsseln tüchtig voll. Haben so immer einen Hunger, die Soldaten, daß man den ganzen Tag kochen sollte. Das macht das viele Nichtsthun; einen vornehmen Prinzen bewachen und dabei würfeln ist freilich ein schwerer Stück Arbeit, als im Felde draußen sein und mit den Schweden, den Franzosen sich herumschlagen.“

Die Soldaten, welchen diese Rede galt, beantworteten sie mit einigen derben Späßen. Sie kannten die Art ihrer Wirtin, welche bei ihnen in hohem Ansehen stand, da sie es ihnen an nichts fehlen ließ. Andrea ging während des immer lebhafter werdenden Wechselgesprächs mit den gefüllten Schüsseln hin und her. Die dumpfe Luft in der heißen Küche nahm ihr fast den Atem, die Reden um sie widerten sie an. Doch eingedenk ihrer Aufgabe suchte sie beides zu überwinden; noch war es ihr nicht möglich gewesen, mit der Wirtin ein vertraulich Wort zu sprechen, und die Zeit drängte, wenn noch vor seiner Überführung nach Passau für den Infanten etwas geschehen sollte.

Das Essen war endlich verteilt; die Wirtin winkte Andrea an den Tisch, an welchem sie selbst mit ihrem Manne und ihrem Gesinde ihre Mahlzeit einnehmen wollte.

„Mögt Ihr nicht mit uns essen, nachdem Ihr so wader geholfen?“ fragte sie. „Müßt ja von dem Marsche noch hungrig sein.“

Die junge Frau mußte wohl oder übel der Einladung folgen. Ihre Gastgeberin erriet ihre Gedanken.

„Ist geringes Essen nur, was wir haben,“ fügte sie hinzu. „Für die Fremden droben ist der Koch des Prinzen da, aber wer weiß, wie lange sie ihm den lassen. Der Navarro sagte unlängst schon, es sei nicht von nöten, daß er bei ihm bliebe.“

Andrea aß mit tapferer Selbstverleugnung den ihr vorgelegten Kohl, die harten Röße, und verstand sich sogar dazu, ihre Lippen in den Bierkrug zu tauchen, den man vor ihren Platz gestellt hatte. Die Wirtin sah ihr wohlgefällig zu.

„Wenn Ihr gegessen habt, werde ich Euch Eure Schlafstelle zeigen,“ sagte sie, „die müßt Ihr freilich Euch selbst in Ordnung bringen, aber das wird Euch nicht schwer fallen, denn ich sah es schon zuvor, Ihr versteht zuzugreifen, wo es gilt.“

Andrea begrüßte aufatmend das Ende der Mahlzeit; das Dankgebet war gesprochen, die Tischgenossen zerstreuten sich, um wieder an ihre Arbeit zu gehen. Die Soldaten kehrten zu ihrem Würfelstiel zurück, ein Teil derselben lagerte sich auf die

Holzbänke an der Wand, um zu schlafen. Die Wirtin ging mit ihrem Gaste hinaus.

„Ihr seid ein braves Weib,“ sprach sie, als sie sich mit ihr allein sah. „An Euch kann unser Herrgott seine Freude haben. Ihr thut Eurem Manne zuliebe, woran Ihr nie gewöhnt wart, wie Euer Aussehen, Eure feinen Hände weisen, und ich weiß, Ihr würdet noch mehr thun, wenn es zu seinem Besten wäre.“

„Das würde ich,“ erwiderte Andrea ruhig, „und ich würde nicht einmal denken, daß ich Außerordentliches damit geleistet hätte. All unser Thun erscheint für die geringe, die wir lieben, und mein Gatte ist darin mir ein Vorbild, denn auch er wäre fähig, für unseren theuren Herrn jedes, selbst das größte Opfer zu bringen.“

„Das habe ich schon gesehen, seit sie in unserem Hause sind, wie sie alle an ihm hängen,“ sprach die Wirtin, „und für den lieben guten Herrn möchte ja ich selbst alles thun, was nur möglich ist. Aber man darf ja nicht. Uns ist strenge Strafe angedroht, wenn wir nicht so handeln, wie es der falsche Spanier befiehlt.“

„Ihr könntet uns in etwas helfen, Frau Wirtin, wenn Ihr wolltet,“ flüsterte Andrea, „und ich glaube, daß Ihr es wollt, denn Euch geht das Schicksal unseres armen Herrn nahe, den man so ungerecht behandelt!“

„Ei, freilich thut er mir von Herzen leid,“ sagte die Wirtin, „und könnte ich ihm beistehen, es geschähe mit Freuden. Aber es ist ein gefahrvolles Ding; wenn es austäme, wäre es um uns gethan.“

„Ihr bietet Eure Hand zu einem Werke der Barmherzigkeit; seid ohne Furcht; Gott wird mit uns sein.“

Die Wirtin sann einige Minuten nach. „Sagt, was Ihr von mir begehrt.“

Andrea zog die Frau in eine dunkle Ecke des Hausganges. „Ein wackerer Mann, der aus der Heimat des Prinzen kommt, möchte diesen sprechen,“ flüsterte sie ihr in das Ohr, „morgen oder übermorgen muß es sein. Besinnt Euch, wie es zu bewerkstelligen ist.“

„Lasset mir eine halbe Stunde Zeit; ich gebe Euch dann Bescheid,“ antwortete die Wirtin, „geht inzwischen hinauf zu Eurem Manne. Ich werde denen drunten sagen, daß Ihr auf dem Speicher seid.“

Andrea gehorchte. Von den Wächtern war niemand in dem Hausgange zu erblicken; sie hielten sich in der Stunde nach der Mahlzeit in den unteren Räumen auf. Die junge Frau glitt geräuschlos durch den Korridor, bis sie die Thür der Kammer erreichte, in der ihr Gatte sich befand.

Leonhard hatte sie bereits mit Ungeduld erwartet. „Was hast Du ausgerichtet, mein Lieb?“ fragte er hastig. „Der Prinz weiß, daß Du hier bist und wünscht mit Dir zu sprechen.“

Durch die halbfinsternen Zimmer, in welchen das Gefolge untergebracht war, geleitete er seine Gattin zu seinem Gebieter, der lesend am Fenster seines Zimmers saß. Bei dem Eintritte Andreas erhob er sich, um mit der gleichen Ritterlichkeit, als be-

fänden sie sich noch im Schlosse zu Leipzig, die junge Frau zu begrüßen.

Andrea vermochte nur mit Mühe die Bewegung niederzulämpfen, die sie bei seinem Anblicke ergriff. Er bemerkte es; achtungsvoll führte er ihre Hand an seine Lippen.

„Es macht Euch Schmerz, mich als Gefangenen wiederzufinden, edle Frau,“ sprach er beherrscht, „und ich danke Euch diese Regung Eures schönen Herzens. Doch ist mein Los so bitter nicht, als Ihr vermutet. Noch ist es mir vergönnt, in Freundesaugen um mich her zu blicken und von Freundeslippen Trost und Ermutigung zu vernehmen. Lasset Euch von Eurem Gatten sagen, wie wohl es mir thut, ihn und meine übrigen Getreuen um mich zu haben. Der ist nie ganz verlassen, der auf so viel Liebe sich stützen darf.“

„Eure Hoheit wird, wie ich zu Gott und seiner Barmherzigkeit hoffe, in kurzem wieder frei werden,“ erwiderte Andrea unter Thränen, „hätten unser aller Gebete Kraft, sie würden Eurer Hoheit Kerker sprengen, der nie einen schulbloßeren Gefangenen umschloß.“

„Sie werden nicht umsonst zum Throne dessen bringen, der keines seiner Kinder vergißt,“ antwortete Duarte ernst. „Er ist die Liebe, ob er auch sein Angeficht für eine kurze Zeit vor uns verbirgt. Ist es nicht seine Güte auch, die Euch bis zu mir führte? Ihr bringt mir Nachricht von zwei Freunden, die um meinerwillen in diese Stadt gekommen und meiner, wie die hier Versammelten, in Treue gedenken. Sprecht mir von ihnen, edle Frau; jedes Eurer Worte wird mir eine frohe Botschaft sein.“

Andrea stattete in kurzen Worten Bericht ab und fügte hinzu, daß Bruder Fernandos heißer Wunsch es sei, den Infanten sehen zu dürfen.

„Es wäre auch mir von Werte seine Pläne zu erfahren,“ sprach der Prinz, „um so mehr, als ich daran die Hoffnung knüpfen darf, mit meinem Bruder in unmittelbarem Verkehr zu treten. Aber wie könnte er in mein Gefängnis gelangen, ohne von den Wächtern entdeckt zu werden?“

Andrea warf einen Blick in dem Zimmer umher. „Ich werde der Wirtin sagen, daß der Kamin einer Ausbesserung oder Reinigung bedürfe,“ erwiderte sie, „und daß sie einen Hafner zu Euch senden müsse, ihn zu untersuchen. Unter dieser Verkleidung wird Bruder Fernando in das Haus kommen können, ohne Argwohn zu erregen.“

„Seid Ihr der Wirtin und ihrer Hilfe gewiß?“

„Ich glaube es hoffen zu dürfen. Eure Hoheit wolle mir nur anbefehlen, was ich Bruder Fernando von Euch mitteilen soll.“

„Ich werde ihm einige Zeilen schreiben.“

„Besser wäre es, Eure Hoheit thäte dies nicht,“ sagte Leonhard, „ein jeder Brief kann im unglücklichen Falle zum Verräter werden und alles vernichten.“

„Du hast recht, aber wem wollt Ihr, edle Frau, die mündliche Botschaft übertragen?“

„Ich überbringe sie selbst, gnädiger Herr,“ antwortete Andrea, „wie ich es auch mit dem Briefe gethan haben würde.“

„Ihr selbst,“ sprach Duarte kopfschüttelnd, „aber das kann und darf ich nicht annehmen.“

„D nehmt es an, teurer Herr,“ bat Leonhard, „Andrea denkt wie ich; Ihr macht uns beide stolz und glücklich, wenn Ihr uns gestatten wollt, einen kleinen Teil der Danfeschuld abzutragen, die wir gegen Eure Hoheit haben.“

„Ist Dir nicht bange um Dein Weib, Du unbefonnener Ehemann?“ fragte Duarte. „Du sendest sie einer Gefahr entgegen, deren Tragweite Du kaum zu übersehen vermagst.“

Die Hände der Gatten fanden sich zu langem, verständnisvollem Drucke.

„Der Gott, der sie mir heute nach Tagen banger Sorge wieder schenkte, wird sie beschirmen,“ erwiderte er, „ihm übergebe ich mein Teuerstes auch jetzt, da es sich darum handelt, Eurer Hoheit einen Dienst zu leisten, der mir versagt ist. Die Bedrängnis unserer Lage fordert auch von den Schwachen Opfer und Verleugnung des eigenen Selbst; so möge denn mein Lieb den Schritt wagen, der vielleicht Eurer Hoheit zum Heile gereicht.“

Andrea nickte. „Wenn Eure Fürsichtige Gnaden es gestattet, werde ich sogleich zu Mr. Taquet gehen, wie Bruder Fernando sich jetzt nennt.“

„Verweilet noch einige Minuten und sagt mir, wie es in Leipzig steht, an das ich oft wie an ein Asyl des Friedens zurückdenke.“

„Ganz Leipzig, gnädiger Herr, ist in Trauer, seit sich die Kunde Eures Unglücks verbreitete,“ sprach Andrea. „Trotz der Eile, in der ich abreiste, wurden mir tausend heiße Segenswünsche und Grüße für Euch mitgegeben, dessen Güte und Milde allen unvergessen ist.“

„Und hörtet Ihr einmal von Eurer Freundin, der Frau von Guilerin?“ Des Prinzen Stimme klang bedeckt bei diesen Worten.

„Paula schrieb mir unlängst. Der Brief kam aus Graz, wo sie mit ihrem Gemahl den Winter verlebt.“

„Es geht ihr gut, wie ich hoffe; sie ist glücklich?“

„Sie sprach sich nicht darüber aus. Das ungewohnte Leben in der Stadt scheint sie zu ermüden, auch des Barons Zustand flößt ihr Besorgnisse ein.“

Duarte forschte nicht weiter. Hatte er doch kein Recht, einen zu großen Anteil an dem Geschehe Paulas zu verraten!

„Wenn Ihr denn wirklich jene Botschaft an unsere Freunde ausrichten wollt, edle Frau,“ sprach er endlich, „so übermittlest Fernando de la Hove und Don Pedro de Cueva meinen Dank, wie meine Grüße, sagt ihnen, daß ich mit allem einverstanden sein werde, was sie zu meiner Befreiung im Sinne haben, wenn es ohne Gefahr für ihr eigenes Leben, ihre Sicherheit geschehen kann; daß ich ihnen Vorsicht anempfehle bei allem, was sie vorzunehmen entschlossen sind und sie sich erinnern mögen, daß es meinen Kummer vermehren würde, wüßte ich, daß ihrer Treue nichts als harte Strafe harre.“

„Ich werde Euer Hoheit Worte ihnen gewissenhaft wiederholen,“ antwortete Andrea, „und möge die erhaltene Mahnung die beiden kühnen Männer an zu

raschem Vorwärtsstürmen hindern, das ich namentlich von Don Cueva fürchte.“

Sie verabschiedete sich von dem Infanten und ging zu der Wirtin hinunter, mit ihr die Kriegsklist zu entwerfen, vermöge welcher Mr. Taquet zu dem Gefangenen kommen sollte. Die Hausfrau war leicht zu überreden. Sie stieg hinauf in die Zimmer des Prinzen, um nach kurzem geräuschvoll in der Küche zu verkünden, daß der Kamin droben einen argen Rauch verbreite, daß es unmöglich sei, zur Nacht das Feuer darin anzuzünden und daß ungesäumt der Hafner oder der Kaminker kommen müsse, damit man das Zimmer wieder erwärmen könne.

Am Schlusse ihrer Erklärung beauftragte sie den jungen Fremdling, flugs in die Domgasse in ein von ihr bezeichnetes Haus zu laufen, um einen der Handwerker zu holen. Weber die Soldaten noch die übrigen Hausgenossen sahen darin ein Arges. Die ersteren nahmen ihren Wächterdienst ohnehin in den letzten Tagen leichter, als zu Anfang, da von den Gefangenen niemand an einen Fluchtversuch zu denken schien. Unangefochten durfte Andrea das Gasthaus verlassen, um durch die engen, winkligen Gassen der Reichsstadt den Weg zu der Wohnung Timotheo Pimentels zu suchen, wo ihre Reisebegleiter ihrer warten wollten.

Achtzehntes Kapitel.

Der kurze Februartag war bereits im Sinken, als Andrea wieder an die verschlossene Pforte des Hauses zu den „drei Raben“ pochte. Einer der Soldaten öffnete den Schieber, um nachzusehen, wer da sei.

„Ah, Du bist es, junger Bursch,“ rief er, „wer ist der andere, der mit Dir kommt?“

„Das ist ein Hafnergefell, der den Kamin nachsehen will,“ lautete die Antwort.

Der Soldat betrachtete den vorgeblichen Handwerker, der im Schurzfell und aufgestreiften Ärmeln, ein Gefäß mit Lehm auf der Schulter, geradeswegs von der Arbeit zu kommen schien.

„Du kannst herein,“ sagte er nach einigem Besinnen, „die Wirtin hat schon zweimal nachgeschaut, wo Du bleibst.“

„Er war auf einem Bau und konnte nicht früher fort,“ erwiderte Andrea statt des Hafners. „Nun aber laßt uns schnell ein; das Warten auf der kalten Gasse ist lästig.“

Die Wirtin, durch das Gespräch aufmerksam geworden, kam in diesem Augenblicke herbei.

„Ja, wo steht Ihr denn, Andres, daß Ihr gar nicht wieder heimfindet?“ rief sie durch den Schieber hinaus. „Habt Ihr den Hafner nicht getroffen? Nun, da ist er ja schon. Mach, daß Du an die Arbeit gehst, Gefell, der Kämmerer hat fortwährend schon verlangt, daß droben Feuer angezündet wird.“

Der Soldat hob den Riegel hinweg, der die Pforte verschloß; Andrea trat, gefolgt von dem Hafner, ein, den die Wirtin hinauf in das Zimmer des Infanten führte.

„Vergebt die Störung, gnädiger Herr,“ sagte sie, vorföchtig um sich schauend, ob jemand in der Nähe sei, der ihre Worte belauschen könne. „Da ist der Hafner, der den Kamin ausbessern will, doch sehet zu, daß die Arbeit nicht zu lange dauert.“

Sie eilte hinweg. Der vermeintliche Hafner stellte seine Lehmschüssel auf den Boden und warf sich dem Infanten zu Füßen.

„Mein gnädigster Prinz!“

Duarte reichte ihm die Hand zum Kusse.

„Ihr seid es, Fernando de la Houe,“ sprach er, „Ihr, dessen Name mir schon lange kein fremder mehr ist und den man mir jetzt als den meines zukünftigen Retters nannte.“

„Ich hoffe es zu werden, wenn Gott mir Gnade schenkt,“ antwortete der feurige Mönch. „Als Eures Schicksals Kunde zu mir drang, litt es mich nirgends mehr. Ich mußte zu Euch, um Euch zu sagen, daß ich kein anderes Ziel mehr kenne, als Euch zu dienen, Euch zu befreien.“

„Wie wollt Ihr es beginnen?“ fragte Duarte schwermütig. „Man wird Euch gesagt haben, daß ich auf Veranlassung des spanischen Königs gefangen bin und daß der Kaiser sein Werkzeug ist.“

„Ich verzage nicht, mein Fürstlicher Herr, daß mir mein Vorhaben gelinge. Und schlägt ein Plan fehl, werden wir einen besseren entwerfen, der mehr Erfolg verheißt. Don Cueva wartet gleich mit Ungebuld auf eine Gelegenheit, für Euch wirken zu können. Er hat die Absicht, mit einer Anzahl von Reitern, die er dazu geworben, den Zug zu übernehmen, der Eure Hoheit nach Passau führt.“

„Es wird dies ebenso gefahrvoll als schwierig für ihn sein, denn man wird auf der Seite unserer Feinde keine Vorsichtsmaßregel verläumen.“

„Es ist dies nicht der einzige Plan, den wir erfonnen,“ entgegnete Taquet. „Ein Bote von mir ist an Euren erhabenen Bruder, Dom Joao, abgesandt, um für mich unbeschränkte Vollmacht zu erbitten. Wir werden Bestechungsversuche anwenden müssen und dazu reichen unsere Mittel nicht aus, obwohl ich mit Geld vollkommen versehen bin, um wenigstens vorderhand das Nötige einzuleiten.“

„Nun, da Costa in Hamburg, durch den ich bisher alle Zahlungen erhielt, wird Euch auf ein Wort von mir geben, was Ihr braucht und wünschet. Ich schreibe sofort an ihn.“

Er setzte sich an den Tisch, einige Zeilen auf ein Papier zu werfen, das er zusammengefaltet dem Mönche übergab.

„Dom Joao,“ bemerkte Fernando, „wird nicht unterlassen, die Vermittelung der Mächte zu Gunsten Eurer Hoheit anzurufen. Auch ich gedente dies zu thun. Werden alle unsere Anschläge, Euch, gnädigster Herr, gewaltsam zu befreien, vernichtet, gehe ich nach Frankreich, an Richelieu selbst mich zu wenden. Der König Ludwig ist ein Bundesgenosse Portugals; er wird es bleiben, um in der Erhebung dieses Landes Spanien ein Gegengewicht zu bieten. Den Aufstand in Katalonien, der Philipp IV. hinderte, Dom Joao zu bekämpfen, ward von dem Kardinal insgeheim mit Geld und Waffen unterstützt. Richelieu wird

mich anhören; ich habe Freunde und Gönner, wie überall, auch in Paris, die mir die Thüren öffnen werden.“

Seine Gestalt hatte sich gehoben, seine Augen blitzten; Duarte schaute mit Wohlwollen auf den energischen Mann.

„Ich sehe, daß meine Sache in den besten Händen liegt,“ sprach er. „Nur eines noch ist zu verabreden: wie ich mit Euch in ununterbrochener Verbindung bleibe.“

„Wo Eure Hoheit sich befindet, werde ich in der Nähe sein,“ erwiderte Fernando. „Gelegenheit, einen Brief zu befördern, wird sich stets ergeben. Ich rechne zunächst auf die Gemahlin Eures Sekretärs, die heute schon eine Probe ihrer Geschicklichkeit und ihres Eifers für Euch ablegte. Und ist sie nicht imstande, uns zu helfen, werden andere sich finden, die nicht in Spaniens, noch in des Kaisers Solde stehen. Ich traf, während ich die Welt durchzog, stets Menschen, die mir nützten; ich werde auch diesmal unablässig darum werben.“

„Ihr taugtet mit Eurem stürmischen Mute besser zum Kriegsmann, als zum Klosterbruder,“ lächelte der Prinz. „Wie mochtet Ihr jenen Beruf des Friedens Euch erwählen?“

„Ich wählte ihn nicht, Hoheit; hätte es wohl schwerlich gelhan. Man steckte mich in die Rutte, als ich kaum herangewachsen war, und es behagte mir nicht lange in der engen Zelle. Ich ließ mich zur Belehrung der Heiden bald da, bald dorthin schicken und habe im Kampfe mit den Wilden das Schwert, das ich verborgen unter der Kleidung trug, mehr als einmal gezogen. Ich diene dem Herrn auf meine Weise und stehe täglich zu ihm, daß er mich würdigen möge; eine wahrhaft gute That zu vollbringen. Er zeigte mir den Weg zu Euch. Ich habe nicht umsonst gelebt, wenn es mir gelang, Euch, edler Prinz, Euren Lande, Euren Angehörigen wiederzuschicken.“

Der erregte Mönch hatte zum zweiten Male sein Knie vor dem Fürsten gebeugt und drückte seine Lippen auf das Gewand desselben. Da wurde die Thür heftig aufgerissen; hochrot vor Schreden stürzte die Wirtin herein.

„Fort, fort,“ zischelte sie, „der Spanier ist im Hause und wird gleich oben sein. Heilige Jungfrau, wo verberge ich Euch?“

Fernando erhob sich kaltblütig von seinen Knien und nahm seinen Platz vor dem Kamine ein.

„Lasset ihn doch kommen, Frau Wirtin,“ sagte er in deutscher Sprache, die nur einem sehr aufmerksamen Ohre den Ausländer verriet. „Ich bin eben mit meiner Arbeit noch nicht fertig. Schmäht nur tüchtig auf den Saumseligen, der so viel Zeit dazu gebraucht.“

Er warf ohne Umstände die in dem Kamine vorhandene Asche auf den Boden des Zimmers und begann mit vielem Gepolter an dem Rauchfange zu hantieren. Duarte flüchtete vor den aufsteigenden Staubwolken in seine Schlafkammer, deren Thür er kaum geschlossen hatte, als Navarro eintrat.

„Was treibst Du hier?“ herrschte er den verkleideten Hafner an. „Wo ist der Prinz?“

Fernando warf eine weitere Menge Ruß aus dem Kamine; seine Züge hatten einen blöden Ausdruck angenommen; er starrte den Frager wortlos an.

„Hast Du nicht verstanden?“ fuhr Navarro fort. „Wer hat Dir geheißten hierherzukommen?“

„Es kam einer, mich zu holen, weil der Kamin rauchte,“ sagte Fernando, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen. „Wer es war, weiß ich nicht.“

Eine neue Rußwolke stieg empor, daß der Geheimschreiber fluchend zurückwich.

„Du packst Dich augenblicklich fort,“ befahl er, „ob der Kamin raucht, ob nicht, ist gleichgültig. Ohne meine Erlaubnis darf niemand diese Zimmer, noch das Haus betreten.“

„Soll ich das hier liegen lassen?“ fragte Fernando, auf die gehäufte Asche und den Ruß deutend.

„So nimm es in des Teufels Namen mit und mach, daß Du hinauskommst. — Frau Neumair,“ rief er in den Hausgang hinunter, „kommt einmal herauf.“

Die Wirtin erschien; sie hatte sich von ihrem Schrecken erholt und stand verteidigungsbereit vor dem Gefürchteten.

„Wer hat Euch erlaubt, fremde Männer in Euer Haus zu rufen?“ sprach Navarro streng. „Wisset Ihr, daß Ihr und alle, die zu Euch gehören, dafür Strafe verdient habt?“

„Das wußte ich nicht, Euer Gnaden,“ antwortete Frau Neumair uneingeschüchtert. „Der Kamin war voller Ruß; soll ich mir denn das Haus aufbrennen lassen, bloß weil Ihr nicht zugegen waret? Die Balken waren schon heiß.“

„Weber Ihr, noch Euer Mann seid befugt, ohne meine Genehmigung auch nur einen Menschen aus- noch einzulassen. Geschieht es trotzdem, seid Ihr Eures Hab und Gutes verlustig. Ihr haftet für die Gefangenen, die in Eurem Hause sind; entdecke ich, daß Ihr zu ihnen haltet, oder ihnen irgend einen Vorstoß leistet, lasse ich Euch in Eisen legen. Wer ist der Mann, den Ihr da angestellt habt?“

„Das ist der Hafnergesell, Franz Buchner, aus der Domgasse, der schon seit zwei Jahren für uns arbeitet,“ sagte die Wirtin, angesichts der neuen Drohung etwas kleinlauter als zuvor.

Navarro beobachtete einige Minuten den Handwerker, der mit seiner Kelle den Lehm an die Hinterwand des Kamines schlug. Sein Gebaren war so natürlich, die Handgriffe so geschickt, daß sein Mißtrauen zu schwinden begann. Das einsältige Gesicht mit den halb zugelniffenen Augen, dem nichtsagenden Lächeln schien ihm ungeschicklich; es mochte sich in der That so verhalten, wie die Wirtin behauptete.

„Ihr könnt Eure Hafnerarbeiten in einigen Tagen in größerer Ruhe fortsetzen lassen, Frau Neumair,“ sagte er. „Am 14. ist Euer Haus frei von allen Gästen; bis dahin habt Ihr jedoch unwiderrüflich meinen Befehlen Euch zu unterwerfen.“

Fernando hatte währenddessen seine Sachen zusammengepackt und auf die Schulter geladen.

„Der Kamin ist fertig, Frau Wirtin,“ sprach er, „gebt mir meinen Lohn, so will ich gehen; habe noch bei dem Meister zu arbeiten.“

Die Wirtin griff in die Seitentasche und reichte ihm ein Geldstück hin, das der Hafner in seinen Kittel schob. Dann verließ er schleppenden Ganges das Zimmer.

Navarro war gewohnt, die sämtlichen Räume des Hauses von Zeit zu Zeit einer genauen Prüfung zu unterwerfen; er vollzog diese heute mit noch größerer Gründlichkeit als sonst. Sorglich untersuchte er die Fenster der Gefangenen, die Schlösser und Niegel der Thüren, um sich zu überzeugen, daß sie noch in dem gleichen Zustande wie bisher, und postierte an alle Zugänge, außer den schon vorhandenen, neue Wächter.

Schon war er im Begriffe, die Treppe wieder hinabzusteigen, als er sich erinnerte, eine der Kammern noch vergessen zu haben; schnell entschlossen eilte er zurück, die Thür derselben aufzustoßen. Betroffen blieb er auf der Schwelle stehen; statt Leonhard Roscielskis, den er hier zu finden meinte, sah er ein junges, schönes Weib vor sich, das beschäftigt war, sein langhin wallendes blondes Haar zu kämmen und bei dem Anblicke des Fremden mit einem leisen Schrei in eine Ecke der halbdunklen Kammer entflohen.

„Erschreckt nicht,“ sagte der Geheimschreiber in etwas milderem Tone, als er sonst zu sprechen pflegte, „ich irrte mich in der Thür, wie ich sehe. Wer seid Ihr und wie kommt Ihr hierher?“

Andrea trat zögernd näher, vor dem Blicke, der aus den tiefliegenden Augen des Spaniers auf sie fiel, ihre entblößten Schultern mit dem goldenen Mantel ihres gelösten Haares verhüllend.

„Ihr kennt mich, Don Navarro,“ sprach sie mit klarer Stimme, „so wie ich Euch aus meines Vaters Hause kenne. Erinnert Ihr Euch Andrea Hekkings nicht mehr?“

Das scharfgezeichnete Antlitz Navarros nahm den Ausdruck grenzenlosen Staunens an.

„Ihr,“ entgegnete er langsam, „Aloys Hekkings Tochter finde ich an diesem Orte? Wohl kenne ich Euch wieder, die ich zuletzt im Stadthause bei der Verhandlung gegen den Vater Eures Geliebten sah. Kurze Zeit darauf waret Ihr mit ihm entflohen.“

„Ich entflohen nicht,“ antwortete Andrea fest. „Die Eltern wiesen mich aus ihrem Hause, weil ich meinem verlobten Bräutigam die Treue halten wollte, die ich ihm geschworen. Ich hatte keine Wahl, als mit ihm zu gehen, da mich mein Vater und meine Mutter als Leonhard Roscielskis Braut nicht ferner bei sich dulden wollten.“

„Und so zieht Ihr jetzt mit ihm durch die Lande, nicht wissend, wo Ihr morgen Euer Haupt hinlegt, in fesselloser Liebe ihm zu eigen, Ihr, das verwöhnte Kind hochangesehener Eltern?“

„Ihr irrt Euch, wenn Ihr solches voraussetzt, Don Navarro. Ich bin Leonhards rechtmäßig ange- trautes Weib und es wäre meine Pflicht, ihm zu folgen, auch wenn mein Herz mich nicht zu ihm zöge.“

„Ihr habt einen üblen Tausch gemacht, als Ihr Eure Heimat, Eure Angehörigen für ihn dahingabt. Ist dies ein Los, das Eurer würdig wäre?“

„Es ist uns nicht gegeben, das Unglück voraus- zusehen, welches die von uns geliebten Menschen trifft,

und wir sind gebunden, dann mit um so größerer Treue bei ihnen auszuharren.“

„Nicht, wenn die allgemeine Stimme ihnen die Achtung verlagte, die sie bisher genossen,“ erwiderte der Spanier.

„Die Stimme der Welt haben wir geringe zu schätzen, wenn sie gedankenlos und ungerecht den Schuldlosen verdammt,“ war die ruhige Antwort, „uns selbst aber hätten wir auf das tiefste zu verachten, wenn wir, um äußere Vorteile nicht einzubüßen, in jenes Urteil einstimmt.“

Navarro schwieg; er betrachtete die Sprecherin nicht ohne Teilnahme.

„Ich kannte Euch, seit Ihr ein heranblühendes Kind waret,“ sagte er, „Euer Vater hat mir mancherlei Freundschaft erwiesen. Es muß mich mit Bedauern erfüllen, eine Gefinnung bei Euch zu treffen, die gleichbedeutend mit Eurem Untergange ist. Verlasst dieses Haus, Andrea Helling. Ich will Euch zu Euren Eltern zurückbringen; die Gnade meiner Herrin, der Kaiserin, wird Euch Fürsprecherin sein. Der reuigen Töchter werden sich die Herzen der Euren von neuem öffnen und Ihr seid vor dem sicheren Verderben gerettet.“

„Ich danke Euch Euer Erbieten, Don Navarro,“ sprach Andrea, „doch ich kann es nicht annehmen; mein Weg wird sich von dem Leonhards nicht trennen.“

„Und wisset Ihr, daß es in meiner Macht steht, Euch sofort von ihm zu scheiden?“ fragte Navarro. „Die Oberaufsicht über den Prinzen von Braganza und sein Gefolge wurde mir von Seiner Majestät übertragen, und niemand darf ohne besondere Ermächtigung zu den Gefangenen Zutritt erhalten. Ihr seid, ich forschte nicht, auf welche Weise, eingebrungen, aber es bedarf nur eines Wortes von mir und Ihr müßet auf der Stelle wieder gehen.“

Die großen klaren Augen der jungen Frau trafen die seinen, wie ungläubig ob des Gehörten.

„Ihr werdet dieses Wort nicht sprechen,“ sagte Andrea entschieden.

„Glaubt Ihr mich daran zu hindern, unbesonnenes Kind?“

„Nicht ich. Der Ritterfinn, der Euch innewohnt, wird es verbieten. Ihr seid, ich weiß nicht aus welchem Grunde, unseres Gebieters Gegner, doch Ihr kämpfet mit Frauen nicht.“

Dem redegewandten Spanier schien eine Erwiderung auf die Worte zu fehlen. Er fühlte, daß er das großmütige Zutrauen wenig verdiene, aber er scheute sich, durch die Verwirklichung des ihr Angebotenen es einzugestehen, daß Ritterfinn und Edelmuth ihn kaum jemals bei seinen Handlungen leiteten.

„Ihr könnt mich von meinem Manne trennen,“ fuhr Andrea fort, „und ich würde Euch gehorchen müssen. Weshalb soll ich es Euch verschweigen, daß ich unter fremdem Namen, fremdem Gewande mich in dieses Haus schlich, um bei ihm zu sein, den ich, wie am Tage unseres Verlöbnisses, und mehr noch liebe? Ich bin erst seit heute morgen hier und hoffe unentdeckt noch länger bleiben zu können; Ihr fandet mich, als ich es kaum vermutete, doch ob-

wohl Ihr ein Recht besäzet, mich für meine Übertretung hart anzulassen, hattet Ihr ein warmes Wort für die Tochter des Mannes, den Ihr Euren Freund nennt. Und Aloys Hellings Tochter steht zu Euch: laßt mich bei ihm, der jetzt Euer Gefangener ist, laßt sein Los mich teilen, das, wie es auch falle, das meine wird, und ich werde Euch danken, wie ich der Wohlthat eines Schützers danken müßte.“

„Das Los Eures Vaters ist unentschieden, wie das des Mannes, dem er dient. Es könnte Euch die Kraft gebrechen, es mit ihm zu tragen.“

„Ich werde die Kraft haben. Was mir auch bevorstände, es wird mir leichter sein, als die Trennung von ihm.“

Der Geheimschreiber zauderte. Abermals weilt seine Blicke auf ihrem schönen Angesicht, und abermals fühlte Andrea bei diesem heißen, begehrliehen Blicke eine instinktive Furcht.

„Bleibt,“ sagte er endlich, sich kurz abwendend. „Ihr gehört zur Dienerschaft des Prinzen; es braucht niemand Euren wahren Namen zu wissen.“

* * *

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Kaiser wohnte mit seiner ganzen Umgebung dem Gottesdienste im Dome bei.

Mehr als zuvor noch suchte er in den Tröstungen der Religion den Frieden seiner Seele zu finden, die Stürme zu beschwichtigen, die mit der Entscheidung über Quartes Schicksal unablässig in ihm tobten.

Auf der Kanzel stand Fray Timotheo Ciabra Pimentel, den die Majestäten vorzugsweise hörten, und hielt in flammender Rede die versammelten Anbächtigen gefesselt. Er hatte seiner Predigt das zwölfte Kapitel der Apostelgeschichte zu Grunde gelegt, die Gefangennahme Petri durch Herodes.

„Um dieselbige Zeit legte der König Herodes die Hände an eiliche von der Gemeinde, um sie zu peinigen.“

„Er tötete aber Jakobum, Johannes Bruder, mit dem Schwert, und als er sah, daß es den Juden gefiel, fuhr er fort und fing Petrum auch.“

„Es war ein Schuldloser, den der Herrscher opferte, um seinen Unterthanen zu gefallen,“ rief der Priester, „und Gottes Zorn traf ihn dafür mit Qualen des Gewissens und schwerer Krankheitsnot. So auch fand Pilatus keine Ruhe, als er aus Furcht um seine eigene Sicherheit den Gottessohn seinen Henkern überantwortete, und sein Name, wie der Herodes, wird von fernen Geschlechtern als der der Ungerechten genannt. Denn das unschuldig vergossene Blut schreit zum Himmel und seine Klage bringt zum Throne dessen, der ein Rächer ihm zu sein verspricht und dessen Arm den Hohen, wie den Niederen trifft.“

„Brüder, die Ihr Christi Kreuz auf Euch genommen, denkt, daß Ihr Eure Seele vor ungerechter That bewahret, wie Eure Hände vor unschuldig vergossenem Blute. Denket, daß Ihr handelt, wie Herodes that, wenn Ihr ihn mit Gewalt verfolgt, der makellos unter Euch wandelte und dem

Ihr keine Schuld, noch Fehle nachweisen könnt. Denket, daß Ihr handelt wie Pilatus, wenn Ihr ihn verrätet, aus Furcht vor dem Mächtigen, der Euch Schaden zufügen möchte. Denket, daß der allmächtige Gott, vor dem tausend Jahre wie ein Tag, der gestern vergangen, an Euren Kindern und Kindeskindern Eure Sünde rächen kann, daß Ihr ihnen, die Ihr zumeist liebt, Eurer Unthat Fluch mit in das erwachende Leben gebt.

„Du aber, Herr, der über uns ist, der Du unserer Thaten, unserer verborgenen Gedanken Richter bist, lenke unsere Herzen und Sinne, daß wir nicht in die Fallstricke des Bösen verfallen, daß wir Milde und Barmherzigkeit auch am Feinde üben, daß wir aber Gerechtigkeit für alle haben, die wir unsere Nächsten heißen.“

„Wie Du Petrus Deinen Engel sandtest, sende einen Engel in die Kerker derer, die unschuldig leiden; lasse ihn an die verschlossene Pforte pochen, daß sie dem Beraubten sich wieder öffne, lasse ihn an die Herzen derer pochen, die sich dem Unglücklichen abwendeten, daß sie ihres Gottes Odem spüren und der bittere Groll aus ihnen weiche. Dein geheiligt Wort sei ihnen Leuchte und lasse sie, frei von Menschenfurcht, das Rechte finden, dem Bedrängten zum Schutze, den Gottseligen zur Freude, ihnen selbst zum Segen, der in weite Zukunft reicht.“

* * *

Der Gottesdienst war beendet, die Menge strömte in das Freie, um auf dem Platze vor dem Dome ihre Gedanken über die vernommene Predigt auszutauschen, deren Inhalt wohl von keinem einzigen der Hörer mißverstanden worden.

An der Kirchthür stand der Hauptmann von Cueva, den Priester erwartend, der soeben unter dem Portale erschien. „Ihr habt Eure Sache heute brav gemacht, Fray Timotheo,“ sprach er, ihm die Hand schüttelnd. „Nehmt meinen Dank dafür und aller derer, die an meinem Prinzen hängen. Jedes Eurer Worte war wie aus meinem Herzen entsprungen.“

Die Äußerung war laut genug, um die Aufmerksamkeit einiger in der Nähe befindlicher Personen zu erwecken, die unwillkürlich aufhorchten.

„Ich wäre dem Herrn dankbar,“ erwiderte der Karmeliter, „wenn er meinen geringen Worten die Kraft gäbe, auf die Herzen derer zu wirken, welche über das Schicksal desjenigen zu bestimmen haben, an welchen wir beide denken.“

„Es kann nicht anders sein; des wollen wir beide uns getrösten,“ sagte Cueva. „So hart ist kein Sinn, daß er nicht endlich sich der besseren Einsicht belehre, und dazu hilft der Freimut, wie Ihr ihn heute bewiesen.“

Ein Unbekannter, der die beiden Männer scharf beobachtete, mischte sich in das Gespräch.

„Mit Verlaub, Ihr Herren, von wem redet Ihr?“

Fray Timotheo gab seinem Freunde ein Zeichen, das dieser nicht beachtete.

„Von dem Prinzen von Draganza sprechen wir,“

antwortete er unbeirrt, „den man wider alles Recht und Gesetz gefangen nahm.“

„Ah, von diesem,“ entgegnete der Fremde, „ich hörte bereits zu Augsburg davon. Ein maderer Herr soll er sein, des Mitleids aller würdig, die ihn kennen.“

„Das meine ich auch,“ sprach Don Pedro kurz, „und jetzt, da ich Euch Auskunft gab, können wir wohl weiter gehen.“

„Vielleicht vermögt Ihr mir noch zu sagen, ob man den edlen Prinzen bald wieder in Freiheit setzen wird,“ bemerkte der Unbekannte geschmeidig.

„Das steht bei dem Kaiser und seinen Rathgebern. Wir wissen es nicht. Ginge es nach mir, er wäre schon heute draußen.“

Er wandte sich ab und schritt mit dem Priester zu dem nahe gelegenen Hause desselben, wo er Francois Taquet treffen wollte, um mit ihm den Plan zu der Rettung Duartes zu entwerfen.

„Ihr hättet Euch so offen vor dem fremden Manne nicht äußern sollen, Pedro,“ begann Fray Timotheo, als sie in die menschenleere Seitengasse einbogen. „Er sah nicht aus, wie einer, dem man Vertrauen schenken könnte.“

„Mir war das Herz noch voll von Eurer herrlichen Predigt, Vater,“ versetzte Cueva, „ich mußte so sprechen, gleichviel, wer es hörte. Und mögen es doch recht viele hören; je lauter werden unsere Stimmen zum Kaiser dringen, ihn zur Einsicht zu mahnen. Doch da ist Francois-Fernando. Lasset uns sehen, was er inzwischen ausgerichtet hat.“

Fernando begrüßte die Gefährten und begab sich mit ihnen in die Bibliothek seines Gastfreundes, deren Thür er hinter sich verschloß.

„Ich war im Dome, mein Bruder,“ sagte er zu Timotheo, „und verfolgte den Eindruck Eurer Rede. Geben wir uns keinem falschen Wahne hin. Das Volk und einen großen Teil der übrigen Versammlung habt Ihr gewonnen, den Kaiser nicht. Ich behielt die Gesichter derer im Auge, die um ihn sind; Euer kräftig Wort von heut wird Euch von ihnen nicht verziehen.“

„Ich hatte mich nicht vorbereitet,“ entgegnete Timotheo. „Es riß mich fort, als ich dem Kaiser mich gegenüber sah. Der Geist des Herrn war über mir und er gab mir ein, was ich zu sagen hatte.“

„Ihr thatet, wie ein Mann von Ehre und Gewissenhaftigkeit thun soll, wenn er vor dem Tyrannen steht,“ fiel Cueva ein. „Und wenn Ihr es auch leugnet, Taquet, Ferdinand wird über die Rede nachdenken.“

„Ich hoffe von dieser Seite nichts mehr, seit ich den finsternen Blick der Kaiserin bemerkte, der sich auf ihn heftete, als er eine größere Teilnahme an Eurer Predigt verriet. Sie leitet Ferdinand und wird selbst von ihren Höflingen geleitet, deren tückische Mienen es deutlich kennzeichneten, daß sie zu einem neuen Kampfe mit dem schwachen Kaiser sofort die Hand bieten werden.“

„Demnach sind wir auf uns allein angewiesen, wenn wir unserem theuren Herrn helfen wollen,“

sprach Cueva. „Ihr habt ihn gestern gesehen, Taquet; ist er bereit, auf Eure Vorschläge einzugehen? Und wann soll der Plan zur Ausführung kommen?“

„Auf dem Wege nach Passau, in dem ersten Nachtquartier, das sie mit dem Prinzen nehmen. Wir werden das Haus überfallen, in welchem Don Duarte sich befindet, und wenn es nicht anders geht, Navarro und die Wächter niedermachen. Habt Ihr die genügende Anzahl Reiter gewonnen?“

„Ich habe fünfzig Mann bestellt, die bereit sind, mit mir in die Hölle zu gehen. Die Mehrzahl von ihnen hat unter dem Prinzen gedient.“

„Gut denn; wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich werde mich gegen Abend als Bettler verkleidet in das Gasthaus zu den „drei Raben“ schleichen und trachten, daß ich Frau von Koscielski spreche.“

„Den Gang nähme ich Euch gerne ab,“ meinte Don Pedro.

„Ich zweifle daran nicht,“ lachte Fernando, „doch für eine Mummerei taugt Ihr nicht.“

„Da habt Ihr recht; Ihr bringt es besser fertig. Raum traute ich gestern meinen Augen, als ich Euren Hafnergesellen sah.“

Die weiße wohlgepflegte Hand des Flamländers strich das dunkle Haar zurück, das sich über der geistvollen Stirn kräufelte. „Für eine gute Sache müssen alle Mittel dienen,“ sagte er, „und eine solche ist die mir jetzt überwiesene. Ich werde Frau Andrea von unserem Vorhaben unterrichten und ihr, wenn ich es möglich machen kann, einige gute Dolche zustecken, damit ihr Mann und seine Genossen nicht waffenlos seien. Soll ich ihr Eure Ehrfurcht zu Füßen legen, Pedro?“

„Ja, spottet mein nur, Ihr weltfroher Klosterbruder,“ sagte der Hauptmann. „Waret selbst nicht zufrieden, als die Reise mit ihr zu Ende ging. Timotheo, nehmt ihn nur in die Weichte, wenn er wiederkehrt. Man kann nicht wissen, ob es nicht zu seinem Heile frommt.“

Neunzehntes Kapitel.

Fernando hatte mit seiner Vermutung, daß die Prebigit Fray Timotheos bei Hofe den höchsten Unwillen erregt, nur zu wahr gesprochen. Die spanische Partei war in Sorge, daß die beredten Worte dennoch auf den Kaiser von Einfluß sein könnten, die Kaiserin tabelte in scharfer Weise den Freimut des Priesters, der sich bisher ihrer Gunst erfreut hatte.

„Könnt Ihr es dulden, mein Gemahl,“ rief sie, „daß einer Eurer Unterthanen es wagt, Eure wohl überlegten Handlungen öffentlich vor allem Volke zu rügen? Daß er in greifbarer Weise Euch mit Herodes und Pilatus vergleicht, den Fluch Eurer vorgebliehen Sünde auf Euch und Eure Kinder herabbeschwört? Wollt Ihr ruhig zusehen, wie man Euer Volk mit solchen Reden gegen Euch aufwiegelt, und den Frechen nicht strafen, der solches

unternimmt? Vor der Kirchthür rotteten sich die Menschen zusammen, wurde mir berichtet, und ein Offizier von Braganzas Regimente sprach offene Empörung gegen Euch aus.“

„Wisset Ihr das genau, Maria?“ fragte Ferdinand. „Viele Reden werden geführt, ohne daß die Worte die geringste Bedeutung haben.“

„Einer meiner Diener, auf dessen Redlichkeit ich mich verlassen kann, hat es mit eigenen Ohren gehört und als er den Offizier anredete, die Bestätigung aus seinem Munde erhalten. Er folgte unbemerkt ihm bis an das Haus des Karmeliters und hat in Erfahrung gebracht, daß jener dort mit einem anderen Fremden Wohnung genommen, dessen Namen niemand weiß. Lasset das Haus bewachen, mein Gemahl, oder besser noch, die Auführer verhaften, bevor es zu spät ist.“

Der Kaiser wandte erregt eine vergoldete Schale auf dem Tische hin und her. „Es soll geschehen,“ sagte er unwirsch. „Ich sehe ein, daß unzeitige Nachsicht nicht mehr am Platze ist.“

Dem Monarchen erging es, wie der Mehrzahl schwacher Menschen. Die Anklagen des Gewissens verwandelten sich ihm zur Gereiztheit gegen den Urheber derselben, die Mahnungen, die er noch immer in betreff Duartes empfing, wurden ihm mit jedem Tage lästiger und dienten dazu, in ihm den letzten Rest der Teilnahme zu ertöten, den er, trotz alledem, für den einstigen Waffengefährten gehegt hatte.

Noch an demselben Tage wurde Don Cueva verhaftet und in das Gefängnis geführt, einem seiner Soldaten gelang es, Fray Timotheo und Fernando zu warnen; beide wußten, daß ihnen ein gleiches Schicksal bevorstände, wenn sie noch länger in der Stadt blieben, und daß ihnen damit jede Möglichkeit geraubt werde, für den Prinzen zu wirken.

Fernando war verwegen genug, angesichts der eigenen Gefahr, noch einmal in das Haus zu bringen, welches die Gefangenen barg, und durch Andrea jene von dem neuen Gewaltakt zu unterrichten.

„Ich bange für den Freund, der uns die festeste Stütze hätte sein können,“ sprach er zu der bestürzten Frau. „Ein Menschenleben wiegt nicht schwer in dieser herben Zeit und unsere Feinde schrecken, wie mir dünkt, vor keinem Mittel mehr zurück, ihre dunklen Ziele zu erreichen. Teilt es dem Prinzen schonend mit, was aus Pedro geworden, und hört Ihr, daß er seiner Festigkeit, seinem Freimute zum Opfer fiel, so weihet dem edlen Manne jenes schwesternliche Gedenken, das ihn so hoch beglückte.“

„Ich wollte, daß Ihr zu düster sähet,“ antwortete Andrea traurig, „aber auch ich fürchte, daß die Zahl unserer Gegner im Wachsen ist und ihr Haß keine Grenzen kennt. Schon geht hier im Hause das Gerücht, daß man dem Prinzen seinen Reichtvater nehmen wolle, an dem er mit ganzer Seele hängt und dessen frommer Zuspruch ihn in seiner Prüfung oftmals tröstete. Sagt mir, kann man so grausam sein?“

„Sonder Zweifel,“ entgegnete der Mönch gelassen, „der Mensch in seinem Hasse ist erfindlicher in Qualen, als das Tier, über welchem er sich hoch

erhaben rühmt. — Doch ob sie alle an uns wollen, verliert den Mut nicht, teure Frau. Noch leben wir anderen, die unserem Herrn Treue bis an das Ende schwuren; noch werde ich nicht daran verzweifeln, daß mein Mühen und Ringen endlich einen Erfolg zeitigt. Ich werde nicht ruhen, bis ich die Fürsten Europas für den Infanten gewonnen; auf eine oder die andere Weise werden sie sich bereit finden lassen, ihm beizustehen.“

Die unerschütterliche Zuversicht des energischen Mannes konnte ihres Eindrucks auch auf Andreas bedrücktes Gemüt nicht ermangeln; sie reichte ihm die Hand.

„Wie not ein Freund, wie Ihr, uns thut, erkannte ich nie deutlicher, als jetzt,“ sprach sie. „Ihr seid es, der uns neue Hoffnung lehrt, wenn alles um uns her zu wanken droht. Könnten wir in Eurem Werke Euch helfen, aber ach! uns sind die Hände gebunden; wir können nichts, als dulden und ausharren.“

„Die Zeit wird kommen, da auch Ihr unserer Sache nützen werdet. Vorderhand ist es besser, Ihr und die Umgebung des Prinzen haltet Euch in allem zurück, um nicht den Argwohn seiner Hüter und ihrer Oberen zu erwecken. Erwähntet Ihr zuvor nicht, daß Navarro Euch kennt?“

„Er ging im Hause meiner Eltern aus und ein,“ antwortete Andrea. „Die Erinnerung daran bewog ihn, mir gütiger zu begegnen, als er es sonst wohl gethan hätte.“

„Suchet seine gute Stimmung Euch zu wahren, damit er Euch einige Freiheit gönne. Ihr seid die einzige Person, durch die meine Briefe und sonstigen Mitteilungen an den Prinzen gelangen können, ebenso die seines Bruders Dom Joaos. Verlieren wir Euch, ist uns die Verbindung mit den Gefangenen verschlossen.“

Das Gespräch fand in einer Kammer neben der Küche statt, wohin Andrea dem in ein Bettlergewand gehüllten Klosterbruder eine Schüssel Essen gebracht hatte. Die Wirtin ließ sie gewähren, als sie am Morgen gesehen, daß Navarro bei Gelegenheit seines Besuches beinahe zuvorkommend mit der Gattin des Gefangenen gesprochen. So mochte sie denn auf ihre eigene Verantwortung hin thun, was sie für gut befand. Sie selbst zog es vor, aus dem Spiele zu bleiben, um nicht ihre Sicherheit und die ihrer Familie zu gefährden.

Andrea öffnete die Thür, die nach dem Vorplatz führte, um sich zu überzeugen, daß außer dem Soldaten, der die Pforte bewachte, niemand in der Nähe sei.

„Es ist besser, Ihr geht, Bruder Fernando,“ flüsterte sie, „Don Navarros Kommen ist niemals voraussehen, und trifft er Euch, würde er Euch nicht wie gestern ungehindert aus dem Hause lassen. — Sagt, ob wir in Passau von Euch hören werden.“

„Ich werde dort sein, wenn ich von meiner Reise zurückkehre,“ erwiderte Taquet. „Wohin ich mich zunächst wende, ist noch nicht entschieden und hängt von König Joaos Befehlen ab. Erstaunet nicht, wenn Ihr mich unter den seltsamsten Ge-

halten treffen werdet. Das Kreuz hier, das ich Euch zeigen werde, soll das Erkennungszeichen für mich sein, das Lösungswort des Infanten Heimatsort ‚Vicosa‘.“

Er ging, ohne im geringsten seinen Schritt zu beschleunigen, durch den Vorplatz zu der Pforte.

„Macht das Thor auf, guter Mann,“ sagte er unbefangen. „Geessen habe ich, erwärmt bin ich auch. Nun muß ich mir ein Nachtlager suchen, da die Frau Wirtin mich hier nicht leiden mag.“

„Für Bettelvolk ist jetzt kein Raum,“ brummte der Soldat, „wir liegen selbst nur auf der Streu; das Haus ist voll.“

„Ja, früher hatte ich hier bessere Tage,“ sprach der Bettler, während sich langsam der Schlüssel drehte. „Wenn Ihr nur erst fort seid, will ich wieder anfragen.“

Die Pforte fiel hinter ihm zu; er eilte davon, um außerhalb der Stadt mit Timotheo Pimentel zusammenzutreffen.

* * *

Die Überführung Dom Quartes nach Passau fand wenige Tage später statt. Oberst Schent war zum Befehlshaber der die Gefangenen begleitenden Scharfschützen ernannt; Navarro jedoch ließ es sich nicht nehmen, die Reise mitzumachen, um sich zu überzeugen, daß keine der von ihm angeordneten Sicherheitsmaßregeln veräußert werde. Des Prinzen Schicksal rief allerorten ein in seinen Augen sehr überflüssiges Mitleid hervor; der Geheimschreiber war geneigt, in jedem, der mit dem Infanten in noch so enger Berührung kam, einen Verräter zu argwöhnen.

Man kam am sechzehnten Februar in Passau an, um dort, wie zuvor in Regensburg, in einem Gasthause Wohnung zu nehmen. Navarro ließ sogleich, nachdem er die verschiedenen Räumlichkeiten besichtigt hatte, die Fenster vergittern und den zweiten Ausgang des Hauses vermauern, den Besitzern aber ankündigen, daß sie ihr Eigentum bis auf weiteres nicht betreten dürften.

Er war mit seinen Verfügungen noch nicht zum Ende gelangt, als ihm sehr überraschend der Besuch des Gouverneurs von Passau, Obersten Rublenders, und des Baron Rumstall gemeldet wurde.

„Ihr kommt mir zuvor, sehr werthe Herren,“ sprach er, sie begrüßend. „Mein schwierig und verantwortliches Amt verhinderte mich bisher, meine Ankunft Euch, Herr Gouverneur, anzuzeigen, doch wäre es vor Abend noch geschehen.“

„Dieses schwierige Amt Euch zu erleichtern, ebler Don,“ versetzte Oberst Rublender, „seht Ihr uns hier. Seine Kaiserliche Hoheit, Erzherzog Leopold, dessen Oberherrschaft Passau untersteht, sendet uns, den erlauchten Prinzen Eduard von Braganza in seinem Namen zu begrüßen und ihm zur Wohnung die erzbischöfliche Residenz anzutragen, da das Haus, in welchem er sich gegenwärtig befindet, nach keiner Richtung seinem Range würdig und angemessen ist.“

Navarros Züge drückten unverhohlenen Staunen aus. „Seine Kaiserliche Hoheit ist ungemein gnädig,“ bemerkte er kühl, „doch bin ich gezwungen, entsprechend den Befehlen meines erhabenen Herrn, des Kaisers, zu handeln, der mir die Bewachung Dom Quartes übertrug und der mit einem Wechsel seines Gefängnisses kaum einverstanden wäre.“

„Da irrt Ihr Euch,“ erwiderte der Gouverneur, ein Papier aus der Tasche ziehend, das er vor Navarro auseinandebreitete. „Vor einer halben Stunde langte aus Regensburg ein Reitender an, der mir und Baron Rumstall die Vollmacht Seiner Kaiserlichen Hoheit überbrachte, den Prinzen von Braganza in seiner getreuen Stadt mit den einem Fürsten gebührenden Ehren zu empfangen und ihn mit allem zu versehen, dessen er bedürfen würde. Die Gegenzeichnung ist von Seiner Majestät, dem Kaiser, bei dem Erzherzog Leopold sich offenbar verwendete. Wollet Euch selbst versichern, daß darüber kein Zweifel walte.“

Navarro ersah mit großem Mißvergnügen aus dem ihm überreichten Dokumente, daß sein Widerstand in diesem Falle nutzlos sei. Erzherzog Leopold Wilhelm, dessen Fürsprache bei dem Kaiser die Befreiung des Infanten nicht zu erwirken vermocht, hatte es wenigstens durchgesetzt, daß man ihm nicht neue Kränkungen zufüge, indem man die seinem Range schuldigen Rücksichten fallen ließ. Seine Befehle an sämtliche Behörden Passaus gingen dahin, den Prinzen nicht als Gefangenen, sondern als Gast zu behandeln und seine Haft nach keiner Richtung hin ihm zu erschweren.

Navarro faltete das Dokument mit ungeduldigem Griff zusammen und gab es dem Gouverneur zurück. „Seine Kaiserliche Hoheit,“ sprach er, „hat in dieser Stadt zu gebieten; ich habe mich zu fügen und es kann mir dies keinen Verdruß bereiten, da der Aufenthalt des Prinzen von Braganza nicht von langer Dauer sein wird. Wollet Euch zu ihm begeben, Ihr Herren, ihn von der erfreulichen Änderung in Kenntnis zu setzen, die hoffentlich mit einem späteren Wechsel nicht in zu grellem Widerspruche stehen wird.“

Er schritt ihnen voran zu dem Zimmer, welches Dom Quartes bewohnte.

„Es begreift sich von selbst,“ sagte er, die Thür öffnend, „daß ich bei der Unterredung, die Ihr mit dem Prinzen von Braganza haben werdet, zugegen bin.“

„Thut immerhin, was Eures traurigen Amtes ist,“ erwiderte Baron Rumstall, „es kann uns nur von Werte sein, wenn Ihr anhört, was wir Seiner Hoheit zu sagen haben.“

Navarro schloß einen giftigen Blick auf den Sprecher, der, als sei der Spanier nicht vorhanden, sich an den Prinzen wandte und ihm die Aufträge seines Herrn in ehrfurchtsvollen Worten übermittelte.

„Es ist der ausdrückliche Wunsch und Wille Seiner Kaiserlichen Hoheit,“ schloß er seine Rede, „daß Eure Fürstliche Gnaden in dem Besitztum meines Gebieters in keiner Weise an das herbe Los erinnert werde, das man Euch, gnädigster Herr, be-

reitete und das Seine Kaiserliche Hoheit auf das tiefste beklagt, da es ein völlig unverdientes ist. Möge denn die warme Teilnahme der Bevölkerung dieser Stadt dazu beitragen, Eurer Hoheit es weniger fühlbar zu machen, und möge die Erinnerung an den hiesigen Aufenthalt sich nie in Bitterkeit und Kummer wandeln.“

„Dem Wohlwollen, das aus Seiner Kaiserlichen Hoheit Anordnungen, ungemindert durch das Vorfallene, für mich spricht,“ antwortete Duarte, „muß jeder Kummer weichen, der uns in dem Bewußtsein auferlegter Prüfung beschleicht. Ich nehme dankerfüllt das Erbieten des erlauchten Fürsten an und erlaube Euch, werter Herr, ihm ausdrücken zu wollen, wie tief mich seine Güte rührt.“

„So kann demnach die Übersiedelung Eurer Hoheit in das Schloß sogleich erfolgen,“ sprach der Baron, „ich habe, ehe ich mich hierher begab, die Vorbereitungen bereits treffen lassen, damit Eure Hoheit keine Stunde länger in diesen arbeitsamen Räumen zu weilen habe, die man für Eure Wohnung als ausreichend befunden hat.“

„Es ist das Schlimmste nicht, was man mir angethan,“ erwiderte der Prinz. „Schwerer, als ein dürftig Gemach, trägt sich die Unthätigkeit, die Unfreiheit, zu der ich verdammt bin, der ein bewegtes Leben im Felde so viele Jahre gewohnt war.“

„Möge es zu hoffen sein, daß dieser Zustand nur ein vorübergehender ist,“ sagte der Baron, „was an uns liegt, soll geschehen, Eurer Hoheit Verweilen hier so erträglich, als es sein kann, zu gestalten.“

„Auch steht in der Ordre, die ich von Regensburg erhielt,“ fügte der Gouverneur hinzu, „daß es Eurer Hoheit gestattet werden solle, die obersten Behörden der Stadt sowie die hier anwesenden Edelleute als Besuche bei sich zu empfangen, damit in dieser Weise Eurer Hoheit Zeit gekürzt werde. Einer der wachhabenden Offiziere oder ich werden dabei zugegen sein; die Stunden des Empfanges möge Eure Hoheit bestimmen.“

Navarro, der ein stummer Zuhörer des Gespräches gewesen, trat jetzt vor.

„Ich bebaure, Euch, Oberst Rublender, und Euch, Baron Rumstall, endlich darauf aufmerksam machen zu müssen,“ sprach er in scharfem Tone, „daß die Oberaufsicht über den Prinzen von Braganza und sein Gefolge von Seiner Majestät dem Kaiser mit übertragen wurde und daß Ihr die Freiheiten und Erleichterungen, welche Ihr Seiner Hoheit verschaffen wollet, nicht nach Belieben ausdehnen könnt. Solange mir nichts davon bekannt gegeben ist, werde ich in keine derselben willigen.“

„Das ist auch nicht von nöten, Don Navarro,“ entgegnete der Oberst trocken. „Gouverneur von Passau bin ich und für die Gefangenen, welches Standes sie seien, in diesen Mauern allein haßbar. Mein Soldateneid und meine Ehre verbieten mir, irgend einem der mir überwiesenen zur Flucht zu helfen; wie ich indessen den Befehlen meines Herrn, des Erzherzogs, gemäß ihre Lebensweise gestalte, bleibt meiner Verantwortung anheimgegeben. Ich

wies Euch meine Vollmacht und Ihr erkanntet ihre Berechtigung an. Ich kann unmöglich, um Euch zu Gefallen zu sein, den ausdrücklichen Befehlen Seiner Kaiserlichen Hoheit Ungehorsam entgegenzusetzen.“

„Ich werde nicht ermangeln, über Eure Willfährigkeit an Seine Majestät zu berichten,“ sagte Navarro boshaft.

„Thut das, werter Don; ich werde das nämliche bei Seiner Kaiserlichen Hoheit geschehen lassen.“

Navarro lächelte; es war ein böses, unheilverkündendes Lächeln. Er wußte, daß es für ihn auf dem einmal beschrittenen Wege kein Zurück mehr gab. Während er die Übersiedelung des Prinzen in die erzherzogliche Residenz in das Werk setzen ließ, beschäftigte ihn unablässig nur der eine Gedanke: wie es bei dem Kaiser zu erreichen sei, daß Duarte so schnell als möglich von Passau wieder entfernt werde.

Seine verdrossenen Mienen erheiterten sich etwas, als ihm im Korridor des Schlosses Andrea begegnete, die, einen Krug Wasser auf der Schulter, in das ihr angewiesene Zimmer gehen wollte.

„Was müht Ihr Euch so, Frau von Koscielsti?“ redete er sie an. „Giebt es keine Diener, die Euch das Wasser vom Brunnen holen können, daß Ihr selbst es tragen müßet?“

„Gefangene haben keine Diener,“ entgegnete sie heiter, „und die Last ist nicht so groß, um mir Beschwerde zu schaffen!“

„Simao und Claudio, die Tagelöhner, könnten für Euch gehen.“

„Die sind in den Gemächern Seiner Hoheit, der ein Bad nehmen wollte. Mein Mann aber verlangte nach einem Trunkte irischen Wassers.“

„O, Ihr seid viel zu schade, solche Dienste zu leisten.“

„Doch nicht zu schade, für meinen lieben Herrn zu sorgen?“ entgegnete sie. „Weshalb bin ich denn hier, wenn nicht für ihn?“

„Ihr solltet eben nicht hier sein; ich sagte es Euch unlängst schon.“

„Ihr habt es mir erlaubt; es war gütig von Euch und ich danke Euch jeden Tag dafür,“ sagte sie mit Wärme.

„Ihr seid die einzige, die mir einen Dank ausspricht; alle Eure Begleiter haben für mich nur Worte des Hasses und der Verwünschung.“

„Wohl möglich, Don Navarro, denn ihnen nahmt Ihr, während Ihr mir gegeben.“

„Ich that es nur zur Hälfte für Euch,“ erwiderte er halblaut, „und Ihr überschätzt einen Dienst, bei welchem ich auch an mich dachte.“

„An Euch?“ wiederholte sie unwillkürlich vermirrt.

„Ja, an mich,“ bestätigte er, sie fest anblickend. „Das widerwärtige Amt des Kerkermeisters, das ich auszuüben gezwungen bin, bringt mir nichts wie Ärger und Plage, Unlust und Mühsal ein. Doch ich vergesse sie, wenn ich Euch sehe. Euer holdes Anlitz ist wie ein Lichtstrahl an grauem

Wintertage, und darum ließ ich zu, was ich nicht sollte — Eure Anwesenheit inmitten der Gefangenen.“

„Don Navarro!“

Sie war bei den leidenschaftlich ausgestoßenen Worten zurückgetreten; das Grausen lehrte mit verdoppelter Gewalt wieder, das sie in der Nähe dieses Mannes stets empfunden; unfähig eines Wortes, einer Bewegung, wie unter dem Banne des lähmenden Schlangenblickes schaute sie ihn an.

„Euer Erschrecken kleidet Euch zu reizvoll, als daß ich es abkürzen möchte,“ fuhr der Spanier fort.

„Wüßtet Ihr, wie schön Ihr seid, Andrea! Aber nein, Ihr wisset es nicht, sonst hättet Ihr die Thorheit nicht begangen, Eure Liebe dem verwehnten Sohne des gerichteten Verbrechers zu geben.“

Andrea warf stolz ihr Haupt zurück. „Wolltet Eure Worte besser wählen; Ihr sprecht von meinem Gatten,“ mahnte sie.

„Ich weiß sehr wohl, daß er Euer Gatte ist. Vergift man jemals ihrer, die man beneidet? Und ihn beneide ich, wie keinen zweiten Mann der Erde.“

„Habt Ihr im Sinne, mich zu beleidigen? Lasset mich vorüber. Zu lange schon hat dieses Gespräch gedauert.“

Sie vergaß, daß er ihr Kerkermeister, sie seine Gefangene sei, die ein einziges Wort von ihm über diese Schwelle treiben könne. Sie war in diesem Augenblick nur das Weib, das seine Würde dem Angreifer gegenüber zu verteidigen strebte.

Navarro ließ ihr Zornesausbruch nicht im mindesten von seinem Vorhaben zurückschrecken.

„Was Eure Seele auch erregt, es scheint nur angehan, den zu entzücken, der vor Euch steht,“ versetzte er.

„Wollt Ihr mich rasend machen, Ihr verführerisches Weib? Habt Erbarmen mit mir. Ich wäre sonst gezwungen zu thun, was mir Euren Haß unfehlbar zuzöge, und vielleicht ist es besser, ich nehme mir sogleich den Kuß von diesen süßen Lippen, nach dem ich mich seit Tagen schon verzehre, da ich nicht Hoffnung habe, ihn freiwillig von Euch zu erhalten.“

Er hatte sich ihr rasch genähert und suchte sie zu umschlingen; außer sich vor Scham und Entrüstung stieß sie ihn zurück; der Inhalt ihres Wasserkruges ergoß sich auf sein Sammetgewand. Die Betroffenheit benutzend, welche ihre energische Verteidigung bei ihm hervorrief, entfloß sie durch den weiten Korridor, um das Zimmer ihres Gatten zu erreichen.

Leonhard ordnete die Briefe und Papiere seines Herrn in einen der tiefen Wandchränke, welche sich in dem Gemache befanden, als seine Frau hereinstürzte. Von seiner Beschäftigung aufsehend, gewahrte er ihre verstörten Züge.

„Was ist Dir zugestoßen, Liebling?“ fragte er, besorgt zu ihr eilend. „Du bist bleich und zitterst. Hast Du eine Nachricht erhalten, die Dich erschreckte?“

Andrea stellte ihren Krug auf den Tisch; gewaltsam suchte sie den Abscheu niederzukämpfen, den ihr die soeben erlebte Scene verursachte. Es wäre ihr Erleichterung gewesen, ihrem Gatten sich anvertrauen zu können; sie wagte es nicht. Er konnte

versuchen, die seinem Weibe zugefügte Beleidigung an dem Frechen zu ahnden, und sie schauderte bei dieser Vorstellung, die gleichbedeutend mit einem Todesurteile für Leonhard sein mußte.

„Es ist nichts, Teurer,“ sagte sie, sich zum Lächeln zwingend. „Ich sah soeben etwas unendlich Häßliches, das mir Ekel und Grauen erweckte. Du weißt, wie leicht wir Frauen bei solchen Anlässen alle Besinnung verlieren. Ich erschrak und flüchtete so eilig zu Dir, daß ich beinahe den ganzen Inhalt meines Kruges verschüttete.“

„Aber was war es nur?“ forschte er beunruhigt. „Was geht in diesem Schlosse vor, das Dich so erregen kann?“

Sie schüttelte den Kopf. „Du frage nicht, Du sollst es später erfahren, nur jetzt, nur heute nicht.“

Er drang nicht länger in sie. Leise küßte er ihr goldenes Haar und strich ihr die wirren Locken aus dem Angesicht.

„Ich zwinge Dich nicht, mir mitzuteilen, was Dir Überwindung kostet,“ sprach er mit liebevollem Ernst, „denn ich bin gewiß, daß mein Weib einen gerechtfertigten Grund haben muß, mir eine Sache vorzuenthalten, die sie offenbar tief berührte. — Komm, Geliebte; hilf mir bei meiner Arbeit, damit ein anderer Gedanke den vorigen verdrängt. In einer Stunde lachen wir wohl beide, daß mein schüchternes Reh sich so aus aller Fassung bringen ließ.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Herren von Dammin.

Roman

von

F. Klink-Lütetsburg.

(Schluß.)

Heiß wallte das Blut in ihm auf. Er verstand ihr Erblichen, den Klang ihrer Stimme, mit welcher sie Rechenschaft von ihm forderte. So sollte wirklich das Ungeheuerliche geschehen, zum zweiten Male der Name von Dammin den Harders verhängnisvoll werden? Nun und nimmer. Das eine konnte und durfte nicht sein.

So ganz war er von Gefühlen beherrscht, die ihn mit einer Gewalt ergriffen, welche sich nur durch die Furcht, Hanna zu verlieren, erklären ließ, daß er nicht mehr imstande war, der warnenden Stimme der Vernunft Gehör zu geben, sondern nur dem heißen, stürmischen Verlangen, eine seinem und ihrem Glücke drohende Gefahr zu beseitigen, nachgab.

„Du sprichst wie Du's verstehst, Hanna. Die Dankbarkeit, für welche ich vergebens eine Erklärung suche, leitet Dich irre. Sie macht Dich blind. Ich habe bis zu diesem Augenblicke nicht mit Dir gesprochen über etwas, das ich Dir gern verheimlicht haben würde, sehe aber ein, daß es notwendig ist, Dir zu sagen, wie jene Menschen an Dir, der Waise, gehandelt haben. Dann urteile selbst. Komm.“

Sie folgte dem Onkel wie ein willenloses Kind in das angrenzende Zimmer. Es brauste ihr vor den Ohren und ihr Schritt zeigte nichts von der Elasticität, die sich sonst an ihr zu erkennen gab. Zu Dagobert Harder ausblickend, machte sich an ihr ein Ausdruck von Hilflosigkeit bemerkbar, der ihn zu jeder andern Zeit bewogen haben würde, nur daran zu denken, wie es ihm gelingen könne, sie zu trösten und zu beruhigen. In dieser Stunde gab es für ihn kein Schwanken. Er war fest entschlossen, einer Gefahr energisch zu begegnen und der gefährlich auf-

jüngelnden Schlange den Kopf zu zertreten, um sich und sie, die ihm alles geworden, zu schützen.

So begann er seine Mitteilungen. Anfangs saß sie still, die Hände im Schoß gefaltet, den Blick gesenkt. Noch war die Farbe nicht in ihre Wangen zurückgekehrt. Sie folgte regungslos den Worten des Onkels, die gewiß geeignet waren, sie zu erschrecken und mit Zorn und Verachtung gegen Menschen zu erfüllen, die sie zwar für hochmütig und herzlos, aber keiner ehrlosen Handlung fähig gehalten. Alles, was Dagobert Harder sagte, trug so sehr den Stempel der Wahrheit an sich, und fand auch seine Bestätigung in Umständen, welche Hanna bekannt geworden waren, daß ein Zweifel an seiner Darstellung kaum zulässig schien. Trotzdem gab in Hannas Erscheinung ein Aufrichten sich zu erkennen. Haltung und Gesicht drückten jetzt eine ruhige Entschlossenheit aus, ihre Wangen zeigten ein lebhaftes Rot und in ihren Augen machte nichts mehr von der Hilflosigkeit sich bemerkbar, die noch vor kurzer Zeit in ihnen sich zu erkennen gegeben.

„Du weißt, auf welche Weise der Rittmeister Dich zum Schreiben jener Zeilen bewogen, die er selbst mir überbracht,“ schloß Herr Dagobert Harder seine Auseinandersetzung. „Hast Du Dir klar gemacht, daß Grund vorhanden gewesen sein muß, eine Anzeige des Vorfalles zu hintertreiben?“

„Ja, Onkel, ganz gewiß. Hellmuth hat unter allen Umständen eine Anzeige verhindern wollen,“ entgegnete sie ruhig, indem sie dem Onkel fest in das Gesicht sah.

„Warum?“

„Weil er das Peinliche einer gerichtlichen Unter-

suchung hat vermeiden, oder — den Dieb schonen wollen. Vielleicht war es ein Diener, der bis dahin gut sich geführt.“

„Nein, Hanna, nicht ein Diener — die Herren waren die Diebe.“

Sie war nun doch wieder bleich geworden, ganz bleich, sogar ihre Lippen und diese zitterten, es gelang ihr im ersten Augenblick nicht, nur ein Wort hervorzubringen. Es war ihr dunkel vor den Augen, aber —

„Willst Du sagen, daß die Herren von Dammin die Gemälde gestohlen und verkauft haben?“

„Genau das will ich sagen,“ lautete die harte Entgegnung.

„Einer von ihnen kann es doch nur gethan haben.“ Ihre Stimme hatte einen unnatürlich ruhigen Klang.

„Es kann eben nicht einer von ihnen allein gethan haben, dagegen streitet die Lage der Sache. Die Gemälde waren in große Kisten verpackt. Wie hätte ein Mann sie entfernen können? Ich bin anderer Meinung. Die Herren von Dammin haben durch den Verkauf der Gemälde des ‚Anstreichers‘ sich zu rehabilitieren gedacht.“

„Das ist nicht wahr, Onkel Dagobert,“ sagte Hanna noch immer ruhig. „Dein Haß verleitet Dich zu Ungerechtigkeiten. Mit Vermutungen überzeugst Du mich nicht. Gründe, die Angelegenheit nicht laut werden zu lassen, hat Hellmuth gehabt, aber sie können niemals unehrenhafte gewesen sein.“

„Du hast ein beneidenswertes Vertrauen — ich bedauere beinahe, daß ich es nicht teilen kann. Glaubst Du etwa auch, daß der Rittmeister von Dammin sein ganzes Vermögen, wenigstens hundertfünftausend Mark, geopfert hat, um der Unannehmlichkeit einer gerichtlichen Untersuchung zu entgehen? Die Summe hat er für die Gemälde gezahlt, um sie der rechtmäßigen Eigentümerin zurückgeben zu können.“

„Das hätte Hellmuth gethan?“

„Er würde es Dir bestätigen müssen.“

Hanna saß eine Weile schweigend, von den verschiedenartigsten Gedanken und Empfindungen bewegt, aber alle Unruhe, in welche Herrn Harbers Mitteilungen sie anfangs versetzt, war plötzlich von ihr gewichen und an Stelle derselben eine selige Freude, eine beglückende Gewißheit getreten. Hier war irgend ein Geheimnis, das sie ergründen mußte. Die Abneigung des Onkels gegen die Bewohner von Dammin hatte scheinbar noch einen andern Grund als den, der in einer fernen Vergangenheit seinen Ursprung gefunden. In dem Gedanken lag für sie etwas Tröstliches und Erhebendes.

Daneben drängte eine andere Überzeugung sich in ihr Herz. Nicht Gleichgültigkeit gegen ihre Person hatte die Herren von Dammin bewogen, das Haus des Onkels zu meiden, sondern irgend ein Streit, ein Mißverständnis, das sie beseitigen mußte. Ihr Herz begann schneller und höher zu schlagen.

„Onkel Dagobert, wie konntest Du mich so sehr erschrecken!“ sagte sie, ihren Arm um seinen Nacken schlingend und ihm zärtlich in das Gesicht schauend. „Was hast Du Dir nur zurechtgereimt und gedacht? Ich

gebe zu, daß Du, was die Herren von Dammin angeht, in mancher Beziehung recht hast, aber Du bist im Irrtum, wenn Du sie unehrenhafter Handlungen fähig hältst. Was Hellmuth anbelangt, so stehe ich für ihn ein. Es giebt kein Beweismittel, das mich von einer von ihm begangenen Schuld überzeugen könnte.“

Ihre Worte hatten wider Willen Eindruck auf ihn gemacht, und er mußte sich unwillkürlich des Morgens erinnern, an welchem der Rittmeister ihm das Schreiben seiner Richte überbracht. Er versuchte zwar noch, Hannas Vertrauen zu erschüttern, nachdem er aber erkannt, daß jedes weitere Wort als ein fruchtloses sich erweisen würde, verließ er nicht nur in hohem Grade beunruhigt die Richte, sondern auch unzufrieden mit sich selbst. Hatte sein Groll ihn verleitet, Hellmuth falsch zu verdächtigen, dann hatte er ein Feuer, das wohl nur erst im verborgenen geglommen, zu heller Glut entfacht.

Dreizehntes Kapitel.

Wenige Tage später machten Hans von Dammin und seine Frau Herrn Dagobert Harber und seiner Richte einen Besuch.

Das Paar hatte dieser Verpflichtung sich nicht länger entziehen zu können geglaubt. Die Franz Harbersche Kollektiv-Ausstellung war eröffnet worden und fand eine so allseitige Bewunderung, nicht weniger von seiten der Kritik als des Publikums, daß es mehr als Thorheit gewesen sein würde, die verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem „Meister“ unerwähnt zu lassen. Neben dem Namen Franz Harber erschien derjenige seines Bruders und seiner hinterlassenen Tochter, deren persönliche Angelegenheiten allein imstande gewesen sein würden, sie zum Gegenstand eines allgemeinen Interesses zu machen.

Wo Dagobert Harber an der Seite seiner schönen Richte sich sehen ließ, ob im Theater, auf der Promenade oder in irgend einer Ausstellung, überall war das Paar besprochen worden. Der Amerikaner, eine stolze, stattliche, fremde Erscheinung mit dem breitrandigen Schlapphut, fiel durch seine Person auf, unstreitig aber mehr noch durch seine jugendliche Begleiterin, in deren Nachbarschaft sich immer ein Heer von Bewunderer fand. Man war über die glänzenden Verhältnisse dieses Paares auf das genaueste unterrichtet, was aber niemand abhielt, es durch allerlei Ausschmückungen noch interessanter zu machen.

Hans von Dammin hatte anfangs nicht die geringste Lust verspürt, eine Annäherung an einen Mann zu suchen, dessen Name ihn einst mit Schrecken und Angst erfüllt, aber es war ihm einfach unmöglich gewesen, Elsas Bitten, sie doch seiner Cousine zuzuführen, länger auszuweichen, und daneben hatte er allen Grund, einen Verkehr zu suchen, durch den am leichtesten Gerüchte widerlegt werden konnten, die auf ganz unerklärliche Weise hier und da an die Öffentlichkeit gedrungen waren.

Hans von Dammin und seine Gattin wurden

von Herrn Dagobert Harder außerordentlich kühl, von Hanna mit der ihr eigenen herzlichen Freundlichkeit empfangen, die schnell jede Verlegenheit der Besuchenden beseitigte. Sie freute sich in der That, beide Menschen versöhnt zu sehen, so sehr dieser Ausgleich sie auch überraschen mochte, indem sie sich der schweren Beschuldigungen erinnerte, welche Hans auf diese fröhlich in die Welt blickende kleine Frau gehäuft.

An diesen Besuch hatte Hanna die Hoffnung geknüpft, daß nun auch Hellmuth dem Beispiel des Bruders folgen werde. Sie sah aber in ihren Erwartungen sich getäuscht und fühlte sich dadurch um so mehr beunruhigt, als sie eines Tages aus einer Andeutung des Onkels zu vernehmen glaubte, daß dieser das Fernbleiben Hellmuths in einer verletzenden Weise deutete.

So war es Juli geworden und auch die veränderte Physiognomie der Residenzstadt zeigte darauf hin, daß die Reisezeit gekommen war. Herabgelassene Jalouisen, insbesondere in den vornehmen Straßen, Gerüste für vorzunehmende Reparaturen und Malerarbeiten an den Häusern ließen erkennen, daß die Bewohner derselben, der sommerlichen Schwüle sich zu entziehen, das Weite gesucht.

Auch Dagobert Harder beabsichtigte mit seiner Nichte eine weitere Reise zu unternehmen und die Vorbereitungen dazu waren schon getroffen worden. Er war aber zuvor noch nach Dammin gefahren, um den Fortgang des Baues in Augenschein zu nehmen und Anordnungen für die Zeit seiner Abwesenheit zu hinterlassen. Inzwischen sollte auch die Ausstellung der Harderischen Gemälde geschlossen werden. Einige derselben waren staatlich angekauft, die übrigen sollten bis auf weiteres im Besitz der Tochter verbleiben. Dagobert Harder hatte sich nur schwer zu einem Verkauf der Gemälde verstehen wollen, aber Hannas Vorstellungen war es gelungen, den Onkel zu bewegen, dem Wunsch ihres verstorbenen Vaters entsprechend, einer Veräußerung der Bilder stattzugeben, damit sie eine Verbreitung finden möchten.

Die Tage, während welcher Dagobert Harder fern war, schlichen langsam und träge vorüber. Hanna freute sich auf die bevorstehende Reise und Abwechslung. In ihr war etwas, das sie sich selbst nicht erklären konnte, das sie aber nicht zum Genuß all der Liebe und Güte kommen ließ, mit welcher sie förmlich überschüttet wurde. Bisweilen dachte sie an eine Übersättigung. Das war es aber nicht. Sie hatte nach wie vor die Freude an allem Guten und Schönen, jeder Beweis der Fürsorge, mit welcher sie umgeben war beglückte sie, aber es war trotzdem eine Leere in ihr, die nichts auszufüllen vermochte, und das schlimmste dabei war, daß sie eine Erklärung für diese Leere zu finden glaubte.

Sie fühlte sich von einer großen Angst ergriffen, wenn sie daran dachte. Und sie dachte immer daran. Alle Lebensfreudigkeit war von ihr gewichen. Stundenlang stand sie am Fenster und blickte auf die Straße hinab, in der Erwartung, daß sie Hellmuths Gestalt würde auftauchen sehen. Es war ihr als könne

das warme Gefühl, was sie durchflutete, wenn sie seiner gedachte, nicht ein einseitiges sein.

Dann aber kamen wieder die Stunden der Hoffnungslosigkeit. Ihre Schaffensfreudigkeit war dahin. Sie durchwanderte ruhelos die lange Zimmerreihe, deren reiche Einrichtung dann beinahe etwas Bedrückendes für sie hatte. Unter Entbehrungen war sie nicht aufgewachsen, aber das Geld hatte, besonders nach dem Tode des Vaters, sehr zu Rate gehalten werden müssen. Auf Dammin machte ein wohlthuender Übergang sich bemerkbar. Hier war Überfülle.

Die Verhältnisse bedrückten sie, daran war gar kein Zweifel. In Gegenwart Dagobert Harders fühlte sie sich weniger belastet, aber die Einsamkeit dünkte ihr förmlich unerträglich. Der Onkel hatte schon darauf gedrungen, ihr in der Person eines gleichalterigen jungen Mädchens eine Gesellschaft zu geben, aber sie vermehrte sich auf das entschiedenste dagegen, der Gedanke, jemand um sich zu haben, schien ihr unerträglich.

Erfreut, durch mancherlei Anordnungen, die sie noch zu treffen haben würde, nachdem mit dem heutigen Tage die Ausstellung der Gemälde ihres Vaters zum Schluß gelangte, einige Zerstreuung zu finden, hatte sie den Entschluß gefaßt, noch einmal die Räume zu durchschreiten, in welchen der Geist des Verstorbenen einen so herrlichen Triumph gefeiert. Viele Besucher würden sie in ihren stillen Betrachtungen nicht mehr hören. Das kunstsinige Publikum hatte Berlin verlassen, außerdem war nicht anzunehmen, daß die Ausstellung noch in den letzten Stunden besucht werden würde.

Hanna wählte zudem eine frühe Stunde. Gleich nach neun Uhr betrat sie die Räume. Sie waren menschenleer. Trotzdem glaubte sie einen Schritt zu hören. Dann war wieder alles still. Sie konnte sich auch getäuscht haben. In ihren Erinnerungen und dem Betrachten der Bilder versunken, von denen ein großer Teil unter ihren Augen entstanden war, hatte sie dann bald alles um sich her vergessen. Die Thür war noch einmal geöffnet worden und hatte, in den Sälen nachhallend, sich wieder geschlossen. Hanna hörte auch in einiger Entfernung eine leise geführte Unterhaltung, die dann näher kam. Sie widerstand der Versuchung nicht, den Lobreden, die dem Verstorbenen galten, ihr Ohr zu leihen.

„Ah! ‚Wrad im Sturm‘ und die ‚Allegorie‘! Ich sah beide bereits früher bei Reinert. Sie sind also doch wieder in den Besitz der Tochter gelangt! Es wundert mich eigentlich. Das war eine böse Geschichte für den Rittmeister von Dammin. Der hat zahlen müssen.“

„War etwas damit?“

„Und ob! Ich weiß die Geschichte von Reinert. Bei dem Rittmeister hing es an einem Haar. Schon sollte der Staatsanwaltschaft Anzeige erstattet werden. Es handelte sich um einen unrechtmäßigen Verkauf der Bilder, von dem der Erlös in seine Tasche geflossen war. Die Sache beruht auch jedenfalls auf Wahrheit. Die beiden Gemälde sind mit einhundert- und fünfzigtausend Mark von Herrn von Dammin

zurückgekauft worden — der damalige Besitzer hat sich natürlich die Notlage des Rittmeisters zu nütze gemacht.“

Die Unterhaltung war nicht laut geführt worden, aber doch jedes einzelne Wort bei der lautlosen Stille ringsum verständlich. Hanna stand einige Augenblicke wie versteinert — geisterbleich und unfähig, nur ein Glied zu rühren. Unwillkürlich wanderten ihre Gedanken zu jener furchtbaren mit dem Onkel geführten Unterhaltung zurück. Ihre Sinne wollten sich verwirren, aber etwas drängte sich doch aus dem Chaos ihrer Gedanken hervor. Sie konnte nicht schweigend einen Menschen verurteilen lassen, der für sie der Inbegriff ehrenhafter Männlichkeit war. Mit festem Schritt trat sie aus der Abteilung hervor.

„Um Verzeihung, meine Herren. Ich bin hier, gegen meinen Willen, Zeugin von Äußerungen geworden, die ich nicht unwiderlegt lassen kann, weil sie dem Sachverhalt widersprechen. Ich bin Hanna Harber, die Tochter des Künstlers. Als solche muß ich jede Verdächtigung meines Cousins zurückweisen. Wenn Herr Reinert Ihnen derartige Mitteilungen gemacht hat, so beweist dies nur, daß er durchaus falsch unterrichtet war. Sie werden hoffentlich ehrenrührige Dinge nicht weiter verbreiten, ich aber will gehen, Herr Reinert eine vollkommene Aufklärung zu geben.“

Sie machte den Herren eine hochmütige Verbeugung, um dann sogleich sich zu entfernen, ehe dieselben sich zu einer Entgegnung oder Entschuldigung aufgerafft. Wenige Augenblicke später befand sie sich in der heißen Sonnenglut auf der Straße.

Hanna war wie betäubt. Den Wagen hatte sie auf einen späteren Zeitpunkt bestellt, und so mußte sie den Weg nach Hause zu Fuß antreten. Nur zögernd begann sie ihre Wanderung. Sie war in dieser Gegend von Berlin orientiert, aber sie machte den Eindruck von Unentschlossenheit. Und unentschlossen war sie auch. Sie dachte im ersten Augenblick, sich sogleich zu dem Kunsthändler Reinert zu begeben, gab aber diesen Gedanken doch bald auf. Dafür trat ein anderer an seine Stelle. Wenn sie zu Hellmuth ging! Ein heißes Rot stieg in ihr Gesicht und auch diese Idee war ebenso schnell wieder verworfen als sie in ihr aufgetaucht war.

Dann winkte sie einer langsam der nächsten Haltestelle zufahrenden Droschke und befahl, dem Kutscher Straße und Hausnummer angehend, sie nach der Wohnung Hans von Dammins zu fahren. Das war ein Ausweg. Unzweifelhaft konnte er ihr eine ebenso genaue Auskunft über den Sachverhalt geben als Hellmuth, er mußte gleichfalls über denselben unterrichtet sein.

Inzwischen aber wurde sie wieder von lebhafter Unruhe heimgesucht. Hans von Dammin und seine Gattin hatten eine Sommerreise geplant und in diesen Tagen Berlin zu verlassen gedacht. So war es nicht unmöglich, daß sie den Rittmeister nicht einmal antreffen würde. Sie war in hohem Grade erfreut als sie, aussteigend, die von ihm bewohnte Etage noch nicht in einen Ruhezustand versetzt sah, der auf eine Abwesenheit der Herrschaft schließen ließ. Dem

Kutscher befahl sie, zu warten, und schlüpfte dann in das Haus und die breiten Treppentufen hinan. Atemlos langte sie oben an.

Sie wurde von Elsa mit lebhafter Freude empfangen und in den mit unübertroffenem Luxus eingerichteten Salon geführt. Hanna mit ihrem schlichten Sinn würde die Einrichtung, diese Verschwendung von seidengefüttetem Blüsch, bebrügend gefunden haben, wenn ihr Zeit geblieben wäre, sich mit einem Umrück zu befassen. So fragte sie gleich nach Hans, mit dem sie notgedrungen auf einige Augenblicke sprechen müsse.

In Hannas ganzem Auftreten glaubte Elsa eine nervöse Gast zu bemerken, die dem Wesen des jungen Mädchens durchaus fremd war. So fühlte sie ihre Neugierde erregt, um so mehr, als die Bewunderung ihres Gatten, welche dieser seiner schönen Cousine entgegenbrachte, wiederholt ihre Eifersucht erregt. Hans von Dammin hatte auch bereits Hannas Stimme gehört, und betrat in demselben Augenblick den Salon, als das junge Mädchen eben den Wunsch, ihn zu sehen, ausgesprochen.

Sie ging ihm mit ungewohnter Lebhaftigkeit entgegen, „Herr von Dammin — ich möchte um eine Auskunft bitten, die auch Sie mir jedenfalls geben können. Es betrifft die beiden Gemälde ‚Brad im Sturm‘ und die ‚Allegorie‘.“

In ihrer Aufregung bemerkte sie ein leichtes Zusammenschrecken des Rittmeisters um so weniger, als er sich sofort wieder gefaßt hatte und, halb zu ihr, halb zu Elsa gewendet, lächelnd entgegnete:

„Ich stehe gern zur Verfügung, Cousine Hanna. Bitte, Elsa — nur einige Augenblicke. In wenigen Minuten will ich Dir unseren lieben Besuch wieder überlassen.“

Elsa folgte sichtlich ungern der indirekten Aufforderung ihres Gatten. Inzwischen hatte Hans von Dammin sich vollständig gefaßt und führte Hanna an einen Sitz.

„Womit kann ich dienen?“ fragte er, als sie sich erschöpft niederließ. „Ich werde nicht gern an eine höchst unliebsame Affaire erinnern.“

Sie teilte ihm kurz den Inhalt der Äußerung mit, von welcher sie Zeugin in der Ausstellung geworden war. Nunmehr konnte es ihr nicht verborgen bleiben, daß ihre Mitteilung ihn förmlich erschreckte. Er hatte sich verfärbt und seine Züge erschienen vorübergehend wie verzerrt. Noch ehe sie aber diese Bemerkung sich ganz klar gemacht, entgegnete er schon, und seine Stimme verriet nichts von irgend einer Erregung:

„Die Sache ist im höchsten Grade fatal, Cousine, aber — was können wir thun?“

„Danach wollte ich Sie fragen, Herr von Dammin. Sie werden nicht Lust haben, sich dabei zu beruhigen. Ich bin der Äußerung zwar sofort mit aller Entschiedenheit entgegengetreten, doch dürfte damit nicht allzuviel gewonnen sein. Es handelt sich um eine Indiskretion des Reinert und möglicherweise um Mitteilungen von Mund zu Mund. Ihre Ehre wird in schwerer Weise angegriffen.“

„Die meine doch wohl kaum, Cousine,“ gab er mit eigentümlich klingender Stimme zurück.

Aber sie hatte kein Ohr für den Klang von Unsicherheit, sondern nur für die Worte, die entsetzlichen Worte. Was bedeuteten sie?

„Sie wollen nicht sagen, daß — Hellmuth —“

Sie vollendete nicht. Die Worte hatten sich nur mühsam über ihre Lippen gerungen. Hans von Dammin aber sah das schöne Gesicht mit einer geisterbleichen Blässe sich überziehen, die Lippen sich bläulich färben. Der Feigheit gefellte glühende Eifer suchte sich zu. Wie ein Blitzstrahl war es in seine Seele gefallen und hatte eine unheimliche Vorstellung, die eines Tages Raum in ihr gewonnen, abermals grell beleuchtet.

„Ich habe kein Vermögen gehabt, Hanna. Was ich befehlen, ist im Laufe der Jahre daraufgegangen, das Geld hat für mich nie großen Wert gehabt. Wenn man also von einer Summe Geldes sprach, mit welcher die beiden in Rede stehenden Gemälde wieder bezahlt worden sind, so können die gemachten Äußerungen nur auf Hellmuth sich bezogen haben. Meiner Ansicht nach bleibt uns nichts übrig, als die Leute reden zu lassen. Es giebt Dinge, die am besten unerörtert bleiben, und zu diesen gehört diese dumme Gemälde eschichte.“

Hanna sagte nichts, aber sie machte den Eindruck als ob sie völlig gebrochen sei. Dann begannen ihre Wangen sich indessen plötzlich wieder zu färben und der halb erloschene Blick belebte sich. Sie erhob sich und stand fest auf ihren Füßen, obgleich ihr noch vor einem Augenblick gewesen war, als ob ihre Sinne zu schwinden droht.

„Nein, der Ansicht bin ich nicht,“ sagte sie und ihre Stimme hatte einen ganz harten, rauhen Klang. Sie übte eine besondere Wirkung auf den Rittmeister aus. „Ich werde nicht zugeben, daß falsche Gerüchte über einen Menschen in Umlauf gesetzt werden, den ich besonders hochschätze und —“

Sie brach jäh ab, ihre Wangen brannten noch dunkler. Tiefaufatmend aber fuhr sie unmittelbar darauf fort:

„Hier ist von irgend einer Seite ein Unrecht geschehen, soviel ist mir ja klar geworden, aber es leidet ein Unschuldiger für dasselbe, und das werde ich nicht zugeben. Ich will sofort zu dem Kunst Händler Reinert gehen und Aufklärung verlangen.“

Auch der Rittmeister atmete jetzt tief auf. Die entschlossene Haltung und Sprache des jungen Mädchens hatte ihn sichtlich erschreckt, und seine Züge zeigten abermals einen verstärkten Ausdruck. Erst ihre letzten Worte ließen ihn einen jähen Schrecken überwinden.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, Cousine. Ich möchte Ihnen den Beweis holen, daß meine Worte nicht so ins Leere hineingeprochen sind. Hier kann wirklich nichts mehr geschehen, wir müssen die höchst fatale Geschichte schweigend ertragen.“

Der Rittmeister hatte den Salon verlassen, und Hanna war allein. Abermals drohte der aufstammende Mut zu verlöschen und es dunkelte vor ihren Augen. Sie stützte ihre Hand fest auf den Tisch, neben welchem sie stand, wie um sich aufrecht

zu erhalten, und in ihren Augen war ein trostloser Ausdruck.

Aber nein — und hundertmal nein. Auf Hellmuth von Dammin konnte nicht der Schatten eines Verdachtes fallen, daß er jemals wissentlich eine unrechte Handlung begangen. Sie vergegenwärtigte sich jede Begegnung mit ihm und von neuem begann der Mut zu erstarren.

Hans von Dammin kam mit einer Zeitung zurück. Er hielt dem jungen Mädchen das Blatt entgegen und deutete auf eine schwarz umrandete Anzeige. Der Kunst Händler Reinert war am vorhergehenden Nachmittag gestorben.

„Das ist schlimm,“ sagte Hanna ernst. „Unter diesen Umständen erscheint mir die Klarlegung der Angelegenheit erschwert, weil sie nun entweder nur durch Sie oder Hellmuth erfolgen kann. Hier müssen alle Rücksichten beiseite geschoben und der Schuldige muß zur Verantwortung gezogen werden. Zu viel steht auf dem Spiel: Hellmuths Ehre.“

Hans von Dammin bezwang nur mit Mühe die innere Wut. Seine Lippen unspielte ein hämisches Lächeln.

„Sind Sie so sehr überzeugt, daß Sie mit einem Aufrühren dieser glücklich abgethanen Sache Hellmuth einen so besonderen Dienst erweisen werden?“ fragte er höhrend.

„Sprechen wir nicht mehr darüber, Herr von Dammin. Ich bedauere, Sie in dieser Angelegenheit bemüht zu haben.“

Sie machte ihm eine förmliche Verbeugung und schied sich an, den Salon zu verlassen. Er aber vertrat ihr den Weg.

„Hanna — Sie sind mir böse?“ fragte er mit veränderter Stimme. „Mein Gott, fehlt Ihnen denn so ganz und gar die Fähigkeit, sich in meine Lage, in die Lage eines Bruders versetzen zu können, der den anderen gern in Schutz nehmen möchte? Denken Sie sich nicht das Schlimmste, ein Irrtum, eine falsche Ansicht könnte Hellmuth bestimmt haben, etwas zu thun, das sich nicht hat rechtfertigen lassen.“

„Ah!“ Es war ein Seufzer der Erleichterung, welcher sich über ihre Lippen stahl.

„Lassen Sie mich einmal ganz offen sein, Hanna. Hellmuth — Sie müssen doch auf Dammin gelegentlich davon gehört haben — liebt das Geld sehr, er neigt zum — Geiz. Wer mag wissen, was ihn geleitet — vielleicht gar Sorge um Ihre Zukunft. Wenn Sie eine Entschuldigung suchen, werden Sie sie auch finden.“

Sie schüttelte beinahe heftig mit dem Kopfe. Jedes Wort, das Hans von Dammin sprach, wirkte verlezend. Sie bedauerte, hierhergekommen zu sein. Warum folgte sie nicht doch der ersten Regung ihres Herzens und ging zu ihm, der offen und ehrlich jede Frage beantwortet haben würde? In einem solchen Falle durfte sie sich von kleinlicher Rücksicht nicht beherrschen lassen. „Hellmuth braucht keine Entschuldigung,“ sagte sie, sich höher aufrichtend. „Ich will gehen, Herr von Dammin. Wollen Sie die Güte haben und mir die Wohnung Ihres Bruders an geben?“

Er blickte sie fragend, verwundert an. „Sie wollen nicht sagen, daß Sie beabsichtigen, in die Wohnung eines unverheirateten Offiziers zu gehen, Hanna?“

„Ich nehme keinen Anstand,“ gab sie kalt zurück. „Unsere verwandtschaftlichen Beziehungen können einen derartigen Schritt nicht auffällig machen.“

„Sie werden nicht von mir erwarten, daß ich Sie in einer Unbesonnenheit, die zu allerlei Unannehmlichkeiten für Sie führen würde, unterstütze, Cousine. Gestatten Sie mir, Sie nach Hause zu begleiten.“

„Ich danke Ihnen, Herr von Dammin. Bitte, haben Sie die Güte, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen.“

Sie hatte nun doch mit einer Verbeugung das Zimmer verlassen, und er wagte, das Nutzlose eines derartigen Unterfangens erkennend, nicht, ihr zu folgen. Mit übereinandergeschlagenen Armen und finster zusammengezogenen Brauen stand er noch an derselben Stelle, als das Rollen eines Wagens ihn aufmerksam machte, daß Hanna bereits das Haus verlassen hatte.

Der Rittmeister befand sich in erschütterter Aufregung. Schlimme Leidenschaften, Neid und Eifersucht, die, verbunden mit dem Wunsche, einem etwa auf ihn fallenden Verdacht von vornherein zu wehren, hatten ihn zu Äußerungen verleitet, die böse Früchte tragen konnten. Wenn sie ihren Vorsatz zur Ausführung brachte und von Hellmuth eine Aufklärung verlangte!

Ein spöttisches Lächeln umspielte seinen Mund und er gab seine sinnende Stellung auf. Ah, bah! Sie würde eine solche nicht von ihm erlangen. Hellmuth hatte ihm sein Ehrenwort gegeben, vollkommenes Schweigen über die Angelegenheit zu beobachten und es war außer allem Zweifel, daß er es halten würde. Schlimmsten Falles aber — den einzigen Mund, der in dieser Sache hätte Auskunft geben können, schloß zu dieser Stunde ewiges Schweigen. Das Schicksal gestaltete sich für ihn günstig, und er durfte zum mindesten versichert sein, daß niemand imstande sein würde, ihm eine Schuld zu beweisen.

Vierzehntes Kapitel.

Hanna hatte sich direkt nach Hause fahren lassen, da sie kaum Aussicht gehabt haben würde, Hellmuth zu dieser Zeit anzutreffen. Sie war aber entschlossen, am Nachmittag zu gehen.

Daheim angelangt, meldete ihr der Diener, daß der Herr Rittmeister von Dammin seit beinahe einer halben Stunde das Kommen des gnädigen Fräuleins erwartete.

Wie Sonnenschein ergoß es sich über ihr liebes Gesicht und in ihren Augen leuchtete es freudig auf. Alle ihre Besorgnisse, ihre Herzensangst schien mit einem Male von ihr genommen. So hatte er sie nicht ganz vergessen.

Er stand in der Mitte des Salons, sie erwartend. Als sie eintrat, ging er ihr ein paar Schritte ent-

gegen, aber dann blieb er wieder stehen, und sie machte die Wahrnehmung, daß er sehr finster und bleich ausah.

„Herr Rittmeister, wie freundlich von Ihnen, daß Sie Ihrer Verwandten sich doch noch erinnern. Ich habe so lange vergebens auf Sie gewartet.“

Sie hatte ihm ihre Hand geboten, ihn zu bewillkommen. Zögernd nahm er sie in die seine, hielt sie dann aber einige Augenblicke fest umschlossen, wobei sein Blick mit warmem, innigem Ausdruck dem ihren begegnete.

„Ich bin nicht darum hier, Fräulein Harber. Erinnern brauche ich mich Ihrer nicht, ich bin sehr oft bei Ihnen und gedenke mit Vergnügen der flüchtigen Gelegenheiten, bei welchen es mir vergönnt war, Ihnen nahe zu sein.“

Seine Stimme klang unsicher, und indem er sie nach dem Sofa führte, fühlte sie, daß seine Hand eifrig kalt war und zitterte.

„Heute wollte ich Ihnen danken,“ fügte er dann unvermittelt und wie einem raschen Entschluß folgend hinzu.

Sie blickte fragend zu ihm auf. In ihren Augen spiegelte sich das unendliche Glücksbewußtsein wieder, von welchem sie ergriffen war.

„Hanna, ich war heute morgen in der Ausstellung und Zeuge Ihrer warmen Verteidigung. Wie hat das wohl gethan!“

Sie blickte ihn erstaunt an. Dann sagte sie: „Das war ein sehr glücklicher Zufall, Hellmuth. Ich brauche Ihnen also nicht mehr zu sagen, wie dort gesprochen ist?“

„Nein,“ entgegnete er finster. „Wollten Sie es thun?“

„Ja. Ich dachte schon daran, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen. Die Befürchtung, Sie zu dieser Stunde nicht anzutreffen, ließ mich meine Absicht auf den Nachmittag verschieben.“

„Sie würden zu mir gekommen sein?“

„Gewiß,“ lautete die unbefangene Entgegnung. „Ich mußte mit Ihnen über das Gehörte sprechen. Sie werden nicht länger aus irgend einem Grunde zögern, über jene Angelegenheit Klarheit zu verbreiten. Es ist eine Notwendigkeit, die Sie zwingt, Rücksichten auf einen Glenden fahren zu lassen.“

Er blickte finster brütend vor sich nieder, während ihre Augen mit weichem, bittendem Ausdruck auf ihm ruhten, als wollten sie ihn für ihre energisch gesprochenen Worte um Verzeihung bitten.

„Da ist nichts zu machen, Hanna,“ sagte er endlich mit einem tiefen Atemzug müde.

Nichts zu machen? Sie war erschrocken.

„Aber es muß etwas zu machen sein, Hellmuth. Sie dürfen sich nicht opfern!“

„Wer sagt Ihnen, daß ich mich opfere?“

„Meine Vernunft.“

„Warum nicht Ihr Herz, Hanna?“

Welche Frage! Er war empört über sich selber, daß er sie gethan. Und doch! Es war ihm unmöglich gewesen, dem heißen, stürmischen Verlangen, das in ihm gärte, Widerstand zu leisten. Er mußte wissen, ob die wahn sinnige, seiner ganzen kühlen,

besonnenen Natur widerstrebende Leidenschaft, von welcher er sich ergriffen fühlte, allein ihn beherrschte.

In ihrem lieblichen Gesicht zeigte sich ein jähes Erschrecken, aber kein beunruhigendes. Ihre Wangen waren wie in rosiges Blut getaucht und dann dehnte sie sich bis unter das Haar und über den Nacken aus.

„Ihre Vernunft konnte Sie nicht so sprechen lassen, wie Sie gethan. Ihre Vernunft hätte jenen Ehrabschneidern recht geben müssen,“ fuhr er fort. „Hanna, könnte es möglich sein, daß eine Stimme in Ihrem Herzen für mich spricht?“

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen und indem er ihr in das holde erröthende Gesicht, in die klaren Augen blickte, da kam eine jubelnde Überzeugung über ihn. Hanna aber? O, Gott, war es nicht zuviel des Glückes? Nach der langen Zeit des Zweifels, der Bekümmernis, während welcher sie nur immer das Verlangen gehabt, ihn zu sehen, ihn mit seiner angenehmen klingenden Stimme sprechen zu hören, und nicht einmal gewagt, mehr zu hoffen, nun diese sich ihr stürmisch aufdrängende Überzeugung, daß er sie liebe. Sie war förmlich überwältigt und senkte den Blick zu Boden, aber in dem leisen Druck ihrer Hände gab die heiß begehrte Antwort sich zu erkennen.

„Hanna — es wäre möglich?“ fuhr er aufatmend mit verhaltener Leidenschaft fort. „Ich habe mich nicht getäuscht als ich damals am Brandenburger Thore in Ihrem mir begegnenden Blick mehr zu sehen glaubte als die Freude, einen Bekannten wiederzusehen, und alle Träume, die daran sich geknüpft, sollten sich verwirklichen können? Fast wäre es zuviel des Glückes, denn — Hanna, ich habe Sie sehr lieb, seit langer Zeit, vielleicht seitdem ich zum ersten Male in Ihre Augen blickte. Ich habe immer Ihr liebes Gesicht vor Augen gehabt, obwohl ich redlich bemüht gewesen bin, eine Leidenschaft zu bekämpfen, die mich, wie ich glaubte, nur elend machen würde.“

Nun erhob sie den Blick, sie sah ihn bestürzt an.

„Weil ich befürchtete, nicht demselben Gefühl, das mich beherrschte, bei Ihnen zu begegnen,“ fuhr er fort. „Und dann kam noch so manches andere dazu, das mich nicht zu dem Glauben kommen lassen wollte, daß mir ein so großes Glück vorbehalten sein könne. Darum wich ich Ihnen aus. Ich fürchtete die Gefahr Ihrer Nähe, und daß diese Furcht keine unbegründete war, habe ich gesehen. Alle meine Vorsätze besiegte ein freudiger Blick aus Ihren Augen.“

Nun war ein beinahe heiliger Ernst aus ihrem Gesicht geschwunden, eine leichte Blässe, die plötzlich darin sich bemerkbar gemacht, wieder gewichen und wie Sonnenglanz ergoß es sich über ihr Gesicht und machte es durch den Zauber des Glückes noch einmal so schön.

„Wie gut, daß Sie gekommen sind, Hellmuth,“ sagte Hanna mit Innigkeit. „Nun ist alles gut. Sie werden den Weg finden, der aller Unruhe ein Ende macht.“

Ihre Worte erinnerten ihn an das, was ihn hergeführt. „Ja, Hanna, ich weiß, daß unser Weg nicht frei und eben ist. Glaubte ich früher, daß nur

gewisse Verhältnisse unser Zusammengehen durch das Leben hindern würden, so weiß ich seit heute, daß etwas zwischen uns klar werden muß, ehe ich daran denken kann, mir das höchste Glück, was einem Menschen zu teil werden kann, zu sichern. Nicht der Schatten eines Zweifels darf in Ihrer Seele Raum haben.“

Sie sah ihm lächelnd in das Gesicht. In ihren Augen leuchtete es. „In meiner Seele hat kein Zweifel Raum, Hellmuth. Es giebt nichts in der Welt, das mein Vertrauen erschüttern kann, aber ich werde sehr glücklich sein, wenn Sie den Menschen und vor allem Onkel Dagobert ihre Ungerechtigkeit klar machen wollen.“

„Es wird nicht schwer werden, Hanna, mich von einem Verdacht zu reinigen, der niemals durch Menschen auf mich geworfen werden kann, die mich und meinen Lebensweg kennen. Vielleicht noch heute werden Sie Nachricht haben, und wenn Herr Harber zurückgekommen ist, dann lassen Sie es mich wissen.“

Erst jetzt legte er seinen Arm um ihren Leib und hielt sie einen Augenblick an seiner Brust. Mit einem innigen Kuß berührten seine Lippen die ihren.

Und dann war sie allein mit ihrem Glück, ihrer Seligkeit, die sie kaum zu fassen vermochte. Was sie seither nur zaghaft sich gestanden, war ihr jetzt zur beglückenden Gewißheit geworden. Sie liebte Hellmuth von Dammin. Auch über den Zeitpunkt, an welchem diese Liebe in ihrem Herzen sich geregt, war sie unterrichtet. An jenem dunklen, stürmischen Herbstabend, als er so tief unglücklich ihr gegenübergestanden, hatte sie zuerst ein warmes Gefühl in sich auflobern gefühlt, den Wunsch, ihm zu helfen. Und von dem Tage an gedachte sie seiner, ihrer Liebe kaum bewußt, aber schmerzlich durch den Gedanken berührt, daß sie ihm niemals etwas werde sein können und eifersüchtig auf jenes Mädchen, für deren Empfang man auf Dammin Vorbereitungen getroffen. Sie war unzufrieden mit sich selbst und fand nicht Gedanken genug, sich zu tadeln, aber als sie gehört, daß die Verlobten sich getrennt, da hatte sie etwas wie Beruhigung gefühlt und kein Bedauern in ihr sich geregt.

Während Hanna ihren beglückenden Gedanken sich überlassen, war Hellmuth in seine Wohnung zurückgekehrt. Wie eine große Ruhe war es über ihn gekommen, eine freudige Überzeugung, daß das Leben sich nun doch noch zu einem beglückenden gestalten werde, nachdem er bereits auf alles Verzicht geleistet. Wie hatte er gekämpft, eine Leidenschaft zu besiegen, die er eines Tages eine sinnlose genannt, weil sie ihn unbegründet gedünkt und unvermittelt ihn ergriffen. Erst allmählich gelangte er zu der Gewißheit, daß das Gefühl, welches ihn für Hanna Harber beherrschte, nur wahre Liebe sein könne. Es hatte nichts mit der Zuneigung gemein, die er für Kamilla von Reventlow empfunden. Diese glaubte er um Eigenschaften willen zu lieben, die er immer hochgeschätzte. Die Frage, warum sein Herz Hanna sich zugewendet, würde er nicht haben beantworten können.

Als seine Beziehungen zu Kamilla sich gelöst, war es klar in ihm geworden und wie von einer

Last befreit, hatte er aufgeatmet. Es war ihm gewesen, als ob er einer großen Gefahr entronnen sei. Aber mit keinem Gedanken war ihm die Möglichkeit nahe gerückt, nun seine Hand nach dem geliebten Mädchen auszustrecken, und vielleicht hätte er in den Gründen, welche ihn davon zurückgehalten, die Größe seiner Liebe erkennen können.

Dann hatte an jenem sonnigen Frühlingstage ihr Blick ihn getroffen und was ihm derselbe verraten, erfüllte ihn mit namenloser Freude. Das Verlangen, Hanna wiederzusehen, hatte stürmisch in ihm sich geregt, war aber mannhaft von ihm unterdrückt worden. Nicht allein der Gedanke an eine Wiederbegegnung mit Dagobert Harber hatte ihn zurückgehalten, sich ihr zu nähern, sondern mancherlei andere Dinge, die seiner Meinung nach zwischen ihn und sie sich gedrängt. Er hörte von dem Reichtum, mit welchem der „Amerikaner“ seine Nichte umgeben, Hanna war zum Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung geworden, die nicht weniger ihrer Person als dem großen Vermögen galt, das sie schon jetzt, noch mehr aber in Zukunft zu einem der reichsten Mädchen machen würde.

Der Gedanke hatte Hellmuth bedrückt, so wenig er jemals Vermögen als ein Hindernis für die Wahl seiner Gattin angesehen. Wie ehemals, als er selbst noch ein wohlhabender Mann gewesen, Vermögenslosigkeit eines Mädchens, in dessen Besitz er sein Glück zu finden erwartete, ihn nicht hätte abhalten können, dem Zuge des Herzens zu folgen, so würde er nicht daran gedacht haben, sich durch die Bewerbung um ein reiches Mädchen gedemütigt zu fühlen. Hellmuth von Dammin war seines Wertes sich wohl bewußt. Hanna gegenüber dünkte ihn seine Lage verändert. Er hatte sein Vermögen verloren, seine Aussichten für die Zukunft waren andere geworden. Gegenwärtig besaß er nur seine Sage und jeder Tag konnte seine militärische Laufbahn zum Abschluß bringen. Der Vater war alt und sein Tod würde den Augenblick herbeiführen, in welchem er ein neues Leben, als Besitzer von Dammin, beginnen mußte. Ein solcher Tausch entsprach zwar seinen Wünschen, aber er konnte sich doch nicht verhehlen, daß ein sorgenfreies Leben auf dem Besitztum seiner Vorfahren seiner nicht warten werde. Wie war es möglich, unter diesen Umständen daran zu denken, das Schicksal Hannas mit dem seinen zu verknüpfen?

Die gerüchtsweise verbreitete Mitteilung, daß Hanna Harber nur unter gewissen Bedingungen Erbin eines großen Vermögens sein würde, hatte etwas Tröstliches für ihn gehabt, und seit dem Tage, an welchem er zuerst davon gehört, war sie ihm um vieles nähergerückt. Nichtsdestoweniger unterblieb auch dann noch jede Annäherung. Es gab mancherlei Gründe, die er noch gewaltsam festzuhalten suchte, als er sie längst nicht mehr mit seinen vernünftigen Lebensanschauungen in Einklang zu bringen vermochte.

Ein einziger Augenblick hatte dann auch alle mühselig errichteten Schranken niedergeworfen. Als er am Morgen in der Ausstellung gewesen war, hatte eine Ahnung ihm verraten, daß die Geliebte mit ihm

in einem Raume weile. Von großer Unruhe ergriffen, erwog er die Unmöglichkeit, eine Begegnung mit ihr zu vermeiden, aber unwillkürlich hatte er sie hinauszuschieben versucht. Dann hörte er andere Besucher, und die Gewißheit, nicht mehr mit ihr allein zu sein, gab ihm erst die gänzlich verlorene Fassung zurück.

Ihm war gleichfalls kein Wort von dem entgangen, was beide Männer, deren Stimmen ihm fremd gewesen, miteinander gesprochen. Er hatte einen Augenblick wie gelähmt gestanden und es dann heiß in sich aufquellen gefühlt, das Verlangen, den Verleumdern, die mit seiner Person sich beschäftigten, gegenüber zu treten und sie für die ausgesprochene Beleidigung zur Verantwortung zu ziehen, wie es sich gebührte. Da plötzlich hatte er von einem Schwächezustand sich ergriffen bemerkt, der ihn gezwungen, an der Fensterbank eine Stütze sich zu suchen. Was konnte er thun? Er war mehrlos niedriger Verleumdungssucht preisgegeben. Ein Wort aus seinem Munde und der Würfel war gefallen, das Rad ins Rollen gebracht.

Und darauf Hannas Stimme. Noch im gegenwärtigen Augenblick war es ihm wie in einem Traum. Wie hochmütig und stolz hatte sie seine Verteidigung ergriffen, und war doch zurückgebebt vor einer Lüge, welche gewiß niemals ihre Lippen entweicht. Er hatte ein Gefühl gehabt, als müsse er aufjauchzen in Jubel und ihr kneelend für die Worte danken, mit welchen sie für ihn eingetreten war.

Und alle Ereignisse dieses Tages ließ er noch einmal an seinem inneren Auge vorüberziehen, und es was als ob sie imstande seien, auch den letzten Rest von Bitterkeit, der sich im Laufe der Zeit durch mancherlei Ungerechtigkeiten, welche er erfahren, in seinem Herzen angesammelt, hinwegzuschwemmen. Sogar seine Abneigung gegen den Bruder machte einer milderer Auffassung Platz und er konnte sich eines Gefühls von Mitleid mit dem Bedauernswerten, der so wenig verstanden, wahres Glück von trügerischen Irrlichtern zu unterscheiden, nicht erwehren. Die großmütige Natur regte sich in Hellmuth. Es würde Hans nicht leicht werden, Hanna und Dagobert Harber sich als Schuldigen zu nennen, aber doch der Forderung als einer berechtigten sich fügen, weil das Glück des Bruders davon abhängig war.

Gegen vier Uhr begab er sich in Hans' Wohnung. Er traf ihn nicht zu Hause, wenigstens erklärte der Diener, daß der Herr Rittmeister nicht anwesend sei und vielleicht erst spät oder gar nicht zurückkehren werde. Unschlüssig stand Hellmuth noch da, als eine Seitenthür sich öffnete und Elsa heraustrat. So wenig beide sich auch zu einander hingezogen fühlten, hatten sie doch stets die Formen des gefälligen und verwandtschaftlichen Verkehrs einander gegenüber beobachtet. Die junge Frau begrüßte auch jetzt den Schwager beinahe mit Herzlichkeit.

„Wie lebenswürdig von Ihnen, Hellmuth! Hans wird sich freuen, Sie noch vor der Abreise zu sehen. Wir gedachten in diesen Tagen zu reisen und dann wäre mein Mann wohl noch einmal zu Ihnen gekommen. Nun aber hat es den plötzlich wie ein Fieber erfaßt. Wir wollen noch mit dem Nachtzuge

fort. Die Kinder haben wir schon vor einer Stunde mit der Sonne nach Dammin geschickt, da sind sie am besten aufgehoben. Bitte, kommen Sie."

"Hans ist zu Hause?" fragte Hellmuth aufatmend.

"Der Diener —"

"Nun natürlich," unterbrach ihn Frau Elsa lachend. "Der hat noch dies und jenes zu besorgen. Er will nur nicht mehr durch fremde Leute gestört sein."

Bei diesen Worten hatte sie schon die letzte Thür auf dem Korridor geöffnet, und Hans erschien am Fenster des im altdeutschen Stil eingerichteten Herrenzimmers.

Die beiden Brüder standen einander gegenüber. Ein Blick auf Hans überzeugte Hellmuth, daß derselbe keineswegs Freude über sein Kommen empfand. Es war ihm sogar gewesen, als habe Frau Elsa ein wenig freundlicher Blick getroffen, als sie ihn angemeldet. Es kostete Hans auch ersichtlich Mühe, dem Bruder freundlich zu begegnen.

"Du findest mich stark beschäftigt, Hellmuth. Meine Frau hat es Dir wohl schon gesagt. Da giebt's noch allerlei Zeugs in Ordnung zu bringen, woran man gar nicht gedacht. Du erlaubst wohl, daß ich fortfahre. Seß' Dich doch."

Er hatte sich dem mächtigen Diplomatentisch wieder zugewendet, auf welchem eine Anzahl Briefschaften ausgebreitet lagen, und schien in einer unterbrochenen Beschäftigung fortfahren zu wollen.

"Ich will Dich nicht lange aufhalten, Hans. Mich führt eine ernste und Dir vielleicht nicht ganz angenehme Angelegenheit her," entgegnete Hellmuth ruhig. "Es ist mir selbst peinlich, darauf zurückzukommen, aber angesichts der Verhältnisse bleibt mir nichts übrig, als mit Dir von jener — Unbesonnenheit zu sprechen, die für mich sehr schwere Folgen gehabt, wie Du zugeben wirst."

Hans hatte sich jetzt rasch herumgedreht, und er hielt es nicht der Mühe wert, eine Verbrießlichkeit zu verbergen, in welche die Worte des Bruders ihn versetzt.

"Das bildest Du Dir doch nur ein," sagte er gereizt. "So viel ich Dich kenne, verbrauchst Du noch nicht einmal Deine Gage. Du vermißt also vorläufig das Geld nicht. Daß ich es Dir aber später zurückgeben werde, kannst Du Dir doch beinahe denken. Ich bin nicht der Mann, der dem Bruder sein Geld wegnimmt. Ewig kann doch der alte Döminghaus nicht leben. Sieh ihn nur an, wie der in der letzten Zeit zusammengeklappt ist. Vielleicht in ein paar Monaten — man spricht ja nicht gerne darüber, aber — wer kann's wissen?"

"Nicht wegen der Geldangelegenheit bin ich hier," gab Hellmuth frostig zurück. Er fühlte sich durch die Sprache des Bruders aufs peinlichste berührt.

"Ah! Hat Dein Kommen mit Fräulein Harber etwas zu thun?"

"Indirekt — ja." Hellmuth war überrascht.

"Dann halte mich mit der Geschichte nicht länger auf. Ich habe mich schon genug darüber geärgert. Hoffentlich denkst Du nicht daran, Dein gegebenes Wort zu brechen."

"Nein — aber —"

Hellmuth von Dammin konnte eines beklommenen Gefühls sich nicht erwehren.

"Nun — aber? Warum muß mir doch alles vergällt werden? Die Geschichte ist für mich abgethan, ich will nichts mehr von ihr wissen. Wenn der alte Döminghaus tot ist und ich die Erbschaft angetreten habe, bekommst Du Dein Geld mit Zins und Zinseszins zurück. Dann sind wir quitt. Eher kann ich nichts thun."

"Ich wiederhole Dir, daß ich nicht wegen der Geldangelegenheit hier bin, und denke, Du kannst doch etwas für mich thun. Gestatte mir einen Augenblick."

Er teilte Hans den diesem bereits bekannten Vorgang in der Ausstellung mit. Mit verdrossener Miene folgte derselbe den Mitteilungen.

"Laß doch die Leute schwätzen," sagte er dann ungeduldig.

"Das sagst Du. Es ist sehr schlimm, daß ich mich dabei beruhigen mußte, weil ein Wort von mir Dich in Gefahr gebracht haben würde."

"Nicht? Nein, Hellmuth. Du bist im Irrtum. Jede Rücksicht, die Du in dieser Angelegenheit beobachtest, kommt ausschließlich Dir zu gute."

"Ich verstehe Dich nicht."

"Weißt Du, daß Reinert gestorben ist?"

"Ja."

"Er war der einzige Zeuge."

Die Worte übten eine förmlich verblüffende Wirkung auf Hellmuth aus.

"Ich weiß nicht, was sein Tod mit unserer Sache zu thun hat," sagte er dann, sich zu einer Ruhe zwingend, die ihm längst nicht mehr zu Gebote stand. "Um kurz zu sein: Ich habe mich mit Hanna Harber verlobt."

Hans von Dammin taumelte zurück wie vor etwas Furchtbarem. Sein Gesicht war erbfahl geworden, seine Züge verzerrten sich. Mit halb erloschenem Blick starrte er auf Hellmuth.

"Mein Gott, Hans, was ist Dir? Du bist nicht wohl."

Hellmuth war dem Bruder um einen Schritt näher getreten, sah sich aber mit einer abwehrenden Bewegung zurückgewiesen. Noch war es nur ein gurgelnder Laut, der über die blutlosen Lippen des sichtlich völlig fassungslosen Mannes kam, aber dann —

In Hans von Dammins Augen loderte der Haß, sinnlose Wut prägte sich in seinen Zügen aus. "Hinweg — von mir!" stieß er zwischen den fest aufeinandergepreßten Zähnen hervor. "Laß mich in Ruhe! Ah! Also darum die Auflösung der Verlobung! Wieder ein Beweis, wie Du mit Deinem nichtswürdigen Gleichmut und Deiner kühlen Berechnung die Verhältnisse Dir unterthan machst. Du — und — Hanna Harber! Ist es möglich? Das kann nicht sein. Und doch — ich habe es geahnt — so mußte es kommen."

Die Worte waren keuchend, atemlos hervorgefloßen, in glühendem Haß richtete er seine Augen auf Hellmuth, der erschrocken zurückgewichen war.

"Ja — es ist so," fuhr er mit heiferer Stimme

fort, „ich sehe ganz klar. Darum war Dir Dein Geld nichts. Die Erbin konnte es Dir hundertfach ersetzen. Was willst Du noch von mir? Dich an meiner Ohnmacht weiden?“

„Ich verstehe Dich nicht, Hans. Deine Äußerungen sind die eines Wahnsinnigen. Was kannst Du gegen meine Verbindung mit Hanna Harder haben? Du erleidest doch wahrlich keinen Schaden dadurch,“ nahm Hellmuth endlich das Wort. „Bei ruhiger Überlegung muß Dir ein solcher Ausgang sogar willkommen sein.“

„Damit Ihr gemeinsam des Elenden spottet, dessen leichteres Blut ihn hinderte, zu einem herzlosen Egoisten herabzusinken, und der in einer dunklen Stunde der Versuchung unterlegen ist.“

Mit einem Male war der Zorn veriraucht, von welchem Hellmuth ergriffen gewesen und an Stelle desselben trat das Mitleid. Dem Himmel sei Dank, noch war nicht jedes bessere Gefühl in dem Bruder erstorben.

„Du bist ungerecht, Hans, wie Du Dich immer gezeigt, wo es mich zu beurteilen gogolten. Wir Brüder bilden schroffe Gegensätze und von Deinem Standpunkt aus magst Du gegründete Ursache haben, mich zu verdammen. Ich will Deiner Meinung über meine Person nicht entgegenzutreten versuchen, aber Du sollst mich meinen Weg gehen lassen. Nie habe ich Dir Vorwürfe gemacht, noch weniger aber mit anderen Deine Fehler besprochen. Bis zur Stunde weiß Hanna nichts von jenem unglücklichen Vorfall und weil ich nicht mit ihr darüber zu sprechen beabsichtige, darum bin ich hier. Ich gab Dir mein Ehrenwort, über die Sache zu schweigen. Du darfst von mir annehmen, daß ich es halten werde.“

Hans von Dammin zuckte zusammen, das Blut kehrte in das fahle, verzerrte Gesicht zurück. In dem Blick, den er jetzt auf Hellmuth richtete, war etwas unheimlich Lauerndes.

„Und — was willst Du von mir?“

„An — Deine — Bruderliebe appellieren.“

Er hatte das Wort „Ehre“ gebrauchen wollen, versprach sich aber keinen Erfolg davon.

„Zu welchem Zweck?“

„Hans, meine Braut ist Zeugin einer Unterredung gewesen, die sehr geeignet war, mich in ein falsches Licht zu stellen. Entsinne Dich der Stunde, in welcher ich Dir die Zusicherung gab, Dich vor den Folgen Deiner That zu retten. Ich habe Deinetwegen viel auf mich genommen. Zeige mir, daß Du nicht willst, daß ich ferner unter Deiner Schuld leide. Ich will nicht viel von Dir. Nur in den Augen Hannas und Dagobert Harders will ich von jedem Verdacht gereinigt dastehen.“

Hans entgegnete nichts. Er war jedem Worte des Bruders mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt, und sie hatten ihn plötzlich von dem ohnmächtigen Grimm befreit, der ihn zu ersticken gedroht. In seinen Augen glühte triumphierende Freude. Er glaubte klar zu sehen. Dagobert Harder mißtraute dem Verlobten seiner Nichte und nur darum verlangte Hellmuth von ihm seinen Beistand. Er sollte sich schuldig bekennen. Hohn umspielte seinen Mund.

„Sprich deutlicher. Ich kann Deine Absichten nicht erraten,“ sagte er mit heiserer Stimme.

Hellmuth glaubte in diesem Augenblick schon nicht mehr an einen Erfolg. Es wurde ihm schwer, auszusprechen, was ihn hergeführt hatte, und es mußte erst das Verlangen hinzukommen, dieser peinlichen Situation ein Ende zu machen, um ihn zu bewegen, das, was ihm so selbstverständlich und natürlich erschienen war, in Worte zu kleiden.

„Du sollst Hanna und Dagobert Harder den Sachverhalt klar legen, ihnen sagen, daß ich von jenem furchtbaren Handel nichts gewußt.“

Den Worten folgte tiefes Schweigen, das erst nach einigen Minuten von Hans unterbrochen wurde.

„Du kannst nicht erwarten, daß ich mir Deinen Vorschlag überhaupt nur überlege. Die Sache ist und bleibt tot — abgethan für immer. Willst Du ehrlos handeln und Dein mir gegebenes Wort brechen, so magst Du das mit Dir selbst abmachen. Ich warne Dich aber, meinen Namen in Gefahr zu bringen, Du würdest auf die rücksichtsloseste Gegenwehr zu rechnen haben und müßtest unterliegen. So närrisch ist unsere heutige Welt nicht, daß sie Dir glauben würde, Du hättest Dein Vermögen dahingegeben, um die Ehre des Bruders zu retten. Was Du gethan hast — für mich — wird der Welt nur zum Beweise Deiner eigenen Schuld dienen. Reinert aber? — Er thut den Mund nicht mehr zu einem Zeugnis auf.“

Und wieder war es still in dem Raume, man hörte nichts als schnelle Atemzüge.

„Hans, waren Deine Worte Dir ernst?“

„Heiliger Ernst. Ich müßte nicht bei Sinnen sein, wollte ich anders sprechen. Was ich gesagt habe, dabei bleibt's. Verlange nicht von mir, daß ich behilflich sein soll, Dir eine Märtyrerkrone aufs Haupt zu drücken und mich als einen gemeinen Verbrecher hinzustellen, während Du doch nur Deine gewinnfüchtigen Interessen vertretest.“

Wenige Minuten später verließ Hellmuth von Dammin die Wohnung seines Bruders. Nicht ein weiteres Wort war mehr über seine Lippen gekommen. Es wäre vergebliches Mühen gewesen, den Versuch zu machen, bei Hans eine Sinnesänderung bewirken zu wollen.

Ein Frösteln beschlich Hellmuth als er die breiten Treppentufen hinabschritt. Er täuschte sich nicht über die Folgen dieser Unterredung. Sie hatte über sein und Hannas Schicksal entschieden.

Kein Gedanke hatte ihn auf einen solchen Ausgang vorbereitet. Das Glück, das so plötzlich vor ihm sich aufgethan, ließ auch ihn, den ernststen Grübler, einmal die Dinge im rosigten Lichte schauen und es war doch nur das trügerische Morgenrot eines regen-schweren Herbsttages gewesen.

Nicht einen Augenblick dachte er daran, eine zweite Begegnung mit Hanna herbeizuführen. Einmal in seinem Leben war er unmittelbar einem stürmischen Orage seines Herzens gefolgt und dadurch in einen Konflikt geraten, den auszugleichen ihm schwer genug fallen, wenn nicht gar unmöglich gemacht werden würde. Sein Traum von Glück war einer elenden Wirklichkeit gewichen, und Hanna?

Ihrer Worte sich erinnernd, die sie am Morgen zu ihm gesprochen, verfinsterten sich seine Züge nur noch mehr.

„Ich werde den Weg finden, der aller Unruhe ein Ende macht,“ murmelte er, indem er mit großen Schritten sein Zimmer durchkreuzte.

Zwei Dinge standen ihm dabei vor Augen, indem er so dachte. Er wollte an Hanna schreiben und ihr mitteilen, daß er niemals instande sein werde, ihr sein gegebenes Wort einzulösen und sie um Verzeihung dafür bitten, daß er sich hatte hinreißen lassen, ihr Worte zu sagen, die unausgesprochen hätten bleiben müssen, dann aber — sein Abschiedsgesuch einreichen.

Die Stunde, wo er nach Dammin zurückkehren mußte, war gekommen — früher als er gedacht. Er konnte unter den gegebenen Umständen nicht mehr im Dienst bleiben. Nicht allein, weil es Menschen gab, die, in Unkenntnis über seine Person, seinen Namen mit einem schmachvollen Verdacht zu besudeln wagen durften, ohne daß er in der Lage sein würde, sich zu verteidigen, sondern auch weil ihm die Berufsfreudigkeit verloren gegangen war. Es gab aber noch einen Grund, der ihn aus den alten Verhältnissen hinwegtrieb, das Gefühl einer Schwäche, die er fürchtete. Er wollte Hanna nicht mehr begegnen — nie mehr. Da war es gewiß am besten, Länderstreden zwischen sich und ihr zu legen, als der Gefahr sich auszusetzen, ihr einmal unerwartet gegenüberzustehen. Indem er so dachte, umspielte ein bitteres Lächeln seinen Mund. Er war ein Feigling geworden. Die Liebe zu einem schönen Mädchen hatte ihn zum Weibe gemacht.

Der Morgen war längst angebrochen. Das voll durch die offenen Fenster eindringende Tageslicht hatte den Schein der Lampe überwunden als Hellmuth von seinem Sitz am Schreibtisch sich erhob. Es war etwas ruhiger in ihm geworden, nachdem er die schwierige Aufgabe gelöst, aber das Gefühl einer großen Leere machte sich peinigend bei ihm geltend.

Er sah nach der Uhr. Ihm blieb noch etwa eine Stunde Zeit, ehe er in den Dienst mußte. An Schlafen würde er nicht denken können, er fühlte aber auch keine Spur von Müdigkeit. So klebete er sich um und erwartete dann am Fenster stehend den Zeitpunkt, der ihn an seine Tagesbeschäftigung rief.

Fünfzehntes Kapitel.

Die nächsten Tage vergingen, ohne daß irgend etwas die Gleichförmigkeit des sommerlichen Garnisonlebens unterbrach. Die Bewilligung des erbetenen Urlaubs ging nicht so schnell ein, als er erwartet und gehofft, doch hatte er bereits alle Vorbereitungen für seine Abreise getroffen. Der Vater war von seiner Absicht, sich in das Privatleben zurückziehen und voraussichtlich noch im Laufe der Woche nach Dammin kommen zu wollen, unterrichtet, und so konnte jeder Augenblick ihm die Beruhigung bringen, nach welcher ihn ungeduldig verlangte.

Am fünften Tage kam ein Brief von Hanna Harber. Seine Hand zitterte als er ihn zögernd zwischen den Fingern hielt. Die Schrift war ihm bekannt, nicht weniger die Form des Schreibens. Lebendig trat ihm jener Abend vor die Seele, an welchem sie ihm die Zeilen an Dagobert Harber übergeben, die er gebraucht, um ein Unglück, das den unseligen Bruder vernichtet, aber auch den Vater tödlich getroffen haben würde, zu verhüten, und von einem grimmigen Zorn erfaßt, fühlte er es wie Neue in sich aufsteigen, daß er nicht der Stimme, die ihm zugestüstert, den Schulbigen seiner wohlverdienten Strafe zu überlassen, Gehör gegeben. Was war durch das gebrachte Opfer erreicht?

Es durchschauerte ihn fröstelnd, indem er sich den entsehligen Augenblick vergegenwärtigte, in welchem er schweigend Zeuge der ihm widerfahrenen Beschimpfung hatte werden müssen.

Dann erbrach er langsam den Brief. Während er las erhellten sich seine Züge nicht, seine Brauen hatten sich vielmehr dichter über der Nase zusammengezogen. Ihr Schreiben überraschte ihn kaum, und das war das schlimmste. Sie gab ihm sein Wort nicht zurück.

„Kann der Schleier, der über jene Angelegenheit sich ausbreitet, nicht gelüftet werden, so ist das gewiß sehr beklagenswert für uns, Hellmuth, insbesondere für Sie, aber ich weiß nicht, welchen Einfluß dies auf unsere Zukunft haben könnte? Es wird vielleicht schwer halten, Onkel Dagobert gleich für unsere Absicht, einander für das Leben anzugehören, zu gewinnen und ihn zu überzeugen, daß ein blindes Vorurteil ihn ungerecht sein läßt, aber ich bin überzeugt, er wird bei seinem großen Gerechtigkeitsgefühl früher oder später zu der Erkenntnis kommen, daß nur seine Abneigung gegen einen Namen, mit welchem für ihn sehr traurige Erinnerungen verknüpft sind, ihn Sie falsch beurteilen ließ. Schreiben Sie mir einstweilen nicht mehr in der Angelegenheit, Hellmuth. Wir brauchen beide Zeit, uns zurechtzufinden. Erwarten Sie in dessen nicht, daß ich jemals meinen Sinn ändere. Sie haben mir Ihr Wort gegeben und ich halte es so lange fest, bis Sie mir erklären, daß Sie mich getäuscht haben, als Sie mich Ihrer Liebe versicherten.“

Hanna hatte noch manches andere geschrieben, aber nichts, das nur einen Augenblick ihm die Möglichkeit nahe legte, daß sie zu einem Auseinandergehen vielleicht dennoch ihre Zustimmung geben werde. Seine Befürchtung, den selbst geschaffenen Konflikt nicht aus dem Wege räumen zu können, hatte eine festere Gestalt angenommen als er erwartet, denn so wenig er noch daran denken konnte, den Besitz der Geliebten sich zu sichern, so überzeugt war er auch, daß Hanna Harber an dem, was sie ihm geschrieben, festhalten würde.

Noch einmal machte er den Versuch, ihre Gesinnung zu erschüttern, indem er ihr die Hoffnungslosigkeit der Verwirklichung des Glückes, das zu groß gemessen sein würde, um es erreichen zu können, vor Augen führte. Er glaubte sie auf die Pflichten auf-

merklich machen zu müssen, die sie dem Onkel gegenüber habe.

„Ich halte Dir mein Wort, Hellmuth. In einigen Jahren kann ich über mich selbst bestimmen. Laß nicht durch eine thörichte Empfindlichkeit — denn nur um eine solche handelt es sich bei Dir — ein Glück scheitern, das eines Tages alle, die uns lieb sind, zu dauernder Freundschaft vereinigen wird.“

Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich mit dem Onkel auf dem Wege nach der Schweiz. Wir werden am Genfer-See bleiben. Lebe wohl!

In unwandelbarer Treue
Hanna Harber.“

Hellmuth von Dammin stand lange in tiefen Sinnen verloren. Hannas Zeilen hatten ihn beglückt, aber seinen Schmerz um etwas Verlorenes nur gesteigert und Hoffnung regte sich in seinem Herzen keine. Beruhigend wirkte nur das Bewußtsein, daß sie ihm fern gerückt war und bei ihrer Heimkehr ihn nicht mehr in Berlin antreffen würde.

Raum acht Tage später verließ auch er die Hauptstadt, um nach Dammin überzustecheln. Er wußte, daß er nicht mehr nach Berlin zurückkehren würde und durfte darauf rechnen, sein Abschiedsgesuch bewilligt zu sehen, ehe sein Urlaub zu Ende gegangen war.

Hellmuth sah sich von dem Vater und der Mutter mit mehr Herzlichkeit empfangen, als er erwartet. Der alte Herr war seit einigen Wochen wieder leidend und seiner Meinung nach nicht mehr imstande, den Anforderungen zu genügen, die man an ihn, als den Herrn, stellte. Vielleicht gab sein körperliches Leiden nicht zu Bedenken Veranlassung, aber schon die Befürchtung, daß er etwas versehen könne, erregte ihn und versetzte ihn in einen Zustand von Nervosität, der dann binnen kurzem wirklich beängstigend geworden war.

So wirkte Hellmuths Kommen erlösend. Frau Barbara glaubte freilich die Bemerkung zu machen, daß nicht nur das Aussehen des Sohnes unwillkürlich zu der Frage drängte, ob nicht seine Gesundheit sehr zu wünschen übrig lasse, sondern er machte ihr auch den Eindruck, als stehe er seelisch unter einem Druck, der sein ganzes Wesen verändert. Da war nichts von der früheren Festigkeit und dem ruhigen Gleichmut, der ihn ausgezeichnet, zu bemerken. Er zeigte sich zerstreut und wechselnden Stimmungen unterworfen.

Wenige Wochen aber reichten aus, eine wohlthuende Veränderung an ihm zu bewirken. Mit großem Eifer widmete er sich seiner neuen Lebensaufgabe, und die Arbeit, welche er in überreichem Maße vorfand, wurde ihm eine freundliche Trösterin und begann die Wunden zu vernarben, die noch vor kurzer Zeit ihm den heftigsten Schmerz bereitet. Der neue Wirkungskreis befriedigte ihn vollkommen, obgleich auch selbst diese Befriedigung ihn an einen Verlust erinnerte, den er niemals würde überwinden können.

Zwischen Herrn Luchs und seinem jüngsten Sohne begann sich bald ein freundlicheres Verhältnis herzustellen. War der erstere Hellmuth auch anfangs

mit einer Art von Scheu ausgewichen, so führten doch die Umstände alsbald eine Annäherung herbei. Hellmuth war des Rates, der Unterweisung bedürftig, die er bei den reichen Erfahrungen des Vaters hier finden konnte. Schon dadurch mußte dem alten Herrn alsbald das peinigende Gefühl abhanden kommen, daß er fortan nur noch auf Dammin gebuldet sein werde.

Rücksichtsvoller als geschehen konnte der Rittmeister nicht wohl seine Anwesenheit gestalten. Auf seine Bitte hatte Frau Barbara ihm die Fremdenzimmer für seinen persönlichen Gebrauch herrichten lassen, und weder sie noch ihr Gatte sahen sich in irgend einer Weise gestört oder in ihren Gewohnheiten beeinträchtigt. Alles war unverändert geblieben, nur in der Bewirtschaftung des Gutes machte ein energischer und umsichtiger Wille sich bemerkbar, der vor allem von Herrn Luchs angenehm empfunden wurde.

Während Hellmuth indessen nicht nur Flur und Wald, sondern jeden Winkel des Hauses seiner Aufmerksamkeit wert hielt, hatte er den Pavillon ängstlich gemieden, als eine Erinnerung, die nur zu sehr geeignet war, ihn wieder aus dem Gleichgewicht zu bringen. Die Schwäche reizte ihn, doch gelang es ihm nicht, sie zu überwinden. Er ging in einem weiten Bogen um das kleine Haus herum, in welchem wohl zuerst eine Ahnung von der Allgewalt einer großen Liebe sich ihm aufgedrängt.

Ein Übermaß an Arbeit, hervorgerufen durch anhaltende Trockenheit, welche ein rasch aufeinanderfolgendes Reifen der verschiedenen Feldfrüchte zur Folge hatte, war ein wirksames Mittel, Hellmuths Gedanken von dem großen Schmerz abzulenken, den er niemals würde überwinden können. Die Ernte zwang sogar hin und wieder zu einem persönlichen Eingreifen und todmüde von ungewohnten Anstrengungen, sank der Rittmeister abends auf sein Lager nieder, um mit dem frühesten durch das laute Treiben auf dem Hofe, das auch ihn zur Arbeit rief, wieder aufgeschreckt zu werden.

Zwischen der Weizen- und Haferernte fiel eine Regenzeit, in welcher ihm sein Unglück wieder nähergerückt erschien. Er war an das Haus gebannt und wenn er zufällig an das Fenster trat, dem niederströmenden Regen zuzuschauen, dann wanderte auch sein Blick unwillkürlich zu dem Pavillon hinüber, dessen Dach und Stiebel zwischen dem Grün hervor sichtbar wurde. Mit leisem Grauen gedachte er des Winters.

In diese Zeit fiel auch noch ein Ereignis, das nur zu sehr angethan war, den mühsam gedämpften Schmerz wieder in seiner ganzen Größe aufleben zu lassen. Der Kommerzienrat Döminghaus war unerwartet in Karlsbad gestorben. Die Todesanzeige traf gleichzeitig mit einem an den Rittmeister Hellmuth von Dammin gerichteten und von Berlin nachgelandten Brief ein, in welchem Hans dem Bruder die Mitteilung machte, daß die zwischen ihnen schwebende Angelegenheit nunmehr sofort ihre Erledigung finden werde. Indem Hellmuth den Brief las, fühlte er von einem ohnmächtigen Zorn sich ergriffen. Jede Zeile verriet ihm die Vorsicht, mit

welcher der Schreiber einer ihn möglicherweise kompromittierenden Äußerung aus dem Wege ging.

Seitdem waren fünf Wochen vergangen. Durch die Zeitungen hatte man von dem glänzenden Begräbnis und dem großen Nachlaß des Verstorbenen erfahren, von Hans war keine Nachricht wieder eingetroffen, nur die Kinder waren zurückgerufen worden. Zwischen Herrn Luchs und Hellmuth wurde Hans' Name nicht erwähnt, aber der erstere lebte doch der frohen Hoffnung, daß nunmehr der älteste Sohn das ihm einst gegebene Ehrenwort einlösen, und Dammin wieder des alten Wohlstandes sich erfreuen werde, während der letztere etwas wie Furcht und Grauen empfand, wenn er den Augenblick sich vergegenwärtigte, in welchem Hans, seiner Verpflichtungen sich zu entledigen, auf Dammin eintreffen würde.

Er sollte nicht mehr lebend nach Dammin kommen.

Es war in den ersten Tagen des Oktober, als Hellmuth, welcher allein noch im Hause wachte, durch das wütende Gebell der beiden Hofhunde aufmerksam gemacht, das Fenster öffnete, um vielleicht zu sehen, ob irgend etwas Ungewöhnliches den Tieren Anlaß zu ihrer Ungeberdigkeit gegeben. Der Himmel war sternklar und so gewährte Hellmuth ganz deutlich am Gitter einen Mann, der scheinbar nach dem Eingang suchte.

„Wer da?“ rief er in die Nacht hinaus.

„Depeſche,“ lautete die Antwort.

„Gebulden Sie sich einige Minuten.“

„Von Berlin,“ murmelte der Rittmeister, indem er das Zimmer verließ. Was würde sie Schlimmes bringen?

Er war anfangs nicht gerade beunruhigt gewesen, nur von Bitterkeit erfüllt, aber er wurde es, ohne daß er eine Erklärung dafür zu geben wußte, indem er mit beschleunigten Schritten jetzt dem Eingang sich näherte. Seine Hand zitterte, als er die Depeſche in Empfang nahm und dem Boten ein Trinkgeld aushändigte.

In sein Zimmer zurückgekehrt, schlug er das Blatt auseinander. In demselben Augenblick bedeckte Leichenblässe sein Gesicht — er taumelte zurück, ein unartikulierter Laut rang sich von seinen Lippen.

Hans von Dammin war tot.

Hellmuth stand eine Weile regungslos, seine Gedanken hatten sich verwirrt, er wußte nicht, wo aufhören und wo enden. Was war geschehen? Der Bruder war nicht krank gewesen, und die Depeſche von Dagobert Harber unterzeichnet. Er fühlte sich von einer unheilvollen Ahnung ergriffen, für welche er doch keine Erklärung zu finden wußte.

Was war zu thun? Dagobert Harber forderte Hellmuths Kommen. Der Verstorbene befände sich zur Stunde noch in der Harberschen Wohnung und man wolle mit der Überführung der Leiche bis zum Eintreffen des Bruders warten.

Noch immer stand Hellmuth ratlos. Der Gedanke an den Vater ließ ihn alles andere vergessen. Und doch durfte er nicht zögern, diesem Mitteilung zu machen, denn es war selbstverständlich, daß er unverweilt der an ihn ergangenen Aufforderung Folge

geben mußte. Niemand aber als er würde den alten Mann mit gleicher Schonung auf das furchtbare Ereignis vorbereiten können.

So mußte er sich fassen, sich beruhigen. Jede Schwäche konnte dem Vater gefährlich werden und dieser Gedanke befähigte ihn endlich, die erste Anordnung für seine sofortige Abreise zu treffen. Er weckte den Diener und beauftragte ihn, dem Kutscher seinen Befehl zum Anspannen zu überbringen und dann einige für die Reise notwendige Gegenstände einzupacken. Darauf begab er sich in das Schlafzimmer des alten Herrn. Er konnte doch nicht jeder Aufregung desselben wehren. Sein eigenes Aussehen strafe seiner Versicherung, daß es sich hoffentlich nicht um etwas Besorgniserregendes handele, Lügen, aber Herr Luchs zeigte sich trotzdem merkwürdig gefaßt.

„Ja, gehe, Hellmuth, ich denke, es ist schlimm mit ihm,“ sagte er, nachdem er das erste Erschreden überwunden. „Bergiß, daß er Dir manche böse Stunde bereitet und nicht immer wie ein Bruder an Dir gehandelt hat. Stehe ihm in seiner letzten Stunde bei, wenn — Du — nicht zu spät kommen solltest. Ich will die Mutter weiden lassen.“

Raum eine halbe Stunde später fuhr Hellmuth in die Nacht hinaus. Er mußte sich nach der fünf Stunden weit entfernten Stadt fahren lassen, um einen Anschluß an den Schnellzug zu erlangen.

Hunderterlei Fragen stürzten auf ihn ein und er war nicht in der Lage, eine einzige derselben zu beantworten. Er hatte nur die Überzeugung von etwas Schrecklichem. Der Gedanke, daß Hans einen Selbstmord begangen haben könne, drängte sich ihm auf, aber — alles sprach dagegen, und nicht zum geringsten jene Feigheit, die ihn einst gehindert, einem entehrenden Dasein ein Ende zu machen. Aber auch der Umstand, daß er im Harberschen Hause seinen Tod gefunden.

An sich selbst dachte Hellmuth von Dammin nicht. Flüchtling war nur einen Moment die Vorstellung in ihm wach geworden, daß nun für ihn eine letzte schwache Hoffnung begraben sei, die doch noch in der Tiefe seines Herzens Raum gefunden. Er schämte sich der natürlichen Regung und das Blut stieg ihm heiß in das Gesicht. Wie konnte er in einer solchen Stunde mit der eigenen Person sich beschäftigen?

In Berlin angelangt, verfügte er sich sogleich in die Harbersche Wohnung. Er sah sich erwartet. Der Diener führte ihn unangemeldet in das Arbeitszimmer des Hausherrn, der ihm schon an der Schwelle entgegenkam.

„Ich bedaure, Herr Rittmeister, daß ein so betäubender Fall uns wieder zusammenführt. Sie haben meine Depeſche verstanden?“

„Mein Bruder ist tot,“ entgegnete Hellmuth, die Frage beantwortend.

„Ja, Herr Rittmeister, er war es schon, als ich die Depeſche abschickte.“

„Ich habe es vermutet. Er war nicht krank?“

„Nicht körperlich. Das Ereignis dürfte auf einen Streit mit seiner Gattin zurückzuführen sein. Ist es

Ihr Wunsch, über die Einzelheiten des Vorfalles gleich unterrichtet zu werden?"

"Ich bitte darum, Herr Harder."

"Sie sehen schlecht aus, Herr Rittmeister. Gestatten Sie mir, Ihnen eine Erfrischung anzubieten?"

Hellmuth bewegte verneinend den Kopf. Es hatte etwas außerordentlich Weiches in den Worten Dagobert Harders gelegen, das ihn wohlthuend berührte.

"Wir waren am Genfer See, Herr Rittmeister, wie meine Nichte Ihnen brieflich mitgeteilt haben will. Auch Ihr Herr Bruder mit seiner Gemahlin hatte daselbst einen mehrwöchentlichen Aufenthalt genommen. Lassen Sie mich noch erwähnen, daß ich anfangs bemüht gewesen bin, dem Herrn von Dammin auszuweichen, dann aber, um keine Störung herbeizuführen, mich den gesellschaftlichen Anordnungen gefügt habe. Wir trafen uns gelegentlich in Gegenwart anderer, wechselten auch wohl einmal ein paar gleichgültige Worte. Eine weitere Annäherung hat nicht stattgefunden, obwohl meine Nichte, vielleicht aus Gründen, die mir begreiflich sind, bemüht war, freundschaftlichere Beziehungen herzustellen.

"Der Tod des Herrn Döminghaus zwang den Herrn Rittmeister und seine Gemahlin, ihren Aufenthalt abzukürzen. Er hat sich von meiner Nichte und mir in einem kaum fünf Minuten dauernden Besuch verabschiedet. Dabei ist mir aufgefallen, daß Frau von Dammin den Gatten nicht begleitete, wie ich auch während der letzten Tage, die der Abreise des Paares vorhergingen, bemerkt zu haben glaubte, daß Ihre Frau Schwägerin sich mit Ostentation von meiner Nichte zurückgezogen, in einer Weise, die auch anderen auffällig geworden war.

"Wiedergesehen haben weder meine Nichte noch ich den Rittmeister bis zum gestrigen Abend, gehört allerdings mancherlei, das auf eine Störung seiner geistigen Funktionen schließen ließ. Ob irgend etwas davon auf Wahrheit beruht, weiß ich nicht. Mir hat Herr von Dammin einen völlig normalen, allerdings aufgeregten Eindruck gemacht, der sehr wohl in einer stürmischen ehelichen Scene hatte begründet sein können. Daß eine solche dem Drama vorhergegangen, ist außer Frage.

"Meine Nichte und ich befanden uns nach dem Abendessen im Musikzimmer und sie blätterte in den Noten, ein Lied hervorzufuchen. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, Frau von Dammin stürzte herein, das Haar fessellos über den Nacken niederhängend, in der hoch erhobenen Hand einen Brief haltend, den sie meiner Nichte mit dem Lachen einer Wahnsinnigen zuwarf.

"Da, sieh, was für ein Schurke er ist. Er

hat Dich bestohlen, Deine Gemälde verkauft. Ohne seinen Bruder säße er im Zuchthause, und mit diesem Elenden willst Du kokettieren?"

"Da bligte es auch schon auf — ein Knall —"

"O mein Gott!" kam es leise über die Lippen Hellmuths.

"Der Rittmeister lag in seinem Blute. Kaum fünf Minuten später war er eine Leiche."

Eine Pause trat ein. Hellmuth von Dammin war vollständig überwältigt von dem Gehörten. Nach einer Weile fragte Dagobert Harder:

"Was bestimmen Sie bezüglich des Verbleibens der Leiche? Frau von Dammin will nicht, daß sie in ihre Wohnung gebracht wird, weil sie sich vor dem Toten fürchte. Wollen Sie, daß das Begräbnis hier stattfindet?"

"Der Vater wird wünschen, daß die Leiche nach Dammin überführt werde und auch ich möchte sie dorthin gebracht sehen. Herr Harder, lassen Sie mich Ihnen mein Bedauern aussprechen, daß dieses schreckliche Ereignis in Ihrem Hause stattgefunden."

Er wagte keine Frage nach Hanna.

"Es wird mir eine Beruhigung sein, Ihnen die schwere Aufgabe zu erleichtern, die Ihnen jetzt zufallen dürfte," entgegnete Dagobert Harder mit Herzlichkeit. "Verfügen Sie über mein Haus und meine Person. Ich möchte Ihnen zeigen, daß ich ein Unrecht gut zu machen bemüht bin."

Bereits am folgenden Tage wurde Hans von Dammins Leiche in die Heimat überführt. Dagobert Harder begleitete Hellmuth. Beide Männer hatten den Beschluß gefaßt, dem Vater die verschiedenen Akte eines Dramas nach Kräften zu verschleiern, und der alte Herr ließ sich gern täuschen.

"Ich weiß nicht alles," sagte er ruhig, "aber viel. Das Testament des alten Döminghaus hat ihn zu Grunde gerichtet. Seine Ehre hat nicht gelitten, daß er sozusagen unter Kuratel gestellt worden ist. Und nun hätte noch alles gut werden können."

Dagobert Harder aber sagte zum Abschied zu Hellmuth:

"Wenn Sie das Trübe, das Sie erfahren, erst ein wenig überwunden haben, dann kommen Sie zu uns, Hellmuth. Hanna erwartet Sie mit Sehnsucht und auch mich verlangt, gut zu machen, was ich Ihnen wesentlich Böses zugefügt. Ohne den Brief des Kunsthändlers Reinert an Ihren Bruder, der durch irgend einen Zufall in Frau Elsas Hände geraten sein mag, würde noch viel Wasser ins Meer geflossen sein, ehe ich Ihnen die Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen, die sich mir bei Ihrem bloßen Anblick aufgedrängt. Im übrigen würden Sie als Sieger hervorgegangen sein, leider wäre meiner Nichte die Wahl zwischen Ihnen und mir nicht schwer geworden."

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Lenzesstimmung.

Blütenduft und Lenzessonne,
Lustig-heitrer Finkenschlag,
Linde Luft und blauer Himmel,
Dunkelgrüner Buchenhag . . .
Froher Schritt und Liebeswonne,
Zweier Herzen sel'ger Schlag . . .
Reiches Hoffen, süßes Träumen . . .
Glückgepries'ner Lenzestag!

Wilhelm Schoof.

Unsere Vogelstube.

Von Agnes Harder.

Ich muß noch sehr klein gewesen sein. Vielleicht war ich sechs Jahre alt. Aber das fühlte ich damals nicht, denn ich war ja die älteste und die andern waren viel kleiner und jünger als ich. Wenn ich in der Vogelstube stand, so konnte ich gerade nur in das unterste Baur hineinschauen. Ein dicker, etwas schwerfälliger Kernbeißer bewohnte es, von mir Nußknacker genannt. Jedesmal, wenn er mit seinem großen Schnabel dem Gitter zu nahe kam, fuhr ich erschrocken zurück, ein Beweis, daß sich Selbstbewußtsein früher entwickelt als Mut.

Da die Vogelstube für einige Jahre den Inhalt meines Lebens bildete, so sehe ich nicht ein, warum alles, was mit ihr zusammenhing, nicht für den Inhalt eines Aufsatzes genügen soll.

Sie war das Steckenpferd meines Vaters. Jeder Mann — ich schreibe das Wort absichtlich getrennt — hat ein Steckenpferd. Ich weiß nicht, ob nach dem Sieg unserer Emancipation wir auch die Erlaubnis für einen Privatmarstall bekommen werden. Vorläufig ist jede Frau noch eine Feindin des besagten männlichen Steckenpferdes, das sie absolut nicht zur Gattung der Haustiere zu rechnen gewillt ist. Meine Mutter machte keine Ausnahme, und so war mein Vater mit seinen Vögeln in ein unbenutztes Zimmer gezogen, das nach Süden lag und einen eigenen Eingang hatte. Gleichzeitig beschlagnahmte er einen leeren Holzstall und errichtete in ihm seine Werkstätte. Denn obgleich in seinem Beruf uralten Familientraditionen folgend, war er in allen Dingen, die sein Steckenpferd angingen, selbst made man in des Wortes weitgehendster Bedeutung. Er hielt es für vollständig unter seiner Würde, ein Vogelbauer zu kaufen. Nach einer von ihm erfundenen Methode konstruierte er sie alle selbst. Die Wände wurden aus Draht über Nägelrahmen geflochten, die verbindenden Hölzer schön grün angestrichen, um den Gefangenen, die dadurch an Bäume erinnert werden sollten, jene Täuschung zu erleichtern, der sich Maria im Garten zu Fotheringhay hingab. Die zartesten Rückstüchlein wurden genommen. Lichtscheue Tierchen bekamen eine Art von buschigem Dickicht, indem ein Teil des Käfigs mit grüner Glanzleinwand überzogen wurde.

Ferner entstanden in der großen Werkstatt die Fallen und Leimruten. Einen Vogel kaufen kann jeder. Den echten Liebhaber erinnert das an den heimlichen Einkauf des Sonntagjägers in einer Wildprethandlung. Man ist nur Herr über die Natur, wenn man sie aus eigener Kraft überwältigt. So lernte ich schon als Kind die beiden Begriffe „in eine Falle geraten“ und „auf den Leim gehen“. Ich lernte, wie harmlos das Netz unter einem unscheinbaren Brettlein verborgen sein kann, wie ungefährlich so ein aus Weiden geflochtenes Kästchen aussieht — und wie doch nicht das kleinste Korn von dem verlockenden Tischlein deck' blich genommen werden kann, ohne daß der Deckel zufällt. Ich lernte, daß es mit einem „gefundenen Fressen“ immer keine Gefahr hat, und daß sauer verdientes Brot vielleicht nicht am besten schmeckt, aber am gesündesten ist. Von den Leimruten kann ich schweigen. Sie wurden nur für Gimpel aufgestellt, und selbst damals zog ich sie nicht in den Kreis meiner Vergleiche.

Natürlich jagten wir auf eigenem Gebiet. Ein großer Garten gab uns, was wir brauchten. Obgleich mir noch heute kaum ein heimischer Vogel entgeht, scheint es mir doch, als sei Wald und Busch leerer geworden. Doch das liegt wohl an meinen Augen. Glaubt man doch später auch, am Himmel stünden nicht mehr so viel Sterne als einst. Wir waren auch nicht unmäßig. Einige Exemplare von jeder Gattung genügten uns. Auf hochedle Naturen, die nur in der Freiheit leben können, auf Bachstelzen und Lerchen, verzichteten wir. Ja, selbst vor dem Genie der Nachtigall hatten wir Respekt. So oft die neugierige Primadonna auch in unsere Fallen kam, immer schickten wir sie wieder in ihr Erlenshaus am Bach. Auch die Größe legte uns einige Schwierigkeiten auf. Zwar räumten wir den erwähnten Holzstall eine Zeitlang einem Habicht ein. Aber er war ein mürrischer Gesell. Es war kein Vergnügen, ihm seine tägliche Ration Pferdefleisch zu bringen. Einmal biß er bei der Gelegenheit seinen Wändiger in den Fuß. Es war seine Todsünde. Einige Wochen danach hing er mit ausgepannten Flügeln von der Decke unseres Fremdenzimmers herab. Öffnete man die Thür, so fing er an, sich zu drehen, und seine gelben Glasaugen starrten heutigierig in das schlichte Zimmer. Damals hatte ich ein tiefes Mitleid mit jedem Gast, dessen Koffer in diesen für mich so unheimlichen Raum getragen wurde. „Besuch sein“ verlor für einige Zeit allen Reiz für mich.

Dagegen war die Vogelstube selbst mein liebster Aufenthalt. An den Wänden hing ein Baur über dem anderen. In jedem hüpfte es hin und her, und füllte die Sonne den lustigen Raum, so gab es ein wahrhaft überwältigendes Naturkonzert. In einer Ecke stand eine Stehleiter, denn die oberen Baur waren nicht nur außer dem Bereich meines Armes, und die verschiedenen Kästen mit den Futtermitteln. Auch sie waren aus der eigenen Werkstatt hervorgegangen, gleichmäßig schwarz lackiert, so daß sie wie Kindersärge aussahen, und höchst sinnvoll in verschiedenen Fächer eingeteilt, ja, bei einigen waren so schwierige Vorrichtungen angewendet, daß man von Geheimfächern

hätte sprechen können, hätte es sich anstatt der Hirselkörner um Goldstücke gehandelt.

Ich pflegte dann auf einem der Särge Platz zu nehmen und meiner Privatkapelle zuzuhören. Heute wundere ich mich immer wieder, daß fast niemand unsere einheimische Vogelwelt kennt. Es giebt viele sehr gebildete Leute, denen alles, was in den Zweigen umherhüpft „ein Kotkehlchen“ heißt, die jede der so verschiedenen ausdrucksvollen Vogelstimmen „einem Buchfinken“ zuschreiben. Die meisten wissen eben nicht, wie unendlich viel in Wald und Feld zu lernen ist, wie viel bewußter man die Heimat liebt, wenn man nicht nur auf dem Altes Bescheid weiß, sondern auch in Busch und Hecke. Unbewußte Naturschwelgerei, all diese entzückten Ausrufe auf Bergen und Aussichtspunkten thun es nicht. Es ist wunderbar, wie viele Menschen mit guten Gläsern nichts sehen, während man sich doch Facettenaugen wünschen möchte, wie die der Fliege, um nach allen Seiten zugleich auslugen zu können.

Ich lernte unendlich viel in der Vogelstube. Da war der Seidenschwanz, der immer schmutzig war und übel roch, ob man ihm auch das größte Wassergefäß in den Käfig stellte, da die ganze Reisengesellschaft, die tagsüber an den Schnüren mit Kürbiskernen die lustigsten Seiltänzerkünste betrieb und doch so ungesellig war, daß immer wieder einer der lustigen Kumpane mit aufgedacktem Schädel tot im Bauer lag, der ehrbare pfelsende Dompfaff und der lockere Zetfig. Da war das unerträgliche Finkenweibchen, das immer wieder ein nutzloses Ei legte, der flinke Kleiber, der sagenreiche Kreuzschnabel. Ich beobachtete sie alle, und bis zu meiner Einsegnung fand ich es ganz natürlich, daß die Männchen soviel schöner waren als die Weibchen und so entschieden die erste Geige spielten. Jeder lebte in dieser Vogelstadt für sich. Nur das Krankenhaus war gemeinam. Besonders im Winter war es stark besucht. Goldbammern, Haubenlerchen und Sperlinge konnten sich darin unentgeltlich pflegen, wenn ihnen in ihrem Beruf ein Unfall zugestoßen war. Die Anstalt war konfessionslos. Proselyten wurden nicht gemacht. Nach konstatiertem Genesung erhielten sie die Freiheit.

Nach den Grundsätzen der Unabhängigkeit, die Bauer und Kleinkindersärge predigten, wurde auch bei der Fütterung verfahren. Zwar konnten wir Hanf und Hirse nicht selbst bauen, da Stangenbohnen und Erbsen vorgingen. Dafür sorgten wir für Wegewitz und Vogelkraut und sammelten Wintervorräte wie fleißige Eichhörnchen, Kürbiskerne, Bucheckern und Ebereschen. Am meisten Nähe aber machten uns die Insekten- und Würmerfresser.

Wenn der Frühling kam, schwärzten wir aus. Jeder Stein wurde umgedreht und die Käfer und Larven abgelesen. Wer weiß, welche Schätze ein Stein birgt! Ein Brett aber, das im Hof oder Garten an einer Übergangsstelle liegt, hat bis auf den heutigen Tag einen geheimnisvollen Reiz für mich behalten. Zwei von uns faßten es an und drehten es mit Kraftanstrengung um. Der Umriss zeichnete sich ab, tief in den weichen Boden gedrückt. Einige Regenwürmer lagen in malerischen Windungen darunter. Sie zu sammeln, ehe sie sich in ihre Löcher zurückzogen, war eben der Hauptwitz. Oft wurden tollkühne Wetten angesetzt, auf Anzahl und Dicke der Würmer bezüglich. Leichtsinzig stellte man seinen Anteil an der nächsten Obsternte auf Spiel. Das waren eben für uns die Bretter, die unsere Welt bedeuteten.

Besonders ~~...~~ war die Verprobiertierung mit

Mehlwürmern. Vor dem Städtchen lag ein großes Mühlenetablisement, das einen zur Zeit leeren Speicher besaß. Über diesen bekamen wir Herrscherrechte. In den großen, leeren Mehlkästen saßen alle Fugen voll der appetitlichen, gelben Würmer. Wenn wir uns auf die Spitzzehen hoben, konnten wir hineinschauen. Doch dann hing der Deckel des Kastens über uns und erinnerte uns an das Märchen, in dem er zufällt und der abgeschlagene Kinderkopf zu den Äpfeln rollt. Um ähnliches Unglück zu verhüten, setzte man uns ganz in die Kästen hinein, die für uns reine Holzhäuser waren, und ließ uns unser Feld abgrasen. Vollgestaubt, aber selig kehrten wir von einer solchen Expedition nach Hause zurück.

Als die Quelle verstopft war, kam mein Vater auf den glorreichen Gedanken einer Privatmehlwurmzucht. Ein großer Thontopf, den ich sehr gut als bisherigen Behälter eingemachter Johannisbeeren kannte, wurde meiner Mutter unter nichtigen Vorwänden entzogen. In ihm wurden die Mehlwürmer, ihre Larven und die nötige Kleie untergebracht. Weiße Gase ergab den Deckel. Dieser Brutttopf glich für mich dem verschleierten Bilde der Isis, oder dem öffentlichen Grabe der Pesttote aus Vulvers Rienz, oder einem anderen grauenhaft-anziehenden, mythischen Geheimnis. Er verkörperte die Verjüngungskraft der Natur, das ewige Gesetz der Wiedergeburt, des Stoffwechsels, oder wie man es sonst ausdrücken mag. Starb nämlich einer der Vögel, denen diese Würmer zur Nahrung dienten, so erhielten wir ihn nicht zur feierlichen Beerdigung im Garten, mit vorgebundener schwarzer Schürze, Blechmusik, dem Singen eines Weihnachtsliedes und Pflanzen von abgerissenen Blumen — nein, nach einer Methode, die ich mit der heutigen Feuerbestattung vergleichen möchte, wurde der kleine Tote einfach in den Mehlwurmtopf befördert. Bei gelegentlicher Zählung — es war ein vorzüglich organisierter Staat und die Zahl der Würmer und Larven stets genau angegeben — entfernte mein Vater dann ein abgefressenes Skelett. Diesen Volkszählungen wohnte ich nur einmal bei. Mein beschränkter Unterthanenverstand sah ihren Nutzen nicht ein, und später entfernte ich mich so weit ich konnte.

Diese Mehlwurmzucht sollte überhaupt zum Untergang der ganzen Vogelstube führen. Der Herd jeder Revolution ist bekanntlich die untere Klasse, die eigentlich vollständig zufrieden sein kann, die obere zu ernähren. Ich glaube, die Mehlwürmer wehrten sich auch nicht weiter gegen dieses Naturgesetz. Aber mein Vater liebäugelte mit besagter vierter Klasse und hatte sich das Ziel gesetzt, ihr unterirdisches Leben zu verschönern. Im Gegensatz zu grausamen Maßregeln gegen frühes Heiraten und dementsprechendes Zunehmen des Proletariates, wollte er den Mehlwürmern den Vermehrungsprozeß erleichtern, und da er viel von erhöhter Zimmertemperatur hoffte, so nahm er den Johannisbeertopf in das Schlafzimmer und stellte ihn unter sein Bett.

Er hatte nicht mit den wachsaamen Augen der sorgenden Hausfrau gerechnet. Die Entdeckung war furchtbar. Nicht nur war der Topf seinem eigentlichen Beruf für immer entfremdet, auch die neue Art von Leichenverbrennung fand ungeteiltes Mißfallen. Topf und Inhalt verschwanden für immer. Das Schlafzimmer wurde desinfiziert, frisch gestrichen und tapeziert, und sämtlichen Insektenfressern die Freiheit gegeben.

Es war der Anfang vom Ende. Als kurze Zeit darauf der Wohnort gewechselt wurde, mußte die Vogelstube so wie so aufgelöst werden. Die meisten Vögel wurden mittsam

der Bauer an fühlende Fremde verschenkt. Mein Vater selbst erhielt eine hübsche Volière aus Draht für eine erwählte Gesellschaft von einem halben Duzend. Die zogen mit nach der neuen Stadt und erhielten einen bescheidenen Platz neben seinem Schreibtisch. Unter der Volière stand der letzte, geheimnisvollste Kinderfarg.

Aber auf der Volière ruhte kein Segen. Sicher hatten sich die Tierchen in den selbstgefertigten Käfigen behaglicher befunden. Im Lauf der Jahre verringerte sich ihre Zahl. Am längsten hielt sich ein Dompfaffweibchen. In seinem grauen Federkleid mit dem schwarzen Sammetkappchen trauerte es einsam bis an sein Ende.

Die schöne, leere Volière reizte nun meine Mutter ihrerseits zu Experimenten. Heimlich verschrieb sie ein Paar Wellensittiche oder Inseparables. Nachdem diese zuerst ihrem Namen Schande machten, indem eins tot, das andere aber sehr lebendig und liebebedürftig eintraf, fand sich für das Einsame ein neuer Gefährte. Aber die Teilnahme der Familie erweckten die Fremdlinge nicht, vielleicht, weil unser Herz nichts Undeutschem dauernd zuwenden können. Wie die langweiligen Gesellen, die nichts konnten, als sich zärtlich aneinanderschmiegen, verschwanden, habe ich vergessen.

Die Volière stand noch lange Jahre auf einer Bodenkammer. Beim letzten Umzug erbat sie sich der Packer.

„Wozu?“

„Ja, sehen Sie, ich will heiraten, und da denke ich —“
Was er dachte, habe ich nie erfahren. Er nahm das Altenteil der einsamen Dompfaffin triumphierend in seine junge Ehe, und damit schwand auch die letzte Erinnerung an unsere Vogelstube.

Ilias.

Ich schreite hin auf dem Heidegrund:
Vom harten Stein sind meine Füße wund.
Mein Feuerblick, der strahlend oft gekammt,
Verglüht wohl bald, zu blöder Ruh' verdammt.
Mein Donnerwort, das Grausen oft geweckt,
Valb flieht die Zeit, da es den Frevler schreckt.
Ich that, Jehovah, was Dein Mund gebot:
Für Erdenlust war meine Seele tot.
Des Mitleids Thräne hab' ich nie geweint;
In Sünderhaffe war mein Herz versteint.
Ein Racheengel, zog ich durch das Land;
Nur Geißel war ich in des Höchsten Hand.
Nie hat in Furcht mein fester Mut gebebt;
Drum laß mich sterben, Herr, wie ich gelebt
Und, ungebeugt von schöner Altersqual,
Zerschmett're mich mit Deinem Wetterstrahl!

Paul Annad.

Ein Sonntagmorgen.

Von Bertha Holzberger.

Die helle Frühlingssonne wirkt strahlende Lichter auf die im herrlichsten Blüten Schmucke dastehenden Bäume unseres Gartens. Der kleine Bach hinter demselben rauscht über das niedere Mühlenwehr und die Glocken rufen die Vögel in das Gotteshaus, denn es ist Sonntagmorgen.

Wir, meine Älteste und ich, sitzen auf der offenen Veranda unseres Hauses und lassen uns unser Frühstück mit allem Behagen munden. Der Duft der Springen und Maiblumen mischt sich mit dem feinen Aroma des Kaffees — kurz es ist mir so behaglich zu Mute, wie es einem nur an einem wonnigen Matmorgen sein kann. Wäre mein guter Mann bei mir, mein Glück wäre vollkommen. Aber er weilt in Genuß, um seinen bösen Katarrh mit Kräutchenbrunnen hinunterzuspülen.

„Mütterchen, noch ein Täschchen oder ein Brötchen gefällig?“ tönt's zärtlich in meine Träumerei hinein. Ich nickte nur, und offenen Auges erblicke ich die Gestalt meines lieben Mannes, wie er voll Sehnsucht die Arme mir entgegenbreitet.

„Mütterchen, ich möchte Dir so gern etwas sagen!“ —

Ich schaue mir meine achtzehnjährige Thea an. Wie frisch und schmunzelt sie in dem rosa Batistkleidchen heute aus, wie steht die Farbe so gut zu ihrem zarten Teint, ihren schwarzen, welligen Haaren und den blauen Augen! Ja, sie ist allerliebste und mein Mutterherz darf wohl stolz und freudig sein im Anblicke dieses lieben Kindes.

Zehn Jahre war es unser einziges, liebeverwöhntes — dann kam noch der so lange und schmerzlich ersehnte Stammhalter.

Theas Augen sehen mich so herzbewegt, so bittend an.

„Nun, was hast Du denn auf dem Herzen? Beichte Deine Wünsche!“

Und wie ich sie so freundlich aufmunternd anblicke, springt sie auf, fällt mir um den Hals und flüstert in mein Ohr:

„Gestern abend, als wir zusammen aus der Gesangsprobe heimkehrten, hat mich Doktor Werner gefragt, ob ich seine Frau werden wolle —“

„Und Du?“ frage ich ganz bestürzt, und ich fühle, wie es mir heiß und kalt durch die Adern rinnt.

„Ich? — ich habe ja' gesagt, denn, Mütterchen, ich habe ihn ja so lieb, so unmenslich lieb, wie nichts auf der Welt!“

Der Schrecken ist mir in alle Glieder gefahren und ich muß mich in dem Stuhle zurücklehnen. Mein Kind steht mich voll heißer Erwartung an, aber mir schnürt es fast die Kehle zu, und erst nach einer Weile kann ich meiner Entrüstung Worte geben.

„Und Du meinst nun, daß wir, Vater und ich, so sans façon dem Manne unser Jawort geben sollen? Empörend ist es von Doktor Werner, dem Menschen, der nichts hat, solch ein Kind wie Dich zu befragen! Was denkt er denn? Wobon will er mit Dir leben? Er weiß, daß wir keine vermögenden Leute sind, und doch —“

„Sieh, Mütterchen, das ist es ja gerade, was mich so beglückt, daß Heinz mich nur meiner selbst wegen nimmt! Und Du — rede Dich doch nicht in solchen Zorn über ihn hinein, Du hast ihn doch auch immer gern gehabt, und nun sprichst Du so von ihm?“

„Ja, als Mensch habe ich absolut nichts gegen ihn — wohl aber gegen ihn als den Mann meiner Tochter, denn in Jahren noch hat er keine Aussicht, Dich ernähren zu können!“

„Doch, Mütterchen, Heinz soll die Praxis an den hiesigen Fabriken haben, und nach und nach wird's ihm schon gelingen, auch in die besseren Familien zu kommen. Der Sanitätsrat ist alt und stumpf und die beiden andern Ärzte viel beschäftigt. Und dann, sagt Heinz,“ fährt Thea über und über errötend fort, „bringt man einem verheirateten Ärzte viel mehr Vertrauen entgegen!“ —

„Nun, das muß ich sagen, Ihr habt Euch ja schon ganz

nette Luftschlöffer erbaut, schade nur, daß der Grundstein so wackelig und unsicher ist!" rufe ich ärgerlich. Ich bin empört, daß der Doktor solche Pläne vor meinem Kinde entwickelt hat, ohne nur im mindesten die Gewißheit zu haben, daß wir Alten unsere Einwilligung geben.

"Ich weiß es ja, Mütterchen, daß ich kein Leben voll Glanz und Freude an Heinz' Seite haben werde, denn unsere Stadt ist klein und Reichthum wird uns hier nie werden! Vater sagte noch neulich: er begriffe nicht, daß solch ein talentvoller, tüchtiger Mann wie Doktor Werner sich in so einem kleinen Orte niederlasse, da ihm in einer Großstadt doch so viel mehr Gelegenheit geboten würde, sich auszuzeichnen und viel zu verdienen! — Aber wer war's denn, der vorigen Sommer, als wir Heinz auf Vorkum kennen lernten, sagte: ich gebe meine Tochter nur einem Manne in unserm Heimatsstädtchen! Warst Du es nicht, Mutter? Und war's nicht ein großes Opfer, das Heinz mir brachte, als er sich hier niederließ, wo Du nun Deine Kinder behalten kannst?"

"Ja, ja, das ist ja alles gut und schön! — Aber ich bleibe doch bei dem, was ich eben gesagt habe — und am besten ist's, Du schreibst dem Doktor ab, noch ist's Zeit!" Ich wage aber dabei mein Kind nicht anzusehen, denn ich fühle mich schuldbewußt. Warum war ich so freundlich und entgegenkommend dem Manne gegenüber! Konnte ich aber ahnen, daß er mein Bestes, mein Kind wollte?

Theas Augen haben sich mit Thränen gefüllt, die langsam über ihre Wangen rollen. Mir thut ihr Schmerz in der Seele weh. Aber muß ich als Mutter nicht ruhig und praktisch die Sache erwägen? Warum überrumpeln sie mich so! — Doktor Werner ist ja ein prächtiger Mensch und ich muß mir gestehen, daß er in seiner Männlichkeit mein Kind glücklich machen kann. Aber ein junger Arzt ohne Praxis ist ein Nichts in den Augen einer, für das Wohl ihres Kindes besorgten Mutter.

"Mütterchen," fängt Thea schluchzend an, "was soll denn werden? Heinz will heute kommen —"

"Auch das noch! Nun, wir weisen ihn einfach ab! Es ist am besten, er betritt unsere Schwelle nicht eher, bis Vater da ist, ich kann und will die Verantwortung für Dein Wohl und Wehe nicht auf mich nehmen!"

"O, wie hart, wie grausam Du bist, die sonst die Güte selbst — und der arme Heinz, nun so abgewiesen zu werden!"

"Heinz, und Heinz und immer Heinz!" rufe ich ganz böse, denn ich zürne dem blindverliebten Kinde wirklich, und nicht wenig regt sich die Eifersucht in meinem Herzen, die mir böse Worte auf die Lippen treibt.

"Wenn Euch Kindern mal ein Wunsch nicht erfüllt wird, seid Ihr gleich außer Euch, und doch muß ich Dir Deinen Wunsch verweigern. Der Doktor kommt nicht in mein Haus! — es sei denn, ich bitte ihn selbst darum! na, und das wird, des kannst Du sicher sein, fürs erste nicht! geschehen!"

"Ist das wirklich Dein letztes Wort?"

"Ja!"

Schluchzend springt Thea auf, läuft wie gejagt auf ihr Zimmer, und ich höre wie sie den Schlüssel im Schlosse umdreht.

Mein Gott, was ist aus meinem Kinde geworden? Ich erkenne das liebe, süßsams Mädchen kaum wieder! Da hat man nun seine Kinder in Liebe und Treue erzogen, und nun kommt ein Fremder, nimmt der Tochter ganzes Sein und Wesen gefangen, macht sie rebellisch, daß sie nicht mehr dem Eltern glaubt. Wie sehr betrübt mich das! —

Aber, war ich am Ende nicht zu heftig? Habe ich mich, anstatt ruhig und abwägend das Glück meines Kindes zu prüfen, nicht zu unüberlegtem Handeln hinreißen lassen?

Wo ist meine heitere, sorglos glückliche Stimmung? Der Tag ist noch so schön, so blühend und prächtig wie eben, aber ich sehe vor aller Erregtheit das Blütenmeer vor mir grau und neblig.

Da kommen flinke Füße angesprungen, die meinem wilden Jungen angehören. Stürmisch wirft sich Kurt an meine Brust und sein rosiges Mund sucht den meinen.

"Morgen, Mutz! Wo ist Thea? Wo meine Butterbrote?"

"Hier, Kurt, ist alles, komme nur," und ich bediene den achtjährigen "Pascha", der frisch und gesund mich mit seines Vaters Augen anblickt.

Während er mit prächtigem Appetite die Butterbrote verschwinden läßt, findet er zwischenburch Zeit, mit den Weinen haumelnd, mir allerlei Dummheiten vorzuschwätzen. So gern ich aber auch hinhören möchte, immer steht mir Thea und ihre Liebesgeschichte vor den Gedanken. Darum nicke oder schüttele ich nur ab und an recht zerstreut den Kopf, so daß Kurt endlich ungeduldig wird.

"Mutz, dreimal habe ich Dich schon gefragt, ob ich zum Suppen darf und Du sagst nichts! Bist Du krank? Oder warum antwortest Du nicht? Nicht wahr, ich darf zum Supp?"

"Na, meinewegen gehe, aber Du weißt, der Vater hat den Verkehr mit dem Stropp nicht gern, denn der hecht noch dümmere Streiche aus als Du. Was wollt Ihr denn anfangen?"

"Supps Vater ist in Stöln, da wollen wir heute vor-mittag, wo keine Gäste da sind, mal kegeln!"

"Sei aber vorsichtig!" rufe ich noch — und dahin springt unser Stammhalter.

Felds sind unsere Nachbarn, sie haben ein Restaurant mit Gartenwirtschaft. Josef, ihr jüngster, ist ein wilder Bursche, aber mit unserm Kurt ein Herz und eine Seele. Die beiden sind unzertrennlich, so oft es schon Schläge gegeben über alle die gemeinsam ausgeführten Streiche, so oft auch Kurt der Verkehr verboten wurde — es hilft alles nichts — sie hängen wie die Kletten aneinander.

Ich nehme ein Buch, um meine Gedanken zu zerstreuen, meine Augen aber gleiten über die Zeilen hin, ohne daß ich den Sinn des Gelesenen in mich aufnehme. Immer und immer sind meine Gedanken bei dem Liebespaare. Ach, um alle meine Gedanken an meinem Thun und Lassen zu besettigen, ist es am besten, ich schreibe meinem Gatten, schütte ihm mein Herz aus und hole mir Rat und Hilfe. Und damit springe ich auf und setze mich im Wohnzimmer an den Schreibtisch.

Mehr als eine Stunde ist verfloßen und Seite um Seite habe ich mit meinem Herzensergusse gefüllt. Ganz vertieft bin ich, so daß ich erschreckt zusammensahre, als Marie, das Zweitmädchen, plötzlich an meiner Seite steht und mit leiser Stimme meldet, daß Herr Doktor Werner mich zu sprechen wünsche.

"Sagen Sie dem Herrn Doktor, daß ich nicht ganz wohl sei und bedaure, ihn heute nicht empfangen zu können!" sage ich, meine zitternde Stimme zur Ruhe zwingend.

Marie sieht mich verbugt an, denn ich sehe ja gesund aus, und der Doktor, der uns so oft besucht, wurde sonst

fiets angenommen. Aber wohlgeföhnt wie das Mädchen ist, wendet es sich und huscht lautlos hinaus.

Mein Herz klopft hörbar, und immer wieder steigt mir die Frage auf, ob ich denn auch richtig handle, das Lebensglück meines Kindes nicht leichtsinnig aufs Spiel setze?

Da ist Marie wieder neben mir.

„Der Herr Doktor bedauert sehr, daß Frau Notar nicht wohl ist und bittet freundlichst, seine ärztliche Hilfe annehmen zu wollen!“

Na, das ist doch stark, solche Aufdringlichkeit! Ich fühle, wie mir die Erregung in die Kehle steigt.

„Sagen Sie dem Herrn Doktor, daß ich unseren Hausarzt, den Herrn Sanitätsrat, erwarte und darum verzichten müßte, ihn zu sehen!“

Während Marie die Thür zum Korridor öffnet, fällt mein Blick in den neben mir befindlichen Spiegel, und ich sehe den Doktor wie er eben einen Brief, den ihm unsere alte Lena überreicht, lächelnd betrachtet. Ein Moment nur ist es, in dem ich das alles wahrnehme, aber ich weiß, daß

Thea ihm geschrieben und natürlich haarklein alles berichtet hat. Wie wird der Doktor nun wohl Wut schnauben! Möchte er, ich muß Vernunft und Überlegung für die Verliebten haben. Ja, warum habe ich Werner denn nicht empfangen und in Ruhe alles mit ihm überlegt? Nein, nein, es ist besser so, ich bin sonst nicht sicher, daß ich mich in meiner Gutmütigkeit am Ende breit schlagen lasse — und ich will mich nicht besiegen lassen, will die Verantwortung, gehandelt zu haben ohne meines Mannes Wissen, nicht tragen. Weiß ich doch nicht im geringsten wie mein Mann über die Sache denkt! — Damit spreche ich mich zur Ruhe — und wieder gleitet meine Feder über das Papier.

Welches eigentümliche Geräusch schreckt mich da plötzlich empor? Was schleicht denn so schwerfällig über die Veranda? Was senkt und leuchtet zum Götterbarmen? Da, ein dumpfer Fall! Entsetzt springe ich auf und sehe meinen Jungen, meinen eben noch so frischen, heiteren Kurt lang ausgestreckt im Zimmer am Boden liegen! Ein Schrei voll Angst und Entsetzen hat im Nu alle Hausbewohner um mich versammelt. Wir heben Kurt auf, reiben seine Schläfen mit Eau de Cologne, lassen ihn Gistig aufatmen, so daß endlich seine Lebensgeister wiederkehren. Aber mein munterer, rotbackiger Junge, wie sieht er so entsetzlich aus! Kreidbleich, die Augen hohl im Kopfe, der Blick matt und glanzlos — so liegt er mir im Arme.

„Laufen Sie schnell zum Sanitätsrat, Marie, und wenn er nicht da ist, zu Doktor Müller oder Doktor Evers! Und Sie, Lena, holen Sie mir schnell einen Löffel, am Ende hat Kurt wieder einen Diphtheritisanfall.“

Während Marie davonläuft, was das Zeug hält, und Lena den Löffel besorgt, tragen Thea und ich den Jungen auf die Veranda. So sehr er sich sonst dagegen sträubt, sich in den Hals sehen zu lassen, so gutwillig bietet er heute den Anblick dar, den Mund weit aufreißend.

Richtig, Herr Gott! Die Mandeln sind feuerrot und nicht nur weißlich belegt wie bei ähnlichen Anfällen, nein, schon braun ist der Belag! Ich zittere am ganzen Leibe vor Aufregung, und Thea muß mir hilfreiche Hand leisten, um den Inhalationsapparat in Ordnung zu bringen.

Wir setzen Kurt auf einen Stuhl, und ob er sich noch so apathisch verhält, er muß die feuchten Dünste einatmen. Sein Haupt aber sinkt zurück, sein Antlitz wird immer fahler,

erscheint sogar fast grün. Er verbrennt die Augen, und ich denke nicht anders, als ihn jeden Augenblick tot daliegen zu sehen. Nein, diese Herzensangst!

Und Marie mit dem Doktor noch immer nicht zu sehen! Lena rennt kopflos hin und her, und Thea und ich weinen um die Wette.

Ach, hätte ich den Jungen nicht zu Felde gelassen! Was wird nur mein guter Mann sagen, wenn er sein Kind tot findet! Nur nicht das, großer Gott!

Da endlich kommt Marie — aber allein.

„Wo ist denn der Doktor?“ schreie ich ihr in Todesangst entgegen.

„Der Herr Sanitätsrat liegt am Rheumatismus zu Bette, Doktor Müller ist über Land und Doktor Evers auf Besuch verreist!“ leucht Marie atemlos hervor und wischt sich den Schweiß von dem rotglühenden Gesicht.

Ich bin der Verzweiflung nahe und sinke schluchzend auf einen Stuhl. Thea umfängt mich liebevoll und zögernd meint sie:

„Möchtest Du nicht Doktor Werner rufen lassen? Er ist bestimmt zu Hause und kann im Nu hier sein!“

Alles, was heute früh mit Doktor Werner geschehen, habe ich im Augenblick vergessen, nur daß er ein Arzt, ein Retter und Helfer ist, steht mir vor Augen.

„Natürlich, rufen Sie Doktor Werner, Marie, aber schnell, sonst kommt er zu spät!“

Bindesgleich jagt Marie davon, und in kaum fünf Minuten ist sie zurück.

„Der Herr Doktor bedauert sehr, er sei zu kommen verhindert!“ lautet der niederschmetternde Beiseid.

„Ja, mein Gott, warum will er denn nicht kommen?“ rufe ich verzweifelt.

„Mütterchen, es bleibt Dir nichts anderes übrig, Du mußt Doktor Werner selbst zu kommen bitten, und dann wird er auch kommen und unseren süßen Kurt retten!“

Ja, ja, das ist das Richtige! Der Doktor zürnt mir — so muß ich ihn selbst holen.

Einen Augenblick bemächtigt sich meiner der Ärger über den eigensinnigen Mann — aber meine Mutterliebe siegt über alles! So stülpe ich schnell meinen Gartenhut auf und jage, Marie hinter mir, die paar Häuser weit zu dem Arzte hin.

Wie ich die Treppe zu seiner Wohnung hinaufgekommen, wie er mir lächelnd entgegengetreten, den Hut schon in der Hand, um mir auf ein paar flehentlich ausgestoßene Worte zu folgen — alles dieses sehe ich nur noch wie in einen Nebelschleier gehüllt.

Meine schlotternden Kniee wollen mich kaum noch aufrecht halten, und bereitwillig lege ich meine Hand in den Arm des Doktors, den er mir darbietet.

Thea begrüßt uns errötend! Kurt sitzt noch immer da, aber er kann vor Ermattung den Mund nicht mehr offen halten und sinkt kreidbleich vom Stuhle.

„Doktor, retten Sie mein Kind, fordern Sie alles, alles von mir, nur retten Sie Kurt!“ rufe ich verzweifelt.

Er beugt sich über den Knaben, setzt das Kind, dessen Glieder schlaff herabhängen, auf seinen Schoß, betrachtet und untersucht es. Gespannt und angsterfüllt starre ich den Arzt an. Was wird er sagen? — Aber was ist das? Doktor Werners Antlitz, das eben noch in ernstesten Falten lag, wird heller und heller, dann lächelt er mich an.

„Seien Sie ganz außer Sorge, Frau Notar, der Junge

hat weder die Diphtheritis, noch ist er sonst am Tode. Aber er hat einen starken Rauchjammer!"

"Rauchjammer?" wiederholen Thea und ich erstaunt. Ich halte den Doktor für nicht ganz klug.

"Ja, oder, wenn Sie wollen, eine Nitotivergiftung. Haben Sie Cognac im Hause? Dann bitte, Fräulein Thea, holen Sie Ihrem Brüderchen ein kleines Glas voll. Der Patient wird darauf ein paar Stunden schlafen und dann so munter wie ein Fisch im Wasser sein!"

Ich stehe noch immer wie versteinert da, der Übergang von der gräßlichen Angst zu dieser Beruhigung ist gar zu grell.

Nachdem der Doktor Kurt den Cognac eingeskößt hat, beuge ich mich über ihn und frage eindringlich:

"Hast Du wirklich geraucht?" Er nickt matt.

"Wo? Bei Felds?" Wieder ein Nicken.

"Wer gab Dir, um Gottes willen, Cigarren?"

Er murmelt ein paar Worte, aus denen wir nur das Wort "Stummel" heraus hören.

"Himmlicher Vater, er hat Cigarrenstummel geraucht!" rufe ich voll Schauder und Entsetzen.

Der Doktor aber lacht hell auf.

"Daher das kolossale Elend! Aber nun schnell zu Bette!" Er nimmt den schweren Knaben auf den Arm, um ihn die Treppe hinauf ins Schlafzimmer zu tragen.

S kaum ruht der Junge entkleidet in den Kissen, so fallen ihm auch schon die Augen zu. Tiefe, gleichmäßige Atemzüge verkünden, daß ein gesunder Schlaf ihn umfängt.

Ein Viertelstündchen sitze ich noch an dem Lager meines Kindes, um meine heute so maltrairierten Nerven ein wenig zur Ruhe zu bringen, dann muß ich doch hinab, um Doktor Werner zu danken.

Welch ein Anblick wird mir da!

Der Doktor hält Thea umschlungen, ihr Köpfchen ruht an seiner Schulter und dicht aneinandergeschmiegt stehen beide da.

Wie mich der Doktor erblickt, eilt er mir entgegen, beugt sich über meine Hand, und lächelnd zu mir aufblickend, meint er:

"Nicht wahr, Sie sind nicht böse, daß ich mir mein Honorar gleich nehme?" und dabei brüct er Thea zärtlich an sich.

Ich blicke unschlüssig von einem zum andern.

"Ja, was soll ich denn sagen?" rufe ich. "Ich kann doch ohne meinen Mann nicht handeln! Warten Sie doch dessen Antwort erst ab!"

"Das ist nicht mehr nötig," ruft er vergnügt, und bietet mir ein Papier dar.

"Gottes Segen mit Ihnen und Thea!" lese ich, und ein Stein fällt mir vom Herzen.

"Das ist die Antwort auf meine Anfrage nach Gms," setzt Werner erläuternd und schelmisch lächelnd hinzu.

"So, also den Vater haben Sie wenigstens gefragt, ehe Sie dem Kinde von Liebe sprachen?"

"Ja," nickt er, "und nun bitte ich die Mutter, mir ihr Herzenskind schenken zu wollen! Ich will es treu und innig hüten wie das Teuerste auf Erden!"

Theas Arme schlingen sich um meinen Nacken, und der Doktor streckt mir seine Hand entgegen.

"Nun, dann mag Gottes und der Eltern Segen auf Euch ruhen, jetzt und immerdar, und," setze ich lächelnd hinzu, um die Nahrung, die uns alle umfängt, zu mildern, "möge

das erste Honorar viele, viele glänzende nach sich ziehen, damit Ihr vor Not und Sorgen immer geschützt sein möget!"

Sprüche.

Des Dichters beste Feile ist die Zeit,
Denn — wie sie Hohes stürzt und Rauhes glättet,
Unendliches in ihrem Strome bettet,
Weht dem Gedanken sie das Feierkleid.

*

Wir könnten oft den Weg zu unserer Heilung finden,
Wollt Menschenfurcht uns nicht an Hergebrachtes binden.

*

Wer vom Leben sich beherrschen läßt,
Bringt die arme Seele nie zur Ruh'.
Pack' die Zügel, lenke ruhig fest
Und mit Gott beherrsch' das Leben Du!

*

Erheben kann uns die Empfindung nur,
Wenn opferfreudig wir dem „Ich“ entlagen
Und, folgend einer edlen Seele Spur,
Nicht was sie giebt — nein, was sie wünscht, nur fragen.

*

Laß Dich bilden, wenn die Feile
Gottes Geist an Dich geleht,
Murre nicht, wenn — Dir zum Heile —
Leid Dein Innerstes erregt — —
Wie des Baumes heilsam Quillen
Man aus seinen Wunden mißt!
Kannst Du and'rer Schmerzen stillen,
Wenn Du selbst verwundet bist.

*

Die Jugend ist die Zeit des Überflusses,
Wohl denen, die für Wintertage sparen,
Und sich als Probe echten Glücksgenusses
Erinnerung im Seelenschein verwahren.

*

Wie die tiefen Wasserfluten recht zu schwimmen uns erst lehren,
Kann die Fülle tiefen Leides uns erst innerlich bekehren.

*

Den Wert der Früchte kannst Du erst ermessen,
Wenn Sonn'- und Regenzeit sie hat gereift.

Die echten Säfte muß die Zeit erpressen,
Wenn Sinn und Geist nicht mehr ins Weite schweift.

*

Wenn Ärger und Kummer und kleinliche Sorgen
Bedrücken Dein Wesen — so heute, so morgen —
O — falte die Hände und bete um Stärke,
Allein sind wir nichts! Gott fördert die Werke.

*

Ein jeder könnt' in seinem Kreise
Das allerhöchste Glück genießen —
Verständ' er nur nach rechter Weise
Der Klumen Wert, die ihm entsprossen.

L. v. Oberhofen.

Vermischtes.

Ein Tag aus dem Leben des Papstes. Jeden Morgen um sechs Uhr tritt der erste Kammerdiener in das Zimmer des Papstes, um Seine Heiligkeit zu wecken und die Befehle entgegenzunehmen. Das Schlafzimmer ist verhältnismäßig klein, die Wände und die Draperien sind gelb. Ein schwerer Vorhang von derselben Farbe teilt das Gemach in zwei Hälften, hinter dem Vorhang befindet sich das Bett des Papstes und ein Betpult. Während er aufsteht und sich ankleidet, wird der Altar in seiner kleinen Privatkapelle für die Messe vorbereitet, die er vor seiner nächsten Umgebung celebriert. Hin und wieder liest er auch die Messe in dem Oratorium, einer andern kleinen Kapelle. Sechs große Wachskerzen erleuchten das prächtige Bild der Geburt Christi von Romanelli, welches über dem Altar hängt.

Wenn der Papst im Oratorium Messe liest, erhalten einige Mitglieder des hohen römischen Adels oder ausgezeichnete Freunde die Erlaubnis, dem sehr kurzen Gottesdienste beizuwohnen; er währt höchstens eine halbe Stunde. Obgleich der Papst bei dieser Gelegenheit, wie wohl selbstverständlich, keine Vorstellungen entgegennimmt, ist es doch die einzige, sich dem heiligen Vater zu nähern, und die Erlaubnis dazu wird sehr gesucht.

Der Papst spricht die lateinischen Worte der Messe sehr deutlich aus, aber man hört, daß ihm das Atmen schwer wird. Auch macht es ihm Mühe, die Stufen des Altars hinauf und hinab zu steigen, und er wird dabei von zwei Dienern unterstützt, aber während des Gottesdienstes hält er sich aufrecht und sein Gesicht ist belebt.

Sofort nach dem Gottesdienst nimmt der Papst sein sehr einfaches Frühstück, Milchaffe mit feinem Weißbrot. Während der Mahlzeit öffnet er Briefe und Telegramme, empfängt seine Privatsekretäre und begiebt sich dann an seine Arbeit. Mit großer Sorgfalt und Überlegung setzt er seine Hirtenbriefe und wichtige politische Dokumente auf. Nachdem er sorgfältig alles durchgelesen, was er früher über den Gegenstand, den er eben behandelt, geschrieben hat, beginnt er Notizen auf große Blätter Papier zu schreiben; die Notizen sind nur kurz, denn das Schreiben wird ihm schwer, man sagt sogar, seine Hand sei durch eine künstliche Vorrichtung gestützt — sie dienen nur als Fingerzeige und werden später ausgearbeitet. Wenn er die Notizen beendet hat, nimmt er kleinere Bogen, auf denen er die Notizen ausarbeitet; er nummeriert sie dann sorgfältig und verschließt sie in eine Schublade, deren Schlüssel er stets bei sich trägt. Wenn er es an der Zeit hält, das Dokument zu veröffentlichen, so läßt er es einen seiner Geheimsekretäre nach Diktat von den kleinen Bogen schreiben.

Der Sekretär arbeitet es stilgerecht aus und unterbreitet es dem Papste zur Durchsicht. Die Schriftstücke sind italienisch abgefaßt und wenn die Form oder dieser und jener Ausdruck Leo XIII. nicht gefallen, müssen sie so oft umgearbeitet werden, bis sie seine Billigung haben. Dann wird es ins Lateinische übersetzt; und da der Papst stolz darauf ist, daß er diese Sprache ausgezeichnet schreibt, so ist es mehr eine Umarbeitung als eine Übersetzung.

Um ein Viertel nach zehn beginnen die Audienzen, welche der Papst gewährt, in einem besonderen Zimmer. Es ist mit rotseidenem Damast bekleidet, der mit dem päpstlichen Wappen geziert ist. Dasselbe Material findet sich in allen Zimmern des Vatikan und stammt aus

der Zeit Gregors XIV. Kein einziges Bild befindet sich in dem Zimmer, von Möbeln nur ein Sessel für den Papst und ein Tisch, auf dem die Bittschriften und Audienzgesuche liegen.

Die Vorzimmer gewähren ein belebtes Bild; die verschiedenen Uniformen der Offiziere, die Hoffkleider der Edelleute und die Livreen der verschiedenen höheren und niederen Diener sind sehr malerisch. Die Zeremonie der Einführung für einen Kardinal ist dieselbe wie die für einen Gesandten.

Der Kardinal, den Hut in der Hand und von einem Diener gefolgt, der die in rotes Tuch gehüllten Papiere trägt, tritt in die Halle des Konstantin — so genannt von dem großen Freskobilde, dem Kampf an der Milvischen Brücke — wo die Nobelgardisten Wache stehen; an der Thür steht ein anderer Diener, der mit einer Verbeugung gegen den Kardinal die Papiere von dem ersten Diener nimmt; er geht dann vor dem Kardinal her in ein drittes Vorzimmer, wo ein dritter Sakai Seine Eminenz in den Thronsaal führt. Hier wird er von einem päpstlichen Kammerdiener empfangen und in das Zimmer geführt, welches neben dem liegt, worin der Papst empfängt, um hier zu warten bis er in die Gegenwart des Hauptes der katholischen Kirche geführt wird.

Leo XIII. ist jedes unnütze Geschwätz und jeder Klatsch verhaßt und sehr wohl hüten sich die, welche die Ehre einer besondern Audienz haben, von dem zu sprechen, was sie im Vatikan sehen und hören.

Anderes ist es bei den allgemeinen Audienzen, zu denen alle Besucher von Rom, Katholiken und Nichtkatholiken, Zutritt zu erlangen versuchen. Hier betritt Seine Heiligkeit das Zimmer, in welchem die Besucher versammelt sind; sie knien im Halbkreise und der Papst geht langsam umher, seine Hand zum Kuß reichend und einige italienische Worte an jeden richtend.

Wenn der letzte Besucher gegangen ist, werden die Vorbereitungen für einen Spaziergang in dem herrlichen Garten des Vatikan gemacht. Die Garben bilden Spalier und die Sänfte, umgeben von rotgekleideten Sakaien, erscheint an der äußeren Thür. Der Hut, der rote Mantel und der Stof des Papstes werden auf einen Sitz bereit gelegt.

Eine Klingel tönt; dann öffnet sich die Thür zu den inneren Gemächern und der Papst erscheint; er sieht sich freundlich um und macht eine Bemerkung über das Wetter oder irgend etwas anderes, Naheliegendes, während er auf den Ausgang zugeht, und giebt den Garben und den anderen Anwesenden seinen Segen. Er nimmt in der Sänfte Platz, einige Sakaien und mehrere Nobelgardisten umgeben sie. Dann verläßt er sie, um einen kurzen Spaziergang zu machen, wobei er nie versäumt, etwa erblühte, seltene oder besonders schöne Blumen zu besichtigen und dem Obergärtner einige freundliche Worte darüber zu sagen.

Das Mittagbrot nimmt der Papst allein; es ist ebenso einfach als das Frühstück. Es besteht gewöhnlich aus einem Teller Suppe, Braten, Weißbrot, Obst und einem Glase leichten Weines.

Das einzige Vergnügen, das sich der Papst gestattet, ist das Schachspiel. Er ist ein außerordentlich guter Spieler und es ist sehr selten, daß er die Partie verliert. Ein Priester in Rom — Pater Giella — ist der Gegner Seiner Heiligkeit beim Schach; er spielt mit ihm seit nunmehr zwei- unddreißig Jahren.

Nach der Schachpartie beginnt die Arbeit wieder und

wird bis Sonnenuntergang fortgesetzt. Einige wichtige Besucher erscheinen jetzt und bleiben bis halb zehn, der Zeit des Abendgebetes. Dann erst werden die Zeitungen des Tages besprochen. Der Privatsekretär liest sie vor, aber welche Ansichten über die Ereignisse des Tages laut werden, erfährt niemand, denn der Sekretär schweigt darüber wie das Grab.

Jetzt folgt das einfache Abendessen und alle ziehen sich zur Ruhe zurück; doch der heilige Vater arbeitet noch und die Einwohner von Rom können oft sehr spät Licht in seinem Arbeitszimmer sehen, das ihnen sagt, daß Leo XIII. noch an der Arbeit ist zum Besten der ihm anvertrauten Kirche.

Aus Tit-Bits.

Eine Probe des Supplikenstils. In der Sektion des lauenburgischen Geschichtsvereins in Schwarzenbel hielt Dr. Hellwig aus Raseburg kürzlich einen Vortrag, in welchem er auch eine Probe des vor 200 Jahren üblichen Supplikenstils zum besten gab. Diese hat nachstehenden Wortlaut: „Wohlehnrester, großachtbarer und wohlfürnehmer besonders hochzuehrender Herr Kornschreiber. Des Herrn gute Gesundheit und glückliches Wohlergehen zu vernehmen, ist mir allemal erfreulich. Mit wenigen thut meinem hochverehrten Herrn hiermit dienlich berücksichtigen, wie daß ich vernommen, daß unter dem October Hufenschag mir auch zugleich zwei Thaler mit angesetzt worden. Wie wohl ich nun schuldig meines gnädigsten Herrn Begehren sowohl auch desselben Beamten Befehl gehorfolglich zu pariren, so thut doch dem Herrn hiermit hinterbringen, daß ich, wie auch meinen Vorweser, niemahlen mit Hufenschag beschwert worden, absonders wenn durch das ganze Land alle Pensionarien mit Viehschag haben geben müssen, so habe ich alsdann das meinige noch gar gerne gethan. Bitte demnach meinen großgeehrten Herrn hiermit dienlichpflichtig, er wolle es doch bei dem, wie es allemal gehalten worden, günstig bewenden lassen in Betrachtung, daß ich doch in diesem Hause ganz nahrlos und von dem Kriege gar nichts zu genießen habe, also daß mir davon meine schuldige Pension auszugeben ohnedem immer schwerer wird. Ich wollte heute selber sein zu dem Herrn gekommen, wenn nicht hohe Nothwendigkeit mir verhindert hätte. Unterdessen hoffe ich, der Herr wird in diesem gebührligen Begehren mir seine Gunst wiederfahren lassen, verpflichte mich dagegen in allen vorfallenden Gelegenheiten mit meiner Wenigkeit dem Herrn an die Hand zu gehen und befehle ihnen hiermit nächst dienlichpflichtigen Gruß sammt dessen ganzer Familie in Gottes gnädiger Beschirmung. Actum, den 17. März 1671. Meines hochgeehrten Herrn Kornschreibers stets schuldiger Diener Jürgen Panche.“

Einäugige Honigbielen. Cyclophen waren ein sagenhaftes Riesengeschlecht mit nur einem Auge, ferner hat man diesen Namen einer Gattung kleiner Wassertiere beigelegt,

die ebenfalls nur mit einem Auge begabt sind. Dergleichen einäugige Geschöpfe kommen zuweilen auch im Bienenstock vor. Der Bienenzüchter Hans in Gnadenfrei sandte kürzlich an den Insektenkundigen H. Dittrich Bienen, deren beide Augen zu einem einzigen großen sichelförmigen Auge verschmolzen waren, ohne daß jedoch eine Einschnürung in der Mitte des Kopfes die Verschmelzung andeutete, wie dies bei den zusammenstoßenden Augen der Fall ist. Der Kopf war etwas länger als gewöhnlich und gänzlich ohne Nebenaugen. Der genannte Bienenzüchter hatte diese sonderbare Mißbildung wiederholt auf seinem Bienenstande bemerkt. Einmal kam sie an mehreren Hundert Stück der Bewohner eines einzigen Stockes vor, so daß er sich veranlaßt fühlte, die Königin derselben zu töten. Das Verhalten der mißgebildeten Exemplare war seltsam. Hatten sie sich bis fünfzig Centimeter in die Luft erhoben, so fielen sie kraftlos zu Boden. Sie wiederholten das Spiel, ohne jemals eine bedeutendere Höhe zu erreichen. Keine dieser Bienen fand sich zurück in den Stock. Eine von ihnen, wieder in denselben gesetzt, hüpfte wie wahnsinnig umher. Dieselbe wurde scheu von ihren Mitinjasen gemieden, aber nicht, wie andere mißgebildeten Formen, getödet. Dittrich hält es für unwahrscheinlich, daß die erwähnte Unsicherheit des Fluges nur dem Fehlen der Stirnaugen zuzuschreiben sei; er glaubt eher an einen Defekt des Gehirns denken zu müssen. Nach den Versuchen von Reaumur und Schönfeld dürfte aber das Fehlen der Stirnaugen als hinreichend erscheinen, um den unsicheren Flug zu erklären. Reaumur blendete die Seitenaugen von Bienen durch einen Anstrich von Farbe; schenkte er nun den Bienen die Freiheit, so schwangen sie sich blühschnell in die Luft und verschwanden. Blendete er aber die Stirnaugen von Bienen, so erhoben sich diese trotz ihrer großen Facettenaugen nicht in die Luft, sondern flogen nur in der Nähe an den Pflanzen herum, weil ihr Gesichtsfeld ein unbegrenztes geworden war. — Der eben geschilderte Fall von Einäugigkeit bei Bienen steht übrigens nicht als neu und einzig in der Bienenkunde da. So beschreibt auch der französische Entomologe H. Lucas eine einäugige Honigbiene. Die beiden Seitenaugen waren zu einem einzigen Auge vereinigt und die Stirnaugen fehlten. Er nannte solche Bienen Cyclophen.

Th.

Inhalt der No. 30.

Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Verlow. Forts. — Die Herren von Dammin. Roman von F. Klink-Lütetsburg. Schluß — **Beiblatt:** Lenzesstimmung. Von Wilhelm Schoof. — Unsere Vogelstube. Von Agnes Harber. — Elias. Von Paul Kunad. — Ein Sonntagmorgen. Von Bertha Holzberger. — Sprüche. Von L. von Oberhofen. Vermischtes.

Zur Beachtung!

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehenes, freigemachtes Umschlag einliegt. Irgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 31.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Die Zurückweisung, die Navarro von Andrea erfahren, war nicht geeignet, ihn seinen Gefangenen geneigter zu machen und sein Groll äußerte sich in all jenen Kleinlichen Quälereien, mit welchen niedrige Naturen sich so wohl zu rächen verstehen.

Die Inspektionen der Zimmer wurden häufiger und auf Zeiten verlegt, welche den Gefangenen lästig sein mußten, die Spaziergänge ihnen untersagt, die sie in dem Garten des Schlosses machen wollten. Auch in der bisherigen Verpflegung traten Änderungen ein; schon äußerte Navarro die Absicht, den portugiesischen Koch des Prinzen zu entfernen, da, wie er behauptete, die für den Unterhalt der Gefangenen ausgelegten Mittel nicht hinreichend seien, so viele Ausgaben zu bestreiten.

Der Widerstand des Gouverneurs verhinderte ihn zu der Verwirklichung dieses Planes zu schreiten. Oberst Kublender hielt sich streng an die Vorschriften des Erzherzogs, dem Infanten die ihm gebührenden Ehren zu erweisen, und hob damit verschiedene Anordnungen auf, die Navarro zum Nachteil Dom Quartes erließ.

Die Bevölkerung von Passau zeigte überdies eine so lebhafteste Anteilnahme an dem Lose des Prinzen, daß der Geheimschreiber es mit der Klugheit unvereinbar halten mußte, in den Kundgebungen seines Hasses zu weit zu gehen. Die Zeit mußte kommen, da die letzten Bedenken bei dem Kaiser fallen würden und er den geopfertem Freund wehlos in die Hände seiner Verfolger liefern müsse. Täglich gingen des Geheimschreibers Berichte nach Regensburg, über des Infanten Thun und Lassen zu berichten, und Don Nello die Notwendigkeit klarzulegen, ihn wieder aus einer Stadt zu entfernen, die ihm so viel Wohlwollen, so viel unverhohlenen Mitleid entgegenbringe.

Niemand könne wissen, wohin dieses Mitleid

enblich führe und ob nicht die Anhänger des Infanten einen neuen Fluchtplan erfinden würden, der bei der Stimmung der Einwohnerschaft die Möglichkeit des Gelingens für sich habe.

Don Nello sah in kurzem seiner Abberufung von Regensburg entgegen, um die Verwaltung der spanischen Niederlande zu übernehmen, eine Auszeichnung, welche ihm in Anbetracht seiner eifrigen Bemühungen bei der Verhaftung Dom Quartes verliehen war. Ihm mußte daran liegen, seine lebhaft von der Kaiserin gerühmten Verdienste in dieser Sache nicht durch ein Entweichen des Prinzen wieder einzubüßen und somit der verheißenen Belohnung verlustig zu gehen. Die Vorstellungen seines Verbündeten leuchteten ihm vollkommen ein, Duarte durfte um keinen Preis längere Zeit in Passau bleiben.

Auch er war überzeugt, daß die Auslieferung des Infanten an Spanien außer Zweifel stehe und daß es nur eines geschickten Unterhändlers bei Ferdinand III. bedürfe, um dieselbe in kürzester Frist zu erreichen.

Sein Nachfolger am kaiserlichen Hofe war der Marschese de Castel-Rodrigo, der in wenigen Wochen in der Reichsstadt erwartet wurde. Er haßte ihn; die Feindschaft beider griff in entlegene Zeiten zurück, doch stärker als sie war das ehrgeizige Verlangen, zu einer Machtstellung zu kommen, wie seine Herkunft, seine eigentlichen Gaben sie ihm nie verschafft hätten. Der Untergang Quartes mußte ihm die Staffel der Erhebung werden und zu diesem Zwecke wollte er selbst die Hand zu einer Versöhnung mit dem Marschese bieten.

Castel-Rodrigo machte keine Schwierigkeiten. Er war über die Stimmung am Hofe zu Madrid genau unterrichtet, er wußte, daß auf Gunst und Gnaden der am meisten zu rechnen habe, der sich als erbitterter Feind des portugiesischen Königs bekenne,

dessen Thron, gestützt durch das Vertrauen eines ganzen Volkes, sich mehr und mehr befestigte.

In einer Unterredung, welche die beiden Gesandten unmittelbar nach des Marchese Ankunft miteinander hatten, kamen sie dahin überein, kein Mittel unversucht zu lassen, die Auslieferung des Infanten bei dem Kaiser zu erwirken. Man konnte sich zunächst damit begnügen, ihn den spanischen Besitzungen in Italien näher zu bringen, um seine spätere Überführung so schnell als möglich zu bewerkstelligen. Je weiter er dem kaiserlichen Hofhalte entrückt sei, um so leichter werde er bei denen in Vergessenheit geraten, die zuweilen noch ein Wort der Fürsprache bei Ferdinand ihm widmeten.

Schon traten diese Fürsprecher vereinzelter auf als zuvor. Erzherzog Leopold Wilhelm hatte Regensburg verlassen, um sich wieder in das Feld zu begeben, die Gesandten der fremden Mächte, welche sich für den Prinzen verwendet, hatten nach der ersten abschlägigen Antwort keinen zweiten Versuch für ihn gemacht. Timotheo Pimentel war verschollen; man süßte sich zu, daß er in einem Kloster Ayl gefunden. Den tapferen Hauptmann von Cueva aber fand man eines Morgens tot in seinem Bette; es ging das Gerücht, daß er auf höheren Befehl im Gefängnisse erdrosselt worden sei, weil man sich scheute, ihn unter öffentliche Anklage zu stellen.

Duarte erfuhr mit tiefem Schmerz von dem Ende des Mannes, der ihm in langen Jahren ein bewährter Freund und teurer Waffengenosse gewesen.

„Mir sagt ein dunkles Ahnen, daß mein Ende dem seinen dereinst nicht ungleich sein werde,“ sprach er zu Leonhard, der ihm die Trauerkunde schonend mitgeteilt. „Er ging dahin, ein Opfer seiner Treue, ein tapferer, unerschrockener Soldat, der seine Fahne nur mit seinem Leben läßt. Groß ist das Heldentum in offenem Felde, das tausend Zungen preisen, doch größer noch ist solches, dem im Leben kein Lohn, im Tode kein Lorbeer winkte, weil es dem Unglück und dem zum Verderben Bestimmten sich weihte.“

Leonhard vermochte nichts zu erwidern. Er fühlte, daß des Prinzen Befürchtung kein leeres Wahngelbilde sei.

Er verschwieg ihm auch, mit welcher hämischer Freude ihm Navarro die Nachricht überbracht hatte. Ein geheimer Mord war nicht selten in einer Zeit, die den Vernichtungskampf schon seit Jahrzehnten lehrte und schonungslos den aus dem Wege räumte, der einem der Machthaber unbequem und lästig wurde.

„Der Tod Cuevas ruft mir von neuem die Sorge um Euer Schicksal wach,“ fuhr der Infant fort. „Was wird aus Euch, wenn ich sterbe, die Ihr schutzlos der Willkür unserer Tyrannen verfallen seid? Es wird das Beste sein, Euch zu entlassen, damit Ihr fern von mir in Freiheit Euch ein besseres Los schaffen könnt.“

„Mein teurer Herr,“ sprach Leonhard, „wir würden ja doch nicht gehen, wenn Ihr uns nicht ausdrücklich von Euch wieset. Lasset uns bei Euch bleiben, wie bisher. Welches Glück könnte uns auf

Erden wahrhaft froh machen, wenn wir Euch einsam und elend, nur umringt von Feinden wüßten.“

„Du, Leonhard, vor allen anderen hättest den Anspruch, Dich aus Deiner Gefangenschaft hinauszusehen, denn Du hast Pflichten, nicht nur gegen mich, sondern gegen Deine Gattin, die Du nicht zwischen engen Mauern verwelken lassen kannst.“

„Andreas starker Geist weiß sich mit wunderbarem Geschicke in alles zu fügen, was einer anderen Frau unerträglich wäre. Sie würde keine Änderung begehren, die nicht auch ich wünsche.“

„Wem Gott wohl will, dem giebt er auf kummervollem Pfade solch ein liebend Herz,“ sagte Duarte gedankenvoll, „Du bist, wenn schon gleich mit ein Gefangener, der reichste von uns.“

„Ich weiß es, gnädigster Herr, und mein Gebet zu Gott geht täglich dahin, daß er Andrea einst vergette, was sie für mich opfert.“

„Ich sah sie lange nicht,“ bemerkte der Infant, „auch in den Garten kommt sie nicht, um sich ein wenig in der freien Luft zu ergehen.“

„Don Navarro verbot es uns, als wir vor einigen Tagen hinabgehen wollten. Andrea verläßt unser Zimmer kaum noch.“

„Du sagtest, er sei ein Freund ihrer Eltern; was kann ihn veranlassen, ihr so ungütig zu begegnen?“

„Ich finde keinen Grund, als seine uns allen zur Genüge bekannte Tüde. Er hat Gefallen am Bösen, weiter nichts.“

„Es ist dies eine Seite des Charakters, für die uns anderen das Verständnis fehlt,“ entgegnete der Prinz, „und wohl uns, daß es uns nicht verlihen ward. Der Freudenstrahl im Auge des beglückten Menschen ist unserem eigenen Herzen Sonnenschein. Wie möchte ich ihn für die Schmerzens Thräne hergeben, die ihm ein Weh erpreßte, als dessen Urheber er mich nennen muß?“

„Die Welt wäre nicht so trübe, das Leben nicht so leiberfüllt, wenn alle Menschen, oder nur die größere Hälfte, also dächten,“ erwiderte Leonhard. „Sie wird so bleiben, wie sie zu unserer Qual von je gewesen, so lange ihre Bewohner von ihrer Seele Eigennuß, von Haß, von Neid und Grausamkeit sich leiten lassen.“

„Es wühlt in Dir die Bitterkeit des Selbsterlebten, das Du nicht überwinden kannst. Gott gab der Menschheit die Verkündigung seines heiligen Wortes, dem sie gebunden ist, nachzustreben. Vertrauest Du so wenig der Macht des Glaubens, den Geboten unserer Religion, um zu zweifeln, daß es ihnen beiden gelinge, die bösen und verderblichen Triebe im Innern des Menschen niederzuhalten, vielleicht ganz auszurotten?“

„Ich darf nur Eurer Hoheit Beispiel mir vor die Augen rufen, um daran zu zweifeln,“ war die schneidende Antwort. „Sind es nicht gerade die Menschen, deren Glaubenseifer außer Frage steht, die Euch, dem gütigsten, dem besten, dieses Martyrium auferlegten? Sie trugen Gottes Namen auf den Lippen, als sie den Verrat an Euch beschloßen, und heuchelten sich vor, daß, was sie Schmähtliches

begingen, Gottes Wille sei. Und wenn trotz alledem Gewissensbisse sich in ihnen regten, die sie für ihren Frevel peinigten, so warfen sie sich vor dem Altar nieder und ein gefälliger Priester legte ihnen abermals das Gotteswort nach seinem Gutdünken aus, das ihnen mit dem Zorn des Höchsten hätte drohen sollen, der seiner ewigen Gerechtigkeit nicht spotten läßt."

"Du sprichst so wie die Ketzer sprechen," bemerkte Duarte, "Dein Eifer für mich reißt Dich hin."

"Könnte ich voraussetzen, daß die, welche wir Ketzer heißen, durch ihre Religion weiser und besser werden als wir, ich würde sie hochachten oder zu ihnen übergehen," sagte Leonhard. "Ich habe sie jedoch während meiner Kriegszeit ebenso genau kennen gelernt als meine Glaubensbrüder. Auch ihnen galt das Gebot Gottes geringe, wenn es sich darum handelte, ihr eigen Heil zu fördern, und keiner von ihnen zog in den Kampf, die bedrohte Lehre zu verteidigen, sondern sich ein Stück von des Nachbarn Hab und Gut abzureißen und seinen Besitz damit zu mehren."

"Wollte Gott, Du urtheilst zu hart," erwiderte der Infant, "doch diesmal vermag ich Deiner Meinung kaum zu widersprechen. Auch mir ist es während meines Kriegslebens in deutschen Landen zur Klarheit geworden, die große Sache trat zurück vor dem Hader, der Ländergier der einzelnen."

"Sie war bereits vergessen, als die erste Schlacht geschlagen war, und ein jeder, der fortan an dem Kampfe teilnahm, hoffte, das Deutsche Reich werde, durch innere Zwietracht zerrissen, zur bequemen Beute werden."

"Du hattest diese Gedanken nicht, als Du unter mir dienstest."

"Nein, gnädiger Herr. Sie wurden in der Einsamkeit des Klosters in mir wach, bevor ich zu Euch nach Leipzig kam. Mein Leben lag völlig verändert vor mir; kaum wußte ich, ob nicht ein naher, ruhmloser Tod die kurze Laufbahn beschließen würde, die mir beschieden gewesen. Die Thaten dieser Erde begannen in ihren strahlenden Farben mir zu erlassen und mit ihnen die Beweggründe, die sie veranlaßten. Ich sah sie, wie sie wirklich waren, nicht mehr ehrfurchtgebietend, wie sie mir vordem erschienen, sondern in ihrer grellen Unverhülltheit, die die Seele schaudern macht. Ob ich dabei gewann, ob ich verlor, will ich nicht untersuchen."

"Du gingest den Weg, Leonhard, den wir alle zu durchwandern haben, wenn uns der Schleier zerrissen wird, den unserer Jugend Traumgebilde um die Wirklichkeit gesponnen. Ist es der Drang, der Allgemeinheit zu nützen, ist es die Hoffart unseres Herzens nur, die uns hinaustreibt, einer Höhe entgegen, die wir, wie selten nur! erreichen? Wir wähnen stets Größeres leisten zu dürfen, als uns beschieden, und ein Windhauch wirft unsere stolzen Pläne um, auf den Platz uns zu weisen, den Gott für uns bestimmte."

"Kann es der Wille Gottes sein, daß Euer

reiches Leben sich in unwürdiger Hast verzehre? Eure Hoheit wäre die Zierde eines Thrones gewesen."

Duarte bewegte abwehrend die Hand, als wolle er das Bild verschrecken, das Leonhards Worte ihm hervorriefen.

"Ich strebe nach keiner Krone," sagte er ruhig. "Der Welt in Demut zu dienen ist besser wohl, als sie beherrschen. Es wäre mein alleiniges Ziel, wenn sie sich meines Klosters Mauern wieder öffneten. — Und nun nimm Deinen Platz am Tische ein und sieh die Briefe durch, die eingegangen, ich werde inzwischen an meinen Bruder schreiben, Dich und Deine Frau seiner Fürsorge empfehlen, wenn es mir verlaget sein sollte, Euer Los zu sichern. Der Brief darf jedoch nicht durch die Hände Navarros, noch eines unserer anderen Wächter gehen."

"Man kann ihn vielleicht Baron Rumstall, oder einem der sonstigen Besucher Eurer Hoheit heimlich übergeben."

"Es müßte mit großer Vorsicht geschehen, da ich nie mit einem derselben allein bin. Hast Du nichts von Laquet gehört?"

"Laquet glaube ich im Gewande eines reisenden Händlers unlängst am Gitter des Gartens gesehen zu haben. Andrea bestätigte mir, daß er es sei, doch war es unmöglich, ihn zu sprechen, da Navarro in der Nähe sich befand. Er wird wiederkommen, dessen bin ich gewiß. Möge uns die Gelegenheit dann günstiger sein!"

Zwanzigstes Kapitel.

In einem reich ausgestatteten Gemache seines Hauses zu Graz lag auf einem Ruhebette der Freiherr von Guilerin, die würzige Abendluft atmend, die durch die weitgeöffneten Thüren aus dem Garten zu ihm hereindrang.

Er sah gealtert und müde aus; seine Gesichtsfarbe hatte einen gelblichen Schein angenommen und um seinen Mund lagerte jener verdrossene Zug, den ein mit Unmut und Ungebuld getragenes Leiden dem Menschen ausprägt.

Auf dem kunstvoll geschnitzten Ebenholztischchen neben ihm befanden sich verschiedene Briefe, die er von Zeit zu Zeit von ihrem Plage nahm, um sie von neuem zu lesen, obgleich er den Inhalt bereits kannte. Seine Mienen waren jedesmal sichtlich verfinstert, wenn er sie wieder auf den Tisch legte.

Aus dem Garten tönte anfangs leise, dann immer voller und deutlicher der Klang einer Frauenstimme, die eine einfache Volksweise sang; unwillkürlich erhob der Freiherr lauschend den Kopf, doch seine Züge behielten den gleichen verdrossenen Ausdruck; sie erhellten sich auch nicht, als einige Minuten später ein leichter Schritt die Stufen der Terrasse hinaufkam und seine junge Gemahlin vor ihm stand.

"Ist Dein Spaziergang schon zu Ende, Paula?" rebete er sie gleichgültig an. "Du bist ja kaum eine halbe Stunde im Garten gewesen."

"Ich fürchtete, Ihr würdet mich vermissen," antwortete sie, "da Ihr Euch leibender als sonst fühltet."

„Es geht mir nicht schlimmer als gewöhnlich. Was mich verbrieft ist einzig, daß ich nicht abreisen kann.“

„Die frische Landluft zu Leipzig würde Euch sicherlich von Nutzen sein,“ sagte Paula, „aber Doktor Rodwendus hat sich zu wiederholten Malen gegen die weite Reise erklärt, die Eurem Zustande gefahrbringend sein könnte.“

„Er ist ein Narr und ein Schwäger dazu,“ entgegnete der Baron mürrisch. „Ich bin nicht willens, ihm zu gehorchen.“

„Thut es doch lieber, mein Gemahl,“ sprach Paula mit ihrer gewohnten Sanftmut. „Eine kurze Zeit des Ausharrens kann genügen, Euch herzustellen, daß Ihr die Reise unternehmen könntet.“

Der Baron sah sie scharf an. „Du bleibest offenbar gerne in Graz? Ist es nicht so?“

„Warum sollte ich nicht, Heribert? Unser Haus ist ebenso schön wie in Leipzig, Eure Blutsfreunde haben mich gütig empfangen. Meine Mutter und die Schwestern sehe ich froh und heiter; was fehlte mir, um ebenfalls zufrieden hier zu sein?“

Es klang, trotz der ruhig gesprochenen Worte, wie leise Wehmut durch ihre Stimme, die ihrem Gatten nicht entging.

„Ich glaubte, daß Du mehr Sehnsucht nach Deiner Heimat empfinden würdest,“ bemerkte er kalt.

„Die Heimat der Frau ist dort, wo ihre Pflichten sind und diese gehören Euch.“

Er zuckte die Achseln. Es war zwischen ihnen beim alten geblieben. Sie gab ihm nichts als ihre Pflicht; er fühlte es wohl und diese Überzeugung war es, die ihn zuweilen mit einer Art Haß gegen sein junges Weib erfüllte, das er im nächsten Augenblicke mit tödlicher Leidenschaft an sich zu reißen versucht war.

„Ihr habt Briefe erhalten, mein Gemahl,“ unterbrach Paula seinen Gedankengang. „Darf ich sie Euch vorlesen?“

Er legte seine Hand auf die Papiere neben ihm. „Nicht von nöten,“ sagte er kurz, „ich las sie bereits.“

„Wünscht Ihr, daß ich sie beantworte?“

„Nein!“

In dem Bestreben, die Briefe zu ordnen, entglitten sie seiner Hand und fielen auf den Teppich nieder. Paula bückte sich, sie aufzuheben; er machte eine hastig abwehrende Bewegung.

„Lasse alles liegen,“ befahl er, „Valentin mag die Briefe aufheben.“

Sie sah ihn staunend an. „Was ist Euch, Heribert? Habe ich einen Fehler begangen, der Euch erzürnte? Ihr gestattetet mir sonst, Euch kleine Dienste zu leisten.“

„Mache Dir keine Sorge,“ antwortete er. „Ich sagte Dir zuvor, was mich unwirksam werden läßt. Mit einem Kranken muß man eben Geduld haben.“

Er hatte wie abwesend gesprochen; sein Blick haftete auf den noch immer auf dem Teppich liegenden Briefen und unwillkürlich folgte Paulas Auge dem seinen. Eines der Blätter hatte sich im Fallen aus-

leuchtete ihr daraus entgegen, aber es war genügend, das Blut aus ihren Wangen zu scheuchen.

Passau! Der Name des Ortes, wo er weilte, dessen sie in heißem Schmerz gedachte, stand über dem Anfange des Briefes. Er kam von dort, er mußte Nachricht über ihn enthalten. Sie wußte, daß ihr Gatte Verbindungen überall besaß, die ihn von allen wichtigen Vorgängen in Kenntnis setzten; seine Mißstimmung sprach es deutlicher als alle Worte aus, daß ihm eine Mitteilung geworden, die ihn ungewöhnlich erregte.

Wenn sie Duarte beträfe! Warum sagte er es ihr nicht? War eine günstige Wendung in seinem Schicksal eingetreten, die er ihr verbergen wollte? Er hatte ihr nicht ohne den Beigeschmack höhnischer Schadenfreude vor Monaten von seiner Verhaftung erzählt und der erschrocken Frau die Möglichkeit hingestellt, daß Schlimmeres noch als die Entziehung der Freiheit dem Prinzen beschieden sein könne. Nun wußte sie seit langer Zeit nur, daß er in Passau sei. Ihr Herz erbeute bei dem Gedanken, daß Duarte eine Gefahr bedrohe, die sie nicht erfahren sollte.

„Ich könnte Dich jetzt fragen, ob Du Dich nicht wohl befindest,“ ließ sich die Stimme des Barons vernehmen. „Du siehst blaß aus.“

„Die Hitze hat mich müde gemacht,“ erwiderte Paula, „wenn Ihr es erlaubt, möchte ich in mein Zimmer gehen.“

„Rufe Valentin zuvor und vergiß nicht, daß Du mir noch aus dem Macchiavelli zu lesen hast.“

Er peinigte sie, aber er konnte nicht anders. Seit er jenen Brief aus Passau empfangen, stand riesengroß das Gespenst vor ihm, daß er sie verlieren würde, deren Seele nie sein eigen gewesen, — verlieren an den andern, den sie, ihr selbst vielleicht noch unbewußt, in jenen Tagen liebte, da er, der Krüppel, der Abstoßende, um sie geworden, und den sie doppelt jetzt lieben würde, weil sie ihn unglücklich wußte.

Nie sprach sie seinen Namen aus, aber er las es in ihren Zügen, daß sie an ihn dachte, wenn sie, wie in Zerstreung, ihm, dem Gatten, die geforderten Dienste leistete, wenn sie in fiebernder Spannung jede Nachricht entgegennahm, die aus Regensburg oder Passau zu ihr gelangte; er sah die stumme Angst in ihrem Auge, die unterdrückte Sehnsucht in dem Blicke, der in die Ferne schweifte, der Richtung nach, wo er zwischen Kerkermauern weilte.

Paula war in ihr Zimmer gegangen und hatte sich in einen der tiefen Lehnstühle geworfen, die unweit des Fensters standen. Ihr Kopf schmerzte, die Stille um sie her that ihr wohl; wer aber löste den Druck von ihrer Seele, wer nahm die quälenden Gedanken von ihr, die ihr unaufhörlich zuflüsterten, daß etwas neues Schreckliches für ihn sich vorbereite?

Sie besaß niemand, den sie hätte fragen, niemand, dem sie sich hätte anvertrauen können. Ihre Mutter war ihr innerlich eine Fremde, ihr Gatte hatte nicht einmal den Versuch gemacht, ihr Freund zu werden. Wie widerspruchsvoll doch das Leben war! Die Menschen, die Gott durch die heiligsten Bande vereinigt hatte, standen sich in kalter Ablehnung, arg-

wöhnlich gegenüber, versteckten Feinden gleich, die auf des Segners Fährte schleichen, die Anschläge zu entdecken, die man wider sie gesponnen, aus jedem Wort, aus jeder harmlosen Handlung das Gift schöpfend, welches ihre Waffen tränken soll.

Wie anders hatte sie sich in ihrer Jugend sonnigen Träumen die Vereinigung zweier Wesen vorgestellt, die bestimmt, einander zu gehören für ein ganzes langes Leben! Die Liebesfähigkeit des eigenen Herzens mußte im täglichen Geben und Empfangen wachsen, bis sie des andern Sein mit unlöslichen Banden umschloß, der Seele innerstes Empfinden offen und ohne Falch vor seinen Blicken liegen, der für jede Regung desselben Duldung und Verständnis fand. Wie mußten alle Opfer, alle Pflichten befehlend sein, die man ihm darbringen durfte, wie füllte seine Gegenwart das Haus mit Sonnenschein, wie flossen die Tage und Stunden so schnell dahin im Sorgen für ihn, im Weineinandersein mit ihm, — dem geliebtesten Menschen!

Das sinnende junge Weib drückte die Hände gegen die brennenden Schläfen. Vorüber, vorüber; es waren Träume nur gewesen, die ihr solche Bilder vorgezaubert; des Erdengeborenen Dasein war zum Kampfe, nicht zum Glücke bestimmt, die Pfade, die sein Fuß zu durchwandern hatte, führten durch der Wüste brennenden Sand, und wohl ihm, wenn es ihm gelang, die endliche Ruhestatt im Schatten der mit bänglich Sehnen gesuchten Dase zu finden.

Und fandest Du sie nicht, die Dein verlangend Auge so oft vergebens zu erspähen meinte, was ist Dein Los, unseliges Geschöpf? Wird Dich der Weg, den Du mit schwindenden Kräften zu verfolgen strebst, in die Irre führen, wirst Du zusammenbrechen unter Deiner Last, die Deinen Schultern zu schwer geworden? Der Stern versank in Nacht, der Dir so leuchtend aufgegangen, auch Deine Nacht bricht ein und statt des neuen Morgens wartet Deiner die Vernichtung. —

Ein leises Geräusch ließ sich in dem Gemache vernehmen. Paula öffnete die halbgeschlossenen Lider; Marcella stand vor ihr, einen Becher und einen silbernen Krug in den Händen.

„Du bist es, meine Marcella,“ sagte die Edel-frau, sich etwas erhebend. „Wartetest Du schon lange hier?“

„Ich schlich vor einigen Minuten ganz leise herein,“ erwiderte das Mädchen. „Mir wurde angst, daß Ihr krank seiet, weil Ihr mich nicht gerufen.“

„Ich schlief wohl oder träumte schwer,“ sprach Paula, „jetzt aber ist mir besser und ich will nehmen, was Du mir bereitet hast.“

„Es ist ein wenig Limonensaft, mit Wein und Wasser verjert,“ sagte Marcella, den Becher füllend. „Bei der großen Hitze, wie heute, thut es gar gut.“

Paula tauchte ihre Lippen in das gebotene Getränk. „Du weißt es, meinen Geschmack zu treffen,“ lächelte sie gütig, „nun setze Dich zu mir, bis der Freiherr mich zu sich befiehlt, und plaubere, mein geschwägig Schwälblein, wie Du es gerne thust.“

Marcella zog sich ein niedriges Polster herbei und ließ sich zu den Füßen ihrer Herrin nieder.

Ihrem leichten Sinne war es sehr bald geglückt, sich in die Stellung zu finden, die sie in dem freiherrlichen Hause als eine Art Ehrenfräulein der jungen Gemahlin des Barons bekleidete. Sie betete ihre Gebieterin an, die ihr in der Ausübung jeder weiblichen Tugend wie ein Wesen höherer Art erschien, und ihre stets ungetrübte Fröhlichkeit hatte ihr sogar die Gunst des Hausherrn erworben, dessen Mißmut sie zuweilen zu zerstreuen verstand.

Heute jedoch schien ihr der rofige Mund verschlossen, ihre blauen Augen schweiften von Zeit zu Zeit unruhig zu Paula hinüber, der das ungewohnte Schweigen endlich auffiel.

„Hast Du mir nichts zu berichten, Kleine?“ forschte sie. „Wie geht es dem Täubchen, das gestern den Flügel brach und das Du so sorgsam pflegst? Haben Vincentia und Armgard ihre Aufgaben gelernt, damit ich sie später abhören kann? Du siehst aus, als ob Du etwas auf dem Herzen habest und Dich nicht getrauest, es mir zu sagen.“

Marcella kniete neben dem Sessel Paulas nieder und schlang ihre Hände fest zusammen. „Vergebt mir, edle Frau,“ flüsterte sie. „Es war nicht meine Absicht; ich erfuhr es durch ein Ungefahr. Valentin war bei dem gnädigen Herrn und führte ihn auf die Terrasse hinaus, die Briefe lagen auf dem Tische, als ich hereinkam, da las ich sie. Es war gewiß nicht recht, aber ich konnte nicht anders, denn Leonhard ist ja doch mein Bruder.“

Paulas Herz begann stürmisch zu klopfen. „Nein, es war nicht recht,“ sagte sie, „wie durftest Du Briefe lesen, die an meinen Gemahl gerichtet waren?“

„Ich wußte durch den Boten, der sie brachte, daß zwei aus Passau kamen; dort ist ja Leonhard und —“ sie stockte verwirrt.

„Und was erfuhrest Du über Deinen Bruder?“ fragte Paula, kaum noch fähig, ihre Unruhe zu be-maßigen.

„Der Bote hatte schon ein Wort darüber fallen lassen,“ erwiderte Marcella. „Ich wollte es nun genau wissen und in den Briefen stand es, daß der Prinz hierherkommt.“

Mit einem leisen Aufschrei sank Paula in die Kissen des Sessels zurück; Marcella beugte sich besorgt über sie.

„Ich habe Euch erschreckt, teure Frau,“ flüsterte sie, ihre kalten Hände zärtlich küßend. „Ihr aber solltet es wissen, ehe es von anderer Seite Euch zukommt. Man will Seine Hoheit nicht länger in Passau lassen, sondern ihn in wenigen Tagen nach Graz bringen, aus welchem Grunde, weiß ich nicht.“

Paula zog langsam ihre Hand aus der ihres Gesellschaftsfräuleins. Mit tiefer Beschämung empfand sie, wie sehr sie sich ihr gegenüber verraten hatte.

„Der Baron war leidend, als ich ihn vorhin sprach,“ sagte sie. „Er teilte mir nichts mit. Was laßest Du außerdem in dem Briefe, da Du doch so neugierig warst? Ist Deines Bruders Erwähnung geschehen?“

Marcella war zu schlau, um nicht zu erraten, daß nicht ihm die Frage galt. „Es wurde nur

flüchtig seiner wie des übrigen Gefolges gedacht," antwortete sie unbefangen. „Es scheint, als wolle man die Diener des Prinzen von ihm trennen und was soll dann aus Leonhard und Andrea werden?“

„Solange ich auf Erden lebe, wird ihnen nie eine Heimat fehlen," sprach Paula. „Was kann man nur mit dieser neuen Grausamkeit bezwecken?“

„O, die bösen Menschen, welche den gütigen Herrn verfolgen, haben etwas vor, das noch nicht klar ist, oder sie gönnen es ihm nicht, daß er in Passau wohlgefinte Menschen fand. Ich weiß durch einen Brief Leonhards, daß alle Edelleute aus der Stadt zu ihm kamen, ihre Ehrfurcht ihm zu bezeigen, und daß die Bürger und das Volk am Gitterthor standen, wenn er im Schloßhose sich erging, um ihn zu begrüßen. Die Kinder warfen ihm Blumen zu und aus vielen Häusern wurden ihm und seinem Gefolge Früchte und Speisen zugesandt, da sich die Kunde verbreitet hatte, daß man ihn schlecht versorge.“

„Möge Gott es jedem einzelnen lohnen, was er an den ungerecht Gepeinigten thut," sagte Paula, ihr Tuch gegen die Augen drückend. „Unerforschlich sind seine Wege und wir können in Ergebung nur erwarten, welches ihr Ausgang sei.“

An die Thür wurde leise geklopft; Marcella ging nachzusehen, wer draußen sei. Der Kammerdiener des Barons stand vor ihr, die Herrin zu ihrem Gemahl zu entbieten.

Marcella eilte zu ihr. „Geht jetzt nicht," bat sie. „Valentin mag sagen, daß Ihr krank seiet.“

Paula machte eine verneinende Bewegung. „Es ist besser, wenn ich gehorche," erwiderte sie matt, und langsamen Schrittes verließ sie das Zimmer, um sich zu ihrem Gatten zu begeben.

„Ihr liebet Euch Zeit, Paula, um wiederzukommen," sprach Herr von Guilerin. „Fast glaubte ich, Ihr habet vergessen, daß Ihr mir vorlesen wolltet.“

„Als ich vorhin aus dem Garten kam," erwiderte Paula, „war es Euch zu schnell, Heribert. Ich konnte nicht vermuten, daß Ihr mich jetzt früher herbeiwünschen würdet.“

„Das will heißen, ich plage Euch mit meinen Launen, daß Ihr nie wissen könnt, was Ihr zu thun habt.“

„Ich habe dies nicht behauptet.“

„Aber jedenfalls gedacht und es war Euch nicht unlieb, einen Grund zu haben, länger fern zu bleiben.“

„Wie erfinderisch Ihr seid, mein Gemahl, Euch selbst zu quälen!“

Sie hatte wohl recht, doch er überwand sich nicht, ihr dies zuzugeben.

„Ein Kranker ist allen überlästig und was für ihn gethan wird, geschieht häufig mit Unlust und Widerwillen; weshalb sollte ich davon eine Ausnahme bilden?“

„Ihr irrt Euch mit solcher Meinung," entgegnete sie ruhig. „Ein Leidender hat doppelten Anspruch auf unsere Liebe und gerne wird sie ihm geweiht, wenn wir ihn dadurch vergessen machen, was er erduldet. Mein Vater war durch mehrere Jahre krank und abhängig von der Hilfe anderer.“

Ich kann mich nicht entsinnen, daß wir ihn darum weniger geliebt hätten, daß wir nicht alle von Herzen gern die Mühen und Sorgen für ihn weiter getragen.“

„Das war Euer Vater," sagte Heribert von Guilerin in hörbarer Bitterkeit, „ich zweifle nicht daran, daß Ihr ihn liebtet.“

„Ich hatte Ursache dazu," sprach Paula mit schimmernden Augen. „Mein Vater war mir die Verkörperung alles Edlen, alles Hohen auf Erden. Ich kann nicht anders, als mit Freude und Stolz mich erinnern, daß ich seine Tochter war.“

Ob sie auch seiner mit der gleichen Wärme gedenken würde, wenn er von ihr gegangen war? Herr Heribert zweifelte daran. Was hätte er gegeben, in diesen meerestiefen Augen einmal einen Strahl der innigen Zärtlichkeit aufblitzen zu sehen!

Sie blieben kalt für ihn; sie würden keine Thräne haben, wenn der Tod ihn abgerufen, halb würde er vergessen sein, und um die junge, schöne, reiche Witwe sich die Schar der Freier drängen. Die Vorstellung war schon jetzt genügend, ihm Pein zu erwecken, aber nein, sie würde ihm so bald keinen Nachfolger geben mögen. Ihr Herz war bei ihm, über dessen Haupte das Verderben seine schwarzen Flügel schlug, näher und näher es umkreisend, bis es ihn aus der Reihe der Lebenden gestrichen.

Es war eigentlich eine Thorheit, eifersüchtig auf ihn zu sein, der so sichtbar seinem Verhängnis schon verfallen war und der niemals der Ihre werden konnte, aber er mißgönnte ihm das Mitleid sogar, das Paula an seinem Geschick hegen konnte und das sich steigern mußte, wenn er in ihren Gesichtskreis kam.

Ob sie es denn ahnte, daß er in kurzer Frist hier sein würde? Die Frauen hatten eine seltsame Gabe, alles viel früher zu entdecken, als man es ihnen mittheilte. Und was sie wohl dabei empfinden mochte? In einer Anwandlung rachschüchtiger Bosheit nahm er sich vor, bei der nächsten Gelegenheit sie von der neuen Entscheidung über Dom Duarte in Kenntnis zu setzen; die Art, wie sie die Nachricht aufsaßte, mußte ihm ihr innerstes Fühlen kundgeben.

„Nehmt das Buch und leset," gebot er.

Paula schlug die Seite auf, an welcher sie aufgehört hatte und begann mit ihrer weichen klaren Stimme zu lesen. Es ermüdete sie heute mehr als gewöhnlich; sie zog es jedoch dem Gespräche mit ihrem Gatten vor, das sich meist unerquicklich für beide gestaltete. Kaum kannte sie es anders, seit sie mit ihm vermählt war und mit nie ermüdender Geduld hatte sie bisher die Ausbrüche seiner üblen Stimmungen, die tausend kleinen Gehäufigkeiten ertragen, die der verbitterte, in seinen Erwartungen enttäuschte Mann sie erleiden ließ. Seit kurzem wurden sie ihr quälender als sonst, — war es, weil ihrer Seele, durch den verborgenen Kummer bedrückt, das Gleichgewicht fehlte, das den Härten des anderen die unbewusste Überlegenheit eines geklärten Geistes entgegenzusetzen vermag?

Der kranke Körper fühlt die leiseste Berührung von außen her, als einen schmerzenden Schlag, die kranke Seele jedes rauhe Wort und jeden bösen

Blick gleich einer neuen Wunde. Das Trostverlangen, das unausgesprochen stets wieder zurückgedrängt wird, weil wir dem andern es nicht eingestehen wollen, daß wir trotzbedürftig sind, wandelt sich in jenes nagende Weh, das tropfenweise unseres Herzens Blut verzehrt. Raub meinen wir den warmen Schlag noch zu verspüren, der es in reicher Liebe der ganzen Menschheit entgegentrieb; was es fortan nur noch bewegt, es ist der nimmermüde Gedanke eines grenzenlosen Leides.

Paula hatte fast eine Stunde gelesen, als sie durch den Eintritt ihrer Mutter und ihrer Schwestern unterbrochen wurde, welche sich nach dem Ergehen des Freiherrn zu erkundigen kamen.

Frau von Zuconers Aussehen trug das Gepräge sichtlich Befriedigung; sie genoß in vollen Zügen die Vorteile ihrer veränderten Verhältnisse, hatte Beziehungen mit sämtlichen adeligen Geschlechtern von Graz angeknüpft und lebte in wechselreicher, froher Geselligkeit von neuem auf.

Die kleinen Mädchen waren etwas gesehter geworden, seit sie die Klosterschule bei den Ursulinerinnen besuchten; nur machten sie kein Geheimnis daraus, daß ihnen ihr ungebundenes Leben zu Leisheim besser behagt habe. An ihrer Paula hingen sie nach wie vor in kindlicher Liebe; sie war die Vertraute aller ihrer kleinen Leiden und Freuden, die gütige Fee, die alle ihre Wünsche erfüllte. Vor dem mürrischen Schwager hatten sie eine gewisse Scheu und stellten jetzt, da sie mit dem äußeren Leben mehr in Berührung kamen, Betrachtungen darüber an, daß sie an seiner Stelle einen jungen lustigen Schwager lieber gesehen hätten, der mit ihnen durch den Garten jagen und allerlei Kurzweil treiben konnte.

In zaghafter Zurückhaltung begrüßten sie den Kranken auf dem Ruhebetto und setzten sich dann schweigend und ehrbar nebeneinander auf eine Polsterbank, unweit ihrer älteren Schwester, welche der Mutter den Platz neben ihrem Gatten eingeäumt hatte.

Herr Heribert und seine Schwiegermutter waren vortreffliche Freunde. Die Edelfrau wußte, daß sie ihm schmeicheln müsse, um seiner Freigebigkeit stets sicher zu sein und er ließ sich ihr mütterlich Wesen gern gefallen, das ihm zu ersehen suchte, was sein schönes kaltes Weib ihm verweigerte.

Sie begann auch heute damit, daß sie ihm die seidene Decke, die ihm entglitten, höher heraufzog, ein Rissen ihm unter den Kopf schob und aus ihrem Seitentäschlein ein Krystrallbüchschchen mit einer starkduftenden Flüssigkeit zog.

„Das habe ich mir vorhin von dem Mailänder Pharmaceuten für Euch geben lassen,“ bemerkte sie dabei. „Es ist ein Balsam, der in Santa Novella zu Florenz verfertigt wird und der Euren Schmerzen Linderung schaffen soll. Es geht Euch nicht gut gegenwärtig, Herr Sohn; ich sah es gleich, Ihr aber seid so tapfer, es vor andern, auch vor Euren nächsten Angehörigen nie zu zeigen.“

„Welchen Zweck hätte es, gnädige Mutter, meine Umgebung mit dem eigenen Leiden zu plagen?“ entgegnete der Freiherr. „Ich weiß, daß ich es in

Gebuld ertragen muß und verschließe jede Klage darüber in mein Inneres.“

Gebuld war freilich die letzte der Eigenschaften, welcher Herr Heribert sich hätte rühmen dürfen. Frau von Zuconers sanft lächelndes Antlitz würde jedoch kaum gewagt haben, auch nur den leisesten Zweifel an seiner Rede auszudrücken.

„Ich habe Euch oftmals bewundert,“ lispelte sie, „und möchte Euch jedem von uns als ein herrliches Vorbild eines Helden auf dem Kreuzeswege darstellen. Wie erhehend wirkt ein derartiges Beispiel auf jegliches Gemüt, wie danke ich dem Herrn, daß er meiner Tochter einen so würdigen Gatten gegeben hat. Möge sie dies allezeit erkennen!“

Sie öffnete die Krystrallbüchse, um Herrn Heribert den Geruch des Balsams atmen zu lassen.

„Der Pharmaceut,“ fuhr sie fort, „hatte viel Schönes und Seltenes aus meiner Heimat, das mir die Sehnsucht nach dem Lande meiner Väter wachrief. Fast hätte ich ihm einige golddurchwirkte Stoffe und wertvolle Kleinodien abgekauft, die ihm mit anderen Waren zugesandt worden, aber das Geld, das Ihr mir gabelt, ist zu Ende und ich würde mich scheuen, Eure Großmut von neuem in Anspruch zu nehmen.“

„Des seid ohne Bedenken, gnädige Mutter,“ sprach der Freiherr, „Ihr mögt Euch bei Eurem Heimatgenossen auswählen, was Euch wohlgefällt. Er wird von mir Zahlung erhalten.“

„Ich sagte es immer, Ihr seid der gütigste der Menschen,“ rief Frau Petronilha erfreut. „Bei Euch hat man nur zu danken.“

Paula begann das Gaukelspiel lästig zu werden; ihr lauterer Sinn sträubte sich gegen die Berechnung, die sie aus den Worten ihrer Mutter hörte.

„Wo brachtet Ihr den Nachmittag zu?“ mischte sie sich plötzlich in das Gespräch. „Ich klopfte an Eure Thür, doch Ihr waret nicht daheim.“

„Ich besuchte Frau von Stubenberg,“ war die Antwort, „und erfuhr dort eine Nachricht, die mich höchlich überraschte.“

„Frau von Stubenberg ist von allen Dingen, die sich in der Stadt zutragen, stets genau unterrichtet,“ meinte Herr Heribert spöttisch. „Ich zweifle nicht, daß sie auch heute viel Unterhaltendes wußte.“

„Nicht was sie, sondern was ihr Gemahl mir mitteilte, hat mich zu lebhaft beschäftigt, um es Euch verschweigen zu können,“ sagte Frau Petronilha. „Es betrifft einen Mann, den wir alle kennen, den Prinzen von Braganza, Euern einstigen Gast zu Leisheim.“

„Ah, Ihr hörtet, daß man ihn hierher zu bringen beabsichtige,“ warf der Baron wie gleichgültig hin. „Ich erfuhr es durch Briefe, die ich heute von Passau empfang. Was weiter?“

Er sprach zu seiner Schwiegermutter, sein Blick aber wandte sich zu Paula, die unbeweglich neben ihren Schwestern saß.

„Herr von Stubenberg wird ihm als kaiserlicher Kommissarius entgegenreisen,“ erwiderte Frau von Zuconer auf seine Worte. „Er machte eine An-

deutung, als ob man Geheimnisvolles mit dem Prinzen vorhabe, das noch nicht offenbar sei."

"Graf Thurn schrieb mir, daß die Rede gehe, man wolle ihn nach Spanien bringen," sagte Herr Heribert trocken. "Es war von vornherein die Absicht."

Die weitgeöffneten, entsetzten Augen seiner Gattin hefteten sich auf ihn. Ein wilder Triumph durchsuchte seine Brust; es war ihm ein unsägliches Vergnügen, daß sie litt.

"Ich begreife solch ein Vorgehen kaum," sprach Frau von Suconer nachdenklich. "Was kann es Spanien für einen Vorteil bringen, Dom Duarte in der Gewalt zu haben?"

"Die Genugthuung, sich an einem Feinde rächen zu können, indem man ein Mitglied seines Hauses strast, ist Vorteil jederzeit," entgegnete der Kranke. "König Philipp wird es gleichfalls so verstehen und um keinen Preis den Bruder Dom Joaos wieder hergeben, wenn er ihn einmal hat."

"Aber der Prinz hat eigentlich nichts begangen." "Das kommt hierbei nicht in Betracht; Joao mag den Dorn in seiner neuen Krone immerhin ein wenig spüren, daß sein Bruder für ihn büßen muß; der König besitzt eben kein anderes Mittel, an ihn zu gelangen."

"Dom Duarte hätte sich dem Kaiser nicht stellen sollen," sagte die Edelfrau, die sich erinnerte, daß sie für den schönen, ritterlichen Mann zu Leipzig eine stille Bewunderung gehegt hatte.

"Es war eine Thorheit, daß er es that, und ein Leichtsinns dazü."

"Nein, mein Gemahl," ließ sich Paulas Stimme vernehmen, "es war das großherzige Vertrauen in die Redlichkeit dessen, den er Freund genannt."

"Seid Ihr noch da, Paula?" fragte Herr von Guilerin nachlässig. "Ihr habt ja immer eine besondere Auffassung der Dinge; so auch jetzt."

"Ich kann mir nicht denken," antwortete sie, "daß meine Auffassung in diesem Falle von der aller rechtschaffenen Menschen abweichen würde."

"Wollt Ihr damit sagen, daß der Kaiser nicht rechtschaffen sei, da er den Prinzen verhaften ließ?"

"Ich überlasse Euch diesmal die Auffassung meiner Worte, die Ihr nach Belieben deuten mögt," entgegnete Paula kalt.

"Es ist günstig, daß Ihr von Regensburg weit genug entfernt seid, um nicht gehört zu werden."

"Ich würde auch dort kein Geheimnis aus meiner Meinung machen."

"Das Recht muß ich Euch bestreiten. Die Freifrau von Guilerin darf ihre Gedanken nicht beliebig zum Ausdruck bringen."

"Nein, das darfst Du nicht, mein Kind," bestätigte Frau von Suconer, die einem Zwiste vorbeugen wollte, der zwischen den Gatten so häufig war. "Du mußt Bedacht auf die Stellung Deines edlen Gemahls nehmen, auch wenn Deine Jugend Dich zu einem raschen Worte hinreißen möchte."

Paula schweig; um ihre Lippen spielte ein bitteres Lächeln.

"Dem Prinzen geschieht ja nichts Übles," versetzte Herr Heribert. "Er ist unfrei, sonst nichts."

"Ihr empfindet es mit Kummer, daß Ihr unfrei durch Eure Krankheit seid," konnte Paula sich nicht enthalten zu sagen. "Bedeutet der Verlust der Freiheit nichts für einen jungen, thatkräftigen Mann?"

"Wie Euch sein Schicksal nahe geht!" sprach ihr Gatte boshaft. "Ihr könnt den einstigen Ritter nicht vergessen."

"Ich müßte es erst lernen, unempfindlich gegen Menschenleid zu werden, wenn ich Dom Duarte nicht bemitleidete; ich hoffe, daß mir diese Kenntnis erspart bleibe."

Vincencia zupfte ihre Schwester am Kleide. "Kommt Herr Eduard her?" fragte sie halblaut. "Dann sehen wir ihn bald wieder."

"Ihr sehet ihn nicht, meine Kleine," erwiderte Paula mit unterdrücktem Schmerz, "denn er ist gefangen."

"Wir gehen zu ihm in sein Gefängnis," rief Armgard.

"Das werdet Ihr bleiben lassen," herrschte ihr Schwager sie an.

Das Kind schmiegte sich erschreckt an Paula, die den Arm um sie schlang, als wolle sie sie vor dem Unwillen des Freiherrn schützen.

"Erlaubt Ihr, mein Gemahl, daß ich die Kinder in ihr Zimmer bringe?" fragte sie. "Es ist spät und sie könnten Euch belästigen."

"Thut, wie es Euch beliebt; Eure Mutter ist ja bei mir."

Die junge Freifrau ging mit den Kindern hinaus. Sie mußte auf dem Korridor einige Sekunden stehen ableiben, um Atem zu schöpfen. Die Qual der letzten Stunden drohte sie zu überwältigen; sie presste beide Hände auf das Herz.

Die Kinder zogen sie gewaltsam weiter. "Komm mit," flüsterten sie, "daß er nichts hört," sie deuteten auf die Thür, hinter welcher Herr Heribert sich befand, "wir sprechen wieder von Herrn Eduard, wie in Leipzig, als er mit uns ging, und wir besuchen ihn doch, wenn er herkommt, und thun ihm alles Liebe an."

Paula küßte die Kleinen und ließ sich von ihnen in ihr Zimmer führen.

Sie kleidete, wie in vergangenen Tagen, die Schwestern aus und faltete ihnen die Händchen zum Gebete.

"Bittet für ihn, der Euch stets gütig war," sagte sie, "bittet, daß ihn Gott aus seiner Not erlöse, und bittet auch für mich."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Am dritten Juli des Jahres 1641 langte Dom Duarte in Graz an. Zwölf Dragoner unter dem Befehle des Hauptmanns Nikolaus Capelli umgaben den Wagen, der von Don Mello eigens zu dieser Reise nach Passau gesandt worden. Schon räumte man den Spaniern gewisse Rechte ein, über seine Person wie über die Art seiner Gefangenhaltung zu verfügen; unmerklich ging die Gewalt über den In-

fantien in die Hände jener, deren Streben es von Anbeginn gewesen, ihn zu verderben.

In Passau war sein Aufenthalt durch die Gunst des Erzherzogs erträglich gemacht worden. Die allgemeine Teilnahme aber, die ihm von der ganzen Bevölkerung entgegengebracht wurde, mißfiel seinen Bedrückern zu sehr, um nicht auf eine Änderung zu dringen. War man erst in Graz, so lag Italien nicht mehr fern und dorthin würde keiner seiner Anhänger sich wagen, ihm Trost oder Rettung zu bringen.

Herr von Stubenberg hatte Navarro sein eigenes Haus als Wohnung für den Prinzen angeboten. Der Geheimschreiber schlug es aus und wählte ein geringeres Haus in der Nachbarschaft des ersteren, dessen Räume für das Gefolge kaum ausreichende Unterkunft boten.

Navarro erklärte daher dem gefangenen Fürsten kurz, daß die Zahl seiner Diener eingeschränkt werden müsse, da weder die Größe des Hauses, noch die ihm bewilligten Gelder für den bisherigen Hofhalt genügend seien.

„Ihr habt das nämliche mir schon in Passau gesagt,“ erwiderte Duarte, „und ich stellte es meinen Dienern frei, mich zu verlassen. Die Getreuen weigerten sich es zu thun, obgleich es mich schmerzt, daß sie neben der Gefangenschaft auch noch Entbehrung teilen sollen. Ist es jedoch nur der Mangel an den nötigen Mitteln, der es Euch wünschenswert macht, weniger Gefolge bei mir zu sehen, so fragt bei Seiner Majestät an, ob es mir gestattet werde, die Silbergeräte zu verlaufen, die in meinem Besitze sind. Es befinden sich wertvolle Stücke darunter und der Erlös daraus würde für Monate hinreichen.“

„Ich machte bereits einen derartigen Vorschlag nach Regensburg,“ sprach Navarro, „wurde indessen aus der Hofkanzlei abschlägig beschieden und mir bedeutet, mich in anderer Weise zu behelfen, was nur auf dem Eurer Hoheit angegebenen Wege stattfinden kann. Es könnte zum Beispiel der Koch entlassen werden, dessen Arbeit ein hiesiger Gasthof mit Leichtfertigkeit übernehmen würde.“

„Mein guter Perez,“ sagte Duarte. „Es wird ihm schwer ankommen zu gehen, aber er klagte schon seit einiger Zeit darüber, daß ihm die Vorräte zur Herstellung der Speisen nicht rechtzeitig, noch in brauchbarem Zustande verabfolgt würden. Zum Glück bin ich als Kriegsmann nicht an Tafelfreuden gewöhnt und kann mich mit der einfachsten Kost begnügen.“

„Die Gattin des Sekretärs Eurer Hoheit ist ferner zu bestimmen, sich ein anderes Obdach zu suchen,“ fuhr Navarro fort. „Sie war aus Mitleid nur von mir unter Eurem Gefolge gebuldet.“

„Ich möchte Euer Mitleid auch ferner für sie anrufen, Don Navarro,“ sprach der Prinz. „Ihr wisset, daß ich für mich nichts begehre, so laßt mich wenigstens für jene mich verwenden.“

Navarro zuckte die Achseln. „Es ist gegen die Vorschriften, nach welchen ich handeln muß; doch werde ich Eurer Hoheit Bitte eingedenk sein. Eine weitere Verfügung habe ich noch mitzutheilen, welche

die Abberufung des Beichtvaters Eurer Fürstlichen Gnaden, Pater Taifols, anbetrifft.“

Der Prinz fuhr empor. „Wie, meinen Beichtvater wollt Ihr mir nehmen?“ rief er erregt. „Es kann nicht sein! In alles will ich mich ohne Murren finden, nur diesen Freund und Arzt der Seele laßt mir.“

„Eure Hoheit wird einen anderen erhalten,“ entgegnete sein Kerkermeister unerschütterlich. „Über Pater Taifol ist vom Bischof bereits entschieden worden, der eine Pfarrei in Franken ihm zugebachet.“

Duarte wandte sich schweigend ab. Er bedurfte all seiner Selbstbeherrschung, um seinem Peiniger nicht die Bitterkeit zu zeigen, die ihn zu überwältigen drohte. Er wußte, daß es von keinem Nutzen sei, daß er sein Los und das seiner Getreuen nur verschlimmere, wenn seine Standhaftigkeit ihn verliesse, und daß der Stolz, der ihn bisher aufrecht erhalten, der einzige Schild gegen die Angriffe seiner Feinde sei.

Nicht mit Unrecht sagte ein Zeitgenosse von dem fürstlichen Märtyrer, „daß er der Palme gleiche, die nach Sturm und Wetter herrlicher ihr Haupt erhebt; so trägt auch Dich die göttliche Gnade, erhabener Prinz, um über Deine Verfolger zu triumphieren!“

Navarro empfand mit innerem Mißbehagen die sittliche Größe und Überlegenheit seines Gefangenen und sie dienten dazu, seinen Haß gegen ihn zu mehren. Das Bewußtsein, einen anderen wissentlich geschädigt zu haben, weckt in verderbten Gemütern weder Reue noch Bedauern; die Geduld, der Hochsinn des Geschädigten ist gegen ihn eine Anklage mehr, weil sie in erdrückender Weise einen Gegensatz zu der Niedrigkeit dessen bildet, der die Hand zu seinem Untergange bietet.

Im Spiegel eines großen reinen Wesens erkennt der Mensch sein eigenes Selbst; das Zerrbild, welches ihm entgegenblickt, mahnt ihn an das, was er verlor und was er dem anderen uneingestanden tödlich neidet. Kein Haß ist unauslöschlicher, als der des Gefallenen gegen den, der ohne Mitleid vor ihm steht, — es ist die himmelsstürmende Empörung Lucifers gegen ihn, der ihn aus seinem Reiche stieß und dem Vertriebenen als ewigen Stachel die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese in die Brust legte.

* * *

Andrea hatte die Tage seit der Abreise von Passau in unruhiger Sorge verlebt. Der Kämmerer, Dom Luiz Pereira, hatte ihr mitgeteilt, daß man das Gefolge Dom Duarte's zu vermindern beabsichtige, und sie ahnte, daß Navarro auch ihr Bleiben nicht mehr gestatten würde. Mit ängstlichem Bemühen war sie einem Zusammentreffen mit ihm ausgewichen; nie verließ sie ihr Zimmer ohne die Begleitung ihres Gatten, wenn sie, um etwas frische Luft zu schöpfen, in den Garten ging, und war Leonhard bei seinem Herrn beschäftigt, begab sie sich zu Pater Taifol oder einem der übrigen Mitgefangenen. Navarro entging ihre Vorsicht nicht; er machte keinen Versuch,

sich ihr zu nahen, und schon hoffte sie, für immer von seiner zudringlichen Aufmerksamkeit befreit zu sein.

Auch auf der Reise nach Graz hatte er ihr keine sonderliche Beachtung geschenkt und nur dafür gesorgt, daß sie diese nicht zu Pferde, sondern auf einem der Wagen machte, die das Gepäck des Prinzen trugen. Um so heftiger erschrak sie, als er einige Stunden nach ihrer Ankunft ungemeldet in das Zimmer drang, in welchem sie einige Sachen für ihre Gefährten ausbesserte. Ihre geschickten und fleißigen Hände erwiesen sich bei vielen Gelegenheiten als ebenso hilfreich wie nützlich.

„Ich finde Euch nach langer Zeit einmal allein, Frau Andrea,“ begann Navarro. „Wo ist Euer Mann, der in den letzten Monaten Euch nie aus den Augen ließ?“

„Er hilft Dom Magalhães das Zimmer Seiner Hoheit etwas bequemer einzurichten, muß aber so gleich zur Stelle sein, wenn Ihr ihn sprechen wollt.“

„Es eilt nicht,“ erwiderte Navarro, „mein Besuch gilt Euch, eine Mitteilung Euch zu machen, die Euch unlieb sein wird.“

Ein Schatten flog über ihr Angesicht. „Ich bin an Trauerbotschaften seit langer Zeit gewöhnt,“ entgegnete sie, „und muß es mit Fassung tragen, wenn mich eine neue erreicht.“

„Daran seid Ihr selbst schuld, mein schönes Kind. Wir alle haben unser Schicksal in der eigenen Hand und unsere fehlerhafte Wahl ist es, die es zu einem unglücklichen gestaltet.“

„Glaubt doch das nicht, Don Navarro. Wir stehen nur in seltenen Fällen über unserem Schicksal, das durch die Verkettung der mannigfaltigsten Umstände in seine Bahn gelenkt wird.“

„Damit wollt Ihr Euer selbstgewähltes Mißgeschick vor Euch nur entschuldigen. Sagt mir, ob Ihr die Änderung nicht in Eurer Gewalt hättet?“

Andrea nahm ihre Näharbeit wieder zur Hand. „Wenn Ihr es mir doch ersparen wolltet, Eure Vorwürfe über unabänderlich Geschehenes zu wiederholen.“

„Ihr dauert mich; das ist alles, was ich darauf erwidern kann. Ihr dauert mich noch mehr, da ich Euch ankündigen muß, daß Ihr dieses Haus zu verlassen habt.“

Die Nadel entfiel ihrer Hand. „Dieses Haus verlassen?“ wiederholte sie. „Und weshalb?“

„Aus sehr einfachem Grunde,“ antwortete er, „Ihr habt kein Recht, hier zu sein und dankt es nur meiner übergroßen Nachsicht und Milde, daß ich gegen Eure Anwesenheit nichts einwendete.“

„Ich vergaß dies nie,“ sagte Andrea. „Aber weshalb wollt Ihr jetzt weniger gütig sein und mich von meinem Manne trennen?“

„Jegliche Güte setzt eine Gegenleistung voraus, holdselige Frau; habt Ihr dies niemals vernommen? Ihr seid wenig gütig gegen mich gewesen.“

Andrea errötete. „Don Navarro,“ entgegnete sie ernst, „Ihr kanntet meiner Eltern Haus, Ihr kanntet die Sitten, die dort herrschten. Auch an diesem Plage, auf welchem Ihr mich zur Stunde sehet, bin ich Aloys Sellings Tochter, die Achtung

und Ehrerbietung von jedem Manne zu fordern berechtigt ist, der ihr naht.“

„Die von Euch gerühmte Sitte Eures Elternhauses habt Ihr durch Eure Flucht mit Leonhard Koscielski zu arg verletzt, um sie als Schutzwehr für Euch gebrauchen zu dürfen,“ antwortete er ironisch. „Euer hoher Ton war vor einem Jahre vielleicht noch am Orte, jetzt nicht mehr.“

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß Andrea eine offene Beleidigung in das Angesicht geschleudert wurde, das erste Mal, daß sie die Übermacht der Roheit über die eigene Schutzlosigkeit empfand.

„Ich glaubte, Don Navarro sei zu ritterlich, um für eine wohlverdiente Zurückweisung Rache an einem Weibe zu üben,“ sagte sie mit blutlosen Lippen.

„Die Ritterlichkeit ist sehr oft in dieser Welt eine Thorheit, wenn man ein Ziel vor Augen sieht, das man auch ohne sie erreichen kann,“ erwiderte er.

„Ich für meine Person werde sie nie anwenden, sofern ich dadurch Schaden hätte. Doch laßet uns nicht um Worte streiten, sondern zur Sache kommen. Ihr möchtet hierbleiben; ist es nicht so?“

„Es ist Euch zur Genüge bekannt, daß es mein Wunsch ist.“

„Nun, damit Ihr erkennet, daß ich nicht unversöhnlich sei, will ich es weiter gestatten, allerdings nur unter einer Bedingung.“

„Welche?“ fragte Andrea schroff, während eine schreckliche Ahnung in ihr aufstieg.

„Daß Ihr nicht mehr so spröde gegen mich seid, wie bisher. Ihr müßet einsehen, daß dies eine leicht erfüllbare Bedingung ist.“

„Ihr seid ein Elender, den ich verachte,“ brauste die junge Frau auf, „ich werde Leonhard herbeirufen, Euch zur Rechenschaft zu ziehen.“

„Das wäre sehr unklug, meine reizende Gefangene, Ihr hättet damit Eures Mannes Urteil gesprochen. Habt Ihr vergessen, daß Ihr alle, auch Euer Prinz, in meiner Gewalt Euch befindet? Die geringste Auflehnung gegen mich kann Eurem Manne teuer zu stehen kommen.“

Der Blick, der ihn aus Andreas Augen traf, machte ihn verstummen; es kam ihm für die Dauer einer Sekunde zum Bewußtsein, daß er nicht weiter gehen dürfe.

„Ihr habt demnach die Absicht, an meinem Manne zu strafen, was Euch gegen mich aufbringt?“ fragte Andrea in schneidendem Hohne.

„Es steht bei Euch, ob ich es thue.“

„Und weigere ich mich, werdet Ihr mich zwingen, mir ein anderes Obdach zu suchen?“

„Ich muß auf meiner Bedingung beharren.“

Es herrschte einige Minuten tödliches Schweigen zwischen ihnen, dann rang es sich von Andreas Lippen mit einer Stimme, die jeglichen Klang verlor: „So ziehe ich es vor, in dieser Stunde noch zu gehen.“

Er hatte eine derartige Entscheidung nicht erwartet; mit einer Art Betroffenheit schaute er auf das schöne Weib, das unbeweglich, starr in seinem

Schmerze, aber auch unnahbar in diesem, vor ihm stand.

Er wandte sich zur Thür. „Besinnt Euch,“ sagte er rauh. „Ein entscheidend Wort ist im Troste rasch gesprochen. Es wird Euch reuen; verlasset Euch darauf.“

Andrea sank, als Navarro gegangen war, wie gelähmt auf den Holzstempel zurück, der ihr zum Sitze gedient hatte. Der Stel über das, was sie erlebt, drohte sie zu ersticken, er drängte fast das brennende Weh zurück, mit dem sie der Trennung von ihrem Gatten gedachte. Es stürmte durch ihren Geist, — Leonhards Schicksal, das seines Herrn, an dem er mit so viel Liebe hing, und daß es jener Mann sei, der ihr Verderben besiegeln könne. Taquet hatte ihr angeraten, seines Wohlwollens sich zu versichern, — sie schauderte. Er hatte wohl nicht geahnt, mit welchem Preise sie es erkaufen solle.

Hinweg, hinweg von hier; die Mauern schienen sie zu erdrücken, die die Schmach mit angehört, welche der Freche ihr angethan, der helle Tag dünkte ihr grausam und erbarmungslos, weil seine Sonne sich der unermessenen Erdenqual nicht abwandte, die ihre Strahlen allerorten trafen. In fieberischer Hast packte sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen. So bitter war das Scheiden einmal schon gewesen, als sie, von den Eltern verstoßen, aus der Heimat zog, aber damals war er mit ihr gegangen, für den sie gelitten, und seinen Liebesworten war es nach und nach gelungen, ihre Thränen versteinern zu machen. Heute ging sie allein in die Welt hinaus, die eine Stätte für ein vertriebenes, einsames Weib nicht besizen würde.

Und Leonhard? Was sollte sie ihm sagen? Er durfte den wahren Grund nicht einmal erfahren, der sie zum Scheiden zwang. Er war aufbrausend und hitzig; die Beleidigung, die man seinem Weibe zugefügt, konnte ihn um alle Besinnung bringen, ihn herausfordern, sie an Navarro zu rächen. Allgütiger Gott, nur das, nur das nicht! Der tüchtige Spanier war zu allem fähig. Sie durfte sich nicht verraten, nicht die geringste Anklage laut werden lassen, um jener willen, die für sie die Strafe zu erdulden hatten.

Leonhard trat in das Zimmer, als sie reisefertig war. „Andrea, was bedeutet das? Wohin willst Du?“ rief er.

Sie nahm all ihren Mut zusammen, ihm jetzt zu sagen, was ihm einen vernichtenden Schmerz bereiten mußte.

„Ich bin zu der Erkenntnis gelangt, daß ich doch wohl hier nicht bleiben kann,“ sagte sie unsicher, „und daß es besser sei, wir trennen uns für einige Zeit, bis des Prinzen Befreiung erfolgt ist.“

„Was ist geschehen, diesen Entschluß in Dir aufkommen zu lassen?“ forschte er erschreckt. „Hat Navarro Dir Dein ferneres Bleiben verboten? Der Nichtswürdige! Er plante schon seit lange eine neue Bosheit und weiß nur zu gut, wo er uns am schärftsten treffen kann.“

„Nein, nein!“

Er blickte sie durchbringend an; eine dunkle

Blutwelle schoß über sein Gesicht. „Ich traf Navarro vorhin im Hausgange. War er bei Dir?“

„Ja, eine kurze Zeit.“

„Du verbirgst mir etwas. Schon einmal sah ich Dich, wie heute, als Du mit ihm gesprochen. Er wird doch nicht — ich wage kaum es auszubedenken, — in unziemlicher Weise sich Dir genahet haben?“

„Wie kannst Du solches glauben?“

Seine Hände ballten sich, seine Augen nahmen einen wilden Ausdruck an. „Ich kenne keine Schonung,“ stieß er hervor, „wenn man Dich anzutasten wagte! Mit diesen Händen will ich ihn erwürgen, gleichviel, was darauf aus mir wird.“

Vor seinem erschreckenden Anblick wich sie zurück. „Sei ruhig, Leonhard,“ mahnte sie, „erinnere Dich, daß Du kein Recht hast, wider jenen Mann aufzutreten, daß schon ein Verdacht, unvorsichtig gegen ihn geäußert, Dir und dem Prinzen die höchste Gefahr bringen kann.“

Dem Prinzen! Die Mahnung war genügend, ihn zu sich selbst zurückzuführen. Er senkte den Kopf.

„Antworte mir auf Deine Ehre, ob ich mich mit meinem Argwohn täusche,“ sprach er, etwas gefaßter.

Es arbeitete in ihr; die erste Lüge ihres Lebens wollte nicht über ihre Lippen; sein Blick, der finstere und unheilverkündende, ruhte gebietend auf ihr und „ja“ klang es durch den Raum, laut und vernehmlich, wie der Mut der Verzweiflung nur zu sprechen lehrt.

„So willst Du fort, weil Dir die Beschwer zu groß, die Dir Dein jetziges Leben auferlegt?“ fragte er. „Ach, ich kann Dir keinen Vorwurf daraus machen. Du bist den Opfern und Drangsalen nicht gewachsen, die das Los des Gefangenen begleiten.“

Andrea schwieg. Wie gerne hätte sie ihm gesagt, daß sie mit ungebeugtem Sinne alles, alles tragen wolle, um bei ihm zu sein, doch war es vielleicht besser, ihn in dem Glauben zu lassen, daß die Bürde ihr zu drückend sei, die sie auf sich genommen.

„O, mein Geliebter, zürne nicht,“ murmelte sie abgewandt. „Lasse mich von Dir gehen und Gott bitten, daß er uns unter einem glücklicheren Sterne wieder vereine.“

Er drückte seine Hand vor die Augen. „Ich halte Dich nicht zurück, Andrea,“ sprach er mit eigentümlich bedeckter Stimme, „wenn Du freiwillig, nicht durch den Befehl unseres Kerkermeisters gezwungen, mich verlassen willst. Ich weiß, daß ich vor einem Jahre schon stark genug hätte bleiben müssen und nicht Dein reiches, hoffnungsvolles Leben an mein zerstörtes letztes durfte. Du hast die Bitternis, der wir entgegengingen, in Deiner Unerschaffenheit damals unterschätzt, das neue Unglück, das mit unserem Herrn zugleich uns traf, konnten wir freilich nicht voraussehen. Es ist zuviel für Dich; ich sehe es ein. Dir wird vielleicht noch Besseres zu teil, wenn Du Dich von mir losläßt; möge Dir die Trennung leichter werden, als mir. Mehr als alles in der Welt, mehr als die Hoffnung meiner Seligkeit habe ich Dich geliebt.“

„Leonhard!“

Der Name kam wie unterdrücktes Schluchzen aus

ihrer Brust, sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich in seine Arme stürzen, im nächsten Augenblicke zuckte sie zurück. Es durfte nicht sein. Nur nicht noch einmal einer Schwäche nachgeben, die sie um die qualvoll errungene Beherrschung brachte, sie würde, in Thränen aufgelöst, ihm alles, alles eingestehen müssen, wenn sie jetzt dem Drange ihres Herzens folgte.

„Ich möchte Dir danken,“ fuhr er fort, „aber ich weiß, daß alle meine Worte für mein Empfinden mir arm erscheinen müßten. — Möge denn der Gott, der unsere Bahnen lenkt, in seinen Schutz Dich nehmen und Dir glücklichere Tage schenken, als sie Dir an meiner Seite werden konnten.“

„Ich war glücklich, Leonhard, o, so sehr,“ stammelte sie, während Thränen langsam und schwer über ihre Wangen rannen.

„Du wirst vergessen, daß Du es zu sein glaubtest, und dieses kurze Jahr wird Dir wie ein Traum erscheinen, der lastend auf Dir lag. Ich begreife Dich auch darin und so lebe wohl!“

„Willst Du mir Deine Hand nicht noch einmal reichen?“ fragte sie schmerzlich.

„Es ist besser, wenn ich es nicht thue,“ erwiderte er. „Vielleicht ließe ich die Deine nicht mehr los, vielleicht — wäre ich versucht, Dich unter meinen Küssen zu töten, um Dich nicht an die Welt verlieren zu müssen, nach der Du zurückverlangst. Ich forsche nicht einmal, wohin Du gehst, damit ich nie mehr in Dein Leben eingzugreifen fähig sei. Es soll kein Band Dich fortan mit der Vergangenheit verbinden.“

Sie antwortete nicht. Was hätte sie sagen sollen? Sie wagte ihm kaum zu zeigen, wie unfähig sie unter seinen Worten litt. Stumm nahm sie ihr Bündel in die Hand und verließ zögernd das Gemach.

Er sah ihre Gestalt sich entfernen, er hörte den Riegel in das Schloß fallen, — dann aber sah und hörte er nichts mehr; mit einem halberstickten Aufschrei brach er auf dem Boden seines ärmlichen Zimmers zusammen.

* * *

Andrea war langsam, fast ohne zu wissen, wohin ihr Weg führte, zu dem Ausgange des Hauses geschritten, wo ihr der die Dragoner befehlige Kapitan Nikolaus Capelli entgegentrat.

„Wohin wollt Ihr, Frau von Koscielski?“ rebete er sie an. „Habt Ihr Erlaubnis, auszugehen?“

„Nein,“ antwortete sie, „ich gehe für immer fort.“

„Wie soll ich Euch verstehen?“

„Fragt Don Navarro und sagt ihm zugleich, daß ich seinem Gebote gehorchte.“

„Ah so, er will es nicht mehr,“ sprach der Kapitan, „konnte es mir denken, er murt schon seit Passau, daß der Hofhalt Seiner Hoheit viel zu groß sei. Nun so lebt wohl und lasset auf ein besseres Wiedersehen uns hoffen.“

Er ließ ihr die Pforte öffnen; Andrea stand auf der Straße der fremden Stadt. Wohin sollte sie sich wenden? Sie hatte in dem Seelenkampfe der letzten

Stunde sich flüchtig erinnert, daß Paula Guilerin in Graz sich befände, aber sie scheute sich, von neuem hilfsbedürftig und bittend vor ihr zu erscheinen.

Geldmittel besaß sie nicht, um in einem Gasthose sich ein Obdach zu verschaffen, und die ihren Eltern befreundeten oder anverwandten Häuser würden sich weigern, die verstoßene Tochter aufzunehmen.

Am Ausgange der Straße bemerkte sie ein großes, einzeln stehendes Haus, das dem Anscheine nach ein Kloster war. Einer der Vorübergehenden erwiderte ihr auf ihre Anfrage, daß es von den Ursulinerinnen bewohnt sei und daß die frommen Schwestern gar mildthätig und barmherzig seien. Sie entschloß sich, bei ihnen vorzusprechen; trotz ihres Männerkleides, das sie, um Aufsehen zu vermeiden, im Gefängnisse beibehalten, würden sie sie einlassen, wenn sie von ihrer Not vernahmen.

Sie hatte den eisernen Klopfer an der Außenthür noch nicht berührt, als die Flügel derselben aufsprangen und eine Anzahl kleiner Mädchen, geführt von einigen Laienschwestern, in das Freie schritten. Es waren die Töchter adliger Häuser, welche die Klosterschule besuchten und nach beendigtem Unterricht heimgeleitet wurden. An der Ecke der Straße wartete ein junges Mädchen in bürgerlicher Tracht auf den herannahenden Zug; Andrea erkannte ihres Vatters Schwester, Marcella, auf die aus der Schaar der Kinder zwei kleine Mädchen zuliefen.

Sie begrüßte sie freundlich, die Kinder sprachen hastig zu ihr und sie warf den Blick nach der Richtung, wo Andrea stand, aber schon war diese in das Thor getreten, die schwere Pforte drehte sich knarrend zu, ehe Marcella sie erreichen konnte.

Aufgeregt, von ungewisser Sorge erfüllt, kam sie zu ihrer Herrin.

„Die Kinder behaupten, Andrea, meines Bruders Frau, vor dem Ursulinerkloster gesehen zu haben,“ sagte sie. „Was kann das bedeuten? Und sollten die Kleinen sich nicht getäuscht haben?“

„Nein, nein, sie war es,“ riefen Vincenzia und Armgard gleichzeitig. „Wir haben sie erkannt, wenn sie auch als Mann verkleidet war. Und sie sah blaß aus, ganz anders, als auf ihrer Hochzeit, wo es so hübsch war und wir noch nicht in die Schule mußten.“

„Sie begleitete doch ihren Vatten bisher,“ sprach Paula nachdenklich. „Wie kommt sie in das Kloster? Ich möchte zu den Schwestern, nachfragen, ob sie wirklich dort ist.“

„Wir wollen mit, Paula,“ riefen die Kinder, „wir wollen Andrea wieder haben.“

„Heute nicht, meine Lieblinge,“ wehrte Paula ab. „Wir holen sie, wenn es angeht, zu uns.“

„Das ist schön,“ jubelten die Schwestern, „dann spielt sie mit uns und erzählt uns Märchen, wie daheim. Aber,“ fügte Vincenzia ängstlich hinzu, „wird es Dein Mann auch erlauben? Er war heut wieder böse und zankte uns, weil wir Lärm machten.“

„Er ist krank,“ begütigte Paula, „darum stört ihn jedes Geräusch. Ihr müßt ein anderes Mal vorsichtiger sein. Er wird es gern gestatten, daß Andrea unser Gast ist.“ —

Die Gattin Leonhards hatte sich der Äbtissin der Ursulinerinnen entbedt und von ihr die Erlaubnis erhalten, einige Zeit im Kloster bleiben zu dürfen. Paula, die noch an dem nämlichen Tage nach ihr zu fragen kam, traf sie, in die Tracht der Laienschwestern gekleidet, in einer der Zellen an, die zur Aufnahme von Gästen bestimmt waren, sich jedoch in ihrer Schmudlosigkeit kaum von dem Gefängnisse unterschieden, das sie verlassen.

„Du bist es dennoch,“ rief die junge Freifrau, ihr entgegengehend. „Meine Schwestern haben sich Deiner zu wohl erinnert, um Dich sogleich wiederzuerkennen. O sprich, Liebe, was bringt Dich her, die ich bei Deinem Gatten wähnte?“

„Du sollst es wissen, Du allein,“ erwiderte Andrea, „ich glaubte, keine Macht der Welt sei stark genug, von Leonhard mich scheiden zu können, die Macht des Bösen aber ist die stärkste von allen und ihr mußte auch ich weichen.“

Sie teilte ihr in kurzen Worten den Grund mit, der sie von ihrem Gatten getrieben. Auch Paulas Wangen waren, gleich den ihren, in Zorn und Scham erglüht, als sie geendet hatte.

„Arme Andrea,“ sagte sie, „nein, Du konntest nicht bleiben, wo Dich Dein Herz und Deine Pflicht mit den teuersten Banden hielten. Und Du thatest wohl, es Leonhard nicht einzugesehen, was ihn mit gerechtem Hasse gegen den Schändlichen erfüllen mußte, der seines Amtes Gewalt so schmachvoll mißbraucht.“

„Mir ist das Herz fast gebrochen, als ich Leonhard in den Glauben versetzen mußte, mir würden die gebrachten Opfer zu schwer,“ sprach Andrea, „er wird sein Weib für schwach und wankelmütig halten, das dennoch sein Leben freudig für ihn gäbe.“

„Er wird dereinst in besseren Tagen, die Gottes Gnade Euch gewähren wolle, sich überzeugen, daß Deine vermeintliche Schwäche einen um so größeren Heldenmut in sich schloß,“ versuchte Paula zu trösten, „und bis das Schicksal Euch wieder vereint, wird mein Haus Deine Heimat sein. Du findest Deines Gatten Schwester bei mir, mit der Du von ihm plaudern kannst, wenn Dich die Sehnsucht nach ihm verzehrt. Marcella ist ein liebes und verständiges Mädchen geworden, dessen gute Eigenschaften unter den gänzlich veränderten Verhältnissen sich trefflich entwickeln, sie wird Dir näher treten, als zuvor,

Dir Freundin werden. Die furchtbare Erfahrung ihrer Jugend hat sie innerlich gereift.“

„Es fehlten ihr in ihrem früheren Leben die sittlichen Vorbilder, die sie zur Nachahmung hätten spornen sollen,“ bemerkte Andrea. „Jetzt hat sie Dich! Kann ich erstaunen, daß sie gewandelt ist?“

Paula schüttelte leicht das Haupt. „Ich bin ein fehlerhaft Geschöpf, wie viele andere,“ entgegnete sie, „und habe dies nie deutlicher empfunden als jetzt. Wir streben dem entgegen, was uns als gut und recht erscheint und jede neue Wendung, die uns unser Leben bringt, stößt uns in Unvollkommenheit, ja, in Versuchung zurück.“

Ein feines Rot breitete sich abermals über ihre Wangen, als sie mit Überwindung die Frage an die Gefährtin richtete, die ihr seit ihrem Wiedersehen auf den Lippen schwebte: „Du sagtest mir bisher von dem Gebieter Deines Gatten nichts. Wie trägt er sein Geschick, das ungewisser ist als je?“

Andrea berichtete, was sie seit ihrem Eintreffen in Regensburg, als Mitgefängene ihres Mannes, erlebt; sie schilderte in warmen Farben die Geduld und Ergebung des Prinzen, die Güte und Sorge, die ihn trotz des eigenen Leidens für die Seinen erfüllte, sie entwarf eine ausführliche Beschreibung des Verfahrens, das man seitens seiner Feinde gegen ihn eingeschlagen, der vergeblichen Versuche seiner Anhänger, ihn zu befreien oder für ihn zu wirken und der niedrigen Quälereien, denen er seitens seines Kerkermeisters ausgesetzt war.

Es konnte ihr nicht entgehen, daß ihre Hörerin von der Erzählung tief bewegt wurde, ein trauriges Geheimnis, das ihr in Leipzig noch verborgen gewesen, schien sich ihr zu enthüllen; betroffen hielt sie endlich inne.

„Ich hätte Dir nicht alles sagen sollen,“ schloß sie, „diejenigen leiden zu sehen, die wir schätzen, ohne ihnen helfen zu können, ist bitterer, als der eigene Schmerz.“

„Nein, nein, ich danke Dir, daß Du mir rückhaltlos mitteiltest, was Du erfuhrest,“ entgegnete Paula mit Anstrengung, „doch lasse es genug für heute sein. Ich muß heim, des Barons Erlaubnis einholen, Dich bei mir aufnehmen zu dürfen. Wir setzen das Gespräch fort, wenn Du mein lieber Gast bist.“

(Fortsetzung folgt.)



Tante Cordulas Nichten.

Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte

von

Ina von Binzer.

(U. von Ed.)

Erstes Kapitel.

Auf dem Gutshofe von Mellien erscholl das Mittagsläuten. Über den gepflasterten Hof und aus den Ställen kamen Burschen und Mägde herbei, um in dem Seiteneingang des Herrenhauses zu verschwinden, wo im Erdgeschoß die Leutefüche mit angrenzender Gesindekuche sich befand. Lachen und Scherzworte erklangen, und gesunder Appetit leuchtete von den frischen, jungen Gesichtern. Zuletzt stümperten auch noch ein paar alte Mütterchen herzu, die im Herrschaftsgarten gejätet hatten, und die nun mühsam und vorsichtig die wenigen Stufen, die in das Haus führten, hinunterkletterten.

In demselben Augenblicke erschienen auf der sonnigen Rampe der Vorbertreppe zwei liebliche Mädchengestalten; wer also dort die beiden Alten und hier die frische Jugend sah, dem drängte sich unwillkürlich der Gedanke an den jugendfrischen Lenz auf, der hervortritt, wenn der altersgraue Winter verschwindet. Und Lenz und Jugend und Frohsinn schien alles um diese beiden her zu atmen. Über ihren Köpfen flatterten die knospenden Ranken des wilden Wein mit ihrem zarten Rot und Hellgrün, rings um sie spielte die Maiensonne in allerlei neckischen Lichtern, und Frühlingsodem umfächelte die jungen Gesichter.

„Also heute nachmittag kommt sie an?“ fragte die Größere, Ruhigere von beiden, deren schwere hellblonde Zöpfe sich kaum unter dem einfachen braunen Filzhütchen bargen, das sie trug. Ein gelbliches Jäckchen und ein bordeaugrotes Kaschmirkleid machten ihren weiteren und nicht sehr geschmackvollen Anzug aus.

Die andere nickte und wies mit der Hand seitwärts nach dem Hofe, wo ein blankgeputzter Wagen des Einspannens harrte. „Um fünf Uhr! Da steht schon der Wagen, der sie von der Bahn holt. Ach, es ist zu himmlisch! Sie war meine beste Freundin in der Pension, und ich freue mich ganz schrecklich, sie wiederzusehen!“ Dabei strahlte ihr liebliches Gesichtchen freudig auf, und der leichte Wind trieb auf ihrem unbedeckten Köpfchen allerlei kleine krause braune Locken empor, die über ihre Stirn huschten und ihr feines Gesicht neckisch umstanden. . . „Aber unsere englischen und Zeichenstunden gehen fort, Anni,“ fügte sie eifrig hinzu, als sie sah, daß die Freundin ein etwas nachdenkliches Gesicht machte, „und Du verpflüchtst mir, regelmäßig zu kommen!“

Ein leichtes Rot huschte über das Gesicht der Angeredeten. „Du bist immer so lieb, Fee,“ sagte

sie, „und ich danke Dir herzlich, aber — thust Du es auch nicht etwa nur mir zu Gefallen? Ach, ich denke es mir zu reizend, Besuch zu haben von einer gleichaltrigen Freundin; ich habe es mir immer so sehr gewünscht — aber ich habe ja keine Pensionsfreundinnen, und Verwandte in meinem Alter, so viel ich weiß, auch nicht.“

Felicitas küßte sie. „Du hast mich, Anni, und ich komme mit Adele gleich zu Euch hinüber.“

„Felicitas! Felicitas!“ erscholl es jetzt mit spitzer Stimme in fremdartiger Betonung aus dem Innern des Hauses zu den beiden Freundinnen hinaus.

„Miß Burnett!“ machte Fee mit schallhaftem Röcheln; „wenn sie mich hier ohne Gut sähe! — Ich komme schon, Miß Burnett. . . Also auf Wiedersehen, Anni, und grüß' Tante Cordula!“ und damit huschte sie geschwind zurück in das Haus.

Anni lief die Stufen der Freitreppe hinab, und bald schritt sie rüstig zwischen den maigrünen Feldern und knospenden Hecken entlang dem kleine Städtchen Wintershausen zu, das die dem Gute Mellien zunächst gelegene Ortschaft bildete. Wie sie so in der Frühlingslandschaft einhertritt, da wich allmählich der nachdenkliche, fast traurige Zug aus dem Gesichte des jungen Mädchens, und als endlich die ersten Häuser des niedlichen Landstädtchens zwischen dem zarten Grün seiner Obstgärten auftauchten, da war's, wie wenn all die Maienwonnen, durch die sie gewandert, nun auch in ihr Herz gedrungen sei und darinnen singe und klinge und zu den Augen wieder hinausdrängen wolle. Man sah erst jetzt, wie hübsch das junge Mädchen war. Die blassen Wangen hatten sich gerötet, aus den großen, ein wenig melancholischen Augen sprühte Jugendlust und Lenzesfreude, und die rosigen Lippen, deren eigentümlich tiefe Mundwinkel dem ganzen Gesicht einen besonderen, pikanten Reiz verliehen, schienen, halbgeöffnet, Sonne und Frühlingsdunst förmlich einzusaugen.

Anni Augustin war die Nichte der Frau Kreisphyfikus Schulte, die seit dreißig Jahren in Wintershausen lebte, nämlich von dem Augenblicke an, da sie als zwanzigjährige junge Frau an der Seite ihres Mannes hier eingezogen war. Vor vier Jahren war nun allerdings der bedeutend ältere Kreisphyfikus gestorben; aber der volle Glanz der Ehrerbietung, welche der Frau eines braven Mannes zufam, der länger als ein Vierteljahrhundert das leibliche Wohl und Wehe der guten Wintershausener in Händen gehalten, umgab seine Witwe noch heute. Frau Cordula hatte auch ein besonderes Talent, diese Aureole um ihr Haupt festzubannen, einerseits indem sie durch wirkliche, aufrichtige Herzensgüte nach wie

vor half und beistand, wie und wo sie nur konnte, andererseits indem sie niemals, und zumal bei keiner offiziellen Gelegenheit verfehlte, sich als Frau Kreisphysikus zur Geltung zu bringen, wobei ihr noch besonders der Umstand zu statten kam, daß der Nachfolger ihres Mannes eine sehr kränkliche Frau hatte, die jeder Geselligkeit fern blieb.

Die lebhafteste kleine Dame mit dem gemüthlichen Embonpoint und der kleinen spitzen Nase saß jetzt am Fenster und strickte. Man hätte beinahe sagen können, daß in jenen beiden Außerlichkeiten der Charakter Tante Cordulas sich darstellte: die behagliche Fülle deutete auf das gutmüthige, weiche, nachgiebige Element in ihr, während die kleine spitze Nase ganz besonders die „Frau Kreisphysikus“ zu betonen schien.

Derselbe kleine anregende Zwiespalt wie in ihrem Äußern bestand bei der Frau Physikus in ihrem Namen. Sie war eine geborene Müller, und jetzt hieß sie Schulte — es war gerade, als habe das Schicksal sich nicht entschließen können, sie auch nur dem Namen nach aus der Sphäre des Herkömmlichen und ein wenig Epießbürgerlichen hinauszurücken — so sehr erschien sie wie das Prototyp dieser Kreise im harmlosesten und lebenswürdigsten Sinne. Dazu nahm sich nun ihr hochtönender Vorname ein wenig fremdartig aus; allein Tante Cordula selbst erachtete ihn als äußerst passend für sich, war stolz darauf, ihn zu führen, und erging sich ihm zuliebe oft in äußerst gewählten Ausdrücken und Satzbildungen.

Kinder hatte das Schultesche Ehepaar niemals gehabt, und so hatten sie denn vor nunmehr zwölf Jahren das verwaiste Töchterchen von Frau Cordulas einziger Schwester, die kleine fünfjährige Anni Augustin, an Kindes Statt angenommen.

Nun war Anni siebzehn Jahre alt, und vorige Ostern war sie konfirmirt worden. Ja, aus Kindern werden Leute, und der alte Pastor Bedekind, der sie eingesegnet hatte, lag nun auch schon drüben unterm Kirchhofsgras! Frau Cordula seufzte . . . So ging eins nach dem andern hinüber von dem alten, ehrwürdigen Stamm der Wintershausener, und ein junges Geschlecht wuchs um sie her auf.

Es war im vorigen Herbst gewesen, da war der neue Herr Pfarrer gekommen, ein junger, unverheirateter Mann, mit einem alten Wirthschaftsfräulein. Ein netter Mann, der Herr Pfarrer, und ein hübscher Mann. Er predigte auch so schön, so recht lebhaft und eindringlich, wie es der alte Herr Pastor schon lange nicht mehr gekonnt, und bei den Armen und Kranken seiner Gemeinde sollte er ja sozusagen aus- und eingehen. Wirklich ein sehr netter Mann. Und daß er nicht verheiratet war — nun, das konnte ja mit der Zeit anders werden! Natürlich brauchte er eine ebenso nette, junge Frau, hübsch und wohlgezogen — blond mußte sie sein, da er schwarz war — und am besten wäre es natürlich, sie stammte aus Wintershausen, da eine Pastorsfrau die Verhältnisse in der Gemeinde ihres Mannes ebenso gut kennen muß wie er selbst . . .

„Guten Tag, Tantchen, da bin ich wieder!“ rief in diesem Augenblick eine frische Stimme, und ihre

Nichte Anni trat in das Zimmer. Frau Cordula fuhr empor und errötete wie ein ertappter Verbrecher.

„Wie Du mich erschreckt hast, Kind!“ sagte sie aufstehend; „ich dachte nicht, daß es schon so spät wäre — nun, da muß ich nur schnell nach dem Essen sehen . . .“ und damit wirbelte sie hinaus.

Anni legte unterdessen Hut und Jacke ab und räumte ihre Bücher fort; dann setzte sie sich an das Fenster, das nach dem Seitengärtchen hinaus sah, und blickte träumerisch auf die frühlingsfeuchten Beete. Auf ihrem Gesicht lag's wie ein keusches Entzücken, ein süß-schämiges Freuen. Sie sah nicht die zarten Frühlingkinder, die ihre Köpfschen überall aus dem Boden steckten, nicht die Vögelchen, die zirpend und piepend dazwischen hin und her huschten — ihr Auge sah noch immer die schlankte, jugendliche Männergestalt mit dem klugen dunklen Kopf, die sie vorhin schon von weitem in dem Pfarrgarten, den sie passieren mußte, erspäht hatte; sie sah noch seinen freundlich-ernsten Gruß und fühlte ihr eigenes glühendes Erröten, als sie denselben erwidert. Und dazu hatte der erste Flieder gebuftet, und die Sonne hatte gelacht . . . Ach, wie war es doch so herrlich in der Welt, wie gar so wunderbar und schön! Sie begriff gar nicht, wie noch so kurz vorher ein Gefühl des Vereinfamtseins hatte über sie kommen können, als Fee Wallerstedt von dem Besuch ihrer Freundin gesprochen hatte. Es war das ein Gefühl, wie es die junge Waise öfters überkam, das sie sich aber nicht zu erklären vermochte, und für das sie sich undankbar und lieblos schalt. Hatte sie doch alles, was sie verlangen durfte: Tante Cordula, die so lieb und gut zu ihr war wie eine Mutter, und die nur für sie lebte und dachte; dann Fee Wallerstedt und die andern Freundinnen — ja, wirklich, ihr fehlte nichts, gar nichts . . . Wie hübsch sein Gruß war, so freundlich und doch so respektvoll, als wenn sie, Anni, eine vornehme Dame gewesen wäre, und wie hübsch er war, und wie gut sein Name zu ihm paßte: Johannes hieß er, sie hatte es in einem Buche gelesen, das er ihr geliehen hatte, es war so recht ein Name für eines Geistlichen: Johannes — Johannes . . .

„Nun, liebes Töchterchen, was gab's denn Neues in Meltien?“ erscholl da plötzlich die Stimme der Frau Kreisphysikus, die soeben mit der dampfenden Suppenterrine hereintrat, und nun war es an Anni, zusammenzufahren und zu erröten. Aber sie faßte sich schnell, sprang herzu, um der Tante zu helfen, und gleich darauf plauderten Tante und Nichte so harmlos von dem erwarteten Besuch in Meltien, als ob sie alle beide die ganze Zeit über an nichts anderes gedacht hätten.

Zweites Kapitel

Zwei Tage später saßen Tante Cordula und ihre Nichte des Morgens in sehr vergnügter Stimmung beim Frühkaffee. Am heutigen Abend sollte in der Aula der höheren Bürger Schule die Generalprobe stattfinden für das letzte Konzert des Wintershausener Gesangsvereins „Euterpe“, und Frau Rektor Grusemann

hatte sagen lassen, man möge sich doch einrichten, zu einem Butterbrötchen dazubleiben. Hierauf freuten sich sowohl Tante wie Nichte. Frau Kreisphysikus sah sich schon im Geiste ihrem alten Whistgegner, dem Bürgermeister Herrmann, einen Robber nach dem andern abgewinnen und delectierte sich bereits ebenso befriedigt, wenn auch vorläufig ebenso platonisch an dem geradezu unerreichbaren Heringsalat, den Frau Grusemann bei solchen Gelegenheiten zu bereiten pflegte.

Anni dagegen war mit ihren Gedanken auf idealere Fahrten. Sie dachte an ihn, dessen weiche, klangvolle Baritonstimme sie immer hinter sich hörte, und die sie unter allen Stimmen der Welt unterschrieben hätte; sie wußte, wie oft ihr Klang sie schon verwirrt und ihr so recht klar zum Bewußtsein gebracht hatte, was sie allerdings immer gefühlt, nämlich, daß sie absolut kein musikalisches Talent besitze. Allein die Möglichkeit, dem Gesangverein nicht anzugehören, war total ausgeschlossen, und so hatte sich denn Anni still und — in kritischen Momenten auch stumm — in ihr musikkereintliches Schicksal ergeben. Und merkwürdig heldenhaft trug sie's seit einiger Zeit, ja, wer sie recht beobachtete, hätte bemerken können, daß sie mit einem gewissen nervösen Eifer dafür sorgte, daß keine Probe versäumt ward.

So hatten Tante und Nichte eine jede ihre eigenen angenehmen Gedanken, und eben wollte Anni ihrer Tante die zweite Tasse Kaffee eingießen, da sahen sie beide den alten Briefträger Seydel über den Damm daherkommen mit Schritten, die eine besondere Wichtigkeit zu bekunden schienen. Die Haustür öffnete sich mit lautem Klingeln, einen Moment später klopfte es, und der alte Vater Seydel stand im Zimmer.

„Ein Brief an die Frau Physikus!“ sagte er mit Betonung, langte sehr bedächtig in seine Mappe und holte daraus ein größeres Schreiben hervor, das er der Adressatin mit wichtiger Miene entgegenhielt.

Briefe waren nichts allzu Häufiges in dem kleinen Haushalte Tante Cordulas. Ihre Mädchenfreundschaften waren im Laufe der Jahre eingeschlafen, Verwandte besaß sie nur wenige oder doch keine näheren, und in dem guten Wintershausen mit seinen dreitausend Einwohnern war der „Stadtbrief“ ein völlig unbekannter Begriff. Darum sprang denn auch die kleine Dame sofort lebhaft empor, nahm dem alten Postboten den Brief eilig aus der Hand und flog damit ans Fenster. Allein sie warf ihn gleich wieder auf die Kommode — „Meine Brille — meine Brille . . .“ rief sie ungeduldig und rannte aufgeregt hin und her, um dieses notwendige Requisit an den unwahrscheinlichsten Plätzen zu suchen. Dabei stieß sie auf den alten Seydel, der noch immer da stand mit der harmlosen Neugierde eines alten Faktotums, und, sich plötzlich auf die Frau Kreisphysikus besinnend, entließ sie ihn mit den herablassenden Worten: „Ich danke Ihnen, lieber Seydel — guten Morgen!“

„Morgen, Frau Kreisphysikus,“ sagte auch Seydel und trollte sich.

Unterdessen hatte Anni den Brief aufgegriffen

und stieß einen leichten Schrei aus. „Aus Amerika, Tante!“ rief sie atemlos, „sieh doch die Marke, und hier ist der Stempel, ganz deutlich: New York!“

Tante Cordula riß ihr mit zitternden Händen den Brief wieder fort — sie hatte mittlerweile die Brille in ihrer Tasche gefunden — und betrachtete gespannt das Couvert.

„Wahr und wahrhaftig aus New York! Je ja, was kann das sein! Er ist am Ende gar nicht für mich . . . aber hier steht es doch ganz deutlich: Frau Cordula Schulte — das bin ich, wenn auch die Frau Kreisphysikus fehlt . . . du lieber Himmel, wer kennt denn in Amerika meinen Vornamen — mein Gott, mein Gott, was kann es sein!“

„Wenn wir ihn aufmachten,“ wagte hier Anni vorzuschlagen.

Frau Cordula raffte sich zusammen.

„Natürlich,“ sagte sie würdevoll, „natürlich werde ich ihn aufmachen — Herr des Himmels, jetzt fällt mir ein, von wem er sein kann, nein, sein muß — er muß von meinem Bruder Fritz sein, der ja seit fünfundsiebzig Jahren in Amerika ist, aber — ach, Anni, mir zittern die Kniee, gib mir einen Stuhl, Kind — Herrjemineh, wir dachten alle, er wäre längst tot und begraben, denn er hat seit zehn Jahren nichts mehr von sich hören lassen; ja, ja, es sind zehn Jahre, denn als Du zwei Jahre bei uns warst, kam der letzte Brief, der uns den Tod seiner Frau anzeigte — Du lieber Gott, was mag er schreiben . . .!“

Statt aller Antwort reichte ihr Anni jetzt eine Schere hin, und mechanisch öffnete Tante Cordula das Schreiben. Dann besah sie erst noch einmal sehr eingehend das Couvert von beiden Seiten, um dann endlich den Brief selber zu lesen. Sie that dies sehr langsam und genau, und doch schien es, als ob sie ihren Augen nicht traue ob des Gelesenen. Ihr Gesicht drückte eine immer größere Fassungslosigkeit aus, und als sie den kurzen Brief beendet hatte, sank sie wie erstarrt in den Sessel zurück, die Hand mit dem Bogen fiel schlaff in ihren Schoß, und nur die Worte: „Anni, Anni, sie kommt!“ entrangen sich ihren zitternden Lippen.

Angstlich griff Anni nach dem Brief; er war nicht lang, und ihre Augen überflogen ihn mit Windeseile.

„Liebe Schwester!“ — so stand da — „Es ist zwar etwas lange her, daß ich nicht an Dich geschrieben habe, aber ich lebe noch und setze dasselbe von Dir voraus. Den Tod Deines Mannes las ich zufällig in einer deutschen Zeitung, und es that mir herzlich leid für Dich — well, es ist nun nicht zu ändern.“

Der Zweck meines heutigen Schreibens ist dieser: Ich muß für ein Jahr oder so nach Brasilien gehen, um meine Geschäfte daselbst persönlich wahrzunehmen; da aber die dortigen Verhältnisse augenblicklich ja nicht die angenehmsten sind, so scheue ich mich, meine einzige Tochter Mary, wie ich sonst gewohnt bin, mit auf die Reise zu nehmen. Ich bitte Dich daher, dieselbe bei Dir aufzunehmen,

bis ich sie wieder abholen kann. She is a good girl, you know, und natürlich werde ich Dich dafür entschädigen.

Da es zu spät ist, eine Antwort von Dir abzuwarten und ich Deiner Güte gewiß bin, so reißt Mary mit diesem Briefe zugleich nach Europa ab und wird wohl bald nach demselben bei Euch eintreffen. Immerhin sind ein bis zwei Tage auf die Zollabfertigung und so weiter in Hamburg zu rechnen. —

Viele Grüße und haltet Euch munter.

Dein alter Bruder Fred."

Tante Cordula hatte sich mittlerweile ein wenig erholt.

"Was sagst Du dazu?!" fragte sie verzweiflungsvoll, indem sie Anni durch die Brillengläser herzbrechend ansah.

Anni seufzte tief auf.

"Sie ist meine Cousine, nicht wahr?" fragte sie gedrückt.

Es war, als ob diese Frage das gutmütige Element in Tante Cordula, das der erste Schreck lahm gelegt, wieder wach rief.

"Hm, ja," räusperte sie sich ein wenig beschämt, „ja, Deine rechte Cousine allerdings und — ja, meine rechte Nichte, ganz ebenso nahe wie Du — meines Bruders Kind! Man kann ihr nicht abschreiben — sie ist meines Bruders Kind!"

Und als ob sie sich mit der wiederholten Konstatierung dieser Thatsache einen ordentlichen moralischen Ruck gegeben habe, stand Tante Cordula plötzlich energisch auf. „Ich kann sie nicht von meiner Thür weisen!" schloß sie pathetisch.

Anni erröthete.

Das klang, als ob Tante Cordula sich vor ihr entschuldigen wolle wegen dieses Besuches, oder — glaubte sie gar, daß sie, Anni, dieser neuen Cousine die liebevolle Aufnahme im Hause der Tante mißgönne!

"Gewiß nicht, Tante!" sagte sie daher sehr eifrig, „es — es ist ja auch sehr hübsch, daß sie kommt; erst neulich, als Fee Wallerstedt mir von dem Besuch ihrer Pensionsfreundin erzählte, wünschte ich mir ein Gleiches — es ist gerade wie eine Antwort darauf! Sie ist ja auch eine so nahe Verwandte, sie wird sich gewiß sehr leicht an uns anschließen und hier eingewöhnen."

"Natürlich!" sagte die Frau Kreisphysikus mit Betonung, und die kleine spitze Nase hatte für einen Augenblick wieder das Übergewicht über das gutmütige Embonpoint, „natürlich wird sie das, dies erwarte ich mit Sicherheit von ihr! Und im übrigen ist sie ja meines Bruders Kind, sozusagen mein eigenes Blut, ich kann sie keinesfalls so jung und schutzlos in die Welt hinausstoßen . . . Mein Gott, mein Gott, wenn ich denke, daß Du so über den Ocean segeln solltest, über den ganzen, großen Ocean! Ich finde es unverantwortlich von Frik! So ein junges, unerfahrenes Ding . . . Mary ist achtzehn Jahre alt — sie ist immer gerade ein Jahr und zwölf Tage älter als Du, ich erinnere mich ganz genau — du liebe Zeit, wie sich das arme Ding

wohl abgeängigt hat! Und nun so mütterseelenallein in dem großen Babel, dem Hamburg — wenn ihr nur nichts Schreckliches passiert! Sie kann ja überfahren werden, oder sich verirren, oder in die Hände von Betrügern fallen — bestohlen wird sie jedenfalls — und dann dies rohe Volk der Matrosen, die ja wohl die Hauptbevölkerung von Hamburg ausmachen . . . Nein, nein, es ist ja gar nicht auszubedenken, wie Frik so gefühllos sein konnte, sie ist doch seine Einzige!"

Tante Cordula, die sich mittlerweile in einem geradezu apoplektischen Zustand hineingerebet hatte, that einen tiefen Atemzug, so daß Anni nun auch einen Satz einschleichen konnte.

"Die Amerikaner sollen aber ihre Kinder von vornherein ziemlich selbständig erziehen, Tantchen," meinte sie besänftigend; allein sie hatte damit keinen besonderen Erfolg.

"Selbständig! was heißt selbständig!" rief Tante Cordula, sich weiter ereifernd, „was hat der Große Ocean mit der Selbständigkeit zu thun, oder die Taschendiebe oder die Matrosenhorden! Ja, wenn es sich darum handelte, sich allein ein Kleid zu kaufen oder — ich will auch nicht sagen — vielleicht mal allein zum Gesangverein zu gehen — passend finde ich das zwar auch nicht — aber der Große Ocean, liebes Kind, der Große oder Stille Ocean!"

"Ich glaube, Tantchen, es ist der Atlantische," wagte Anni schüchtern einzuwenden.

"Ach, meinetwegen das Nördliche Eismeer!" fuhr die Frau Kreisphysikus auf, mit einer Entrüstung, die ganz täuschend den Ärger verbarg, den sie über ihren Schnitzer empfand; und dann machte sie es wie alle Frauen, wenn sie nicht mehr weiter wissen, sie zog die Summe: „Jedenfalls wird sie also kommen, und wir müssen schleunigst das Fremdenzimmer oben einrichten. Lauf nur schnell zu Dörte herum, daß sie morgen helfen kommt, sonst werden wir nicht fertig."

"Werden wir denn heute abend trotzdem zur Pro — zu Grusemanns gehen?" fragte Anni mit angenommener Ruhe, aber zitterndem Herzen.

"Ah, hm — hm — ich, ich weiß es noch nicht; geh nur erst, geh!" sagte Tante Cordula, die in der That selbst einen Augenblick schwankte, was hier zu thun sei. Einerseits fürchtete sie, nicht fertig zu werden, falls ihre Nichte, was ja immerhin nicht unmöglich war, schon morgen eintreffen sollte; anderseits konnte sie unmöglich dulden, daß die große Neuigkeit sich in Wintershausen ohne ihr Zutun verbreitete. Welch einen Nimbus würde es ihr geben, wenn sie erzählen konnte, daß sie Besuch bekäme aus Amerika, und daß dieser Besuch eine leibliche Nichte von ihr, und ihres Bruders Kind sei . . . Nein, das Staunen durfte sie sich nicht entgehen lassen, sie mußte die erste sein, die es verkündete . . . „Ich habe es mir überlegt," sagte sie daher zu Anni, als diese gleich darauf zurückkam, „wir werden heute abend allerdings die Probe besuchen, denn," setzte sie würdevoll hinzu, „man muß sich von den Ereignissen nicht so aus dem Geleise werfen lassen."

Und es war recht gut, daß die alte Dame ihre

Haltung jetzt wieder so musterhaft beherrschte, denn die alte Dörte Bobstedt, die jetzt respektvoll auf Strümpfen in das Zimmer trat, nahm die erschütternde Nachricht mit einem geradezu verblüffenden Phlegma auf. Es verschlug nichts, daß die Frau Kreisphysikus sich feierlich in den großen Korbstuhl gesetzt hatte und, das ausländische Couvert in der Hand, die alte Hilfsfrau durch die Brille von ihrem roten Kopftuch bis zu den blauen Wollstrümpfen mit sehr eindrucksvollen Blicken maß: Da stand die Alte und schlug weder die Hände zusammen, noch schrie sie auf, noch bekundete sie sonst irgendwelche Zeichen von Aufregung, von einem Ohnmachtsanfall gar nicht zu reden, obgleich die Frau Physikus mit Rücksicht darauf schon die Hoffmannstropfen bereitgestellt hatte und ein Schächtelchen Pfeffermünzbonbons in der Tasche drehte. Es war geradezu beleidigend.

„Aus Amerika, gute Dörte, hören Sie nicht — aus Amerika!“ Frau Cordula glaubte für diese Gelegenheit das Plattdeutsche verschmähen zu müssen.

„Jä, Fru Fiskus, id hür' dat woll — ut Amerika! Id wunner man blot, dat dor ok mal wat herkümmt — id hew' süs ümmer blot hürt, dat sei dorhen möten, wenn sei sid hier nich schidit hebben.“

„Dörte Bobstedten, es ist die Rede von meinem Bruder und seiner Tochter!“ verwies Tante Cordula.

„Nee, nee, Fru Fiskus,“ begütigte die Alte, „id meen' jä ok man so! Awer, dat's all so, as dat Lebber is; ut dat een Stück ward en Staatschö, ut dat anner blot en Tüffel, hier ward dat ja nu woll en Staatschö fin.“

Die Frau Kreisphysikus war besänftigt. „Wir müssen oben das Fremdenzimmer herrichten, liebe Dörte,“ sagte sie, „morgen früh kann damit begonnen werden, heute — hm — heute haben wir etwas anderes vor . . . Awer, id segg, Dörten, bet Middag möt dat prat fin.“

„Jä, Fru Fiskus,“ sagte die Alte, und selbst das Unerhörte, daß die Frau Kreisphysikus ein Zimmer in einem Vormittag reinmachen ließ, vermochte nicht, sie aus ihrer empörenden Ruhe zu bringen, „id hew dat jo ümmer seggt: wat möt, dat möt!“

Drittes Kapitel.

Die Aula der Wintershausener höheren Bürgerschule gehörte zu denjenigen Dingen dieser Welt, die deshalb für imponierend gelten, weil das Gegenteil nicht wohl anginge. In ihr wurde Kaisers Geburtstag gefeiert mit begeisterter Rede und patriotischen Liedern; hier wurden zu den Semestern die abgehenden Schüler entlassen mit Abgangszeugnissen und rührenden Ansprachen, und hier war auch vor einigen Monaten das fünfzigjährige Bestehen der respektablen Bildungsanstalt festlich und würdig begangen worden. Die Atmosphäre solch feierlicher Alte schwebte denn auch ungreifbar, aber ebenso unleugbar über der Luft dieses Raumes. Man wußte nicht, was man tun sollte, wenn man

staubigen Beschaffenheit dieser Luft selbst, die auch im Sommer keinem frischen Hauche wich, lag es an den Lambrequins von roter Pappe, die anstatt der Vorhänge an den Fenstern prangten, oder an den schmalen, ungestrichenen Dielen des Fußbodens, oder an dem unheimlich aufdringlichen Klang, den die Stimmen annahmen, sobald der Saal nicht recht gefüllt war, oder lag es an all diesen Dingen miteinander, kurzum, diese Aula war für die Wintershausener Bürger ein wenig das unter den Räumen, was eine Respektsperson unter den Menschen ist: man wurde mit ihr nicht recht warm. Den Männern war es immer, als wenn von den hellgrau gestrichenen Wänden die lateinischen Citate des ersten Oberlehrers zurücktönten und ihnen in die unklässischen Ohren gellten, und die Mütter dachten hier stets mit stillem Seufzer an das einstige oder demnächstige Abgangszeugnis von Karlchen oder Fritzchen oder Paulchen, und wandten trotzbedürftig ihre Augen von dem strengen Konterfei des ersten Rektors, das in schwarzem Rahmen an einer Seitenwand des Saales hing, zu den milden Zügen des greisen Kaisers Wilhelm, dessen Gipsbüste auf einem Sockel an der Kathederwand thronte, einen staubigen Lorbeerkranz schief auf dem geduldigen Haupte.

Aber heute mußte man diesen Saal benutzen, da im Ressourcen-saal zum „Goldenen Lamm“, wo sonst dergleichen Vereinigungen stattfanden, der „Verein zur Beförderung des Fremdenverkehrs in Wintershausen“ tagte.

Als Tante Cordula mit ihrer Nichte eintrat, war der Saal bereits halb gefüllt. Mit großer Würde schritt die Frau Physikus, die ihr Dunkelgrünes mit der Sammettaile angelegt hatte, auf eine Gruppe älterer Damen zu, die unter den roten Lambrequins standen, während Annis Blide unwillkürlich sofort nach dem Podium schweiften. Ja, da stand er schon und sprach lebhaft mit dem lateinischen Oberlehrer, der über eine gewaltige Bassstimme verfügte, auf die er sehr stolz war, und die ihn zu einem der unentbehrlichsten Mitglieder der „Euterpe“ machte.

Ertötend eilte Anni an ihren Plaz. Es war ihr unbehaglich, so frei über einen leeren Raum zu schreiten, und man sah dies an ihren linkschen Bewegungen. Sie sah aber sehr lieblich aus in ihrem hellblauen Kaschmirkleidchen, und selbst die Schleife von billigem Atlasband in ihrem blonden Haar und die einknöpfigen weißen Glacéhandschuhe vermochten dem jugendlichen Liebreiz ihrer Erscheinung keinen wesentlichen Eintrag zu thun. Sie war entschieden die Süßheste von all den jungen Mädchen, unter denen sie jetzt stand, und die sich alle mehr oder weniger freundschaftlich um sie drängten, um sie zu begrüßen, und doch waren auch da viele allerliebste frische Gesichter. Überhaupt unterschied sich der Wintershausener Gesangverein „Euterpe“ von anderen, zumal großstädtischen Gesangvereinen dadurch, daß das „späte Mädchen“ in ihm fast gänzlich fehlte, und nur im zweiten Akt wurden einige Gesichter höheren Semesters sichtbar.

Anni Augustin stand aufgeregt unter ihren Gesährtinnen. Sie konnte sich nicht dazu entschließen,

die große Neuigkeit zu erzählen, und doch sah sie, daß ihre Tante dort drüben bereits mit vollem Dampf im Zuge war. Da stürmte die kleine dicke Frau des klassischen Oberlehrers mit hochrotem Kopf auf das Podium.

„Mann,“ rief sie schon von weitem; „Mann, höre doch — Physikussens kriegen Besuch, und denke Dir: aus Amerika!“

„Aus Amerika?!“ wiederholte ein Chor von Stimmen in Sopran und Alt, und von allen Seiten sah die arme Anni sich umdrängt und staunend angegafft.

„Guten Abend, Fräulein Augustin,“ sagte da eine hübsche Baritonstimme, und der junge Pastor Nölbechen, der durch die sensationelle Neuigkeit in seinem Gespräch mit dem Oberlehrer gestört worden war, begrüßte die Nichten der Frau Kreisphysikus mit einer kleinen Verbeugung, die Anni mit einem linkschen Tanzstundenknicks erwiderte. Aber sie hatte keine Zeit, verlegen zu werden.

„Was ist das mit dem Besuch, Anni?“ rief die Älteste des Apothekers zum „Roten Pelikan“, „Ihr kriegt Besuch aus Amerika?!“

„Ja, meine Cousine Mary, die Tochter von Tante Cordulas einzigem Bruder,“ erwiderte Anni, der die Situation schrecklich war.

„Mary heißt sie?“ — „Wirklich aus Amerika ist sie?“ — „Spricht sie denn deutsch oder bloß amerikanisch?“ — „Himmel, wie sie wohl aussehen mag!“ — „Sie ist gewiß fürchtbar reich — das sind ja alle Amerikaner!“ — „Freust Du Dich, Anni?“ so wirbelten Fragen und Ausrufe um sie herum, ohne daß sie imstande gewesen wäre, eine davon zu beantworten, und sie war wie erlöst, als der „Dirigent“ des Vereins, der Turn-, Zeichen- und Gesanglehrer Fiesherz, mit dem Taktstock aufklopfte und die Probe begann. Freilich mußte Herr Fiesherz diesmal die Aufforderung gegen alle Gewohnheit mehrere Male wiederholen und zuletzt gar mit einem energischen „Ich muß doch sehr bitten, meine Damen!“ unterstützen, und auch dann wollte die Sache zuerst absolut nicht in den rechten Zug kommen.

Es war aber doch auch etwas zu Interessantes: eine echte, richtige Amerikanerin in Wintershausen und noch dazu eine Verwandte alt eingeseffener Bürger!

Raum war die Probe beendet, so flogen die Köpfe wieder zusammen, man drängte aus der klassisch-beengenden Aula hinaus in die gastliche Wohnung der Rektorsleute, und nun waren Frau Cordula und ihre Nichten die Mittelpunkt zweier Gruppen, die nicht genug von dem seltsamen Ereignis hören konnten. Aber seltsam, eine nach der anderen löste sich von der „Gruppe Anni“ los, um sich „denen um Tante Cordula“ zuzugesellen, denn erstere war einsilbig und abwehrend, behauptete, selbst weiter nichts zu wissen als die Thatfache und wunderte sich, was Tante Cordula dort drüben auf dem Sofa in der guten Stube der Frau Grusemann wohl alles über das Ereignis zu erzählen wisse. Mit einem etwas verwirrten Ausdruck in den großen blauen Augen sah sie, an den Schreibtisch des Herrn Rektors gelehnt, wo sie allein zurückgeblieben war, zu der lebhaften

alten Dame hinüber, als die Stimme des jungen Predigers sie aufscheuchte.

„Das ist ja ein fabelhaftes Ereignis für unsere Wintershausener,“ sagte er lächelnd.

Anni lächelte auch ein wenig, aber sie hätte lieber weinen mögen. Sie fühlte sich so abgestoßen von alledem und hätte doch nicht sagen können, warum; ihre Seele empfand wieder einmal, wie schon so oft, unklar und bedrückend das Kleinliche ihrer Umgebung, während ihre Bescheidenheit ihr zugleich das Recht, so zu empfinden, absprach, und das bildete den tiefinnersten Konflikt dieser jungen Seele; sie fühlte ihn, aber sie konnte ihn nicht einmal als solchen klar erkennen und bestimmen, und nur der seltsame Zug von melancholischem Ernst, der sich so oft über ihre jungen Züge lagerte, sprach davon.

„Es wird für Sie vielleicht eine ganz angenehme Unterbrechung sein in der Einförmigkeit des hiesigen Lebens,“ sagte er ermutigend.

Anni hob den Kopf. „Gewiß, o gewiß,“ sagte sie rasch, „ich freue mich ja auch sehr!“ Aber noch während sie sprach, durchzuckte sie ein seltsam neues, blitzartiges Empfinden . . . Wie würde sie sein, diese fremde Cousine, und — wie würde er sie finden! Eine „Unterbrechung in der Einförmigkeit des hiesigen Lebens“ hatte er gesagt — wie ein plötzliches Erleuchten flog es durch ihre Brust . . . mein Gott ja, wie kleinlich und engherzig mußten ihm alle diese Leute und Verhältnisse erscheinen, die sie schon bedrückten, ohne daß sie jemals andere kennen gelernt außer in Büchern und in ihrem Verkehr auf dem Gutshofe von Meltien! Wie war es möglich, daß er Genüge fand in diesem engen Rahmen! Sicherlich freute er sich auf diesen frischen Zuwachs aus der Welt draußen, auf diese Cousine Mary, die gewiß alles mögliche zu erzählen mußte von ihrer Reise, von einem anderen Erdteil und seinen eigentümlichen Sitten und Menschen . . . Anni seufzte.

„Wie lange wird sie hierbleiben?“ fragte der Pastor, während sie zusammen zu der Gesellschaft zurückschritten, wo eben der Heringsalat zirkulierte.

„Ich glaube, ein Jahr oder so,“ erwiderte Anni, „ihr Vater holt sie wieder ab.“

Der junge Pfarrer stand still und heftete seine Augen mit einem weichen Ausdruck von Mitleid und Herzlichkeit zugleich auf Annis blaßes und erregtes Gesichtchen. „Ich hoffe,“ sagte er warm, „daß Ihnen diese fremde Cousine keinerlei Kummer mitbringt, Fräulein Anni.“

In Annis Augen schossen unwillkürlich die Thränen, aber ihr Gesichtchen strahlte auf. Das war es, was sie gebraucht hatte, gerade jetzt, gerade von ihm gebraucht hatte — nun war alles gut, nun wollte sie sich auch gar nicht mehr fürchten . . .

„Ich — o ich danke Ihnen,“ stammelte sie leise mit glücklichem Lächeln.

An diesem Abend nahm sich Anni Augustin vor, alles zu thun, was in ihrer Macht stünde, um ihrer Cousine Mary den Aufenthalt in Wintershausen angenehm zu machen, und sie schalt sich herzlich, daß das Überraschende und Plötzliche der ganzen

Sache sie zuerst so sehr in Anspruch genommen habe. War doch Mary mutterlos wie sie, und stand sie doch augenblicklich fast noch einsamer da als Anni; sicherlich würde sie eines vertrauten und freundschaftlichen Anschlusses an die deutsche Cousine innig bedürftig sein, und an ihr sollte es nicht liegen, wenn sie ihn nicht fand. So schlief sie ein.

Viertes Kapitel.

An einem Reinmachetage pflegte die Frau Physikus aufzustehen mit Gefühlen, wie sie etwa denen eines Feldherrn bei bevorstehender Schlacht zu vergleichen wären. Neben einer frisch-fröhlichen Unternehmungslust, die aus ihren Augen bligte, bestand die Grundstimmung ihrer Seele an solchen Tagen aus einer Art aggressiven Zornes, der zwar hauptsächlich auf der lokalpatriotischen Liebe zu ihrem Heim beruhte, sich auch im Grunde ausschließlich gegen die Summe ihrer Feinde, als da sind Staub, Flecken, Löcher, Spinnweben und Unordnung jeder Art, richtete, der aber doch auch hin und wieder die bedauernswerten Abjudanten Anni und Dörte mit seiner rührigen Energie nicht ganz verschonte. Es war, als wenn die kleine determinierte Nase dann vollständig das Übergewicht gewann über das gemüthvolle Embonpoint, und nichts konnte die lebhafteste Feststimmung der kleinen Dame passender illustrieren als ein altes giftgrünes Kleid, das die sparsame Hausfrau nun schon seit Jahren für diesen Sonderzweck getreulich immer wieder aufhob. Dieses Kleid hatte an und für sich schon etwas Streitsüchtiges an sich, und dazu kam noch die merkwürdige Thatsache, daß an den Tagen, wo Schrubber und Schewerlappen herrschten, Tante Cordulas Morgenhäubchen immer einen verwegenen Ruck nach der linken Seite zu nahm, was ihrer ganzen Erscheinung noch besonders den Stempel des Thatendürstigen aufdrückte.

Seit sechs Uhr früh war man oben in dem lustigen und geräumigen Fremdenzimmer bereits an der Arbeit. Anni hatte, auf der Trittleiter stehend, die Gardinen abgenommen und sie zum Fenster hinaus ausgeschüttelt; sie trug ein helles Kattunkleidchen und eine weiße Laßschürze, und das reiche blonde Haar schützte ein hellbuntes Tuch vor dem Staube. Dörtens bedächtiges Haupt war zu gleichem Zweck in ein rotbunt gewürfeltes großes Jahrmarktstuch gehüllt, das wie eine Feuerkugel durch den aufgewirbelten Staub leuchtete. Während Anni mit den Gardinen hantierte, hatte sie sich der Betten bemächtigt, und mit markerschütterndem Klatschen fielen die Schläge ihrer sehnigen Arme, die den Ausklopfer schwingen, auf Tante Cordulas stattliche Federbetten. Dieses Fremdenbett war der besondere Stolz der alten Dame; sie hatte die einzelnen Stücke nach und nach selbst angefertigt: die Inletts waren in Mellien gewebt, die Federn hatte sie eigenhändig, mit Dörte zusammen, gerissen und die Bezüge selber genäht. Es war aber auch ein Staat, das schwere Unterbett, das Dörte kaum allein zu regieren vermochte, die

weichen daunigen Kopfkissen, denen man es ansah, daß das Haupt des Schlafers völlig darin versank, und das nicht zu sparsam gefüllte Oberbett, das sich rund und schwellend über dem Ganzen wölbte!

Dörte war auf diesen Bettstand, den sie hatte entstehen sehen und anfertigen helfen, ebenso stolz wie die Frau Physikus selbst, und sie trug jedes ausgeklopfte Stück mit einer gewissen pietätvollen Zärtlichkeit in die Kammer nebenan, wo sie die ganze schwellende Pracht auf zwei Tischplatten vor der Fensterlücke an die Luft breitete.

Eben als Dörte sich nun auch an das Sofa machen wollte, erschien Tante Cordula in der Thür. Wie ein Stoßvogel schoß sie auf die Alte zu und riß ihr den Ausklopfer aus der Hand. „Aber Sie wissen doch, Dörte, daß ich dieses Sofa immer selbst ausklopfe!“ rief sie zornig, und dann bearbeitete sie das ätzende alte Möbel mit dem Klopfer, bis sie braunrot im Gesicht war. Dies war das Sofa „des Herrn Physikus“ und wurde daher noch immer mit einer gewissen Pietät behandelt; es war ein schwerfälliges altes Ding aus Mahagoni mit dickem verschörfeltem Piedestal, echter, solider Roßhaarfüllung und einem großblumigen Bezug in undefinierbaren Farben. Es stand zwischen den beiden Fenstern und sah so aus, als ob es gesonnen sei, hier bis in unausdenkliche Zeiten hinein seinen Standpunkt zu behaupten. Aber heut mußte es doch einer höheren Energie weichen. Tante Cordula hatte sich vorgenommen, daß die Sache, trotz der kurzen Zeit, gründlich gemacht werden solle und alle Ecken „mitgenommen“ würden, und so bestand sie denn darauf, daß das Sofa abgerückt werde. Nun, der Klügere giebt nach, mit einem lauten Krach löste das solide alte Möbel sich von der Stelle und folgte geduldig den halb schiebenden, halb tragenden sechs Armen ein Stückchen in das Zimmer hinein; hier wurde es auch auf seiner Rückseite einer gründlichen Reinigung unterzogen und dann mit alten verwaschenen Gardinen bedeckt, die von allen Seiten lang hinunterhingen und ihm ein ganz geheimnisvolles Aussehen gaben.

Tante Cordula stand da, beide Hände in die vollen Seiten gestemmt, und blickte triumphierend drein, aber Anni kannte ihre Tante zu genau, um nicht zu wissen, daß ein errungener Sieg dieselbe nur noch ehrgeiziger machte, und sie hielt nach dem Gesichtsausdruck der energischen kleinen Dame dafür, daß es jetzt jedenfalls friedlicher zugehen würde, wenn sie mit Dörte allein bliebe.

„Liebes Tantchen, möchtest Du uns nicht etwas Butterbrot schneiden, es hat eben schon neun geschlagen,“ sagte sie harmlos und erreichte damit richtig ihren Zweck.

„Was! schon neun! Du Femineh, wo bliwt be Tid!“ rief die Tante entsetzt und wirbelte hinaus zur großen Erleichterung der Zurückbleibenden, die sich nun schleunigst an das Abfegen von Decke und Wänden machten, weil sie aus Erfahrung wußten, daß damit das Gefährlichste überwunden war. Im Staub war Tante Cordula am feindseligsten, sowie

es an das Kaffe ging, milderte sich ihre Stimmung regelmäßig um ein Erkleckliches.

Als die Mittagsstunde schlug, strahlte das Zimmer, das die überseeische Cousine aufnehmen sollte, in tadelloser Sauberkeit. Die Fenster, von frischen, schneeweißen Gardinen umhangen, blühten in der Sonne; über dem stattlichen Bett lag schützend eine rosa und weiße Spreitdecke und auf derselben prangte eine Tasche mit dem Wunsche: „Gute Nacht!“ in roter Strohbaumwolle; den schweren runden Tisch vor dem Sofa deckte eine rot und schwarze Wolldecke, deren schadhafte Stellen unter der großen gehäkelten Decke, die ihn überzog, völlig verschwanden, und das Sofa des Herrn Physikus, das man mit vereinten Kräften wieder an seinen Platz zurückbefördert hatte, wies dort, wo ehrwürdige Pomadenreste dem sonst unfehlbaren Fleckwasser Tante Cordulas siegreich widerstanden hatten, zierliche Schutzdecken von Waffelstoff auf, die Anni zum letzten Weihnachten für ihre Tante mit Holbeintechnik bedeckt, und die diese nur sehr ungern aus den vollen Schüben ihrer umfangreichen alten Kommode an das Licht gebracht hatte.

Als die Tante nach gewonnener Schlacht friedlich ihr Nickerchen machte, ging Anni noch einmal hinauf. Sie hatte in ihrer Schürze alle Blumen gesammelt, die heute in dem kleinen Gärtchen ihre Knospen erschlossen hatten, und mit liebevollem Zartfönn schmückte sie damit das Zimmer ihrer neuen Hausgenossin und — Freundin . . . ? Anni atmete tief auf — würde ihre Cousine Mary das werden?! Ach, sie hoffte und wünschte es so sehr, und es war ja doch auch kaum anders möglich! Zwei junge Menschenkinder gleichen Bluts und gleichen Alters, wie sollten sie einander nicht verstehen, ihre Seelen nicht zusammenklingen in gleicher Lust — in gleichem Leid . . . Anni errötete heftig. Ach, sie würde nun jemand haben, zu dem sie von ihm sprechen konnte, von ihm und — und ihrer Liebe . . . sie wagte das Wort kaum auszubedenken, aber lächelnd und von neuem errötend drückte sie ein Sträußchen Frühlingsblüten an die Lippen, das ihre Hände soeben zusammengesüßt. Es waren alltägliche Blümchen, Beilchen und Maiblumen, dazwischen ein wenig Grün, aber es war auffallend, wie zierlich und gefällig Anni das Sträußchen geordnet hatte. Sie stellte es auf den Waschtisch unter den kleinen vieredigen Spiegel, der darüber hing, und den sie eigenhändig so blank gepußt hatte, als seine Natur es nur immer zuließ, sah sich noch einmal in dem hellen, sauberen Zimmer um und ging dann, befreit von ihrer Umschau, hinunter, um den Kaffee zu bereiten.

Um fünf Uhr kam ein Zug in Wintershausen an, der die Erwartete bringen konnte, und Tante Cordula hatte beschlossen, daß sie mit Anni um diese Zeit an den Bahnhof gehen wolle. Mit stolz erhobnem Haupte schritt sie denn auch zur bestimmten Stunde mit ihrer Nichte durch die Straßen der kleinen Stadt auf die Chaussee hinaus, die zum Bahnhof führt; sie hatte ihr gutes schwarzes Kaschmirtuch umgebunden und den Hut mit den braunen Sammet-

blumen aufgesetzt, den sie sonst nur bei festlichen Gelegenheiten trug, und sie war davon überzeugt, die Blicke bewundernder Neugier, die ihr überall folgten, vollauf zu verdienen.

Auf dem Marktplatz stand das Dienstmädchen von Bürgermeister an der Pumpe mit dem kleinen Laufmädchen aus dem Pfarrhause; als sie der beiden Damen ansichtig wurde, stieß sie jene in die Seite.

„Kiel,“ sagte sie wichtig, „kiel, dor geiht de Fru Fisklussen un halt de Amerikanerin vun de Bahn af.“

Das kleine Laufmädchen riß Mund und Augen groß auf. „Wat! 'ne Amerikanerin! Herrjemineh, Stine, dat sind dor ja all! Swarte, de Herr Paster heit dat verleden Sündag in de Missionsstunn vertellt, un nu kümmt dat hierher, so'n swartet Unbiert! Nee, nee, id segg of! Aber min Mober hätt dat immer seggt: Trine, seggt sei, Trine, Du müßt nah de Stadt, dor kannste wat erlennen!“

Aber was immer das Schicksal den guten Wintershausener aufbehalten hatte, heute sollten sie es jedenfalls noch nicht erfahren, ob die Fremde schwarz oder weiß oder kupferfarben war, denn nach dreiviertel Stunden sah man die Frau Kreisphysikus mit ihrer Nichte Anni allein vom Bahnhof zurückkommen, und die alte Dörte, die in der Thür gestanden hatte, um eventuell sofort zum Bäcker zu laufen und Kuchen zu holen, ging resigniert in das Haus zurück und murmelte: „Bör bit Mal har dor 'n Uhl seten.“

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Nachmittage begannen Tante und Nichte ihre Wanderung von neuem. Es war ja auch nicht gut möglich gewesen, daß die Cousine schon am Tage vorher eintreffen konnte, hatte Tante Cordula gemeint, indem sie würdevoll ihr Tuch wieder in die richtigen Kniffe gelegt, die Hutbänder ausgerollt und dann alles miteinander verschlossen hatte. Es war ja nur, daß man auf jeden Fall nicht unfreundlich erscheinen wollte. Und so hatte denn am folgenden Tage Anni ihren Blumen oben frisches Wasser gegeben, und Tante Cordula hatte Tuch und Hut von neuem hervorgeholt. Allein es war wiederum ein vergeblicher Weg gewesen, und auf dem Rückwege war es außerordentlich still zwischen Tante und Nichte hergegangen.

Und wieder ein Tag ging ins Land und wieder einer. Anni hatte bereits einmal ihr Willkommensträußchen durch ein frisches ersetzt und fragte sich eben, ob sie nicht ein drittes holen müsse; Tante Cordulas Stimmung aber hatte allmählich etwas von dem eines gereizten Löwen an sich. Zwar war sie bisher noch täglich mit Anni nach dem Bahnhofs hinausgewandert, allein das gute schwarze Tuch und der Hut mit den Sammetblumen waren seit gestern durch die alltäglichen Kleidungsstücke ersetzt, und die kleine determinierte Nase redete sich immer geärgelter und kampfeslustiger in die Luft. Jetzt war nun der fünfte Tag herangebrochen, seitdem der aufregende

Brief die Ruhe des kleinen Haushalts verschleucht, und Tante Cordulas Mißstimmung hatte ihren Höhepunkt erreicht.

„Ich möchte wissen, wie lange dieses Fräulein Mary uns noch am Narrenseile herumzuführen gedenkt!“ sagte sie ärgerlich, indem sie feuerrot und übereifrig mit dem Staubtuch in der Fremdenstube herumhantierte, während Anni die Fenster von neuem abrieb, „alles wird wieder schmutzig, ehe sie da ist, man könnte wahrhaftig gerade noch einmal rein machen! . . . Aber eins sage ich Dir, Anni, nach dem Bahnhofe wird nun nicht mehr gegangen, die Leute lachen ja schon hinter einem drein! Wenn sie jetzt kommt, mag sie allein sehen, wie sie sich zu rechtfrägt!“

Und so blieb man denn auch in der That zu Hause. Allein Anni litt Folterqualen dabei und wäre lieber ein volles Jahr tagtäglich nach dem Bahnhof gewandert, als daß sie dies noch oft erduldet hätte.

Die Tante saß gerade aufgerichtet, mit ponceaurotem Gesicht am Fenster und strickte, daß die Nadeln klappten, aber sowie irgend ein Geräusch sich hören ließ oder ein Schatten auf das Fenster fiel, flog ihr Kopf wie elektrifiziert nach der Straßenseite herum. Gesprochen wurde fast gar nicht zwischen beiden, denn auf Fragen und Bemerkungen Annis, wenn sie nicht auf die fremde Cousine Bezug hatten, antwortete die Frau Physikus entweder gar nicht oder völlig zerstreut, und sie selbst herrschte nur ab und zu ihre Nichte mit kurzen, abgerissenen Sätzen an:

„Rocht das Kaffeewasser draußen? — Hast Du auch die silbernen Theelöffel hingelegt? — Still! mir war eben, als käme da was! — Und daß Dörte nur ja keine altbackenen Maulschellen bringt, die letzten waren so zähe wie Leder! — Sag mal, ist die Uhr nicht stehen geblieben, mir kam es eben so vor . . .“

In diesem Stile ging es bereits anderthalb Stunden, ehe der Zug von Hamburg überhaupt in Wintershausen sein konnte, doch schien Tante Cordula durch irgend eine merkwürdige Gedankenverbindung, der es hoffnungslos wäre nachzugehen, es dennoch nicht für ausgeschlossen zu halten, daß ihre Nichte Mary schon vor dem Zuge ankommen könne. Unter diesen Umständen begrüßte Anni es wie eine Erlösung, als kurz vor fünf Uhr Fee Wallerstedt mit ihrer Freundin und Miß Burnett auf das Haus zugeschritten kamen. Anni war eines Vormittags in Melken gewesen, um das große Ereignis zu verkünden, und recht herzlich satt geweint hatte sie sich dabei an der Brust ihrer lieben lieben Fee. Sie hätte ja selber nicht sagen können, warum ihr so schwer und bedrückt uns Herz war, aber es war nun einmal so: so recht innig und frohherzig freuen konnte sie sich auf die Ankunft der fremden Cousine nicht, und Felicitas war es auch nicht gelungen, sie völlig zu trösten.

„Ach, Fee,“ hatte Anni schluchzend erwidert, „Du weißt nicht, wie mir ist! Ich habe so ein Gefühl, als würde mir diese neue Cousine ein unsagbares Herzeleid anthun,“ und Felicitas hatte sie traurig angesehen und hatte zuletzt mit ihr geweint,

wenn sie auch nicht wußte warum. Ja freilich — so wie mit ihrer Freundin Ubele von Blottnitz würde es wohl schwerlich sein können; sie kannten sich ja schon so lange, und die Dele war noch ganz das liebe, tolle, lustige Flied wie in der Pension. Mit brandrotem Haar, unzähligen Sommerprossen und kleinen hellblauen Schweinsaugen, häßlich sans phrase, aber ein ‚famos fideler Kerl‘, wie Fees jüngere Brüder einstimmig erklärten.

In diesem Augenblick aber kamen die drei Meltenier Damen Anni samt und sonders wie himmlische Engel vor, obwohl auch die kleine magere Miß mit dem sahblonden Haar, den hervortretenden Augen und großen Bonjour-Zähnen auf einen derartigen Vergleich keinerlei Anspruch erheben konnte.

„Ja, sie sind sehr rücksichtslos, diese Amerikanerinnen,“ erklärte sie mit Genußthung in ihrem mangelhaften Deutsch, und man sah es ihr an, wie ihre englische Korrektheit sich auf die Klust etwas zu gute that, die ihrer Ansicht nach zwischen Engländerinnen und Amerikanerinnen bestand. Anni sank das Herz bei dieser Äußerung, Tante Cordulas Ingrimm erfuhr natürlich durch sie gleichfalls keine Abschwächung, und so schien die feindselige Stimmung gegen die fremde Cousine schier ins Bedrohliche hineinzuwachsen zu wollen, als Fee Wallerstedt begütigend meinte, man dürfe sie auch nicht zu früh verdammen, es sei doch immerhin sehr möglich, daß sie durch Krankheit oder irgend einen Unglücksfall am Kommen wie am Schreiben gehindert sei.

„Wir wollen hoffen so!“ sagte die Engländerin liebevoll und erhob sich, um zu gehen.

Jedenfalls hatte dieser Besuch den Vorteil gehabt, die Zeit, welche die Erwartete vom Bahnhofe her hätte gebrauchen können, verstreichen zu lassen, und so räumte denn Anni stillschweigend und seufzend zum fünften Male das gute Kaffeesevice ab und verschloß die silberne Zuckerdose mit der vergoldeten Zange in den Glaschrank in der besten Stube.

Schwer schlich die Zeit dahin, Tante und Nichte waren beide nicht zum Sprechen aufgelegt, und als es dunkelte und man sich mit der Lampe an den Tisch setzte, griff Anni schleunigst nach dem Roman aus der Leihbibliothek und begann vorzulesen. Aber eintönig und immer eintöniger wurde ihre Stimme und immer zerstreuter Tante Cordulas Gesicht. Schon hatte es die siebente Stunde vom Turm geschlagen, und Anni wollte nur noch das angefangene Kapitel beendigen, um dann das Abendbrot aufzutragen — da plötzlich fuhren Tante und Nichte wie elektrifiziert in die Höhe!

Auf der stillen Straße waren schwere Männertritte hörbar geworden, eine helle Stimme hatte etwas gefragt, die Männer hatten geantwortet, die Haushürglocke schrillte auf, und mit lautem Gepolter wurde etwas Schweres auf die Fliesen des Hausflurs niedergelassen.

Tante Cordula war tödlich erschrocken. „Mein Gott, mein Gott . . .“ stammelte sie nur, unfähig sich zu erheben. Aber Anni war schon aufgesprungen.

„Das ist sie!“ rief sie atemlos, riß die Thür auf und blickte in den Flur.

Da standen auf der schmalen Hausdielle drei Männer mit abgezogenen Mützen und wischten sich den Schweiß von der Stirn, vor ihnen drei Koffer, die sie hatten zu Boden gleiten lassen, und die wie eine Barrikade den Weg versperrten. Aus dem Hintergrund aber, nahe der Thür, tönte eine frische Stimme:

„Well, da bin ich!“

Anni sah bei dem unsicheren Licht der kleinen Dielenlampe nichts als ein helles Filzhütchen und ein Paar große dunkle Augen.

„Mary?!“ rief sie aus und versuchte, sich durch die Gepäckstücke hindurchzuwinden, doch schon stand eine hellgekleidete, geschmeidige Gestalt neben ihr, Anni fühlte ihre Hand ergriffen und hörte wieder die frische Stimme:

„Ja, Mary! Und Du bist Anni, nicht wahr? Pa hat mir schon gesagt von Dir, aber wo ist meine Tante?“

Anni zog die Cousine in das Zimmer. „Tantchen, Tante Cordula, hier ist Mary —“

Aber Cousine Mary half sich selber. Wie ein Wirbelwind war sie an Anni vorbeigeflogen, hatte die kleine dicke Dame stürmisch umhast und ihr ein paar herzhafteste Küsse auf die Wangen gedrückt.

„Und Du bist Tante Cordula,“ sagte sie dabei in derselben lebhaften, sprudelnden Manier, „Du bist Pas Schwester . . .!“

Die letzten Worte wurden mit einer solchen Herzlichkeit betont, daß Tante Cordulas gutes Herz sie im Nu all den ausgestandenen Ärger vergessen ließ.

„Die bin ich, mein liebes Kind,“ sagte sie innig und ihre Stimme klang ordentlich gerührt, „und Du sollst nun mein liebes Töchterchen sein, ganz wie — wie Anni . . .“

Die letzten Worte freilich kamen schon wieder etwas weniger sanguinisch heraus, denn die elegante und zierliche Gestalt, die sich da eben aus dem seidengefütterten Kostümjäckchen von hellem Roden heraus schälte, hatte so wenig Ähnlichkeit mit dem soliden Äußeren von Anni oder Tante Cordula selber, daß es ihr schwer wurde, eine so nahe Verwandte in diesem beweglichen Geschöpfchen erkennen zu sollen.

„Tantchen,“ sagte in diesem Augenblick Anni, „was soll mit den Koffern werden, die Männer warten.“

„D natürlich, die Koffer,“ lachte Mary, „es war schwer, so viele Männer aufzutreiben, die sie herbrachten, sie müssen sie gleich auf das Zimmer bringen.“

Dies schien angesichts ihrer erschreckenden Größenverhältnisse entschieden der richtigste Vorschlag zu sein, und so ging denn der ganze Zug nach oben, Anni mit einem Leuchter voran, die Männer hinterdrein und zum Schluß Tante Cordula und Mary, die die Träger nachgethaner Arbeit mit einem Geldstück ablohnte, das sie außerordentlich zu befriedigen schien — das waren drei entschiedene Parteigänger, die sich „die Amerikanerin“ damit bereits in Wintershausen erworben hatte.

Oben bei dem flackernden Licht standen nun die drei Damen vor den ungefügen Gepäckstücken, Anni mit naivem Staunen, Tante Cordula mit entschiedener Mißbilligung, Mary mit völlig harmlosem Gesicht.

„Ich denke nicht, daß ich heute noch viel auspacken werde,“ sagte sie munter in ihrem fremdartig betonten, aber geläufigen Deutsch, „es ist schon ein wenig spät.“

Dies lenkte Tante Cordulas Aufmerksamkeit einseitig von den Ärgernis erregenden Koffern ab; nur einen Blick noch warf sie auf das rotumsäumte Stück schwarzen Wachsstoffs, das in einem Winkel des Zimmers als Unterlage für den erwarteten Schloßkorb mäßiger Dimensionen hatte dienen sollen, dann sagte sie: „Ja, mit welchem Zuge bist Du denn eigentlich angekommen? Der Hamburger Schnellzug mußte schon vor zwei Stunden hier sein.“

„Wir hatten unterwegs eine Stunde Aufenthalt,“ war die Antwort, „weil ein Güterzug entgleist war, und dann habe ich hier auf der Station etwas gegessen, während man mir die Männer suchte.“

Tante Cordula schnappte nach Luft. „Hier auf dem Bahnhofe! Auf dem Wintershausener Bahnhof! Das hättest Du nicht thun sollen!“ sagte sie mit einem Entsetzen, das Mary allerdings ganz falsch deutete.

„Nein, Du hast recht,“ lachte sie, „es war gar nicht gut.“

Die Frau Kreisphysikus hatte ein Gefühl wie eine Henne, der die ausgebrüteten Entlein ins Wasser gehen.

„Das — das meine ich nicht . . .“ sagte sie japsend, „aber es — es paßt sich nicht, daß junge Mädchen auf Bahnhöfen etwas essen!“

Mary sah sie ganz erschrocken und mit großen Augen an; sie konnte augenscheinlich nicht im entferntesten begreifen, warum es sich für ein junges Mädchen weniger als für andere Leute schade, etwas zu essen, wenn sie hungrig sind, aber der Ton von Tante Cordulas Stimme war doch augenscheinlich mißbilligend gewesen.

„D —!“ sagte sie daher nur mit einer Art bebauernder Verständnislosigkeit, aber der harmlose Botal, der in ihrem Munde zu einem merkwürdigen Zwischending von A—o wurde, klang Tante Cordula entschieden irritierend in den Ohren.

Es war daher geradezu erlösend, als Anni jetzt freundlich sagte: „Wollen wir nicht wieder hinunter gehen?“ und, ohne eine Antwort abzuwarten, die Hand ihrer Cousine ergriff und mit ihr die Treppe hinabeilte. Bald darauf saß man denn auch zu dreien friedlich um den einladenden Theetisch, während draußen die schnell herbeigerufene Dörte Eierkuchen buk, die der fremden Cousine wundervoll schmeckten.

Dies versöhnte Tante Cordula einigermassen mit dem Imbiß auf der Station, und bei näherem Nachdenken war es ihr sogar recht angenehm, daß der Aufzug mit den drei Ungetümen von Koffern wenigstens nicht bei hellem Tage stattgefunden hatte. So betrachtete sie denn ihre überfeisliche Nichte bald mit ungetrübtem Wohlwollen, zumal sie nicht umhin konnte, das frische und außerordentlich natürliche Wesen derselben sehr anziehend zu finden. Eine Ähnlichkeit mit ihrem Bruder zu entdecken, bemühte sich Tante Cordula allerdings vergebens, nur das feste Näschen stammte entschieden aus der Familie Müller — Müller

hatte sich übrigens der Bruder drüben umgetauft — aber die schwarzen Locken, die im Nacken zusammengerafft waren, und die dunkeln, langbewimperten Augen waren wohl ein Erbteil ihrer verstorbenen Mutter. Das hellgraue Bodenkostüm umschloß, tailormade, knapp ihre feine Taille, und der Rock ließ bei jeder Bewegung seidenes Futter rauschen; an Schmuß trug sie nur eine winzig kleine Nadel am Kragenschluß und an den feinen, schlanken Händen drei Ringe mit Brillantsteinen, die bei jeder ihrer Bewegungen in dem hellen Licht der Hängelampe aufstrahlten.

Anni betrachtete die Cousine mit unverhohlener Bewunderung; sie hatte sie sich ganz anders vorgestellt, lange nicht so einfach und natürlich in ihrem Wesen und doch wieder andererseits bei weitem nicht so fein und elegant. Ihr Schönheitsgefühl fühlte sich mächtig angezogen durch das Harmonische und bei aller Einfachheit doch so Vornehme ihrer Erscheinung, und sie vergaß in ihrer Bewunderung zunächst, daß sie vielleicht weniger Selbständigkeit und mehr Bedürfnis nach Trost und Anschließgen nach der langen, einsamen Reise bei ihr erwartete hatte. Davon war freilich nicht viel zu spüren; Mary schien sehr vergnügt zu sein, und Sentimentalität war ihr sicherlich ein fremder Begriff.

„Wir haben Dich schon seit fünf Tagen erwartet, liebe Mary,“ sagte jetzt Tante Cordula, und Anni hörte deutlich den Nachhall all des verfloßenen Argers durch ihre Stimme klingen. Einigermassen ängstlich blickte sie auf Mary, doch diese hatte nichts Feindseliges bemerkt.

„D,“ sagte sie wieder, und wieder unternahm der Vokal zuerst einen hörbaren Abstecker nach dem a, „das thut mir sehr leid, es ist wahr, ich hätte telegraphieren können.“

Was — telegraphieren? Das war nach Tante Cordulas bisherigen Ansichten nur eine angemessene Verkehrsart für Eisenbahnunfälle, Todesanzeigen und Schreckensnachrichten aller Art, allenfalls bediente man sich ihrer bei Gelegenheit von Hochzeiten, aber sonst — im gewöhnlichen Leben — „Telegraphieren!“ sagte sie erstaunt, „warum denn das? Du hättest ja schreiben können.“

„D ja,“ sagte Mary und nahm noch einige Preiselbeeren zu ihrem Eierkuchen.

„Wurdest Du so lange aufgehalten wegen des Zolls?“ sagte Anni freundlich.

„D nein, das war in einem Tage fertig; aber ich wollte mir Hamburg gern ansehen, weil Pa da viel Geschäfte hat, und ich kannte die Stadt noch gar nicht.“

Tante Cordula verging schon wieder die Luft. „Und da — da hast Du Dir ganz allein diese fürchterliche Stadt angesehen, mutterseelenallein?“

„D,“ sagte Mary lächelnd, „ich habe die Stadt sehr hübsch gefunden, Tanty, und zufällig traf ich auch einen Freund aus Boston, der mich begleitet hat.“

„Der Vater einer Freundin von Dir?“ sagte Tante Cordula weniger in fragendem als in voraussetzendem Tone.

Mary lachte. „O dear, no,“ sagte sie belustigt,

„er ist ein ganz junger Mann, erst achtzehn Jahre alt und ist in Hamburg als Clerk auf dem Comptoir von Reimers & Kößl.“

Tante Cordula entsank beinahe die Gabel, und mit großen runden Augen starrte sie entsetzt zu ihres Bruders Tochter hinüber. Diese aber saß so vollkommen heiter und harmlos da, daß die alte Dame es absolut unmöglich fand, irgend etwas zu sagen, was zu der Situation gepaßt hätte. Wieder überkam sie das klägliche Gefühl einer Henne, die junge Entlein hüten soll, und mit einem geradezu trostlosenden Blick wandte sie ihre Augen von dem dunkeln, beweglichen Köpfschen der einen Nichte zu Annis ruhigem blondem Haupt, das so heimatisch und so deutsch-vertraut daneben aussah. Tante Cordula seufzte.

Sechstes Kapitel.

Am anderen Morgen, als Tante Cordula und ihre Nichten eben noch friedlich zusammen ihr Frühstück im Wohnzimmer beendigten, befand sich Dörte Bodstedten in dem Logierzimmer des fremden Gastes. Aber nichts von der sonstigen zielbewußten Energie der braven Alten war in diesem Augenblick an ihr zu spüren, sondern wer sie so gesehen hätte, der würde sicherlich geglaubt haben, sie stehe Modell für eine ins Modern-Proletariat überfetzte Studie von Lots Weib, nachdem dieselbe nämlich zur Salzsäule geworden war. Völlig starr stand sie da, in der Mitte des Zimmers, zwischen dem ungesügten Koffertrio, und blickte hinüber nach dem Sofa des Herrn Physikus.

Hatte man je so etwas erlebt! War eine solche doppelte Entweihung überhaupt denkbar! Dörte Bodstedten war nicht leicht aus der Fassung zu bringen, das hatte sie bei Gelegenheit des amerikanischen Briefes bewiesen, aber was zu viel ist, ist zu viel! Dort auf dem alten ehrwürdigen Sofa türmte sich's empor — all die bauschige, schwellende Pracht von Tante Cordulas städtischem Fremdenbett! Ganz unten lag, augenscheinlich zuerst fortgeworfen, das quellende Zudeck, zu den Seiten lugten kläglich aussehende Zipfel der feinen schönen Daunenkopfstissen hervor, und über dem Ganzen reckte sich, rot und dräuend, das schwere Unterbett zu einem förmlichen Turme empor. War es möglich! Das konnte man verachten! Das Begrübeln dieser Thatfache wirkte augenscheinlich verwirrend auf Dörtens Denkapparat, denn sie fuhr wie aus einem Traume empor, als jetzt Annis Stimme von nebenan ihren Namen rief. Schwerfällig ging die Alte auf die Thür zu, die die Zimmer der beiden Cousinen miteinander verband, öffnete sie und sagte mit hoffnungsloser Stimme:

„Kamt Se mal rin, Frölen! Un nu — nu tiefen S' sid dit mal an!“

Annis Blick flog nach dem Daunenberg auf dem Sofa, und auch sie stuzte einen Augenblick; dann sagte sie sich schnell und sagte: „Wir wollen die Betten fortschaffen, Dörte, und — und es Tante erst in einigen Tagen sagen.“

Allein es war bereits zu spät. Anni hatte noch

nicht ganz ausgesprochen, als Tante Cordulas stattliche Gestalt bereits im Thürrahmen erschien. Niemand sagte etwas — sie sah selbst.

„Dürten!“ rief sie mit dem Tone eines Untersuchungsrichters, der zu einem Verbrecher spricht, „Dürten, wat soll dit bedüden?!“ Dann aber, als sie die Alte und Anni schweigend und kopfschüttelnd neben dem Bette stehen sah, trat sie ebenfalls hinzu. Da war, über das ganze Lager gebreitet, ein großes Laken von feinstem weißem Leder, dessen einen Zipfel Dörten eben prüfend zwischen zwei Fingern rieb, am Kopsende des Bettes lag ein kleines viereckiges Kissen mit Koffhaarfüllung und einem feinen Leinenbezug, den rings ein gestickter Volant umsäumte, und als Zudeck schien eine große englische Wollbede gedient zu haben, die weit über das Fußende des Bettes zurückgeschlagen war.

Tante Cordula war es, die zuerst wieder Worte fand. „Dürten!“ rief sie empört aus, „Dürten, wat is dit?!“

Mit dem aggressiven Ton ihrer Arbeitgeberin schien auch wieder Leben in die alte Hilfsfrau zu kommen. „Jä, Frau Fisituffen,“ sagte sie mit einer Aufregung, die man sonst gar nicht an ihr gewohnt war, „kann id dat weiten! 'n Bedd is dat jedenfalls nich!“ Damit wandte sie sich kurz ab und begann mit Bewegungen, die ihren inneren Protest zur Genüge ausdrückten, das übrige Zimmer aufzuräumen.

„Es wird in Amerika so Mode sein,“ wagte Anni für die fremde Cousine einzutreten, aber da kam sie schon an.

„Mode! Was Mode!“ rief Tante Cordula wütend, „wir sind hier in Deutschland, und da richtet man sich nach der hiesigen Mode, was gehen mich hier in Wintershausen die Gewohnheiten von allerlei wilden Völkerschaften an!“ Und, als ob sich alles dazu verschworen hätte, die Frau Kreisphysikus in Born zu versehen, ertönte in diesem Augenblick von unten das alte verstimmte „Tafelförmige“ aus der guten Stube mit einer höchst erstaunlichen Melodie zu ihnen herauf. Das brachte das Faß zum Überlaufen, was wußte Frau Cordula von den Lockungen des Yankee-Dooodle!

Mit hochrotem Kopf und kurzem Atem fauste sie aus der Thür, und Anni konnte weiter nichts thun als mit Dörstens Hilfe möglichst rasch die verschmähten Betten aus dem Wege räumen und ein kurzes Stoßgebet für den Frieden des Hauses zum Himmel senden.

Mittlerweile war die Frau Physikus durch das Wohnzimmer gefegt, hatte die Thür nach der guten Stube aufgerissen und war auf die ahnungslose Nichte losgefahren. Erschreckt ließ diese die Hände von den Tasten gleiten, welchen Moment Tante Cordula sofort benutzte, um den Deckel des Instruments zuzuschlagen und den Schlüssel energisch herumzudrehen.

„Es ist hier nicht Sitte, schon des Morgens in aller Herrgottsfrühe zum Tanz aufzuspielen, liebe Marie!“ brachte sie dabei mühsam hervor, und, ohne darauf zu achten, daß Mary, tief verletzt und maßlos erstaunt, aufgesprungen war und sie unter heißem Erröten verständnislos anstarrte, fuhr sie fort:

„Und — und wenn Dir das Bett nicht paßte, so — so bedauere ich das unendlich, aber dann hätte mir Fritz das vorher schreiben müssen — auf alle möglichen und unmöglichen ausländischen Lagerstätten kann ich hier in Wintershausen nicht eingerichtet sein . . .!“

Dabei hantierte die aufgeregte kleine Dame mit dem Wischtuch wütend zwischen ihren Rippesachen umher und schlug jetzt mit außerordentlich energischem Klatschen den Staub zum Fenster hinaus.

Jetzt begriff Mary den eigentlichen Grund dieses unverhältnismäßigen Zornes, und ihr gutes Herz brachte sie sofort auf den richtigen Weg. Ihr Vater hatte ihr bereits gesagt, daß sie die gute Tante wohl hie und da etwas kleinlich und sonderbar finden würde, das käme so von dem Leben in der kleinen Stadt und dem engen Gesichtskreis, sein Töchterchen möge dann nur freundlich nachgeben oder einlenken und jedenfalls immer versichert sein, daß die Tante es dennoch im Grunde herzensgut meine. So sagte sie sich denn, daß sie hier sicherlich, ohne es zu wollen oder zu ahnen, den deutschen Hausfrauenstolz Tante Cordulas aufs empfindlichste verletzt habe, und schnell verzieh sie die eigene Kränkung und war zur Begütigung bereit.

„D ja — das Bett, aunty dear,“ sagte sie, ohne die Klavieraffaire zu erwähnen, „gewiß, ich hätte es Dir gestern abend sagen sollen, aber ich habe wirklich gar nicht daran gedacht. Sei mir nicht böse, Tantchen; ich denke, Deine Betten sind gewiß etwas sehr Schönes und — und Angenehmes, wenn man daran gewöhnt ist, aber siehst Du, ich — ich würde gar nicht darin schlafen können . . .“ Und als Tante Cordula immer noch schwieg, wenngleich ihre Bewegungen sich unter Marys lebenswürdigem Ton merklich herabstimmten, fügte sie mit einem kleinen schalkhaften Lachen hinzu: „Was meinst Du, Tante Cordula, wir wollen einmal tauschen für eine Nacht, ich schlafe in Deinen kostbaren Federbetten und Du — in meiner Betteinrichtung . . .?“

Die Frau Physikus fuhr auf — was, sie, eine solide, ehrbare deutsche Hausfrau in einem derartigen „Trödel“ schlafen? „Bist Du von Sinnen, Kind!“ rief sie aus, „ich glaube, ich wäre morgen früh trotz des Maimonats erfroren!“

Jetzt lachte Mary. „Und ich erstickt! Das gäbe zwei Tote für die arme Anni zu begraben — da wollen wir doch lieber beide bei der alten Gewohnheit bleiben, nicht wahr, Tantchen? Und nun gib mir einen Kuß und sei gut!“

Es muß eingestanden werden, daß die Frau Kreisphysikus sich in diesem Augenblicke eigentlich ganz gründlich vor ihrer jungen Nichte schämte. Hatte dieselbe nicht viel mehr Selbstüberwindung, Herzensfreundlichkeit und — Klugheit gezeigt als sie? Was wäre wohl aus diesem Streit geworden, wenn ihres Bruders Kind ihr die Ungerechtigkeit und Heftigkeit ihres Benehmens mit gleicher Münze heimgezahlt hätte?! Tante Cordula räusperte sich verlegen, freute sich, daß Mary hinausgeeilt war, und schüttelte den Staub diesmal recht zahm zum Fenster hinaus. Und recht hatte die Kleine außerdem. Was würde sie, Frau Cordula, wohl sagen,

wenn man ihr den umgekehrten Fall zumuten würde, und schließlich hatte sie nicht einmal Mühe von der Affaire, da die überseeische Nichte ihre ganze Bett-einrichtung ja fix und fertig mit sich führte . . . Tante Cordula nahm sich vor, fortan mehr Selbstbeherrschung zu beweisen, und sie sollte noch am selben Tage Gelegenheit finden, diesen Voratz zu bethätigen.

Als Anni gegen Mittag in das Zimmer ihrer Cousine trat, um dieselbe zum Essen zu rufen, fand sie Mary zwischen einem wilden Chaos von Sachen vor, die dieselbe den voluminösen Koffern entnommen hatte. Auf Bett und Sofa, über Tisch und Stühlen breiteten sich Kleider, Wäsche, Mäntel, Hüte und elegante Toilettenstücke jeglicher Art. Anni stand ganz verblüfft in der Thür still — so viel prächtige Sachen alle für eine Person, es kam ihr vor wie eine Feenausstattung, und mit einer Art von ehrfürchtigem Staunen betrachtete sie die kostbaren Kleider und Morgenröcke, die feine gestickte Wäsche, die Mäntel und Umhänge aller Größen und Façons. Dieser Handkoffer schien mindestens sechs Hüte zu enthalten, und dort quoll aus einem eleganten Kasten von gepreßtem Leder eine wahre Flut von Handschuhen hervor . . .

„O, die vielen schönen Sachen!“ rief sie unwillkürlich aus.

Mary machte ein drollig verzweifeltes Gesicht.

„Ja,“ sagte sie halbkläglich, „was soll ich mit ihnen thun, hier ist kein Schrank für mich, nicht wahr?“

Anni wurde heiß und rot. Dort in der Ecke das halbrunde Brett mit dem sauberen Kattunvorhang war zur Aufnahme der einfacheren Kleidungsstücke bestimmt gewesen, und „die besten Sachen“ konnte Mary ja mit in Tante Cordulas großen zweithürigen Schrank hängen, der auch Annis beiden guten Kleider beherbergte, und in den sich die Staatsgewänder der Frau Phyllis zu Lebzeiten ihres Mannes frieblich mit dessen Röcken und Hosen geteilt hatten.

„Ein Schrank . . .?“ stotterte Anni sehr verlegen, „nein, ich habe leider auch keinen, den ich Dir abtreten könnte — aber freilich, für all die schönen Sachen müßtest Du wohl einen haben.“

Mary sah der Cousine die Verlegenheit an und kam ihr freundlich zu Hilfe. „O natürlich,“ sagte sie heiter, „Ihr konntet nicht wissen, wieviel ich mitbrachte, aber das ist ja keine große Sache, hier ist gewiß eine Möbelhandlung, da kaufe ich mir noch heute einen Schrank.“

Diese Aussicht erregte in Anni den dringenden Wunsch, daß es schon „morgen“ sein möge, und schweren Herzens ging sie mit der Cousine hinunter zum Essen.

Allein zu ihrem Erstaunen (wie natürlich zu ihrer großen Erleichterung) nahm Tante Cordula, eingedenk ihres eben gefaßten Entschlusses, die Schrankaffaire mit großer Ruhe auf und versprach sogar, selbst mitzugehen, um den Einlauf zu besorgen. Wenn ihr die ganze Sache peinlich war, so schluckte sie das wenigstens tapfer hinunter.

Nach dem Mittagessen half Anni zunächst der

Cousine die Wäsche und andere kleineren Gegenstände in die Schubfächer der großen, bequemen Kommode einräumen, Morgenkleider und Frisiermantel wanderten hinter den Vorhang, und da erschien dann das Chaos bald bis auf die Kleider gelichtet, die man vorläufig sorgfältig aufhing oder ausbreitete.

Man trank frühzeitig Kaffee und machte sich dann auf den Weg. Mary trug ein einfarbig rotes Kleid von feiner Wolle, dessen modische Ärmel nur bis an den Ellenbogen reichten; bis dahin aber zogen sich wieder lange Handschuhe von feinem dänischen Leder, und ein einfacher schwarzer Doppeltragen sowie ein schwarzer Hut mit ebensolchen Federn vervollständigten ihren Anzug.

Tante Cordulas solide Seele wand sich zwar ein wenig beim Anblick des roten Kleides, aber man konnte nicht sagen, daß es unfein ausah, und sie hatte sich ja auch vorgenommen, duldsam zu sein.

So gingen sie denn daher, Tante Cordula in der Mitte, ihr zur Rechten und zur Linken je eine jugendliche Menschenblüte, beide aus einem Stamm, und doch — wie verschieden geartet!

Tante Cordula und Anni waren sich vollauf bewußt, daß jetzt aus jedem Hause jedes disponible Augenpaar ihnen nachschaute, und während erstere mit einem gewissen Trotz ihre kleine Nase in die Höhe reckte, wäre Anni am liebsten völlig in sich zusammengesunken. Mary war die einzige, die harmlos daherging. Man begegnete einigen Bekannten, die man grüßte, worauf diese regelmäßig hinter den drei Damen stillstanden; in der Apotheke stürzte der blonde Provisor, der sie vom Hintergrunde des Ladens aus erpäht hatte, so jählings ans Fenster, daß er dem Lehrling den Mörser aus der Hand stieß und eine Anzahl leerer Selterwasserflaschen umriß, und ein etwaiger Reisender, der nach den zahlreichen öffnenden Fenstern hätte urteilen wollen, würde sicherlich in sein Notizbuch geschrieben haben: „Die Bürger von Wintershausen besitzen alle einen außerordentlich lebhaften Drang nach frischer Luft.“

Anni litt Folterqualen, allein das Schwerste war ihr noch aufbehalten. Als man über den Markt ging, kam von der anderen Seite ein Herr gegangen, der augenscheinlich der Bürgermeisterei zustrebte — es war der junge Pastor Nöldechen. An ein Ausweichen war nicht zu denken — er grüßte, die Damen dankten. Anni war glühend rot geworden, und ihre Verbeugung wurde das non plus ultra von Ungeschick. Mary hatte den jungen Prediger mit einer gewissen Neugierde angesehen.

„Wer war das?“ fragte sie, als sie außer Hörweite waren. Man sagte es ihr. Mary lachte. „O, er sieht gar nicht aus wie ein Prediger,“ sagte sie.

„Das ist kein Lob!“ meinte Tante Cordula ein wenig steif.

„O —“ machte Mary wieder in ihrem ratlofesten Ton — „ich meinte nichts Böses.“

Aber dann war man vor dem Hause des Tischlermeisters angekommen, und das Gespräch war zu Ende.

Meister Merten war nicht wenig erstaunt, daß

jemand so ganz ohne besondere Veranlassung, bloß weil er ihn brauchte, einen großen Schrank kaufen wollte; er rückte ganz verlegen an seiner Nütze und sah wortlos zu, wie Mary in dem etwas düsteren Hinterzimmer, das als „Lager“ diente, höchst selbstständig zwischen den eng aufeinandergebrängten Sachen, die nach frischem Holz rochen, umherstieg. Einen ganz ungemessenen Respekt aber nötigte „die Amerikanerin“ ihm ab, als sie nach kurzem Überblick frisch und fröhlich den größten Schrank aussuchte, der vorhanden war, und die dafür geforderten achtzig Mark mit einer Miene auf den Tisch legte, als wenn dies Ereignis ganz und gar nichts Absonderliches für sie hätte.

Tante Cordula kam sich bei dem ganzen Handel außergewöhnlich dumm vor. Ein abscheuliches Gefühl, so überflüssig wie möglich zu sein, saß ihr in der Kehle, und — sie mochte wollen oder nicht — eine kleine Drehsche schlug es doch in ihre guten Vorsätze von heute morgen, sie mußte mit der Sprache heraus, sie wäre sonst daran erstickt.

„Liebe Mary,“ sagte sie, als sie wieder auf dem Heimwege waren, „wäre es nicht besser, wenn ich Dein Geld für Dich in Verwahrung nähme?“

Mary sah sie mit großen Augen an. „O —“ sagte sie erstaunt und fügte dann nach einer Pause ungläubig hinzu: „Ist es denn oben in meiner Stube nicht sicher?“

Tante Cordula ärgerte sich, sie wurde ganz rot. „O natürlich, das schon!“ sagte sie in beleidigtem Ton, „in meinem Hause kommt nichts fort! Aber ich dachte, es wäre Deinem Vater vielleicht lieber, wenn — ahem — ich meine — mußt Du ihm denn nicht Rechenschaft ablegen davon, wo Du mit dem vielen Gelde bleibst?“

Mary lachte belustigt. „O dear no,“ sagte sie, „was geht das Pa an, was ich mit meinem Gelde mache! Er hat es mir gegeben — was ich damit thue, ist nicht sein Geschäft — none of his business, you know.“

Anni sah, wie Tante Cordula würgte, und ihr Herz klopfte aus Furcht vor dem, was da kommen mochte; aber Tante Cordula zwang's und schwieg. Eins jedoch begann ihr bereits jetzt am ersten Tage von Marys Anwesenheit klar zu werden, nämlich daß die innige Wesensverbrüderung der Nationen, wovon sie jetzt manchmal in modernen Romanen las, in den nächsten anderthalb Jahren wohl schwerlich schon zu Stande kommen würde.

Siebentes Kapitel.

Der Abend brachte neue Überraschungen, doch vorläufig eine solche angenehmer Art.

Als Anni eben im Wohnzimmer das Abendbrot herrichtete, kam Mary von oben herunter, strahlenden Gesichts, einen großen Karton in den Armen, ein kleines Etui in der Hand.

„Dies hat mir Pa für Euch mitgegeben,“ sagte sie fröhlich — „hier für Dich, Tante Cordula, und — da für Anni . . .“ Das große Paket wurde

sorgsam auf Tante Cordulas Kniee niedergelassen, das kleine Etui wanderte in Annis Hände.

Mit verlegenem Erröten nahm Anni das Geschenk entgegen, doch als dann auf einen Druck ihres Fingers das Etui aufsprang und seinen Inhalt zeigte, da stieß sie einen hellen, echt jugendlichen Freudenschrei aus. „Ach, Tante Cordula — sieh doch — für mich, denke Dir, für mich dieses entzückende Armband!“ Und triumphierend hielt sie der Tante einen zierlichen Goldreifen entgegen, den oben eine Reihe echter Perlen schmückte.

Aber auch Tante Cordula hatte ihren Karton geöffnet. Sie hielt in der Rechten ein elegantes Mantelet aus gepreßtem Sammet, und vor ihr in dem Kasten lag eine Robe von granatfarbenem Seidenrips, wie sie sich in ihren kühnsten Phantasien keine hatte träumen lassen. Ganz sprachlos stand sie da und starrte abwechselnd auf diese Wunderdinge, die ihr gehören sollten, und auf das kostbare Armband, das ihre Nichte Anni eben probeweise um den vollen weißen Arm legte.

Nur einen Augenblick war Mary geblieben, um die Wirkung ihrer Gaben zu belauschen — als Anni sich jetzt nach ihr umwandte, war sie verschwunden, und in Ermangelung eines jugendlichen Partners faßte Anni die alte Dörte, die eben eintrat, um die Schulter und drehte sich mit ihr im Kreise — an etwas mußte sie ihre Freude auslassen. Nun kam auch Bewegung in Tante Cordula.

„Anni, Kind,“ rief sie, „sei doch nicht so ausgelassen, Du bist doch nun ein erwachsenes Mädchen, hilf mir lieber einmal, das Mantelet (sie sprach das Wort französisch aus) umlegen . . .“ Und dann stand die Frau Kreisphysikus Schulte da in Sammet und Spitzen und rechte die kleine standesbewusste Nase und streckte die kleine rundliche Figur und imponierte sich vor dem goldumrahmten Spiegel der guten Stube ganz gewaltig. Darauf hielt sie sich den schweren Seidenstoff in vorsichtigen Falten „zu Gesicht“, empfand bereits im voraus die Wonnen des Augenblicks, wo sie sich zum ersten Mal in diesen wundervollen Sachen dem erstaunten Volk von Wintershausen zeigen würde, und diese Wendung ihrer Gedanken gab den kostbaren Geschenken ihres Brubers erst die letzte und eigentliche Würze.

Das Abendbrot verlief unter so bewandten Umständen sehr munter, und um die Schlafenszeit stiegen die beiden Cousinen vergnüglich plaudernd zu ihren Zimmern empor.

Hier war nun die zweite Überraschung für Anni allein aufbehalten. Sie hatte eben ihr prachtvolles Haar ausgestrahlt und für die Nacht in einen langen biden Zopf geflochten, da vernahm sie in dem Zimmer ihrer Cousine, dessen Thür nur angelehnt war, ein sonderbares Schlagen und Klatschen, und, nichts Gutes ahnend, öffnete sie die Thür und blickte hinein. Da stand Mary in einem reizenden weißen, spitzenbesetzten Negligé und hielt einen höchst sonderbaren Gegenstand in den hochgehobenen Händen. Dieser Gegenstand war grau, weich und elastisch und entwiderte sich unter Schütteln und Schlagen allmählich zu einer kleinen runden — Badewanne, die Mary

wie etwas äußerst Natürliches und Harmloses auf den Boden niedersezte. Jetzt trat Anni vollends in das Zimmer.

„Was hast Du denn da?“ fragte sie erstaunt.

„O, nur meine Badewanne,“ war die Antwort, „habt Ihr nicht solche hier? Wir haben sie in Amerika überall, sie sind besonders bequem auf Reisen, weil sie sich ganz klein zusammenrollen lassen. Ich habe jeden Morgen darin.“

Annis eben noch so glückliche Stimmung sank wiederum auf den Angstpunkt herab und als nun gar die fremde Cousine ganz harmlos und selbstverständlich begann, alles Wasser, das sich in Krügen, und Karaffen in dem Zimmer vorfand, in die Gummwanne zu entleeren, da übersah ihr geistiges Auge bereits im voraus mit wahrem Entsetzen die Wirkung dieses neuen Ergebnisses auf Tante Cordula und Dörte. Schon allein die Empörung und Verachtung der letzteren, gegenüber einer Badewanne von Gummi, war etwas, dem sie sich absolut nicht gewachsen fühlte. Jrgend etwas mußte geschehen, aber was?! Plötzlich kam ihr ein lichter Gedanke.

„Weißt Du was, Mary,“ sagte sie freundlich, „ich glaube, Tante Cordula würde, das heißt, eigentlich auch Dörte — ich meine Tante Cordula — es wäre vielleicht besser, wenn sie von dieser Gewohnheit erst später erführe . . .“

Mary hatte soeben den letzten Krug an seinen Platz zurückgestellt, bestürzt lehrte sie sich um. „O —“ sagte sie geböhnt und der außerordentlich intensive Zug nach dem a bewies, wie erschrocken sie war, aber schon fuhr Anni rasch fort:

„Natürlich kannst Du deswegen Deiner Gewohnheit nicht untreu werden, aber weißt Du — wir wollen die Wanne des Morgens immer ausgießen, ehe jemand heraufkommt, willst Du?“

Marys Gesicht erhellte sich merklich. „O gewiß,“ sagte sie erleichtert, „aber sie werden uns sehen unten!“

„Nein,“ sagte Anni, „mir ist etwas eingefallen, wie wir das vermeiden können. Hier neben Deinem Zimmer ist eine Bodenkammer, und gleich unter der schrägen Fensterluke läuft die Regenrinne entlang — dahinein gießen wir das Wasser, und die Wanne bleibt auch in der Kammer zum Trocknen!“

Mary lachte hell auf. „Du bist ja ein furchtbar praktisches girl,“ rief sie jubelnd und slog ihrer Cousine um den Hals, „Du könntest wahrhaftig beinahe eine Amerikanerin sein!“

Anni war klug genug, das Kompliment zu nehmen, wie es gemeint war, und das kleine Geheimnis, das die beiden Cousinen fortan miteinander hüteten, diente jedenfalls mit dazu, sie in jugendlich-fröhlicher Weise einander näher zu bringen. —

Unterdessen lag Tante Cordula unten in ihrem hohen Federbett grübelnd wach.

Ja, gewiß, was ihr Bruder über Mary geschrieben, war richtig: sie war „a good girl,“ (Tante Cordula hatte sich das von Anni übersetzen lassen), aber im Grunde war sie doch das, was man

ohne Übertreibung wohl geradezu ein wenig verwahrloßt nennen konnte. Man merkte eben, daß das arme Ding ohne Mutter aufgewachsen war; Fritz war kein Vorwurf zu machen, er konnte neben seinen Geschäften sich natürlich nicht allzuviel mit der Erziehung eines kleinen Mädchens abgeben. Aber dies Herumstreichen eines achtzehnjährigen Mädchens in einer großen Hafenstadt, allein oder in Begleitung eines ebenso jugendlichen Herrn (man wußte nicht, was schlimmer war), dieses ungenierte Essen in öffentlichen Restaurants, das unpassende Geklimper am frühen Morgen und das kindische Herumwirtschaften mit dem sauerverdienten Gelde ihres Vaters, das alles machte doch auf ehrbare und solide Leute durchaus einen Eindruck von Verwahrlosung, dessen sich die Frau Physikus an ihrer leiblichen Nichte doppelt schämen zu müssen glaubte. Wie dankbar würde Fritz ihr sein, wenn sie hier nachträglich noch etwas zu bessern und aufzuhelfen suchte, und das beschloß sie denn auch von morgen an reblich und systematisch zu thun. Ja, im systematischen Vorgehen, da lag das große Geheimnis aller Pädagogik, das hatte sie von dem klassischen Oberlehrer wohl hundertmal gehört, und über die Art ihres Systems konnte hier kein Zweifel obwalten. Welches Gebiet konnte bei einem jungen Mädchen wohl anders in Frage kommen als das hauswirtschaftliche? Hier mußte Frau Cordula ansetzen, wenn sie mit ihren Erziehungsbestrebungen etwas erreichen wollte, und gleich morgen sollte der erste Vorstoß gemacht werden.

„Liebes Kind,“ sagte sie beim Frühstück am andern Tage zu der ahnungslosen Mary, „Du mußt nun doch daran denken, Deine Zeit nützlich und regelmäßig einzuteilen; ich denke, es wird ganz gut sein, wenn Du Dich auch ein wenig im Häuslichen beschäftigst. Dörte ist heute bei Bürgermeisters zur Wäsche — da könntest Du uns gleich ein wenig in der Küche helfen.“

Mary sprang sofort bereitwillig auf. „Gewiß, Tante Cordula, sehr gern,“ rief sie, „das wird ein ordentlicher Spaß werden, Anni muß mir eine große, große deutsche Schürze leihen!“

Diese Auffassung war nun zwar nicht ganz nach Tante Cordulas Geschmack, aber sie konnte nicht alles auf einmal erwarten; vorläufig war die bewiesene Bereitwilligkeit des Erziehungsobjekts schon an sich recht wertvoll, und die Frau Physikus mahnte sich selber zur Geduld mit den philosophischen Worten: „Immer systematisch, liebe Cordula, langsam und systematisch!“

Gleich darauf standen die drei Damen in der freundlichen und geräumigen Küche.

„Jetzt könnt Ihr beide erst das Geschirr abwaschen,“ ordnete Tante Cordula an, „ich habe unterdessen das Fleisch zu Mittag . . . Mary wäscht ab, und Du trocknest,“ fügte sie hinzu, indem sie Anni das Handtuch zuwarf und Mary vor die dampfende Aufwaschwanne schob.

(Fortsetzung folgt.)

Es giebt Menschen, die nie Frieden finden, weil es ihnen an Gelegenheit zum Stampfe fehlt!

*

Das Zartgefühl hört da auf, wo die Überlegung anfängt!

*

Viele Leute meinen ihre Mängel dadurch verdecken zu können, daß sie — stolz darauf sind!

*

Das ist bezeichnend für unsere Zeit, daß man so vieles thun darf, was nicht erlaubt ist und daß so vieles erlaubt ist, was man nicht thun darf!

*

Manche Eltern glauben dadurch eine genügende Liebe zu ihren Kindern zu bethätigen, daß sie sich über sie freuen, wenn sie brav sind, und sich über sie ärgern, wenn sie es nicht sind!

*

„Er ist ein pedantischer, halsstarrer, philiströser, beschränkter Mensch,“ heißt es oft von dem Lebenden.

„Er war so gewissenhaft, treu, gebiegen und gütig,“ sagt man nach seinem Tode!

Über die Einführung des Haushaltungsunterrichts an den Volksschulen.

Von einer Volksschullehrerin.

Wie Professor Euler, der sich bekanntlich um die Zulassung und Ausbildung weiblicher Turnlehrer große Verdienste erworben, dennoch einmal zum Abschied zu seinen Schülerinnen bemerkte: „Ich bin ein grundsätzlicher Gegner der Turnlehrerinnen —“, allerdings mit dem Zusatz, daß er die Frau überhaupt nicht als für öffentliches Wirken bestimmt ansehe, so könnte auch die Schreiberin dieser Zeilen füglich beginnen: „Ich bin eine grundsätzliche Gegnerin alles dessen, was sich schulgemäßes Erlernen weiblicher Haushaltungskunst nennt;“ schon einmal hat sie sich an dieser Stelle dahin ausgesprochen. Wenn das Folgende sie nun doch als Fürsprecherin desselben hinstellt, so soll das kein Widerspruch zu den genannten Grundätzen sein, die noch heute dieselben geblieben, nur ein Zugeständnis an die lauten Forderungen der Zeit und ein Versuch der Mahnung, diesen Forderungen Gehör zu verleihen. Es ist neuerdings so viel für die Einführung der Haushaltungskunde als Lehrplanmäßiger Unterrichtsgegenstand in die Schule geschrieben worden, daß man meinen sollte, es wäre nicht nur nichts mehr zu sagen, vielmehr die verschiedenen Schulleiter hätten von Rechts wegen nichts Eiligeres zu thun, als bei der betreffenden Regierung den Konsens zur Einführung besagten Unterrichtszweiges einzuholen. Dem ist aber durchaus nicht so — im Gegenteil, die meisten von ihnen verhalten sich nicht nur kühl, sondern ablehnend der Angelegenheit gegenüber. Sie haben ja nicht unrecht, wenn sie sagen: „Viel und etwas Besonderes lernen die Mädchen in der Schule doch nicht kochen.“ Nun, das haben die Mädchen der armen und ärmsten Schichten ja gerade nicht nötig (denn nur sie kommen hier in Betracht), ihnen genügt es, wenn sie fürs erste eine einfache Suppe,

ein einfaches Gemüse und dergleichen schmackhaft und billig zu bereiten verstehen, wenn sie alle dazu nötigen Handgriffe sich aneignen, und vor allem, wenn sie begreifen lernen, daß in einem Haushalt nichts umkommen darf noch umzukommen braucht. Wie sehr letztere Einsicht ihnen not thut, das zu beobachten haben die Volksschullehrer am meisten Gelegenheit, wenn sie sehen, wie von den Mädchen mit dem Brot umgegangen wird. Man sollte da oft meinen, sie hätten keine Ahnung, daß Brotverdienende Mühe kostet, so achlos wird die edle Gottesgabe da oft in den Schmutz geworfen und mit Füßen getreten — buchstäblich. —

Daß die Mädchen die notwendigsten Vorkenntnisse zur Führung eines einfachen Haushalts sich schon während der Schulzeit aneignen müssen, ist so selbstverständlich wie möglich, denn gewöhnlich geht eine ganze Zahl gleich nach der Konfirmation in die Fabriken oder anderem Verdienst nach, der die Beschäftigung im Haushalt nicht gestattet. Und gewöhnlich auch heiraten die Mädchen dieser Stände gerade ziemlich früh und zum größten Teil. Was für eine Art Hausfrauen sie nun abgeben, hält nicht schwer, einzusehen. Da sie vom Kochen nichts verstehen, wird mittags ein Topf sehr fragwürdigen Kaffees bereitet und eine tüchtige Schnitte Brots dazu verzehrt. Wurst zum Frühstück und zu allen übrigen Mahlzeiten muß, obwohl ungleich teurer, mit etwas Fleisch zubereitete Kost ersehen. Der Mann, unbefriedigt, nimmt zum Wirtshaus die Zuflucht; die Kinder, infolge des vielen Broteffens, wachsen zu kränklichen, skrophulösen Geschöpfen auf. Die oft nicht gar so geringe Einnahme des Mannes geht, da die Frau nicht zu wirtschaften versteht, allzu schnell drauf — natürlich ist alles andere daran schuld, nur nicht sie selbst; Unzufriedenheit und Meid ist gleich zur Stelle und so der Haß gegen die angeblich Bessergestellten und damit der sozialistisch-anarchistische Anschauung Thor und Thür geöffnet. Sie klingt vielleicht etwas merkwürdig, die Forderung: „Schafft den Arbeitern bessere Hausfrauen, so werden sie bessere Staatsbürger sein und die gefürchtete Sozialdemokratie wird viel Anhänger verlieren!“, aber sie hat doch gewiß viel Berechtigtes.

Aber nun — wie soll man das machen?

Laßt die Arbeiterfrauen doch selbst ihre Töchter erziehen! — Das aber können sie einfach nicht immer, erstens weil sie's selten verstehen, und zweitens, weil sie meistens keine Zeit haben. So bleibt, weil das Haus nicht helfen kann oder will, die ganze Erziehungslast meist der armen Schule überlassen, die nun sehen muß, wie sie sich damit zurechtfindet. Sie wird wohl oder übel sich wohl auch noch dazu verstehen müssen, die praktische Vorbildung der Mädchen für ihren späteren Hausfrauenberuf in die Hand zu nehmen, d. h. Haushaltungsunterricht zu treiben. Und zwar thun sie das, besonders was das Kochen betrifft, innerhalb der festgesetzten Schulstunden obligatorisch, und vormittags. Denn nachmittags fehlt häufig eine ganze Zahl, weil sie zu Hause jüngere Geschwister zu beaufsichtigen oder sonst irgend etwas zu helfen haben. — Ich meinte, besonders das Kochen — denn ich gehe in meiner Auffassung des Begriffs etwas weiter und sage: „Zur Haushaltung gehört nicht Kochen allein, sondern alles, was zur Instandhaltung eines Hauswesens gehört. Vor allen Dingen muß noch sehr viel zur Hebung und Förderung eines gründlichen Handarbeitsunterrichts geschehen! „Wie?“ wird man fragen, „es sollen ja doch jetzt überall geprüfte Handarbeits-

angesehen werden. Ein Kindergarten muß auch einen hübschen Garten mit allerlei Blumen, Tieren und Vögeln haben. Das ist es auch: die Liebe zur Natur trifft man zu wenig bei den „modernen“ Kindern. Dazu könnte der Kindergarten wieder anhalten und die Schule hätte es dann auf feste Begründung abzusehen. Dann müßte sie aber auch die ganzen Pensen des ersten Schuljahres streichen! Die Schule sollte es aufgeben, nur den Verstand zu bilden und auf eine gute Gesinnung den Hauptwert legen. Die Entfremdung von der Natur und dem Nächsten darf nicht weiter-schreiten!

Als Mittelpunkt und Hauptsache stelle man darum den heimatkundlichen Anschauungsunterricht in die Unterklasse und gehe hinaus in den Schulgarten und dann vor die Stadt oder das Dorf und baue die innere Welt des Kindes auf. Das darf aber nicht heute Mode und übers Jahr vorüber sein — auch in der Pädagogik giebt es Moden genug. Also vor allem: Anschauen der Natur! Dann wird das Kind nicht unnützlich beschwert und erstarrt in seinem Geiste natürlicher als an den formalen Fächern. Die geistig zurückgebliebenen Kinder kann man da auch viel leichter lebendig machen, als an dem ewigen $i = in$, — ein Hölzchen und ein Hölzchen = 2 Hölzchen. Lesen, Schreiben und Rechnen würden außerdem dabei nicht zu kurz kommen; denn ehe man lesen lernen soll, muß man sprechen können, und ehe man schreibt, muß man „malen“, und ehe man rechnet, muß man zählen und das übt und bereitet unser analytisch-synthetischer Anschauungsunterricht vor, der außerdem Gemüt und Willen sittigend beeinflusst und Anlaß zu manchen Geschichten, mancher Fabel giebt. Aber solange man noch glaubt, Religion werde nur durch Katechismuslernen entwickelt, wird es nicht besser werden, und da befinden wir uns leider im Zeichen des Strebens. Ein Kind, welches keine Blume, keine Farbe, kein besseres Hausgerät kennt, kann nie und nimmer das elementarste Gebetchen verstehen. Ich fragte einen: „Was betest Du am Abend?“ — „Lisi — Blut,“ war die Antwort. Das sollte die Kennzeichnung des Gebetes sein: „Das Blut Jesu Christi“ u. s. w. Vorerst muß ein Kind die Dinge auffassen lernen, dann ihre einfachen Beziehungen zu anderen und zu sich, es muß erst bewußte Erfahrungen machen, ehe es über diejenigen anderer Personen Betrachtungen anstellt.

Das Zeichnen thun die Kinder doch auch so gern und ist etwas so Natürliches und Anregendes! Gehe aber, mein Leser, einmal in eine sonst gute Schule und lasse Dir von einem 9jährigen Schüler meinet halben eine Gans zeichnen; sie wird schlecht ausfallen. Vielleicht aber kann Dir der Junge die verwunderlichsten Dinge erzählen von diesem Vogel, sintemal man heute mehr „schwätzt“ als man kann. Viele Erwachsene können ja auch, obwohl sie lesen gelernt haben, weder sprechen noch lesen, obwohl sie rechnen können, nicht „bis drei zählen“. —

Weil das alles so ist, sind auch die ersten Schulwochen Marterwochen. Mag auch der Lehrer noch so lieblich, noch so freundlich sein, endlich muß er „doch einmal einen Anfang machen“. Wie oft müßte er aber noch mit dem Kleinen in dessen Haus gehen und ihm die Dinge zeigen und ihn das Anschauen derselben lehren! Auf dem Dorfe lägen ja für das erste Schuljahr in Hinsicht auf die Gleichartigkeit der seither gewonnenen Anschauungen die Dinge leichter, wenn eben diese Schulen nicht meist einklassig, nicht in erster Linie Vernschulen wären und nach heutigen Begriffen sein müssen.

Die Ansichten der deutschen Lehrerschaft sind natürlich ganz andere als wie sie in unseren Einrichtungen zur Geltung kommen und decken sich im wesentlichen mit obiger Darlegung. Die Eltern aber müssen endlich auch anfangen über dergleichen nachzudenken, dann werden die Marterwochen vorüber sein für immer.

Dies und das über dies und das.

Von Eduard Schmidt.

Genuß und Pflicht.

Magst am Begrand mal verweilen,
Dich am Vogelfang erquicken,
Magst ein wenig abseits eilen,
Eine Blume Dir zu pflücken.
Aber wolle ja beachten,
Daß Du dort nicht stehst und träumst,
Und in heiterem Betrachten
Schließlich Weg und Ziel versäumst!

In den Augen der Welt erscheint oft als Feigheit, was in Wirklichkeit Hartgefühl ist!

O wollt die brave Frau nicht schelten,
Daß sie im Hause „spielt den Herrn!“
Laßt sie ihr Unglück nicht entgelten:
Sie thut's — aus Pflicht und thut's nicht gern!

Was heißt die Welt verachten, weil
Sie uns verkannt hat? — Nun:
Um einen kleinen schuld'gen Teil
Unzähl'gen unrecht thun!

Ihr müßt mich nicht ewig quälen und plagen,
Wird doch ein Birnbaum nie Äpfel tragen!

Philosophen.

Die kurze Erfahrung, welche sie
Im Lauf des Lebens profitiert,
Die wird im Buch der Philosophie
Als eine Notwendigkeit fixiert;
Und wenn es dann einmal ganz anders geht,
Dann — „hat sich die Welt aus den Angeln gedreht!“

Immer grübeln, immer denken,
Stets den Geist aufs letzte lenken
Setzt sein Herz dem Teufel schenken!

Auch die heiterste Philosophie hat zur Stammutter
das Leid.

Gar viel, was uns das Leben lehrt,
Wird kaum gelernt auch schon vergessen;
Die Welterfahrung hat's indessen
Auch so für Lebenszeit vermehrt!

Es giebt Menschen, die nie Frieden finden, weil es ihnen an Gelegenheit zum Kampfe fehlt!

*

Das Zartgefühl hört da auf, wo die Überlegung anfängt!

*

Viele Leute meinen ihre Mängel dadurch verdecken zu können, daß sie — stolz darauf sind!

*

Das ist bezeichnend für unsere Zeit, daß man so vieles thun darf, was nicht erlaubt ist und daß so vieles erlaubt ist, was man nicht thun darf!

*

Manche Eltern glauben dadurch eine genügende Liebe zu ihren Kindern zu betheiligen, daß sie sich über sie freuen, wenn sie brav sind, und sich über sie ärgern, wenn sie es nicht sind!

*

„Er ist ein pedantischer, halsstarrer, philiströer, beschränkter Mensch,“ heißt es oft von dem Lebenden.

„Er war so gewissenhaft, treu, gebiegen und gütig,“ sagt man nach seinem Tode!

Über die Einführung des Haushaltungsunterrichts an den Volksschulen.

Von einer Volksschullehrerin.

Wie Professor Euler, der sich bekanntlich um die Zulassung und Ausbildung weiblicher Turnlehrer große Verdienste erworben, dennoch einmal zum Abschied zu seinen Schülerinnen bemerkte: „Ich bin ein grundsätzlicher Gegner der Turnlehrerinnen —“, allerdings mit dem Zusatz, daß er die Frau überhaupt nicht als für öffentliches Wirken bestimmt ansehe, so könnte auch die Schreiberin dieser Zeilen füglich beginnen: „Ich bin eine grundsätzliche Gegnerin alles dessen, was sich schulgemäßes Erlernen weiblicher Haushaltungskunst nennt;“ schon einmal hat sie sich an dieser Stelle dahin ausgesprochen. Wenn das Folgende sie nun doch als Fürsprecherin desselben hinstellt, so soll das kein Widerspruch zu den genannten Grundsätzen sein, die noch heute dieselben geblieben, nur ein Zugeständnis an die lauten Forderungen der Zeit und ein Versuch der Mahnung, diesen Forderungen Gehör zu verleihen. Es ist neuerdings so viel für die Einführung der Haushaltungskunde als Lehrplanmäßiger Unterrichtsgegenstand in die Schule geschrieben worden, daß man meinen sollte, es wäre nicht nur nichts mehr zu sagen, vielmehr die verschiedenen Schulleiter hätten von Rechts wegen nichts Eiligeres zu thun, als bei der betreffenden Regierung den Konsens zur Einführung besagten Unterrichtszweiges einzuholen. Dem ist aber durchaus nicht so — im Gegenteil, die meisten von ihnen verhalten sich nicht nur kühl, sondern ablehnend der Angelegenheit gegenüber. Sie haben ja nicht unrecht, wenn sie sagen: „Viel und etwas Besonderes lernen die Mädchen in der Schule doch nicht kochen.“ Nun, das haben die Mädchen der armen und ärmsten Schichten ja gerade nicht nötig (denn nur sie kommen hier in Betracht), ihnen genügt es, wenn sie fürs erste eine einfache Suppe,

ein einfaches Gemüse und dergleichen schmackhaft und billig zu bereiten verstehen, wenn sie alle dazu nötigen Handgriffe sich aneignen, und vor allem, wenn sie begreifen lernen, daß in einem Haushalt nichts umkommen darf noch umzukommen braucht. Wie sehr letztere Einsicht ihnen not thut, das zu beobachten haben die Volksschullehrer am meisten Gelegenheit, wenn sie sehen, wie von den Mädchen mit dem Brot umgegangen wird. Man sollte da oft meinen, sie hätten keine Ahnung, daß Brotverdienende Mühe kostet, so achtlos wird die edle Gottesgabe da oft in den Schmutz geworfen und mit Füßen getreten — buchstäblich. —

Daß die Mädchen die notwendigsten Vorkenntnisse zur Führung eines einfachen Haushalts sich schon während der Schulzeit aneignen müssen, ist so selbstverständlich wie möglich, denn gewöhnlich geht eine ganze Zahl gleich nach der Konfirmation in die Fabriken oder anderem Verdienst nach, der die Beschäftigung im Haushalt nicht gestattet. Und gewöhnlich auch heiraten die Mädchen dieser Stände gerade ziemlich früh und zum größten Teil. Was für eine Art Hausfrauen sie nun abgeben, hält nicht schwer, einzusehen. Da sie vom Kochen nichts verstehen, wird mittags ein Topf sehr fragwürdigen Kaffees bereitet und eine tüchtige Schnitte Brots dazu verzehrt. Wurst zum Frühstück und zu allen übrigen Mahlzeiten muß, obwohl ungleich teurer, mit etwas Fleisch zubereitete Kost ersetzen. Der Mann, unbefriedigt, nimmt zum Wirtshaus die Zucht; die Kinder, infolge des vielen Broteffens, wachsen zu kränklichen, strophulösen Geschöpfen auf. Die oft nicht gar so geringe Einnahme des Mannes geht, da die Frau nicht zu wirtschaften versteht, allzu schnell drauf — natürlich ist alles andere daran schuld, nur nicht sie selbst; Unzufriedenheit und Neid ist gleich zur Stelle und so der Haß gegen die angeblich Bessergestellten und damit der sozialistisch-anarchistische Anschauung Thor und Thür geöffnet. Sie klingt vielleicht etwas merkwürdig, die Forderung: „Schafft den Arbeitern bessere Hausfrauen, so werden sie bessere Staatsbürger sein und die gefürchtete Sozialdemokratie wird viel Anhänger verlieren!“, aber sie hat doch gewiß viel Berechtigtes.

Aber nun — wie soll man das machen?

Laßt die Arbeiterfrauen doch selbst ihre Töchter erziehen! — Das aber können sie einfach nicht immer, erstens weil sie's selten verstehen, und zweitens, weil sie meistens keine Zeit haben. So bleibt, weil das Haus nicht helfen kann oder will, die ganze Erziehungslast meist der armen Schule überlassen, die nun sehen muß, wie sie sich damit zurechtfindet. Sie wird wohl oder übel sich wohl auch noch dazu verstehen müssen, die praktische Vorbildung der Mädchen für ihren späteren Hausfrauenberuf in die Hand zu nehmen, d. h. Haushaltungsunterricht zu treiben. Und zwar thun sie das, besonders was das Kochen betrifft, innerhalb der festgesetzten Schulstunden obligatorisch, und vormittags. Denn nachmittags fehlt häufig eine ganze Zahl, weil sie zu Hause jüngere Geschwister zu beaufsichtigen oder sonst irgend etwas zu helfen haben. — Ich meinte, besonders das Kochen — denn ich gehe in meiner Auffassung des Begriffs etwas weiter und sage: „Zur Haushaltung gehört nicht Kochen allein, sondern alles, was zur Instandhaltung eines Hauswesens gehört. Vor allen Dingen muß noch sehr viel zur Hebung und Förderung eines gründlichen Handarbeitsunterrichts geschehen! „Wie?“ wird man fragen, „es sollen ja doch jetzt überall geprüfte Handarbeits-

Lehrerinnen angestellt werden!“ — Sehr wohl; meist geschieht dies auch. Aber auch die tüchtigste Handarbeitslehrerin hat nicht mehr als zwei Arme mit zehn Fingern, zwei Augen und einen Mund und last, not least — nur zwei Füße — wie sie es da machen soll, bei wöchentlich zweimal eine Stunde, von der noch die Pausen abgehen neben der Zeit, die das Ein- und Auspacken der Arbeiten beansprucht, in Klassen von durchschnittlich sechzig Kindern einen gründlichen und theoretischen Unterricht zu erteilen und das Ziel in festgesetzter Zeit zu erreichen — das wissen die Götter! Selbst wenn sie die Arbeiten eines jeden Kindes in der Stunde einmal ansehen wollte, so dürfte sie noch lange nicht eine Minute darauf verwenden. Wo da das Zeigen, das Verbessern, die mündliche Besprechung noch Zeit finden soll, ist unerklärbar. In der Volksschule genügen zwei Handarbeitsstunden wöchentlich auf keinen Fall, besonders in den Oberklassen, oder aber, es müßten denn die Klassen geleitet werden, damit jede Schülerin, auch die unbegabte, zu ihrem Rechte kommen kann, oder auch zwei Lehrerinnen zugleich beschäftigt sein.

Woher nun die Zeit zu den Mehrstunden, die für Haushaltungskunde und eine größere Handarbeitsstundenzahl im Stundenplan entstehen müssen, nehmen — denn über ein festgesetztes Maß darf ja doch nicht der „Überbürdungsfrage“ wegen hinausgegangen werden!

Der übrige, ohnehin schon auf's knappste bemessene Unterrichtsstoff darf doch nicht noch mehr eingeschränkt werden! — Ob nun eine Stunde wöchentlich mehr wirklich eine „Überbürdung“ der Kinder bedeutet, sei dahingestellt. Von den Geschichts-, Geographie-, Rechts- und Deutschstunden darf selbstverständlich keine entbehrt werden. Naturlehre, resp. Naturgeschichte wird in den ersten beiden Klassen, wo der Haushaltungsunterricht eintritt, mit diesem verbunden — allerdings sollte nicht so viel Theoretisches, als es in einigen Schulen dabei der Fall ist, getrieben werden, denn von den chemischen Bestandteilen der Nahrungstoffe verstehen diese Mädchen doch nicht viel, wenn man sich noch so sehr mit ihnen müht. Vielleicht aber ginge von den zwei Zeichenstunden eine zu entbehren, was ja zwar schade wäre, aber tüchtige Kenntnis in einfachen Handarbeiten ist den Volksschülerinnen immerhin notwendiger als das Zusammenstellen und Entwerfen kunstvoller Ornamente. Auf einem Gebiet aber könnte wohl unbeschadet der geistigen und auch der sittlichen Bildung der Unterrichtsstoff etwas weniger ausgebehnt und die Zeit für denselben um eine Stunde pro Woche gekürzt werden — ich sage dies selbst auf die Gefahr hin, von meinen Kollegen als eine arge Kezzerin betrachtet zu werden — im Religionsunterricht! Die Menge auswendig gelernter Bibelerzählungen, Sprüche und Kirchenlieder macht ja doch nicht die religiöse Gesinnung aus und erzieht nicht einmal zur rechten Kirchlichkeit — und eine Bekämpfung des Socialismus durch eine auf mehr oder weniger immer mechanische Weise eingeübte Religiosität ist, wie gesagt, weit weniger aussichtsvoll als durch die Erziehung der Frauen unseres Volkes zu praktischen, sparsamen, ordentlichen Hausfrauen! —

Genug, die Zeit für den Haushaltungsunterricht wird, wenn gesucht, sich schon finden lassen.

Wer aber soll ihn erteilen? Naturgemäß nur weibliche Lehrkräfte. Auf den Seminaren kann schwerlich auch noch auf eine Vorbildung für diesen neuen Zweig große Rücksicht genommen werden — so fällt er von selbst in die Au-

brif der „technischen“ Fächer und würde also auch in die Hand der „technischen Lehrerinnen“ gelegt werden müssen. Das hat auch sehr vieles für sich. Einerseits beginnt die technische Lehrerin gewöhnlich ihre Ausbildung später als die wissenschaftliche, die meist gleich von der Schule aufs Seminar geht, um möglichst früh „fertig“ zu sein. Sie weiß daher wenigstens einige Jahre noch im elterlichen Hause und hat durch eigenes Arbeiten im Haushalt Gelegenheit, in die praktische Führung desselben bereits einigen Einblick zu thun, so daß ihr später hauptsächlich nur noch die theoretische und methodische Vorbereitung not thut. Leider bestehen erst wenige Anstalten resp. Kurse für diese Vorbereitung, und die Prüfungen, die am Schluß derselben abgelegt werden, haben meist nur eine örtliche oder provinzielle Unterrichtsberechtigung zur Folge. Manche Anstalten, wie z. B. die Casseler, stellen auch etwas reichliche Anforderungen an die Zeit und damit an den Geldbeutel der Kandidatinnen. Gewiß wird aber im Laufe der Zukunft irgend ein Mittel gefunden werden, Lehrerinnen für Haushaltungskunde ohne allzu große Opfer für dieselben auszubilden zu können, denn sie müssen ja ohnehin noch andere „technische“ Unterrichtsberechtigungen aufzuweisen haben. Für die armen „Handarbeits- und Turnlehrerinnen“, die heutzutage meist vergeblich nach Stellen sich umsehen müssen, da die städtischen Behörden meist Leute suchen, die alles und noch etwas verstehen, würde sich bei Einführung des Haushaltungsunterrichts eine neue Chance, ihren Beruf ausüben zu dürfen, eröffnen, wenn sie sich diesem als drittem „Fache“ widmen und so den Magistraten vielleicht anstellungsbefähigter erscheinen. Dieser Gesichtspunkt darf allerdings nicht als ein maßgebender Grund für die Einführung des Haushaltungsunterrichts in die Volksschule angesehen werden — dieser Grund darf und soll einzig und allein „das Wohl des Volkes“ sein. Für das Wohl des Volkes aber thut, wie oben gesagt, nichts so not, als „praktische, sparsame, umsichtige Hausfrauen“. An denen mangel's ihm nur noch allzu sehr und darum sage ich mit Hunderten und Tausenden von Gesinnungsgenossen: „Helft diesem Mangel auf, damit das deutsche Volk wieder das werde, was es sein soll — kräftig, gesund, freudig und willensstark, treu seiner Pflicht, sich selbst und dem Vaterlande, fähig, zu widerstehen den Einflüsterungen des Neides und der Lüge und den Stürmen kommender Tage!“

Glück.

Hab das Glück am Arm gefaßt
 „Warum willst entleiten?“
 Bist mir ein gar lieber Gast,
 Witt Dich, zu verweilen!“

Sah's mich an mit strengem Blick,
 Blicb ein Weilchen stehen,
 Sprach: „Ihr wißt ja mit dem Glück
 Gar nicht umzugehen.“

Karl Fauselow.

Vermischte Anzeigen.

Billige Bräute. Lustspiel von Friedrich S. Krauß. (Wien, Karl Graeser.)

Eine auf dem altslavischen Brauche des Brautlaufes aufgebaute, ganz unterhaltende dramatische Arbeit des als Forscher über slavische Volkskunde wohlbekannten Verfassers. Auch hier ist der Ethnograph stärker als der Dichter. Für deutsche Bühnen ist das Lustspiel schon durch die Häufung der jungensbrecherischen slavischen Wörter unmöglich. Ein noch sehr gelindes Beispiel sind die beiden Schlußverse:

Alläch rachmaň. Noch eine billige Braut,
Und Beg auf Scebrenil ist Alcalay.

K. St.

Lieder und Bilder vom deutschen Meer. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Eckart. (Dreslau, bei S. Schottländer.)

Es ist die zweite Auflage, die mir vorliegt, — ein Beweis, daß das vom Verfasser angewandte Verfahren Beifall gefunden hat. Wir haben ja auch nachgerade der allgemein gehaltenen Anthologien genug, und ist es sicher zu begrüssen, wenn solche Sammlungen jetzt so gehalten werden, daß gezeigt wird, wie die verschiedenen Dichter denselben Bortwurf behandelt haben. In der Reclam-Bibliothek sind einige derartige Bändchen erschienen, und Rudolf Eckart hat außer der vorliegenden noch zwei ähnliche Sammlungen (Deutsche Ströme und deutsche Städte) veranstaltet.

Aber alle diese Anthologien haben den einen großen Fehler, daß sich die Sammler die Sache zu leicht gemacht, sie nicht von einem höheren Gesichtspunkt aus angefaßt haben, so daß trotz des gemeinsamen Grundtons der Dichtungen das Ganze keinen einheitlichen Eindruck macht, und den Gegenstand auch nicht annähernd erschöpft.

Gerade in der vorliegenden Sammlung wäre es sehr interessant gewesen, die geschichtliche Entwicklung der deutschen Meeresdichtung zu verfolgen. Schon unsere älteste Litteratur hat manche schöne Schilderung des Meeres; (zum Beispiel die in lebhafter Kraft gehaltene Darstellung des Sturmes im altfriesischen Heliand); in der mittelhochdeutschen Kunstzeit wird sie dann formelhafter, erlischt vollständig, wie alle Belebung der Natur, im 15. bis 17. Jahrhundert, und erwacht erst wieder unter dem Einfluß der Rousseauschen Naturphilosophie. Friedrich Leopold von Stolberg ist einer der ersten, wenn nicht der erste, der wieder das sturmbewegte Meer zum Gegenstand seiner Dichtung macht; die Romantik aber ist es, die das Meer beseelt, in ihm das Abbild des Menschenlebens findet.

Von dem allen läßt sich in Eckarts Buche nichts finden, so gern auch zuzugeben sei, daß er fleißig Umschau gehalten hat in jeder Litteratur. Daß ihm dabei Goethes „Meeresstille“, das Schubert so geheimnisvoll zu vertonen wußte, entging, ist um so befremdlicher, da jetzt der Name Goethe überhaupt fehlt. Ebenso durften die Meerelieder Clemens Brentanos nicht fehlen, die jedenfalls zu den Perlen der gesamten Art gehören.

Auch die Einteilung des Stoffes ist zu äußerlich. Es ist doch komisch, zum Beispiel Heines „Das Meer erglänzte weit hinaus“ in der Abteilung „Tag und Nacht“ zu finden, doch nur weil der zweite Vers „Im letzten Abend-scheine“ heißt. Überhaupt gehören jene sehr zahlreichen Lieder, in denen der Dichter zur Verfinnbildung oder zur

Staffage seines Innenlebens Bilder vom Meere wählt, nicht zur Schilderung des Meeres, sondern zu einer — jetzt fehlenden — Abteilung: Das Meer ein Spiegel der Menschenseele, oder dergleichen.

Aber diese Ausstellungen sollen nicht Tadel, sondern Ermunterung zu angestrenzterer Arbeit für eine Neuauflage sein. Ich halte gerade diesen Gegenstand für besonders günstig zu einer derartigen Sammlung. Auch enthält das Buch auch jetzt einen so großen Schatz des Schönen, zeigt den unvergleichlichen Reichtum, die einzigartige Stärke des deutschen Empfindungslebens in so hohem Maße, daß seine Lektüre sehr anregend und befriedigend wirken muß. Da sind Heines herrliche Lieder, stark wie Sturmestosen und weich wie der Wellen heimlichstes Raunen; Leutholds schmerzgefüllte Weisen klagen das Meer als das Vernichtende an. Mit kräftigen Strichen zeichnet Martin Greif farbige geschaute Bilder. H. Chr. Andersen, Gerod und viele andere sehen der eigenen Seele Unermeßlichkeit, den unfassbaren Gedanken der Gottheit in der Unendlichkeit der Fluten. Der gelehrte Avenarius ist hier hingerrissener und hinreißender Schönheitschwärmer und in ergreifenden Accorden singt er ein Lied von der „Heimatstätte der Heimatlosen“. Köstlich ist Karl Buffes Böcklin abgelaushtes „Meeresidyll“; voll begeisterter Liebe Karl Boermanns Lieder. Und noch viele, viele andere sind mit willkommenen Gaben vertreten. —

K. St.

„Nimm mich mit! — Gieb mich weiter!“ Was es ist? — Ein Kranz von Liedern! — Für wen? — Für die Hohen und Niedern! — Wo kommst Du her, giebt's doch viel der andern? — Werner von Königsberg hieß mich wandern! — Das Titelblatt dieses im Verlage von Geisler und Fie, Hirschberg in Schlessen, erschienenen Kranzes von Liedern bietet außer dem vorstehenden Frage- und Antwortspiel noch das folgende: Woher nimmst Du den Mut? Kannst Du rühmen Dich viel denn des Neuen? — Wenn die Absicht nur gut, laß auch Alles Dich niemals gereuen. — Sagt das nicht so mancher Begleiter? — Lies mich und dann — gieb mich weiter! „Lies mich!“ Das heißt, ganze 238 Seiten Gedichte! „Und dann gieb mich weiter!“ Kann man es wagen? Dient das eigenartige Titelblatt und die ansprechende Ausstattung des Bandes nach altdeutscher Art nicht, wie so häufig, am Ende nur dazu, um über den Inhalt hinwegzutäuschen? Bei den ersten Gedichten glaubte ich schon, daß sich meine Befürchtung bewahrheiten dürfte, je weiter ich aber las, desto lieber wurde mir das Mäxlein. Tiefes natürliches Empfinden, schlichte Ausdrucksform und durch das Leben gereifter Humor begegnen dem Leser fast überall. Dazu besitzt der Dichter die angenehme Gabe, fesseln zu schildern und, ohne aufdringlich zu werden, uns in seine Stimmung hineinzuziehen. Ich habe den Wunsch erfüllt: ich habe die Lieder gelesen und gern gebe ich sie hiermit weiter.

v. S.

Chiemgau-Novellen von Wilhelm Jensen. (Weimar 1895, Verlag von Emil Felber.) Kaum dürfte ein so romantischer Dichtergeist, wie derjenige Jensens, ein schöneres Feld zu schaffensfreudiger Thätigkeit finden, als die poesie-reiche, schleierumwobene Vergangenheit des alten Germanenvolkes. Während der Dichter sich dem wonnigen Reize hingab, den die reichgesegnete Natur des herrlichen Chiemgauer auf ihn ausübte, tauchten vor seiner allzeit thätigen Phantasie jene Bilder auf, in welchen die Geschichte dieses

Landstriches vor seinem geistigen Auge vorüberzog. Drei derselben aus verschiedenen Zeitperioden hat er in den „Chiemgau-Novellen“ zusammengefaßt. Des Dichters charakteristische Eigenschaften treten in ihnen deutlich hervor. Mit der ihm eigenen Weitschweifigkeit holt er liebevoll aus der ihn umgebenden Natur märchenhafte Stimmungen hervor, die den wirklichen Hintergrund für die in diese Natur hineingezeichneten und mit ihr verwobenen Gestalten abgeben, und giebt über das Ganze den Hauch poetischer Romantik aus. Wer ein Freund solcher Naturschilderungen und solcher Romantik ist, wird namentlich die erste der drei Novellen: „Die Glocken von Greimharting“, gern lesen.

v. S.

Bande des Bluts von Georg Vormann. (Berlin 1895, Verlag von Gebrüder Paetel.) In sehr breit hinfließender Erzählung schildert der Verfasser die Konflikte, die zwischen Vater und Sohn dadurch entstehen, daß ersterer über der Jagd nach materiellen Gütern sich dem Seelenleben seines Sohnes vollkommen entfremdet. Die Bande des Bluts scheinen zerrissen und erst in der letzten Stunde drückt er sein Kind wieder an sein Herz. Der Verfasser erzählt sehr viel, ohne indessen dem Leser das, was er erzählt, vor Augen zu führen. Daher vermag die Erzählung, welche, beiläufig gesagt, nicht sehr fesselnd ist, auch nicht zu erwärmen. Wir sehen und fühlen nicht die handelnden Personen, wir hören nur von ihnen.

v. S.

Ich kann der Bitte des Verlegers, **J. Amlanths Werke** (Ab. Lemme in Eberswalde) zu einem heiteren „Feuilleton-Artikel zu verarbeiten“, nicht nachkommen, nicht nur, weil der Raum unserer Beilage dafür zu knapp ist, sondern besonders, weil es mir widerstrebt, mich über die — in ihrer Unbeholfenheit ja kostbaren — Versuche eines sehr naiven, aber ernst wollenden Mannes lustig zu machen. J. A. ist einer jener biedereren Männer, wie wir ihnen in manchen Provinz-Wochenblättchen begegnen, denen man „außer ihrer Dichterei nichts Übles nachsagen kann“. Höchstens noch, daß sie durch das ironische Lob „Gebildeter“ dazu verleitet werden, sich für gottbegnadete Genies zu halten. Der Stadtpoet von Eberswalde hat es darin besonders weit gebracht. Wenn es dem lustigen Kauz, der sich das Vergnügen machte, die Gedichte herauszugeben und zu kommentieren, darauf ankam, dem siebzehnjährigen „Poeten“, der auch „zu viel bei Zeus im Himmel weilte“, eine irdische Spende zuzuwenden, hätte er wohl auch andere Mittel finden können.

K. St.

Bildnis.

Drei Dinge hast Du bewahrt
Aus der Zeit Deines Glückes:

Die hochaufstrebende,
Sternenfordernde Jünglingsgestalt,
Die ungebrosen von der Wucht des Leides,
Das ehernes Schicksal Dir auferlegt.
Und es hebt sich Dein Haupt zu sonnigen Höhen,
Als könntest Du noch hoffen —
Du Tiefverzagter! —

— — — — —
Und die Gut, die Dir einmal im Herzen geklammert
In lang vergangener, in seliger Zeit,

In Deinen Augen ließ sie einen Schein,
Einen tiefen, leuchtenden Schein,
Gleichwie der Schimmer eines Sterns
Lange noch bleibt, wenn dieser verlöscht.
Ach wie groß war die Gut Deines Herzens,
Daß noch jetzt ihr Leuchten so wunderbar ist!
Oder blieb unter der Asche ein Glimmen
Und könnte noch einmal zur Flamme erstarken,
Du Einsamgewordner? —

— — — — —
Und Deine Stimme, sie hat einen seltsamen Klang,
Lebendurchzittert, tiefgründig und voll,
Als bebte dahinter ein wogendes Träumen,
Als könnte sie wieder nach langem Verstummen
Weinen und Klagen, lachen und jubeln
Und könnte noch einmal von Liebe reden,
Die Du so lang doch, so lang schon begraben,
Du Schmerzgebrochener, schweigsamer Mann! —

— — — — —
Drei Dinge hast Du bewahrt
Aus jener Zeit,
Aus der Zeit Deines Glückes.

A. v. Auerswald.

Vermischtes.

— Es ist bemerkenswert, daß die königlichen Herrschaften fast sämtlich früh, sogar sehr früh aufstehen. Unser Kaiser beginnt seine Arbeiten gewöhnlich um fünf Uhr früh, während die Könige von Italien, Dänemark und Schweden eine Stunde später beginnen. Die Königin-Regentin von Spanien ist schon früh um sieben angekleidet und nimmt die Vorträge der Minister oft schon vor dem Frühstück entgegen. Die Königin von England gönnt sich bei ihrem hohen Alter eine etwas längere Morgenruhe, doch steht auch sie zu einer Stunde auf, die in England als eine sehr frühe gilt, zwischen acht und neun. Derjenige aber, welcher die früheste Stunde wählte, ist der Kglaiser Dom Pedro von Brasilien gewesen, welcher, wenn er Europa besuchte, stets um drei Uhr morgens aufstand und seine Freunde sehr häufig eine oder zwei Stunden darauf besuchte.

Aus „Spare Moments“.

Leute, die ihr Vermögen verschwenden. Man liest so oft von der seltsamen Art, wie Geizhälse ihre Schätze verstecken, und von der Art, wie sie leben und zusammenscharren, daß es den deutschen Lesern vielleicht nicht ganz uninteressant ist, zu hören, wie excentrische Engländer Vermögen vergeuden, deren Zinsen so bedeutend sind, daß das Einkommen eines Jahres bei uns ein großes Vermögen genannt werden kann.

Der verstorbene Mr. Abington Baird war einer der größten Verschwender der Neuzeit und seine Anstrengungen, sein riesiges Vermögen zu verschwenden, welches sich auf über 250 000 £ jährliches Einkommen belief, waren so mannigfaltig und zeigten einen solchen Erfindungsgeist, daß er sein Glück hätte machen können, hätte er ihn in anderer Weise angewendet. Er warf sein Geld nach links und rechts und wenn er noch einige Jahre länger gelebt hätte, ist es wahrscheinlich, daß er erreicht hätte, was sein Ziel zu sein schien, eine Versorgung im Armenhause. Ihm war es nichts, Geschenke im Werte von 15 000 bis 20 000 £ zu machen, und

eines Tages bezahlte er 17 000 £ für ein Diamantenhalsband, welches er einer Dame seiner Bekanntschaft schenkte.

Eine der vielfachen Arten, Geld zum Fenster hinauszuwerfen, war die, daß er von den kostbarsten Weinen nur ein Glas trank, die übrige Flasche aber wegzugießen befahl. Eines Tages fiel ihm ein, daß sein Geld doch zu langsam ausgegeben würde, und um es schneller loszuwerden, kaufte er ein Theater im Westend, welches er durch acht Wochen verwaltete, und wirklich erlebte er die Freude, 5600 £ daran zu verlieren. Eines anderen Tages warf er einen Ring im Werte von 250 £ von der Waterloo-Brücke in die Themse, er wollte sehen, ob er nicht vielleicht von einem Fisch aufgeschnappt und dann in demselben gefunden werden würde. Noch ein anderes Mal kaufte er eine Nacht im Werte von 31 000 £, welche er einem Freunde schenkte, denn Großmut und Freigebigkeit waren seine hervorstechenden Tugenden. Er war ein großer Freund des Bogens, und mancher „Gang“ ist in seinem Palais in Mayfair gemacht worden. Seine Bekanntschaften unter den Bogern von Profession kosteten ihm durchschnittlich 1500 £ die Woche. Er starb im Alter von 32 Jahren, ein enttäuschter Mann, denn es war ihm nicht gelungen, sich völlig zu ruinieren.

Mr. Ernst Benson, bekannt zur Zeit des Jubiläums der Königin, hatte mehr Erfolg als der letztgenannte Herr, da er es fertig brachte, ein Vermögen von 250 000 £ binnen zwei Jahren vollständig durchzubringen. Obgleich noch sehr jung, zeigte er doch schon ein auffallendes Talent zur Verschwendung im großen Stil. Karten und Pferde waren seine Leidenschaft und er spielte so leidenschaftlich, daß er einmal für zehn Minuten lang, jede Minute 1000 £ verlor. Daß seine Verluste bei Pferderennen nicht gering waren, läßt sich wohl denken. Er bedauert es jetzt, mit diesem Gang zur Verschwendung geboren worden zu sein.

Der verstorbene Marquis von Allesbury war ebenso erfolgreich, nur dauerte es bei ihm länger, da sein Einkommen ein sehr großes war, 60 000 £ das Jahr. Er lebt jetzt von der Mildthätigkeit seines früheren Agenten. Er war ein höchst eccentricer Mensch, dem es Vergnügen machte, in dem mit Schellen und Knöpfen verzierten Kostüm eines Fischhändlers in einem kleinen Gielwagen Piccadilly hinauf und hinunter zu fahren. Ehe er in den Besitz seiner Einkünfte kam, hatte er Schulden in der Höhe von 200 000 £ kontrahiert, trotzdem, daß er sich jeden Morgen einen Check von 1000 £ schrieb, am Abend aber gewöhnlich ohne einen Pfennig Geld war. Wenn er etwas kaufte, fragte er nie nach dem Preise, er wünschte es und erfüllte sich diesen Wunsch; wenn er sich nach dem Besitze eines Kriegsschiffes gesehnt hätte, würde er wahrscheinlich ohne Zögern sich eines bestellt haben, ohne Rücksicht auf die Kosten. Man darf daher nicht überrascht sein, daß sein Geld nach sieben Jahren durchgebracht war, man muß sich nur wundern, daß es so lange dauerte.

Ein anderer Herr aus der hohen Aristokratie ist jetzt der Stallmeister seines früheren Rutschers. Der letztere gewann, als er bei einem Rennen auf ein Pferd seines Herrn wettete, eine beträchtliche Summe, für die er sich ein Fuhrgeschäft kaufte, welches außerordentlich gut geht.

Aus Tit-Bits.

Barbarische Verordnung. Ein merkwürdiger Befehl des Kurfürsten Christian von Sachsen, datiert vom 15. Januar 1589 aus Dresden an die Landesbehörden,

illustriert, wie barbarisch man in den früheren Zeiten Vorgehen gegen das Jagdgesetz zu strafen pflegte. In der eigenhändig vom Kurfürsten unterzeichneten Verordnung heißt es: „Nachdem unsere Unterthanen, auch die von Adel, Schäfer, Hirten und andere, ihre Rüden und Hunde nicht immer wie verordnet, an Ketten führen, starke Klöppel, fünf Viertelellen lang, ihnen zwischen die forderen Beine hängen, und sie in Höfen an Ketten feste halten, sondern ledig und ungeklöppelt herumlaufen lassen, damit aber das edle Wildpret molestirt und die Wildbahn geschädiget wird, so sollen die Schäfer allerwegen in den Revieren Acht haben und wo ein Hund im Felde ohne Klöppel und Beine befunden wird, denselben abführen und einen Vorderfuß ablösen lassen und den Besizer des Hundes mit einer Buße von zwei Gulden belegen.“

Ungebeugt.

Von Hans Biermann.

Lasse den Hammer nur immer sausen,
Dunkle Not,
Lasse die Wälge des Glends nur brausen
Zwischen die Feuer grell und rot;
Schlägt auch die Flamme zum Himmel empor,
Schlägt Du mein Leben auch in den Grund,
Höhnendes Lachen gellt in Dein Ohr
Spottend aus meinem Mund.

Feurige Ströme von Jugend und Mut
Jagen noch immer
Schäumend durch alle Adern das Blut,
Zeigen mir Sonnenschimmer,
Ob schon in Nebel und Dunst verjunken,
Was ich einst jauchzend und freudetrunken
Nannte mein eigen in guter Zeit,
Ehe mein Leben dem Glend geweiht.

Fallen und Steigen ist menschliches Los,
Eins folgt dem andern,
Und die Gewißheit laß ich nicht los,
Daß mir dereinst gleich andern,
Wenn uns gekommen die rechte Stunde,
Wieder das Glück reicht die Hände zum Bunde,
Daß ich dereinst noch froh und frei
Kämpfer auf Höhen des Lebens sei.

Lasse den Hammer nur immer sausen,
Dunkle Not,
Lasse die Wälge des Glends nur brausen
Zwischen die Feuer grell und rot;
Immer nur fester macht mich Dein Schlag,
Härter und zäher, als Schwedens Stahl;
Horch nur! Ich spotte bei jeglichem Schlag
Lachend des Dajelns Dual.

Briefkasten.

Alter Seemann. Warmes Gefühl; Form nicht tadellos; aber ich werde die drei letzten Gedichte bringen. — Herr Dr. P. in Br. Besten Dank für Ihre Mitteilung. — Frau Elise M. in H. Da Sie die Angabe Ihrer Wohnung vergessen haben, kann ich Ihnen den Brief des H. v. W. nicht zurücksenden. Bitte also um sie. — Fr. G. St. in B. Ihnen muß es sehr gut gehen, weil Sie so unmensürlich traurige Gedichte machen. In der „Räuberbraut“ lassen Sie sechs Menschen durch Mord umkommen; in „Gebrochene Treue“ mordet „er“ „sie“ und dann sich; und im dritten Gedichte steht der Vater an den Gräbern der Gattin und „aller“ Kinder. Und dabei ist die Sprache zerhackt, die Verszeilen zerrissen; der Satzbau wird geknickt; die Reime sind gequält und die Poesie gemordet. Man könnte glauben, daß Sie sich statt einer Poetik der „peinlichen Halsgerichtsordnung“ bedient hätten, um das Dichten zu lernen. Besänftigen Sie zuerst Ihre Mordlust, ehe Sie neue Versuche schreiben! — Fr. A. Th. in M. Also ganz offen: Sie haben nicht die kleinste Spur von Begabung. — stud. jur. M. in L. Die „Elegien“ sind tadellos gebaut, die antiken Maße ganz mit den deutschen Betonungsregeln in Einklang gebracht; dabei die Anschauung lebhaft, die Stimmung fein. Aber der Stoff ist mir doch zu sehr entkleidet; besonders in der 2. und 3. Str. Anders wird mir willkommen sein. — Fr. Carla J. in Br. Ihre Sendung hat mir etwas zu viel zugemutet. Sie besitzen ein reiches Innenleben, aber die Kraft, es zu gestalten, ist ungenügend. Sprache und Form können vor einem strengeren Urteil nicht bestehen. — Fr. G. F. K. in A. Noch durchaus anfängerhaft. — Herr Friedrich H. in L. Noch immer nicht sicher genug im Ausdruck, schwankend im Stil: „Mittagssonne brennt . . . vor“; „Wellen summen“; „Es spülen die Wellen“ (was?); „Wünsche“ zu empfindsam. Ein Mann, der singt: „Ich wollt', ich wäre eine Blume“, ist noch kein rechter Mann. — Frau S. S. Sie sollen sich nicht weiter beunruhigen. Ich bin dadurch weder böse geworden, noch fühle ich mich irgendwie beleidigt. — Herr stud. phil. M. Br. in J. 1. Drei Gedichte auf einseitig beschriebenen Blättern. 2. Prosa-Arbeiten senden Sie vorläufig gar nicht, am wenigsten aber Erzählungen. Vor 15—18 Monaten könnte ich nichts bringen, da zu viel Angenommenes vorliegt. — Fr. G. Sch. in Th. In Form und Ausdruck noch ganz unfertig. — Elisabeth in Hannover. Mein Urteil wird durch die neue Sendung bestätigt. Sie haben im Herzen einen lyrischen Grundton; aber Form und Ausdruck sind nicht durchgebildet. Senden Sie ein andermal nicht mehr als drei Gedichte auf einseitig

beschriebenen Blättern. — Herr F. G. in H. Wir können Ihnen den Beitritt zur „Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller“ warm empfehlen. Es ist ein durchaus ehrlich begründetes und ebenso verwaltetes Unternehmen, das unserem Stande von größtem Nutzen werden wird. In zwei Jahren sind über 200,000 Mk. angesammelt worden, die Teilnahme unter den Berufsgenossen wächst, die Zuwendungen haben sich von allen Seiten her gesteigert. Melden Sie sich in München, Max Josephstr. 10 an. Ich mache alle unsere Mitarbeiter mit Ihnen auf die Anstalt aufmerksam, auch solche, die voraussichtlich nicht in die Lage kommen werden im Alter Not zu leiden. Diese sollten sich durch den Standesgeist gedrängt fühlen, als „unterstützende Mitglieder“ beizutreten. — Frau M. Sch. in B. Ich konnte leider in Ihrer Angelegenheit gar nichts in Erfahrung bringen. Ein solcher Verein ist weder im Adreßbuch zu finden, noch vermochte man mir sonstwo Auskunft zu geben. Sollte nicht ein Irrtum auf Ihrer Seite vorliegen? — Herr u. Frau Dr. W. in M. Ein solcher Brief bedeutet niemals eine Störung. Das herzliche Vertrauen meiner Leser hat mich oft gekräftigt, wenn ich mich müde fühlte. Auch Ihnen beiden herzlichen Dank! — Frau Th. S. in N. Nein. — Herr D. Th. in R. Leipzig, 1881 bei Brockhaus. — Herr Dr. H. M. in Berlin. Auf meine Anfrage hat der Verleger der „Jugend“, Dr. Georg Hirth, mich benachrichtigt, daß der Zeichner des Umschlages von Heft 12 nicht einen Augenblick an Menzel oder Windthorst gedacht habe, als er den alten Mann zwischen den laufenden jungen Mädchen gestaltete. Mir ist diese in Berlin verbreitete Auffassung einfach unverständlich, da bei tieferem Denken auch nicht die kleinste Beziehung nachzuweisen ist. — Frau verw. D. L. Kr. in Sch. Sie müssen sich an den Kultusminister wenden; wenn Sie Ihre Lage darlegen und die Zeugnisse Ihres Sohnes einreichen, ist die Sache durchaus nicht aussichtslos. Ich wünsche Ihnen alles Gute.

(Schluß des Briefkastens: 22. April. Das Unerwähnte war durchaus unbrauchbar.)

Inhalt der No. 31.

Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Berkow. Forts. — Tante Cordulas Nichten. Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte von Ina von Binzer. — **Beiblatt:** Der Baum im Eisgang. Von Theodor Kenneberg. — Die Marterwochen. Von Bal. Traudt. — Dies und das über dies und das. Von Eduard Schmidt. — Über die Einführung des Haushaltungsunterrichts an den Volksschulen. — Glück. Von Karl Banselew. — Vermischte Anzeigen. — Bildnis. Von A. v. Auerswald. — Vermischtes. — Ungebeugt. Von Hans Biermann. — Briefkasten.

Zur Beachtung!

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehenes, freigemachtes Umschlag einliegt. Irgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von $\frac{3}{4}$ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 32.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Herr von Guilerin nahm Paulas Bitte in betreff Andreas mit sehr geringem Wohlwollen entgegen.

„Ihr wisst, wie ich über Eure Freundin denke,“ antwortete er, „und daß ich schon im vergangenen Jahre mich nicht für ihr vorgeblich Geldentum zu begeistern vermochte. Jetzt hat sie ihrer Abenteuer die Krone aufgesetzt, in Männertracht mit dem Gefangenentrost zu ziehen, und da sie nicht weiter weiß, sollen wir sie beschirmen.“

„Euer Urteil über die bellagenswerte Frau, die doch nur ihre Pflicht gethan, als sie zu ihrem Gatten ging, ist kein mildes,“ sagte Paula sichtlich verletzt. „Auch seid Ihr im Irrtum, wenn Ihr meint, daß sie bei uns um Obdach gebeten. Ich selbst ging zu den Ursulinerinnen, sie aufzusuchen, da es mir am Herzen lag, über ihr Ergehen etwas zu hören.“

„Mein heutiges Urteil kann Euch unmöglich befremden,“ war die kalte Entgegnung, „denn es ist Euch bekannt, daß ich es niemals zu ändern pflege, besonders dort nicht, wo es einen verdienten Tadel betrifft. Eine pflichtvergessene Tochter hat keinen Anspruch auf meine Achtung, denn was sie für ihren Gatten thut, rechne ich ihr nur geringe an. Ihre vielgepriesenen Opfer wurden ihr von der Leidenschaft vorgeschrieben.“

„Ich kann darüber mit Euch nicht streiten, doch finde ich es erklärlich, daß man Großes für einen mit Leidenschaft geliebten Mann zu leisten vermag.“

Er warf ihr einen bösen Blick zu. „Ich traue Euch ähnliches zu, denn Ihr seid schwärmerisch genug veranlagt, um grenzenlose Thorheiten zu begehen. Nur gut, daß Euch keine Gelegenheit dazu werden kann, und schade, daß Ihr Eure überschwenglichen Gefühle nicht dorthin lenkt, wohin sie eigentlich gehören.“ —

Der gleiche Vorwurf stets! Paula hatte ihn jetzt öfter zu hören, als je zuvor und es begann sich in ihr fast eine Art Mitleid für den Mann zu regen, der unter seiner verwundeten Eigenliebe, seiner geheimen Eifersucht auf alles, was ihr teuer zu sein schien, so sehr litt.

„Wollt mir denn Eure endgültige Entscheidung geben, ob ich Andrea zu mir nehmen darf,“ sprach sie nach einer kurzen Pause.

„Unser Haus ist voll,“ erwiderte er mürrisch. „Thut es denn not, noch mehr dazzu zu sehen, als schon vorhanden sind? Eure Schwestern bringen Unruhe genug mit sich, Eurer Mutter Zimmer wird tagsüber von Gästen nicht leer.“

„Ihr äußert oftmals den Wunsch nach Unterhaltung und Zerstreuung,“ sagte Paula, „meine Mutter glaubt in Eurem Sinne zu handeln, wenn sie die abligen Geschlechter der Stadt zum Besuche auffordert und Ihr nehmt gern an ihren Gesprächen teil.“

„Nun, ja doch, wenn es eben meine Gesundheit gestattet, die der Ruhe bedarf.“

„Ein einziges Wort an meine Mutter würde genügen, ihren zu lebhaften Verkehr einzuschränken; sie ist stets bereit, Eure Wünsche zu erfüllen.“

„Mehr als Ihr allerdings; das ist wahr.“

„Ich kann mich nicht erinnern, Euch ungehorsam gewesen zu sein.“

Sie war es nicht, aber es war ja nicht ihr Gehorsam allein, was er verlangte.

„Und wenn es Euch so sehr zuwider ist, Andrea in Eurer Nähe zu wissen, so werde ich ihr anraten, bei den Ursulinerinnen zu bleiben, die sie mit Liebe aufgenommen haben. Ich entsage meiner Bitte, da sie Euren Unwillen erregt.“

„Ihr sollt keinen neuen Anlaß haben, Euch über meine Härte zu beklagen,“ sprach er gereizt. „Eure Duldermiene würde mir in jedem Augenblicke ver-

raten, daß Ihr mich in Eurem Inneren einen Tyrannen scheltet. Holt Eure Freundin zu Euch, aber sorgte, daß ich sie nicht zu sehen brauche."

"Auch bei den täglichen Mahlzeiten nicht?" fragte Paula.

"Auch dann nicht. Ich bin ein kranker Mann und will nicht, daß meine Unbehilflichkeit von Fremden bespöttelt wird."

"Eine solche Gastfreundschaft ist einer Beleidigung gleich zu achten," erwiderte die Freifrau. "Eine Verpottung Eures Gebrechens hättet Ihr von niemand zu befürchten, am wenigsten von einer Frau aus edlem Hause, wie es Andrea ist. Ich ziehe es für meine Freundin vor, auf Eure Großmut zu verzichten, da ich mich nicht entschließen könnte, sie zu meinen Dienerinnen an den Tisch zu setzen."

Er sah, daß sie mit Thränen kämpfte. Warum, warum nur konnte er sich nicht beherrschen, warum nur trieb es ihn, sie stets von neuem herauszufordern und seinen Groll an ihrer unerschütterlichen Sanftmut zu steigern?

"Gebt mir den Becher dort," sagte er in veränderterem Tone, "Valentin brachte mir vorhin Eiswasser. Ich vergaß es zu trinken."

Sie richtete sein Haupt empor und führte den Becher an seine Lippen.

Er ergriff ihre Hand, als sie sich wieder auf ihren Platz zurückgeben wollte. "Nimm es nicht allzu herbe mit mir, Paula," sprach er, "die Worte kommen mir zuweilen wider Willen über die Lippen; das Leiden, das mich fast ein halbes Leben peinigt, ließ mich schon lange die Welt hassen, an deren Freuden ich keinen Anteil mehr haben sollte. So bricht es denn oftmals hervor, was vielleicht nur die Auflehnung gegen das mir beschiedene Kreuz ist."

Paula ließ ihre Hand in der seinen; die Erinnerung an einen anderen durchzuckte ihren Geist, der gleichfalls ein unerschuldertes Kreuz zu tragen hatte und von dessen Seelengröße unter dem ihm Auferlegten man ihr heute gesprochen. Wie so verschieden sich die Kraft des Leidens in den Menschen kundgab, oder war sie fähig, mit der Last des Schmerzes zu wachsen, um jene Märtyrer vor uns erstehen zu lassen, vor denen wir in Ehrfurcht uns zu beugen gezwungen sind?

Heribert von Guilerin war nicht bestimmt, ein solcher zu werden, aber dennoch klang ihre Stimme von Mitgefühl bewegt, ihre Augen ruhten mit gutem Ausdruck auf seinem verfallenen Angesichte, als sie zu ihm sprach: "Ein schweres körperliches Leiden, wie das Eure, Heribert, ist wohl geeignet, mißgestimmt zu machen, weil es an allem Euch hindern muß, was Euch erfreuen könnte. Die Unthätigkeit ist einem Manne bitterer zu ertragen, als selbst körperliche Schmerzen und Euer reger Geist muß dies mit Unbehagen empfinden. Verliert den Mut nicht, der allein in der Prüfung aufrecht erhält; auch Euch kann noch Besserung, vielleicht völlige Genesung werden und haltet Ihr an dieser Hoffnung fest, werdet Ihr wieder froher in das Leben blicken."

"Ich danke Dir für diese Worte," erwiderte er, ihre Hand küssend. "Aber," fügte er, von neuem

Mißtrauen ergriffen, rasch hinzu, "wünschst Du denn, daß ich noch lange lebe?"

"Heribert!"

Die Frage war geeignet, die weichere Stimmung zu zerstören, welche unter seinen vorigen Worten sie ergriffen. Sie fühlte, daß es niemals anders zwischen ihnen werden könne, als bisher, weil ihnen beiden das Vertrauen mangelte, das allein die Brücke gegenseitiger Achtung bildet und auch zwei widerstrebende Geister in inniger Freundschaft verbinden kann.

"Ihr rietet mir vor wenigen Minuten, manche Eurer Worte zu überhören," sprach sie gehalten, "ich will auch Eure letzten nicht gehört haben, auf die ich keine Erwiderung finde."

"Du bist ein stolzes Weib," sagte er, nicht ohne Wohlgefallen, "und das schätze ich an Dir. Wie Deine Lippen sich zur Bitte nur schwer bequemen, so würde auch Dein Herz einem sündigen Gedanken keinen Eingang gönnen, weil Du dann vor Dir selbst zu verlieren fürchtestest, was Dich über andere erhebt. Ich glaube nicht, was ich zuvor aussprach; vergieb mir, wenn ich Dich gekränkt."

"Es ist bereits geschehen, mein Gemahl."

"Und ist es Dir eine Freude, die Du ungern missen würdest, so hole Hekking's Tochter in unser Haus. Ich will nicht länger etwas dawider haben."

"Ich danke Euch, Heribert, doch wird es mir und ihr genügen, wenn Ihr mir gestattet, sie hier und da bei den Ursulinerinnen zu besuchen. Ihr habt recht, wenn Ihr meint, daß die Gegenwart einer völlig Fremden Euch Zwang auferlegen könne."

Sie fürchtete die Ausbrüche seiner üblen Laune für den aufgedrungenen Gast, die sich zu beleidigenden Anspielungen gestalten konnten. Die Erlaubnis, in vorübergehender, weicher Stimmung erteilt, mochte ihn schon morgen wieder gereuen.

"Wie es Euch gefällt," erwiderte er achselzuckend.

"Ihr seid ja sonst nicht so schnell zu überzeugen. Mir ist es auch angenehmer so."

Paula schwieg. Nein, es war besser, Andrea nicht bei sich aufzunehmen. Eine zufällige Erinnerung an Dom Duarte würde sich bei manchen Gelegenheiten nicht vermeiden lassen, und sie erzitterte bei dem Gedanken daran. Es würden andere Mittel sich bieten, der Freundin hilfreich zu sein; sie sollte nicht die Gastfreundschaft ihrer Hauses mit Bitternis und Demütigung erkaufen.

Ihr kam es in den Sinn, daß die Gemahlin des Herrn von Stubenberg öfters den Wunsch geäußert hätte, eine jüngere Gefährtin um sich zu haben. Zu ihr wollte sie sich begeben und ihre Teilnahme für Andrea zu wecken suchen.

Es war ihr erst am folgenden Nachmittage möglich, ihren Vorsatz auszuführen. Herr von Guilerin schien ihrer keine Minute entbehren zu können; erst, als er gegen Abend in Schlummer sank und ihre Mutter den Platz neben ihm eingenommen, wagte sie sich hinweg, um einen kurzen Besuch in dem befreundeten Hause zu machen.

Marcella war in ihrer Begleitung; die Sitte verbot den Frauen vornehmer Geschlechter, ohne Schutz über die Straße zu gehen. Paula gedachte

oftmals der vergangenen Zeit, da sie allein und unbeschützt über das von fremdem Kriegsvolk überschwemmte Land gegangen, den Bauern in Krankheitsnot beizustehen und dafür Lebensmittel zu empfangen, die zuweilen daheim schon sehnsüchtig erwartet wurden. Es hatte niemand eine Gefahr darin für die Jungfrau gesehen, auch sie selbst nicht, die so tapfer für die Ihren sorgte. War es nicht dennoch eine glückliche Zeit, trotz aller Entbehrung, alles Kampfes um das tägliche Brot gewesen?

Jetzt war sie eine reiche und gefeierte Frau, der ihre einstige Armut wie ein ferner Traum erschien. Aber ihr Herz hatte den frohen Schlag verlernt, mit dem es damals jeden neuen Morgen begrüßte.

Marcella berührte leise ihren Arm, die Aufmerksamkeit der Herrin auf ein unscheinbares Haus in ihrer Nähe zu lenken, an dessen Fenster Handwerker Eisenstangen zu legen bemüht waren.

„Dort ist das Gefängnis, eble Frau,“ flüsterte sie, „ich hörte es heut in der Frühe, als ich für Euch zur Stadt ging. Sie sind dabei, es zu vergittern, denn sie meinen immer, es würde dem hohen Herrn geholfen werden.“

Paula blickte zu den niedrigen Fenstern empor. Dort also! In jenen Räumen weilte er, an den sie mit soviel Trauer dachte und den der grausame Hohn des Schicksals ihr nahe geführt, die abgrundtiefe Kluft ihr deutlicher zu zeigen, die sie von ihm schied.

Das Haus sah düster und unwohnlich aus; die weitgeöffneten Fenster, an welchen die Arbeiter beschäftigt waren, ließen die kahlen, getünchten Wände drinnen, die plumpen Geräte sehen. Von den Gefangenen war niemand zu entdecken. Auf dem Vorplatz standen mehrere Dragoner, offenbar die Wächter des Prinzen; die Thür war durch eine eiserne Kette versperrt.

Paula schritt weiter; jener stechende Schmerz, der ihr den Atem raubte, kam wieder, die Gegenstände um sie schienen zu verschwimmen; sie sah nichts mehr, als drüben die gähnenden Fensteröffnungen, die wie die leeren Augen eines Gestorbenen sie anstarrten. Marcella legte den Arm um sie.

„Der Boden ist uneben hier,“ sagte sie leichthin, „gebt wohl acht, teure Frau, daß Ihr nicht gleitet. Der gestrige Regen hat alles schlüpfrig gemacht. Wir gehen besser durch die Seitengasse; der Weg ist näher, als über den Ring.“

Die von Marcella bezeichnete Gasse war still und menschenleer. Paula begann sich zu erholen; sie hatte sogar für die Plaudereien ihrer Begleiterin ein Lächeln, als sie an dem Hause des Baron Stubenberg angelangt.

Seine Gemahlin war nicht daheim; ihr ältester Sohn begrüßte die Freifrau und ihr Ehrenfräulein und lud beide zu kurzem Verweilen in dem Garten hinter dem Hause ein, um die Rückkehr seiner Mutter zu erwarten.

Paula nahm seine Einladung an, um in den schattigen Laubgängen etwas auszuruhen. Mit sichtlicher Freude trat der junge Ritter an die Seite

Marcellas, den Damen das Geleit in den Garten zu geben.

„Ihr schenket uns lange Zeit nicht die Auszeichnung Eures Besuches, eble Frau,“ sprach er dabei, „auch von dem Sanct Johannisfeste hieltet Ihr Euch fern, das wir vor dem Thore feierten.“

„Mein Gemahl,“ erwiderte Paula, „ist zu leidend, um an Festlichkeiten teilzunehmen und ohne ihn wollte ich nicht auf die Wiese gehen.“

„Meine Eltern wären hoch erfreut gewesen, Euch unter ihre Obhut zu nehmen,“ sagte der Jüngling, „und ich hätte von Euch die Erlaubnis erbeten, Jungfrau Marcella zum Tanze zu führen.“

„O, Herr Eberhard,“ rief das schöne Mädchen, „ich kann gar nicht tanzen. Ihr hättet wenig Ehre mit mir eingelegt.“

„Ihr nicht tanzen?“ meinte er ungläubig. „Das kann ich Euch nicht glauben; Ihr tanzt ja immer, wenn Ihr geht.“

„Bewöhnt das Kind nicht durch solche Reden,“ meinte Paula scherzend, „sie hat überdies die Wahrheit gesprochen. Das Tanzen wird in unserem Hause nicht geübt.“

„Ich würde es Euch lehren, Jungfrau,“ erwiderte Herr Eberhard. „Aber seht einmal, da kommen unsere zahmen Rehe, Euch zu begrüßen, und wie sie zutraulich sich an Euch schmiegen!“

Marcella liebte mit Ausrufen des Entzückens die zierlichen Tiere und ließ sich von Eberhard ihr Häuschen und ihren Futterplatz zeigen.

„Habt Ihr die Tiere gern?“ fragte er.

„O, sehr gern,“ antwortete sie, „wenn ich es könnte, würde ich mir alle Arten halten, die ich aufreiben könnte.“

„Dann müßet Ihr noch meine Tauben, meine Hasen, meine Hunde und meine Gule sehen,“ rief er lebhaft. „Aber wo ist Frau von Guilerin geblieben?“

„Sie war ermüdet und wollte ein wenig ruhen. Es ist besser, wir lassen sie einige Minuten allein. Sie liebt es nicht zu sprechen, wenn sie, wie jetzt, etwas erschöpft sich fühlt.“

Herrn Eberhard schien dieser Umstand ganz gelegen zu kommen. Er führte seinen anmutigen Gast zu seinen Lieblingen, an ihrer Freude über die verschiedenen Tiere sich ergötzend.

Paula war währenddessen tiefer in den Garten gegangen, der sich bis zu der benachbarten Straße erstreckte. Die Bäume bogen ihre Wipfel über ihr zusammen, sie schritt in der halben Dämmerung fast wie im heimatlichen Walde dahin. Herr von Stubenberg hatte vielleicht absichtlich diesen Teil seines Gartens etwas verwildern lassen; das Gras war auf den schmaler werdenden Pfaden üppig emporgeschossen, Ginster und Brombeergesträuch wucherte zwischen künstlich aufgetürmten Steinen.

Dort schien das Ende des Gartens zu sein; eine hohe Hecke trennte ihn von dem des nächsten Besitzers. Paula schaute hinüber; der zweite Garten war ausschließlich zu Nuzzweden angelegt, nur hier am äußersten Teile befanden sich einige Obstbäume, unter welchen man Bänke angebracht hatte.

Auf einer derselben, das Angesicht ihr abgewendet, saß ein Mann, den Kopf in die Hand gestützt. Das lange, blonde Haar fiel über seine Schultern, seine Kleidung war die eines Edelmannes, doch an seiner Seite fehlte das Schwert.

Ein Ausruf, halb des Schreckens, entglitt Paulas Lippen; ihr Herz begann fast hörbar zu schlagen, — und jetzt erhob der Fremde das gesenkte Haupt, jetzt hatte er sie auch erblickt, die fassungslos sich an das Gefträuch vor ihr klammerte.

Sie standen sich gegenüber, nur durch die Hecke getrennt, die die beiden Gärten schied, und doch einander ferne, als ob sich Länder und Meere zwischen ihnen dehnten.

„Paula!“

„Duarte!“

Es war das einzige, was sie zu sprechen vermochten und es erschien beiden, als ob der geliebte Name alles enthielte, was sie sich zu sagen hätten. Ihre Augen ruhten ineinander, ihre Hände hatten sich gefunden. Die Welt um sie her war für die Dauer einiger Sekunden vergessen und versunken, um sie allein mit ihrer Liebe und mit ihrem Leid zu lassen.

„Ich klagte heute morgen das Schicksal an, das mir aus meinem Leben alles raubt, was mir teuer ist,“ brach Duarte endlich das Schweigen. „Ich hatte unrecht mit meinem Grolle, denn ich sehe Euch wieder, die ich für immer mir entrückt wähnte.“

„Der Zufall führte mich in den Garten des Stubenberg'schen Hauses,“ erwiderte sie. „Ich konnte nicht ahnen, daß Ihr in der Nähe Eurer Wohnung hättet.“

„Meine Wohnung,“ lächelte er schmerzlich, „mein Gefängnis wollt Ihr sagen, das sich in jenem Hause dort befindet.“

„O laßt mich das harte Wort nicht hören, das mich daran erinnert, wie grausam man sich an Euch verübte,“ bat Paula mit thränenverschleiertem Auge.

„Ihr könnt es nicht mehr von meiner Person trennen, denn ich werde ein Gefangener bis an das Ende meines Lebens sein.“

„Nein, nein, Ihr werdet es nicht. Gott ist barmherzig; er wird unser Flehen für Euch erhören.“

„Bittet auch Ihr für mich?“ fragte er weich.

Sie wandte den Blick von ihm. „Könnt Ihr zweifeln?“ murmelte sie verwirrt. „Alle meine Gedanken an Euch sind ebenso viele Gebete zu Gott.“

Er bedeckte ihre Hand mit Küssen. „Ich werde hoffen, solange ich gewiß bin, daß Eure Bitten für mich zum Himmel steigen,“ sagte er.

Das schmerzreiche, das beseligende Wort schwebte zwischen ihnen; er wagte es nicht auszusprechen. Sie war eines anderen Weib; sie würde ihn mit den großen, wunderbaren Augen erschreckt und vorwurfsvoll anschauen; sie würde ihm entfliehen, um nie mehr zurückzukehren.

„Zuweilen, wenn ein gütiger Traum mich in die Vergangenheit trug, glaubte ich an Eurer Seite über die Fluren zu gehen und Eure Stimme zu vernehmen,“ sprach er nach einer Pause. „Ich sah

Euch in dem Schein der Abendsonne, wie Ihr zum ersten Male vor mich tratet, ein Engel des Friedens und des Trostes, der Ihr allen seid, die auf Erden leiden, und ich erwachte mit einem Seufzer, daß es nur ein Traum gewesen.“

„Ein Jahr nur liegt dazwischen,“ entgegnete sie, „und wir waren beide damals noch frei.“

„Ein Jahr nur,“ sagte er, „und doch lange genug, zwei Menschenleben in ihr Verhängnis zu reißen; mir ist es, als ob eine Ewigkeit das Einst von dem Heute trenne.“

Auch sie empfand so; es führte keine Brücke jemals wieder in jenes Einst zurück.

An der Thür des Hauses am Eingange des Gartens tauchten die Gestalten zweier Dragoner auf.

„Man sucht Euch,“ flüsterte Paula ängstlich.

Er warf einen Blick nach der Richtung, wo die Wächter sichtbar wurden. „Sie kommen nicht hierher, aber es ist eine Mahnung für mich, in das Haus zurückzukehren. Ich hatte längere Erlaubnis, im Garten zu bleiben, weil die Handwerker noch in den Zimmern beschäftigt sind.“

Sie wußte, womit; ein schwerer Atemzug hob ihre Brust. Er bemerkte es.

„Trauert nicht um mich,“ sagte er halblaut, „ich fühle in diesem Augenblicke nicht, daß ich ein Gefangener bin, den Tyrannenwillkür noch tiefer erniedrigen kann. Ich sehe nur Euch und wollt Ihr mir eine Gnade gewähren, sagt, daß ich Euch öfters sehen werde.“

„Es ist unmöglich, daß ich Euch wieder begegne,“ sprach sie unsicher, „ich kann nur selten mein Haus verlassen; Baron Guilerin sieht es ungern, wenn ich ausgehe.“

„Ich will genügsam sein, Paula,“ fuhr er dringender fort. „Stubenberg bot mir seinen Garten zur Benutzung an, nachdem man es ihm verweigerte, mich in sein Haus zu nehmen. Ich werde täglich eine Stunde mich in diesem Teile des Gartens ergehen dürfen und ich will dankbar es als einen Sonnenstrahl in der Dunkelheit meines Daseins empfinden, wenn ich von fern nur Eure Stimme höre, die zu anderen spricht, Euer Gewand durch die Bäume schimmern sehe und Eure Nähe als die meines schützenden Engels fühle. Ihr weigert dem Bettler am Wege eine Gabe nicht; ist dies denn mehr als Bettlersgabe für mich, dem man alles raubte?“

Der Schritt der Wächter kam näher; sie hatten ihren Gefangenen bereits vermißt; Paulas Herz zog sich krampfhaft zusammen. Hatte er nicht recht? Sein Los war härter, als das des Bettlers an der Straße, der wenigstens nicht dem bösen Willen Fremder unterworfen war. Der Schmerz um ihn drängte jedes andere Gefühl zurück. Sie erinnerte sich nur noch, daß ein Unglücklicher, ein Verfolgter zu ihr sprach und daß sie freudig sterben würde, ihn zu retten.

Hatte der Windhauch die Worte zu ihm getragen, kamen sie von ihr, die er wie eine Himmelsbotschaft vernahm?: „Ich werde Frau von Stubenberg von Zeit zu Zeit besuchen und Euch wiedersehen.“

Sie bereute sofort das Versprechen, zu welchem grenzenloses Mitleid sie getrieben, als sie das Aufstrahlen seiner Züge sah.

„Dank, Dank Euch!“

„Lebt wohl!“

Sie stieß es hastig, wie beschämt hervor und ohne sich noch einmal umzuwenden, eilte sie davon, den Baumgang entlang, den sie gekommen.

Lachende Stimmen ertönten in einiger Entfernung; es mußten Eberhard und Marcella sein, die von ihren Besuchen in den Ställen zurückkehrten. Mit ihnen zugleich erschien die Baronin Stubenberg, welche Paula bereits erwartete.

„Eure liebe Anwesenheit in meinem Garten ward mir durch Euer Fräulein verraten,“ sagte sie, die junge Frau herzlich begrüßend. „Nun laßt uns auf dem Altan ein wenig plaudern; mein Mann wird ebenfalls sogleich hier sein und des seltenen Gastes hoch erfreut werden.“

Paula antwortete der höflichen Rede in gleich artiger Weise; sie hatte schnell sich in die Formen einer ihr bisher fremden Welt gefunden und ihre sanfte Anmut hatte ihr die Zuneigung der neuen Freunde gewonnen, wie ihre treue Pflichterfüllung an dem kranken Gatten ihr die Achtung aller erwarb.

Auch der Hausherr zählte zu den eifrigen Bewunderern der ernstesten holden Frau; er nahm den Sessel ihr zur Seite ein und bestrebte sich, durch allerlei Scherze ein Lächeln auf ihr Antlitz zu zaubern. Marcella und sein Sohn vergnügten sich in einer Ecke des Altans mit den jungen Jagdhunden Eberhards; ihre Fröhlichkeit veranlaßte die Mutter des Jünglings, mehrmals einen besorgten Blick zu ihnen hinüberzuwerfen.

Die Unterhaltung wandte sich in natürlicher Folge dem letzten Ereignisse in der Stadt, der Ankunft des Prinzen von Braganza, zu. Herr von Stubenberg sprach seine wärmste Teilnahme für ihn aus und wurde darin von seiner Gemahlin bekräftigt, die es bedauerte, den gefangenen Fürsten nicht als Gast in ihrem Hause beherbergen zu können.

„Ich habe Navarro schon unterwegs bemerkt,“ sagte der Baron, „daß ich seine Art, einen königlichen Prinzen zu behandeln, mißbillige. Er antwortete mir, daß er geheime Befehle vom Kaiser habe und daß er im Vergleiche zu andern Aufsehern noch milde sei. Ich hatte nicht übel Lust, ihn einen Schurken zu nennen, unterließ es aber, weil ich fürchtete, Don Duartes Lage damit nicht zu bessern.“

„Daran thätet Ihr auch weise, Lorenz,“ bemerkte die Baronin, „Navarro ist mir nicht als der Mann geschildert, der mit sich reden läßt und könnte Euch einen üblen Dienst dafür bei dem Kaiser leisten. Sucht lieber auf gültigem Wege etwas für den Prinzen zu erreichen, das ihm den Aufenthalt erträglicher gestaltet.“

„In Passau durfte er die Edelleute bei sich empfangen,“ sprach Herr von Stubenberg, „das könnte man auch hier durchsetzen.“

„Man könnte noch mehr,“ fiel die Hausfrau ein. „Sagt Navarro, daß Ihr in Eurer Eigenschaft

als kaiserlicher Kommissar ihn zu Gaste laden wolltet. Dagegen kann niemand Einspruch erheben.“

„Der Schreiber wird ihn nicht zu uns gehen lassen.“

„So mag er und Kapitän Capelli ihn begleiten,“ entschied die Baronin sorglos. „Ich werde ihm den Vorschlag machen, wenn er Euch das nächste Mal besucht.“

„Du bist in der Wahl Deiner Mittel nicht schwierig,“ lachte der Gatte, „man müßte von verschiedenen einflussreichen Seiten den Herrn Geheimschreiber bestürmen. — Ist Euer Gemahl nicht ein Freund des Prinzen, edle Frau?“ wandte er sich an Paula, die in regster Spannung dem Gespräch folgte. „Don Duarte war ja auf Eurem Schlosse lange Zeit sein Gast.“

„Der Prinz war mit seinem Regiment zu Leipzig einquartiert,“ antwortete Paula besangen. „Ob er Herrn von Guilerin näher stand, weiß ich nicht zu sagen, da wir bald nach unserer Vermählung hierher kamen.“

„Es nähme mich wunder, wenn es nicht so wäre,“ meinte der Baron. „Mich hat der hohe Herr ganz und gar erobert, obgleich ich ihn nur wenige Tage und noch dazu unter den widrigsten Verhältnissen gekannt habe.“

Paula fand plötzlich, daß Herr von Stubenberg ein sehr liebenswürdiger Mann sei.

„Vielleicht würde Euer Wort meinen Gemahl bestimmen, sich für den Prinzen zu verwenden,“ sagte sie lebhafter, als sie bisher gesprochen. „Er kennt Don Navarro von Wien her, aber seine Krankheit raubte ihm vieles von der Theilnahme, die er sonst an den Ereignissen um ihn hegte.“

„Nun, wie dem auch sei,“ versetzte Frau von Stubenberg, „wir werden mit unserm Plane nicht zögern. Schon nächsten Sonntag ladet Ihr den Prinzen zu uns, Lorenz; Frau von Juconer schenkt uns ebenfalls ihren Besuch und die Baronin singt uns einige ihrer herzigen Lieder.“

„Das will ich gerne, wenn es Euch erfreut,“ erwiderte Paula, deren Brust ein warmer Strom des Glückes durchflutete, daß er sie hören sollte.

Marcella und Eberhard kamen jetzt herbei. Man sprach von den letzten Festlichkeiten, der Gesundheit der kleinen Schwestern, ihrer Fortschritte im Lernen, der beabsichtigten Heimreise des Barons. Paula erinnerte sich des eigentlichen Zweckes ihres Besuches, für Andrea zu wirken, und schilderte Frau von Stubenberg die augenblickliche Lage derselben.

Die Edelfrau nahm freundlichen Anteil an dem Geschehe der Heimatlosen und versprach mit Rat und That ihr beizustehen. Paula schied von dem gastlichen Hause froheren Herzens, als seit langer Zeit; sie ließ sich auf dem Heimwege von Marcella erzählen, wie ritterlich Herr Eberhard um sie bemüht gewesen und warnte scherzend ihre Schutzbefohlene, seinen glatten Worten zu sehr zu trauen.

„Die jungen Kavaliere meinen es nicht immer, wie sie es sagen,“ fügte sie hinzu. „Güte Dein Herz, daß es nicht einen zu stolzen Wahn pflege.“

Marcellas eben noch heiter lachende Züge über-

flog ein Schatten. „D fürchtet nichts,“ sagte sie, „so hoch hinauf würde ich mein Auge nimmer heben. Herr Eberhard wird mein so wenig begehren, wie es Balthasar von Törel that, und besser, wenn er es nicht thut. Ich weiß gar wohl noch, was dieser mir beteuerte und wie er zu mir sprach, als ich im Elend war, und ebenso weiß ich, was zur selben Zeit ein anderer für mich that, den ich zuvor geringer geachtet hatte, und daß ich an ihn gedenken werde, solange ich lebe, wenn er auch mich vergäße und eine Bessere als ich in sein Haus führen wollte.“

„So hast Du ihn jetzt lieb, den Achaz, mit dem Du versprochen warst, wie Du mir einst sagtest?“ entgegnete Paula. „Wärest Du zu dieser Erkenntnis früher gekommen, Du könntest wohl schon seine glückliche Hausfrau sein.“

„Ich war von Hoffart und von Eitelkeit verblindet und wußte nicht zu schätzen, daß ich ein em das Beste und Liebste auf der Welt sei, für das er alles wagen mochte. Jetzt weiß ich es besser und verlange nach keinem der vornehmen Kavaliere mehr, die doch nur glauben würden, daß sie sich zu einem Mädchen, wie ich es bin, tief herablassen, wenn sie mit ihr tändeln und nachher es machen, wie der von Törel that. Mit Herrn Eberhard lache ich gern, aber an den Achaz reicht er mir nicht heran und so gar lieb, wie der mich hatte, wird mich nie ein anderer mögen.“

Ihre hellen Augen schimmerten von Thränen, Paula legte begütigend ihre Hand auf die des Mädchens.

„Sei getroßt, meine Marcella, und bleibe Deinem Achaz treu, wie Du es seit Eurer Trennung gewesen. Ein waderer Mann wie er vergißt nicht, was ihm so teuer war. Er kommt dereinst zu Dir zurück und hat er Dich seiner wert gefunden, wird meine Hand wohl schnell das Kränzlein flechten müssen, das dieses blonde Kraushaar an einem Ehrentage schmücken soll.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Don Navarro hatte, wiewohl mit einigem Widerstreben, dem Wunsche des kaiserlichen Kommissars nachgeben und Dom Duarte gestatten müssen, das Stubenbergische Haus zu besuchen. Er selbst und zwei Offiziere begleiteten ihn, Dragoner bewachten die Ausgänge des Gartens, trotz des Protestes Lorenz von Stubenbergs, der dem Prinzen diese Maßregel erspart wissen wollte.

Doch an dem ehernen Willen des Geheimsehreibers scheiterte sein wohlwollendes Bemühen; er konnte nichts weiter für den gefangenen Fürsten thun, als durch die Ehrerbietung, die er mit den Seinen ihm darbrachte, durch kleine zarte Aufmerksamkeiten die Kränkungen ihn vergessen machen, die sein Kerkermeister absichtlich ihm zufügte, und ihm die Stunden in seinem Hause so angenehm als möglich gestalten.

Duarte begann sehr bald den Tagen, die ihn in das Nachbarhaus führten, mit Ungeduld entgegenzuharren. Hier war es, wo er Paula wiedersehen durfte, die zuweilen in dem erlesenen kleinen Kreise erschien, den Herr von Stubenberg um seinen hohen Gast versammelte.

Er vermied es, mehr als die notwendigsten Neben mit ihr zu tauschen, um sie nicht der Beobachtung der übrigen auszusetzen; das Geheimnis ihrer Seelen hatte kein Recht, sich an das Tageslicht zu wagen; es verbarg sich scheu den Blicken der Welt, deren rauhe Hand sich trennend zwischen sie legen konnte. Und es genügte ihm, die Ersehnte aus der Ferne anzublicken, die Worte zu vernehmen, die sie zu andern sprach, und ihrem Gesange zu lauschen.

Sie sang für ihn; er fühlte es. Die Stimme, die dort jubelte und klagte, glich jener nicht mehr, die ihn in so kühl gemessener Weise kurz zuvor begrüßt. Die süßen Töne, die sich schmeichelnd hold an sein Herz legten, verrieten ihm, was stolz ihr Mund ihm bisher verschwiegen. Die Wände um sie schienen sich zu weiten, die Menschen schemengleich ihren Blicken zu entschwinden; vor ihnen rauschte der sommerliche Wald und sie gingen Hand in Hand in endlose Ferne, allein auf weiter Erde, der drückenden Fesseln frei, einem neuen Lebensmorgen entgegen.

Dann aber schwieg das Lied, der Beifall der Hörer riß ihn aus dem berausenden Traume. Er sah sich in dem Prunkgemache des fremden Palastes, ein Gefangener, den der Befehl seines Kerkermeisters augenblicklich in sein ödes Zimmer zurückscheuchen konnte. Dort an der Wand lehnte Navarro und vor der Thür des Hauses standen seine Wächter.

Zwei Wochen waren seit seiner Ankunft vergangen; schon glaubte er sein Dasein nur noch nach den Tagen zählen zu können, die sie durch ihre Gegenwart erhellte. Was war das Ungemach seiner hoffnungslosen Haft gegen diese Stunde voller Sonnenschein? Er hatte Frau von Juconer gebeten, ihm zuweilen die Kinder zu schicken und sie hatte gern darenin gewilligt. Vincencia und Armgard fanden fast täglich Zeit, zu ihrem einstigen Freunde zu schlüpfen, und ihre kindliche Fröhlichkeit riß auch ihn häufig aus der Schwermut, die seinen Geist mehr und mehr beherrschte. Er wurde, wie vordem in Leipzig, der Gefährte ihrer Spiele und wenn alle drei ermüdet vom Umherjagen auf der Bank unter den Birnbäumen Platz genommen, erzählten sie ihm, wovon sie am liebsten sprachen, — von ihrer Paula.

Heute waren sie später als sonst gekommen; er hatte bereits auf ihrem Besuch verzichtet, als ihre trippelnden Schrittden in dem Vorplage ertönten und sein Kammerdiener sie hereinführte.

„Wo bliebet Ihr so lange, meine Kleinen?“ fragte er, sie in die Arme nehmend. „Ich warte seit einer Stunde Eurer.“

„Wir sollten nicht zu Dir,“ berichtete Vincencia wichtig. „Herr Heribert will es nicht haben.“

„Warum nicht?“ fragte Duarte. „Ist er böse auf Euch?“

„Ach, der ist immer böse,“ sagte Armgard.

„Er schalt heute bei Tisch auf uns alle und Paula aß nicht und weinte wieder, als sie mit uns allein war.“

Die Brauen Duartes zogen sich zusammen. Sie leiden zu wissen, ohne ihr beistehen zu können, bereitete ihm Pein.

„Was hatte Euer Schwager für Ursache, Euch zu schelten?“

„Gar keine,“ lachte Vincencia. „Er sagte nur, daß er nicht haben wolle, wenn wir immer bei Dir wären, und als wir ihm antworteten, wir hätten Dich so lieb, da wurde er ganz gelb im Gesichte, weil er Dich nicht leiden mag.“

„Das bildet Ihr Euch ein, Ihr Schwazmäulchen.“

„Nein, nein,“ rief Armgard eifrig, „die Mutter meinte darauf, es sei nicht freundlich, Dir die geringe Kurzweil zu nehmen, da Du den ganzen langen Tag in dem garstigen Hause hier zubringen müßtest. Er aber sagte, das ginge ihn nichts an; er sei auch gezwungen, in seinem Hause zu bleiben und Krankheit wäre noch schlimmer als Gefangenschaft.“

„Es ist eine Schidung so schwer, wie die andere,“ erwiderte Duarte. „Was sprach Paula darauf?“

„Paula gab der Mutter recht. Sie nannte es unchristlich, nur an sich zu denken und für das Leid anderer kein Mitgefühl zu haben.“

„Und dann?“ forschte der Prinz, als die Kleinen innehielten.

„Dann,“ sagte Vincencia, „warf Herr Heribert seinen Teller zu Boden, daß er in tausend Stücke ging und die Mutter befahl der Marcella, uns hinauszuführen. Wir hörten noch draußen, wie er jankte.“

„Ich beklage, daß es meinetwegen geschehen mußte,“ sprach Duarte.

Die kleinen Blondköpfe schmiegt sich an ihn. „Ach, lasse ihn doch gehen, den häßlichen Griesgram, wir hören nicht auf ihn und kommen doch zu Dir, wenn wir wollen.“

„Er wird Paula das Leben noch mehr erschweren,“ sagte Duarte mehr zu sich selbst, als zu den Kindern.

Armgard blickte ernsthaft zu ihm auf. „Warum mußte er denn Paula heiraten?“ fragte sie. „Und warum ist sie seine Frau?“

Er neigte sich zu der kindlichen Forscherin hinab. „Sie wurde es,“ antwortete er, „damit Du und Vincencia diese Sammetröckchen tragen könntet, auf die Ihr so stolz seid, damit Ihr in seidnen Bettchen schlafen und an wohlbesetzter Tafel essen dürftet. Merkt das genau, meine Kleinen; jede der Perlen, die Eure Gewänder zieren, ist mit einer Thräne Eurer Schwester erkaufte.“

Die Kinder schwiegen; mit ängstlicher Scheu betrachteten sie ihre reichgestickten Kleidchen, die ihnen plötzlich weniger schön dünkten, weil sie Paula Thränen gekostet haben sollten.

„Es wird die Zeit kommen,“ sprach Duarte mild, „da Ihr der lieben Schwester, die sich für Euch opferte, vergelten könnt, was sie für Euch gethan. Noch naht Ihr unbewußt, was sie Euch reich gegeben, einst aber wird es Eure Liebe sein, die das Empfangene tausendfältig zurückzahlt. Auch jetzt schon

wird Eure Zärtlichkeit ihr Trost und Aufheiterung in den Stunden der Traurigkeit sein, die ihr die wechselnden Stimmungen Eures kranken Schwagers bereiten.“

„D, wenn sie mit uns spielt, lacht sie auch noch manches Mal,“ meinte Vincencia. „Nur muß Herr Heribert nicht dabei sein. Weißt Du, es wäre hübscher, wenn wir einen anderen Schwager hätten und am liebsten möchten wir Dich als Paulas Mann haben.“

Er antwortete nicht; er setzte die Kinder auf den Boden und schlug ihnen vor, in den Garten hinabzugehen. Der Gürtel Armgarbs hatte sich bei den lebhaften Bewegungen der Kleinen verschoben. Ein schmales Blatt Papier ward sichtbar, das mit einer Nadel an der Innenseite befestigt war.

„Was trägst Du da?“ fragte der Prinz, die Nadel lösend.

„Das hat mir Paula angesteckt,“ erwiderte sie, „sie schrieb zuvor darauf und sagte mir, ich möge es nicht verlieren.“

Seine Hand hatte das Papier bereits geöffnet. Es enthielt in italienischer Sprache die kurze Mitteilung an ihn, daß ihr Gatte ihr die ferneren Besuche des Stubenbergischen Hauses untersagt habe, sie daher auch am morgenden Abend nicht mehr, wie es beschlossen war, dort sein werde.

Den Zeilen war kein Gruß, kein wärmeres Wort hinzugefügt; es berührte ihn schmerzlich, obwohl er es begriff, daß sie nicht anders schreiben könne. Die Gefahr bestand ja immerhin, daß das Blatt verloren gehen, daß ein Unberufener es finden möge, auch wenn ihr keuscher Stolz sich herbeigelassen hätte, ihm eines jener Zugeständnisse zu machen, die er ersehnte.

Er ging an seinen Tisch, einige Worte unter die erhaltene Botschaft zu schreiben, die er an ihren vorigen Platz im Gürtel Armgarbs verbarg.

„Sieh acht, daß Du das Blatt Deiner Schwester unverfehrt wiederbringst,“ bemerkte er und begleitete die Kinder in den Gemüsegarten, um in gewohnter Weise mit ihnen zu spielen.

Paula ließ Vincencia und Armgard eine Stunde später durch Marcella heimholen; ihr erster Blick, als sie die Kleinen begrüßte, fiel auf das Papier, das Armgard im Gürtel trug. Mit zitternder Hand zog sie es hervor — nein, nein, sie täuschte sich nicht; es war an seinen Bestimmungsort gelangt, die festen Schriftzüge, die darunter standen, mußten von ihm kommen.

Aber sie hatte nicht Zeit zu lesen, was er ihr schrieb; da tönte schon wieder die silberne Glocke, die sie an das Lager ihres Gemahls rief; sie eilte zu ihm zurück, um nicht nutzlos seinen Zorn zu erregen.

Herr von Guilerin schien sich zu einem Grundsatze zu machen, seine junge Gattin keine Minute mehr aus den Augen zu lassen. Er war erfinderisch in Wünschen aller Art, die ihre Anwesenheit erheischten, und gestattete ihr kaum noch die Stunde der Erholung, die sie im Freien zuzubringen pflegte.

Die Furcht, sie an den gehafteten anderen zu verlieren, raubte ihm die Ruhe seiner Tage, den Schlaf seiner Nächte; was galt ihm die Miene stolzer Verachtung, mit der Paula den Anschuldigungen seiner

gereizten Eifersucht begegnete? Er kannte die Frauen; er wußte, welcher täuschenden Verstellung die Mehrzahl von ihnen fähig war, wenn es sich um eine sündige Leidenschaft handelte; er hatte in vergangenen Jahren oftmals der betrogenen Männer gespottet, die, ahnungslos der eigenen Lächerlichkeit, die Treue ihrer Gattinnen priesen.

Es war freilich unter jenen Frauen keine Paula gewesen, deren Leben fleckenlos seit Jahren vor ihm gelegen, aber welches Weibes Tugend hatte jemals stand gehalten, wenn sie den Geliebten in Unglück und Verfolgung wußte? Wie rühmte Paula Andreas Seelenstärke, die sich zu so hohem Wagemute gesteigert hatte. Gewiß, sie beneidete im stillen die Freundin, die dort handeln durfte, wo sie liebte. Ob sie Mittel und Wege finden würde, mit Duarte zu verkehren, auch, trotz seines Verbotes, die ferneren Einladungen Marias von Stubenberg anzunehmen? Seine Hände ballten sich, wenn er der Möglichkeit gedachte. Er würde es zu hindern wissen, sie sollte eine Gefangene sein, wie er — wie er.

Die beständigen Aufregungen, die er sich selbst geschaffen, konnten nicht anders, als schädlich auf seine ohnehin erschütterte Gesundheit wirken. Fieberanfalle wechselten mit Athmungsnot und Krämpfen, der Arzt erklärte seinen Zustand für bedenklich und bereitete Frau von Zuconer darauf vor, daß irgend ein unvorhergesehenes Ereignis eine schlimme Wendung herbeiführen könne.

Die Edelfrau verschwieg ihrer Tochter diese Mittheilung. Sie und Paula teilten sich in die immer schwieriger werdende Pflege des eigenwilligen Kranken, der außer seiner Gattin und seiner Schwiegermutter niemand um sich sehen wollte.

Nach Vincencia und Armgard fragte er nicht mehr; die Kinder waren ihm durch ihre Lebendigkeit stets lästig gewesen. Er wußte nicht, wo sie ihre Zeit verbrachten und daß sie häufig ihren gefangenen Freund besuchten, der durch sie von allen Vorgängen in dem freiherrlichen Hause unterrichtet wurde.

Es war nach einem solchen Besuche, daß eines Abends Armgard sich in das Krankenzimmer stahl, um die Schwester zu sehen. Paula war, von der Anstrengung der Nachtwachen erschöpft, in ihrem Sessel in einen leisen Schlummer gesunken; Herr Heribert lag, ruhelos sich hin und her bewegend, in seinem Bette. Die Schmerzen, welche ihn peinigten, waren stärker als sonst; es war schwer für ihn, eine passende Körperlage zu finden.

Das Kind wollte sich leise wieder zurückziehen, als es die Schwester schlafend fand; Herr Heribert winkte die Kleine heran; in einer Art gnädiger Laune befahl er ihr, sich neben ihn zu setzen.

Armgard gehorchte zögernd; sie wußte, daß sie jetzt, ohne sich zu rühren, eine ungewisse Zeit neben dem despotischen Schwager ausharren müsse, gleichviel, ob ihr dies unbequem war. Fast eine Viertelstunde hielt sie geduldig aus, dann versuchte sie vorsichtig von ihrem Schemel hinabzusteigen, Herr Heribert hatte die Augen geschlossen, er würde ihr Entweichen nicht gewahren.

Sie irrte sich; er schlug die Augen auf. „Bleib hier,“ zischte er ihr gedämpft zu, um Paula nicht zu wecken.

Erschrocken wollte Armgard ihren Sitz wieder erklettern; in der Hast ihrer Bewegungen blieb sie mit ihrem Kleidchen an einem Knäufe des Bettes hängen und kollerte auf den persischen Teppich, der den Boden bedeckte.

Das Geräusch des Falles hatte Paula aus dem Schlafe erwachen lassen; besorgt eilte sie herbei, um das Kind aufzuheben.

Armgard hatte keinen Schaden genommen; nur ihr Kleidchen zeigte einen Riß und aus ihrem Gürtel war ein gefaltetes Papier geglitten, das neben dem Bette des Barons lag. Paulas Hand griff hastig danach.

„Was hast Du da?“ tönte ihres Vatters Stimme an ihr Ohr.

Sie preßte unwillkürlich das Blatt fester an sich.

„Hast Du nicht gehört?“ rief der Freiherr streng.

„Gieb augenblicklich den Brief oder was es sonst ist, her.“

Sie legte das Papier vor ihn auf das Bett. Ihre Wangen waren bleich geworden; in ihren Augen jedoch blitzte furchtlose Entschlossenheit.

Herr von Guilerin schlug das Blatt auseinander. Es enthielt von einer ihm unbekanntem Handschrift einige Verse in italienischer Sprache.

„O qual ti deggio dar, dama gentile,
O di musa, o di grazia e nome e vanto?
Già mortal pregio al tuo valore è vile,
Che sembri al volta grazia e musa al canto.

Te dico alle sirene altro simile,
Perchè porti cantando morte e pianto,
Ch'un vitale morir dai con lo stile,
Vita col guardo, morte col canto.

Alla bellezza sei madre d'amore
E nel girar degli occhi resplendenti,
Stupido ognun' t'ammira e dice intanto
Venere al volto sei, palade al core.

A te dunque, Paula, ognun s'inchina,
Che hai nella mente e nel leggiadro volto
Ogni sapere, ogni bel pregio accolto,
Onde sei fra mortal opra divina.“ *)

Herr Heribert hatte die Verse zweimal gelesen, dann reichte er seiner Gemahlin das Blatt.

„Kennst Du diese Schrift?“ fragte er kurz.

„Ja,“ lautete die feste Antwort.

„Es ist also nicht das erste Mal, daß Du dergleichen empfängst?“

„Wenn Ihr die Dichtung meint, so ist es die erste. Doch wenn Ihr mich verhören wollt, so gestattet zuvor, daß ich meine Schwester entferne.“

Sie führte das Kind bis an die Thür. „Geh zu Vincencia, mein Liebling,“ sagte sie, „ich komme bald zu Euch.“

„Von wem sind diese Verse?“ sprach der Freiherr, als sie wieder an sein Lager trat.

*) Dieses Gedicht an Paula Guilerin, das in seiner Form kaum den Ausländer verrät, sondern dem Italiener des siebzehnten Jahrhunderts entspricht, befindet sich im Manuscripte, von Duarte's Hand geschrieben, noch erhalten.

„Von dem Prinzen von Braganza.“

Seine Augen schienen sie durchbohren zu wollen.

„Du gestehst demnach, daß Du ihm das Recht gegeben, diese verwegene Sprache an Dich zu richten?“ loberte er auf. „Du giebst es zu, daß Du mit ihm geheime Briefe wechselst?“

„Darin irrt Ihr Euch. Ich ließ ihn unlängst wissen, daß ich der Aufforderung der Frau von Stubenberg nicht folgen könne, und erhielt von ihm eine Zeile der Antwort. Auf dies allein hat sich mein Briefwechsel beschränkt.“

„Ich verlange von Dir, mir seinen Brief zu zeigen.“

Paula schritt zu einem Perlmutterschrein, der in der Ecke angebracht war, und entnahm demselben das Blatt, welches ihre Botschaft an Duarte enthielt. Seine Antwort stand darunter; es war der Ausdruck des großen Dichters, der ihm einst in Paulas Schrift begegnet, als er die Bibliothek des Schlosses zu Leipzig besichtigt hatte.

„Nessun maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria.“

Der Baron wendete das Blatt nach allen Seiten. Es war nichts weiter daran zu entdecken, als die wenigen Worte.

„Hast Du sonst keine Botschaft erhalten?“

„Nein, mein Gemahl.“

„Was bewog Dich, dem Prinzen diese Nachricht zu geben?“

„Die Voraussetzung, daß ihm mein Fernbleiben eine Enttäuschung bereiten würde.“

„Die zärtliche Besorgnis war überflüssig. Es ziemt sich für Dich nicht, an fremde Männer soviel Anteil zu verschwenden.“

„Dom Duarte ist mir kein Fremder, sowie er Euch kein solcher sein dürfte. Jetzt zumal hat er vollen Anspruch darauf, daß die ihm gütig begegnen, welchen auch er in vergangenen Tagen Freundschaft erwies. Es ist begreiflich, daß es ihm wohlthuend sein muß, die wenigen zuweilen um sich zu sehen, die sein unverschuldetes Schicksal beklagen. Ich habe deshalb Euer Verbot mit Schmerz empfunden.“

„Du konntest daran denken, zu Lustbarkeiten zu gehen, während ich, Dein Gatte, krank bin,“ rief er erzürnt.

„Ihr wurdet erst nachher in erheblichem Maße kränker. Jetzt käme mir der Gedanke nicht mehr, meinen Platz an Eurem Lager zu verlassen, wie ich es auch thatsächlich seit Wochen nicht gethan.“

„Du wachst bei mir und denkst an den andern, der sich erkühnt, Dich in glühenden Gefängen zu feiern. Er muß es genau wissen, wie weit er gehen darf, um solche Worte an Dich richten zu können.“

„Die Verse enthalten nichts, was Euch in Eurer Ehre kränken könnte. In solcher Weise einer Frau zu hulbigen, ward seit Jahrhunderten jedem Ritter erlaubt.“

„Und eine derartige Anbetung ist Deinem Herzen wohlgefällig. Bollende Deine Offenheit und bekenne es, daß Du ihn liebst.“

„Ja,“ sagte Paula kalt und stolz.

„Du wagst das mir, Deinem vermählten Gatten,

zu gestehen, dem Du Liebe und Treue geschworen,“ leuchte er.

„Ihr wußtet, daß ich meiner Mutter gehorchte, als ich Eure Werbung annahm,“ erwiderte sie ernst. „Ich ließ Euch über mein Empfinden nicht im Zweifel. Die Treue, auf die Ihr Anspruch erheben konntet, habe ich nie verlegt; ob ich Grund besaß, Euch zu lieben, möge Eurem eigenen Ermessen anheimgestellt bleiben.“

„Ich sah Deinen Abscheu gegen mich; ich ahnte, was in Dir vorging, so staune nicht, wenn ich Dir oftmals ein rauhes Wort zu hören gab, wenn ich den Groll nicht zu meistern vermochte, der mich erfaßte, so oft ich mich überzeugte, daß Du mir nie ganz gehören würdest. Was Du mir gabst, es waren Almojen des Reichthums, der Dir innewohnt und den Du für einen andern bewahrtest.“

Sein Atem ging mühsam und stockend; erschöpft sank er in die Kissen zurück; das abgemagerte Angesicht nahm einen greisenhaften Ausdruck an; Paula beugte sich erschreckt über ihn.

„Lasset uns das Gespräch enden, Heribert,“ sprach sie eindringlich. „Es erregt Euch nutzlos und bessert unser Verhältnis nicht.“

Er zwang mit gewaltfamer Anstrengung seine Schwäche hinab. „Es wäre Dir nicht unlieb, in solcher Art meinen ferneren Fragen zu entgehen,“ sagte er ironisch. „Du bist mir noch ein letztes Geständnis schuldig.“

„Ich bin bereit, Euch jede Auskunft zu geben und fürchte Euer Verlangen nicht.“

„Wie oft sahst Du den Prinzen von Braganza, seit er hier ist?“

„Ich traf ihn zufällig einmal im Garten des Stubenbergischen Palastes und zu dreien Malen in größerem Kreise bei der Baronin selbst.“

„Ist dies alles, Paula?“ fragte er mit Nachdruck. „Bei dem Gotte, der Dich hört, Du hast mir nichts zu verbergen?“

Ihre Augen begegneten den seinen, ohne mit den Wimpern zu zuden. „Es ist alles, mein Gemahl,“ sagte sie fest. „Ich verschwieg Euch nichts.“

Er nickte mit dem Kopfe. „Ich glaube Dir, denn ich weiß, daß Paula Zuconerin zu stolz zur Lüge ist, daß sie den Mut auch besäße, eine begangene Sünde zu bekennen.“

„Ich würde mich verachten, wenn ich anders zu handeln fähig wäre,“ antwortete sie.

Der Kranke schwieg einige Minuten; dann bewegte er die Glocke, die den Kammerdiener herbetrief.

„Nimm die Papiere dort,“ befahl er, als Valentin erschien, „und lege sie in einen Umschlag, den Du mit meinem Siegel verschließest.“

Der Kammerdiener that, wie ihm geheißen. „Was befiehlt Eure Gnaden, daß damit geschehen soll?“

„Trage sie in das Gefängnis Seiner Hoheit, des Prinzen von Braganza, und übergib sie seinem Sekretär mit dem Zusätze, daß sie durch ein Versehen an mich gekommen, ich mich daher verpflichtet fühlte, sie ihrem Eigner wieder zuzustellen.“

Der Diener entfernte sich, den Auftrag auszuführen.

„Du sagst mir nichts, Paula?“ wandte der Freiherr sich an seine Gattin, die stumm am Fenster stand. „Nicht einmal einen Vorwurf, daß ich Dir die Blätter raubte, die Dir ebensovieler kostbare Erinnerungen bedeuten?“

„Nein, mein Gemahl,“ sprach sie mit ruhiger Würde, „was Ihr in diesem Augenblicke thatet, war, gleichviel, welchem Beweggrunde es entsprang, Euer Recht.“

* * *

In der Nacht, die diesem Tage folgte, herrschte in dem freiherrlichen Hause eine außergewöhnliche Unruhe. Die Dienerschaft eilte hin und her, die Ärzte kamen und gingen, Baron Guilerin lag in wilden Fieberphantasien; man fürchtete für sein Leben.

Paula saß an seinem Bette und legte kühlende Tücher auf seine Stirn. Er erkannte sie nicht mehr, obgleich er ihren Namen beständig rief; zuweilen wurde er unter der Berührung ihrer Hand ruhiger, um dann plötzlich wieder mit einem Aufschrei emporzufahren und mit verstörten Mienen zu fragen, wo sie sei.

Dann neigte sie sich über ihn, mit sanfter Stimme ihm zu sagen, daß sie an seiner Seite, daß sie nicht von ihm gehen wolle, wenn er es nicht selbst verlange. Er sah sie zweifelnd an und schüttelte den Kopf.

„Du bist nicht Paula,“ murmelte er, „sie haben eine andere hergeschickt, um mich zu täuschen, und Paula ist bei ihm.“

Es war der Gedanke, der ihn nicht verließ, das Schreckgespenst, das ihn gemartert hatte, seit er um die Anwesenheit seines Nebenbuhlers mußte. Erst in diesen letzten, bangen Tagen wurde es Paula klar, was ihr Gatte unter den Qualen seiner Eifersucht gelitten haben müsse, die ihn zu ihrem Peiniger gemacht und das für ihn erwachende Gefühl jedesmal in seinem Reime ersticht hatten.

Drei Tage waren endlos lang vorübergeschlichen; Paulas Kräfte begannen unter der aufreibenden Pflege nachzulassen. Sie harrete mit heroischer Überwindung aus; es war die einzige Genugthuung, die sie ihm geben konnte, der vergebens um ihre Zuneigung geworden. Ihre Mutter suchte sie zu überreden, ihr für die heutige Nacht den Platz am Krankenlager zu lassen. Sie lehnte es ab; ihr Gatte konnte erwachen und seine Erregung würde keine Grenzen kennen, wenn er sie nicht fände.

Schon seit mehreren Stunden hatte er in einer stillen Betäubung gelegen, doch nach einer solchen pflegten die Fieberträume um so heftiger wiederzukehren. Paula fürchtete sein Erwachen ebenso sehr, wie sie der Zustand beängstigte, in welchem sie ihn jetzt vor sich sah.

Sie hatte Valentin zur Ruhe geschickt, ein zweiter Diener harrete im Vorzimmer ihrer Befehle, falls der Arzt geholt werden sollte. In dem Ge-

make des Kranken herrschte tiefe Stille. Eine verhüllte Lampe warf ihren matten Schein auf die Gegenstände rings umher; gegen die geschlossenen Fenster stieß der Wind und peitschte die Ranken wilden Weines, welche die Mauern des Hauses umkleideten, gegen die Scheiben.

Von der Turmuhr im Innern der Stadt tönten elf Schläge; Paula erhob sich leise und mischte den Trank, den der Arzt dem Kranken verordnet hatte zu nehmen. Schliefe er noch immer?

Fast war es ihr, als ob er sich langsam regte; sie näherte sich auf den Fußspitzen dem Bette; der Freiherr lag mit weitgeöffneten Augen in den Rissen, zum ersten Male wieder mit klarem Bewußtsein um sich schauend.

Sie legte ihre weiche Hand auf seine Stirn.

„Ihr wachet, Heribert,“ sagte sie halblaut, „ist Euch jetzt besser?“

„Besser als seit langer Zeit,“ antwortete er, „ist die Nacht bald vorüber?“

„Eine Stunde fehlt noch bis Mitternacht.“

Er starrte einige Minuten vor sich hin. „Setze Dich zu mir, Paula,“ gebot er, „ich möchte mit Dir reden.“

Sie nahm den Sessel an seinem Bette ein. „Ihr solltet bis zum Morgen warten, wenn Ihr mir etwas sagen wollet,“ erwiderte sie, „das Sprechen muß Euch anstrengen.“

„Ich habe keine Zeit mehr, den Morgen zu erwarten,“ sprach der Kranke, „so sei es jetzt, da ich noch Kräfte genug besitze, zu Dir zu reden. Reiche mir den Trank dort; meine Lippen brennen.“

Sie füllte einen der silbernen Becher, die auf dem Tische standen, und bot ihn dem Freiherrn. Er leerte ihn fast bis zur Reige und gab ihr dann einen Wink, sich wieder zu setzen.

„Mir träumte in den letzten Tagen beständig, Du seiest fern,“ sagte er. „Doch wenn ich halb erwachte, sah ich Dich neben mir. Hatte ich mich getäuscht? Warst Du es wirklich?“

„Ich war bei Euch, Heribert,“ antwortete sie, „und habe nur, um ein wenig zu ruhen, auf halbe Stunden meinen Platz verlassen, obgleich Ihr in Euren Fieberträumen stets eine andere statt meiner zu sehen meintet.“

„Ich machte Dir viel Mühe und Plage, aber sie ist in geringer Zeit zu Ende. Ich sterbe und Du bist von mir befreit, der Dir kein Glück zu geben verstand.“

Sie erwiderte nichts.

„Du wirst meinen Tod nicht zu beklagen haben,“ fuhr er fort, „denn man beweint nur, was man vermisst und ich habe keinen Anspruch, von Dir vermisst zu werden. Vielleicht wird Dir in späten Jahren einst die Erinnerung kommen: Da war ein alter Mann, der trotz all seiner reichen Güter von des Lebens Freuden ausgeschlossen war, weil unheilbares Siechtum ihn seit seiner frühen Jugend an das enge Krankenzimmer fesselte. Das Gold, das er um sich streute, erwarb ihm Gefährten, aber keine Freunde, weil es für niemand eine Kurzweil ist, die trüben Stunden eines Schmerzgeplagten zu erheitern. Die

Frauen, die sich ihm nahen, trieb zuweilen wohl das Mitleid, aber häufiger noch Berechnung und Eigennutz zu ihm. Da sah er in dem Niedergange seines Lebens eine noch, die ihm höher und herrlicher dünkte als alle, die er bisher gekannt und deren ganzes Sein dem Streben geweiht schien, die Trösterin der vielen zu werden, die nach Trost seufzen. Er sah ihren fleckenlosen Wandel, ihr opfermutiges Thun, die tiefe Liebesfülle ihres Wesens, und in des alternden Mannes Herzen erwachte ein thörichtes Sehnen, das seiner Jahre spottete und in dem unbezwingbaren Verlangen gipfelte, jenes holdselige Geschöpf sein eigen nennen zu dürfen, aus dem Reichthum ihres Herzens das Glück schöpfen zu können, das er nie gekannt.“

„Ich gab mich keinem unmöglichen Wahne hin,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „als ich bei Deiner Mutter um Dich warh, aber dennoch nenne ich die Hoffnung eine Thorheit, die mich damals erfüllte. Ich hatte auf die Unberührtheit Deines Herzens gerechnet, das Mitleid und Dankbarkeit für ihn erwärmen konnten, der Dich aus Armut und Demüthigung zu einer ungeahnten Höhe erhob. Ich mußte es zu bald erkennen, daß ich mich geirrt und daß Dein Herz bereits gewählt hatte, ehe Deine Lippen mir das bindende Wort gegeben.“

„Ich leugne es nicht, Heribert,“ sprach Paula, „daß ich genau zu der Zeit, da meine Mutter mich Euch angelobte, den starken Eindruck empfand, den eines anderen Mannes Wesen auf mich übte. Ich war in klösterlicher Abgeschlossenheit emporgewachsen; nichts kannte ich, als jenen engen Kreis, der mich umgab und der mein Tagewerk umschloß. Aus einer fremden Welt kam er zu mir und sie erschien mir plötzlich einem ungeahnten Wunderlande gleich, an dessen Pforte ich staunend stand und das mein Fuß niemals betreten würde. Wie durfte ich glauben, daß je seine Hand mich dahin führen solle, der unerreichbar über mir sich meinen Blicken zeigte? Ich war nicht so vermessen, vom Schicksal ein Wunder zu erwarten; ich wußte, daß es nur ein Traum sei, in dem ich lebte und daß er früher oder später zerrinnen müsse, sowie er selbst, der ihn hervorerufen, in kurzem wieder aus meinem Dasein schwinden würde, als hätte ich ihn nie gekannt. Denket nicht, mein Gemahl, daß ich nicht mit mir gekämpft, daß ich mir nicht die Rechte vorgehalten, die Ihr auch an das Innenleben Eures Weibes hattet, doch siegreicher wäre mein Kampf gewesen, wenn Ihr Geduld und Nachsicht mit der Unerfahrenen geübt hättet, die man Euch als Eigentum überliefert hatte.“

„Ich war Dir kein gütiger Gatte, ich verhehle es nicht,“ entgegnete er düster. „Nie konnte ich es überwinden, daß zwischen Dir und mir das Bild des andern stand, dem Deiner Jugend erstes Aufglühen gehörte. Ich sah Dein Auge ihn in leerer Ferne suchen, wenn Du an meiner Seite sahest, ich sah Deine Wange sich färben, wenn sein Name zufällig genannt wurde, und ich lernte ihn zu hassen, weil ich ihm mißgönnte, was Du ihm gabest, um es mir zu versagen. Es trieb mich, Dich zu peinigen oft, oft wider meinen Willen. Vergieb es mir um alles dessen, was ich um Dich litt.“

Sie faßte seine Hand. „Ich hege keinen Groll gegen Euch, denn es war nicht Euer Selbst, was mir zuweilen wehe that. Es war der Dämon Eures Argwohn's, der von Euch Besitz genommen und Euch antrieb, einem Grolle Ausdruck zu geben, der mit einem Schatten kämpfte, bis dieser von neuem Gestalt gewonnen hatte. Die Wunde schließt sich nicht, die man mit rauher Hand berührt, und Euer Vertrauen zu mir war nicht groß genug, um zu glauben, daß ich Eure Ehre nicht verletzen würde.“

„Der Mann, den Du geliebt, trat von neuem in Deines Lebens Kreis, und die Verhältnisse, unter welchen es geschah, waren außerordentlich genug, um auch einen stärkeren Willen, als den Deinen, zu bezwingen. Ich zweifle nicht an Dir, doch es ist Zeit, daß ich von Dir gehe, um ihm Platz zu machen.“

Sie trodnete mit ihrem Tuche seine Stirn. „Nicht so, Heribert,“ sagte sie mild, „nicht solche Worte, die den Stachel stets von neuem in Eure Brust drücken! Wie oft in dem verfloffenen Jahre ersuchte ich es, in Euch den Freund zu finden, dessen meine Seele in ihrer Vereinsamung bedurfte. Dann aber scheuchte mich Euer herbes Wort hinweg, mit dem Ihr rügte, was Euch wie eine Verfehlung an Euch selbst erschien.“

„Der Freund, den Du verlangtest, konnte ich Dir nicht sein, da ich Dich liebte und Gleiches von Dir forderte. Das Schicksal war mir schuldig geblieben, was es andern freigebig in den Schoß warf. In Dir erblickte ich die letzte Blüte meines erlöschenden Lebens. Ich hätte mich erinnern müssen, daß es ein Wagnis sei, Dich an mich ketten zu wollen und daß die Natur ihre ewigen Gesetze nicht verleugnen läßt.“

Die Lampe flackerte empor wie im Verlöschten; gegen die Fenster schlug der Regen und der Nachtwind schüttelte die Kronen der Bäume. Die Flügel des Todesengels schienen durch das dämmrige Gemach zu rauschen.

„Du wirst nun frei, Paula,“ fuhr der todtranke Mann fort, „und Deine Liebe wird keine Sünde mehr sein, aber glücklich wirst Du nicht durch sie. Jetzt an der Schwelle jenes anderen Lebens, in welchem Erdenwünsche untergehen, kann es mich wie Mitleid mit Dir ergreifen, wenn ich des Leidensweges gedenke, dem Du entgegengehst. Unter Tausenden hat Dich der Schöpfer mit den seltensten Gaben begnadigt, unter Tausenden wird das Kreuz das schwerste sein, das sein unerforschlich Wollen auf Deine Schultern legte.“

„Der es mir gesandt, wird mir die Kraft verleihen, es zu tragen,“ antwortete sie, „und ich will es auf mich nehmen, freudig, ohne Klage, wenn es mir dadurch gelänge, einen andern zu retten.“

„Es gelingt Dir nicht,“ sprach er, „mir sagt meine Ahnung, daß es keine Rettung für ihn giebt, der dem unerbittlichen Verhängnis bereits verfallen. Siehst Du nicht den Schatten dort näher und näher schreiten? So geht das Verderben seinen Gang und auch Deine Bitten, Deine Thränen halten es nicht auf.“

Er deutete mit der Hand in den Hintergrund des Zimmers, unwillkürlich schaute Paula sich um.

„Das Fieber lehrt Euch wieder, Heribert,“ sagte

sie beruhigend, „versucht zu schlafen. Ich wache für Euch.“

„Du wirst in bängeren Nächten auch für ihn wachen,“ murmelte er vor sich hin. „Wenn ich jemals Vergeltung forderte, sie würde mir durch Deinen Schmerz zu teil. Halte ein, Allewiger, sowie ich ihr verzieh. Ich war es, der an ihr gefehlt, als ich sie für mich begehrte, und ich habe meine Thorheit büßen müssen.“

Seine Worte wurden unverständlicher, Erinnerungen aus seinem früheren Leben wechselten mit unklaren Visionen. Paula ließ ihre Mutter wecken und den Arzt benachrichtigen. Doktor Rodwendus bestand darauf, die völlig ermattete junge Frau für eine Stunde zu entfernen. Der Kranke schien zu schlummern, Paula ließ sich widerstandslos von der Mutter in das Nebenzimmer führen.

„Rufet mich, wenn er nach mir verlangt,“ sagte sie, als Frau von Juconer sie auf ein Ruhe-lager bettete.

Der Morgen dämmerte herauf, als Paula erwachte. Erschrocken sprang sie auf, um wieder in das Krankenzimmer zu gehen. An der Thür trat ihre Mutter ihr entgegen.

„Ich wollte Dich soeben rufen,“ sagte sie flüsternd, „doch es ist zu spät; er ist im Schlafe schmerzlos verschieden.“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es waren einige Wochen vergangen; der Sommer begann sich zu neigen, die Felder standen leer, von den Linden im Garten des Guilerinschen Hauses fielen die ersten Blätter. Paula hatte die Zeit seit dem Tode ihres Gemahls in tiefer Zurückgezogenheit verlebt und nur einmal ihr Haus verlassen, um Andrea aus dem Kloster zu sich zu holen.

„Mir sagte die Äbtissin,“ sprach sie zu ihr, „daß Du des Schwesterlichen Beistandes in kurzem bedürfen würdest. So lasse mich denn an der Stelle sein, wo Deine Mutter und Dein Gatte stehen müßten, damit Dein Kind nicht von fremden Armen in fremder Welt empfangen werde.“

Über Andreas Wangen rollten schwere Thränen. „Ein heimatloses Geschöpf, das vielleicht niemals seines Vaters Antlitz schauen wird,“ sagte sie vor sich hin.

Paula blickte sie mitleidig an. „Wußte Leonhard darum, als Du ihn verliehest?“

„Nein, ich wußte es selbst nicht.“

Die Freifrau schlang die Arme um sie. „Weine nicht,“ tröstete sie, „Du bist fortan immer bei mir, Dein Kind wird das meine, mein Haus Eure Heimat sein, bis Gottes Gnade Dich wieder mit Deinem Gatten vereint. Ach, es kann ja nicht anders sein. Der Himmel muß endlich unsere Gebete erhören und ihnen die Freiheit schenken, um die wir Leid tragen.“

Andrea trodnete ihre Thränen. „Ich muß Dir eine Mitteilung machen,“ sagte sie etwas gefasster,

„die auch für Dich von Wert sein kann. Gestern sandte mich die Äbtissin mit einer Laienschwester in die Stadt, um mehreren Kranken Stärkungsmittel zu bringen. Auf dem Rückwege sprach mich ein Bettler an. Ich erkannte ihn sogleich. Es war Taquet, von dem ich Dir erzählte, der sich für des Prinzen Freiheit bei Richelieu verwenden wollte.“

„Der Kardinal ist auf Portugals Seite,“ erwiderte Paula, „ist sein Bemühen ihm gelungen?“

„Er konnte mir nichts Näheres darüber sagen, weil die Laienschwester zugegen war. Doch weiß ich, wo er sich aufhält, und willst Du ihn sprechen, lässest Du ihm wohl eine Botschaft zukommen, damit er sich bei Dir einfinde.“

„Es soll geschehen,“ antwortete Paula nachdenklich, „er wird den Prinzen selbst sehen wollen. Wie wäre das zu ermöglichen?“

„Daran ist leider nicht zu denken; die Gefahr für beide wäre zu groß. Taquet zählte bisher auf mich, seine Aufträge zu vermitteln, doch ist der Weg dazu mir abgeschnitten. Siehst Du den Prinzen nicht?“

„Ich sah ihn lange nicht, weil meines Mannes Krankheit mich hinderte, Maria Stubenberg zu besuchen, und auch für die nächsten Wochen ziemt es mir, als Witwe mich in mein Haus zu verschließen.“

„Die gebieterische Notwendigkeit hebt zuweilen die gewohnte Sitte auf, und sie muß es, wenn der Dienst für einen anderen uns ruft. Gedente dessen, teure Paula, und lasse Dein Herz nicht von der Forderung der hohlen Welt unterjochen.“

„Es wird dies nie geschehen, Andrea, sei dessen gewiß, denn es hängen Menschenleben an der Entscheidung, die uns jener Bote bringt, und von seinen Worten will ich auch mein Handeln abhängig machen.“

Frau von Juconer wurde die Zurückgezogenheit bald lästig, in welcher ihre Tage jetzt verfloßen. Ihr Schwiegerjohn war von ihr nicht in dem Maße geliebt worden, um seinen Verlust als einen Schmerz zu empfinden. Er hatte ihr als Mittel gebient, ihre anspruchsvollen Wünsche zu befriedigen, und im Grunde ihres Herzens war sie zufrieden, daß ihre Tochter jetzt die unumschränkte Gebieterin über seine Reichtümer geworden.

Außer Leipheim waren Paula noch drei andere Güter und mehrere Häuser zugefallen; für diesen großen Besitz durfte sie die freudlosen Ehemonate ohne Klage in den Kauf nehmen. Das Geld war eben doch die Hauptsache in der Welt, um sich das Dasein angenehm zu gestalten; ihre Tochter mußte sich mit Recht für die neidenswerteste Frau der Erde halten. Wenn sich ihre Gesundheit erst etwas gekräftigt hatte, die durch die Aufregungen der letzten Zeit gelitten, so würde ihr Frohsinn wiedertehren und sie lernen, ihr Leben zu genießen, wie ihre Mutter es that.

Einen neuen Eidam wünschte sich Frau von Juconer nicht so schnell. Man konnte nicht wissen, ob er sich ihr gegenüber so gefügig zeigte, wie der verstorbene Baron, dessen Schwächen sie so wohl zu schmeicheln verstanden.

Unter dem Vorgeben, ihre Tochter ein wenig zerstreuen zu wollen, begann sie ihren zahlreichen Freundeskreis wieder um sich zu versammeln, und auch Paula wurde in natürlicher Folge veranlaßt, aus ihrer Abgeschlossenheit zuweilen herauszutreten.

„Wir haben Euch mit tiefem Bedauern vermisst,“ sprach Frau von Stubenberg zu ihr, als sie zum ersten Male sie wieder besuchte, „und nicht mir allein, Paula. Der Prinz fragte öfters nach Euch und nahm an Eurer Sorge, Eurem Kummer teil.“

„Ihr konntet begreifen, Maria,“ antwortete Paula, „weshalb ich nicht kam; ich hoffe, daß wir von jetzt an wieder der alten Freundschaft pflegen. Ihr sagtet mir nicht, wie es dem Prinzen in den letzten Wochen erging.“

„Er trägt, wie immer, mit bewunderungswürdiger Ergebung sein Geschick und ist für jede geringe Erleichterung dankbar, die mein Mann und ich ihm verschaffen. Wir haben unlängst von unserem Garten zu dem seinen eine Verbindung herstellen lassen, um es ihm zu ermöglichen, unseren Garten zu seinen Spaziergängen zu benutzen. Wenn es Euch gefällt, gehen wir hinab; es muß die Stunde sein, da er zu kommen pflegt, und es wird ihn sicherlich freuen, Euch zu sehen.“

„Meine Mutter wollte mich von hier abholen,“ sagte Paula besangen, „sie müßte schon hier sein.“

„Ich gebe einem meiner Diener den Auftrag, sie zu uns zu führen,“ erwiderte Maria Stubenberg leicht hin. „Wir sind im Garten aufzufinden.“

Sie schritten langsam hinab. Die Hausfrau lenkte Paulas Aufmerksamkeit auf einige seltene Blumen, die noch blühten, auf verschiedene Verschönerungen, die sie in der Zwischenzeit in ihrem Garten hatte anbringen lassen. Die Freifrau hörte halben Ohres zu. War das seine Gestalt nicht, die dort unten am Ende des Laubganges plötzlich auftauchte? Ihr Atem ging schneller. Er war es nicht; es war der Sohn des Hauses, Herr Eberhard, der, von seinen Hunden begleitet, vor ihnen erschien.

„Sahst Du Dom Duarte nicht?“ rebete seine Mutter ihn an.

„Er kommt soeben von seinem Hause her,“ antwortete der Jüngling. „Ich wollte nicht mehr mit ihm sprechen, da Göz und Taubenheim mich zum Austritte erwarten.“

Er verabschiedete sich und verließ den Garten, die Edelfrauen gingen weiter, um wenige Minuten später dem Gefangenen gegenüberzustehen, der durch die Heckenpforte eingetreten war.

Maria Stubenberg vermochte der helle Freudenglanz nicht zu entgehen, der sich über seine Züge breitete, als er ihrer Begleiterin ansichtig wurde.

„Ich bringe Euch heute eine ungeahnte und dafür um so holdere Überraschung, Prinz,“ sagte sie harmlos lächelnd. „Frau von Guilerin schenkt mir nach langer Zeit einmal ihre Gegenwart. So freue ich mich, daß der Zufall Euch Gelegenheit giebt, sie gleichfalls zu begrüßen.“

Duarte richtete einige förmliche Worte an Paula und wandte sich dann in seinem Gespräche fast nur an die Hausfrau, alltägliche Dinge mit ihr erörternd

und dabei in der Geliebten Antlitz schauend, die gesenkten Blickes neben ihm ging.

Wie schön sie war! Das dunkle, hochreichende Gewand, die schwarze Witwenhaube schienen eigens dazu gemacht, die weichen Formen, die durchsichtige Blässe ihrer Züge zu heben, deren Anblick er so lange entbehrt hatte. Er konnte endlich der Versuchung nicht mehr widerstehen, zu ihr zu sprechen, nur um den Klang der süßen Stimme wieder zu vernehmen.

„Eure kleinen Schwestern waren seit einigen Tagen nicht bei mir, edle Frau,“ sagte er. „Ich hoffe, daß sie meiner nicht vergessen haben.“

„Nicht das, Hoheit,“ antwortete Paula, „die Kinder hatten, um bei Euch zu sein, ihre Arbeiten versäumt und ich mußte darauf dringen, daß sie dies nachholten.“

„So bin ich schuld an der Versäumnis?“ scherzte er. „Vergebt es mir. Die Stunden gehen langsam dahin; leicht möglich, daß ich sie länger zurückhielt, als ich sollte. Ihr werdet ihnen von nun an verbieten, bei mir zu sein.“

„Ich würde einen schweren Stand den Kleinen gegenüber haben, wenn ich so hartherzig sein wollte,“ erwiderte sie lächelnd. „Sie sprechen schon am frühen Morgen davon, wann sie Euch besuchen dürfen.“

Ein Diener kam den Gang herabgeeilt, Maria von Stubenberg zu benachrichtigen, daß Frau von Zuconer ihrer warte. Die Baronin kehrte in das Haus zurück.

„Wir holen Euch, Paula, wenn Eure Mutter heimzukehren wünscht,“ sagte sie, als Paula Miene machte, sie zu begleiten. „Euch, mein Prinz, hoffen wir morgen abend bei uns zu sehen.“

Das graue Sammetgewand war zwischen den Bäumen verschwunden; Duarte ergriff der Geliebten Hände, als er sich mit ihr allein sah, und drückte sie an seine Brust.

„Endlich,“ flüsterte er, sie heißen Blickes betrachtend.

Sie versuchte ängstlich, sich zu befreien. „Lasset mich, lasset mich,“ bat sie zitternd.

„Nie mehr,“ entgegnete er, „wenn es in meiner Macht stände. Wie ich diesen Augenblick ersahnte, der Dich mir für kurze Minuten schenkt, so wird mein Herz fortan kein anderes Sehen mehr kennen, als Dich ganz mein eigen zu heißen. Paula, stolzes Weib, wende Dich nicht ab; in Deinen Augen steht geschrieben, was mir Deine Lippen auch noch heute grausam verschweigen wollen und was ich ja dennoch lange schon weiß: Du liebst mich.“

„Unausprechlich,“ hauchte sie und in Scham erglühend barg sie ihr Antlitz an seiner Schulter.

„Geliebteste!“

Seine Arme schlangen sich fester um sie; sie richtete langsam ihr Haupt empor; er sah ihr Auge in Thränen schimmernd das seine suchen; seine Lippen neigten sich auf die ihren.

Sie drängte ihn endlich sanft von sich. „Ich habe Dir eine Botschaft auszurichten,“ sagte sie.

„D, lasse uns von nichts jetzt sprechen, das uns in die Wirklichkeit zurückruft,“ wehrte er ab. „Die Welt liegt hinter uns; ich sehe und höre nur Dich.“

Er zog sie zu einem der bemoosten Steinbänke, die im Schatten der Bäume standen.

„Wenn meine Mutter und die Baronin wiederkämen,“ erinnerte sie.

„Frau Maria wird nicht kommen,“ entgegnete er, „sie ahnt es längst, wie ich mich nach Dir sehnte und wird uns diese kurze Freiheit gönnen, in der ich abermals ein Gefangener — der Deine, bin.“

Seine Hand streifte die Florhaube von ihrem Haare; sie suchte ihn vergebens zu hindern.

„Ich kann den Witwenschleier nicht auf Deinem Haupte sehen,“ sprach er, „er mahnt mich daran, daß Du einem anderen gehörtest und ich möchte Dich haben, wie Du in Leipzig mir erschienen, damals; als ich Dich zu lieben begann und Du mich mit Deiner herben Unnahbarkeit immer wieder von Dir scheuchtest. Wie oft in jenen Tagen kämpfte ich mit dem Verlangen, Dich in dem kleinen Hause aufsuchen zu dürfen, das Deine Wohnung war. Dann aber sah ich Dein Auge fragend, staunend auf den Eindringling geheftet und ich hatte nicht den Mut, meinen Voratz auszuführen. Weißt Du wohl, wie grausam Du Dich zeigtest, wie Du meine Entsagung mir schwer gemacht?“

Sie lächelte zu ihm empor. „Durfte ich anders sein, geliebter, ungeflüchter Mann? Ich hatte jene tiefe Scheu vor Dir, die uns mit warnender Stimme aufküstert, daß wir vor der Wendung unseres Schicksals stehen. Ich wich Dir aus, weil ich es fühlte, wie teuer mir jeder Augenblick in Deiner Nähe wurde. Was konnte ich Dir sein, der vielleicht nur, um einen müßigen Tag zu kürzen, mit dem unwissenden Landmädchen plauderte? Dein Weg schien sich in glanzvoller Höhe zu verlieren, ich würde in der Dunkelheit zurückbleiben, in der sich mein Dasein abspannt. Ich gab mir Mühe, nicht an Dich zu denken, und erst als ich die Braut des anderen geworden, ward es mir klar, daß ich beständig Dein gedacht.“

„Ich wurde eine geringe Zeit irre an Dir, als ich von Deinem Verlöbniß hörte,“ erwiderte er, „ich konnte es mit dem hehren Zauber Deines Wesens nicht vereinen, daß Du nach Rang und Reichthum verlangt habest, noch war es mir möglich, das leuchtende Heiligenbild, zu dem ich aufgesehen, an der Seite jenes traurigen Greises mir vorzustellen. Da sah ich Dich an Deinem Feste, ich las in Deinen bleichen Zügen, was Dein Mund mir nie gestanden hätte, und seit jener Stunde mußte ich Dich doppelt lieben um des stillen Helbentumes willen, mit dem Du Dein Opfer auf Dich nahmest.“

Sie schaute in die flammenden, blauen Augen, die verzehrend auf ihr ruhten, und lauschte wie traumverloren den Worten, die zu ihr diese fremde und doch so berauschte Sprache redeten. War dies noch Leben, war sie noch auf dieser Erde, der mühseligen, leibfüllten, und war es möglich, daß ein sterblich Herz soviel an Glück zu fassen vermochte, ohne daran zu brechen?

„Wie oft, wie oft,“ fuhr er erregt fort, „klagte ich mich an, daß ich es jenem gestattet hatte, Dich mir zu rauben, daß ich zu feige war, die Bedenken

zu überwinden, die mich von Dir fern hielten. Sie sind zerstoßen jetzt, zerflattert vor der stärkeren Macht des Verhängnisses, das mich aus meiner Bahn zu reißen kam. Das Unglück auch hat sein geheiligt Recht, Paula. Mit diesem Rechte fordere ich Dich mir vom Schicksal, mit diesem Rechte bist Du mein.“

Er hielt die zitternde, erglühende Frau an seinem Herzen und küßte ihre Augen, ihre Lippen, ihr Haar. Sie lehnte wie betäubt in seinen Armen und duldete widerstandslos seine Liebtosungen. Ihr war es, als müsse es nach dieser Stunde ein Wiedererwachen nur in ferner Ewigkeit geben.

Die Sonne warf im Scheiden ihre goldenen Lichter durch das Blätterdach und kühlter Wind strich durch den Garten; eine Glocke läutete im nahen Kloster die Vesper ein.

Duarte schrak empor; es war die Zeit, da er in sein Gefängnis zurückkehren mußte; Navarro würde seine Wächter senden, ihn zu suchen.

Auch Paula war zusammengejuckt; der Traum zerriß, ein schneidend Schwert, legte die kalte Wirklichkeit sich wieder zwischen sie.

„Wir müssen scheiden,“ sprach Duarte dumpf. Sie gingen langsam dem Ausgange des Gartens zu.

„Wann sehen wir uns wieder?“ fragte er.

„Rufe mich und ich komme,“ antwortete Paula.

„Ich lasse Dir durch Deine Schwestern einige Zeilen übermitteln,“ sagte der Prinz, „wir werden, wie ich hoffe, in dem Austausch dessen, was wir schriftlich uns mitzuteilen haben, nicht mehr behindert sein.“

„Ich gab mit bitterem Kummer die wenigen Blätter her, die mir Dein Geben brachten,“ sprach Paula. „Willst Du die Verse mir nicht zurücksenden, die ich kaum gelesen dem Baron ausliefern mußte?“

Er schüttelte den Kopf. „Du wirst ein anderes Gebicht erhalten, jenes nicht mehr, das seine Hand berührte.“

„Bist Du des Toten noch eifersüchtig, der mein Gatte war?“

Er preßte krampfhaft ihre Hand. „Ich bin es noch; ich werde es immer sein, denn er durfte Dich besitzen.“

„Auch er litt schwer, Geliebter, denn er mußte, daß mein Herz Dir gehörte.“

„Er konnte nicht mehr leiden, als ich, wenn ich mir vorstellte, daß er zu jeder Stunde über Dich gebieten konnte, daß seine knöchernen Hand sich nach Dir ausstreckte, seine Augen Deine Schönheit sahen.“

Sie legte ihre schlanken Finger begütigend auf seinen Arm. „Nichts mehr davon, Teurer,“ sagte sie leise, „die Fessel ist gelöst und ich bin Dein.“

Die Hecke, welche beide Gärten schied, zeigte sich vor ihnen; zwischen den Gemüesfeldern drüben sahen sie die Dragoner auf und nieder gehen, die den Prinzen erwarteten.

„Ich habe Dir noch die Mitteilung zu machen, die Du vorhin nicht hören wolltest,“ sprach Paula, „heute in der Frühe war ein fremder Mann bei mir, der sich François Taquet nannte und von Paris kam, wo er sich bei dem Kardinal für Dich verwendet hat.“

Er hofft, daß der Einfluß Frankreichs mächtig genug sein wird, um Deine Befreiung zu erwirken, auch rät er Dir, an den heiligen Vater Dich zu wenden, um durch ihn den Kaiser zu bestimmen.“

„Ich will es thun,“ erwiderte Duarte, „der heilige Vater war mir stets wohlgeneigt. Vielleicht daß er sich meiner Bitte günstig zeigt.“

„Laquet ist voller Eifer und voller Mut für Deine Sache,“ bemerkte Paula. „Er hat unzählige Pläne entworfen, die er zu verwirklichen hofft, um Dir beizustehen, und er weiß, daß er an mir seine getreueste Bundesgenossin fand. Gib Deine Aufträge mir für ihn, sowie die Briefe, die Du ohne Wissen Deiner Güter befördert haben willst. Die Antwortschreiben werden auf demselben Wege zu Dir zurückgelangen.“

Duarte atmete tief auf. „Möge es ihm gelingen, was er erstrebt,“ sagte er. „Die Freiheit dünkte mir niemals lockender als jetzt, da sie mich mit Dir vereinen soll. — Und jetzt leb wohl, Du Gnadenbild an meinem Wege; es wird an meinem öden Tage fortan nur noch eine einzige Stunde geben — die, welche Dich wieder zu mir führt.“

Er ließ sie zögernd aus seinen Armen; es war keine Zeit mehr zu verlieren. Navarro erschien unter der Thür des Hauses drüben, Duarte schritt durch die Pforte des Stubenbergischen Gartens ihm entgegen, Paula wandte sich mit einem tiefen Seufzer ab, um in das Haus zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Tante Cordulas Nichten.

Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte

von

Ina von Binzer.

(U. von G.)

(Fortsetzung.)

Frau Cordula rebete sich ein, das sie diese Anordnung treffe, lediglich weil sie zu Marys Talent noch weniger Zutrauen habe als zu ihrem Genie fürs Aufwaschen, allein tief im innersten Busen spielte wohl so ein bißchen Parteinahme für die deutsche Nichte mit, die nur allzu sehr geneigt schien, sich der neuen Cousine unterzuordnen. Da wollte die Frau Physikus denn doch gleich „einen Sticken vorsteden“, ihrer Schwester Kind war nicht schlechter als ihres Bruders Tochter, und so wich denn gleich ihre erste Handlung schon einigermaßen von den eben erst aufgestellten Prinzipien ab. Aber die Strafe folgte auch auf dem Fuße. . . „knack“ sagte es hinter ihr, als sie sich eben ihrem Fleischbrett zuwenden wollte — das erste Glas war gesprungen. Ärgerlich wandte sie sich um.

„Das Wasser ist zu heiß!“ sagte Mary kläglich und hielt ihre Fingerspitzen in die Höhe.

„Ich bewahre, liebes Kind, das muß so sein, sonst lassen sich die Sachen nicht abtrocknen und die Gläser werden niemals blank, aber freilich, man muß ordentlich zufassen und nicht zimperlich sein —“ und damit ergriff sie ein zweites Glas, fuhr todesmutig damit in das dampfende Wasser und drehte es mit einer geradezu verblüffenden Geschwindigkeit darin herum — es blieb heil.

Mary seufzte. „Ich glaube, ich werde das nie lernen,“ sagte sie kleinlaut und griff mit dem entschuldbaren Bestreben, weitere Scherben zu vermeiden, zuerst nach den derberen Tassen, bis das Wasser mehr abgekühlt sein würde. Vorher streifte sie ihre Ringe ab und legte sie auf den Tisch, doch Tante Cordula, die dort eben angefangen hatte, das

Fleisch für die Buletten zu hacken, wobei sämtliche Gegenstände auf dem Tische tanzten, nahm sie fort und brachte sie auf einem Wandbrett in Sicherheit.

„Trägst Du diese kostbaren Ringe täglich?“ fragte sie ein wenig spitz.

„Die Ringe?“ machte Mary erstaunt, „ja freilich.“

„Dann sind es wohl Andenken von Deiner seligen Mutter?“

„Nur der kleinste von ihnen; Freddy gab ihn mir zu meinem fünfzehnten Geburtstag.“

„Freddy — wer ist Freddy?“

Mary lachte. „O, Freddy, das ist Pa, ich nenne ihn oft so, weißt Du, wir sind so gute Kameraden.“

Tante Cordula sagte nichts dazu, aber man gewann die Überzeugung, daß die Buletten sehr feingehackt auf den Tisch kommen würden.

„Und die andern beiden — hast Du Dir die gekauft?“ fragte sie nach einer Weile.

„O dear no, den einen gab mir Pas Kompagnon, old Mr. Brown, und den dritten bekam ich jetzt, als ich herüberging, von Dicky Newson.“

„Ist das ein Herr oder eine Dame?“

Mary lachte hell auf über die Idee, daß Dicky Newson eine Dame sein solle.

„O no,“ sagte sie amüsiert, „Dicky ist eine Abkürzung von Richard, er ist ein junger Mann, der früher Pas Clerk war, jetzt ist er beteiligt an seines Onkels Geschäft. Er ist mein bester Freund in New York.“

Es war nur gut, daß Mary in diesem Augenblick das Gesicht ihrer Tante nicht sehen konnte, sie

hätte vielleicht vor Schreck neues Unheil zwischen dem Geschirr angerichtet. Allein mit einer Selbstbeherrschung ohnegleichen ließ Frau Cordula auch diesmal ihre Aufregung nur an dem Hackfleisch aus, derart, daß Marys Antwort auf die Frage ihrer Cousine, ob sie auch viele Freundinnen drüben habe, vollständig in dem Getöse unterging. Und das war gut, denn diese Antwort war geradezu fürchterlich in ihrem Freimuth.

„O ja, Freundinnen — man muß sie haben, weißt Du, aber boys sind interessanter, nicht wahr, das Leben ist nicht amüßant ohne flirting — ‚Courmachen‘, glaube ich, sagt Ihr in deutsch,“ schloß sie lachend.

Achtes Kapitel.

Am Nachmittage rief Anni die Cousine frühzeitig zum Kaffee hinunter: man wollte nachher einen Besuch in Meltien machen.

„Es ist Besuch unten,“ sagte sie.

„Ein junger Herr?“

„Nein, eine alte Dame.“

„O —“ machte Mary enttäuscht, „bekommt Ihr nie Besuch von jungen Herren?“

Anni errötete. „Nur selten,“ sagte sie verlegen.

„Das ist langweilig,“ erklärte Mary freimütig, und es war leicht zu sehen, wie geringfügig in der That das Interesse war, das sie für den vorzufindenden Besuch hegte.

Um so gespannter wartete dieser selbst in der Person des Fräulein Fanny Jungnidel auf den Eintritt der beiden Cousinen. Bis jetzt hatte noch keiner der Honoratioren von Wintershausen die Fremde in der Nähe gesehen, und Fräulein Fanny nahm es immer für ihr gutes Recht, jede Neuigkeit und jedes interessante Begebnis in der guten Stadt zuerst und aus direktester Quelle zu erfahren oder zu studieren. Sie war die Schwester des Bürgermeisters, und sie versorgte durch die kleine Leihbibliothek, die sie hielt, die Bürger ihrer Vaterstadt mit geistiger Nahrung — weiterer Berechtigungsgründe für ihre Ansprüche bedurfte es sicherlich nicht.

Anni trat ein, hinter ihr Mary, schlank, zierlich, ein wenig gelangweilt aussehend, in ihrem roten Kleide.

„How d’you do?“ sagte sie, indem sie der Dame flüchtig die Hand reichte, und es ließ sich schwer sagen, ob sie aus Versehen oder aus Laune die englische Anrede gebraucht hatte.

„Guten Tag, liebes Fräulein,“ erwiderte Fräulein Fanny langsam und ein wenig erstaunt; dabei heftete sie ihre großen runden, vorquellenden Augen mit unverhohlener Neugier auf das junge Mädchen.

Mary fand sie unausstehlich und wunderte sich, warum ihre Tante dieser langen, dünnen, geschmacklosen Person mit so viel Zuvorkommenheit begegnete. Man mußte nur diese Haarfrisur sehen! Das eng-anliegende braune Haar war zu beiden Seiten so glatt wie Parkett an dem langen, schmalen Kopf heruntergestrichen, um die Ohren wölbte es sich in

einer dürrigen Rundung und zog sich dann in zwei mehr als kümmerlichen Strähnen nach dem Hinterkopf, wo zwischen scharf sichtbaren Scheiteln ein winzig kleiner Haarnoten mühsam sein Dasein fristete. Mary dachte, sie hätte nie etwas Häßlicheres gesehen, sie wandte sich zu Anni, mit der sie auf englisch zu plaudern begann.

Aber Fräulein Fanny war entschlossen, sich mit Mary zu unterhalten, und Fräulein Fanny setzte stets ihre Entschlüsse durch.

„Sie sind vorgestern angekommen, nicht wahr, liebes Fräulein?“ fragte sie mit nicht zu überhörender Stimme.

Mary wandte sich halb nach ihr um. „Ja,“ sagte sie lakonisch.

„Haben Sie viele Stürme erlebt unterwegs?“

Es sah aus, als ob Mary laut herauslachen würde, aber sie bezwang sich und sagte nur achselzuckend: „O nein, es ist keine Jahreszeit für Stürme.“

„Haben Sie sich sehr geängstigt?“ inquirierte Fräulein Fanny weiter.

Mary machte ein sehr erstauntes Gesicht. „Wieso?“ sagte sie und maß die dürre Gestalt des Fräuleins von oben bis unten.

Jetzt legte sich Tante Cordula ins Mittel; ihr wurde bereits heiß und kalt bei der Art, wie ihre Nichte diese wichtige Persönlichkeit behandelte. „Fräulein Jungnidel meint, liebes Kind, es könne doch immerhin auf Schiffen allerhand Unglück passieren,“ sagte sie mit einer Betonung, die sehr deutlich zur Höflichkeit mahnte.

„Gewiß, liebe Frau Kreisphysikus,“ sagte Fräulein Jungnidel, „auch das! Aber soeben dachte ich hauptsächlich daran, wie peinlich es doch für ein junges Mädchen sein muß, so ganz allein unter allerlei fremden Menschen, besonders Herren zu sein! Nein, wenn ich mir denke, daß ich so etwas unternehmen sollte . . .! Waren denn wenigstens einige ältere Damen auf dem Schiff, liebes Fräulein?“

Mary dachte, daß „liebes Fräulein“ wohl die schauerhafteste Anrede sei, die sie je gehört hätte — kein Amerikaner würde jemals „dear Miss“ sagen, und außerdem fand sie die vielen zudringlichen Fragen dieser häßlichen alten Person im höchsten Grade einfältig. Was sollte sie mit den „älteren Damen“ anfangen, was gingen sie sie an! Sie hatte sich on board köstlich amüßert mit dem anderen jungen lustigen Volk — um die Alten hatte sie sich in dem glücklichen Egoismus ihrer achtzehn Jahre blizwenig gekümmert.

„O ja, genug,“ sagte sie daher kurz und ohne ein Hehl daraus zu machen, wie widerwärtig ihr dies Ausfragen war.

Tante Cordula saß wie auf Kohlen, ihr Gesicht glühte. „Nehmen Sie nicht noch ein Stückchen Butterkuchen, liebes Fräulein Fanny?“ suchte sie die Aufmerksamkeit des alten Fräuleins von ihrer Nichte abzulenken.

„Danke, ich bin so frei,“ entgegnete Fräulein Jungnidel altmodisch, ohne sich jedoch dabei aus ihrem Kurse hinaussteuern zu lassen. Während sie den Kuchen in die Tasse stippte, prägte sie sich mit den Blicken jede Kleinigkeit an Marys äußerer Erscheinung

zu möglichst genauem Rapport ein; nichts entging ihr . . .

„Was Sie für schöne Ringe haben!“ sagte sie jetzt und wies bewundernd auf Marys Linke, die eben das letzte Stückchen Kuchen neben ihrer Tasse zerbröckelte — doch kaum war das Wort ihrem Munde entflohen, als sie auch schon heftig erschrocken zusammensuhr — die Frau Kreisphysikus schien einen Erstickenisanfall zu bekommen. Ein glucksender Ton, ein gurgelnder Laut, und dann ein Husten und ein Blutandrang nach dem Kopf, daß Tante Cordulas letzter Augenblick gekommen zu sein schien! Die beiden Cousinen sprangen gleichzeitig auf, und Mary reichte der Tante schnell ein Glas Wasser, das Anni eingegossen hatte.

„Arme, gute Tante,“ sagte sie dabei und klopfte der Tante, die sich langsam erholte, liebevoll den Rücken, ohne jedoch zu ahnen, daß sie selbst die indirekte Ursache dieses Anfalls war.

Und doch war es so Wie, wenn Fräulein Jungnickel nun auch nach der Herkunft dieser unseligen Ringe gefragt hätte, und der alte Mr. Brown (wer glaubte es, daß er alt war!) und — Dicky Newson wären dabei zum Vorschein gekommen . . . ah, es war ja gar nicht auszubedenken, was das für Folgen für den Ruf ihrer Nichte in Wintershausen hätte haben können! Tante Cordula hätte wohl selber nicht anzugeben gewußt, wie weit dieser so sehr zeitgemäße Anfall ihrem Schreck, wieweit er dem Instinkte weiblicher Klugheit zuzuschreiben war — jedenfalls fand sie ihn probat und merkte sich das für künftige Fälle.

Von den Ringen war nicht mehr die Rede, aber als Fräulein Fanny Jungnickel bald darauf fortging, stand es bei ihr fest, daß „diese Amerikanerin“ ein unausstehliches, hochmütiges und schnipisches Ding sei, das auf den Geldsack ihres Vaters proze und mit ihrer englischen Herkunft kokettiere, während sie doch auch „nur eine ganz gewöhnliche Deutsche“ sei, die zufällig in Amerika geboren war.

So hatte sich denn Mary in dieser edlen Patriotin die erste Feindin in Wintershausen gemacht.

Eine Viertelstunde später wanderte Tante Cordula mit ihren Nichten auf der Chaussee entlang dem Meltiener Gutschose zu; Frau Wallerstedt hatte gebeten, von einer förmlichen Visite mit der fremden Nichte abzusehen und ihnen lieber gleich den Abend zu schenken, man würde die Damen dann mit dem Halbwagen wieder zur Stadt fahren.

Demgemäß hatte denn Anni ihr gutes schwarzes Raßmirkleid angezogen, das sie erst zu Weihnachten von der Tante erhalten hatte und von dem ganz Wintershausen behauptete, daß es einen Glanz „wie Seide“ habe. Dazu trug sie einen Satteltragen aus cremefarbener Spachtel Spitze, den vorn eine kleine rosa Schleife belebte. Anni hatte diesen Anzug bisher für etwas ganz besonderes Schönes gehalten, sie war stolz auf ihn und hatte diese Sachen stets mit einer fast ehrfürchtigen Schonung behandelt, aber als sie sich vorhin zufällig neben ihrer Cousine in deren großem Spiegel erblickt hatte, den Meister Werten auch noch hatte liefern müssen, da war sie sich

mit einem Male über alle Maßen geschmacklos und simpel vorgekommen. Der Eindruck war so plötzlich gewesen und der Abstand, der sich ihr gezeigt, so groß, daß Anni ganz nachdenklich darüber geworden war. Es war nicht Neid, was sich in ihr regte, dazu war ihr Herz zu rein, ihr Sinn zu harmlos, aber unwillkürlich suchte sie sich klar darüber zu werden, worin dieser große Unterschied lag. Daß sie nicht häßlich war, wußte sie mit dem Instinkt des Weibes, der untrüglich ist; ein unparteiischer Richter hätte sogar sagen müssen, daß ihr zartes Gesicht mit dem ruhigen Ausdruck und den großen, tief sinnigen Augen eigentlich viel feiner wirkte als die bewegliche, ein klein wenig soubrettenhafte Schönheit ihrer Cousine, aber dennoch — wenn man das Ganze zusammenfaßte, so erschien sie plump und geschmacklos neben jener. Anni fühlte dies selbst, und es wurde ihr auch plötzlich klar, woran das lag. Bei Mary erschien jedes Stück, was sie anzog, als so selbstverständlich zu ihr gehörig, daß man gar nicht darauf kam, es könne irgend etwas anders daran sein, es paßte alles zu ihrem Gesicht, ihrer Figur, ihren Bewegungen, zu ihrem ganzen Wesen überhaupt. Das war es: jedes weibliche Wesen sollte sich — innerhalb der herrschenden Mode — seinem eigensten Wesen gemäß kleiden, dann entsteht der harmonische Eindruck, der dem Auge so wohl thut . . . Anni hatte aber bei der Auswahl ihrer Kleidungsstücke niemals eine Stimme gehabt, und vielleicht war es deshalb, daß sie sich oft so wenig behaglich in denselben fühlte. Anni Augustin war in der Tiefe ihres Wesens eine Künstlernatur, allein wie und wo hätte sie die bisher bethätigten, wie sie auch nur aus sich herausbilden sollen! Das Leben in der kleinen Stadt und den engen Verhältnissen bot ihr nichts, daran sich ihre junge Seele erheben konnte, es fehlte ihrem Dasein die Sonne, in deren Licht und Wärme die unscheinbare Puppe sich zum farbenprächtigen Schmetterlinge hätte entfalten können. Zwar bewies Anni ihren angeborenen Geschmack instinktiv an jeder kleinen Arbeit, die ihre Hände vollbrachten, an jedem Sträußchen, das sie zusammensetzte, jeder Handarbeit, die sie fertigte, jeder Skizze, die ihr Stift schuf . . . ja, an diesen besonders! Sie waren ihre einzige, wirkliche Freude, die Zeichenstunden in Melten, an denen sie seit ihrer Einsegnung teilnehmen durfte, und mit glühendem Eifer hatte sie gearbeitet, seitdem man ganz kürzlich auch zu den ersten Versuchen in Wasserfarben übergegangen war. Aber was auch hier an kleinen Perlen an die Oberfläche trieb — die Hauptsache lag wie bestaubt und mit dem Schutte der Alltäglichkeit bedeckt in ihrer Brust; es waren ungehobene Schätze, deren Reichtum sie selber zwar dumpf und unklar empfand, die sie aber nicht zu beglücken vermochten, da es eben an der kundigführenden Hand fehlte, die sie hätte an das Licht bringen können. Miß Burnett war eine gute Zeichnerin und verstand auch mit Farben umzugehen, aber sie war keine große, weite Natur, keine Künstlernatur, die das Handwerk zu befeelen gewußt hätte! Da war der Punkt, wo Anni allein war. Sie besaß die echte, große, unerfüllliche Schönheitssucht eines Künstlergemüts, jene das ganze Wesen

durchdrückende Sehnsucht, die das Schöne überall wünscht und sucht und sieht, sei es in der Natur, an den Werken der Kunst, in dem eigenen Heim, an den Kleidern und Umgebung, ja in Sprache und Umgangsformen. Und an alledem hat sie gehungert und gedürstet bis auf diesen Tag und hatte es nicht einmal gewußt, daß sie hungerte und durstete. Sie hatte nur das Unharmonische an und um sich empfunden mit einer Art Schwermut, die sie selbst sich nicht zu erklären vermochte, und wollte sich ihr Urteil einmal in bestimmterer Gestalt gegen ihre tägliche Umgebung und die Atmosphäre, in der sie lebte, richten, so hatte sie sich immer die Berechtigung zu solchem Empfinden abgesprochen.

Nun war Mary gekommen, und wie ein frischer Hauch von Freiheit und Lebensfrische und Weltenweite war es mit ihrem Erscheinen über Anni dahingeströmt. Sie hätte es nicht in bestimmte Worte fassen können, was es so recht eigentlich war, das in Marys Wesen diese Wirkung auf sie ausübte, ja, in ihrer Gegenwart schien sie sogar eher bedrückt als gehoben. Aber es war auch vielleicht gar nicht so sehr ihre Person, als vielmehr das Ungreifbare, aber Bestimmende, Wirkende, das, was sie so gemacht haben mußte, wie sie war, was Anni hinter ihr fühlte und suchte. . . leise, ganz leise begann in ihrer Seele der Wunsch sich zu regen, jene andere Welt, jenes Leben, jene Weiten, jene Freiheit auch einmal vor sich zu haben und dann zu sehen, was man darin werden könne. . .!" Wie sie sich wohl da draußen in der großen Welt bewegen würde. . . Anni erschrak doch ein wenig bei dem Gedanken — sie war ja so unendlich weit entfernt von der selbstfrohen Zuversicht, mit der sich Mary in den ihr gänzlich fremden Verhältnissen bewegte! Sie blickte auf die Cousine — wie hübsch und elegant sie wieder aussah, und mit welcher ungezierten Natürlichkeit sie alle ihre kostbaren Sachen trug! Über ein Unterkleid von schwerer schwarzer Seide fiel ein Überwurf von ebensolchem Tüll, der mit seidenen Blumen gestickt und reich mit Spitzen garniert war. An den Säumen zog sich unter dem milbernden Hauch des zarten Tüllgewebes orangefarbenes Seidenband hin, flatterte an den Ärmeln und bildete am Halschluß in handbreitem Moiré, den schwarze Spitzen auf das richtige Leuchtmaß herabstimmten, eine mächtige modische Krawatte, die unbeschreiblich kleidbar war. Alles war flatternd, zierlich, duftig an dieser kleinen Person und doch auch alles geschmackvoll und gediegen. Anni war sich mit einem Male unerträglich neben ihr vorgekommen in ihrem schwarzen Kaschmirkleide, und heimlich hatte sie wenigstens die rosa Schleife noch schnell wieder abgelöst, deren billiges Atlasband ihr plötzlich geradezu beleidigend erschien. Ihr Schönheitsfuss, einmal geweckt, begann sich, ganz natürlich und echt mädchenhaft, zunächst an der eigenen Toilette zu reiben, sie hatte ein Gefühl, als wenn ihr nach langer Blindheit die Augen sehend würden, und laut und immer lauter pochte in ihrer Seele die Frage an: „Was mag es da draußen wohl alles für große, schöne, herrliche Dinge zu sehen geben, wenn — ja wenn man nur erst sehen gelernt hatte!“

Anni ging träumend neben Tante und Cousine einher, aber die unbestimmte Sehnsucht, die bisher schwer und traumhaft in ihrer Seele gelegen, begann jetzt festere Gestalt anzunehmen.

An dem Melitener Grenzwege kamen ihnen Felicitas und ihre Freundin Abele entgegen, und fröhlich langten die vier jungen Mädchen unter Tante Cordulas Fittichen im Herrenhause an. Fee Wallerstedt fand Mary „entzündend“ und flüsterte dies ihrer Freundin Anni enthusiastisch zu, während Tante Cordula dieselbe bei Frau Wallerstedt vorstellte. Fees Vater und ein junger Cleve, Herr von Leschdorf, wurden erst später erwartet, da sie bis zum Einbruch der Dunkelheit in der Wirtschaft zu thun hatten.

„Und Herr Pastor Nöldechen kommt auch noch heraus,“ plauderte Felicitas, „so daß wir wundervoll musizieren können — sind Sie auch musikalisch, Miß Miller?“ wandte sie sich freundlich an Mary, der dadurch das Erröten entging, das Fees erste Bemerkung auf Annis bleichem Gesichtchen hervorzurufen hatte.

„Nennen Sie es musikalisch, wenn man Musik sehr liebt und viele, viele Gesangstunden gehabt hat?“ sagte Mary drollig.

Fee lachte. „Ist das beides bei Ihnen der Fall? Dann legen wir sofort Beschlag auf Ihre Mitwirkung bei unseren Hauskonzerten!“ sagte sie lebenswürdig.

„O, ich thue gern, was ich kann,“ erwiderte Mary, „aber — singen Sie auch, Miß Wallerstedt?“ fügte sie hinzu, während sie beweglich über die Schwelle des Musikzimmers trat, wo ein prächtiger Flügel stand.

„Nein, mein Feld ist das Klavier; dort mein Bruder Runo (sie zeigte auf einen langen, schüchternen Jüngling von sechzehn Jahren, der Mary unverwandt anstarrte) spielt Cello, und einen Geiger haben wir auch in Herrn von Leschdorf. Pastor Nöldechen singt, aber an einer weiblichen Singstimme hat es uns bisher immer gefehlt — nun können wir ja denn ein wundervolles Programm aufstellen!“ schloß sie fröhlich.

„Und wir machen die begeisterten Zuhörer, nicht war, Fräulein Augustin?“ sagte Fräulein von Blottnitz lustig.

Anni lächelte zustimmend, aber im Grunde ihres Herzens empfand sie etwas wie einen leisen Schmerz. . . Mary würde mit ihm zusammen musizieren, sie, Anni, würde wohl gar beider Stimmen ineinander klingen hören in harmonischen Accorden — würden da nicht gar zu leicht auch die Seelen sich zusammenfinden zu einem gleichen, sympathischen Klang?! Zum ersten Male bedauerte Anni ernstlich, daß die Natur ihr die musikalische Veranlagung so gänzlich versagt hatte.

Man kehrte in den Salon zurück, und eine süße Speise wurde umhergereicht, wobei man in zwanglosen Gruppen stand oder saß und plauderte.

Tante Cordula hatte zuerst mit einer wahren Todesangst jedes Wort und jede Bewegung Marys mit Auge und Ohr verfolgt, aber allmählich begann sie sich zu beruhigen. Mary bewegte sich zwar frei und ohne Verlegenheit, aber Ton, Haltung und

Sprache waren durchaus passend und absolut nicht besorgniserregend. Es war, als wenn ihre ganze Persönlichkeit sich hier in den großen eleganten Räumen und zwischen den hier versammelten Menschen harmonischer einpaßte und nicht so viel Gelegenheit fände, sich in Gegensatz zu ihrer Umgebung zu setzen, wie drunten in Wintershausen. Freilich — Wallerstedts, die so viel reisten, die lustige Offizierstochter aus der Residenz und die englische Miß, die schon in Indien gewesen war, das waren auch andere Menschen als zum Beispiel Fräulein Fanny Jungnickel, die Tante Cordula im Grunde ihrer Seele selber verabscheute. Sie atmete also auf und ließ sich aus dem äußerst angreifenden Zustand einer ängstlich-wachsamem Nervosität in eine sehr wohlthätige Ausspannung fallen.

Die hereinbrechende Dunkelheit brachte die Herren. Der Gutsbesitzer Wallerstedt war ein schöner, kräftiger Herr in mittleren Jahren mit einem wohlwollenden Gesicht und braunem, wohlgepflegtem Vollbart; Herr von Leschdorf ließ in Erscheinung und Auftreten den ehemaligen Offizier erkennen. Der Hausherr schüttelte Mary herzlich die Hand. „Na, wie gefällt's uns denn in Wintershausen?“ fragte er jovial, „nicht ganz so groß wie New York, was?“

Mary lachte. „Es fehlen einige Straßen,“ erwiderte sie in gleichem Ton, und damit war die Freundschaft zwischen ihnen beiden garantiert. Mary erklärte Felicitas nachher, ihr Vater sei der famosste alte Gentleman von der Welt — ihren eigenen Vater natürlich ausgenommen.

Dann ließ Herr von Leschdorf sich vorstellen. „Gnädiges Fräulein sind erst wenige Tage in Wintershausen?“ fragte er mit etwas schnarrender Stimme.

Mary lachte. „Wie oft ich diese Frage wohl noch werde beantworten müssen!“ sagte sie mit komischem Entsetzen.

Der junge Volontär lächelte auch. „Om ja, allerdings,“ sagte er, „aber geben Sie zu, es ist schwer, eine andere Einleitung zu finden für ein Gespräch zwischen zwei Menschen, die sich zum ersten Mal sehen.“

„Gewiß — aber ist es eine Einleitung? Was könnte man zum Beispiel daran anschließen?“

„Nun, man könnte dann etwa weiter fragen, wie es Ihnen hier gefiele,“ scherzte Herr von Leschdorf.

„Das kann man ja auch ohne diese Einleitung, nicht wahr? Und eigentlich noch besser als nach ihr, denn wenn ich eben erst erklärt habe, daß ich nicht länger als zwei Tage hier bin, so kann ich doch unmöglich im nächsten Augenblick schon wissen, wie es mir hier gefällt.“

Sie sprach nettlich und gar nicht wie die anderen Wintershausener Damen; aber auch die deutschen Damen der Gesellschaftskreise, in denen er aufgewachsen war, würden bei einem ersten Gespräch nicht diesen munteren, fast kameradschaftlichen Ton angeschlagen haben, der trotzdem nichts eigentlich Provokierendes hatte. Herr von Leschdorf fand sie

originell und grazios, wengleich sie neben Felicitas Wallerstedt in seinen Augen freilich nicht aufkam.

„Oho,“ lachte er, „Sie wollen sich aus der Affaire ziehen, mein Fräulein, und nicht eingestehen, daß Sie sich vor diesem Jahr deutscher Kleinstädterei, das Ihnen bevorsteht, im Grunde fürchterlich grauen!“

„Ich — o nein, Sie irren sich, Mister von Leschdorf,“ sagte Mary lebhaft, „ich denke es kann überall jolly sein, wenn die Menschen wollen. Aber wer ist der Gentleman, der da eben gekommen ist?“

„Kennen Sie ihn noch nicht? Das ist der Pastor Nölbechen aus Wintershausen.“

„O ja, wirklich, wir sahen ihn den andern Tag auf der Straße . . .“

Mary sah interessiert hinüber nach der Gruppe, wo der junge Pastor soeben die Damen des Hauses, Tante Cordula und Anni begrüßte, und Herr von Leschdorf benutzte ihre Zerstretheit, um sich Felicitas zuzuwenden. Mary sah ihm nur flüchtig nach; er war liebenswürdig und lustig und nicht häßlich, aber seine etwas gar zu lange Figur und das bei nahe weiße Schnurrbärtchen zu dem rotblonden Haar gefielen ihr doch bei weitem nicht so gut wie die ebenmäßige Gestalt und der ernste dunkle Kopf des jungen Geistlichen. Wie hübsch mußte es sein, dies Gesicht lächeln zu sehen! Mary verfolgte ihn mit einer ihr selbst fast unbewußte Spannung . . . Jetzt trat er auf Anni zu und reichte ihr die Hand, und wahrhaftig, da ging es über sein Gesicht wie ein warmes, sonniges Leuchten, das ihn ungemein gut klebete zu den ernstesten Augen! Marys Blicke flogen zu Anni hinüber — wie rot diese wurde, als sie zaghaft einen Augenblick ihre Hand in die seine legte, wie linksich sie lächelte und wie einsilbig sie zu antworten schien — diese deutschen Mädchen hatten doch merkwürdige Angewohnheiten! Ungebuldig beobachtete Mary den Neuangekommenen, er schien nicht die geringste Eile zu haben, sich ihr vorstellen zu lassen. Endlich brachte Fees Vater ihn zu ihr hinüber.

„Herr Pastor Nölbechen — Miß Miller,“ stellte er vor, die beiden dann sich selbst überlassend. Der junge Prediger verbeugte sich gemessen, sein Gesicht drückte nicht die geringste Neugierde oder Bewunderung aus, Mary ärgerte sich — auch sie wollte ihn lächeln sehen!

„O bitte, fragen Sie nicht, wie lange ich schon in Wintershausen bin!“ rief sie mit einer drolligen Angstimme, als sie sah, daß er die Lippen zu einer Antrede öffnen wollte.

Aber das Lächeln kam nicht. „Ich wüßte nicht, warum ich Sie etwas fragen sollte, was ich schon weiß,“ sagte er trocken.

Mary sah ihn ein wenig verblüfft an. „Aber alle thun es sonst!“ sagte sie, bestrebt, den heiteren Ton, den sie angeschlagen, festzuhalten.

„Das dürfte der letzte Grund für mich sein, es auch zu thun,“ war die Antwort, bei der es kaum merklich um die ernstesten bärtigen Lippen des jungen Pastors zuckte. Aber ein Lächeln war das nicht, mit dem sonnigen Ausstrahlen von vorher hatte es nicht die geringste Ähnlichkeit, es lag vielmehr wie

ein Spott darin, der Mary zugleich ärgerte und anzog.

„So werden Sie mich sicher auch nicht fragen, wie es mir in Deutschland gefällt?“ sagte sie und legte das Köpfchen neckisch auf die Seite.

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich Sie durch diese Frage doch nur zu einem übereilten Urteil veranlassen würde.“

Merkwürdig, es war daselbe, was sie vorhin selbst zu Herrn von Leschdorf geäußert hatte, aber hier, aus einem anderen Munde, ärgerte es sie. Überhaupt hatte dieser junge Pastor eine so schroffe, zurückweisende Art, mit ihr zu sprechen, wie es dem vermögten Mädchen noch nie begegnet war. Es verletzte sie, und sie war sich nicht bewußt, womit sie es verdient hatte, und doch wiederum zog es sie seltsam an und veranlaßte sie, das Gespräch noch festzuhalten.

„So will ich Sie fragen, wie es Ihnen hier gefällt, Sie müssen es schon wissen, Mister Nölbechen,“ sagte sie ein klein wenig trotzig und schadenfroh.

Er schien es nicht zu merken, daß sie ihn in Verlegenheit bringen wollte, und erwiderte ohne Zögern: „Ich fühle mich glücklich hier.“

War es Wirklichkeit, daß seine ersten blauen Augen bei diesen Worten, wenn auch nur ganz flüchtig, zu Anni Augustin hinüberschweiften, die sich in einem Fensterwinkel sehr eifrig mit Runo unterhielt — sollte der kleinen blonden Cousine wirklich bereits gelungen sein, was sie, Mary, anscheinend schon in der ersten Stunde verfahren hatte?! Aber sie würde es doch durchsetzen, auch diesen rauhen, widerspenstigen Ritter an ihren Triumphwagen zu spannen, ihr hatte bisher noch niemand widerstanden, den sie hatte erobern wollen, und dieser schroffe Ernst reizte ganz besonders dazu, ihn zu besiegen.

Man ging zu Tische.

Mary saß dem jungen Pastor schräg gegenüber und sah, wie er sofort eifrig mit Anni, die neben ihm saß, zu sprechen begann, während seine linke Nachbarin Dele Blottnitz mit Runo über ein Reitabenteuer vom vorhergehenden Tage verhandelte.

Mary horchte gespannt hinüber, während sie selber lebhaft sprach. Es war die Rede drüben von einem Buch, das der Pastor an Anni geliehen hatte, ein Buch mit einem furchtbar gelehrt klingenden Titel, bei dem sich Mary nicht allzuviel Gescheites zu denken vermochte: „Das Naturgesetz in der Geisteswelt“ lautete er, wie sie aus einer Antwort an Fräulein von Blottnitz entnahm. Was doch die Deutschen für eine sonderbare Nation waren! Wenn junge Leute zusammen kamen, um sich zu amüsieren, so versauerten sie sich den Augenblick durch Gespräche über tieferrne „philosophische“ Fragen — nein, da ging es daheim doch lustiger zu, und jenes ernste, stille deutsche Mädchen, ihre Cousine Anni, würde dort drüben, „jenseit des großen Teiches“, wenig Gefallen erregen. Aber was half diese ideelle Genugthuung — man war in Deutschland, und die Gegenwart hatte recht. Da saß der weitaus interessanteste Herr der ganzen Tischgesellschaft und schien sie, Mary,

gar nicht zu beachten, widmete sich aber mit großem Eifer und einer Art ritterlicher Ehrerbietung völlig der Unterhaltung ihrer Cousine Anni. Zu ihr sprach er freundlich, eingehend, rücksichtsvoll, und wenn auch Mary auf ein so ernstes Gespräch lieber verzichtete, so empfand sie doch andererseits, daß Anni damit eine Ehre widerfuhr, die er ihr, Mary, sicherlich nicht angethan haben würde. Doppelt eifrig wandte sie sich daher ihrem eigenen Nachbarn, Herrn von Leschdorf, zu, den sie fast ausschließlich und mit einer solchen Lebhaftigkeit in Anspruch nahm, daß Tante Cordulas schöne Behaglichkeit wiederum zu wanken begann.

Aber es ging gut. Wollte es einmal ein wenig gar zu laut hergehen auf der „amerikanischen Tischseite“, so lenkte Frau Wallersteib oder Felicitas die Sache stets mit bewundernswürdigem Takt wieder in ein ruhigeres Fahrwasser und retteten die Situation.

Pastor Nölbechen hörte und beobachtete; er wollte wissen, von welcher Sinnesart diese fremde Cousine war, die für ein volles Jahr Annis engste Gefährtin sein würde. Er hatte Annis Zagen und Fürchten sehr wohl begriffen, ja, seine größere Weltkenntnis hatte ihm dies Gefühl berechtigter erscheinen lassen, als Anni selbst wohl ahnte, und hier war nun dieses fremde Mädchen, dessen Wesen und Sein bei der täglichen Gemeinschaft doch immerhin nicht ganz ohne Einfluß auf Anni bleiben konnte... Sie mißfiel ihm durchaus!

Pastor Nölbechen, als der Sohn eines hochangesehenen Superintendenten, hatte sich immer in der guten Gesellschaft bewegt und hatte seine sehr bestimmten Anschauungen über das, was eine junge Dame sein solle. Er kannte nur zwei Arten, die er gut hieß, entweder die ruhig sichere, vornehme Welt-dame oder die stille, bescheidene deutsche Hausfrau — was dazwischen oder daneben lag, war ihm un-sympathisch, und er gab sich darum auch keine weitere Mühe, es zu verstehen. Wie sehr er damit, trotz seiner sonstigen geistigen Reife und Klarheit, einseitig und ungerecht vor, fiel ihm nicht ein. Er fand Marys Wesen ebenso verschieden von dem der Winters-hausener Mädchenwelt oder von den Damen seines früheren Umgangskreises wie der Lieutenantin Lesch-dorf, aber er besaß nicht wie dieser Leichtblütigkeit genug, um sie nun auch so gelten zu lassen, wie sie eben war. Freilich, Herr von Leschdorf hatte nicht entfernt dasselbe Interesse daran wie er, der sie stetig um das Mädchen wissen mußte, das er liebte, auch kam dazu eine weit ernstere, gewissermaßen schwer-fälliger Richtung seines ganzen Erziehungsganges und eine natürliche Herbigkeit des Charakters, die ihn weit unduldsamer machten als es der liebenswürdige frühere Gardelieutenant war.

Johannes Nölbechen hatte den jungen Abeligen immer sehr gern gemocht bisher, aber heute verstand er ihn nicht, schien er doch thatsächlich Gefallen zu finden an dieser „Amerikanerin“, da er sich völlig von ihr einspinnen ließ und mit ihr Blödsinn schwatzte bis zur Unmöglichkeit. Nun, was immer Herr von Leschdorf thun und denken mochte mit Bezug auf Miß Mary Miller, er fand sie unerträglich und würde

es sich auch, schon in Annis Interesse, nicht nehmen lassen, sie frei zu tabeln und zurechtzuweisen, wo es ihm nötig schien.

Nach dem Abendbrot wurde musiziert. Felicitas begann mit einem Impromptu von Schubert, das sie mit wundervollem Anschlag und großem Verständnis spielte. Wie die verkörperte Muse der Musik saß sie vor dem Flügel mit ihrem zarten, lieblichen Gesicht und dem braunen Lockenhaar, das sie, wie ihr ganzes Wesen überhaupt, ihrer Mutter so ähnlich machte. Unverwandt hingen die Blicke ihres jungen Hausgenossen an ihren Zügen, während sie spielte. Ja, das war doch ganz etwas Anderes, als diese kleine quecksilberne Amerikanerin! Freilich war Mary hübsch und drollig und unterhaltend, auch unverdorben und harmlos, aber Felicitas Wallenstedt war mehr. Ein deutsches Mädchen, war sie seinem eigenen deutschen Empfinden gemäßer und wohlthuernder; sie war eine echt weibliche Natur mit jener natürlichen Anmut und ungesuchten Vornehmheit, wie sie eben nur die reinste Weiblichkeit aus dem Innern heraus zu gestalten vermag. Möchte man sich necken mit jener — lieben, das empfand Hans von Leschdorf jetzt klarer als je — lieben würde er immer nur diese! Und so rief Mary auf dem Grunde seiner Seele nicht die mindeste Erschütterung hervor, während Pastor Nöldechens Gedanken sich immer wieder in ärgerlicher, aufregender Weise mit ihr beschäftigten.

Als Felicitas geendet hatte, sang Mary eine italienische Arie.

Ihre Stimme war hoch und ein klein wenig scharf, aber sie klang rein und war sehr gut geschult, und so war der lebhafteste Beifall, den ihr die Musikverständigen am Schlusse zollten, keineswegs unverdient.

Annis Herz schlug in ängstlicher Bekommenheit, wie konnte sie je mit all den glänzenden Eigenschaften ihrer Cousine wetteifern! Sie blickte hinüber nach der Fensternische drüben, wo Pastor Nöldechen stand, es schien Anni fast unmöglich, ihre Cousine nicht zu bewundern, aber er sah völlig unbewegt drein und hatte kein Wort und kein Zeichen des Beifalls für Mary bereit.

Auch Marys Blick war hinübergesflogen zu dem einzigen unter ihren Zuhörern, der mit seinem Lobe kargte, und doch lag ihr an diesem ganz besonders. Sie griff nach einem Album deutscher Volkslieder, das sie zwischen den Noten gefunden.

„Nun will ich noch ein deutsches Lied singen, wenn Sie so freundlich sein wollen, Miß Wallenstedt,“ sagte sie mit einem kleinen lebenswürdigen, triumphierenden Lächeln, und dann sang sie:

„An eines Bäckleins Hande
Gar lieblich anzusehn,
Da stand an grüner Halde
Ein Blümchen Tausendschön.“

Da kam der junge Jäger:
Gott grüß Dich, Tausendschön!
Sag an, Du holdes Blümchen,
Willst Du nicht mit mir gehn? —

Da blickt und nickt es leise —
Dein eigen will ich sein!
:: Ach, nur an treuem Herzen,
Da ist man nicht allein! ::

Sie sang es frisch und graziös, doch mehr kokett als innig, und zumal die letzte Strophe gelang ihr im Ausdruck schlecht. Aber man nahm es allgemein als ein Kompliment ihrerseits an das Deutschtum und überschüttete sie mit Beifall:

„Brava, brava, kleine Miß!“ rief Herr Wallenstedt und schlug eifrig in die Hände.

„Ganz famos, gnädiges Fräulein!“ sagte Herr von Leschdorf.

„Geben Sie acht, Miß Miller, wenn dies ruckbar wird, so wird man Sie in Wintershausen sofort für die Euterpe einfangen,“ lachte Fräulein von Blottniß.

„Was ist Euterpe?“ sagte Mary lebhaft.

„Was? Sie haben noch nichts von der Euterpe gehört!“ scherzte der Hausherr, „und doch geht da übermorgen das letzte große Winterkonzert mit nachfolgendem Tanz in Scene, von dem sicher noch die spätesten Urentel in Wintershausen reden werden! Fragen Sie nur Ihre Cousine, die ist ja aktiv beteiligt, und Herr Pastor Nöldechen ist ein ganz besonders großer Sänger vor dem Herrn!“

Mary flog zu dem jungen Pastor hinüber, der eben mit Runo sprach.

„Was ist das mit der Euterpe, Mister Nöldechen? Mister Wallenstedt schickt mich, Sie zu fragen,“ fügte sie hinzu, als er sich einigermaßen erstaunt zu ihr wandte.

„Die Euterpe ist ein Gesangverein in Wintershausen, der alljährlich einige Konzerte giebt.“

„Aber man tanzt auch, nicht wahr?“

„Darüber erfahren Sie das Nähere besser von Ihrem Fräulein Cousine, die ja auch zu unseren Mitgliedern zählt,“ erwiderte er ein wenig ironisch.

Mary that, als merkte sie nicht, wie er sie schon wieder zurückwies. „D, da werde ich sie heute abend über alles ausfragen,“ sagte sie vergnügt. Dann fügte sie ein wenig ernster und ihn gespannt betrachtend hinzu: „Sie sehen, Mister Nöldechen, ich verstehe doch etwas von Deutschland: ich singe deutsche Lieder.“

„Das letztere habe ich gehört.“

„Und wie gefiel es Ihnen?“

„Singen Sie lieber italienische Arien.“

Mary schürzte ärgerlich die Lippen. „D, ich verstehe wohl deutsche Lieder nicht zu singen, nicht wahr?“ sagte sie spöttisch.

„Nein.“

Wie ungezogen dieser deutsche Prediger war! Aber er sollte es büßen. „Kann es denn Anni?“ fragte sie weiter.

„Fräulein Augustin würde es können, wenn ihre musikalischen Fähigkeiten ausreichten.“

„Sie haben wohl Anni sehr gern?“

Jetzt hatte sie sich gerächt — der junge Pastor war dunkelrot geworden; aber seine Antwort war dennoch ruhig und wurde in einem kühl abwehrenden Ton gegeben. „Ich schätze an Fräulein Augustin das echt weibliche Wesen sehr hoch,“ sagte er.

Mary lächelte schon wieder ein wenig übermütig. „Ich bin ihr nicht sehr ähnlich, nicht wahr?“ fragte sie, indem sie in ihrer neckischen Weise den Kopf

auf die Seite legte und ihn mit ihren schönen dunklen Augen schalkhaft ansah.

Aber diese Art war es gerade, die ihn in Harnisch brachte. „Sie sind Gegensätze!“ sagte er ungezogen und ließ sie stehen.

Mary biß sich auf die Lippen; dann ballte sie die kleine energische Rechte in den Spitzen ihres Kleides und: „Ich werde ihn doch noch zwingen!“ murmelte sie zwischen den weißen Zähnen.

Neuntes Kapitel.

An dem Tage, der diesem Debüt Marys in ihrem neuen Gesellschaftskreise folgte, ging es sehr still zu in Frau Cordulas Heim. Tante sowohl wie Nichten hatten mit ihren eigenen Gedanken zu thun, und jedes freute sich über das andere, daß es ihn dieser Beschäftigung ziemlich ungestört überließ.

Das brennendste Bedürfnis, allein zu sein und, wie der Deutsche so schön sagt: „zu sich selbst zu kommen“, hatte Anni; war doch in den wenigen letzten Tagen gar vieles geschehen oder in ihr aufgestanden, das sie verarbeiten mußte.

Und heute ward ihr dazu die schönste Gelegenheit. Sie hatte sich gestern in Melten verpflichtet, jetzt wieder regelmäßig zu den Malkunden zu kommen und von Tante Cordula über Erwarten leicht die Erlaubnis dazu erhalten. Freilich war es eigentlich Fee gewesen, die ihr dieselbe abgeschmeichelt hatte, denn Anni hatte sich geschaut, diese Bitte an die Tante zu richten, da Marys Anwesenheit immerhin die Arbeit im Hause vermehrte und sie sich außerdem eines Gefühls der Unruhe nicht erwehren konnte, wenn sie die beiden allein zusammen mußte. Aber die Tante hatte für den Vormittag einen Ausgang vorgehabt, und Anni war heute früh überhaupt nicht in der Stimmung, sich das Leben schwer zu machen.

Wie sie so auf der sonnenbestrahlten Chaussee daherschritt, ihrem Ziele zu, Mappe und Malkasten in der Hand, von Maienwonne umgeben, begleitet von Vogelsang und Frühlingsduft, da hatte sie ein Gefühl, als ob eine ganz neue, herrliche Welt singend und klingend vor ihrem geistigen Auge emporstiege, und ihre Brust schien kaum fassen zu können, was alles darin garte und nach Ausdruck und Gestaltung rang. Ein Leben so reich, so ausgefüllt, so schönheitsgefättigt und so beglückend, wie sie es in einzelnen idealen Büchern gelesen, wie sie es in heißen, wirren Nächten in flackernden Bildern hatte vorüberziehen sehen — es schwamm jetzt vor den Augen ihrer trunkenen Phantasie in glutvollen Farben.

Ja, sie war erwacht aus dem bleiernem, unruhigen Seelenschlaf, in den die Eintönigkeit ihres Daseins sie ganz und gar eingelullt hatte, sie fühlte es nun, es gab ein „Draußen“, und in diesem Draußen da herrschte Leben und Licht und Freiheit und Streben, und das „Sesam“ in dieser neuen herrlichen Welt, das Wunderschlüssellein „Thue Dich auf“, das auch dem Ärmsten Einlaß schaffen konnte, das hieß — die Kunst!

Anni stand tief aufatmend still, die Griffe von Mappe und Kasten schnitten ihr in die Hand, so fest hatte sie sie umklammert . . . ja, die Kunst! Würde sie ihr dienen dürfen — war sie eine würdige Priesterin an ihrem hehren Altar, waren sie auch für sie erreichbar, die Kränze, nach denen ihre Seele unbewußt griff! Wohl standen diese Fragen sachte auf in des jungen Mädchens Seele, aber es war, als tönten sie nur unklar und von ferne an ihr Ohr, sie horchte nicht hin auf ihr Flüßern — ihr erschien an diesem Maienmorgen plötzlich alles möglich, alles erreichbar!

O du heilige, segensreiche, befruchtende Jugendbegeisterung! Nie lehrst du so beseligend wieder, so beruhigend, so gewaltig treibend! Nie ist man des Gipfels so sicher, als wenn man unten am Berge steht, nie fühlt man so gewiß bereits den Lorbeer um die Stirn, als wenn man lieber sterben als dieser Hoffnung Ausdruck geben würde!

Was wußte Annis Seele jetzt, in ihrem ersten jubelnden Aufschwung, von den bitteren Mühsalen des Künstlerlebens, was von seiner Arbeit, seinen Enttäuschungen, seinen seelischen Qualen und Erschöpfungen! Ihr war zu Mute wie einer Lerche, die schmetternd emporsteigt, hinauf in die Lüfte, in das Himmelsblau, zur Sonnennähe! Was für Flügel sie trugen — was kümmerte es sie — genug, daß sie flog!

Es war merkwürdig, daß sie heute so intensiv an all dies dachte, an jene Welt, die sie ahnte seit Marys Kommen, an das, was sie bisher noch niemals ihre Kunst zu nennen gewagt. Gab es doch ein anderes, das ihr hätte weit näher am Herzen liegen sollen, und das in der That am gestrigen Abend eine große Frage hineingebrannt hatte in ihre Seele mit feurigem Finger . . .

Mit den ersten Häusern von Melten trat es vor ihr geistiges Auge, und in all die singende und klingende Begeisterung in ihrer Brust, in die jauchzende Sonnenstimmung ihrer Seele fiel's plötzlich wie ein schwerer Schatten. War es nicht seltsam, daß dasselbe Mädchen ihn auf ihren Weg warf, die zugleich der Anstoß geworden war zu dem neuen Licht, das über ihren Pfad fiel?

Tiefer noch als ihre Liebe zur Kunst, wenn auch weniger leidenschaftlich bisher, war in Annis Seele die Liebe zu Johannes Nöldechen eingewurzelt. Sie hatte es bis dahin selber nicht gewußt, wie stark dies Gefühl war, sie hatte es erst gemerkt an dem Schmerz, den sie jetzt wiederholt um ihn empfunden. In kindlich-schauer Träumerei, in einer Art demutsvoller Verehrung hatte bis jetzt ihr Denken und Sinnen an ihm gehangen, zitternd vor Freude bei jedem Beweis von Herzlichkeit seinerseits und in dem Gefühl, als werde ihr damit etwas ganz Unverdientes, unfassbar Herrliches zu teil. Wie kam es denn, daß sie nun plötzlich bebte bei dem Gedanken an den Verlust eines Gutes, zu dessen Besitz sie sich bisher gar nicht einmal berechtigt gefühlt hatte, daß sie Gefühle des Grolles gegen diese fremde Cousine nicht zu unterdrücken vermochte, die so lachend und

selbstverständlich griff nach dem, was sie nicht einmal in Gedanken gewagt hatte, sich zuzueignen?

Es war seltsam — auch hier wirkte Marys Erscheinen weidend, klärend auf Annis Empfinden, wenn diese selbst sich auch keine klare Rechenschaft darüber gab, und in dieser ihrer Herzensangelegenheit absolut nicht imstande war, die eigene Seele so bewußt zu beobachten wie nach anderen Richtungen hin. Nur daß ihr plötzlich ein Gefühl kam, als stände sie vor einem Blütenbaum, der bisher unbestritten ihr eigen gewesen, und den sie jetzt schien verteidigen zu sollen gegen eine feste kleine, diamantfunkelnde Hand, die sich danach ausstreckte — würde sie dazu imstande sein? . . . Aus der stolzen Jtarusseele wurde wieder ein ängstlich zitterndes Mädchenherz, und sie, die soeben noch siegesgewiß nach den höchsten Kronen für ihr Haupt gegriffen, stand zagennd still, wo es sich um eine Myrte handelte. Ach, wie rang sich's doch mit Göttern so leicht! . . . Anni lächelte bitter. Sowie sie sich der Wirklichkeit gegenüber sah, überkam sie wieder das schwere Gefühl des Gebundenen, Erbärmlichen und Gebrückten, aus dem freilichsten Sonnenschein der Phantasie stürzte sie herab in die Sorgenschatten der Gegenwart — die Jtarusflügel waren geschmolzen! —

Unterdessen war Tante Corbula zu einer Sitzung des Wintershausener Frauenvereins gewandert, wo über die Unterstützung einer armen Wöchnerin verhandelt werden sollte, deren Mann kürzlich auf der Bahn verunglückt war.

Die Frau Kreisphysikus hatte auf ihrem Wege auch so ihre eigenen Gedanken, und auch zu diesen hatte Mary den Anstoß gegeben. Es war Tante Corbulas scharfem Blick nicht entgangen, daß Mary sich mit besonderer Beflissenheit um die Aufmerksamkeit des jungen Predigers bemorben hatte, und wenn es ihr auch ganz undenkbar erschien, daß ein so ernster Mann wie Pastor Nöldechen sich von dem übermütigen Ding einfangen lassen sollte, so stellte diese fremde Cousine die stille deutsche Anni überhaupt zu sehr in den Schatten! Dieses freie, bewegliche Gebaren, das ebenso harmlos wie selbstverständlich eine Beachtung forderte, die darum auch ebenso selbstverständlich gewährt wurde, war schon an sich ganz dazu geschaffen, andere Mädchen neben ihr zurücktreten zu lassen, aber ihre Grazie, ihre Talente, ihr allerliebstes lachendes Gesichtchen und ihre geschmackvollen Toiletten dienten vollends dazu, Anni mit ihrer stillen, scheuen Art neben ihrer Cousine verblässen zu machen und in den Hintergrund zu schieben.

Gewiß, Tante Corbula gönnte der Tochter ihres Bruders alles Gute — aber Mary besaß dies ja auch in vollem Maße und in jeder Weise, und von einer so innigen und tiefen Zuneigung, wie sie die alte Dame für ihrer Schwester Kind empfand, das sie hatte aufwachsen sehen und mit dem ihr ganzes Herz verwachsen war, von einem solchen Gefühl konnte Mary gegenüber natürlich nicht die Rebe sein. Tante Corbula war in pathetischen Momenten sogar geneigt, den Fall zu vergleichen mit der Geschichte von dem reichen Manne, der dem armen

noch sein einziges Schaf nahm, und sie zermarterte ihr Gehirn, was hier zu Annis Gunsten wohl gesehen könne.

Niel war da nicht zu machen, denn die Naturen ließen sich nicht umtrepeln, auch hätte sie „trotz alledem und alledem“ Annis Wesen um alles in der Welt nicht gegen Marys Betragen eingetauscht sehen mögen; aber an einem Punkte war doch vielleicht zu bessern, und da würde Mary gewiß selber mit raten und helfen können, das war die Toilette. Wenn Anni besser herausgeputzt wäre, so würde sie gewiß ebenfalls mehr beachtet werden, und sicherlich war sie, Tante Corbula, es ihrer deutschen Nichte schuldig, dafür zu sorgen, daß sie von der Cousine nicht gar so arg abstrach und überstrahlt wurde. Wie schade, daß der Bruder nicht auch für Anni lieber eine moderne Robe geschickt hatte — was sollte sie mit dem kostbaren Armband, das gar nicht zu ihren einfachen Toiletten paßte! Für den morgigen Konzertabend war es nun zu spät, aber bei der nächsten Gelegenheit wollte Tante Corbula Anni ihrer überseeischen Cousine ebenbürtig an die Seite stellen! —

Am harmlosesten sah es in Marys eigener Seele aus, und sie ermaß nicht im entferntesten, was für Kämpfe und Stürme sie hervorgerufen hatte.

Während Dörte unten in der Küche ihres Amtes waltete, war sie auf ihr Zimmer geeilt, um ihre Toilette für den Konzertabend zu inspizieren. Lachend schien die Maiensonne herein zu dem weitgeöffneten Fensterflügel, fröhlich trällernd hantierte Mary zwischen ihren Sachen umher. Sie wollte ein Kleid tragen von rosa Seidentrepp und Erikablüten im dunklen Haar. Ihre geschickten Hände bogen in halber Zerstreuung an dem feinen Kränzchen, während ein Lächeln in ihren Wangengrübchen spielte . . . Er würde auch da sein, dieser ungezogene, interessante, schrofne, bildhübsche junge Pfarrer, und sie war sehr neugierig, wie er sich zu ihr benehmen würde. Gewiß würde er wieder abweisend und hochfahrend sein, aber es sollte sie nicht kümmern — verletzte er sie durch sein schroffes Wesen, so empfand sie dadurch, daß sie imstande war, ihn so zu reizen, eine gewisse Macht über ihn. Wie unfreudlich er ihr gestern abend wieder geantwortet hatte, als sie von dem Wagen aus, der die drei Damen nach Wintershausen zurückbringen sollte, ihm zugerufen hatte, doch auch einzusteigen, es sei Platz genug vorhanden, man werde zusammenrücken.

„Sie sind zu gütig, mein Fräulein,“ hatte er mit spöttischer Härte gesagt, „aber ich ziehe es vor, zu Fuß zu gehen,“ und dann hatte er noch einmal den Hut gelüftet, und sie waren abgefahren ohne ihn. Und dann hatte Tante Corbula ihr ärgerlich verwiesen, was sie ihr „unpassendes Benehmen“ nannte, und Mary hatte sich vergeblich bemüht, herauszufinden, worin das in diesem Falle bestanden habe.

Die Erinnerung daran trübte auch heute ihre Fröhlichkeit nicht im geringsten mehr, und als sie ihre Sachen geordnet hatte, setzte sie sich hin und schrieb einen langen Brief an „Dear old Freddy“, in

welchem sie der sicheren Hoffnung Ausdruck gab, daß sie eine wunderhübsche Zeit in Wintershausen verleben werde.

Zehntes Kapitel.

Die Thür zwischen den Zimmern der beiden Cousinen stand offen. Aus Annis Stube drang ein intensiver Geruch von Mandelseife und warmem Wasser hinüber zu Mary, wo die Luft mit Weichenduft und dem aromatischen Hauch von englischem Waschsals geschwängert war. Mary konnte Mandelseife nicht ausstehen, aber ihre Gutmütigkeit ließ sie schweigen; sie schlüpfte in ihre Negligéjacket von weißem Flanell und öffnete leise einen Fensterflügel.

„Laß sehen, wie Du Dich frisierst, Anni,“ rief sie dann ihrer Cousine zu.

Anni lachte. „D, ich bin erst eben mit der großen Wäsche fertig,“ rief sie lustig, „und überhaupt frisieren? Ich bin so haarsträubend ungeschickt in allen diesen Dingen, daß ich im ganzen Leben wohl keine andere Frisur fertigbringen werde, als meine alten Zöpfe.“

Sie stand auf der Schwelle in einem steif gestärkten, weißen Unterrock, der bis zur halben Höhe mit altmodischer Handschädelerei bedeckt war; das Haar hatte sie, um es nicht zu benezen, in einem hohen Knoten emporgeschleift, oben fiel das Hemd zwanglos ein wenig von den weißen Schultern.

Mary sah sie einen Augenblick ganz verblüfft an. „D, wie hübsch Du bist, Anni!“ rief sie dann impulsiv und schlug in die Hände wie ein Kind, „was für wundervolle Arme Du hast, und dann — da hast Du ja eine neue Frisur, wie Du sie Dir gar nicht besser wünschen kannst; dieser griechische Knoten macht Dich — ganz — ganz — ganz — wie sagt man doch — ganz klassisch aussehen! Selbst der schauderhafte Rod da kann Dich nicht verderben . . .“

Anni war ganz rot geworden bei Marys Lob, sie war nicht daran gewöhnt, daß man ihr schöne Dinge sagte, aber unwillkürlich wandte sie den Kopf und blickte in Marys großen Spiegel. Ja, wirklich — sie war selbst ganz überrascht, wie gut sie aussah, wie rein das Profil, wie edel der Übergang des Kopfes zum Halse erschien, nun, da der dicke Haarwulst im Nacken nicht mehr störte . . . aber mit einer so „phantastischen“ Frisur in der Wintershausener Gesellschaft auftreten — unmöglich! Und ausgeschnitten — Anni war ihr Lebtag noch nicht ausgeschnitten gegangen, sie hätte sich „tot geschämt“, sich so mit völlig nackten Armen sehen zu lassen! Da sie also nicht recht wußte, was sie zu diesen beiden Dingen sagen sollte, so hielt sie sich an das dritte.

„D Mary, Du mußt nichts gegen den Rod sagen, er stammt noch von meiner seligen Mutter,“ sagte sie vorwurfsvoll.

Mary lachte. „Himmel, Anni, nur von Deiner Mutter! Ich dachte, er käme aus der Arche, und sicher könntest Du ihn gut in einem Laden für Alttextiler verkaufen!“

„Hast Du denn keine Sachen mehr von Deiner Mutter?“ sagte Anni ein wenig verlezt.

„O dear no, wie sollte ich dazu kommen, und was sollte ich damit thun? Mother starb, als ich drei Jahre alt war, und heute bin ich achtzehn, wie kann man Kleider und Sachen fünfzehn Jahre lang aufheben?!“

Anni sah die Cousine groß an, in Tante Cordulas Hausstand gab es Sachen, die fünfzig Jahre und darüber alt waren.

„Aber man hebt doch aus Pietät die Sachen der Verstorbenen auf,“ sagte sie, „als Erinnerung!“

„Ja, aber wo hebt man sie auf? Ich glaube, nicht immer an pietätvollen Plätzen — auf dem Boden oder in der Kumpellammer; und dann, ich erinnere Mother ja gar nicht, 'so — was für einen Zweck könnte es haben?“

Anni saß auf dem ehrwürdigen Sofa des Herrn Physikus, stützte den Kopf in die Hand und sah mechanisch zu, wie Mary die entzündendsten kleinen Pariser Schuhe über ihre schwarzleidenen Strümpfe zog. Sie war hier bei einem Thema angelangt, was sie schon lange einmal mit Mary hatte verhandeln wollen, war jene doch mutterlos wie sie, und das deutsche Mädchen sehnte sich danach, in der fremden Cousine dieselben Töne wehmütiger Sehnsucht anklagen zu hören, die ihr eigenes Herz so oft durchzogen. Trotz der vielen Beweise von Liebe und Güte, die Tante Cordula ihr täglich gab, hatte Anni nie umhin gekonnt zu denken, wie es doch noch so ganz, ganz anders sein müsse mit dem eigenen trauten Mütterlein! Was sie jetzt alles still und zaghaft in der Brust verschloß — sie war sicher, einer Mutter hätte sie's anvertraut, ihr hätte sie das ganze heiße, wirre Herz ausschütten können, den Kopf an ihre Brust geschmiegt, in die teuren Hände weinend, den so eng verwandten Pulsen lauschend! Ob Mary nicht daselbe empfand? Anni hatte ein so förmliches Verlangen danach, die Cousine einmal weich, ja traurig zu sehen, es war ihr, als könne erst, wenn sie einmal so recht herzbrechend zusammen geweint hätten, eine ordenliche Freundschaft zwischen ihnen bestehen.

„Ja,“ sagte sie langsam, „ich besinne mich auf mein Mütterchen ja auch nicht mehr, aber ich habe nie aufgehört, mich nach ihr zu sehnen, so lange ich denken kann.“

„D ja, siehst Du, das ist, weil Du niemand hattest — ich hatte Freddy.“

„Ah, ein Vater kann niemals eine Mutter ersetzen,“ sagte Anni rasch, „denke doch nur, wenn man krank ist!“

„Well, ich hatte den — das — wie sagt man doch — typhoid Fieber, als ich sechzehn Jahre alt war, und Freddy hat drei Ärzte genommen und Tag und Nacht eine nurse — 'so, was konnte er mehr thun? Meine Freundin, Edith Watson, war auch krank mit mir zugleich, und ihre Mutter war sehr nahe, sie umzubringen, weil sie so viel fragte und immer weinte an ihrem Bett. Und als Edie trotzdem wieder gesund wurde, weil sie eine so gute Natur hatte, obgleich es viel länger dauerte als

bei mir, da war Mrs. Watson so elend wie ein skeleton — well, was hatten sie davon?“

Anni war entsetzt. „Aber Mary!“ sagte sie empört, „sie that es doch aus Liebe!“

Doch Mary war nicht einzuschüchtern. „Well,“ sagte sie gelassen, indem sie vor dem Spiegel den kleinen Kranz von Eriken in ihrem Haar befestigte, „well, ich denke, wenn einer tot ist, macht es keinen Unterschied für ihn, ob er von Liebe oder von Haß umgebracht ist; es ist meine Meinung, daß, für Kranke zu pflegen, sind am besten Leute, die es gelernt haben und es gewohnt sind.“

Gegen den Schlußsatz war im Grunde nicht allzuviel zu sagen; Anni stand auf und schüttelte lächelnd den Kopf. „Ihr seid doch da drüben eine ganz anders geartete Menschenforte wie wir hier,“ sagte sie halb scherzend, aber doch mit unwillkürlichem Seufzen, „aber,“ fügte sie dann munterer hinzu, „wenigstens bei Deinen Vätern und Gesellschaften hast Du doch eine Mutter sicherlich vermißt?“

Mary fuhr herum. „O dear me!“ rief sie mit großer Lebhaftigkeit und Betonung, „no, nichts weniger als das! Im Gegenteil — ich denke, sowie young folks sich amüsieren wollen, sind Mütter immer im Wege. Jetzt soll man ein Tuch umbinden, und dann soll man nicht trinken, und immer, wenn es am hübschesten ist, soll man nach Hause gehen — ich habe die armen Mädchen immer bemitleidet und war so froh, nur Freddy zu haben; er ist immer lustig und immer mit mir zufrieden, und schließlich — für geplagte Schubhänder und so was ist ja die Frau in der Garderobe da — no, ich denke, Das sind viel nötiger im Leben als Mas — who 'ld make the money above all, you know — wer würde das Geld verdienen! No, no, dear old Freddy lebe hoch!“

Sie lachte hell auf und trieb Anni an, sich fertig zu machen.

Mit einem dumpfen Gefühl von Niedergeschlagenheit ging Anni in ihr Zimmer zurück und klebete sich mechanisch an; ihre Gedanken waren nicht bei dem, was sie that. Sie grübelte über das seltsame Gefühlsleben ihrer Cousine nach und dachte, wie so sehr verschieden es doch von dem ihrigen sei, von dem ihrigen und auch von dem aller anderen jungen Mädchen, die sie kannte. Freilich — noch nie hatte sie etwas bewußt Unfreundliches von Mary erfahren, nie auch sie etwas Abstoßendes oder gar Brutales thun sehen, und doch wehte es sie oftmals an wie mit einem frostigen Hauch. Es war seltsam — Mary war doch gutmütig und liebenswürdig, in ihrer Weise sogar herzlich, und doch, und doch — es gab ein Etwas, was ihr fehlte, das Anni nicht zu benennen gewußt hätte, das Mary aber in ihren Augen erst zu einem sozusagen vollfühlenden Menschen gemacht haben würde. Jetzt eben wieder — Anni konnte es ja nicht leugnen, daß da sehr viel „gesunder Menschenverstand“ in manchem gewesen war, was Mary gesagt hatte, anderes hatte den Vorteil komischer kleiner Wahrheiten für sich gehabt — aber konnte alles, was sie anführte, jemals imstande sein, ein Kind darüber zu trösten, daß es ohne seine Mutter

aufgewachsen war! Eine Mutter! Dem deutschen Mädchen war es unmöglich, sich etwas Innigeres, Heiligeres zu denken als das Verhältnis eines Kindes zu der, die es geboren, und nun gar ein Mädchen, das ohne dies köstliche Gut des allzeit offenen Mutterherzens heranwachsen mußte, war ihr immer, wie sie selbst, bemitleidenswert erschienen. So oft sie sich auch undankbar und lieblos gegen die Tante schalt, die die Waise so gütig an ihr Herz und in ihr Haus genommen, das Gefühl war da und wollte nicht weichen, es war eine Gefühlsforderung, die des Beweises der Erfahrung für sie nicht bedurfte, um ihr zu sagen: Du entbehrst hier ein Wunderbares, Unerklärbares und Ungreifbares, ein Etwas, das sich nicht in einzelne Fälle und Vorkommnisse zerpfücken läßt, das aber wie ein Segen und ein Frieden über dem ganzen Leben eines Menschen liegen muß — Empfind Mary nichts davon? Wäre Anni gelehrter gewesen, sie hätte jetzt wohl für sich philosophische Betrachtungen angeestellt über die „Imponderabilien“, die den verschiedenen Völkern und Nationen hier diesen, dort einen anderen Wesensstempel aufdrücken, den wir Nationalcharakter nennen — so aber vermochte sie noch nicht, ihrer deutschen Empfindsamkeit auch mit ebenso gutdeutscher Philosophenhaftigkeit einen heilsamen kleinen Ruck zu geben, sondern mehr als je erschien ihr das Leben schwer und die Menschen ein Rätsel. —

Eine halbe Stunde später befanden sich beide Cousinen nebst der Tante Kreisphysikus in dem hellerleuchteten Saal zum „Goldenen Lamm“.

Es bedurfte wahrlich einer so großen Gaminlosigkeit, wie sie Mary besaß, und daneben auch der ganzen fröhlichen Selbstzuversicht ihres Wesens, um dies ihr erstes Auftreten unter den Wintershausener Honoratioren mit Grazie zu überwinden. War doch in dem ganzen großen Saal nicht ein einziges Augenpaar, die beiden Kellner mit den blanken Fracks inbegriffen, das sich nicht bei dem Eintritt der Damen auf Marys Person gerichtet hätte!

Das war sie also, diese „Amerikanerin“, der man auf der Straße nun bereits vier verschiedene Toiletten nachgerechnet hatte, die aber niemand außer Fräulein Jungnickel und den Melliener Herrschaften bisher in der Nähe gesehen — so sah sie also aus —!

Hinter der stattlichen Frau Kreisphysikus, die in schwarzer Seidenrobe und lila Fliederhaube, mit ponceaufarbenem Gesicht und einem undefinierbaren Ausdruck in den Saal rauschte, neben Anni Augustin, die, wie man eiligst nebenbei feststellte, ihr bekanntes Weißes (diesmal mit den blauen Schleifen) trug, kam ein zierliches kleines Geschöpf hereingeschwebt, leicht, feingliedrig, wie eine lustige, duftige rosa Wolke, einen Kranz von Erikenblüten in dem dunklen Haar, um die Schultern ein loses, weißes Spitzengeriesel — das war sie, Miß Mary Miller, Tante Corbulas Nichte aus Amerika!

Von dem Podium herab, wo sich die Mitglieder der „Euterpe“ drängten (im Hintergrunde die obligaten schwarzen Fracks und weißen Halsbinden, davor ein bewegliches Durcheinander von Weiß, Rosa und Hellblau), von den Bänken aus, welche die Mütter und

Tanten einnahmen, und von den Wänden her, an denen sich die nicht singenden Herren herumzogen — von überall flogen die Blicke nach der Thür, welche die drei Damen einließ.

Aber Mary bemerkte dies alles gar nicht, oder wollte es nicht bemerken; lächelnd neigte sie den Kopf, als Herr von Leshdorf vom andern Ende des Saales herübergrüßte, völlig unbefangen nahm sie neben der Tante unter den Zuhörern Platz. Wie eine zwischen dem Ginsten verlorene Rose sah sie da unter all den alten und mittelalterlichen Damen, die sie mit unverhohlener Neugierde betrachteten, und harmlos führte sie selbst ab und zu eine langgestielte Vognette ans Auge, um sich ruhig im Saale umzuschauen.

Unmerklich streiften ihre Blicke dabei das Podium und suchten unter den Herren, die dort standen — ja, da war er und sah mit unbewegtem, gleichgültigem Gesicht in den Saal hinein. Es war nicht so weit, daß er nicht hätte grüßen können, wenn er sie bemerkt hätte, aber sein Blick schien nur oberflächlich über die Versammlung hingeschweift zu sein, und jetzt wandte er sich seinen Notizen zu.

Aber Mary irrte sich, wenn sie meinte, Johannes Nöldechen habe sie nicht gesehen; er hatte die drei Damen, die durch Annis Schuld ein wenig verspätet eintrafen, ebenso gut hereintreten sehen wie alle andern, und selbst wenn ihm ihr Kommen entgangen wäre, so würde ihn das Getuschel und Geflüster unter den jungen Mädchen vor ihm doch aufmerksam gemacht haben.

„Himmel, sie ist ja reizend!“ brach die Apothekerstochter enthusiastisch aus, „morgen lade ich sie mir mit Anni ein!“

„Seht doch das entzückende Kleid!“ hauchte die etwas ätherische Älteste des Rektor Grusemann.

„So eins kauf' ich mir auch!“ erklärte des reichen Krämers einzige Tochter Elvira, indem sie einen großen, viereckigen Bonbon mit der Zunge in die andere Ecke ihres Mundes schob.

„Puh, dagegen kommst Du doch nicht auf, meine Beste,“ dämpfte die Apothekerstochter, die gewohnheitsmäßig ungezogen war gegen die einzige, die ihr als „gute Partie“ in Wintershausen etwa Konkurrenz machen konnte, „selbst Anni sieht ja neben der ganz ‚schütterig‘ aus, und die ist doch noch ein langes Ende hübscher als Du!“

Die andern lachten, erstens weil es unter ihnen noch von der Schule her Mode war, über die Vertheilungen zu lachen, die Apothekers Kläre vorbrachte, und dann auch, weil man wußte, daß die reiche Elvira gar zu gern aus ihrer kleinen, biden, roten Person eine so große schlanke und schmutzige Erscheinung gemacht hätte, wie die mit ihr zugleich konfirmierte Anni Augustin war. Aber dann verstummten die Bemerkungen, denn Anni selbst nahm jetzt ihren Platz unter den Gefährtinnen ein.

Johannes Nöldechen hätte nicht übel Lust gehabt, den Mädels samt und sonders mit einem strengen Wort die losen Plappermäuler zu stopfen, so ärgerte er sich über das „Gewäsch“, wie er es bei sich selbst nannte. Was man denn so Besonderes

an diesem fremden Mädchen, daß selbst der sonst so rasch bereite Neid von Altersgenossinnen nicht nur nicht zu Worte kam, sondern nur laute Bewunderung sich kundgab!

Er sah hinüber — und es drängte sich ihm plötzlich auf, was es war, ohne daß er es wollte und merkte. . . . Es war diese völlige Abwesenheit einer bewußten Überlegenheit, diese wahrhaft liebenswürdige Natürlichkeit und Harmlosigkeit in Haltung und Miene, die das junge Mädchen zur Schau trug, welche eine böswillige Kritik sozusagen von vornherein unmöglich machte. In Marys Gesicht lag nicht die Spur eines Bemühtseins davon, daß sie hier der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses war, sie sah vergnügt und neugierig aus, wie ein Kind, das sich auf eine beginnende Vorstellung freut, und nichts in ihrem ganzen Wesen deutete darauf hin, daß sie mit Bemühtsein oder in dem Gefühl gesättigter Eitelkeit den Triumph genoß, die Schönste im ganzen Saale zu sein — Johannes stockte in seinem Gedankengange — die Schönste im Saal — war sie es? Und was war denn Anni neben ihr, deren reine Züge er bisher immer mit solchem Entzücken betrachtet hatte?!

Der junge Prediger runzelte die Stirn und preßte die Lippen aufeinander, er hätte die Apothekerstochter hassen können für ihre Äußerung, daß Anni, seine Anni, gegen die fremde Cousine einfach „schütterig“ aussähe, aber er ärgerte sich viel weniger über das Wort, als darüber, daß sie etwas ausgesprochen hatte, was ihm selbst aufgefallen war. Es war wahr! Anni sah heut unsäglich unbedeutend aus neben dieser reizenden Verwandten — spießbürgerlich, linksch, fast plump. Mit welcher Armenfündermiene war sie eingetreten hinter der strahlenden Cousine, wie trippelnd war ihr Gang, wie scheu und unschön ihre Haltung gewesen, wie geradezu peinigend ungeschickt und verlegen wand sie die Notenblätter in den weißbehandelschuhnten Händen! Es war zum ersten Mal, daß Johannes diese Mängel an Anni Augustin entdeckte — traten sie nur so sehr hervor im Gegensatz zu der leichten und graziösen Erscheinung Marys, oder war er es, der bisher blind dafür gewesen war? Johannes empfand ein unbeschreiblich unbehagliches Gefühl bei diesen Gedanken, und er war froh, als der Taktstock des Herrn Fießerz ihn durch das Zeichen zum Beginn des Konzerts zunächst davon erlöste.

Sicherlich hatte man niemals so lebhaft wie heute den Augenblick herbeigesehnt, wo die hehre Euterpe ihrer leichtgeschürzten Schwester Terpsichore das Scepter abtreten würde, und kaum war der letzte Accord des letzten Liedes verklungen, und Herr Fießerz hatte über den rauschenden Beifall mit diversen tiefen Wüchlingen quittiert, als die jungen Mädchen sich auch schon an dem einen Ende, die tanzende Herrenwelt an dem andern Ende des rasch geräumten Saales zusammenballten. Oben, fast unter der Decke, in einem Behälter, der wie ein mächtig großer Vogelkäfig aussah, trugen drei Musikanten „stimmend“ an ihren Instrumenten herum, und die Mütter flüchteten auf die erhöhten Seitenbänke des Saales,

die Herr von Leschdorf höchst respektwidrig den „Drachensfels“ benannt hatte.

Mary stand in dem Kreise der jungen Damen, die sie halb scheu, halb neugierig umdrängten, schüttelte alle Hände in der Runde und machte etwa zwei Duzend neuer Bekanntschaften in fünf Minuten. Die Chor- und Molettenmusik hatte sie nicht sonderlich interessiert, und sie war froh, daß sie nicht mehr so steif neben Tante Cordula unter all den alten Tanten zu sitzen brauchte; ihr ganzes Wesen sprühte Leben, und sie brachte es ohne Zwang fertig, den Wintershausener Damen allerlei Freundliches zu sagen.

Jetzt sah sie zu den Herren hinüber, die der Mehrzahl nach augenscheinlich abwechselnd Anfälle von Thätendurst und hoffnungsloser Verlegenheit bekamen, an ihren größtenteils bereits durchgeschwitzten Handschuhen zerrten oder merkwürdige Verrenkungen mit den Beinen vollführten. Mary konnte es sich gar nicht erklären, weshalb in aller Welt sämtliche „girls“ hüben und sämtliche „boys“ drüben standen wie in zwei feindlichen Lagern, dergleichen hatte sie noch nie gesehen, doch mußte es wohl irgend eine besondere Bewandtnis damit haben.

„Was machen alle diese Herren da drüben?“ gab sie ihrem Erstaunen zu Herrn von Leschdorf Ausdruck, der eben auf sie zugeschritten kam, und bei dessen Annäherung die ganze Mädchengruppe wie die Ruten im Regen enger zusammendrängten.

„Sie belauern sich gegenseitig, wer von ihnen die Courage haben wird, mit Ihnen den Ball zu eröffnen,“ sagte Herr von Leschdorf mit ironischem Lächeln.

Mary lachte trillernd auf. „Indeed!“ rief sie amüsiert.

„Aber wir wollen die Armen erlösen, nicht wahr, Miß Miller — wollen Sie sich mir anvertrauen?“ er verbeugte sich ritterlich, und:

„O gewiß,“ sagte Mary, und dann flogen sie miteinander dahin nach den ersten Walzerklängen, die soeben kreischend aus dem Vogelkorb an der Saalbede herabstürzten.

In diesem Augenblick war Tante Cordula wirklich stolz auf ihre ausländische Nichte. Gab es ein schöneres Paar im ganzen Saal? Dieser hochgewachsene, vornehme junge Edelmann und Marys bewegliche, gazellenhafte Grazie — es war in der That ein wunderhübscher Anblick, und Tante Cordulas zärtliches Herz wand sich förmlich, als nun Anni mit dem zappeligen kleinen Fiesherz, der niemals in den richtigen Takt kam, durch den Saal stümpern mußte . . .

Auch Johannes Nölbechen sah die beiden Paare an sich vorüber tanzen und gewahrte den Unterschied; sein Zorn gegen Mary wurde dadurch plötzlich wieder von neuem angestachelt, und als sie nun gar, leicht wie eine Flocke in den Armen ihres Partners hängend, ihm im Vorübergleiten grüßend zulächelte, da rebete er sich ein, nie etwas so Unweibliches und Aufbringliches gesehen zu haben wie dieses junge Mädchen. Obwohl er sonst an diesen Vereinsabenden, da sie in geschlossener Gesellschaft stattfanden, hin und wieder sich unter die Tanzenden gemischt hatte, beschloß er, dies heute nicht zu thun, um nicht ge-

zwungen zu sein, auch dies fremde Mädchen in seinen Armen zu halten, das ihm, so meinte er, mit jeder Minute unsympathischer, ja unleidlicher wurde. Allein im Begriff, nach Hause zu gehen, wurde er mit lautem Protest von dem Bürgermeister und Rektor Grusemann festgehalten, und wohl oder übel befand er sich bald darauf mit diesen Edlen in einem Nebenzimmer zu einem regelrechten „Dauerstat“ festgeschmiebet.

Währenddessen feierte Mary im Saal drinnen einen unbestrittenen Triumph. Nachdem einmal das Eis gebrochen war, bestürmten die Herren die reizende Fremde um eine Tour Polka oder Galopp oder Rheinländer, so daß Mary kaum zu Atem kam. Alles, was jung war, war absolut entzückt von ihr; die Mädchen beschlossen samt und sonders — natürlich jede heimlich für sich allein — zum nächsten Kränzchen in einem rosa Kreppleide und mit Erika-blüten im Haar zu erscheinen, und unter den Herren war nicht ein einziger, der sich nicht bis über beide Ohren in die reizende kleine Amerikanerin verliebt hätte. Nur bei den Müttern gab's hie und da saure Mienen. Die dicke Frau des Weinhändlers Sädemeyer verfolgte mit immer drohender hervorquellenden Augen den reichen Mühlenbesizersohn aus dem nahen Bauerndorf Groß-Meltien, den man schon so gut wie sicher zu haben glaubte, und der jetzt plötzlich nur noch Aug und Ohr für dieses fremde junge Mädchen zu haben schien, und Frau Rektor Grusemann war zu ihrer innersten Empörung fest davon überzeugt, daß der jüngste unverheiratete Lehrer, der bisher doch unverkennbar, und wie es sich auch wohl gehörte, ihrem Dorchen den Hof gemacht, nun dort drüben an jener Säule augenscheinlich ein schwärmerisches Liebesgedicht auf die Gefeierte verfaßte . . .

„Damenpolka — Damenpolka!“ verkündete jetzt krähennd das sadenscheinige Stimmchen des Herrn Fiesherz, den man in Ermangelung eines andern Opferbereiten zum Tanzordner gemacht hatte.

„Damenpolka — was ist das?“ sagte Mary, an Anni herantretend, die sich krampfhaft Mühe gab, vergnügt zu erscheinen.

„O, kennt Ihr das nicht? Damenwahl beim Auffordern,“ sagte Anni, „die Damen engagieren jetzt die Herren, anstatt umgekehrt.“

„O how jolly!“ rief Mary entzückt, „das ist eine gute Idee!“ und lebhaft suchend schweiften sofort ihre Augen im Saale umher, um ihn zu entdecken, den sie auf diese Weise nun doch zwingen konnte, mit ihr zu tanzen. Sie sah ihn nicht, aber da trat Herr von Leschdorf soeben aus dem Herrenzimmer herein.

„O, Herr von Leschdorf, wo ist Mister Nölbechen, er muß mit mir tanzen!“ sagte Mary rasch.

„Bravo, gnädiges Fräulein, das ist recht, holen Sie ihn nur fort von den Philistern, da drinnen sitzt er beim elenden Skat — ich werde mir erlauben, Sie hinzuführen.“

Einen Augenblick später stand Mary in dem mit dichtem Tabaksqualm angefüllten Zimmer vor dem jungen Pfarrer. Sie legte das Köpfchen auf die Seite und lächelte ihn halb schelmisch, halb nun

doch etwas verlegen an. „Mister Nölbechen,“ sagte sie, und ihre Stimme klang ein ganz kleinwenig besangen, „dies nennt man Damenpolka, und ich bitte Sie zum Tanz . . .“ errötend stand sie vor ihm, der im ersten Augenblick der Verblüffung noch nicht aufgestanden war und zuerst gar nicht zu begreifen schien, um was es sich eigentlich handelte.

Herr von Leschdorf lachte. „Ja, ja, mein lieber Nölbechen, nun hilft es nichts, nun müssen Sie 'raus, nur keine Müdigkeit vorgeschützt, alter Freund; immer vorwärts, Miß Müller thut ein gutes Werk, ich werde solange Ihre Partie hier übernehmen.“

Johannes war bereits aufgestanden, kein Zug in seinem Gesicht regte sich; er machte Mary eine tiefe Verbeugung und sagte kalt: „Ich nehme niemals am Tanze teil, aber ich kann mir denken, daß Sie dies nicht mußten!“ Dann bot er ihr den Arm und führte sie nach dem Saaleingang, ohne ihr jedoch ein einziges weiteres Wort zu gönnen. Ganz lose, unartig lose hielt er ihren Arm in dem seinen, kaum merklich dirigierte er ihren Weg. Mary war das Weinen nahe, sie bedauerte jetzt, ihn gezwungen zu haben; für so unartig hatte sie ihn nicht gehalten.

Der Saal war voll von Paaren, es war schwer durchzukommen, und unwillkürlich drückte jetzt Johannes Marys Arm fester in den seinen. Die junge Fremde sah ihn scheu von der Seite an; da lag noch der gleiche abweisende Zug auf seinem Gesicht wie vorher, ja, er schien noch stärker ausgeprägt und sprach gerabezu Abneigung, beinahe Widerwillen aus . . . was mochte dieser Pastor Nölbechen nur gegen sie haben?

Johannes strebte augenscheinlich danach, Mary auf dem kürzesten Wege auf der andern Seite des Saales bei ihrer Tante sicher wieder abzuliefern; allein die tanzenden Paare hielten sie oft auf oder drängten sie wieder zurück. Johannes wurde es siedendheiß in diesen wenigen Minuten; er war innerlich wütend. Jetzt hatte sie es doch über ihn gewonnen, daß ihr Arm in dem seinigen lag und er sie führen mußte, dieses unleidliche, lede, fremde Ding . . . er sah sie gar nicht an, aber wie ein stummer Schmeichler stieg der seine Duft aus ihrem Lockenhaar zu ihm empor, ganz, ganz sachte wob das Parfüm ihrer bräunlichen, sammetartigen Haut sich um seine Sinne, fast unmerklich drang ihre nahe junge Lebenswärme ihm in das eigene Blut. Johannes war's als ob ihn schwindelte, mit einem plötzlichen Ruck ließ er Mary stehen, verbeugte sich und entfernte sich schnell; er war blaß geworden, und die Falten auf seiner Stirn gruben sich tiefer. Ohne wieder an Herrn von Leschdorf oder seine verlassenen Statpartie zu denken, ging er in die Garderobe, ließ sich seine Sachen geben und eilte ins Freie, er glaubte ersticken zu müssen in den dichtgefüllten Räumen! In Hirn und Herz wirbelte es ihm von allerlei Gedanken und Gefühlen, denen er vergeblich zu wehren trachtete, die er nicht klar zu sichten verstand. Zorn gegen sich selbst, daß er seine Abneigung nicht besser zu beherrschen vermocht, Zorn gegen Anni, daß sie es nicht verstand, ihre eigene Stellung gegenüber der Cousine

gegenüber energischer zu betonen, und vor allen Dingen Zorn gegen diese Mary, daß — ja, was war es denn eigentlich, das er gegen sie hatte, was hatte sie ihm denn zuleide gethan, ihm oder auch Anni? Oder irgend jemandem hier?

Johannes Nölbechen ging ärgerlich in seinem Zimmer auf und ab; jetzt wo er seiner Abneigung Gründe unterzulegen suchte, fand er nicht so recht, wessen er sie anklagen sollte! Ja, es erhoben sich sogar Stimmen in ihm, die sie energisch verteidigten. Konnte sie dafür, daß sie alle diese guten kleinen Spießbürgerinnen von Wintershausen überstrahlte mit ihrer weltgewandten Grazie und Liebenswürdigkeit; war es ihre Schuld, wenn auch Anni dürftig neben ihr erschien? Und war sie wirklich „aufbringlich“ und „unweiblich“ gewesen gegen ihn oder irgend einen andern? War nicht vielmehr diese frohe Harmlosigkeit, dieser natürliche, offene Ton ein Zeichen von reiner, unverdorbener Sinnesart?

Ohne Resultat in diesen Grübeleien warf sich der junge Sittenrichter endlich auf das Bett, um die ganze Nacht hindurch zu träumen von rosa Wolken und zitternden Erika Blüten, von großen fragenden Augen und sinnverwirrendem Duft.

Elftes Kapitel.

Auch Anni hatte in der Nacht, die dieser Festlichkeit folgte, wenig geschlafen. Sie fühlte sich so beschwert von ihrem Dasein und von der ganzen Welt, ihr war, als wäre das Leben überhaupt nicht lebenswert. Sie verstand sich selbst nicht mehr. War sie einen Tag voll jubelnder Zuversicht, voll hochfliegender Zukunftsträume, so hing sich am nächsten die Beschränktheit ihres Lebenskreises, das Enge, Kleinliche ihres ganzen Daseins wie Blei an ihre Seele. Sie fiel von einem Extrem ins andere, und beides entsprang seltsamerweise aus ein und derselben Wurzel: dem Eintreten ihrer Cousine Mary in ihr Leben.

Wie anders erschien ihr seitdem so vieles in diesem Leben, als sie es früher angeschaut, und doch waren erst wenige Wochen seit Marys Ankunft verflossen! Anni sagte sich nicht, daß alle diese Gedanken und Empfindungen, die sie jetzt bestürmten, bereits stumm in ihrer Seele gelegen hatten seit Jahren, und daß es eben nur eines Anstoßes bedurfte hatte, um sie zu Tage zu fördern und ihnen Leben einzufloßen. Aber selbst wenn sie sich dies gesagt hätte, so hätte es ihr wenig geholfen. Dies eben erwachte Leben ihrer Gedankenwelt war wie das Leben der Natur im April, bald frühlingjubelnd, bald herbstesbang, unstät und wirr. Die Zuversicht, das jubelnde Frühlingwehen kam meist nur über sie, wenn sie allein, ganz allein mit sich selber war — in Marys Gegenwart aber, und zumal wenn Johannes ebenfalls zugegen war, überfiel sie seelisch und körperlich jenes Gefühl bleierner Schwere, das in ihrer Seele öde Hoffnungslosigkeit, in ihrem Betragen ängstliche Schwerfälligkeit erzeugte. Anni fühlte es, wie linstlich sie sich ausnahm neben der anmutigen, lebensichern Cousine, und dies Bewußt-

sein machte sie nur noch verlegener und ungeschickter, zumal wenn sie sich von Johannes beobachtet wußte. Wie mochte er über Mary denken? Noch hatte er Anni gegenüber ihrer gar nicht erwähnt, weder im Guten noch im Bösen, aber das gerade war für Anni eine Qual.

Und Mary selbst — was für ein seltsames Geschöpf war sie doch, so viel fertiger als irgend ein anderes junges Mädchen aus Annis Bekanntschaft und doch für ihre Begriffe auch wieder so voll seltsamer Widersprüche . . . Als die Cousinen sich nach dem Konzertabend zur Ruhe begeben und die Lichter gelöscht hatten, da war es plötzlich noch einmal beim Schimmer des Mondlichts in Annis Zimmer ge-

huscht, ein zierliches Figürchen mit nackten Füßen und im spitzenbesetzten Nachtleidchen. „Anni,“ hatte es geklüffert, „Tante Cordula sagte vorhin zu der Bürgermeisterin etwas von der armen Frau des Bahnarbeiters, die nun ihre vier Kinder ganz allein ernähren müsse — arme Frau, poor mother. Sie sagten, Du gingest morgen hin — willst Du ihr dies mitnehmen?“ und hinaus war sie gewesen, verschwunden wie eine Elfe im Mondenzauber, und Anni hatte etwas Schweres, Goldglänzendes in ihrer Hand gefühlt . . . Seltsames Mädchen, das so leichtfertig die eigene Mutter entbehrte, und hier so warmherzig ein armes, unglückliches Mutterherz zu erleichtern suchte! Konnte man ihr gram sein?

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Das letzte Lied.

Nun leg ich nieder
Mein irdisch Thun,
Und meine Lieder,
Sie schweigen nun.

Ich hab gesungen,
So lang, so lang,
Nun ist verklungen
Der letzte Klang.

Von Lenz und Leben
Und Liebespein;
Von Blütenweben
Und Sonnenschein.

Das Jugendprangen,
Es schwand dahin;
Die roten Wangen,
Der leichte Sinn.

Mein Haupt sinkt nieder
Zum letzten Ruh; —
Und meine Lieder,
Sie schweigen nun.

Requiem.

Von *H. Jeppe*.

Es giebt nichts Unerbilllicheres als die Zeit. Es ist die alte Qual der Menschen, daß sie die Zukunft nicht wissen. Auch die Erinnerung schmerzt, selbst die schöne. Wer im Glück sitzt, denkt nicht an das Vergangene.

Er kam aus dem Konzert. Ein junger Meister hatte sein Requiem aufgeführt. Was wußte der Jugendfreische, der nun beim Sekt saß, vom Tod!

Er, der Einsame, wußte davon. Er war Arzt. Er hatte an Totenbetten gestanden und erschütternde Vorgänge erlebt, die in der Erinnerung oft wie Schauer seine Seele durchrieselten. Dann war der Tod zu ihm selbst gekommen,

er hatte ihn gefühlt an Weib und Kind. Sachte anklopfend kam er, aber er kam, näher und näher, unabweisbar, mit schrecklicher Sicherheit, — er hatte den Tod studiert aus Büchern, nun sah er des Todes Leben, — es stimmte — es stimmte nicht — der Tod war zu fürchterlich.

Viel hatte er gearbeitet, die Nächte hindurch gelernt, gedacht, geforscht. Er war stolz auf seine Kunst gewesen. Es ist recht, vom Bilde des Todes zu sagen: es grinst. Der Tod höhnt über die reifste und sicherste Kunst der Menschen.

Der Tod hat seine Poesie. Wenn der Sturm der sich kreuzenden, wirren Schmerzen vorüber ist, dann fühlt man sie. Sie kann das lebende Herz töten, das um die Toten klagt. Aber sie ist auch schön — entseßlich schön.

Er fühlte sie, diese Poesie. Das Requiem hatte sie geweckt, trotz des jugendlichen Meisters, der nun sein Totenlied beim Sekt feierte. Aus der Musik war es gekommen wie der scharfe Geruch von Fichtenkränzen und Theerosen und Wachskerzen, wie schreues Flüstern und Aufschluchzen, wie das dumpfe Hämmern auf den Sarg, in dem nichts war als tote, tote Liebe.

Und während er dahinschritt durch den Dezembersturm, im sprühenden Naß, in dem blendenden, starren Scheine des elektrischen Lichtes, da war sein Herz ganz voll vom Requiem.

Requiem — Ruhe.

Es lag in ihm wie Schmelz, das Harte hatte sich aufgelöst. In diesem neuen Leben, das ihn erfrischte wie Tausalwasser im Lenz, war Ruhe, wunderbare, immer ruhiger werdende Ruhe.

Und über der Ruhe hing ein Wogen an, so sanft und deutlich, als wenn sich aus der Nische der Feuervogel mit säuselndem Fittig hebt.

Und er fühlte Töne, süße, warme Töne. Sie spannen sich um die zartesten Gedanken, die er je gehabt, wie Herbstfäden um welkes Laub. — Ihn durchglühte eine leise, wonnige Erinnerung an Lenz und Jugend, brennend und leuchtend zugleich.

Seltener ward das elektrische Licht, dunkler und stiller die Straße. Eine Mietsdroschke kam klappernd vorüber, an den Häusern hin rauschte der Wind.

Er durchlebte die Poesie des Todes, und sie war so stark, sie drängte ihn in das Leben zurück.

Musik, — liebe, göttliche Musik!

Er entzündete daheim die Kerzen am Flügel. Wie über einen schwarzen Schrein fiel ihr Schimmer. Da drinnen auch Requiem, Ruhe, lange schon, aber nun glitten die Hände, die auch so lange müde gelegen, über die Tasten.

Sein Leben rann unter seinen Händen, — noch einmal wie Traumbilder zog's vorüber, die Lieber seiner Mutter und seiner Knabenzeit, die lustigen Weisen der Studententage, der selige Liebeslang und das Sijapopeija an der Wiege, und dann die düster wogenden Töne des Requiems — das alles — und er starrte in die zuckenden Flammen der Kerzen — allein! —

Da kamen die Thränen, und durch die Seele brauste der Gewittersturm der Verzweiflung. Und dann Ruhe, wieder diese köstliche Ruhe nach dem Genusse des Requiems, Ruhelied den Toten! Aber über das Grab hin wogt das Leben weiter. — Ruhelied auch den Lebenden — Schmerzruhe — das ist der göttliche Zauber der Musik, ihr himmlischer Segen. — — — — —

Und sie riß ihn vom Tode in das Leben zurück.

Des Geigers Tod.

(Nach einer Begebenheit.)

Der Geiger tritt auf, man jubelt ihm zu
Wie stets, wo er immer sich zeige;
Er streicht die dunkeln Loeken zurück,
Dann nimmt er Bogen und Geige.

Und Töne wie aus anderer Welt
Den Saiten zaubrisch entquellen;
Die Hörer ergreift es wunderbar,
Die Herzen beben und schwellen.

Nun säuselt die Weise lieblich lind
Wie des Westes schmeichelnd Rosen,
Dann braust sie wie der empörte Strom,
Wie des Wassersturzes Tojen.

Gleich Nachtigallenlauten nun tönt's,
Die süßverlangend locken;
Nun klingt es, düst'rer Schwermut voll,
Wie Klage der Sterbeglocken.

Noch einmal auflobert die Lebenslust
In himmelanstürmenden Tönen:
Ein fliegend Jauchzen, ein Schlußaccord,
Das Ganze würdig zu krönen.

Da bricht, der die Klänge hervorgehockt,
Entzwei bricht mitten der Bogen;
Der Meister betrachtet ihn ernst und trüb,
Nicht achtend des Beifalls Wogen.

Die Rechte preßt er plötzlich aufs Herz
Und sinkt erbleichend nieder;
Ein tiefer Seufzer, dann schließt sich sein Aug',
Und — nimmer öffnet er's wieder!

Der Jubel verstummt, still wird's im Kreis,
Die Wangen jäh sich entfärben — —
O seliger Tod, so schmerzlos schnell
Nach schöner That zu sterben!

Wilhelm Idel.

Gedankensplitter über Musik.

Wie alles in der Welt, im Reiche des Körperlichen sowohl als des Geistigen, so ist auch die Kunst dem großen Gesetze der Entwicklung unterworfen, und zwar jede ohne Ausnahme. Verstehet man unter Kunst diejenige Blüte, welche nicht aus dem Grunde des Lebensbedürfnisses aufwuchs, sondern einem geistigen Triebe entsprang, so ist wohl die Musik die älteste der Künste, denn sie ist offenbar parallel mit der Sprache gegangen, hat also die längste Entwicklungsreihe durchlaufen. Wenn man sich einen Zustand denkt — und denken muß — in welchem der einfache Naturmensch seinen Gefühlen in Tönen ohne irgend eine schriftliche Bezeichnung derselben für Zeitdauer, für Höhe und Tiefe Ausdruck gegeben hat, und diesen Zustand vergleichet mit denjenigen Bedingungen, unter welchen ein heutiges Tonwerk, z. B. von J. Brahms, zur Ausführung und zum Gehör gelangt — ein kaum entwirrbares Gemenge von Strichen, Kreuzen und Köpfen — so hat man es schwarz auf weiß, welche Veränderungen diese Kunst auf ihrem langen Wege von den ersten Regungen des Tongefühls an bis zu den symphonischen, bisweilen auch antiphonischen Entladungen eines modernen Tongewitters muß durchgemacht haben. Und doch hat es auch hier keinen Sprung in der Entwicklung gegeben, sondern das geistige Bedürfnis rückte langsam vorwärts, um dann an einer erreichten Station für längere Zeit gleichsam auszuruhen. Es scheint nun aber wirklich, als ob diese Ruheperioden mit jedem Jahrhundert kürzer würden, und das Bedürfnis nach Neuem sich rascher einstellte als ehemals. Woran liegt das? Ist unsere Gehöreinrichtung — und zwar *accelerando* — eine andere geworden? Entspricht dieses oder jenes Intervall, dieser oder jener Accord, entspricht eine Tonfolge, die uns früher wohlthuend annulete, unserem Gefühl nicht mehr? In keiner Kunst sind die Ursachen des Wohlgefallens so schwer zu ergründen als in der Musik. Sie ist die subjektivste aller Künste, weil unser Urtheil hier keinen Maßstab hat an den Dingen der Außenwelt, wie dies bei den anderen Künsten der Fall ist. Der Maler und der Bildhauer nehmen ihre Gegenstände und Formen aus der Natur, der Dichter arbeitet mit einem Darstellungsmittel — Sprache — das allerdings symbolisch, aber seit Menschengedenken von jedermann gebraucht ist, und worüber keine Meinungsverschiedenheit bestehen kann. Der Musiker aber hat in der Natur kein Vorbild, das er nachahmen kann, und sein „Generalbaß“ kann ihm höchstens sagen, was er nicht thun darf, nicht aber, was er thun soll, ist also kaum die allernotdürftigste Formenlehre, keine Syntax und noch viel weniger eine Stilistik. So viel uns bekannt, wird jetzt angenommen, daß das Wohlgefallen am musikalisch Schönen auf streng mathematischen Gesetzen (Verhältnissen) beruhe, und daß, je strenger diese Gesetze, bewußt oder unbewußt, vom Komponisten durchgeführt werden, die Stimmposition um so vollkommener sei. So das „Ave verum“ von Mozart. Wie kommt es nun aber, daß das genannte Stück nach mehr als hundert Jahren noch ganz den gleichen unwiderstehlichen Zauber auf uns ausübt wie zur Zeit, da es geschaffen wurde, wenn wirklich, wie man uns einreden will, unser musikalisches Empfinden für gewisse Accorde und Tonfolgen ein anderes geworden ist? Die so und so vielen Empfindungsnerven minimalster Dimension, welche die Physiologen und Physiker in unserem Gehörapparat vorgefunden haben, und

von welchem unser Wohlgefühl und sein Gegenteil bei der Tonwahrnehmung bedingt ist, werden sich seit Anfang dieses Jahrhunderts wohl kaum in ihrer Beschaffenheit geändert haben — in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit ist für eine Darwin'sche „Entwicklungsphase“ noch kein Raum — aber geändert, stark geändert hat sich der musikalische Geschmack; ob freiwillig oder gezwungen, ob dem eigenen Trieb oder der Mode gehorchend, darf freilich gefragt werden. Und sofort darf auch behauptet werden — ohne daß damit eine Voreingenommenheit gegen diese oder jene Richtung bezeugt wäre — daß gerade die großen und für groß geltenden Komponisten der Neuzeit bewußt und unbewußt ihr möglichstes gethan haben, den herrschenden, an den alten Mustern erzeugten Geschmack umzugestalten; dazu mußten aber neue Mittel geschaffen werden, und wenn sich anfänglich die Geschmacksnerven dagegen sträubten, so hieß es: „Und folgst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ Wenn die Orkestimmen aus dem Allerheiligsten des Musiktempels heraus sich immer und immer in diesem Ton vernehmen ließen, so war es kein Wunder, wenn schließlich das Publikum sich dem Wanne fügte, denn „jene mußten es ja besser wissen“ und was sie für schön und wohlgefällig ausgaben, mußte doch auch den Laien gefallen! — Es ist ja wahr, auch Beethoven galt seinen Zeitgenossen für einen Neuerer, auch ihm erwuchsen unter den Fingern Tonfiguren, die ein eigenartiges, ungewohntes Aussehen hatten, über die man den Kopf schüttelte, sogar geradezu spottete — heutzutage hat sich alle Welt, wenigstens alles, was Ohren hat für Musik, an jene Figuren gewöhnt und findet sie schön — aber die Ausweichungen, die sich der Hero's erlaubt hat, nehmen sich denn doch noch jungfräulich verschämt aus gegen die waghalsigen Purzelbäume, welche die Modernen von einer Tonart in die andere, sogar in einem und demselben Takte schlagen, von dieser ruh- und rastlosen Jagd nach Kontrasten, Dissonanzen und den äußersten Linien auf kontrapunktischem Gebiete, welche dasselbe gegen die jenseits hausenden Wilderer abstecken! Bei diesen Kreuz- und Quersprüngen von den Pfählen der „Kreuze“ zu denen des „b“ kann das gesunde Gefühl eines ursprünglichen Zuhörers unmöglich zu einem Genuß kommen — denn dieser erblüht nur auf dem Untergrund einer ruhigen Seelenstimmung — wo er gleichwohl sich einzustellen scheint, ist es eben Schein und Selbsttäuschung; man genießt auf Ordre und den Herren Komponisten zu Gefallen; die musikalisch gebildeten Zuhörer können sich wenigstens mit dem „Verständnis“ zufrieden geben; denn das erklärende Textbuch mit seiner „Einleitung“ sagt ihnen schwarz auf weiß, was der Komponist alles gewollt, und mit welchen harmonischen oder melodischen Mitteln er es vollbracht hat — also Wollen und Vollbringen, in jedem Takte und jeder Figur mathematisch nachgewiesen! und somit das musikalische „Verständnis“ zur vollsten Blüte aufgebrochen! Liegt vollends noch ein weisevoller religiöser Text zu Grunde, dann ist — die Selbsttäuschung vollkommen. Uns aber scheint immer und immer wieder in der Musik vor allem der Spruch angebracht: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Unschuld ein kindlich Gemüt“ — das meinte und fühlte auch Chopin-hauer in seiner mystisch klingenden Verherrlichung der Musik, und das blühten sich auch „die musikalischen Kritiker“, die alles wissen und das Gefühl mit dem Taktstock messen wollen, gesagt sein lassen.

J. Müllg.

Im Konzert.

Die Geige sang — wie ward mir wunderbar
Zu Mut, als ich im Saale Dich erblickte!
Du lauschtest weltentrückt; Dein gold'nes Haar,
Dein Antlitz bald in Träume mich verstrickte.

Ich glaubte mich auf hohem Berg allein,
Allein mit Dir, den Abgrund nur zur Seite —
Die Firnen glänzten weiß im Sonnenschein,
Die Wolken zogen schimmernd in die Weite.

Dein Köpfchen ruhte sanft an meiner Brust;
Ich fühlte Deines Herzens leises Schlagen
Und fragte: „Hast Du wirklich schon gewußt,
Was ich nun endlich wagte Dir zu sagen?“

Du lächelst. — Ein graues Wölkchen wand
Sein Duftgewebe um die Bergespitze;
Der ganze Gipfel bald in Nebel stand,
Kaum sah die Sonne noch durch eine Ritze. —

Wir blickten lange, lange himmelwärts,
Vergessen war das wirre Weltgetriebe — —
Die Geige sang, doch lauter sang mein Herz
Das hohe Lied der Sehnsucht und der Liebe.

Ludwig.

Neue Bücher.

Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Litteratur von Joh. Wilh. Appel. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. (Olbenburg 1896. Schulz'sche Hofbuchhandlung.)

Über vierzig Jahre sind seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches vergangen. Jede folgende ist für den Verf. Gegenstand sorgfältiger Überarbeitung gewesen; in allen Litteraturen hat er nachgeforscht, die Wirkungen von „Werthers Leiden“ zu verfolgen, Nachahmungen, Satiren, Übersetzungen u. s. w. nachzuweisen. Das dünne Büchlein der ersten Auflage ist jetzt ein stattlicher Band von 367 Seiten geworden, der wohl so ziemlich alles umschließt, was sich auf Entstehung und Wirkung dieses Romans bezieht. Wenn nun auch der Hauptvorteil der Arbeit dem Forscher zufällt, so ist doch die Darstellung eine solche, daß jeder Gebildete das Werk mit Teilnahme lesen kann und daraus Anregungen und Belehrung schöpfen wird. Es sei unseren Lesern warm empfohlen. Die Ausstattung ist vortrefflich. L.

Geschichte der Isländischen Dichtung der Neuzeit. 1800–1900. Von M. phil. Carl Kückler. (Leipzig 1896, Hermann Haacke, früher Mautes Verlag.)

Die Arbeit verdient warme Anerkennung, weil sie von dem behandelten Stoffe — das erste Heft ist der Novellistik gewidmet — ein übersichtliches und klares Bild giebt. Der Verf. hat sich lange Zeit mit dem Schrifttum der Isländer liebevoll beschäftigt, auch schon einige Werke verdeutschet. Zuweilen mag der Herzensanteil, den er an dem Schaffen des geistig regen Inselvolkes nimmt, sein Urteil etwas beeinflusst haben, aber er hat ihm auch das Verständnis für dessen Eigenart gemehrt. Er hebt mit Recht den Einfluß hervor, den Volkart und Natur auf die Wahl der Stoffe, auf die Auffassung der leitenden Gedanken und der Menschen ausgeübt haben. Man stimmt ihm gerne zu, wenn er „die Einfachheit der Stoffe und die Schlichtheit ihrer Darstellungs-

form" besonders rühmend hervorhebt. Dank verdient, daß er durch kurze Inhaltsangaben uns eine ungefähre Vorstellung von dem Stoffkreise giebt, in dem sich die isländischen Erzähler bewegen; hier wäre man ihm für Proben sehr dankbar gewesen. Auch von Wert ist die kurze Kennzeichnung der amerikanischen Vertreter des Schrifttums in Kanada. Herr Rückler hat die Freunde der Weltliteratur durch seine fleißige Arbeit verpflichtet. Zu wünschen wäre eine feinere Durcharbeitung seines Stils. Heute fordert man sie auch in Werken, die nicht der Dichtung angehören und wird von schlechtgebauten Sätzen und abgebrauchten Wendungen unangenehm berührt. L.

Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Dr. Lassar-Cohn, Universitätsprofessor in Königsberg. Mit 19 Holzschnitten. (Hamburg und Leipzig 1895, Leopold Voß.)

Das Buch ist aus Vorträgen hervorgegangen, die der Verf. in seinem Wohnort gehalten hat. Es sind zwölf, alle in der Auswahl des Stoffes für weite Kreise berechnet. Luft und Atmung, Flamme, Leuchtmittel, Ernährung und Nährstoffe; Gärung und deren Ergebnisse, Gerberei und Wäsche; Ole, Tinte, Papier; Pottasche, Seife; Glas, Thon; Porzellan — Photographie; Metalle und deren Zubereitung und Verwendung; Alkaloide, Narcotica — das sind einige Stichworte aus dem Inhaltsverzeichnis. Obwohl der Verf. stets das Leben und die Anwendung des Wissens im Auge behält, weiß er doch in ungemein geschickter Weise theoretische Anschauungen einzuflechten, wie z. B. S. 18 ff. dem Leser die Begriffe Molekül und Atom vermittelt werden, und dann an sie die Erklärung der Kohlenstoffverbindungen sich anschließt. Durch diese überall eingestreuten Erklärungen wird selbst dem Laien das Verständnis einer großen Reihe von Erscheinungen vermittelt, an denen er sonst, weil sie ihm zu gewohnt sind, ohne Teilnahme vorbeigeht. Die Darstellung ist überall das, was man in Fachkreisen „elegant“ nennt, d. h. klar, übersichtlich und sicher.

Wir können das Buch den Lesern der Roman-Zeitung als vortreffliches Bildungsmittel warm empfehlen. Sch.

Gesunde Nerven. Ärztliche Belehrungen für Nervenfranke und Nervenschwache von Dr. med. Otto Dornblüth, Specialarzt für Nervenkrankheiten in Rostock. (Rostock 1896, W. Werther.)

Ein sehr empfehlenswertes Buch, das wir gerne in jedem Hause wüßten, obwohl wir im allgemeinen den Schriften dieser Art mit nicht unbegründetem Mißtrauen entgegentreten. Es ist in reinem, einfachem Deutsch geschrieben und mit Besonnenheit abgefaßt. Es will nicht durch Übertreibungen schrecken, noch nimmt es die Sache zu leicht, um zu beruhigen. Mit Verständnis wird auf die einzelnen Zustände eingegangen, Veranlassungen und Entwicklung der Krankheit werden dargestellt, die verschiedenen Mittel und Behandlungsweisen sachlicher Beurteilung unterzogen. Besonders hervorzuheben ist, daß der Verf. auf die Bedeutung des Geistigen hinweist. Der 6. Abschnitt „Geistige Diätetik des Nervensystems“ gehört zu den besten des Buches und enthält sehr beachtenswerte Mahnungen. Welcher Art auch die Einflüsse sein mögen, die unseren Zeitgenossen die Neuralgie gebracht haben, läßt sich wohl nicht allseitig aufdecken, jedenfalls steht fest, daß sie wie die „Vapeurs“ im vorigen Jahrhundert zur Zeitkrankheit geworden ist. Es gilt deshalb schon bei Kindern auf die ersten Merkmale zu achten; das Beste wohl ist, sie von der Frühzeit an an

ein einfaches Leben zu gewöhnen. Wenn das Buch im richtigen Sinne gelesen wird, kann es großen Nutzen bringen. (2,50 Mk.) Sch.

(Wir wollen, sobald es der Raum gestattet, einen kleinen Abschnitt zum Abdruck bringen und hoffen, dadurch recht viele der Leser zum Ankauf des Werkes zu bestimmen. D. L.)

Populäre Medizin. Gemeinverständliche Abhandlungen aus allen Gebieten der Gesundheitspflege und Heilkunde von Dr. med. S. Scherbel, Arzt in Lissa. (Berlin 1896, Hugo Steinig.)

Auch dieses Werk ist zu empfehlen. Als Verdienst schon ist dem Verf. anzurechnen, daß er an vielen Stellen die schwindelhaften Mittel benennt und vor ihnen warnt. Die Darstellung zeichnet sich durch Klarheit aus, nur sind die einzelnen Aufsätze etwas bunt durcheinandergewirbelt. Es sind 38, von denen wir besonders hervorheben: „Wie verhütet man eine Ansteckung?“, „Pflege des Ohrs und des Auges“, „Der Turnplatz im Zimmer“, „Der Sport und die Frau“, „Erkältung“, „Gicht und Steinleiden“, „Asthma, Herz- und Nierenleiden“, „Das Kind vor und während der Schulzeit“ und „Krankenpflege“. Dankenswert sind auch seine Worte über den Alkohol S. 262–267. Wenn man sieht, wie der Saufteufel an unserer Volkskraft sündigt, so möchte man wünschen, daß alle Ärzte sich zu seiner Bekämpfung vereinten. In Bezug auf Irrenanstalten denkt mir der Verf. etwas zu optimistisch (S. 272). Daß er den Ausspruch Feuerbachs „Der Mensch ist, was er isst“ als „tiefinnig“ bezeichnet, ist wohl nur als Scherz aufzufassen. Ein kleines Versehen ist S. 227 dem Verf. entgangen, wenn er vom „Nährwert“ des Liebigischen Fleischextrakts spricht. Dieser ist kein Nahrungsmittel, sondern nur ein Genußmittel, das es Liebig selbst bezeichnet hat. Sch.

Der Pilzsammeler. Genaue Beschreibung der in Deutschland und den angrenzenden Ländern wachsenden Speisepilze nebst Zubereitung für die Küche, sowie Kulturanweisung der Champignonzucht. Zugleich ein Leitfaden für den Unterricht, sowie zur Orientierung der Marktpolizei. Mit 9 anatomischen und 30 kolorierten Abbildungen in natürlicher Größe. Herausgegeben von Carl Kloeber. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (Dresden 1896, Chr. Fr. Vieweg.)

Der genau wiedergegebene Titel sagt, was das Büchlein soll. Wir können hinzufügen, daß es seinem Zweck vollkommen entspricht. Ganz besondere Sorgfalt hat der Verf. den Merkzeichen der giftigen Schwämme zugewendet, wobei ihn die im allgemeinen guten Abbildungen unterstützen. Wenn man auch von der übermäßigen Schätzung des Nährwerts der Pilze etwas zurückgekommen ist, so bilden sie doch ein Nahrungsmittel, das mehr benutzt werden sollte als geschieht. Das fleißig gearbeitete Werk kann darin manches Gute bewirken; es sei unseren Hausfrauen, aber auch den Lehrern bestens empfohlen. Sch.

Folkskunst. Von Robert Mielke. Mit 85 Abbildungen. (Magdeburg, Walther Niemann.)

Was Volkskunst ist, wie sie einst Thatsache war und wie sie neu erstehen könnte, das darzulegen bildet die Aufgabe dieser Schrift. Und ich darf wohl sagen, daß ich sie mit Freuden gelesen habe. Nicht um des reichen Wissens willen, das sie verrät, nicht wegen des gefunden Urteils, sondern wegen der Wärme, die das Büchlein belebt, wegen des von jeder Einseitigkeit freien deutschen Sinnes und des feinen Kunstgefühls, das seine Wurzel im Verständnis des

organischen Werdens hat. Die Schrift ist voll anregender Hinweise und Bemerkungen und verdient von jedem kunstfertigen Menschen, auch von Frauen, gelesen zu werden. L.

Stimmen der Wüste. Von Willy Pastor. (Leipzig 1895, Verlag Kreisende Ringe, Max Spohr.)

Es giebt Menschen von viel Geist und nicht unbedeutendem Wissen, die aber daneben zu viel Phantasie besitzen. Jrgend eine Vorstellung ergreift den Dichter in ihnen, und nach ihr ordnen sie nun die Bausteine des Wissens, über die sie verfügen. Zuweilen besticht ein Teil des Gedankenaufbaus durch den Schwung der Linien oder das phantasiereiche Zierwerk, aber daneben werden tragende Glieder falsch verwendet, wo sie keine Last zu tragen haben, ein flacher Pilaster erhält ein wuchtiges Kapitäl, oder es sind Fenster vergessen worden. Auch Herr W. P. besitzt Geist und Wissen, aber der Grundzug seines Wesens ist durch die Phantasie gegeben. Den alten Einfall vom „Gesetz der Wüste“ benützt er als Leitfaden zu einer Art von Geschichtsphilosophie. Man liest das Büchlein mit Teilnahme, schon weil die Darstellung gut, zum Teil schwungvoll und die Sprache an machen Stellen künstlerisches Gebräuge aufweist.

Tritt man jedoch als besonnener Kritiker den geäußerten Ansichten gegenüber, so kann man nur sagen: ein in einzelnen Thatsachen richtiger Gedanke ist so breit getreten, daß er flach geworden ist. Und oft sind gerade die Teile, die uns als dichterische Stimmungsbilder erfreuen (wie S. 11 ff.) am meisten angreifbar, weil die Einbildungskraft sich vordrängt, wo eine Lücke des Wissens klafft. Was er S. 22 ff. von den Hythysos in Ägypten sagt, von dem „allmählichen Verfall eines herrlichen Volkes“, den zu sehen, ein „qualvolles Schauspiel“ sei — ist Phantasie. Wir wissen darüber so gut wie nichts — jedenfalls nichts, um den allmählichen Verfall verfolgen zu können. Daß der Verf. die Hythysos einfach gleich Israel stellt — oder doch als den Rest dieser (S. 25) — ist Phantasie. Die strenge Wissenschaft kann heute nur sagen: wahrscheinlich sind diese Hirtenvölker Semiten oder doch Verwandte der Semiten gewesen. S. 31 sagt Herr P.: „Wie widersinnig mußte den Hirtensemiten vor allem der ägyptische Glaube erscheinen“ u. s. w. Woher weiß er das? Die heutige Wissenschaft weiß wohl, daß sie anfangs Tempel plünderten und zerstörten, aber sehr früh nannten sich die Hirtenkönige „Söhne des Ra“ und legten ihren Volksgöttern und sich ägyptische Namen bei. Solche Phantasieeindrücke sind häufig, so in der Darstellung von Moses und Jesu; alles wird so lange geknetet, bis es sich dem leitenden Gedanken fügt.

Es fehlt mir der Raum, alle diese Gewaltthatigkeiten nachzuweisen. Nur einige Stellen seien hervorgehoben. S. 108 wird der 30 jährige Krieg als „der Todeskampf des verneinenden, des asketischen Christentums“ bezeichnet. 113 finden sich mehrere Sätze, aus denen ein recht flacher Atheismus spricht. S. 115 wird von den Juden gesagt: „So gingen sie vor, als sie die alte Ritterherrlichkeit, Ritterroheit durch die Einführung des Handels brachen.“ Man muß Dichter sein, um leichten Sinnes eine solche Behauptung aufstellen zu können.

S. 117 sagt er von der „Nationalität“ der Nordamerikaner, sie sei nicht auf „die Gnade der Bierwirte“ angewiesen, wie die Deutsche. Er scheint nichts zu wissen, von der Bedeutung, die der „Saloon“ in der ganzen Union besitzt. Die Herrschaft des Tammany-Rings in New York hat ihre Hauptstütze in den Bierwirten. — Man kann das Buch

lesen und sich mancher geistreichen Wendung und feiner Stimmung freuen, aber lernen kann man daraus nur, daß Worte eines Dichters mit Vorsicht aufzunehmen sind. L.

Buddha, Mohammed, Christus, ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Von Robert Falke. Erster darstellender Teil: Vergleich der drei Persönlichkeiten. (Gütersloh 1896, C. Bertelsmann.)

Die Teilnahme der gelehrten Kreise hat sich in den letzten Jahrzehnten immer entschiedener der vergleichenden Religionsgeschichte zugewendet. Die Ausbeute der Ausgrabungen in West-Asien hat eine Fülle von Stoff, der erst zum kleineren Teil entziffert ist, herbeigebracht; die Herausgabe der „Heiligen Bücher“ durch Max Müller neue Gebiete erschlossen. Allmählich wenden sich auch praktisch thätige Geistliche den Ergebnissen der Wissenschaft zu und suchen sie für weitere Kreise fruchtbar zu machen. Das Buch des Verf. verdient warme Anerkennung, auch wenn man nicht ganz auf seinem zuweilen dogmatisch bestimmten Standpunkte steht. Er ist ein Mann von innerlicher Frömmigkeit, der die hohe Bedeutung und Würde des religiösen Vorstellungskreises ganz erkennt und das Drängen des Menschengewisses auch in Formen achtet, die durch Christus hinfällig gemacht sind. Auf der Grundlage einer bedeutenden Befahrenheit entwirft er ein Bild der Verhältnisse, aus denen die Gestalten Buddhas, Christi und Mohammeds hervorgegangen sind, schildert die geistigen Stimmungen der Zeit, sucht die Fäden aufzuweisen, die das Neue mit dem Alten verknüpfen und weist dann das Einzigartige in Jesu auf. Sein Urteil über Buddha und die Bekenntnisschriften des Buddhismus ist zuweilen etwas zu streng, obwohl er die persönliche Sittlichkeit des „Erleuchteten“ und das Reine seiner Sittenlehre unangetastet läßt. Vortrefflich ist die Kennzeichnung Mohammeds und schön, von seinem Standpunkt, die Innigkeit, mit der er das Bild Jesu zeichnet, wenn auch ganz von der kirchlichen Auffassung bestimmt. Wer diese teilt, wird das Buch mit doppelter Freude lesen; aber auch wer nicht rückhaltlos beistimmt, wird anerkennen müssen, daß des Verf. Anschauungen aufrichtig sind und aus der Einheit seines Gemüts und seines Verstandes hervorgegangen sind. Der Vortrag ist klar, die Sprache lebendig und warm. Ich kann das Werk unseren Lesern empfehlen und werde zur Unterstützung der empfehlenden Worte, sobald es der Raum gestattet, einen Abschnitt in der Beilage abdrucken lassen. Die Ausstattung ist würdig. L.

Die Lehre von der Wiedergeburt auf israelischer Grundlage. Ein Beitrag zur Erneuerung der christlichen Religion von Carl Andresen. (Hamburg 1896, Lucas Graefe und Sillem.) 4 Mk.

Der Verf. ist zunächst „Theist“, d. h. er glaubt, von Gemüt und Vernunft bestimmt, an einen „lebendigen“ Gott, nicht nur an eine abstrakte Weltursache oder an einen Weltbaumeister, der nach Entstehung des bewegten Stoffes sich auf den Altenteil zurückgezogen hat. Dann ist er Christ, d. h. er bekennt sich zu Jesu und seiner Lehre, wenn er auch vielenorts nicht kirchlich denkt. Wie hoch er Christus stellt, beweist das vierte Hauptstück (S. 94 ff.), in dem er den Nachweis versucht, daß die Lehre von der Wiedergeburt christlich sei. Der Abschnitt „Christi Geist“ enthält manches schöne und tiefe Wort. Allerdings halte ich es aber für verfehlt, daß er sich von der Schrift „Die Lücke im Leben Jesu“ hat bestimmen lassen und an der Echtheit des von Rotowitsch mitgeteilten Berichts festhält, der angeblich einem

um das Jahr 200 in Tibet niedergeschriebenen Dokument entnommen sein wollte.*) Wir haben nicht an einer Stelle nötig, für das Werden der Gedankenwelt Christi indische Einflüsse heranzuziehen. Der Verf. erkennt doch selber nicht, welche tiefe Gegensatz zwischen Buddha und Christus vorhanden sind; sagt er doch: „Christi Lehre ist ein transzendentaler Realismus, die Lehre des Buddhismus absoluter Illusionismus. Christus lehrt uns nicht nur Nächstenliebe, sondern heißt uns vor allem unbedingt Gott zu lieben. Er lehrt nicht Weltentfagung, heißt uns nicht das Leben zu fliehen, sondern fröhlich zu sein mit den Fröhlichen“ (S. 101). Es kommt darauf an: kann man, um die gesamte Welt- und Gottesanschauung Christi, die in der innigsten Verbindung von Gott und Einzelseele, von „Vater“ und „Sohn“ (= Kind) etwas Einzigartiges bietet, das im Judentum nicht vorhanden war, im Buddhismus eine Anregung finden? Die Antwort ist ein klares, klippes Nein. Wozu dann einen Aufenthalt in Indien annehmen? Liegt jene Erkenntnis, die Jesu in seinem tiefsten Wesen als Offenbarung aufging, im Gange des indischen Denkens auch nur angedeutet?

Die Erwägungen über die Auffassung der Wiebergeburt verdienen Beachtung. Hier liegt unstrittig ein Kern metaphysischer Wahrheit. Der unsterblichen Seele — d. h. gleich Gott zeitlos — eine Ewigkeit nach vorn zuzusprechen und sie in der Zeit entstehen zu lassen, das ist eine fast kindliche Vorstellung. Die Worte Christi, die der Verf. anführt (S. 112 ff) sprechen zum Teil deutlich dagegen.

Ich kann hier nicht darlegen, wie Andrefen seine Ansichten stützt und ausführt; das mag man im Buche selber nachlesen.

Manches wird Widerspruch erregen. Auch sind die Begriffe nicht stets scharf gefaßt, an Widersprüchen fehlt es auch nicht. S. 46 sagt er ganz richtig: „Die menschliche Seele hat ebensowenig Ausdehnung wie die Gottheit selbst.“ S. 45: „Die menschliche Seele ist nicht mehr die Kraft Gottes selbst — sondern Kraft neben, außer und in dem göttlichen Willen.“ Worte wie „neben“ und „außer“ widersprechen der Nichtausdehnung. Auch die Begriffe des vorgestellten Ich und des Selbst sind nicht scharf genug getrennt. Das Buch sei als anregend empfohlen. L.

Schmerzgeweih.

Von Adolf Wilhelm Graf.

Wer so Dich siehst, wie Du mit ruhig gleichem Sinn
Und ruhig sturem Fuß durchs Leben schreitest hin,
Der ahnt ihn nimmermehr, den wildbewegten Kampf,
Der Deine Brust durchzuckt mit Schmerzensvollem Krampf;
Der ahnt es nimmermehr, wie's in Dir stürmt und pocht,
Daß heiße Sehnsuchtglut in Deinen Adern kocht;
Der ahnt es nimmermehr, daß Dir gegeben ward
Der Liebe Leidenschaft, aus Seelenreiz gepaart
Und Sinnesfreundigkeit, und daß Du dieser Lust,
Die einst Dein Leben war, für stets entsagen mußt.
Nein, all Dein Walten ist so ruhig, klar und mild,
Als spiegelt's treu zurück nur Deiner Seele Bild;

*) Durch Prof. Max Müller in Oxford ist die Schrift als Fälschung erwiesen worden.

Und laut preist Dich die Welt, von Deinem Wohlthun blind,
Du seist des Friedens und der Sonne lichter Kind.
Denn wo ein Menschenherz in Gram und Not sich quält,
Da treib's Dich, ihm zu nah, von Mitleid tief befeelt,
Und auf das wunde Herz legst sanft und liebeswarm
Du Deine weiche Hand und löst den bitteren Harm. —
So lebst Du und so wirkst Du Gutes unverzagt,
Und niemand ahnt den Schmerz, der Dir am Herzen nagt.

Doch wenn die Poesie mit ihrem Zauberstab
Die Lippen Dir erschleckt, dann fällt die Hülle ab.
Wenn seelenvoll Dein Mund der Dichtung Worte spricht,
Dann zeigt sich schleierlos Dein inneres Angesicht;
Und all Dein Sehnsuchtschmerz, so lang zurückgebämmt,
Zerprengt die Fesseln dann und flutet ungehemmt,
Dir selber unbewußt, mit Deinem Wort hervor,
Und wundersam ergreift's der Hörer lauschend Ohr.
Erst süß bestickend haucht's, wie Holzhartenslang
Durch Abenddämmerung hingittert ahnungsang;
Dann stark und stärker schwillt's wie ferner Meeresgroll,
Wenn ob der Flut hinzürnt des Donners dumpf Geroll;
Und dann — dann wie ein Strom, der zorngeschwollen los
Sich reißt mit Ungeßüm aus finstrem Bergeschoß
Und sich von Felsenhö'n, zerklüftet und gezackt,
Laut tosend niederstürzt in wildem Katarakt.

Dann sind die Hörer all im innersten Gemüt
Von Deiner Worte Macht mit süßem Schmerz durchglüht,
Und manche Thräne stiehlt von ihrem Antlitz sich,
Und mancher trog'ge Blick wird weich und inniglich.
Und während laut die Welt mit dankerfültem Sinn
Begeisterungstrunken Dich als eine Künstlerin,
Von Gott begnadet, preist und Dir das Lorbeerreis
Darreicht, stichst thränenlos Du in des Jubels Kreis,
Doch tief im Herzen brennt des Schmerzes Fieberglut,
Und tief im Herzen quillt die blut'ge Thränenflut. —

Nein, niemals ahnt die Welt das stille Seelenleid,
Das stumm in Deiner Brust nach Glück und Liebe schreit;
Es folgt Dir treu und still auf jeden Schritt und Tritt,
Und treu und stille nimmst Du in Dein Grab es mit.

Vermischtes.

Ein altes Herkommen. Als Lauenburg nach dem Tode seines letzten Herzogs aus askanischem Stamme unter die Herrschaft des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, Georg Wilhelm von Celle, gekommen war, fand ein altes Herkommen, welches zwischen dem Amte Lauenburg und der Stadt Lüneburg bestand, sein Ende. Nach diesem alten Herkommen sollten alljährlich Donnerstag vor Fastnacht von dem Amte Lauenburg durch einen Jäger fünf Stück Rehe an die Herren Bürgermeister und Ratmänner in Lüneburg geliefert werden. Nach geschehener Ablieferung bekam der Jäger Essen und Trinken und einen Dukaten zum Präsent, ohne daß weitere Förmlichkeiten stattfanden. Dagegen hatten Bürgermeister und Rat der Stadt Lüneburg alljährlich Sonntag nach Joh. Bapt. in der Frühe ein Ohm rheinischen Weins ins fürstliche Amt zu Lauenburg für die gnädigste Herrschaft zu schicken. Damit waren folgende Förmlichkeiten, auf welche der Lauenburger Burghogt streng zu achten hatte, verbunden: „1. Wenn der Wein in Lauenburg ankam, mußte der Fuhrmann, der ihn brachte, mit dem aus Lüne-

burg kommenden Bedienten sofort aufs Schloß und dann dreimal im vollen Sprung um die Wassertumme herumfahren. 2. Wenn solches geschehen war, hatte der Burgvogt Wagen und Pferde zu befehen; befand er aber, daß etwa ein Radnagel an dem Wagen oder ein Hufnagel an den Pferden verloren wäre, so waren nicht allein die Pferde, sondern auch der Wagen der gnädigsten Obrigkeit verfallen. 3. Mußte derjenige Bediente, wie auch der Fuhrmann, welche den Wein brachten, von Amts wegen wohl traktiert und mit Essen und Trinken wohl versehen werden. 4. Bekam der Bediente nach abgehaltener Mahlzeit ein doppeltes Markstück von uraltem Gepräge. 5. Mußten Bediente und Fuhrmann selbigen Tages noch über die Elbe fahren und bei Verlust von Wagen und Pferden nicht über Nacht auf lauenburgischer Seite bleiben.“ Der Herzog hielt solche „mutuelle Obligation“ für ein unnützes Werk und hob, nachdem Bürgermeister und Rat der Stadt Lüneburg sich einverstanden erklärt hatten, durch ein an die Regierung zu Hageburg gerichtetes Reskript vom 26. Mai 1690 die „praestatio reciproca“ auf. Th.

Wie Modeschändlerinnen reich werden. Der Verdrub des Gatten oder Vaters, welcher eine riesige Rechnung für Kleider und Hüte seiner Damen empfängt, ist schon seit langer Zeit eine Zielscheibe für die Pfeile der Witzblätter, aber die Frage hat auch ihre ernste Seite, die wohl der Aufmerksamkeit wert ist. Eine zum Ruin führende Verschwendungssucht beim Kauf der leicht vergänglichen Modeartikel war schon charakteristisch für die Zeiten der guten Königin Elisabeth und es existieren mehrere königliche Verordnungen gegen den unerhörten Luxus in der Kleidung. Beispiele dieser Verordnungen kann man nachlesen in D'Israeli's „Kuriositäten der Literatur“ unter dem Titel: „Ob es erlaubt ist, sich zu ruinieren“.

In einer dieser Verordnungen liest man unter anderen Übeln, welche die Leidenschaft für Puß anrichtet, „von der Verwüstung und dem Müßiggang vieler junger Herren, die sonst brauchbar wären“, und von anderen, die, „verführt von dem eiteln Glanze dieser Dinge, ihre Güter und Besitzungen verschwenden und sich in solche Schulden und Verbindlichkeiten stürzen, daß sie unmöglich leben können, ohne mit den Befehlen in Konflikt zu kommen“.

Die Herren scheinen in dieser Zeit die ärgsten Übelthäter gewesen zu sein, aber diese königlichen Verordnungen würden auch für unsere Tage passen, wenigstens soweit es die Damen betrifft, die auch jetzt noch bereit sind, 25 bis 30 Mark für einen Modeartikel zu zahlen, der in Wirklichkeit nicht mehr als fünf Mark kostet.

Die Verfasserin dieses kleinen Artikels hat durch einige Jahre Erfahrungen gesammelt, während sie in einem großen und eleganten Pußgeschäft arbeitete, und es kann wohl sein, daß einige Aufklärungen über den Geschäftsbetrieb mehr Wirkung hat als königliche Verordnungen, wenn auch vielleicht leider nicht auf diejenigen Damen, welche glauben, nicht existieren zu können, wenn sie nicht jede Modethorheit mitmachen, gleichviel, ob es ihnen steht oder nicht.

Die Besitzerin des erwähnten Modemagazins reiste zweimal jährlich nach Paris, aber in Zwischenräumen von je zwei Monaten wurde den besten Kunden brieflich mitgeteilt, daß Fräulein . . . soeben mit den neuesten Modeartikeln von Paris zurückgekehrt sei und daß gerade diese Artikel Frau oder Fräulein so und so außerordentlich interessieren würden. Ein Besuch, auch ohne daß etwas gekauft würde, sei Fräulein . . . höchst angenehm. In den Briefen war

zwischen den Zeilen die Schmeichelei zu lesen, daß der erquisite Geschmack von Frau oder Fräulein so und so Fräulein . . . beim Einkauf dieser Modelle bestimmt und geleitet hätte. Der Köder war meist wirksam.

Nun, diese „Modelle“ waren gewöhnlich von Fräulein . . . selbst gemacht, nach dem Muster von den Sachen, die Fräulein . . . bei ihrem zweimaligen Aufenthalt jedes Jahr in Paris gesehen hatte, wurden aber als „Original-Modelle“ zu beträchtlich höheren Preisen verkauft, als die davon genommenen Kopien. Die erstaunlichen Preise, die für ein vergänglichendes Kunstwerk von Stroh, Bändern und Spitzen gezahlt wurden, erklären sich aus dem System, nach welchem die Preise gemacht wurden.

In der Abteilung für fertige Pußwaren wurden die Bänder, Blumen, Federn und Spitzen 50 Prozent höher berechnet, als wenn eine Kundin dieselben einzeln zur eigenen Verarbeitung kaufte. Dann wurde das Anfertigen extra berechnet und zu diesen Summen kamen noch extra 5 Prozent; das Ganze wurde dann zusammengezählt und die Totalsumme gab den Preis für den „erquisiten“ Artikel, das „Modell“.

Wir sagen nichts über die Moralität des Systems, wir haben nur die Thatsachen berichtet. Aus Tit-Bits.

Die Entnahme eines weiblichen Detektivs. Obgleich Frauen als Helfer von Detektivs sowohl in Kriminal- wie in anderen Fällen erfolgreich gearbeitet haben, sind sie doch nicht fest angestellt wie ihre männlichen Kollegen und erhalten auch kein bestimmtes Gehalt. Sie werden nach der Ausführung jedes Auftrages bezahlt und spielt das Resultat eine wichtige Rolle bei der Abmessung der Höhe der Bezahlung.

Man darf übrigens nicht denken, daß sie schlecht bezahlt werden, im Gegenteil, aber die Dame, mit der ich über die Sache sprach, mag selbst reden.

„Nur hin und wieder,“ sagte die Dame, eine ernsthaft und verständig aussehende Person von etwa vierzig Jahren, „werden wir von der Polizei beschäftigt; hauptsächlich sind es Privatpersonen und unter diesen meist Damen, die unsere Dienste in Anspruch nehmen, oder es kommen uns Aufträge von den Gerichtshöfen der Provinz. In diesen Fällen werden wir dann von dem Gerichtshofe für die Arbeit bezahlt, die das Publikum glaubt, der Gerichtshof habe sie gethan. Meist wird uns aufgetragen, den Anklagepunkt zu finden, wofür sich Frauen besser eignen als Männer.“

„Am besten werden wir bezahlt, wenn wir unter der Hand Erkundigungen über Personen einzuziehen haben. Der größte Auftrag, den ich je hatte, ist mir von einer Dame aus der höchsten Gesellschaft gegeben worden. Ich hatte eine Nebenbuhlerin von ihr zu überwachen und die Vergangenheit derselben auszulipären. Die Arbeit hat mich sechs Monate lang beschäftigt, aber sie hat mir 150 £ (3000 Mk.) eingebracht; außerdem beschenkte mich meine Auftraggeberin, die mit meinem Bericht sehr zufrieden war, mit einer wertvollen goldenen Uhr.“

„Wieviel nehmen Sie durchschnittlich ein?“

„Während der Zeit, wo wir die meiste Beschäftigung haben, im Winter, nehmen wir ungefähr 4 £ wöchentlich ein, selten mehr, oft auch gar nichts. Ich würde nie einem jungen Mädchen raten, sich dem Berufe eines Detektivs zu widmen, ich würde es überhaupt niemand raten; es gehört ein ganz besonderer Charakter dazu, große Verschlossenheit, Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung. Auch muß

man viele Menschen- und Weltkenntnis besitzen, um Erfolg zu haben und die meisten Menschen, mit denen man zu thun hat, sowie die „Fälle“, zu deren Aufklärung und Entdeckung wir durch unser Erkundigen und Ausfragen beitragen müssen, sind gewöhnlich derart, daß wir durch die Bekanntheit weder besser noch glücklicher werden.“
Aus Tit-Bits.

Kater Sing. Der Wirklichkeit nach erzählt von Joë v. Reuß. Beim Beginn des Winters hatte sich ein Rotkehlchen in unser Kinderzimmer geflüchtet und war sämtlichen Hausgenossen schnell ans Herz gewachsen. Vor allem war das Vögelchen bald das helle Entzücken meiner Kleinen. Jeden Morgen trat es zutraulich aus seinem kleinen Holzbauer heraus und pickte die weichen, weißen Semmelbröckchen vom Frühstückstische. Ängstlich verkroch es sich aber allemal, wenn der Hauskater Hinz ins Zimmer schlich, oder es flüchtete in das Bauer zurück, in der Hoffnung, daß jemand zur Hand sei, ihm eilig das Thürchen zu schließen. Auch waren meine Kleinen seine sorgsamten Beschützer. Dennoch geschah das Schreckliche! Als mein Ältester eines Morgens ins Zimmer trat, fand er Rotkehlehens bräunlich gefärbte Brustfedern unter dem Tische und auf dem Polster verstreut, die kleine Vogelkeiche auf dem Teppich und daneben zwei dunkelrote Bluttröpfchen, die laut um Rache riefen!

Der entsetzte Knabe schlug Lärm und rief uns herbei. Es erhob sich inmitten der Kinderschar sofort ein Sturm. Es war nicht der Schmerz um den Liebling allein, es war auch eine gewisse persönliche Schuld, von der sich die Kleinen getroffen fühlten, weil sie Rotkehlehens Recht auf Gastfreundschaft mißachtet, und ihm nicht ausreichend Schutz gewährt hatten. Man war entschlossen, Blutrache zu üben, namentlich Grimm und Zorn meines temperamentvollen Ältesten kannten keine Grenze, in Wut trat er nach dem Mörder. Dieser umschlich mich indessen schmeichelnd und buckelnd, als ahne er, daß ich die Sache anders ansehe — bis ich ihn leise zur Thür hinausklüpfen ließ, um den gerechten Zorn meiner Kleinen nicht in Brutalität ausarten zu lassen.

„Begrabt Euern Liebling und hütet ein andermal besser, was Euerm Schutze anvertraut ist!“ wandte ich mich nun an die Kinder. Und damit der Tragödie ein einigermaßen versöhnlicher Abschluß nicht fehle, schlug ich denselben vor, ihre Veranstaltungen zu einem prachtvollen Leichenbegängnis zu treffen. Eine Holzschachtel sollte mit Moos und Blumen ausgefüllt und Rotkehlehens Leiche darin im Garten beigelegt werden.

Da hörten wir draußen miauen. Hinz kehrte von dem Birnbaum vor unsern Fenstern zurück, auf dem eine Spatzen-schar fast fortgesetzt ihr unruhiges Wesen trieb. Auf ein

abermalmiges ausdrucksvolles Miauen öffnete ich neugierig die Thüre. Was aber beschreibt mein Erstaunen, als er einen lebendigen Sperling im Maule trägt, der, allerdings stark ver-
lekt, freigegeben mühsam auf dem Fußboden dahinstattet? Instinkt oder Überlegung?

Briefkasten.

Allen, die so liebevoll des 24. April gedacht haben, sage ich herzlichen Dank für jedes gute Wort. Aber eine Bitte mögen sie mich aussprechen lassen: mir fürderhin keine Blumen zu senden. So sehr die Gesinnung mich freut, so sehr dauern mich die Blumen, die schon am Tage der Ankunft halbwelt sind und am nächsten einen wahrhaft traurigen Eindruck machen. Nichts für ungut!
Leizner.

Herrn Dr. Sch. in L. Das weiß ich nicht zu sagen. Aber sicherlich erfahren Sie es durch Herrn Verleger Tienten in Bremerhaven, Schmidtstr. 28. — Herrn A. N. in B. Die allererste Liebe und die allerersten Gedichte sind fast immer nur schüchterne Versuche. — Herrn Fritz H. in C. Noch zu jugendlich. — K. Y. a. W. „Erinnerung“ dürfte kommen. — Elise. Ihr Brief ist dem Verf. zugestellt. Er dankt bestens für das freundliche Urteil. — Herrn Dr. Th. Dr. in M. 1. Nein. 2. Ja. — Frau G. D. in H. Nein, für Knaben nicht geeignet, weil es zu viel Wissen voraussetzt. — Fr. M. v. D. in P. Das Buch erscheint wohl im Juli. Besten Dank für Ihre Gesinnung. — Anna. Gewiß ist das traurig, aber ein „Recht auf Verbitterung“ kann ich nicht zugestehen. Erstlich ist es ungerecht, nach einer Erfahrung ein allgemeines Urteil auszusprechen; zweitens leidet unter Verbitterung am meisten deren Träger und verfällt dann gewöhnlich auch Unschuldigen gegenüber in unrechtes Thun. Sie müssen Ihre Wege darüber hinauskommen und Ihren Schmerz begraben. Auf dem Hügel eingesargter Leiden wachsen oft noch die schönsten Rosen.

Inhalt der No. 32.

Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Verlow. Forts. — Tante Cordulas Nichten. Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte von Ina v. Winger. Forts. — Beiblatt: Das letzte Lied. — Requiem. Von W. Jeppe. — Des Geigers Tod. Von Wilhelm Ibel. — Gedanken-splittter über Musik. Von J. Mählig. — Im Konzert. Von Ludwig. — Neue Bücher. — Schmerzgeweiht. Von Adolf Wilh. Ernst. — Vermischtes. — Briefkasten.

Zur Beachtung!

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingefendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehener, freigemachter Umschlag einliegt. Irgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N_o. 33.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Frau von Zuconer war bereits zum Heimwege gerüstet, als ihre Tochter in das Zimmer trat, wo sie mit Maria Stubenberg ihrer wartete.

„Ich wollte Dich im Garten aufsuchen,“ sagte sie, prüfenden Blickes sie betrachtend, „die Baronin riet mir, es nicht zu thun, da der Prinz von Braganza mit Dir sprechen wolle.“

„So war es auch, meine Mutter,“ erwiderte Paula so beherrscht, als es ihr möglich war. „Ich sah den Prinzen seit des Barons Tode zum ersten Male.“

„Und es war begreiflich,“ fiel die Hausfrau ein, „daß er ihr sein Beileid aussprechen wollte. Am morgenden Abend hätte er sie im Kreise meiner Gäste getroffen. Man meidet das, wenn man sich Ernsteres zu sagen hat.“

„Willst Du die Einladung für morgen annehmen?“ fragte Frau Petronilha scheinbar unbefangen.

„Ich werde es mit großer Freude thun,“ antwortete Paula wider ihren Willen erröthend, „und es entspricht ja auch Eurem Wunsche, wenn ich Euch recht verstand.“

„Ihr habt keinen Grund mehr, mich durch eine Ablehnung zu kränken, Paula,“ sprach Frau von Stubenberg, „es ist keine geräuschvolle Lustbarkeit, die ich Euch biete und ich zähle sicher auf Euch.“

„Du hast seit langer Zeit meines Rates nicht mehr begehrt, Paula,“ begann Frau von Zuconer, als sie mit ihrer Tochter den Heimweg angetreten, „Du meinst mit Deiner Frauenwürde des Gehorsams ledig zu sein, der das Gebot der Mutter Dir zu einem unumstößlichen machen mußte, und glaubst nach eigenem Ermessen handeln zu dürfen, auch wenn Verstand und Überlegung Dich verhindern sollten, es zu thun. Aber noch bist Du zu jung und in den Irrgängen des Lebens zu unerfahren, um jeglicher

Eingebung zu folgen, die Dir wie eine Stimme des Schicksals erscheint, weil sie Dein geheimes Wünschen trifft.“

„Ich verstehe Euch nur halb, meine Mutter,“ entgegnete Paula gemessen. „Wollt Euch deutlicher ausdrücken und mir offen nennen, was Euer Mißfallen hervorrief.“

„Mein Mißfallen geht mit meiner Besorgnis Hand in Hand,“ fuhr Frau Petronilha fort, „wenn ich gewahren muß, daß Dich Dein Mitleid für den gefangenen Prinzen von Braganza weiter treibt, als es bisher geschehen durfte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Du meine Worte noch unklar findest.“

„Eure Worte nicht, wohl aber Eure Besorgnis, von der ich nicht zu unterscheiden vermag, welchem Umstände sie zu gelten hat.“

Frau von Zuconer blieb stehen und sah ihre Tochter durchdringend an. „Du lebst stets in Deiner Welt der schwärmerischen Träume, die für Deine Jugend ebenso gefährvoll, als trügerisch sind; Du thust es auch jetzt. Du denkst, es sei ein großes und erhabenes Werk, eines dem Verderben Geweihten Trösterin zu sein, und siehst nicht ein, daß Du Deine ganze fernere Zukunft mit Deiner verliebten Thorheit verschwermest.“

„Ich ersuche Euch, das Wort ‚Thorheit‘ nicht auf mein Empfinden anzuwenden,“ erwiderte Paula entschieden, „es handelt sich um eine solche nicht.“

„Nenne es, wie Du willst. Mir, Deiner Mutter, wirst Du gestatten müssen, es ebenfalls nach meinem Sinne zu bezeichnen. Das Schicksal hat Dir ungewöhnlich große Gunst erwiesen. In der Blüte Deiner Jahre nimmst Du eine Stellung ein, um die Dich Tausende beneiden können, und all die Güter des Lebens, die Dir verschwenderisch zu teil geworden, darfst Du bereits als unumschränkte Gebieterin genießen.“

„Ihr vergeßet den Preis, den ich dafür zu zahlen hatte,“ wandte die junge Witwe voll Bitterkeit ein.

„Es giebt traurigere Ehen als die Deine und sie müssen ertragen werden,“ war die Antwort. „Du selbst bist nicht ohne Schuld gewesen. Hättest Du Geribert Guilerin liebevoller behandelt, wäre er Dir auch ein liebender Gatte geblieben.“

Paula schauderte; ihre Mutter achtete nicht darauf.

„Wir wurden alle nicht gefragt, ob wir den Mann heiraten wollten, den unsere Eltern uns ausgewählt,“ sagte die Edelfrau, „und wenn Dir Deine Ehe so zuwider war, hast Du nur kurze Zeit darunter zu leiden gehabt. Jetzt bist Du frei und um Deine Hand werden viele werben, die Dir das ungetrübsteste Los und reichen Erbsatz für Deinen ersten Kummer zu bieten haben. Wirst Du verblendet genug sein, sie für jenen von Dir zu weisen, der niemals Dein werden kann, weil sein Verhängnis ihn bestimmte, das Opfer für seines Bruders Schuld zu sein?“

„Ihr seid um meine Zukunft sehr besorgt, Mutter,“ entgegnete Paula, „soweit es in meine Hand gegeben, sie glänzend zu gestalten. Wie, wenn ich Euch nun sagte, daß ich Glanz und Wohlleben freudig von mir werfen würde, gelänge es mir dadurch, die Schatten aus seinem Leben zu nehmen und ihn vergessen zu machen, daß er leidet?“

Frau von Zuconer zuckte die Achseln: „Du willst aus eigenem Entschlusse unglücklich werden; ich kann Dich nicht hindern, wenn Dir mein Wunsch und Wille nichtsbedeutend ist. Noch bist Du in dem Alter, da die Mutter Dir zu gebieten hat.“

„Ich war Euch vor einem Jahre mit schwerem Herzen gehorham, Mutter,“ sprach Paula ernst, „und Ihr erreichtet dadurch, was Ihr wolltet. Ihr konntet wieder in der Fülle leben, die Ihr so heiß begehrtet, den Kindern wurde ein gesichert Los in Aussicht gestellt, Ihr fragtet nicht, was ich empfand, als Ihr meine Hand in die des Mannes legtet, dessen Berührung allein mir Schrecken und Abscheu erregte, Ihr wußtet nichts von der verzehrenden Angst, mit welcher ich den Tag herannahen sah, da ich sein Weib werden sollte, und ich hätte sie Euer Auge nie enthüllt, weil ich Euer Glück nicht trüben wollte. Doch ob ich damals Euch gehorchte, als mein Verstand mir sagte, daß ich für Eure Wohlfahrt handelte, es wird ein zweites Mal nicht geschehen, wenn mein Herz mir jetzt zu thun vorschreibt, was Ihr als eine Thorheit tadelst.“

Ihre Worte klangen fest und bestimmt, ihr ganzes Wesen atmete Entschlossenheit. Frau von Zuconer erkannte, daß sie bei ihrer Tochter an der Grenze ihrer Macht angekommen sei.

„Es wird Dir demnach gleichgültig sein, wohin Deine Vorläge Dich führen?“ fragte sie.

„Mein geringes, nichtsbedeutend Los wird stets dem seinen untergeordnet sein, und Gott wird mir eingeben, wie ich zu handeln habe.“

Frau Petronilha wandte sich verdrossen ab. „So gehe Deines Weges,“ sagte sie. „Du bist gewarnt,

und wenn Du mir die Schuld an Deinem ersten Unglück beimiffest, so behaupte später nicht, daß ich das zweite, größere nicht zu verhüten suchte.“

Paula antwortete nicht; sie mühte sich, nicht weiter vor auszudenken, als bis zu der Stunde, die sie wieder mit Duarte vereinigen sollte. Fort mit den düsteren Bildern, die sich in der Ferne zeigten, noch gehörte ihnen der Tag, den Himmelsgunst ihnen schenkte, noch war er ihr nahe, noch durfte ihre Hand es sein, die ihm die Wolken von der Stirn bannte und ihr Mund, der ihm Tröstung in dunklen Stunden gab.

Sie sahen sich häufig, teils in dem herbstlich werdenden Garten, teils in dem Hause Marias von Stubenberg. Auf Paulas Wangen erblühten die Rosen von neuem, die in dem Jahre ihrer Ehe erbleichten, Duarte gewann seinen früheren Frohsinn wieder, seine Wächter staunten, ihren Gefangenen zuweilen mit seiner Umgebung sorglos plaudern und scherzen zu hören, und Navarro berichtete voll Unruhe nach Wien, daß sich der Prinz mit neuen Plänen zu seiner Befreiung tragen müsse, weil sein Wesen ein völlig verändertes sei.

Lorenz von Stubenberg hielt es für angezeigt, seiner Gemahlin Vorstellungen zu machen, das gefährvolle Verhältnis nicht zu sehr zu begünstigen.

„Dich treibt Dein warmes Frauenherz, Maria,“ sagte er, „den beiden, die Du Deine Freunde nennst, die großen Augenblicke zu verschaffen, in welchen sie sich gesehen können, daß sie sich lieben. Aber meinst Du wirklich, daß Du damit ein verdienstlich Werk thust?“

„Ich dachte bis zur Stunde nicht darüber nach,“ erwiderte die Edelfrau, „ob es verdienstlich sei. Ich weiß nur, daß sie glücklich sind, wenn sie sich sehen, und das ist mir genug, dazu ihnen zu helfen.“

„Es wäre besser, Du hättest Deine Hand nicht dazu geboten. Dein Mitleid ist hier ein verantwortungsvolles.“

„Ein gefangener Mann, ein armer Mann,“ entgegnete Maria, „auch Ihr, Lorenz, nehmt an seinem Geschick teil, Ihr äußert oft, wie hoch Ihr ihn schätzt.“

„Das leugne ich nicht.“

„Und hättet Ihr den Mut, zu den Entbehrungen, die er ungerechterweise erduldet, auch noch den Schmerz ihm zuzufügen, Paula nicht zu sehen?“

„Ich beobachte sie zuweilen, wenn sie unter Deinen Gästen sind, und frage mich, wohin es führen soll.“

„Es ist unseres Amtes nicht, sie zu überwachen,“ sprach Frau Maria. „Seit ich entdeckte, wie er litt, als ihres verstorbenen Mannes Wille sie so lange unserem Hause fern hielt, war es mein Voratz, ihm das Geringe zu gewähren, an dem er sich genügen läßt. Gönnnet ihnen den kurzen Traum, dem ein Erwachen früher oder später folgen muß.“

„Ich fürchte, dieses Erwachen ist näher, als Du es meinst,“ antwortete der Gatte. „Schon ließ Navarro eine Äußerung fallen, die mich stutzig machte.“

„Was kann es Navarro berühren, daß jene sich lieben?“

„Nicht das, Maria. Dem Prinzen droht Schlimmeres, als der Unwille eines Mannes, wie der Geheimschreiber. Der König von Spanien strebt von neuem, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Schon läßt er die Verhandlungen darüber durch den Gesandten einleiten.“

„Lorenz!“ rief Maria erschreckt.

„Mich dauert der Infant in tiefster Seele,“ sprach Herr von Stubenberg, „und ich hoffe von der Großmut des Kaisers, daß er den Vorschlägen Castelnobrigos kein Gehör schenkt. Läßt er sich überreden, so ist es um den Prinzen geschehen, denn König Philipp kennt kein Erbarmen, weil ihm mit der Gefangenhaltung Dom Duarte das einzige Mittel in die Hand gegeben ist, sich an seinem Bruder Joao zu rächen, dessen Reich sich zum Verbrusse Spaniens gegen alle Angriffe zu verteidigen weiß.“

„Müßte man den Prinzen nicht darauf vorbereiten, damit er irgend einen Schritt dagegen unternehmen könnte?“

„Was könnte er in einem Falle beginnen, der von dem Willen anderer entschieden wird? Diese anderen jedoch werden bis auf das Äußerste ihre eigenen Interessen verfolgen und für ihn keinen einzigen ihrer Vorteile aufgeben. Er ist ein trauriges Opfer staatsmännischer Vorsicht oder, mehr noch, des persönlichen Hasses, und um so mehr zu bemitleiden, weil er der besten Männer einer, die in unserer Zeit gelebt haben.“

Frau von Stubenberg schaute in Gedanken verloren vor sich hin. „Darf ich Paula sagen, was Ihr fürchtet?“

„Ich bitte Dich, es nicht zu thun,“ erwiderte der Baron entschieden. „Sie würde nicht die Kraft besitzen, es ihm zu verschweigen, und ist die Sache unabänderlich, so ist es von keinem Nutzen, wenn er sie vor der Zeit erfährt. Auch unser Sohn darf nicht darum wissen. Er verkehrt viel mit Marcella, und es könnte sein, daß er ihr etwas davon verriete.“

Die Ebfrau schwieg einige Minuten. „Ich wollte über diesen Verkehr unseres Sohnes bereits mit Euch sprechen, Lorenz,“ sagte sie endlich.

„Er macht Dir Unruhe, Maria, ich gewährte es längst, doch teile ich Deine Besorgnis in diesem Punkte nicht. Sie sind beide jung, fast noch Kinder und fröhlichen Übermutes voll. Warum sollen sie nicht miteinander lachen und plaudern, so lange es harmlos wie bisher geschieht? Es wird kein ernstes Gefühl daraus entstehen.“

„Das ist die Frage,“ erwiderte die Hausfrau. „Eberhard ist in den Jahren, wo das Herz am lautesten spricht, und wenn ich auch Marcella wohl will, zur Tochter wünsche ich mir ein Mädchen dunkler Herkunft nicht.“

„An dergleichen denkt Eberhard gewiß nicht.“

„Und wenn es so wäre?“

„Dann genügt ihm mein väterlich Wort, daß ich eine solche Heirat ihm nie gestatten würde. Bist Du beruhigt, Maria?“

Sie war es nicht; die sichtliche Vorliebe ihres Sohnes für das fremde schöne Mädchen hatte schon lange ihr Mißfallen erregt, und sie beschloß auf

beide ein wachsameres Auge zu haben. Schon mißfiel sie es, Marcella aufzufordern, Paula bei ihren Besuchen zu begleiten, und kam sie mit ihr, wußte sie es einzurichten, daß sie wenigstens mit Eberhard nicht allein blieb.

Maria Stubenberg gehörte zu den Frauen, welche nachsichtige Milde und vorsorgliche Klugheit sehr wohl zu trennen wissen. Die Duldsamkeit, die sie der Herzensneigung Duarte und Paulas entgegenbrachte, war sie weit entfernt in jenem anderen Falle anzuwenden, der ihres eigenen Hauses Zukunft anbetraf.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Winter war gekommen; Dezemberstürme heulten über die kahlen Felder, der Sonne blaßes Lächeln zeigte sich vereinzelt nur aus dichten Wolkenschleiern, die des Himmels Blau verdeckten.

Duarte war, trotz des rauhen Wetters, zu der gewohnten Stunde in den Garten gegangen, wo er Paula zu treffen hoffte. Sie blieb heute, wider sein Erwarten, lange aus; schon wollte er enttäuscht und des vergeblichen Harrens müde, den Garten verlassen, als er in der Ferne zwischen den entlaubten Bäumen ihr dunkles Gewand auftauchen sah. In wenigen Minuten hatte sie ihn erreicht, um atemlos, erblüht vom raschen Gange, sich in seine geöffneten Arme zu werfen.

„Wo weiltest Du so lange?“ fragte er mit zärtlichem Vorwurfe. „Fast fürchtete ich, Dich heute nicht mehr zu sehen.“

„Ich zählte die Minuten, Geliebter,“ antwortete sie, sich an ihn schmiegend, „und konnte dennoch nicht zu Dir. Eine ernste Liebespflicht hielt mich zurück.“

Er stuzte. „Gegen wen hat Paula Liebespflichten zu üben?“ forschte er, ihr Antlitz in seine Hände nehmend, um ihr in die Augen zu schauen. „Weißt Du auch, daß ich Deine Liebe mit niemand in der Welt teilen will? Mich nur, mich allein sollst Du lieben; ich gönne keinem sterblichen Wesen einen Anteil an Dir.“

Sie lächelte. „Eifersüchtiger Mann! Noch ist es keine lange Zeit, daß Du für immer mich verloren wähnst.“

„Die Zeit ist hinter uns versunken, als wäre sie nie gewesen. Jetzt bist Du mein. Es darf nichts trennend mehr zwischen uns treten.“

„Kannst Du glauben, daß es je geschehe? Aber auch die Freundschaft hat noch ihre Rechte und ihr mußte heute meine Sehnsucht weichen.“

„So bekenne mir endlich, wo Du warst.“

„Es müßte ein Geheimnis bleiben, denn ich gab mein Wort, es gegen jedermann zu verschweigen.“

„Hast Du Geheimnisse vor mir? Nicht doch, Süße! Wie ich Dir alles vertraue, muß es auch von Deiner Seite geschehen. Du marterst mich, wenn Du mir etwas verbirgst; ich sehe mit jedem Geheimnisse ein dunkles Etwas nahen, das einen neuen Schmerz in sich schließt.“

„Fürchte nichts,“ sagte sie sanft. „Du sollst es erfahren, um Deinen Sinn nicht mit nutzloser Sorge zu verbüßern. Die Stunde, die ich Dir raubte, war Andrea gewidmet, die heute einem Knaben das Leben gab.“

„Andrea!“ wiederholte er staunend. „Ist sie denn nicht zu ihren Eltern zurückgekehrt, wie Leonhard es voraussetzte und wie ich es fast begreiflich fand?“

„Nein, Duarte; sie ist seit meines Mannes Tode bei mir und wird mit ihrem Kinde unter meinem Schutze bleiben, bis bessere Tage für sie und Leonhard gekommen. Sie hat viel und schwer gelitten, ihm so nahe und doch fern zu sein, und trotzdem muß ich Dich inständig bitten, ihren Aufenthalt nicht zu verraten, auch ihrem Gatten nicht, dem sie mit ihrer Flucht ein größeres Opfer brachte, als er zu ahnen vermag.“

Sie teilte ihm in Kürze mit, was sie aus den Erzählungen Andreas wußte; Duarte schlug sich mit der Hand vor die Stirn, als er von Navarros Niedrigkeit hörte.

„So sind wir diesem Glenden auf Gnade und Ungnade preisgegeben,“ knirschte er. „Er darf sich jede Tüde und jede Schändlichkeit gestatten, die wir geduldig auf uns nehmen müssen, um uns Schlimmerem nicht auszusetzen. Ich argwöhnte, daß er Andrea beleidigt haben müßte und scheute mich, es Leonhard zu sagen, um ihn nicht noch tiefer niederzudrücken.“

„Wie trägt er die Trennung von ihr?“ fragte Paula teilnahmsvoll. „Wüßte ich, wie beiden zu helfen wäre!“

„Das ist nur möglich, wenn er sein Geschick von dem meinen scheidet,“ erwiderte der Prinz, „doch dazu will er sich nicht entschließen. Ich bot ihm zu wiederholten Malen an, seine Entlassung zu nehmen; er schlug es aus, weil, wie er sagte, für ihn auf Erden keine Stätte sei, als bei mir. Er würde anders denken, wüßte er, daß Weib und Kind nur wenige Hundert Schritte von ihm seiner harrten.“

„Vielleicht auch nicht, Geliebter, denn er ist Dir wahrhaft treu und würde nicht von Dir gehen, so lange er Dir nützen kann. Ach, ist er nicht dennoch zu beneiden? Er darf beständig bei Dir sein.“

„O, meine Paula, schon der Gedanke bereitete mir Pein, Dich in dem düsteren, kahlen Hause zu wissen, das man für uns Gefangene genügend hält.“

„Es umschließt Dich; wie sollte ich mir Besseres wünschen, als was man Dir geboten? Ich würde gern auf Pracht und Glanz verzichten, um bei Dir zu sein, als die geringste Deiner Dienerinnen.“

Er küßte sie lange und heiß. „Wede meine Selbstsucht nicht,“ sagte er halblaut; „erst gestern dankte ich dem Himmel, daß er mir in Dir den Engel des Trostes sandte, und ich war glücklich, wenn ich mich erinnerte, wie reich mich Deine Liebe machte. Lasse mich nicht daran denken, daß ich noch reicher werden könnte, ja, daß mein vermeintlich Glück noch Armut ist.“

Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter. „Wir müssen uns bescheiden, mein Einziger, mit dem, was uns ein gütiges Geschick gewährte,“ sprach sie, „und doch kann ich es nicht ändern, daß mein Herz mehr

als je um Dich leidet. Ich sehe Dich beständig von neuen Gefahren umringt und ruhelos treibt es mich durch die Räume meines Hauses, bis ich von Dir ein Zeichen erhalten, daß alles noch um Dich geblieben wie es war.“

„Mein teures Kind, Dein Geist ist erregt, Deine Sorge schafft sich die Schreckbilder, die Dich ängstigen.“

„O, wären es nur solche, Duarte, doch sie gewinnen Gestalt, je mehr ich ihnen nachhänge und ich suche mich vergebens mit der Hoffnung zu beruhigen, daß sie nur in meiner Phantasie entstanden. Sage mir das eine nur: es kann nicht wahr sein, daß der Kaiser Dich nach Mailand ausliefern soll, wie ich es aus einem Gespräche erhaschte, das Maria Stubenberg mit ihrem Gatten führte, ohne meine Nähe zu vermuten. Duarte, wenn ich recht gehört, wenn es so wäre — —“

Ihre Arme umschlangen in ausbrechender Angst den geliebten fürstlichen Mann.

Auch er war leicht erblaßt. „Der Kaiser gab mir noch zu Regensburg sein Wort, mich nie den Spaniern zu überantworten,“ sagte er trotzdem gelassen, „er wird sich selbst genug achten, um es nicht zu brechen. Es setzt mich nicht in Erstaunen, wenn meine Feinde den Versuch in Wien machen, mich in ihre Hände zu bekommen, doch kann ich mir nicht vorstellen, daß sie damit einen Erfolg haben werden.“

„O, schon zuviel hast Du dem Kaiser vertraut. Dein Herz beurteilt alle Menschen nach der Großmut seines eigenen Fühlens. Du glaubst, es könne niemand unredlich handeln, weil Du dessen nicht fähig bist. Schreibe an ihn selbst, schicke einen geheimen Boten, lasse mich nach Wien gehen, der Kaiserin mich zu Füßen werfen, um dieses neue Unglück von Dir abzuwenden.“

Er sann einige Minuten nach. „Es ist noch nicht so weit, diesen äußersten Schritt zu unternehmen, Geliebteste,“ sprach er zu ihr herab gebeugt, „und niemals würde ich es zugeben, daß Du bei der Schwester Philipps einer Demütigung Dich aussetzest. Wie Du zitterst, wie Dein Herz klopft! Es war unbesonnen von mir, Dich zu bewegen, bei diesem rauhen Wetter in den Garten zu kommen und die Strafe fällt auf mich zurück, wenn ich Dich krank gemacht.“

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist die Kälte nicht, die mich zittern läßt,“ antwortete sie kummervoll.

„Navarro muß noch heute mir Knie stehen,“ sagte Duarte, „einer Frage, die auf Ehre und Gewissen an ihn gerichtet wird, vermag er nicht auszuweichen.“

„Den Brief, welchen Du an den Bischof Lamego zu Rom schriebest, habe ich Laquet übergeben,“ sprach Paula, „er mußte schon dort sein. Hast Du keine Nachricht von dem heiligen Vater erhalten?“

„Nein, meine Paula, ich warte, gleich Dir, mit Spannung darauf.“

Sie seufzte. „Wüßten es die Menschen, wieviel Weh sie denen ersparen könnten, welche leiden, indem sie rascher sich zu einer That entschließen, sie würden nicht so lange Zeit verstreichen lassen, ein tröstend Wort, einen Strahl der Hoffnung zu spenden.“

„Sie denken dessen nicht, denn sie geben sich nicht Mühe, die Last zu ermessen, die den andern niederbrückt. Sie zählen die Stunden qualvollen Wartens nicht, die dem Einsamen verfließen, weil sie ihnen in des Lebens buntem Wechsel dahingehen; sie ahnen die marternnden Gedanken nicht, welche unablässig all die tausend Möglichkeiten, von der Erfüllung an, bis zur Vernichtung der Hoffnung, erwägen. Sie vergegenwärtigen sich nicht, was es bedeutet, mit jedem neuen Morgen auch sein Elend wieder erwachen zu fühlen.“ —

Zu derselben Stunde, in welcher Paula mit dem Infanten der sorgenvollen Zukunft schweren Herzens gedachte, saßen Eberhard und Marcella in heiterem Geplauder nebeneinander und beschäftigten eine Sammlung geschnittener Steine, welche dem Baron gehörte. Der junge Edelmann war nie in Verlegenheit, seinen anmutigen Gast zu unterhalten; heute zumal fiel ihm dies besonders leicht, da seine Mutter nicht zugegen war, deren mahrender Blick seine feurige Rede stets etwas in Schranken hielt.

Eigentlich hatte Marcella an Frau von Stubenberg nur einen Auftrag Paulas auszurichten gehabt und wollte, als sie jene nicht antraf, nach Hause gehen. Eberhard hinderte sie daran.

„Die Mutter kommt sogleich zurück,“ sagte er, dienstfertig der Jungfrau die Thür des nächsten Zimmers öffnend. „Ihr solltet einige Minuten verweilen; wir wollen gemeinsam ihrer Heimkehr warten.“

Der Schlaue wußte recht gut, daß seine Mutter wohl noch eine Stunde ausbleiben könne und verbarg kaum seine Freude, als es ihm gelungen, Marcella zu einer kurzen Rast zu überreden. Um sie über den Flug der Zeit zu täuschen, hatte er einige der Sammlungen seines Vaters herbeigeht, und Marcella war zu sehr Kind, um an den seltenen Dingen, die er ihr zeigte, nicht lebhaftes Vergnügen zu haben. Die kostbaren Bücher mit bunten Schildeereien fanden weniger Verständnis bei ihr; von den Edelsteinen aber war sie entzückt und konnte nicht genug den Glanz, das Feuer derselben bewundern.

„Solch einen hatte der Vater auch,“ rief sie plötzlich, einen Amethyst gegen das Licht haltend, „und er schmückt unser Wappen darin ein.“

„Euer Vater war demnach ein Edelmann,“ bemerkte der Jüngling, „warum sagtet Ihr dies nie?“

Marcella schlug die Augen nieder. „Was liegt daran?“ fragte sie befangen. „Er ist tot und es hat für ein armes Mädchen keine Bedeutung, ob ihre Vorfahren adliger Herkunft waren, ob nicht.“

„Lebt auch Eure Mutter nicht mehr?“

„Nein,“ war die unsichere Antwort.

Er fühlte, daß er eine wunde Stelle ihres Inneren berührt hatte. „Verzeiht,“ bat er herzlich, „ich wollte Euch nicht traurig machen, indem ich Euch an die erinnerte, die Ihr verloren habt. Seht diesen Ring Euch an, den Saphir von Perlen umgeben. Mein Vater sagt, daß er ihn von der Herzogin Claudia habe, die er auf einer Reise einst begleitete, und er soll von großem Werte sein.“

Das lebhafteste Böhmerkind lächelte schon wieder, als Eberhard spielend den Ring an ihren Finger steckte.

„Er paßt Euch beinahe,“ scherzte er, „und steht Euch gut. Wäre er doch mein; ich schenkte ihn Euch zur Stelle.“

„Ei, was sollte ich mit einem so kostbaren Ringe?“ entgegnete Marcella.

„Ihn tragen,“ erwiderte er, „jeden Tag, jede Stunde und dabei dessen gedenken, der ihn Euch gab.“

„Eurer?“ neckte sie. „Aber dazu braucht es keines Saphirs, Herr Eberhard, keiner Perlen.“

„Wirklich nicht?“ rief er erfreut. „Denkt Ihr zuweilen an mich, holdselige Marcella?“

Er hatte sich der runden, rosigen Hand bemächtigt, die den Ring trug, und war seinem Gaste bedenklich näher gerückt. Marcella wurde es etwas beklommen zu Mute.

„Wollt Ihr Euch nicht wieder auf den Sessel drüben setzen?“ mahnte sie. „Wenn Eure Mutter käme! Ich meine, ihre Stimme zu hören.“

„Das gebt Ihr vor, um mich von Euch zu scheuchen,“ lachte er, „nein, holde Jungfrau, so leichten Kaufes werdet Ihr von mir nicht frei. Zur Belohnung, daß ich Euch so viele Schätze zeigte, müßet Ihr mir einen Kuß schenken.“

„Was kommt Euch in den Sinn, Eberhard?“

„O, das war längst darin,“ scherzte er übermütig. „Nur war die Gelegenheit nie so günstig, wie eben jetzt. Was ist denn Strafbares dabei, wenn Ihr mich nur ein wenig lieb habt, wie ich Euch.“

Er hielt ihre Hände mit der Linken fest und zog mit der Rechten ihr Köpfchen, trotz ihres Sträubens, an sich.

„Es hilft Euch nichts,“ rief er, „um Beistand gegen mich werdet Ihr doch nicht rufen wollen und versucht Ihr es dennoch, ist es hohe Zeit, daß ich Euch daran hindere.“

In dem Kampfe um den verweigerten Kuß hatten beide die Schritte überhört, die sich auf dem Hausgange nahen. Marcella machte einen letzten Versuch, den Ungestümen von sich abzuwehren.

„Wertlos ist eine Gunst, die nicht freiwillig gegeben wird,“ sagte sie.

„Nicht doch, die geraubten Früchte sind die süßesten,“ antwortete er. „Siehst Du, daß Dein Widerstand Dir nichts genutzt hat? Den zweiten Kuß wirst Du mir freiwillig geben, — Heiland, meine Mutter!“

Sie war es! Hochrot vor Entrüstung, mit zusammengeschlagenen Händen stand sie in der Thür, das frevelnde Paar betrachtend, das erschreckt auseinandergeflogen war.

„Was bedeutet das?“ rief die Edelfrau streng. „Habt Ihr beide alle Scham vergessen, um in meinem Hause Euch so aufzuführen? Eberhard, rechtfertigt Du in solcher Weise das Vertrauen, das Deine Eltern in Dich setzen? Marcella, kennt Ihr keine Zucht und Sitte, um Euch von dem ersten besten Küssen zu lassen?“

Das Mädchen hatte sich etwas gefaßt. „Was Ihr sahet, edle Frau,“ erwiderte sie, „geschah wider meinen Willen. Euer Sohn wird Euch befähigen, daß ich mich nicht küssen ließ, sondern daß er mit Gewalt mir einen Kuß abzwang.“

„Sie spricht die Wahrheit, Mutter,“ bekräftigte

der Jüngling, „mein ist die Schuld und ich habe Marcella um Verzeihung zu bitten.“

„Es thut mir leid, dies von Dir hören zu müssen,“ sprach die Baronin. „Es macht einem Edelmann keine Ehre, die Achtung aus den Augen zu verlieren, die Du dem Gaste und der Jungfrau schuldest.“

„Ich liebe Marcella,“ sagte er mutig, „seht darin die Erklärung meines Vergehens. Es ist mein heißer Wunsch, sie als mein Weib zu besitzen und zur Stunde bitte ich Euch und den Vater um Eure Gewährung.“

Die Baronin maß ihren Sohn mit einem langen Blicke. „Du willst dieses Mädchen zur Ehe nehmen?“ entgegnete sie. „Und wie ich sehe, trägt sie den Ring der Herzogin bereits am Finger. Ich ersuche Dich, mein Sohn, Deine Worte noch einmal zu überdenken.“

Marcella hatte rasch den Ring abgestreift und legte ihn auf den Tisch zu den übrigen Juwelen. „Es war ein Scherz, den sich Herr Eberhard mit dem Ringe machte,“ sagte sie, „sowie auch seine jetzigen Worte nicht im Ernste gesprochen sind. Ich trachte nicht danach, in Euer Haus mich zu drängen, edle Frau, und weiß sehr wohl, daß ich zur Gattin Eures Sohnes nicht taue.“

„Ihr taugt dazu, Marcella,“ rief Eberhard, sich an ihre Seite stellend, gleichsam sie vor den Tadelworten seiner Mutter zu schützen. „Ich nehme es mit allen auf, die gegen Euch sind; was liegt daran, daß Ihr arm und unbekanntens Namens seid? Euer Vater war ein Edelmann; das ist genug.“

„Für Deine verliebte Grille mag es genug sein, mein Sohn,“ sprach Frau von Stubenberg ernst, „nicht für Deinen Vater und mich. Die Jungfrau, die Du uns als Tochter zuführst, muß aus untadeligem Hause stammen und ihrer Blutsfreundschaft muß man mit Stolz sich rühmen können. So ist es seit Jahrhunderten Brauch im Geschlechte derer von Stubenberg gewesen und von diesem Herkommen gedenken Dein Vater und ich nicht zu weichen. Mit diesem Rechte habe ich Euch, Marcella, zu fragen, wes Landes, welcher Abstammung Eure Eltern gewesen, worüber ich von der Freifrau von Guilerin keine Auskunft zu erhalten vermöchte.“

Marcella war sehr bleich geworden; sie schaute hilflos um sich. Sollte sie gezwungen sein, die Schmach jetzt zu bekennen, die auf ihrem Namen lastete und die Paulas hochherzige Güte sie fast vergessen gemacht? Sie öffnete den Mund und schloß ihn wieder; die Worte wollten nicht über ihre Lippen.

Die Edelfrau beobachtete sie scharf. „Meine Ahnung hat mich, wie ich sehe, nicht getäuscht,“ sagte sie bedeutungsvoll, „und Graf Marradas wird recht berichtet haben, als er mir vertraute, daß der Name Koscielski in Wien üblen Klanges sei. Was war Euer Vater, Jungfrau, oder ist er noch am Leben? Muß ich glauben, daß Ihr Euch hinterlistig in ein ehrbar Haus schlichtet, zu welchem Ihr keinen Zutritt erhalten hättet, wenn man Näheres über Euch gewußt?“

„Mutter, ich beschwöre Euch,“ bat Eberhard, und zu Marcella sich wendend, fügte er in warmem

Tone hinzu: „Sprecht ohne Scheu und seid außer Furcht. Was Ihr auch sagen mögt, es wird nicht in Stande sein, mich von Euch zu trennen.“

Des Mädchens große, traurige Augen besteten sich auf ihn. „Ich habe Euch viel zu danken, Herr Eberhard,“ sprach sie mit klangloser Stimme, „nicht nur für Eure Liebe und Freundlichkeit, sondern auch daß Ihr in Ehren um mich werben wolltet, von der Ihr nichts weiter wisset, als daß eine edelherzige Frau die Waise in ihr Haus nahm. Und weil Ihr so getreu und ritterlich an mir gehandelt, schulde ich Euch auch die Wahrheit, die ich nie gestehen zu müssen dachte. Mein Vater endete vor noch nicht zwei Jahren als Münzfälscher auf dem Holzstoße, meine Mutter ist im Kerker zu Wien.“

Frau von Stubenberg hatte nicht die Gewohnheit, bei unerwarteten Dingen in Ohnmacht zu fallen, diesmal aber wankten ihr die Kniee; sie sank mit einem Ruf des Entsetzens in den nächsten Sessel. Auch Eberhard war betroffen einen Schritt von Marcella zurückgewichen; die soeben vernommene Eröffnung war schlimmer, als er gefürchtet hatte.

In das brüllende Schweigen, das sich gebildet, tönte Paulas erstaunte Frage: „Was ist Euch zugestoßen, Maria? Habt Ihr ein Unglück erfahren?“

Marcella war, kaum ihrer Beschützerin ansichtig, auf sie zugestürzt und verbarg, vor ihr niederknieend, ihr Antlitz in Paulas Gewande.

„Nehmt mich fort von hier,“ schluchzte sie, „nur bei Euch will ich sein; Ihr allein seid gütig und erbarmend.“

Frau von Stubenberg erhob sich von ihrem Sitze. „Ich möchte mich dem Verlangen dieses Mädchens anschließen,“ sagte sie kalt, „und Euch zugleich ersuchen, sie nie mehr in mein Haus zu führen, das ich nur Makellosen zu öffnen pflege. Euch, Paula, hätte ich einen Vorwurf zu machen, daß Ihr nicht aufrichtiger über die Familie Eures Schüßlings wart.“

„Erklärt mir zunächst,“ antwortete Paula, „ob Marcella Euer Haus beleidigte, oder sich des Wohlwollens unwert erwies, das Ihr ihr angebeihen liebet. Erst dann will ich mich von dem Vorwurfe rechtfertigen, den Ihr gegen mich erhoben.“

„Sie hat meinen Sohn beihört,“ erwiderte die Baronin, „er will sie zur Frau. Wenn ich auch weit entfernt bin, eine derartige Ehe zuzugeben, erforderte es doch meine Pflicht zu forschen, was ihre Eltern waren.“

„Und sie hat es Euch gestanden?“ fragte Paula, mitleidig Marcellas Haupt an ihre Brust drückend.

„Sie that, was Ihr hättet thun sollen, als Ihr das fremde Mädchen mir brachtet.“

„Ich vermag eine solche Verpflichtung nicht anzuerkennen,“ entgegnete Paula ruhig, „die zu dem Unglück, das ein Kind durch seiner Eltern Verfehlung traf, noch die Härte fügt, der Menschen Sinn gegen eine Schuldblose einzunehmen und sie der Liebe ihrer Nächsten zu berauben, die ihr in Leidenszeiten, wie solche, so notwendig ist. Meine Mutter, Baron Guilerin und ich hatten uns das Wort gegeben, über die Ereignisse in Marcellas Hause zu schweigen, sowie es

auch Dom Duarte that, in dessen Dienst ihr Bruder Leonhard sich heute noch befindet.“

„Ich muß trotz alledem auf meinem Wunsche beharren.“

„Ich verstehe ihn und Marcella wird Euer Haus nicht mehr betreten. Eurer Achtung aber muß sie seit dieser Stunde sicher sein, da sie die Wahrheit höher stellte, als ein glänzend Lebenslos.“

Vielleicht wäre Maria Stubenberg der Ansicht Paulas gewesen, wenn es sich nicht um das Mädchen gehandelt, das ihr einziger Sohn liebte. Sie bewunderte Marcellas Mut, aber der Gedanke war ihr unerträglich, auch nur in die leiseste Beziehung mit der Tochter eines Verbrechers zu kommen. Auf Eberhard hatte die Mitteilung ebenfalls ernüchternd gewirkt; er machte keine Miene, sich Marcella noch einmal zu nähern, als sie mit Paula das Gemach verließ.

Schweigend legten beide den Weg zu dem herrlichen Hause zurück; Paula führte Marcella in ihr Zimmer und suchte sie in ihrer sanften Weise über das Erlebte zu beruhigen.

„Weine nicht,“ sprach sie, das blonde Lockenköpfchen lieblosend, das in ihrem Schoße lag. „Was Du heute thatest, war recht und gut. Der Mann, der Dir seine Hand bietet, hat den Anspruch, um Deiner Eltern Schicksal zu wissen und wenn er Dich wahrhaft liebt, wird er den schrecklichen Eindruck überwinden, den er empfing. Kann er das jedoch nicht, war seine Liebe die echte nicht und Dein Los an seiner Seite wäre ein unglückliches.“

Marcella schlug verzweifelt die Hände vor ihr Antlitz. „Könnte ich mich in den Tiefen der Erde verbergen,“ rief sie, „wo mich die Gespenster der Vergangenheit nicht mehr verfolgen und mich der Menschen Verachtung nicht mehr treffen kann.“

„Du bist bei mir,“ tröstete Paula, „mein Haus ist Deine Zufluchtstätte, bis eine andere sich für Dich findet, und meine Hand wird immer bereit sein, Dich zu schützen, daß der Menschen lieblose Kälte Dich nicht zu tief vermunde. Nicht welcher Art das Kreuz sei, das Gott uns auferlegt, wie wir es tragen, meine Marcella, ist der Prüfstein unseres Wertes. Blicke um Dich in dem Kreise, der Dich umgiebt, ob Du Glücklichere, als Du selbst, darin entdeckst. Siehe auf Deines Bruders Weib, die, getrennt von ihrem Gatten, angsterfüllt, wie sich sein Schicksal wende, heute ihr vaterloses Kind an das Herz drückte. Siehe auf mich, die einen heißgeliebten Mann, von finsternen Gewalten umringt, einem dunklen Verhängnis entgegengetrieben sieht, ohne ihn retten zu können, und Dein eigener Kummer wird Dir geringer erscheinen, wenn Du anderer Leiden gedenkst.“

Marcella trocknete ihre Thränen und küßte ihrer Herrin Hände und Gewand. „Ich weiß, daß Ihr seit lange schon unendlichen Schmerz getragen,“ flüsterte sie leidenschaftlich, „und mir hat oft das Herz geblutet, wenn ich es gewahrte. Könnte ich Euch helfen, Ihr Teure, Ihr Gütige, Ihr Heilige, ich gäbe heute noch mein Leben darum hin.“

Paulas Lippen berührten ihre Stirn. „Du sollst nicht für uns sterben, geliebtes Kind,“ sagte sie schwer-

mütig lächelnd, „Du sollst leben und dereinst des Glückes Dich freuen, das uns anderen ewig versagt sein wird. — Jetzt aber ordne Deinen Anzug und komme mit mir zu Andrea, um Brigitta die Pflege für einige Zeit abzunehmen. Du hast das Kindlein, Deines Bruders erstgeborenen Sohn, ohnehin kaum flüchtig noch betrachtet und sollst ihm doch eine getreue Hüterin werden, in der Sorge für das junge Leben Deinen Kummer zu vergessen.“

Sechszwanzigstes Kapitel.

Dom Duarte war von seinem Spaziergange später als gewöhnlich zurückgekehrt. Navarro kam ihm innerhalb des Gartens bereits entgegen.

„Eure Hoheit blieb heute ungewöhnlich lange Zeit aus,“ bemerkte er. „Ich war in Unruhe —“

„Daß ich entflohen sei?“ vollendete der Infant gleichmütig. „Selb meinewegen doch unbeirrt.“

„Dennoch muß ich Eure Hoheit darauf aufmerksam machen,“ betonte der Geheimschreiber, „daß ich so ausgebehnte Abwesenheiten kraft meines Amtes nicht gestatten darf.“

„Eures Amtes als Kerkermeister, das Ihr mit soviel Eifer durchführt,“ sagte Duarte ironisch. „Es ist gut; ich werde mich ein nächstes Mal danach einrichten.“

Navarro biß sich in die Lippen; es schien unmöglich, seines Gefangenen Geduld zu erschöpfen, die Größe, mit der Duarte alle kleinlichen Schikanen ertrug, verdroß ihn mehr, als es sein heftiges Wort gethan haben würde.

„Es ist mir übrigens angenehm, Euch allein sprechen zu können, Don Navarro,“ fuhr der Infant fort. „Ich habe eine Frage an Euch zu stellen, von der ich verlangen darf, daß Ihr sie auf Ehre und Gewissen beantwortet.“

Der Spanier warf einen lauernden Blick auf den Prinzen. „Ich stehe Eurer Hoheit zur Verfügung,“ antwortete er.

„Ihr werdet Euch erinnern,“ sprach Duarte, „daß mir der Kaiser zu Regensburg sein Wort verpfändete, mich nie an Spanien auszuliefern. Ich staunte damals, daß man auch nur den Gedanken fassen konnte, es zu thun, da ich keinen rechtmäßigen Grund zu einer solchen Handlungsweise zu entdecken vermochte, so wenig, wie zu meiner Gefangenschaft überhaupt, die fast ein Jahr schon währt. Ich habe mich darein ergeben, in Deutschland eingekerkert zu bleiben, da ich hoffen durfte, daß mir endlich Gerechtigkeit widerfahre und man nicht in mir die Gesehe der Gassfreundschaft, ja, sogar der Menschlichkeit für immer brechen würde. Jetzt aber ist das Gerücht zu mir gedrungen, daß Euer Herr dennoch zu seinem ersten Plane wiederzukehren geneigt ist, daß er gesonnen, mich nach Spanien oder Mailand zu senden, mich somit schonungslos als Opfer der Rache meiner bittersten Feinde hinwirft. Navarro, Ihr seid mir nie wohlgesinnt gewesen, doch dieser Frage müßt Ihr als Mann von Ehre Rede stehen. Ist es wahr, was man behauptet?“

Navarros scharfgeschnittene Züge veränderten sich nicht. „Wer konnte Eurer Hoheit dieses Märchen erzählen?“ entgegnete er dreist. „Frau von Guilerins erregte Sinne fürchten eine Trennung — das ist alles.“

„Ich ersuche Euch, den Namen der Baronin nicht bei diesem Anlasse zu nennen. Ihr weicht mir aus; seht Euch vor. Ich habe mit Langmut und Standhaftigkeit ertragen, was Tyrannenwillkür über mich verhängte, doch die Verzweiflung auch kann Waffen in die Hand geben, die Euer falsches Spiel vernichten.“

„Ich kann Eurer Hoheit versichern, daß Ihr Euch täuscht,“ erwiderte der Schreiber unerschüttert. „Ich schwöre Euch bei meiner Seelen Seligkeit, daß niemand an den von Euch gefürchteten Schritt auch nur denkt.“

„Ihr seid ein Christ, ein Katholik, wie ich,“ betonte Duarte ernst. „Wisset Ihr, daß Gott es rächen kann, wenn Ihr eine Unwahrheit gesprochen?“

„Die Strafe, die ich dafür verdiene, sie möge auf mein Haupt und das aller derer fallen, die mir angehören,“ beteuerte Navarro. „Ich sagte Eurer Hoheit, was ich wußte.“

Sie gingen in das Haus. Duarte warf sich fröstelnd auf sein hartes Lager und ließ sich von Leonhard vorlesen. Er kämpfte mit dem Wunsche, ihm mitzuteilen, daß sein Weib ihm nahe, daß er Vater geworden sei, aber Andrea wollte es ja nicht und auch Paula hatte ihm abgeraten, ihm die Kunde zu überbringen, die nur geeignet sein konnte, die Bitterkeit seiner Lage zu mehren. Navarro hatte dem Drängen des kaiserlichen Kommissars und des Gouverneurs zwar nachgegeben, dem Infanten zeitweilige Ausgänge in Graz unter starker Bedeckung zu gestatten, sein Gefolge jedoch war vollständig davon ausgenommen und Navarro verhehlte seine Genugthuung nie, wenn er eine Gelegenheit fand, Leonhard besonders seine Abhängigkeit fühlen zu lassen.

Der Gouverneur hatte einige Versuche gemacht, für die Gefangenen verschiedene andere Erleichterungen zu erwirken. Ein Verweis vom kaiserlichen Hofe zu Wien hatte ihn belehrt, daß seine Milde für ihn selbst verhängnisvoll werden könne und er sah sich auf das Wenige beschränkt, was er mit der Einwilligung Navarros thun durfte.

Die Bevölkerung von Graz nahm, wie in Passau, lebhaften Anteil an dem Geschehe des Infanten und es fehlte auch hier an mannigfaltigen Beweisen aufrichtigen Mitleids nicht, die sich ebensowohl in Abneigung und Mißbilligung gegen seine Kerkermeister äußerten. Navarro zumal war den Einwohnern verhaßt, seit sie erfahren, daß er, um seine Härte zu rechtfertigen, nachteilige Gerüchte über den Prinzen verbreitete, die sich schnell genug als niedrige Verleumdungen erwiesen.

Der Winter verging, ohne eine Änderung in des Gefangenen Los zu bringen. Zwischen Navarro und dem spanischen Gesandten wurden häufig Depeschen gewechselt, deren Inhalt sorgfältig geheim gehalten ward. Baron Stubenberg gab Duarte den Rat, vom Kaiser selbst eine Entscheidung zu ver-

langen, und der Infant, von der Überzeugung durchdrungen, daß, trotz der Beteuerung Navarros, etwas gegen ihn im Werke sei, entschloß sich, der Weisung zu folgen.

Er erinnerte Ferdinand an die ihm geleisteten Dienste, an die Unverletzlichkeit des Völkerrechtes, das sogar von Barbaren hochgehalten werde, und rief die Gerechtigkeit des Kaisers an, die in die Anschläge seiner spanischen Feinde nicht willigen könne, ohne der Welt das Beispiel eines Treubruches zu geben, der in der Geschichte aller Zeiten, aller Völker ohnegleichen sei.

Dieser Brief, welcher mit der Versicherung schloß, daß, trotz der erlittenen Unbill, der Infant jederzeit bereit sei, von neuem sein Leben für den Kaiser zu wagen, wurde am 16. März des Jahres 1642 nach Wien gesandt. Es verging mehr als ein Monat, ehe die Antwort des Kaisers eintraf. Der Brief, den Graf Trautmannstorff auf Befehl Ferdinands geschrieben, lautete folgendermaßen:

„Ich gab den Brief Eurer Excellenz Seiner Kaiserlichen Majestät und berichtete demselben alles, was Eure Excellenz mir unter dem 16. vergangenen Monats geschrieben. Seine Kaiserliche Majestät antwortete mir sehr gütig und erklärte, daß er Eurer Excellenz nicht Ihre Leiden erschweren wolle, sondern vielmehr bald sie erleichtern, auch bei Gelegenheit Sie begnadigen zu wollen.

Dies trug er mir auf, Eurer Excellenz zu berichten, der ich Euch hiermit die Hände küsse.“

Wien, den 6. April 1642.

Duarte zeigte Paula den Brief, als er sie einige Tage nach dem Empfange desselben im Garten traf. Sie las ihn und legte ihn schweigend neben sich auf die Bank. Ein Luftzug wehte ihn zu Boden; sie machte keine Miene, ihn aufzuheben.

„Du sagst mir nichts?“ fragte Duarte. „Nicht einmal, was Du über die Antwort Trautmannstorffs denkst?“

Ihre Augen bligten in Unwillen auf; die Spitze ihres schmalen Fußes traf das vor ihr liegende Schreiben. „Das meine Ansicht darüber,“ sagte sie verachtend.

„Du nimmst es zu scharf, Geliebte,“ suchte er zu besänftigen, „der Minister konnte nicht wohl anders antworten, wenn der Kaiser sich noch nicht entschieden hat. Er spricht die Hoffnung aus, daß meine Leiden bald ihr Ende erreicht haben würden.“

„Er spricht davon, daß der Kaiser Dich bei Gelegenheit begnadigen wolle,“ entgegnete Paula, „schon dieses Wort allein ist eine Beleidigung für Dich. Wer Gnade empfangen darf, hat eines Vergehens sich anzuklagen. Nenne mir das Vergehen, des man Dich anschuldigen kann und auf das man Gnade zu üben hat.“

„Ich beging keines, doch die Strafe, die ich erdulde, ist die gleiche, als ob es geschehen wäre, und mein Stolz wäre kaum am Plage, wenn sich mir die geringste Hoffnung auf Befreiung zeigte, ob sie unter dieser oder jener Form erfolge. Ist es nicht ein besserer Stolz, mir sagen zu können, daß mein Gewissen, meine Hand von jedem Frevel frei

geblieben? Würde es Dich über mein Unglück erheben, wenn Du mich schuldig wüßtest?"

"Dich! Könnte ich den Gedanken einer Schuld jemals mit Dir in Verbindung bringen, der mir vom ersten Augenblicke hoch über allen erschien, die ich je gekannt? Die erste That, die ich von Dir gesehen, war Großmut und Barmherzigkeit; sie blieb mir eingeprägt für alle Zeit und mit ihr hatte ich Du für immer mich gewonnen."

"Du wußtest es wohl zu verbergen, mein gewappnet Lieb," sagte er halb scherzend, halb traurig. "Ich hatte nicht unrecht, Dich in meinen ersten Versen ‚Pallas‘ zu nennen."

"Mein Mut war Schwäche, Du weißt es nur zu gut," erwiderte sie erröthend, "doch mit dem Schmerze, den ich um Dich litt, sank jene Schutzwehr, die mir gegen Dich gebietet, und meine Liebe fand den anderen Mut: einer Welt zum Troste mich als Dein für ewig zu bekennen."

"Für ewig!" flüsterte er und sein Kuß brannte auf ihren Lippen.

"Lasse uns nicht vergessen, daß wir Wichtiges noch zu besprechen haben," sagte sie nach einer Pause. "Der heuchlerische Brief des Ministers vermag meine Sorge um Dich nur zu vermehren, denn er enthält nach meiner Schätzung nichts als hohle Worte. Schon einmal machte ich Dir den Vorschlag, mich nach Wien zu senden, um mir auf irgend eine Weise Gehör bei den Majestäten zu verschaffen. Du bist noch nicht ohne Freunde dort, Geliebter. Vielleicht bedarf es nur eines Wortes von außen her, um sie zum Handeln für Dich anzuspornen. Baron Guilerin besaß in Wien hochstehende Anverwandte; sie werden mir die Thüren öffnen, um an die rechte Stelle zu gelangen. Kann es denn sein, daß Recht und Billigkeit soweit in der Welt erstorben seien, um Deinem Leiden gegenüber unerbittlich zu bleiben?"

"Wenn alle Menschen wären wie Du, süßes Leben, dann nicht," antwortete er trübe. "Dein Denken und Dein Handeln war von je dem Wohlthun und der Hilfe anderer geweiht. Du konntest keine Not, kein Menschenelend sehen, ohne den Wunsch zu fühlen, es sofort zu lindern, und es war Dir tiefes Leid, wenn es Dir nicht gelang; doch Du ahnst nicht, mit welcher kalter Härte die Welt dem Flehenden die Thür verschließt. Gehe nicht nach Wien, meine Paula. Auch Du wirst nichts erreichen, Du wirst, an bitterer Erfahrung krankend, wunden Herzens zu mir zurückkehren, der wochenlang Deinen Anblick, Deine Nähe entbehrt. Opfern nicht nutzlos die Tage und Stunden, die uns noch geschenkt sind, und die — ich fühle es mit unabweislicher Gewißheit — bald ihr Ende haben werden."

"Gieb mir Deine Einwilligung," bat sie. "Müßte ich mir nicht einen schweren Vorwurf machen, wenn ich irgend etwas unterlassen hätte, was zu Deiner Rettung beitragen könnte? Ostmals rühmtest Du in vergangenen Tagen des Kaisers Edelmut. Sollte er in Deiner Sache sein vergessen, dem er zu so vielem Dank verpflichtet war? Vielleicht steht er unter dem Einflusse derer, die Dir übelwollen und Deine

Fürsprecher vermögen nicht zu ihm zu bringen. Oft schon hat auch Frauenwort ein starkes Herz gewandelt und zum Mitleid es bewegt. Gott wird mit mir sein, das Rechte mich finden zu lassen; er läßt Dich nicht untergehen."

"Gottes Wege sind nicht unsere Wege, teures Kind," erwiderte er, "und hat er es mir beschieden, in der Dunkelheit, die er mir sandte, zu versinken, muß ich mich in Demut seinem Willen unterwerfen."

"Er ist allgütig, allgerecht und sollte seiner Kinder Flehen nicht hören? Er sendet Hilfe in der Not und wird auch Deiner sich erbarmen."

"So waren auch des Schulmeisters Worte," sprach der Infant nachdenklich, "als ich ihm seine Bibel nehmen wollte. Er baute fest darauf und schöpfe Trost und Zuversicht aus seinem heiligen Buche. Ich aber fand den Mut nicht, seine fromme Hoffnung ihm zu rauben; mir war es, als nähme ich dem Armen den Stab, auf den er sich stützte."

"Kaspar und sein Weib haben es mir oft erzählt," sagte Paula, "und daß jenes Psalmenwort ihnen seitdem eine prophetische Verheißung bleiben würde. ‚Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten und Du sollst mich preisen.‘ — Duarte, auch jene einfachen Menschen beten für Dich, der ihr Retter war, und für Dich sollte kein Helfer sich finden, aus Deiner Trübsal Dich zu erlösen? O zweifle nicht, sage mir, daß Du mein Vorhaben gutheißest und ich reise morgen schon."

"Erwäge es noch einige Tage, ehe Du Deinen Plan zur Ausführung bringst. Auch möchte ich nicht, daß Du allein gingest. Pater Senebal, mein jetziger Beichtvater, hat sich erboten, meine Beschwerden über die mir widerfahrne Behandlung selbst dem Kaiser vorzutragen. Mir wäre es eine Beruhigung, wenn Du unter seinem Schutze die Reise anträtest."

"Es soll geschehen, wenn Du es wünschest. Bist Du gewiß, daß Dir der Pater treu ist und Dich nicht an Navarro verrät?"

"Ich glaube auf ihn mich verlassen zu können, denn er scheint nicht zu denjenigen zu gehören, die an Gold und Würden hängen."

"Taquet teilte mir in seinem letzten Schreiben mit, daß von Lissabon Graf Vidigueira de Vasco als Gesandter nach Paris gehen würde. Kennst Du ihn?"

"Ich kenne ihn aus früheren Jahren wohl. Er ist ein warmer Anhänger unseres Hauses und es steht von ihm zu hoffen, daß er bei dem Kardinal meiner gedenken wird."

Sie blickte ihn forschend an.

"Fast dünkt es mir, als ob Du wenig Hoffnung in das Bemühen derer setztest, die Deine Sache führen."

"Ich will es lernen, von Dir zu hoffen, mein Lieb, mich aber gleichzeitig auf das Schlimmste gefaßt machen. Gieb auch Du Dich keinem zu kühnen Wahne hin; vergegenwärtige Dir die Möglichkeit, daß zu den Drohungen eines neuen härteren Gefängnisses in Feindesland ein anderes Schrecknis kommen kann: die Trennung von Dir."

"Wo Du bleibst, werde ich auch bleiben; wohin

man Dich bringt, ich werde Dir folgen. Und ist es nichts, was ich für Dich zu thun vermag, Du sollst es wenigstens fühlen, daß ich in Deiner Nähe bin."

Die hellen Stimmen der Kinder murden in einiger Entfernung hörbar. Paula riß sich aus den Armen des Geliebten.

"Vincentia und Armgard suchen Dich," sagte sie, sich in ihr Schleiertuch hüllend. "Marcella hat sie früher hergebracht, als es angeordnet war. Ich gehe jetzt und lasse Dir die lieben Wildlinge, die Dich etwas erheitern werden."

"Du bist trotzdem bei uns," erwiderte er. "Wir sprechen von nichts anderem, als von Dir. Auch in den Zeiten, da man Dich von mir fernhielt, wußte ich alles, was Du thatest, jedes Wort, das über Deine Lippen kam."

Die kleinen Mädchen zeigten sich jetzt an der Pforte, Duarte und Paula gingen ihnen entgegen.

"Wer ließ Euch ein?" fragte die Schwester. "Und wo ist Marcella?"

"Sie brachte uns bis an die Thür und wir gingen zu Don Navarro und sagten: 'Da sind wir.'"

"Ließ er Euch darauf ohne Weigern ein, Ihr verwegenen Jungfräulein?" lächelte Duarte.

"Er kennt uns ja schon lange," meinte Vincentia sorglos, "heute aber murrte er, daß wir so oft kämen."

"Ich fürchtete es, daß er endlich mir auch diese Freude nehmen würde," sprach der Infant, "was antwortetet Ihr ihm?"

"Wir sagten, daß er garstig sei und gar nicht wie sonst," rief Armgard. "Da lachte er und nannte uns naseweise Gelbschnäbel. Dann machte er die Thür auf und hieß uns hierhergehen, aber nicht eilen; wir kämen Dir noch viel zu früh. Ist das wahr, Herr Eduard?"

Er neigte sich zu ihnen, um Paulas Blicke nicht zu begegnen, deren Wangen sich, gleich den seinen, höher gefärbt hatten.

"Ihr kommt mir nie zu früh, Ihr kleinen Irriwische," sagte er gütig. "Wir werden unter Don Navarros Fenster lustwandeln, um ihn Lügen zu strafen. Ich sah Marcella seit Monden nicht," wandte er sich an Paula, "auch in das Stubenbergische Haus kommt sie nicht mehr."

"Ihr wißt den Grund," antwortete die junge Freifrau, "und es ist besser, daß sie Stolz genug besitzt, sich fernzuhalten."

"Wie nimmt Eberhard es auf?"

"Er hat sich mit der Leichtigkeit seiner Jahre wohl schon etwas getröftet; seine Reigung war nicht tief genug, dem ersten Sturme standzuhalten, Maria sehr zur Befriedigung, die für Marcella keine Vorliebe hatte."

"Ich glaubte, daß sie weicherziger und milder sei."

"Weil sie es uns gegenüber ist? Unser Schicksal und was daraus entstehe, greift nicht in das ihre ein."

"Eine Bestätigung dessen, was ich oftmals äußerte; die Menschen sind nur dort hilfreich, wo es ihnen kein Opfer kostet und ihre eigenen Vorteile nicht geschädigt werden. Die wenigen Ausnahmen unter ihnen haben einen Marterweg zu gehen."

Paula seufzte. Er mochte recht haben, aber es

war schwer, die Wahrheit des Gesagten an sich selbst zu erproben.

Sie trennten sich am Eingang des Nachbargartens; Duarte ging mit den Kindern weiter, Paula kehrte in der entgegengesetzten Richtung nach Hause zurück. —

Eine Woche später befand sie sich in Begleitung Pater Senebals auf dem Wege nach Wien.

Die Angst ihres Herzens hatte sie nicht ruhen lassen; ihren inständigen Bitten hatte der Infant endlich nachgegeben, in die Reise zu willigen und ihrer, sowie des Paters Verwendung, sein Schicksal anzuvertrauen. Er setzte kaum noch eine Hoffnung darein. Der Brief Trautmannstorffs, die Nachrichten, die ihm von anderer Seite zugegangen, hatten ihn erkennen lassen, daß Ferdinands Teilnahme für ihn erloschen sei, und daß der Kaiser nur durch Spaniens Einfluß geleitet werde, dessen Übermacht auch Papst Urban VIII. genug scheute, um ein persönliches Eingreifen zu Gunsten des Infanten abzulehnen.

Paula hatte schneller, als sie es geahnt, Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß des Prinzen Befürchtungen nur zu begründet gewesen, daß alle ihre Schritte zu seinen Gunsten sich als vergebliche erwiesen. Wohl nahmen die Blutsverwandten ihres verstorbenen Vaters sie gastfreundlich auf und suchten ihr die Schwierigkeiten ihrer Mission zu erleichtern. Wohl versicherten ihr die Minister, die sie um ihre Fürsprache anging, daß sie nichts versäumen würden, um des Infanten Sache zu einem glücklichen Ende zu führen, die erbetene Audienz bei den Majestäten erhielt sie jedoch nicht. Navarro hatte nicht unterlassen, schon vor längerer Zeit den Marschese von Castel-Rodrigo von den Beziehungen des gefangenen Fürsten zu der Baronin Guilerin in Kenntnis zu setzen, und der Spanier hatte kaum von ihrer Ankunft in Wien gehört, als er durch Pater Quiroga die Kaiserin warnen ließ, sie zu empfangen, da die Absicht unverkennbar sei, welche die Baronin hergeführt.

Maria Anna nahm den Wink dankbar entgegen; weder sie, noch Ferdinand wünschten mit dem Schicksal des Prinzen von Braganza ferner belästigt zu werden. Philipp IV. hatte sich in jüngster Zeit besonders freigebig gezeigt, um seiner Erkenntlichkeit Ausdruck zu geben. Es that nicht not, seinen Unwillen nutzlos herauszufordern, noch sich stehenden Bestürmungen auszusetzen, die der Bittstellerin nur eine kühle Abweisung eintragen konnten.

Herr Hasso von Mengen teilte Paula die Erfolglosigkeit ihrer Mühen mit; er hegte nach wie vor das innigste Mitleid für den unglücklichen Fürsten, aber auch sein Einfluß erwies sich der spanischen Partei gegenüber als machtlos, er konnte nichts, als Paula sein tiefes Bedauern über die voraussichtliche Wendung aussprechen, welche das Geschick des Prinzen unter den obwaltenden Umständen nehmen mußte.

Graf Trautmannstorff ließ sie nicht mehr vor sich. Die Anklage war gar zu unbequem, die ihn aus den großen reinen Augen der fremden Frau traf. Warum mußte sie auch herkommen, ihn daran

erinnern, daß er nichts gethan, den Untergang des Mannes zu verhüten, den sie liebte und der auch ihm einst Freundschaft erwiesen? Er hatte ja doch eigentlich nur geschehen lassen, was seine Pflicht dem Reiche gegenüber ihm vorschrieb, das nun einmal in seiner bebrängten Lage auf den Beistand mächtigerer Herrscher sich stützen mußte. War es denn nicht schon genug, daß er es ablehnte, mit dem Marschese weiter über die Sache zu verhandeln und der Folgen nicht gedachte, die seine Weigerung für ihn selbst haben konnte?

Castel-Rodrigo hatte die Summe von vierzigtausend Scudi geboten, um den Prinzen in seine Gewalt zu bekommen und ihn dahin senden zu können, wo es seinen Monarchen belieben würde, auch des Gelingens des Anschlages sicher, bereits mit dem Hofe zu Madrid Rates gepflogen, welches Gefängnis man dem Infanten anweisen könne. Philipp hätte es vorgezogen, ihn nach Spanien bringen zu lassen, doch bot dies seine Schwierigkeiten, weil Frankreich, im Bündnisse mit Portugal, den Gefangenen befreien konnte. Die Schiffe der französischen Flotte beherrschten das Mitteländische Meer, die einst bedeutendere spanische Seemacht war der ersteren nicht gewachsen, und bei einem möglichen Gefechte konnte es sich ereignen, daß Spanien die Schifffahrt in den südlichen Gewässern völlig einbüßte. Eine Überführung des Infanten nach Neapel verbot sich aus den gleichen Gründen; so kam die spanische Partei auf Mailand zurück, das außerdem den Vorteil bot, von Graz nicht allzuweit entfernt zu sein.

Die siegreichen Fortschritte des schwedischen Heeres machten die Erledigung der Angelegenheit dringend. Torstensohn, der an Baners Stelle getreten, hatte seinen Zug durch Schlessien mit der Einnahme von Glogau und Schweidnitz beschlossen; auch die Hauptstadt Währens, Olmütz, war in seine Hände gefallen; jetzt näherte er sich Böhmen, und das Gerücht ging, daß er seine Truppen nach Steiermark führen wolle, um Graz zu belagern.

Ehe es bis dahin kam, mußte Dom Duarte entfernt sein. Schweden hatte schon einmal zu seinen Gunsten zu vermitteln versucht, Torstensohn würde sich nicht scheuen, mit den Waffen in der Hand sein Gefängnis zu sprengen, wenn er Graz erobert hatte.

Der Marquis mußte sich endlich überzeugen, daß die Minister auf das schmachvolle Anerbieten nicht eingehen würden. Graf Trautmannstorff erklärte offen, daß er mit dem Verkaufe eines Gefangenen noch nie zu thun gehabt und es auch jetzt nicht wolle. Selbst seiner kühl erwägenden Staatsklugheit mußte die Sache zu barbarisch erscheinen. Castel-Rodrigo beschloß einen letzten Versuch bei Ferdinand III. in eigener Person zu machen. Wenn alle anderen Mittel fehlschlügen, blieb ihm immer noch die Fürsprache der Kaiserin und die Geldnot am Hofe, die offenkundiger als jemals war.

Inzwischen traf Paula schweren Herzens ihre Vorbereitungen zu der Heimkehr nach Graz. Es trieb sie zurück zu ihm, für den sie umsonst gekämpft, gelitten, für den sie die Demütigung bis zur Neige auskostet, als Bittende an verschlossenen Thüren

zu klopfen. Sie hatte ihm nicht glauben wollen, als er es ihr vorausgesagt; nun war es dennoch so gekommen und der Stachel der erduldeten Täuschung hatte sich tief in ihre Brust gegraben.

Und dennoch war die bittere Erfahrung, die sie an der Barmherzigkeit der Menschen gemacht, die Kränkungen, die man ihr bereitet, das Schmerzliche nicht. Viel schmerzlicher war die Erkenntnis, daß es für ihn keine Rettung mehr geben würde, der zwischen Kerkermauern langsam seine Tage dahinschleichen sah, und daß sein Leben vielleicht schon von dem Hasserer bedroht sei, die sein Verderben beschloffen.

Die Pferde waren für den folgenden Morgen bestellt. Marcella, welche die Gebieterin begleitet hatte, ordnete die Sachen in ihre verschiedenen Verhältnisse. Paula legte keine Hand mit an; sie saß am Fenster ihres Zimmers und schaute in Gedanken verloren auf die volkreiche Straße hinab.

Marcella konnte es endlich nicht mehr ertragen, ihr stummes Leid mit anzusehen. Schmeichelnd näherte sie sich ihr und begann sich an dem reichen kastanienbraunen Haare der jungen Frau zu beschäftigen, das halb gelöst auf ihren Nacken herabhing.

„Ich muß die Locke hier neu aufstecken,“ sagte sie in ihrer leise kosenen Art, die Paulas wundem Gemüte oftmals wohlthat, weil sich soviel zärtliches Mitgefühl darunter verbarg, „und auch die Flechten muß ich noch einmal machen. Ihr wollt ja noch Andreas Eltern besuchen, teure Frau, da dürft Ihr so nicht ausschauen.“

Paula ließ müde ihr Haupt zurücksinken. „D, was liegt daran?“ fragte sie. „Gieb Dir keine Mühe, meine Kleine.“

„Nein, nein,“ erwiderte Marcella eifrig, „so lasse ich Euch nicht gehen; Ihr müßt schön sein wie immer, weil Euch die von Hekkings zum ersten Male sehen. Sie sind gar stolze, hoffärtige Leute, zu denen man recht prächtig daherkommen muß, um ihre Gunst zu erlangen. Und Ihr wollt doch für Andrea sprechen und von ihnen hören, ob sie gar nicht mehr ihrer gedenken. Ich ziehe Euch das violette Sammetkleid an, das Euch so gut kleidet.“

„Liebe Eitelkeit! Du Erinnerst mich zur rechten Zeit, daß ich an mich nicht mehr denken soll, sondern an andere, die auch betrübten Herzens sind. Könnte ich Dich doch mit zu Frau von Hekking nehmen, ihr zu sagen, daß sie Dir einst unrecht that, und daß in Dir ein Schatz treuer Liebe für die wohnt, welchen Du anhängst.“

„Nicht doch, edle Frau,“ wehrte Marcella ab, „dort im Hause ist mein Platz nicht, wenn sie nicht einmal von Leonhard wissen wollen. Und die Ratsfrau hatte mir ja nicht zu viel gethan, denn ich war ein wildes Kind, das an Ruß und Land nur dachte und wie es den Männern recht die Köpfe verdrehen könne. Sehet, ich war unbelehrt und hörte es nicht besser, als daß es so sein müsse. Hätte ich Euch damals schon gekannt, wäre manches anders mit mir geworden; ich glaubte eben, man dürfe sich nur wünschen und dann käme es von selbst, wie thöricht und verwegen es auch sei. Daß man aber kämpfen

müsse um sein Glück mit Aufopferung und Entfagen, das wußte ich nicht."

Sie hatte während ihrer Worte mit geschickter Hand das Haar der Herrin aufgenestelt und brachte ihr das besprochene Kleid herbei.

"Wisset Ihr aber, wen ich heute morgen traf," plauderte sie weiter, "als ich für Euch die Tropfen von dem Pharmaceuten holte?"

"Wen, Marcella? Deinen glühenden Wangen nach muß es eine erwünschte Begegnung gewesen sein."

"Den Achaz," sagte Marcella triumphierend, "und er freute sich und ich mich auch."

"Das will ich meinen. Sieht er Dich nicht mehr, bevor wir abreisen?"

"Ich hatte gar wenig Zeit, mit ihm zu sprechen, denn ich war in Angst um Euch und wollte Euch die Tropfen bringen. Das sagte ich ihm auch und da ging er bis zur Thür mit und wenn Ihr es erlaubt, so will er auf mich warten, während Ihr den von Hekkings Euren Besuch macht."

"Ich erlaube es gerne, denn Ihr werdet Euch viel zu sagen haben. Auch wird es mir eine Freude sein, den Mann zu sprechen, der Dich lieb gehabt und noch in Treue zu Dir hält, wie es mir scheint. Geib mir die Handschuhe und die Gürteltasche; es ist Zeit, daß wir gehen; wir wollen Deinen Achaz doch nicht vergebens warten lassen."

Sie traten auf die Straße. Marcellas Augen spähten suchend umher, des Jugendgespielen Gestalt zu entdecken, doch trotzdem fand sie Zeit, es zu bemerken, daß Paulas ungewöhnliche Schönheit die Blicke aller Vorübergehenden auf sich zog.

"Wie alle Euch nachschauen!" flüsterte sie ihr zu. "Wüßtet Ihr nur, welche Lust mir das ist!"

"Närrchen Du! Was kommt denn auf die Neugier fremder Menschen an?"

"O, das ist keine Neugier; sie bewundern Euch, weil Ihr so schön seid, und ich bin eitel auf Euch, so eitel, wie ich noch nie auf mich gewesen. Seht, der Beslernte dort in der Karosse redt sich bald den Hals aus, — oh —"

Sie hielt plötzlich inne. Das verräterische Rot, welches ihr Gesichtchen bedeckte, kündete Paula, daß der Erwartete in der Nähe sein müsse. Gleich darauf trat ein junger Mann in bürgerlicher Kleidung auf sie zu.

"Das ist der Achaz," raunte Marcella, "o, seid nicht böse, daß er schon da ist."

Der Jüngling zog sein Barett und küßte ehrerbietig den Saum des Sammetmantels, den Paula trug.

"Vergebt, sehr edle Frau, wenn ich auf offener Straße Euch anzureden wage," sprach er bescheiden, aber ohne Befangenheit. "Mich treibt mein Herz, Euch für die Güte zu danken, die Ihr Marcella erwiesen und Euch zu fragen, ob Ihr es gestattet, daß ich einige Worte mit ihr wechsle."

Paula betrachtete mit sichtlichem Wohlgefallen des Sprechers offene und einnehmende Züge. "Die Erlaubnis gebe ich gerne, Achaz Schommer," erwiderte sie ohne Zögern. "Ihr werdet mit der einsigen Gespielin ohnehin nur noch heute plaudern können. Auch ich hätte Euch mitzuteilen, wie so gar lieb sie

mir geworden und daß ich nicht mehr ohne sie sein möchte, aber meine Zeit ist kurz bemessen und ich werde in einem fremden Hause erwartet. Behütet mir mein lustiges Vögelein indessen, ich treffe Euch wieder, wenn ich zurückkomme."

"Wir geleiten Euch noch bis zum Hause des Rates," sagte Marcella rasch. "Es ist dort unten, das große mit den Säulen. Allein dürft Ihr in der fremden Stadt nicht gehen."

Paula fügte sich in lächelnder Milde der Anordnung ihrer Begleiterin, die aus vergangenen Jahren die Sitten der kaiserlichen Residenz noch zu genau kannte, um ihre Herrin einer Belästigung seitens der Männer aussetzen zu mögen, welche die freie Ungebundenheit des langen Lagerlebens nur zu oft auch in die Heimatstädte hinübernahmen. Eine bestimmte Stelle der Straße wurde noch verabredet, wo man sich wieder treffen wollte, dann stieg Paula die Stufen empor, die zu der Wohnung des Rates führten.

Hasso von Mengen hatte sie bereits angekündigt, ohne den eigentlichen Zweck ihres Besuches zu kennen. Aloys von Hekking und seine Gattin empfangen die Freifrau, deren Gemahl mit ihnen häufig verkehrt hatte, mit ausgesuchter Artigkeit und stellten ihr bereitwillig ihre Dienste zur Verfügung.

"Die Nachricht, daß Heribert Guilerin noch ein Ehebündnis eingegangen, mußte uns überraschen," bemerkte der Rat mit feinem Lächeln, "doch staune ich nicht mehr, da ich das Glück erfahre, die von ihm Erwählte vor mir zu sehen. Befehlt über uns, edle Frau, was wir beginnen können, Euren Aufenthalt in Wien angenehm zu gestalten, und mit Freuden soll es geschehen."

"Wir möchten es uns ausbitten," fügte seine Gattin hinzu, "Euch in unserem Hause beherbergen zu dürfen, doch fürchte ich, daß diese erwünschte Pflicht uns schon von anderen vorweg genommen ist. Raum hätten wir genug, denn wir sind allein."

"Ich danke Euch von Herzen das gütige Erbieten," antwortete Paula, "doch morgen schon bin ich gezwungen, mich auf den Heimweg zu begeben; meine Anwesenheit war nur auf wenige Tage bemessen."

"Ihr kamet, wie mir Mengen mitteilte, um für den unglücklichen Prinzen Fürsprache einzulegen, den man in Eurer Stadt gefangen hält," sprach der Rat teilnehmend. "Viele sind es auch hier, die sein traurig Los beklagen, aber niemand hat die Macht, es zu wenden, solange der Druck von Spanien her besteht, dem auch unser Herr nachgeben muß."

"Ich weiß es," erwiderte Paula, "und ich habe die Hoffnung aufgegeben, durch meine Bitten etwas erreichen zu können. Aber es ist nicht allein des Prinzen künftig Schicksal, das mich beschäftigt und zu Euch führte; von Eurer Großmut, Ebler von Hekking, wird es abhängen, ob ich, einer Sorge los, Wien verlassen kann."

"Einer Sorge, die wir Euch erleichtern können, Frau von Guilerin?" fragte der Rat. "Gerne soll es Euch gewährt werden, falls es in unseren Kräften steht."

(Fortsetzung folgt.)

Tante Cordulas Nichten.

Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte

von

Ina von Binzer.

(II. von 64.)

(Fortsetzung.)

Der Juni war gekommen mit voller Sommerpracht und hatte in Tante Cordulas Heim eine Veränderung mit sich gebracht, insofern sich dieselbe entschlossen hatte, an Stelle von Dörrens gelegentlicher Aushilfe ein ständiges junges Dienstmädchen zu halten. Ihr Bruder hatte das Kostgeld für sein Töchterchen so überaus reichlich bemessen, daß die Frau Pophysus es für ihre Pflicht hielt, nun auch mit Bezug auf Bedienung für die möglichste Bequemlichkeit der fremden Nichte zu sorgen, und so war denn ein hübsches frisches Mädchen vom Meltiener Hofe engagiert worden, das seine Arbeit geschickt und fleißig verrichtete.

Den pädagogischen Versuchen Frau Cordulas Mary gegenüber war damit nach der hauswirtschaftlichen Richtung hin ein frühzeitiges Ende bereitet, und es muß eingestanden werden, daß damit im Grunde sämtlichen Beteiligten ein großer Gefallen geschah.

Sehr erfreut über die neue Einrichtung war Anni; gab ihr doch die Hilfe, welche die Tante jetzt daheim zur Verfügung hatte, die Möglichkeit, ihre Malkunden in Meltien ohne Gewissenskrupel so recht nach Herzenslust auszunutzen. Tante Cordula begünstigte neuerdings diese Studien mit einem für Anni nicht ganz erklärlichen Eifer, denn die gute Dame stand sonst jeglicher Kunst mit einer ans Erhabene grenzenden Verständnislosigkeit gegenüber und hatte demgemäß bisher auch immer nur ein sehr mäßiges Wohlwollen für diese Seite von Annis Weiterbildung an den Tag gelegt. Aber Tante Cordula handelte hier nach Gründen, wenn sie auch klug genug war, dieselben nicht zu verraten.

Malen — so philosophierte sie — nun ja, es ist freilich leider nur eine stille Kunst, und bei weitem nicht so handlich und für den geselligen Gebrauch verwertbar wie die Musik, aber musikalische Fähigkeiten hatte die Natur ihrer Nichte Anni nun einmal verlagert — da war es ja immerhin etwas, wenn sie Bilder verfertigen konnte. Man konnte sie in den Kaffees herumreichen, einige vielleicht auch einrahmen lassen und aufhängen, und dann hatte es doch entschieden auch einen vornehmen und zugleich „genialen“ Anstrich, wenn die Damen so wie jetzt im Sommer hinausjogen mit Schirm und Malzeug, sich draußen irgendwo mitten in die Natur setzten und „skizzierten“. Nur die Gegenstände für diese Skizzen wollten Tante Cordula nicht recht gefallen. Wählten sie einen Baum zum Vorwurf, so war es sicher ein recht knorriges oder verkrüppeltes Exemplar; war es eine Hütte, so mußte sie alt und verfallen sein, und ein lahmes Fuhrwerk oder ein elender

Hundekarren erhielten sicherlich den Vorzug vor einem schönen glatten Herrschaftsgefährt. Das nannten sie malerisch, und es mochte ja auch sein, daß es Leute gab, die Gefallen daran fanden — sie, Tante Cordula, gehörte freilich nicht zu diesen, sie fand die geraden gleichmäßigen Pappeln bei weitem schöner als krüppelhafte alte Weidenstümpfe, und neue schmucke Häuser mit Fenstern und Türen waren ihr ein viel befriedigenderer Anblick als etwa das alte klapprige Gerümpel draußen auf der verlassenen Ziegelei. Allerdings, für Anfänger mochten ja auch wiederum solche Gegenstände praktischer sein, wo es auf eine krumme Linie mehr oder weniger nicht ankam. Wie dem auch sei, man konnte immerhin einmal sehen, was bei der Sache herauskam, denn die Meltiener erklärten einstimmig und neiblos, daß Anni bei weitem mehr Talent habe als Felicitas. Und Wallerstedts verstanden etwas davon, die waren ja schon in allen möglichen Museen Europas gewesen, und im Musiksaal hingen ja auch die Wände dicht voll von Gemälden alter und neuer Meister, die Tante Cordula immer mit all der Ehrfurcht betrachtete, welche die kostbaren Rahmen jedenfalls verdienten.

Auch Mary hatte sehr bald gemerkt, mit welcher heißem Empfinden Anni an ihrer Kunst hing, und vor einigen Tagen, da war plötzlich ein großes Paket aus der Residenz angekommen an Fräulein Anni Augustin in Wintershausen, und als man es staunend und mit tausend verwunderten Ausrufen geöffnet hatte, da war eine ganz neue wunderschöne Maleinrichtung für Anni zum Vorschein gekommen, vom großen zusammenklappbaren Schirm bis zum letzten Pinsel, und als Anni vor Freude und Staunen die hellen Thränen über die Backen gelaufen waren, da hatte Mary wie ein Kind im Zimmer herumgetanzt und sich vor Freude über ihre gelungene Überraschung kaum zu lassen gewußt. Ja, sie war wirklich, was ihr Vater von ihr gesagt hatte — a good girl, ein liebes Mädel. —

Es war an einem klaren, sehr heißen Junitag, und die Sonne stand schon ziemlich hoch am wolkenlosen Himmel. Die drei malenden Damen waren mit Feldstühlen und Malgerät hinausgezogen nach einem etwas höher gelegenen Aussichtspunkt an dem jenseitigen Ende des Meltiener Grundes, und Mary hatte versprochen, sie dort gegen elf Uhr zu treffen.

Jetzt hatte sie sieben das Dorf passiert und schritt auf dem staubigen Landweg einem kleinen Gehölz zu, nach dessen Durchquerung man zu dem Rendezvousplatz gelangte. Ringsum war kein Mensch

zu sehen, nur dort oben am Waldesrand weideten einige angepflodte Kinder, und von ferne tönte das Knarren eines Arbeitswagens; dazwischen jubilierten die Vögel.

Als Mary nur noch etwa einen Steinwurf weit von dem großen Wegweiser entfernt war, von wo aus sich der Pfad rechts hinauf nach dem Gehölz zog, hörte sie plötzlich vor sich ein paar Kinderstimmen laut weinen. Sie ging schneller und fand auf dem großen weißgealkten Stein neben dem Wegweiser ein etwa sechsjähriges kleines Dorfmadchen sitzend, an das sich laut brüllend ein zwei Jahre altes Bübchen drängte. Als die feine, fremde Dame sich näherte, brach der kleine Mann seine musikalische Beschäftigung so jählings ab, daß Mary über sein drolliges Aussehen beinahe laut aufgelaßt hätte. Das Gesicht des kleinen Burschen zeigte für den Moment noch jene tragikomischen Verzerrungen, die schreiende Kindergesichter anzunehmen pflegen, und seine Finger hatten die Thränen Spuren darauf bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit auszu dehnen verstanden.

Mary trat an die Kinder heran. „Was fehlt Euch denn?“ fragte sie das Mädchen, das, die Hände vor das Gesicht gedrückt, unentwegt weiterschlichzte.

„Das Essent —!“ brachte es mühsam hervor, indem das Weinen noch lauter wurde.

„Was für Essen?“ fragte Mary.

„Da — huhuhu!“ jammerte das Kind, und jetzt erst sah Mary an der Erde einen zerbrochenen braunen Topf liegen, der augenscheinlich in ein großes baumwollenes Tuch geknüpft gewesen war, das das Kind auf den Knien hielt, und das die deutlichen Spuren einer fettigen Flüssigkeit aufwies, die im übrigen sich mit dem Staub der Landstraße vermengt zu haben schien.

„Wo wolltest Du damit hin?“ sagte Mary.

„Du — hu — id sollt' es Baddern bringen . . .“

„Wo ist denn der?“

„Da — da hinterm Wald — bei's Heuen!“

Mary stand einen Augenblick ratlos, dann sagte sie: „Vater kann sich gewiß in dem Bauernhof drüben anderes Essen kaufen.“

„Huuh! nee, er hat kein Geld nich.“

„Nun, das will ich ihm geben, kommt nur mit, daß wir ihn auch finden.“

Das Mädchen sah die fremde Dame unsicher und mißtrauisch an, Mary zog einen Thaler aus der Tasche und hielt ihn dem Kinde hin: „Da sieh, das kannst Du ihm geben, dafür bekommt er gewiß etwas.“

Das Kind sprang von seinem Sitz herunter auf die Füße. „En Daler! warrastig en ganzen Daler!“ rief es atemlos, und dann griff es nach dem Geldstück mit einer Hast, als fürchte es, die fremde Dame werde ihm dasselbe wieder entziehen; fest klammerte sie es in ihre Rechte. „Komm!“ sagte sie zu dem kleinen Brüberchen.

Allein für dessen zweijähriges Verständnis besaß das Geld augenscheinlich noch keine belebende Kraft; statt aller Antwort begann er von neuem aus vollem Halse zu schreien.

„Er is müde,“ sagte die Schwester, „er kann nich mehr bei die Hitze,“ und dabei versuchte sie den kleinen dicken Mann aufzuheben, ohne doch dabei ihren kostbaren Schatz in der festgeschlossenen Rechten wieder preisgeben zu müssen.

Aber Mary wehrte ihr. „Du kannst ihn doch nicht tragen, Du bist ja selbst noch so klein,“ sagte sie, und ohne sich weiter zu besinnen, nahm sie den kleinen schmutzigen Burschen in ihre Arme und begann mit ihrer Last den Weg zum Holz hinanzuschreiten. Es war harte Arbeit, ungewohnt und doppelt schwer in dem heißen Sonnenbrand, auf Marys Stirn traten die Schweißperlen hervor, und ihr Atem ging keuchend. Aber sie hielt sich tapfer; was sie einmal angefangen hatte, wollte sie auch zu Ende führen.

Im Walde ging es besser, da war es kühl, und der Weg führte auch nicht mehr hügelan; noch einige Minuten, und der jenseitige Ausgang war erreicht. Herübertönende Männerstimmen hatten Mary schon darüber belehrt, daß die Arbeiter sich unmittelbar am Waldesaum befanden, und aufatmend sah sie sich, als sie unter den Bäumen hervortrat, bereits auf der Wiese angelangt. Noch wenige Schritte und sie ließ ihre kleine schwerfällige Last zu Boden gleiten, nahm aufatmend den Hut von den Locken und betupfte, gegen einen Baum gelehnt, mit dem Taschentuch ihr heißes Gesichtchen, während die Kinder auf einen der Heumacher, in dem sie ihren Vater erkannt hatten, zustürzten.

„Aber mein gnädiges Fräulein, was haben Sie denn gemacht!“

Mary fuhr herum, es war eine ganz fremde Stimme gewesen, die diese Worte zu ihr gesprochen hatte, aber als sie aufblickte, fühlte sie sich vollkommen beruhigt. Dieser feingebaute dunkelblonde Herr mit der Militärmütze und der leichten Joppe von Sommerloden, das konnte nur Kurt Wallerstedt sein, Fees Bruder, den man in diesen Tagen auf Urlaub in Melken erwartet hatte. Aber schon stellte er sich selbst als Lieutenant Wallerstedt vor, „der Bruder meiner Schwester,“ fügte er lachend hinzu, „und als solcher vielleicht ein ganz klein wenig berechtigt, Ihnen einen leisen Vorwurf zu machen, mein gnädiges Fräulein, wie konnten Sie sich mit dem dicken Burschen schleppen!“

Mary lachte. „Er konnte nicht mehr gehen, und seine Schwester konnte ihn doch noch weniger tragen als ich.“

„Das bezweifle ich; diese Kinder werden von klein auf daran gewöhnt, ihre jüngeren Geschwister herumzuschleppen, auch hätte sich das Mädel mindestens dreimal so viel Zeit für den Weg hier herauf gelassen wie Sie. Was meinst Du, Johannes,“ wandte er sich nun an einen zweiten Herrn, der soeben von der anderen Seite herzutrat, „war es nicht unrecht von Fräulein Miller, sich so anzustrengen und zu erschöpfieren?“

Johannes Nölbechen! Er war es. Mary hatte ihn seit jenem Konzertabend nur einmal flüchtig auf der Straße gesehen, und nun stand er wieder vor ihr mit dem gleichen abweisenden Ausdruck im Gesicht wie damals, ein Ausdruck, der ganz besonders kraf

abstach gegen Kurt Wallerstedts ausnehmend liebenswürdige Art. Er grüßte kühl.

„Unrecht?“ sagte er, „das weiß ich nicht, aber es war wahrscheinlich unnötig und überflüssig, ein solches Bravourstück aufzuführen.“

In Marys Augen bligte es auf. „Ich habe nicht danach gefragt, Mr. Nölbechen, ob es unrecht oder überflüssig oder ein ‚Bravourstück‘ war; das Kind war müde und weinte, und ich hatte Mitleid mit ihm — das war alles.“ Sie sprach schroff, wie er es bisher nie von ihr gehört hatte, und sah ihn hochmütig an. Dies war ihm neu und ärgerte ihn fast noch mehr als ihr früheres Wesen.

„Nun,“ sagte er mit absichtlicher und verletzender Gleichgültigkeit, „was Sie Ihrer Persönlichkeit und Ihren Kräften zumuten wollen, berührt mich ja auch gar nicht, nur möchte ich Sie bitten, Ihrer ‚Wohlthätigkeit‘ etwas vernünftigeren Grenzen zu setzen. Unsere Leute hier sind es nicht gewöhnt, mit dem Gelde so herumwerfen zu sehen, sie bekommen dadurch verkehrte Begriffe über ‚reiche Leute‘ und ungerechte Verteilung der Güter, die nur Schaden stiften können, und die ich mir bisher Mühe gegeben habe, aus meiner Gemeinde fern zu halten. Ein weises Maßhalten ist auch beim Wohlthun nötig.“

Mary erwiderte nichts. Ihren großen weißen Sommerhut wieder auf die Locken brügend, wandte sie sich freundlich an Lieutenant Wallerstedt. „Wollen Sie mich zu den Damen bringen,“ bat sie ihn.

Kurt bot ihr mit besonders höflicher Beflissenheit den Arm. Er war im höchsten Grade erstaunt darüber, wie unartig und herrisch sein Freund Nölbechen sich diesem reizenden Mädchen gegenüber benahm, und er suchte das durch doppelte Freundlichkeit seinerseits wieder gutzumachen. Was fiel nur diesem wunderlichen Menschen ein, oder was konnte ihm dieses harmlose, junge Geschöpf gethan haben!

„Die Damen sitzen gleich hier hinter den Tannen,“ plauderte er freundlich. „Nölbechen und ich haben ein fabelhaftes Glück heut morgen: wir wollten uns nur den Heuschnitt einmal ansehen und machen dabei alle Augenblick die reizendsten Entdeckungen; erst spürten wir die Kunstjüngerinnen dort auf und dann tauchten Sie, gnädiges Fräulein, gleich einer Waldfee zwischen den Bäumen hervor.“

Beide lachten über die „Waldfee“ mit dem dicken Bauernjungen auf dem Arm, der junge Offizier hatte etwas von der sonnigen, befreienden Art seines Vaters, die Mary in diesem Augenblick doppelt wohlthuenend berührte.

Fünfundzwanzig Schritte weiter traf man Miß Burnett mit ihren beiden Schülerinnen, die eben ihre Malereien zusammenpackten.

„Halt!“ rief Mary, „erst müssen sie zeigen, was sie gemacht haben, nicht wahr, Mr. Wallerstedt?“

„O, Annis ist viel besser als mein!“ sagte Felicitas liebenswürdig, „sie hat soviel malerisches Auge und einen so feinen Farbensinn;“ damit reichte sie mit einem komischen kleinen Seufzer ihre eigene Skizze dar, auf diese Weise auch Anni zwingend, ihre Arbeit zu zeigen.

Das Motiv war das gleiche, nämlich das unter

ihnen liegende Bauerndorf Groß-Meltien, allein während Fees Blatt das etwas langgestreckte Dorf in seiner ganzen Ausdehnung zeigte und ihm so einigermaßen den Stempel der Langweiligkeit aufdrückte, hatte Anni mit künstlerischem Instinkt nur die etwas erhöht liegende Kirche nebst ihrer Umgebung kräftig in den Vordergrund gesetzt, während sich in nebensächlicher Ausführung die Anfänge der Dorfstraße nach dem Rande des Bildes zu verloren.

„O yes, dies ist hübsch, nicht wahr, Miß Burnett!“ rief Mary aus, indem sie Annis Arbeit betrachtete. „Sehen Sie doch, Mr. Wallerstedt, ich bin ganz stolz auf meine Cousine!“ und damit reichte sie dem jungen Offizier mit strahlendem Lächeln das Bild hinüber.

„Sehr hübsch in der That, wirklich reizend!“ sagte Kurt lebhaft; aber es war sehr zweifelhaft, wieviel von seiner Bewunderung der Skizze, die er in der Hand hielt, wieviel der graziosen Mädchengestalt vor ihm galt, die er kaum noch aus den Augen ließ.

Er gab das Bild an Johannes weiter, doch auch dessen Gedanken waren durchaus nicht ausschließlich bei seiner Betrachtung, und mit einigen nichtsagenden Worten reichte er es Anni bald zurück. Ohne daß er es wollte, ja, trotzdem er sich dagegen wehrte, horchte er doch hin auf ein leises Flüstern, das sich in seinem Inneren erhob. „Wie neidlos sie sich freut, und wie reizend sie das kleibet!“ Und dies ganze kostbare Malgerät, es war ihre Gabe, Tante Cordula hatte es erzählt, wie sie sich zu dem Zweck heimlich mit Miß Burnett in Verbindung gesetzt und sich dann wie ein Kind an der gelungenen Überraschung geweidet habe. Ja, sie hatte doch wohl wirklich ein freundliches Herz, und er, Johannes, war vorhin unnötig hart und ungezogen gegen sie gewesen. Er mußte es wieder gut machen, und das wollte er auch, sowie sich ihm eine Gelegenheit dazu bot.

Man brach auf und hatte bis Meltien gemeinsamen Weg. Johannes versuchte mehrere Male, sich Mary zu nähern, aber Kurt Wallerstedt wich nicht von ihrer Seite, auch verwickelte ihn Miß Burnett in ein ihrerseits recht lebhaft geführtes Gespräch über Malerei im allgemeinen und Landschaftsmalerei im besonderen; Anni ging schweigend daneben.

Am Meltiner Grenzwege verabschiedeten sich Miß Burnett und Felicitas, und Johannes hoffte, daß sich ihm jetzt eine Gelegenheit bieten werde, Mary ein verständliches Wort zu sagen, allein zu seinem Ärger hörte er, wie Kurt Wallerstedt sagte: „Wenn die Damen gestatten, so begleite ich Sie noch bis nach Wintershausen,“ und sah, wie Mary mit leisem Lächeln diese indirekte Huldbildung annahm. Ehe er sich's versah, schritten die beiden rüstig voraus, ihn und Anni hinter sich lassend.

Der Mittag lag schwer und brütend über der ganzen Landschaft, die Hitze zitterte förmlich in der sonnigen Luft und schien eine dumpfe Dämmung in die Natur hineinzubrennen.

Das erste der beiden Paare, die jetzt auf der Chaussee dem Städtchen zustrebten, schien allerdings wenig von dieser Dämmung zu empfinden; desto bleiern lastete sie aber auf Anni und ihrem Begleiter. Zunächst schritten sie eine Weile schweigend nebeneinander

her, indem Johannes unwillkürlich seinen Schritt beschleunigte, um die Entfernung zwischen ihnen beiden und dem voranschreitenden Paare zu verkürzen; er dachte immerfort daran, daß er Mary eine Genugthuung schuldig sei, und die Unmöglichkeit, sie anzubringen, machte ihn unruhig und zerstreut. Wie sehr hätte ihn sonst dieser Weg an der Seite Anni Augustins gefreut, wie ruhig-freundlich hätte er das Zusammensein mit ihr genossen, in das sich jetzt eine nervöse Zerfahrenheit seinerseits mischte, die ihn gar nicht merken ließ, wie sehr er Anni selbst durch sein Wesen betrübte.

„Ein fürchtbar heißer Tag!“ sagte er endlich tief atmend, indem er den breitrandigen Strohhut abnahm und mit der Hand durch sein dichtes, dunkles Haar strich.

„Sehr!“ sagte Anni, geradewegs blickend und mit fast unhörbarer Stimme. Es wäre ihr unmöglich gewesen, auch nur ein einziges Wort mehr hervorzubringen, ihr lag ein entsetzlicher Druck auf Kopf und Brust, saß ihr in der Kehle und lähmte ihre Zunge.

Johannes reizte ihre Emsilbigkeit. Wie schwierig sie war, wie sie es so gar nicht verstand, einer öden Situation den wünschenswerten Ruck zu geben! Warum plauderte sie nun nicht auch wie ihre Cousine Mary da vor ihnen, deren lebhaftes Lachen und perlendes Lachen so erfrischend die lastende Atmosphäre durchlöcherte!

Er sah Anni von der Seite an; sie schritt schwerfällig einher, und auf ihrem Gesichte lag ein Zug tiefer, körperlicher und seelischer Abspannung, die beinahe Trostlosigkeit war.

„Fehlt Ihnen etwas, Fräulein Augustin? Sind Sie krank?“ fragte der junge Pfarrer, aber es klang mehr aufrüttelnd als teilnehmend, und Anni suchte das Herz bei diesem Ton. So hatte er noch nie zu ihr gesprochen.

„Nein, danke, es ist nur die Hitze, die mich bedrückt,“ erwiderte sie leise, mühsam die aufsteigenden Thränen unterdrückend.

„Sie sollten früher oder später am Tage malen, so daß der Heimweg nicht gerade in die Mittagshitze fällt,“ sagte Johannes.

Anni antwortete nicht, was hätte sie sagen sollen. Er hatte ja recht, aber schließlich war es doch auch alles wieder so gleichgültig, so sehr gleichgültig seitdem . . . Marys perlendes Lachen tönte herüber, sie sah, wie Johannes unwillkürlich seine Schritte beschleunigte, und — ein paar große, schwere Thränen quollen aus ihren Augen und liefen ihr die bleichen Wangen hinab.

Anni ließ ihr Malzeug in die Linke hinübergleiten — Schirm und Klappstuhl hatte ihr Begleiter ihr schon abgenommen — und griff mit der Rechten nach ihrem Taschentuch. Die Bewegung veranlaßte Johannes, sich nach ihr umzusehen —

Thränen! Mein Gott, was hatte sie doch nur? Diese Sentimentalität war ja unerträglich, er mußte sich förmlich zusammennehmen, daß ihm nicht ein hartes Wort entfuhr. Seine Stimmung machte ihn ungerecht und mittheilslos.

„Sie sind doch wohl krank,“ sagte er nach einer

Weile nörgelig, indem er ein beschwertes Gesicht machte.

Anni nahm sich zusammen. „Ich habe Kopfschmerzen,“ erwiderte sie kurz.

Endlich war die Stadt erreicht und mit ihr zunächst die am äußersten Ende gelegene Pfarre. Johannes verabschiedete sich, indem er Anni, alter Gewohnheit nach, die Hand reichte. „Gute Besserung,“ sagte er.

Sie dankte mit stummem Neigen des Kopfes. Und dann konnte er Mary und ihren Begleiter nur noch von weitem grüßen, als sie sich, die ganz in ihr Gespräch vertieft schienen, auf Annis Zuruf umwandten, um diese zu erwarten.

So war er denn in Marys Schuld geblieben, und das bewirkte, daß sich seine Gedanken fast unaufhörlich mit ihr beschäftigten.

Zwölftes Kapitel.

„Dele, Du mußt Dich jetzt wirklich anziehen, in einer halben Stunde können die ersten Gäste da sein, Fundes von Osterfelde kommen immer sehr pünktlich.“

Dele Blottnitz streckte sich auf der Chaiselongue. „Uah!“ stöhnte sie und warf ihre langen roten Zöpfe zurück, „ich glaube, der Urfehler der Menschen ist die Faulheit! . . . Aber heute darf ich für mich mildernde Umstände in Anspruch nehmen, rechne nach, wie viele Metamorphosen meines äußeren Menschen ich heute bereits hinter mir habe: Um sechs Uhr früh Reitanzug — Galoppabende mit Kurt nach dem Werberteich; acht Uhr zweite Garnitur mit Epauletten — große Gratulationencour bei dem Geburtstagskinde, Prinzessin Fee; neun Uhr — Drilllichjacket zum Anbringen von japanischen und anderen exotischen Laternen in der großen Allee; elf Uhr — auf höheren Befehl Anprobe der Gala-Uniform für den Abend; zwölf Uhr — Rücksprung in die zweite Garnitur zu Tische; ein Uhr —“

„Um Himmels willen, Dele, hör auf!“ lachte Felicitas mit komischem Entsetzen, während sie zugleich vor dem Spiegel eine Rose in ihrem schönen Haar befestigte, „das ist ja fürchterlich!“

„Nicht wahr? Aber ich bin zu Ende, denn nun folgte nur noch dieser himmlische bunte Faullenzers-Kittel, aus dem mich jetzt Deine Grausamkeit auch wieder vertreiben will — uah!“ Von neuem gähnend und die feine, fast überschlanke Figur streckend, stemmte Abele die Ellenbogen auf, stützte den Kopf in beide Hände und sah zu Felicitas hinüber. „Du siehst famos aus!“ sagte sie dabei mit einer Art „jüngster Lieutenants“-Manier, die sie schon als halbes Kind gehabt und die ihr auch die Pension nicht auszutreiben vermocht hatte, „wahrhaftig, kolossal schneidig, dieser weiße Wollmuffelin mit dem mattgelben Sammet — wer hat die Zusammenstellung erfunden?“

Fee lachte. „In diesem besonderen Falle ich natürlich!“

„Natürlich? Du liebe Zeit, ich finde das gar

nicht so natürlich, ich habe mir im Leben noch nichts selber ausgesucht, ausgenommen meinen Gaul! Aber sonst — das macht alles Mama, ich wüßte faktisch nicht, was ich ohne Mama anziehen sollte!"

„Nehmen wir zum Beispiel an, daß Du Deines Vaters alte Uniformen auftragen würdest — aber für heute thu' mir nun endlich die Liebe und 'steige' in das hübsche Hellgrüne, das ich da auf Deinem Bette liegen sehe. Es fehlen nur noch zehn Minuten an drei Uhr und — mein Himmel, fährt da nicht schon ein Wagen auf den Hof — wahrhaftig Fundes! Na, ich überlasse Dich Deinem Schicksale . . ." und damit eilte Felicitas aus der Thür und flog die Treppe hinab, um die ersten Gäste zu begrüßen.

Abele war mit einem kräftigen „Donnerwetter!“ auf die Füße gesprungen und begann in ihrem eigenen, nebenan gelegenen Zimmer eiligst und nicht gerade rücksichtsvoll ihre krausen Zöpfe zu entwirren und neu zu ordnen. Sie fand lange Zöpfe entsetzlich lästig und einer Soldatentochter höchst unwürdig, hatte einen förmlichen Haß gegen das Wort ‚Friseur‘, das ihr, wie sie behauptete, das ganze Aufstehen des Morgens verleidete, und nur das strenge Verbot ihrer Mutter hinderte sie daran, sich die ganze rot-wallende Haarpracht kurzweg abzuschneiden.

Endlich war sie fertig, und das übrige „Aufzäumen“ war schnell geschehen, denn mit ihrem Anzug machte die Dele niemals viel Federlesens. Ehe die alte Frau von Funde, die mit Sohn und Tochter vorgefahren war, ihren vorwärtsstulichen Spizenhut in aller Umständlichkeit mit einer ebenso ehrwürdigen Haube vertauscht hatte, war sie fertig und erschien im Salon, ohne daß ihr Fehlen auffällig bemerkt worden wäre. Nur Kurt, mit dem sie sich immer neckte, trat, während man sich noch allerseits geräuschvoll begrüßte, von der Seite an sie heran und sagte halblaut:

„Ich grüße Sie, Fräulein Abele — ausgeschlafen?“

Dele sah in sein neckisches Gesicht und wurde ein wenig rot. „Danke — nein!“ sagte sie dann trocken; „ich hoffe aber, das Fehlende eventuell bei Tische nachzuholen.“

„Oho!“ lachte der Lieutenant, „wem blüht denn die unterhaltende Aussicht, Ihr Nachbar zu sein?“

„Ihnen — und an Ihrer anderen Seite sitzt Miß Miller . . . ah, Fee, wer hat Dir denn diesen wundervollen Korb Rosen zu Füßen gelegt?“

„Den? Ich — ich glaube, Herr von Leschdorf hat sie schicken lassen,“ sagte Fee ein wenig verlegen, und ihr Gesichtchen tauchte sich in ein ebenso zartes Rot wie die Blumen vor ihr . . . „Aber da kommen die Wintershausener: Bürgermeister und Tante Cordula mit Anni und Mary . . .“

Eine Begrüßung löste die andere ab, schnell füllten sich die gastlichen Räume, und bald waren alle Geladenen beisammen. Die Meltiener hatten den Plan ausgeheckt, daß die jungen Leute unter Miß Burnetts Ägide den Kaffee im Walde einnehmen sollten.

„Also die älteren Herrschaften werden auf die Veranda gebeten, die Jugend aber zieht mit der

Kaffeetüche nach der Herrenwiese oben im Wald!“ lautete die Parole, und jubelnd holte man allerseits die Hüte wieder herbei und sammelte sich in buntem, farbigem Durcheinander vor dem Hause.

„Ku — u — uno!“ schrie Abele zu einem Seitenfenster empor, „sind die Reisen mit?“

„Ja!“ tönte es mit Stentorstimme von oben herab.

„Und die Tennis-Schläger?“

„Alles im Wagen — seht Ihr nur nach Euren Kaffeetassen!“

Felicitas stand schon an dem kleinen Ponywagen, der mit allem Notwendigen und Wünschenwerten besetzt war, und inspizierte. Miß Burnett half ihr. „All right,“ hieß es dann, und nun ließ man des Staubes wegen dem Wägelchen einen kleinen Vorsprung, um dann in solcher Zusammensetzung zu folgen, wie es Zufall oder Absicht fügte.

Die „Herrenwiese“ war dasselbe Grundstück, wo Mary zuletzt mit Johannes zusammengetroffen war, jene hochgelegene Waldwiese, die, als mitten zwischen bäuerlichem Besitz liegend, doch zum Herrschaftsgute Meltiens gehörig, den Namen Herrenwiese führte.

Die bunten Paare belebten den hügeligen Weg; sehr reizvoll wirkten in dem strahlenden Sonnenlichte die hellen Kleider und Schirme, die farbigen Bänder und großen Strohhüte der Damen. Das vorderste Paar waren Kurt und Mary.

Die junge Amerikanerin trug ein ganz weißes Kleid ohne jeden Auspuß als den sehr schöner, gleichfalls weißer Spitzen, sie hatte sich ein paar frische rote Rosen in den Gürtel gesteckt, und der große weiße Schutzhut kleidete ihr pikantes kleines Gesichtchen ganz entzückend.

Kurt Wallerstedt war beim Ausbruch sofort an ihre Seite geeilt, nicht ohne sich dafür einen spöttischen Seitenblick von Abele zu holen, deren treuer Cavalier Runo war. Er hatte Mary aufgegeben. „Um mich kümmert sie sich ja doch nicht,“ hatte er gesagt, „und die Dele ist auch viel schneidiger.“

Felicitas hatte Anni an ihre Seite geholt, links von ihr ging Herr von Leschdorf. Als man sich dem Ziele näherte, wandte sich dieser an Felicitas mit einer Frage nach Pastor Nöldechen.

Ein heißes Erröten flammte über Annis Gesicht, und sie wagte es nicht, sich gleich den andern beiden anzusehen, als Felicitas erwiderte:

„Er ist hinter uns mit Miß Burnett; er kam ganz zuletzt, als wir schon aufbrachen, und schloß sich ihr an, nachdem sie alle ihre Rücken vom Hofe gelassen hatte.“

Oben auf der Wiese, auf die der Wald seine kühlenden Schatten warf, fand man bereits allen Proviant und sämtliche Gerätschaften vor, auch hatte der flinke kleine Stallbursche schon ein lustiges Feuer angezündet, über dem auf einer primitiven Stellage von Zweiden und Stöcken der Wasserkessel hing. Auf einem mächtigen Tischtuch, das über die Rasenfläche gebreitet war, standen Tassen und lagen Tüten mit Zucker und Gebäck.

„D, dies ist reizend!“ rief Mary entzückt aus und klatschte in ihre kleinen Hände, dann zog sie schnell

die langen hellbraunen Schweden von den Fingern. „Was kann ich thun, Miß Fee, ich möchte so gern etwas helfen!“

„Gut,“ sagte Fee liebenswürdig, „wollen Sie den Kuchen auspacken? Hier sind zwei größere Tablets dazu — und Du, Anni, willst Du mir beim Kaffee helfen?“

„Und was darf ich thun?“ fragte Herr von Leschdorf.

„Sie müssen sich hier als Arrangeur und ‚Dekorateur‘ bewähren und zusehen, daß man sich möglichst malerisch auf dem Rasen gruppiert,“ lächelte Felicitas.

Herr von Leschdorf verbeugte sich und that wie ihm geheißen war, und als Johannes Nöldechen auf dem Plage anlangte, konnte er mit seiner Dame nur noch den einen Eckplatz des dichten Halbkreises einnehmen, der sich auf Herrn von Leschdorfs Kommando gebildet hatte. Ein entsetzliches Klappern lönte ihnen entgegen; jeder der „Wegelagerer“ hielt in der Linken eine Untertasse und in der Rechten einen Theelöffel, womit er jene in erbarmungslosem Übermüde bearbeitete.

„Hilfe! meine Nerven, Hilfe! Obertassen!“ pufete der dicke Herr von Funde.

„Heiliges Kreuzdonnerwetter!“ schrie Kurt, „wer hat die entsetzliche Idee gehabt, diesen Babies zuerst die Untertassen in die Hände zu geben!“

Ein perlendes Lachen durchtönte den Lärm. „Das war ich, Mr. Wallerstedt,“ rief Mary, „ich dachte, es wäre furchtbar praktisch, sehen Sie, wie viel Tassen man so auf das Tablett bringt!“

„Sie, mein gnädiges Fräulein?! Gott verzeih's Ihnen, Sie sehen, wie unrecht Sie thaten, mit Europens überbüchster Höflichkeit zu rechnen, aber gesegnet sei unser Stern, da kommen Fräulein Adele und Runo mit ihren Riesentablets voll Obertassen!“

Während Anni und Felicitas den Kaffee servierten, ging Mary mit dem Kuchen umher, sie wollte durchaus nichts davon hören, selbst etwas zu genießen, ehe sie nicht ihr Amt versehen hätte; Kurt hütete sorgfältig eine volle Tasse für sie.

Johannes grüßte sie, indem er respektvoll seinen Hut zog, sie dankte höflich, aber gemessen, ein klein wenig erröthend.

„Sie grollt mir noch,“ dachte der junge Pfarrer, „und das mit Recht, heute muß ich ihr ein gutes Wort sagen . . .“ und dann nahm er mechanisch ein Stück Kuchen von dem dargebotenen Tablett, während er sie ganz erstaunt anstarrte. War sie immer so reizend gewesen wie heute? Er fand sie geradezu bezaubernd in diesem einfachen weißen Kleide mit den Rosen im Gürtel, sie sah wirklich echt mädchenhaft aus, gerade das, was er sonst immer an ihr vermißt hatte.

„Nöldechen, sind Sie hypnotisirt?“ schreckte ihn Leschdorfs kräftige Stimme empor, und nach einer lachenden Antwort widmete sich Johannes nun mit trampfhafter Lebendigkeit der allgemeinen Unterhaltung. Mit Anni hatte er von weitem einen Gruß gewechselt, sie sah ihm heute so fremd aus — woran mochte das nur liegen?

Als der Kaffee fortgeräumt war, begann man

zu spielen, hier flogen Reifen, dort Tennisbälle. Johannes hatte es möglich gemacht, sich nirgend zu engagieren, er schlich durch die Tannen dorthin, wo die Tennisspieler einen Platz gefunden hatten, und stellte sich so, daß er Mary gerade vor sich hatte. Sie war die Geschickteste von allen, das mußte man ihr lassen. Wie graziös und gewandt sie ihren Schläger handhabte, und wie bog und wand sich der schlanke Leib in anmutigen Linien, während die meisten andern Mitspielenden sich peinvoll verrenkten oder linksich umherstolperten. Ja, heute würde er es durchsehen, mit ihr zu sprechen, es war seiner nicht würdig, gewissermaßen moralisch in ihrer Schuld zu bleiben, er würde seine Überlegenheit über sie erst völlig zurückgewinnen, wenn sie beide sozusagen wieder „quitt“ wären . . . so rebete sich Johannes ein.

Als man aufbrach, trat er energisch an ihre Seite, Kurt absichtlich zuvorkommend.

„Darf ich mich Ihnen anschließen, Miß Miller?“ fragte er, den Hut ziehend.

Mary errötete vor Freude; sein Ton klang so freundlich wie noch nie, und er hatte ihr zum ersten Mal das heimliche „Miß“ gegönnt, das sie dem „Fräulein“ so sehr vorzog — schweigend neigte sie den Kopf. In unwillkürlicher Übereinstimmung blieben sie ein wenig hinter den andern zurück.

„Ich sah Sie gestern bei der alten Nachtwächtersfrau aus der Thür kommen,“ sagte Johannes, „ich war gleich nach Ihnen dort und fand die Alte sehr beglückt durch Ihre reiche Gabe.“

Über Marys Gesichtchen flog ein dunkles Rot. „Bekomme ich wieder Schelte?“ sagte sie ängstlich, aber sie lächelte dabei, und es war etwas von ihrer alten Schalkhaftigkeit in dem Ton.

Johannes sah sie ernst an, fast war es, als wenn auch sein Gesicht sich leise rötete. „Ich habe diesen Vorwurf verdient,“ sagte er, „ich war neulich unnötig schroff und ungerecht gegen Sie — wollen Sie es mir verzeihen?“

Mary schien alles andere eher erwartet zu haben als dies freimütige Bekenntnis. Ihr Gesicht brücte Staunen und Verlegenheit zugleich aus, und während sie die Hand annahm, die er ihr hinhielt, stammelte sie erröthend: „D — o — Sie meinten es gewiß gut, da ist nichts zu verzeihen.“

„Doch!“ sagte Johannes fest, „und unter der Firma des ‚Gutmeinens‘ werden nur zu oft recht unfreundliche Dinge gesagt und gethan; ich danke Ihnen, wenn Sie es mir nicht nachtragen! Aber — was haben Sie nur mit der alten grämlichen Körbern angefangen, sie war ja ganz begeistert von Ihnen, während unsere Damen vom Verein immer höchst entrüstet über ihre Grobheit und Undankbarkeit von ihr kommen.“

Mary lachte leise. „D, ich habe ihr nur allerlei Geschichten erzählt —“

„Biblische?“

„Ach nein . . . allerlei Dummheiten von unserm schwarzen Koch zu Hause, und wie der Steward auf dem Schiff einmal bei hoher See mit einer großen Schüssel voll Pflaumen in den Eßsaal hineinfiel — und so was mehr. Und dann, dann haben wir noch

zusammen geessen von dem, was ich mitgebracht hatte."

"Haben Sie auch mit ihr gebetet?"

"Nein," sagte Mary.

Johannes lächelte ein wenig überlegen. "Nun," sagte er, "essen konnte sie wohl allenfalls auch alleine, aber zum Beten müssen die meisten Menschen angehalten werden — wollen Sie das nicht das nächste Mal nachholen?"

Mary stand einen Augenblick still, ihr Gesicht trug einen reizenden Ausdruck, halb ernst, halb schalkhaft. "hm," machte sie, "eigentlich nicht, Mr. Nölbechen. Ich meine immer, daß andere Leute ebenso empfinden müssen wie ich, und — essen und lachen mag ich lieber in Gesellschaft, beten aber thue ich lieber allein."

Johannes starrte sie an — war sie wirklich auch solcher Herzenstone fähig! Und wie reizend sie dabei ausah, und . . . was das Tollste war, sie hatte recht!

"Sind Sie böse?" fragte Mary, als er nicht gleich etwas erwiderte, und hielt ihm nun ihrerseits die Hand hin. Er ergriff sie warm.

"Im Gegenteil," sagte er, "ich dachte eben, daß Sie eigentlich recht hätten."

Mary sah ihn flüchtig an. "Indeed!" sagte sie lächelnd. "Well, Mr. Nölbechen, es ist sonderbar — aber ich denke, Sie sind heute ganz anders als früher."

Johannes lachte ein wenig. "Nun, das ist gerade kein gutes Zeugnis für dieses 'früher', aber ich werde mich bessern. Dachten Sie wirklich, ich könne einen Fehler oder einen Irrtum nicht eingestehen?"

"Jedenfalls denke ich, daß es Ihnen sehr gut steht," sagte Mary scherzend, während sie in den Gutshof einbogen, und dann lachten sie beide, und Mary sah in seinen Augen jenes sonnige Aufleuchten, das sie an dem ersten Abende in Meliten ihrer Cousine so geneidet hatte. —

Nach der Rückkehr der jungen Gesellschaft drängte sich bis zum Abendbrot alles plaudernd in den Salons. Johannes Nölbechen stand in einer Fensterische, halb von den schweren roten Vorhängen verdeckt, als er Kurt Wallerstedts Stimme ganz in seiner Nähe hörte.

"Sage mir bloß, Fee, was hat denn Deine Freundin Anni heute mit sich angefangen! Sie ist doch eigentlich ein hübsches Mädchen, aber heute sieht sie wahrhaftig aus wie 'ne Vogelscheuche!"

"Ach, Kurt, laß doch," bat Felicitas. "Sie thut mir so leid; Du kannst mir glauben, sie fühlt sich selbst entsetzlich unbehaglich mit dem gekräuselten Haar und der modernen Riesenschleife auf dem altfränkischen Kleide . . ."

"Ja, weshalb zum Kukud, pfaut sie sich denn so auf! Soll das etwa Konkurrenz mit Schön-Amerika sein — lächerlich, auf Ehre, lächerlich!"

Johannes drückte sich hinweg, er hörte nur noch, wie Felicitas etwas von "Tante Cordula" sagte, es war ihm schrecklich peinlich, so über Anni Augustin aburteilen zu hören, und doch mußte er innerlich zugeben, daß Kurt recht hatte. Er sah erst jetzt, was ihm Anni heut so verändert erscheinen ließ, und der unordentliche Wust, den ihr mit dem Griffel

gekräuseltes widerspenstig-schlichtes Haar über der Stirn bildete, kam ihm geradezu schauerhaft vor. Er vermied es, sie anzusehen, und freute sich, daß man ihm als Tischdame diesmal Fräulein von Funde zugeteilt hatte.

Amalie Funde fand, daß der junge Pastor Nölbechen, den sie sonst zu den interessantesten Herren ihrer Bekanntschaft rechnete, heute recht langweilig sei. In der That war Johannes einsilbig und zerstreut, er horchte unwillkürlich immerfort dahinüber, wo, ziemlich entfernt von ihm, Mary in der Nähe ihrer Tante, die der Bürgermeister zu Tische geführt, ihren Platz gefunden hatte. Jetzt hörte er die durchdringende, wichtigthuende Stimme des Bürgermeisters sagen:

"Wie alt unsere liebe Stadt Wintershausen ist, mein Fräulein? O, unser Städtchen sieht bereits auf eine ehrwürdige Vergangenheit zurück, es bestehen schon Urkunden aus dem Jahre 1679 . . ."

"Dear me!" rief Mary aus, "das sind mehr als zweihundert Jahre — wie sonderbar! Ich glaube, wir haben in Amerika keine Stadt, die so alt ist . . . Wie seltsam, zu denken, daß hier alles schon so lange besteht!"

"Wir sind eben in der alten Welt, mein Fräulein! Für unsern Erdteil bedeuten zweihundert Jahre absolut gar nichts. Sie werden, wenn Sie mehr von unserm Vaterlande sehen, noch staunen über weit ältere, ehrwürdigere Zeugen einer nach vielen Jahrhunderten zählenden Kultur!" docierte die laute Stimme mit pathetischem Schwung.

"O yes, ich vermute so," machte Mary leichtthin, "aber ich meinte nicht das, ich war nur erstaunt, daß eine Stadt zweihundert Jahre bestehen kann und so klein ist. Why, Chicago ist nur 1830 angelegt und ist 1871 abgebrannt, und well — es ist eine enorme Stadt mit jeder neuen Erfindung, die man hat."

Der Bürgermeister räusperte sich mit geradezu drohendem Bassklang; Tante Cordula überließ es heiß und kalt — mußte dies enfant terrible auch immer mitten ins Porzellan hineinspringen, ohne es zu wollen!

"Ahem — hm, mein Fräulein! Es ist für Wintershausen von seiten seiner Stadtoberhäupter stets alles das geschehen, was seiner Weiterentwicklung zuträglich oder förderlich sein konnte; speciell — ahem — seit meiner Amtsführung haben wir die Gasbeleuchtung bekommen, die Kinnsteine sind von der Mitte der Straßen an die Trottoirs verlegt worden, und unsere Kirche hat die bunten Chorfenster erhalten. Augenblicklich beschäftigt mich ein Projekt für die Kanalisation . . ."

Zur unermesslichen Erleichterung von Tante Cordula gab Frau Wallerstedt in diesem Augenblick das Zeichen zur Aufhebung der Tafel, denn Mary saß mit großen, runden Augen da und starrte den Bürgermeister so erstaunt an, daß ihre Tante völlig sicher war, ihre Antwort würde nur ein neues Schrecknis sein. Aber wenn auch so die augenblickliche Gefahr abgewendet wurde, dennoch blieb der Frau Kreisphysikus die schreckliche Gewißheit, daß ihre Nichte Mary sich nun auch das Mißfallen des

würdigen Stadtoberhauptes zugezogen hatte, und daß die ganze bürgermeisterliche Freundschaft jetzt darüber einig sein würde, diese „Miss Miller“ alias Fräulein Müller sei ein ganz unerträgliches, malizioses Ding, das es darauf anlege, hervorragende Wintershausener Bürger und Eingeseffene zu ärgern und zu verspotten.

Auch Johannes sagte sich Ähnliches, und Mary that ihm leid. Seitdem er sich hatte eingesehen müssen, daß sie absolut harmlos und ursprünglich dachte und handelte, sah er demgemäß auch ihr ganzes Gebaren anders an, als er es zuerst gethan, und an Stelle des Bedürfnisses, sie zurechtzuweisen, trat der Wunsch, ihr zurechtzuhelfen, wo sie trotz oder vielmehr wegen ihrer Überlegenheit in diesen engen Verhältnissen Verstöcke beging. Er suchte daher, sobald es in unauffälliger Weise möglich war, ihre Nähe.

Man hatte sich nach dem Souper in den großen Gartensaal begeben, wo nach einem alten Klavier, auf dem die Kinder zu üben pflegten, getanzet werden sollte; zugleich waren draußen die bunten Lampions angezündet worden, und bengalisches Licht glühte in den Buschwerken links und rechts auf. Ein großer Teil der Gäste trat auf die offene Veranda, einige der jüngeren Paare eilten entzückt durch die beleuchteten Wege.

Johannes war an Marys Seite getreten und schritt nun auch mit ihr langsam durch die Allee; lachend und plaudernd eilte es hier und da an ihnen vorbei. „Miss Miller,“ sagte er zu seiner schweigenden Begleiterin, „ich möchte Sie um etwas bitten.“

Mary fuhr herum. „Indeed!“ rief sie überrascht aus.

„In Ihrem eigenen Interesse,“ sagte Johannes. „Sie sind aus großen, weiten Verhältnissen hierher gekommen in eine ganz kleine, enge Welt; es ist natürlich, daß Ihnen da vieles hier seltsam und unverständlich, ja thöricht und lächerlich vorkommen muß — sind Sie da auch wohl immer vorsichtig genug, dies nicht zu zeigen?“

Er lächelte ein wenig, Mary hörte es mehr, als daß sie es sah, und ein plötzlicher Schreck kam über sie. „D —“ machte sie gedehnt, und die sehr ausgiebige Abschwenkung nach a war ein deutlicher Beweis dafür, wie erschrocken und betrübt sie war.

„Nun, nun,“ beruhigte Johannes scherzend, „ans Halsabschneiden wird es ja nicht gleich gehen, aber unsern guten Bürgermeister haben Sie vorhin, glaube ich, tief in seiner stadtväterlichen Seele getränkt.“

„D, indeed — ja, er sah so böse aus, aber ich wußte gar nicht, was er meinte mit Kirchenfenstern und Kanalisation, ich hatte natürlich nicht gedacht, daß er allein sollte Wintershausen so groß wie Chicago machen!“ Sie lachte heiter auf, dann fügte sie hinzu: „Aber ich werde mir Mühe geben, nicht wieder so etwas zu sagen, Sie sollen sehen, wie ich aufpassen werde.“

Johannes sah sie dankbar an und wieder war das Ausfluchten in seinem Blick.

Mary überkam ein eigentümliches Gefühl dabei. Ja, sie hatte es sich brennend gewünscht, auch diesen ernstern, zurückweisenden Mann an ihren Triumphwagen zu fesseln, aber sie hatte eigentlich nur ihren ver-

legten Stolz damit befriedigen und sich ein wenig unterhalten wollen — eine kleine, harmlose Flirtation mehr, weiter nichts. Und nun schlich sich unwillkürlich eine Sentimentalität in ihr Gefühl für ihn hinein, das ihr ganz neu und verwunderlich war. Begann sie bereits eine richtige Deutsche zu werden?

Als sich in dieser Nacht die beiden Cousinen zur Ruhe begaben, da schlief Mary lächelnd in bunte Träume hinüber, während Annis blonder Kopf unter heftigem Schluchzen sich schlaflos immer tiefer in die Kissen wühlte — ihr war so arm zu Mute, so bettelarm.

Dreizehntes Kapitel.

Es war ein regnerischer Tag im August.

Auf ihrem Sofa in der Wohnstube saß die Frau Kreisphysikus und strickte. Der Strumpf war noch in jenem angenehmen Stadium, in dem es weder Zählen noch Abnehmen giebt, und das daher den Gedanken der Strickerin ungehinderten Spielraum erlaubt, abgesehen von den Momenten, wo „die Nacht“ eine kurze Aufmerksamkeit erfordert. Und Frau Cordula schien auch diese „Gedankenfreiheit“ gründlich auszunutzen, denn wenn sie auch wie gebannt auf die Nadeln in ihren Händen niederblickte, so sah man doch leicht, daß ihre Augen ihr Thun nur mechanisch verfolgten.

Mit der kleinen, biden Dame war seit einiger Zeit eine merkliche Veränderung vorgegangen. An dem gemütvollen Embonpoint war eine nicht unerhebliche Abnahme zu konstatieren, aber wer nun etwa hätte meinen können, daß demgemäß die kleine, spitze Nase im gleichen Verhältnis zur Herrschaft gelangt wäre, der würde einem großen Irrtum anheimfallen. Zwar ragte besagte Nase infolge der allgemeinen Abmagerung ihrer Besitzerin etwas steiler als sonst aus dem immer noch rundlichen Antlitz hervor, aber die energischen Linien zu ihren Seiten, die eigentlich erst ihre wahre Wirkung zuwege gebracht hatten, waren einem wehmütigen Zuge nach unten gewichen, und der unternehmende Blick der klaren, grauen Augen schien an seiner Daseinsberechtigung verzweifelt zu sein — kurz, der determinierte kleine Gesichtserker der Frau Physikus hatte sein Milieu verloren, und das Milieu war es gewesen, das ihn zu etwas gemacht hatte! Jetzt erschien er nur als eine höchst alltägliche menschliche Nase, die obendrein ein wenig zu klein geraten war, und selbst eine tiefe Falte, die sich an ihrer Wurzel eingefunden hatte, vermochte nur, dem Gesichte einen erhöhten Ausdruck von Nervosität zu verleihen.

Ja wahrhaftig, die Frau Kreisphysikus Schulte, die sich bisher stets gerühmt hatte, nicht zu wissen, was „Nerven“ seien, war auf ihre alten Tage nervös geworden! Ihre Bewegungen waren hastig und ungleich, ihre Art zu sprechen aufgereggt und aufregend, und jener Zustand „erhöhter Lebensbethätigung“, den sie zur Pein ihrer Umgebung am Tage von Marys Ankunft gezeigt hatte, schien sich bei der guten Dame in Permanenz erklärt zu haben.

Es mußte irgendwo in der Nähe gewittert haben, der Regen strömte gleichmäßig herab und machte die Straßen menschenleer, nur ab und an hörte man eilig jemand im Schutze der Häuser daherlaufen. Jetzt nahte sich dicht unter dem Fenster ein rascher Schritt, und dann ertönte die Haustür. Tante Cordula fuhr empor, doch im nächsten Augenblick beruhigte sie sich wieder, das war Annis Schritt, und so schüttelte nur sie den nassen Schirm aus, Mary saß ja auch oben auf ihrem Zimmer und schrieb an „Freddy“.

Die Thür that sich auf, und Anni trat herein. Es war im ersten Augenblick nicht zu sehen, ob auch sie verändert war, nur das feine Oval ihres Gesichtchens erschien vielleicht um ein wenig schmäler, ihre Bewegungen etwas müder als sonst. Aber im Augenblick hatten der eilige Weg und die kühlere Temperatur ihr die Wangen geröthet und ihrem Teint eine besondere Frische verliehen, sie sah sehr hübsch aus. Dazu war ihr Gesicht eigentümlich belebt, in ihren Zügen lag eine gewisse, erregte Spannung, und ihre ganze Art war die eines Menschen, der etwas Besonderes mitzuteilen hat.

Sie bot der Tante die Tageszeit und setzte sich dann neben sie auf das Sofa. „Tantchen,“ sagte sie, tief Athem holend, „Tantchen, ich habe Dir etwas zu sagen —“

Tante Cordula wurde dunkelrot vor Aufregung — sollte Johannes . . . aber nein, daran war ja nicht zu denken, und dann, dann würde auch noch ein anderes in diesem lieblichen Gesichtchen liegen außer dieser seltsamen Spannung, die Tante Cordula sich nicht zu erklären vermochte — dann stände Jubel und Seligkeit darin . . .!

„Was ist es?“ drängte sie atemlos und legte die Arbeit auf den Tisch.

Anni zog einen Brief aus der Tasche. „Von der Thea Wedekind,“ sagte sie, „Seydel gab ihn mir unterwegs — aber Thea Dannenberg muß ich ja nun sagen — denke Dir, Tante, sie ladet mich allen Ernstes zu sich nach Berlin ein!“

„Die Thea! Nach Berlin!“

„So bald ich will und so lange ich will! Hier steht es schwarz auf weiß — lies selbst!“ und damit reichte sie der Tante den Brief hin, den diese bei den letzten Resten des scheidenden Tageslichts eifrig durchstudierte.

„Wahrhaftig!“ sagte sie dann. „Man soll doch nicht sagen, was aus 'nen Menschen werden kann! Eine Villa im Westen der Stadt, Equipage (in diesem Worte ließ Tante Cordula grundsätzlich auch das u zu seinem Rechte kommen) und einen berühmten Mann obendrein . . . das kleine gelbe Ding! Man sollt' es wirklich nicht für möglich halten!“

„O Tantchen,“ sagte Anni, „Thea wurde von vielen sehr hübsch gefunden, und lieb war sie doch immer.“

„Lieb ja, das gebe ich zu, in ihrer tollen Art, aber hübsch — na, das muß wohl Geschmacksache sein. Ich habe nie was anderes aus dem Gesicht machen können als eine Art lebendige Citrone. Aber Herren lieben ja mal so was, und besonders Maler

haben ja immer einen etwas absonderlichen Geschmack . . .“

Tante Cordula dachte an die schmutzigen Hundekarren, die windschiefen Hütten und verkrüppelten Bäume und fand es im Anschluß daran ganz folgerichtig, daß ein Maler die „kleine gelbe Citrone“ einem frischen rot und weißen Druwappel vorzog.

„Außerdem war sie ja auch sonst eine so üble Partie nicht,“ fügte sie hinzu, „der Großvater hatte ihr zu ihrem eignen mütterlichen Erbteil sein ganzes Vermögen hinterlassen, und das soll ein recht schöner Happen gewesen sein.“

„Was sagst Du also zu der Einladung, Herzentantchen?“ lenkte Anni die Gedanken ihrer Tante auf den springenden Punkt zurück.

„Ja ja, die Einladung!“ erinnerte sich diese — „aber — wahrhaftig, mir scheint, Du hast wohl gar Lust?!“ rief sie dann mit einem so ungemessenen Ausdruck von Erstaunen, als sei es einer Einladung gegenüber das Merkwürdigste von der Welt, wenn man sie annähme.

Anni wurde rot. „Ich — ich — o nein,“ stotterte sie verlegen, „ich dachte nur einen Augenblick, daß . . .“ dann stockte sie und sah scheu vor sich nieder.

Tante Cordula nickte mehrere Male langsam vor sich hin, es war, als ob ihr eine plötzliche Erleuchtung läme. „hm — hm,“ machte sie, „ja, ich verstehe Dich, mein Kind, ich — ich kann es Dir auch nicht verdenken, wenn Du . . .“

Anni blickte bestürzt auf die Tante. Schon das „wenn“ war mit einem ganz verdächtigen Zittern herausgekommen, das letzte „u“ erschien sehr bedenklich in die Länge gezogen, und eine weitere Fortsetzung der Rede blieb sogar völlig aus, statt dessen suchte Frau Cordulas Rechte nervös nach dem Schnupstuch, und die kleine, einst so feste Nase schnüffelte in der verdächtigsten Weise.

„Tante — liebes Tantchen!“ rief Anni und fiel der Tante um den Hals, aber schon in der nächsten Minute traten bei ihr dieselben gravierenden Erscheinungen auf wie bei Frau Cordula, und dann schluchzten Tante und Nichte sich recht gründlich und herzbrechend miteinander aus. Keine versuchte die andere zu trösten oder zu beruhigen; es erschien beiden eine Wohlthat, einmal den so lange zurückgehaltene Gefühlen freien Lauf lassen zu können.

Endlich faßte sich Anni. „Nein, Tantchen,“ sagte sie, sich mit einem Ruck emporrichtend und ihr Gesicht trocknend, „nein, ich lasse Dich nicht allein, ich schreibe ab!“

Aber Edelmut ist ansteckend, fast noch ansteckender als Schluchzen, zumal wenn man ihn nicht umgehend in die That umzusetzen braucht; auch Tante Cordula richtete sich straff empor und setzte mit einem letzten energischen Schnäuzen ihrer Rührung ein gewaltames Ziel.

„Ich bewahre!“ sagte sie mit einem wohlthuenden Rückblick auf ihre alte Energie, „es eilt ja doch nicht so! Sie schreibt eigens, Du solltest es Dir überlegen; es muß ja doch nicht heut geantwortet sein — guter Rat kommt über Nacht!“

Anni seufzte traurig auf — heut oder morgen oder übermorgen, es galt ja alles gleich, sie konnte doch in keinem Falle daran denken, ihre Tante mit Mary allein zu lassen; ausharren mußte sie, und wenn ihr auch das Herz stückweise drum brechen sollte!

Ach, sie fühlte es nur zu deutlich, daß Johannes sich mehr und mehr von ihr ab- und ihrer Cousine zugewendet hatte. Zu erklären freilich vermochte sie es sich nicht, wie er, der Ernste, an einem zwar lieblichen und liebenswürdigen, aber im Grunde doch recht oberflächlichen und trotz ihrer Gutmütigkeit fühlherzigen Mädchen solches Gefallen finden konnte. Von jedem andern hätte sie's eher begriffen als von ihm. Hatte er Mary doch auch zu Anfang offenkundig sehr schroff und unfreundlich behandelt und ihr deutlich genug zu erkennen gegeben, daß ihr ganzes Wesen ihn im höchsten Grade befremde und abstoße . . . Und nun?!

Daß bisher noch kein bindendes Wort zwischen beiden gesprochen war, fühlte Anni instinktiv, aber ebenso sicher schien es ihr auch, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, wann dies geschehen und sie damit auf ewig von Johannes getrennt sein würde.

Auf immer verloren! Ihn ganz aufgeben, und dabei wohl gar noch Zeuge sein müssen eines Glückes, das sie selbst beinahe schon in ihrer Hand gehalten, und das man ihr mit harmlosem Lachen stahl!! Ach, und wenn sie nur hätte glauben können, daß Mary ihn liebte, so liebte, wie er es verdiente, wie er es sicher verlangen würde, und wie sie, Anni, ihn geliebt hatte und ihn zweifellos ein ganzes langes Leben hindurch geliebt haben würde!

Mary als eine Pfarrfrau! Auch selbst anderswo als in den engen Verhältnissen ihres Städtchens hier — es war Anni unmöglich, sich die neckische, lebenslustige Amerikanerin vorzustellen als eine deutsche Predigerstfrau, die liebevolle, verständnisinnige Gefährtin eines Seelsorgers, die fürsorgende, stets opferbereite Mutter der Gemeinde! Ob Johannes wohl je hieran dachte . . . oder Mary selbst . . . ?

Annis Herz ward schwer unter der Last solcher Gedanken, und sie fand nirgend einen, auch noch so wehmütigen Trost. Hätte sie wenigstens glauben dürfen, daß ein wirkliches Glück erblühen werde auf den Trümmern ihres gebrochenen Herzens, hätte sie wenigstens die Überzeugung gehabt, daß er glücklich würde, so würde sie versucht haben, ihre Seele abzugeben mit dem gleichenden Surrogate, das ihre Phantasie ihr jetzt so häufig vorgaukelte . . . mit der Kunst!

Eine Künstlerin! . . . Ob es wohl annähernd das sein würde wie ein glückliches Weib! Aber das galt ja gleich, es war doch wenigstens etwas, wonach sie greifen konnte in dieser Not, und es war doch kein unwürdig Ziel.

Anni war es plötzlich, als sei diese Einladung ein Wink des Schicksals für sie, jetzt, gerade jetzt, da ihr das Bleiben hier fast unerträglich wurde. Thea Webekind war drei Jahre älter als Anni und war als Vollwaise vor einigen Jahren zu ihrem Großvater, dem alten Pastor Webekind, gekommen; daher stammte ihre Freundschaft. Der alte Herr war ge-

storben, und Thea hatte sich mit einem namhaften Berliner Porträtmaler verheiratet. Bisher hatte sie Annis nur mit flüchtigen Neujahrs- und Geburtstagsglückwünschen gedacht, man merkte ihr an, daß sie mitten im Glück und mitten im Leben der Großstadt stand — war es da nicht wirklich eine Fügung des Himmels, daß sie sich der Freundin jetzt, gerade jetzt mit dieser Einladung erinnerte?

Anni zuckte förmlich zusammen bei diesem plötzlichen Gedanken, während sie, an Tante Corbulas Seite geschniegt, dasaß und stumm in den fallenden Regen starrte.

„Was ist, mein Kind?“ sagte Tante Corbula, und ihre Stimme hatte einen wehleidig bedauernden Klang, wie sie ihn jetzt oft und unwillkürlich Anni gegenüber anwandte.

„Nichts, Tantchen!“ sagte Anni und küßte Frau Corbula leicht auf die Stirn, indem sie sich erhob, „ich dachte nur, wir müßten wohl Licht machen, da Mary gewiß gleich herunterkommen wird.“

Es war, als ob der Name Mary die Frau Physikus elektrisiert hätte. Mit einem energischen Ruck stand sie auf, that einen tiefen Atemzug und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten, während Anni die Lampe anzündete und die großblumigen Rouleaux niederließ.

„Mary — ja! Ich — ich — nun, sie ist meines Bruders Kind, und ich will ihr nichts Schlechtes nachsagen — kann es auch nicht mit gutem Gewissen, aber wollte Gott, mein Bruder hätte sie lieber mitgenommen bis zu den Hottentotten und Zuluaffern, anstatt auf den Gedanken zu verfallen, sie nach Wintershausen zu schicken!“

„Aber Tantchen!“ bat Anni sanft.

„Mein Kind, ich weiß, was ich sage. Ich bin keine hartherzige Frau, aber — eines schickt sich nicht für alle, und wonach in Amerika kein Hahn kräht, das paßt hier in Wintershausen noch lange nicht! Dreißig Jahre wohne ich nun schon hier, und immer haben wir beide, mein Seliger und ich, zu den angesehensten Leuten der Stadt gehört —“

„Aber Herzenstantchen, das thust Du doch auch noch!“

„Was! Noch? Nennst Du es vielleicht ein Zeichen von besonderer Hochachtung, wenn Du draußen beim Ablegen eine Unterhaltung hörst wie in 'ner Judenschule und bei Deinem Eintritt ist es plötzlich, als fiele eine Bombe in die Gesellschaft und erschläge ihnen allen das Mundwerk — ist das Hochachtung! Und das ist mir neulich bei der Apothekern ihrem Kaffee passiert, mir, Deiner alten Tante Corbula, wie Du sie hier vor Dir siehst! Und weshalb? Natürlich alles wegen dieses unglückseligen . . .“

„Liebes Tantchen, man verstummte doch gewiß nur, um Dich zu begrüßen!“ versuchte Anni abzulenken.

Alein die Frau Physikus war nun einmal im Zuge und ließ sich nicht beirren. „Sarifari!“ sagte sie, indem sie den Zeigefinger hin und her schüttelte, „das weiß ich besser. Ich hörte auch schon draußen so allerlei von ‚falschen Diamanten‘, ‚sämtliche Herren am Bändel‘ und ‚jeden Tag eine andere

Fahne auf dem Leibe' — na, und das mußte ich mir ja wohl zurechnen als auf meines Bruders Kind gemünzt!"

Die Frau Kreisphysikus sprach heftig und erbittert. Anni wußte sich nicht mehr anders zu helfen, als indem sie sagte: „Aber Tantchen, da sprach aus vielen doch sicherlich nur der Neid, das darf uns nicht anstecken! Mary ist hübscher als alle andern, sie hat mehr Schliß und schönere Kleider, und da ist es ja ganz natürlich —“

„Daß Du sie auch noch herausstreichst, nicht wahr? Das hätte mir noch gefehlt! Schließlich — was läge an mir und daran, was sämtliche Kaffeeklatschen der Welt über mich sagten, aber daß sie Dich so in den Schatten drängt, daß Du, mein armes Lamm — — ja, siehst Du, das ist es, was ich nicht verwinden kann . . .“ und schon geriet Tante Cordulas Stimme wieder bedenklich ins Schwanken.

„Tantchen!“ rief Anni stehend und faßte die Tante um die Schultern, um sie sanft an ihren gewohnten Platz am Tisch zu geleiten, „liebes gutes Tantchen — bitte nicht!“

Tante Cordula sah empor in das zuckende Mädchen Gesicht an ihrer Seite, sie fühlte, daß sie nicht weiter sprechen durfte. „Nu ja,“ murmelte sie, „ich schweige ja schon, aber besser wird's davon auch nicht — ich weiß, was ich weiß! Und der Brief an die Thea wird heute noch nicht geschrieben!“ fügte sie dann energisch hinzu.

Vierzehntes Kapitel.

„Sag' einmal, Mary, was war denn das für ein Mensch, mit dem Du Dich über mein Gartengitter hinweg eben zu unterhalten beliebtest?“

Tante Cordulas Ton hatte so etwas von einer geladenen elektrischen Batterie an sich, als sie mit diesen Worten aus der Hinterthür in den Hof trat, wo die beiden Cousinen eben die Hühner fütterten. Aber Mary verstand entschieden nichts von physikalischen Bedrohnissen; fröhlich erwiderte sie:

„Der hübsche Bursche im blauen Rittel, nicht wahr? O, es war Nikens Bräutigam.“

„Ni — Nikens Bräutigam! Meiner Nixe ihr Bräutigam! Sie untersteht sich . . .? Und noch dazu, ohne daß ich etwas davon weiß! Das ist ja denn doch eine ganz ungeratene Person!“

Jetzt sah sich Mary erstaunt nach der immer erregter werdenden Tante um. „Well,“ sagte sie verwundert, „was ist denn los, warum bist Du so böse?“

„Warum! das fragst Du auch noch!“ ereiferte sich Tante Cordula — „aber freilich, da hinten bei Euch unter den Wilden mag das so Mode sein, aber hier in Deutschland, hier in Wintershausen, da paßt es sich nicht für ein anständiges Mädchen, einen Bräutigam zu haben!“

Mary schien ganz verblüfft. „Indeed!“ sagte sie mit runden Augen, „aber wie soll sie einen Mann

bekommen, wenn sie nicht erst einen Bräutigam hat — und,“ fügte sie schalkhaft hinzu, „bist Du nicht auch eine Braut gewesen, ehe Du eine Frau wurdest, Tante Cordula?“

Empört ob dieses Vergleichs rumorte Frau Cordula geräuschvoll auf dem Hofe umher, riß hier ein trockenes Blatt vom Pfeifenkraut, rückte dort an einer verschobenen Latte. „Ich — ich! nun, meine Liebe, das war doch ganz etwas anderes!“ pustete sie, innerlich wütend, daß ihr Ton bereits unfreiwillig herabgestimmt klang. Sie erinnerte sich plötzlich jenes Berliner Dienstmädchens, das, als die Hausfrau sich ihren „Grenadier“ verbat, mit edler Dreistigkeit entgegnete: „Nanu, haben Madam denn ‚Ihren‘ in'n Dirschkasten jesunden?“ Aber sie konnte doch unmöglich so ohne weiteres klein beigeben.

„Darf ich dann wenigstens fragen, was Du mit dieser ganzen Angelegenheit zu thun hast!“ herrschte sie Mary an.

„O —“ sagte diese nun doch ein wenig kleinlauter, „die Nixe sagt, sie könnten nicht heiraten, ehe ihr Karl nicht den kleinen Besitz von seinen Eltern übernehmen kann, aber dazu und zum Anfangen brauchen sie fünfhundert Mark, und die haben sie noch lange nicht beisammen . . .“

„Nun, und —?“

„Und da dachte ich, wenn Freddy kommt, wollte ich ihn bitten, daß er ihnen giebt, was noch fehlt, aber dazu mußte ich doch mit dem Karl Herrmann sprechen und sehen, ob er es auch verdient, nicht?“

Tante Cordula schwieg, jedoch nicht ohne eine Beimischung von Ärger. Mußte dieses Mädchens Gutmütigkeit ihr auch immer den berechtigtesten Zorn verderben und sie, die Frau Physikus, als einen Ausbund von Grausamkeit und Hartherzigkeit erscheinen lassen! Außerdem war und blieb es unpassend, sich mit dem jungen Bauernburschen über den Gartenzaun zu unterhalten, und der nächste Damenkaffee würde unfehlbar dadurch um ein herrliches Thema reicher sein. Diese Emancipiertheit und diese Gleichheitsmeierei mochte „da hinten“ angebracht sein, hier in Wintershausen schickte es sich nicht für ein junges Mädchen, dergleichen zu thun!

Ohne ein Wort zu erwidern, stürmte sie in das Haus zurück.

* * *

Es war um die Dämmerungstunde desselben Tages, als Mary die Straße, die von Groß-Melken direkt nach Wintershausen führte, entlang schritt. Die Tage waren schon kürzer geworden, und die Abend Schatten fielen lang in das Thal. Mary war allein und auch rings umher kein Mensch zu sehen, aber Furcht war in der Seele der jungen Amerikanerin nicht zu Hause, und behaglich schlenderte sie in den schönen Sommerabend hinein.

Sie war in Groß-Melken gewesen und hatte sich das kleine Anwesen des Eigentümers Herrmann angesehen, dessen Sohn die Nixe heiraten wollte; Freddy war vorsichtig wo „business“ im Spiel war, und da wollte sie vorher zusehen, ob das Ganze auch

kein Humbug sei. Nun aber kam sie ganz vergnügt und befriedigt zurück; sie hatte das kleine Besitztum richtig erfragt, hatte die alten Leuten daheim getroffen und war von ihnen mit Buttermilch und dunklem Landbrot bewirtet worden. Das hatte sie ungeheuer amüsiert, und die Alten hatten ihr so gut gefallen, daß sie nun fest entschlossen war, Freddy für die Sache zu interessieren. Sie malte sich's schon deutlich aus, wie die Rike sich freuen und wie der schmutze Bursch wieder lachend all seine herrlichen Zähne zeigen würde, wenn sie ihnen ihr Glück verkündigte . . . Aber kam er dort nicht gerade daher, ihr entgegen? Er hatte gegen Abend in sein Dorf zurückgewollt, und die Dämmerung sank bereits tief herab, Mary hatte sich unmerklich ein wenig verspätet . . . Nein, das war doch nicht der Rike ihr „Karl“, das waren zwei, die auf dem einsamen Landwege näher kamen, und wie es Mary scheinen wollte, waren sie nicht gerade allzu sicher auf den Beinen.

Bald sah sie, daß sie es in der That mit ein paar Betrunknen zu thun hatte, und zur Vorsicht ging sie, wie von ungefähr, auf die andere Seite des Weges hinüber. Sie hörte, wie die Männer aufjohlten und sah sie ebenfalls hinübergehen, doch vielleicht war dies nur Zufall; sie lehrte also, um es zu erproben, auf die andere Seite wieder zurück. Nun allerdings blieb ihr kein Zweifel mehr, daß die Männer sie aufs Korn genommen hatten und gefonnen waren, sie zu belästigen oder mindestens doch zu ängstigen . . . mit rohem Lachen stolperten sie ebenfalls durch den Wegstaub auf die erste Seite zurück, und Mary konnte jetzt ihre Worte deutlich unterscheiden.

„Ho,“ stotterte der eine, „dat is jo de rike Amerikanersche mit de villen Diamantens!“

„Den Düwel ot, Du hast recht! De wassen gewiß de preusschen Dalers up den Liew as de Feddern de Göff!“ jurte der andere.

Mary klopfte das Herz, aber sie schritt mutig vorwärts, was freilich auch das einzige war, was ihr übrig blieb; zugleich aber schweiften ihre Augen unmerklich umher, ob nirgend ein menschliches Wesen zu entdecken war — alles still und menschenleer!

Jetzt waren ihr die beiden ganz nahe. Mit höhnischer Devotion zogen sie die schmierigen Hüte und machten tiefe spöttische Diener. „N Abend, Frölenke,“ sagte der eine, während sie beide das hübsche Mädchen frech anstarrten.

„Guten Abend,“ erwiderte Mary mit erzwungener Ruhe und wollte an ihnen vorüberschreiten. Aber die Bursche vertraten ihr den Weg.

„Zimmer höflich, das lob' ich mich!“ sagte der eine, der offenbar weniger betrunken war als sein taumelnder Kumpan, „wo wollen Se denn noch hin so spät, schönes Frölen?“

„Sie sehen ja, daß ich auf der Straße nach Wintershausen bin, geben Sie den Weg frei!“ sagte Mary kurz.

„Ummer allens mit Gemütlichkeit, Frölen Amerikanersch, — vielleicht hätten Sie erst noch 'ne

kleine Unterstützung in der Tasche vor zwei arme Schluders, die ohne Arbeit sind . . .“

„Es giebt jetzt Arbeit genug im Feld,“ erwiderte Mary, die es für unklug hielt, vor diesen gierigen Trunkenholden ihre Börse zu ziehen, „ich gebe nur an Unglückliche und Kranke,“ und damit versuchte sie wiederum, ihren Weg fortzusetzen.

Aber der abweisende Ton, in dem sie gesprochen, und die erneute Bewegung ihrerseits reizten die Trunkenen.

„Dho,“ lallte der eine, „so lassen wir uns nicht abspeisen, wenn't einer so dicke hat . . .“

„Nee,“ grinste der andere, „es kommt uns ja ooch uss Geben gar nich an . . . wir nehmens ooch ebent so gern . . .“ und damit näherte er sich unter frechem Grinsen dem erschrocken zurückweichenden Mädchen.

„Kommen Sie mir nicht zu nahe!“ rief sie laut, „oder ich schreie um Hilfe!“

„Hihibi, das können Sie ja man ummer mal thun, Fröl'nte, wenn Sie das Spaß macht, heeren dhuts doch keiner nich. Aber haben Sie man keine Angst nich, wer wird denn so'n hibisches Fröl'n was thun! Ich möchte man blots mal so'n kleinen Griff in dat große Portmanneh . . .“

„Hilfe!“ schrie Mary gellend auf — der etel-hafte Mensch hatte jetzt wirklich nach ihrem Kleide gegriffen . . . und — „Hilfe!“ wiederholte sie nochmals in durchdringenden Angsttönen, schlug mit plötzlicher Eingebung dem Angreifer ihren Schirm ins Gesicht und stieß den andern, schwer Trunkenen vor die Brust, daß er hinfiel — dann slog sie, wie von Furien gehezt, den Weg hinunter.

„Hilfe!“ schrie sie zum dritten Mal mit fast erstickenber Stimme, während sie schon den einen ihrer Verfolger, der sich sehr rasch von dem kleinen Schreck erholt hatte, pustend und schimpfend hinter sich vernahm. Die Angst verlieh ihr Flügel, sie jagte dahin, aber immer deutlicher hörte sie die verfolgenden Schritte, immer näher rückte ihr die Gefahr. Schon hörte sie den leuchtenden Atem des Burschen fast unmittelbar hinter sich, schon war es ihr, als wenn sie seinen Griff bereits im Nacken fühlte, und die Sinne drohten ihr zu schwinden, die letzten Kräfte zu versagen . . . da — als sie schon völlig daran verzweifelt war, sah sie plötzlich Hilfe nahen!

Von links herüber, zwischen den Feldern hervor, scholl ein lauter, scharfer Zuruf, und als Mary ihren umflorten Blick dahin wendete, sah sie einen Mann in rasendem Lauf ihr zu Hilfe eilen. Sie konnte nicht erkennen, ob es ein Bekannter oder ein Fremder sei, sie war kaum noch imstande, einen Gedanken zu fassen, irgend etwas um sich her wahrzunehmen, aber sie hörte doch, daß ihr Verfolger plötzlich stehen blieb und einen Fluch ausstieß.

Zugleich sah sie, daß weitere Hilfe ihr entgegenkam. Gott sei Dank, das war der Karl Herrmann, der nun wohl auf dem Heimwege begriffen war, der würde sie schützen . . . aber der andere, wer war das? Ehe Mary sich Rechenschaft darüber geben konnte, überkam es sie wie ein Schwindel — ihre Gedanken verloren sich — sie

taumelte an den Felbrain — und Ohnmacht umfing ihre Sinne.

Als sie nach einiger Zeit wieder zum Bewußtsein erwachte, starrte sie im ersten Moment verflört um sich . . . was bedeutete dies, wie kam sie hierher, bei der fallenden Nacht, auf der einsamen Landstraße, und — war es ein Traum, daß ihr Kopf in dem Arm eines Mannes ruhte, der sie angstvoll betrachtete, und daß dieser Mann Johannes war!

„What's the matter! What does all this mean?“ stieß sie unwillkürlich in ihrer Muttersprache hervor, während sie erschrocken emporfuhr, dann, als die Erinnerung an das Geschehene ihr zurückkam, sank sie mit einem Schauer wieder gegen den Felbrain zurück und schloß die Augen. Doch nur für einen Augenblick, dann richtete sie sich wieder empor und blickte auf ihren Retter; es war fast dunkel geworden, so daß sie nur mühsam seine Züge unterschied, aber sie konnte doch sehen, daß er blaß und geängstigt aussah.

„Gott sei gedankt!“ sagte er aufatmend und ihre Hand zwischen den seinigen pressend — „wie schrecklich war dies!“

Mary versuchte zu lächeln, sie fühlte sich matt und zerfchlagen, wenn sie auch keinerlei Schmerzen empfand.

„O, ich danke Ihnen so sehr,“ sagte sie, indem ihr unwillkürlich ein paar Thränen aus den Augen fielen, „ich bin beinahe gestorben vor Angst!“

Johannes vermochte nicht zu antworten, er drückte nur von neuem ihre Hand. Sie löste sie sanft aus den seinen.

„Können Sie gehen?“ fragte er.

„Ich hoffe so,“ sagte Mary. „Aber wo . . .“ und beunruhigt blickte sie sich um. Es war niemand außer ihnen zu sehen.

„Die Kerle versuchten natürlich zu entkommen, als sie uns sahen, zumal sie wußten, daß ich sie ganz wohl kenne; es sind ein paar arbeitsscheue, widerwärtige Gesellen, wie wir Gott sei Dank sonst kaum welche in dieser Gegend haben. Aber der eine lag sinnlos betrunken im Graben, und den andern hat der junge Herrmann auch erst gehörig durchgebläut, ehe er ihn los ließ; dann hat er sie beide vor sich hergetrieben nach dem Dorf, wo sie wohl diese Nacht im Spritzenhaus über ihr Thun nachdenken werden.“

Mary suchte von neuem zusammen in dem Gedanken an die ausgestandene Angst und Gefahr; dann erhob sie sich mühsam. Johannes stützte sie und legte dann ihren Arm in den seinen, er sah, daß ihr das Gehen schwer wurde; so gingen sie schweigend eine Weile miteinander daher.

Allmählich befestigte sich Marys Haltung, sie atmete ein paarmal tief auf. Johannes ließ sich nun von ihr erzählen, weshalb sie so spät allein unterwegs gewesen sei.

„Schelten Sie mich nur,“ schloß sie demütig, „diesmal habe ich es wirklich verdient!“

Johannes sah sie an — wie lieblich erschien sie in ihrer Niedergeschlagenheit, er meinte, sie noch nie so reizend gesehen zu haben.

„Schelten — nein!“ sagte er, indem er mit der Linken ihre Hand ergriff und sie fester in seinen Arm legte, „aber —“ er stand still und suchte mit den Blicken ihre Augen — „bitten will ich Sie, daß Sie mir versprechen, nie wieder allein so weit fortzugehen . . . Zu denken, daß Ihnen einmal ein wirkliches Unglück begegnen könnte — es wäre entsetzlich!“

Mary stand vor ihm mit tiefgesenktem Kopf und horchte pochenden Herzens auf seine Worte — was zitterte nicht alles durch diesen Ton!

„Wollen Sie es mir versprechen?“ drängte er, ihre beiden Hände in die seinigen nehmend und sie atemlos ansehend, „wollen Sie es mir versprechen . . . Mary —?“

Das Wort zitterte halbblau, leidenschaftlich von seinen Lippen; Mary fühlte, daß er sie im nächsten Augenblick an seine Brust ziehen würde, es kam nur auf das Wort an, das sie sprach — wie sie es sprach. Aber sie konnte jetzt nicht abwägen und überlegen, ihr war noch so matt und so wirr zu Mute. „Yes . . . John!“ sagte sie leise und lächelte dann über sich selbst — in besonderen Momenten kamen ihr doch immer die englischen Mutterlaute über die Lippen. Aber — was sie, sei es gehofft, sei es gefürchtet hatte, geschah nicht. Vielmehr mußte sie jetzt in der That annehmen, daß es weiter nichts als Besorgnis und Teilnahme gewesen waren, die ihm seine Worte diktiert, seinen Ton beeinflusst hatten. Kaum hatte sie ihre Zusage gegeben, da war es, als wenn die gewaltige Spannung in den Zügen des Mannes sich plötzlich löste, er atmete tief auf und ließ mit einem kurzen Druck ihre Hände wieder fallen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er nur, und dann schritten sie wieder schweigend nebeneinander her, bis die Stadt erreicht war.

Johannes hatte Mary nicht wieder den Arm geboten, und sie fand dies angesichts der Wintershausener Verhältnisse auch ganz natürlich, aber er begleitete sie, ungeachtet der vielen neugierigen Blicke, die ihnen in den dunkelnden Straßen folgten, bis in das Haus.

„Hier, verehrte Frau Kreisphysikus,“ sagte er zu Frau Cordula, die sich schon in das äußerste Stadium von Aufregung hineingestiegen hatte wegen Marys Ausbleiben, „hier bringe ich Ihnen die Heldin eines Abenteuers, das möglicherweise recht böse hätte ablaufen können — aber Sie müssen sich's schon von Miß Miller selbst erzählen lassen, ich habe heute abend noch eine unaufschiebbare Verabredung.“

Mary war so erstaunt über die Art und Weise, wie Johannes hier von der Angelegenheit sprach, daß sie sogar vergaß, ihm nochmals zu danken. „Gute Nacht,“ wiederholte sie mechanisch, als sie ihn selbst diese Worte sagen hörte, dann sank sie erschöpft in einen Stuhl.

Fünfzehntes Kapitel.

Mary hatte infolge der Aufregung, Anstrengung und Erkältung ein gastrisches Fieber bekommen und war genötigt, das Bett zu hüten; Anni pflegte sie mit vieler Geduld, wenn auch still und gedankenschwer, und Frau Cordula ging umher wie ein gereizter Löwe, von dem man sich beim ersten besten Anlaß irgend einer Furchterlichkeit versehen konnte.

Sie hatte das dumpfe Gefühl, daß irgendwie, so oder so, im guten oder im bösen Wandel geschafft werden müsse — so ging es nicht weiter! Ganz Wintershausen und sämtliche umliegende Ortschaften waren voll von der Schreckensgeschichte, die ihrer Nichte Mary passiert war. Die Kunde davon hatte sich mit jener an Hezerei grenzenden Schnelligkeit verbreitet, die nur peinlichen Geschichten anzuhasten pflegt, ja, der Wintershausener „Stadt- und Landbote“ hatte sogar einen aufgebauhten Bericht darüber gebracht mit den fettgedruckten Anfangsworten: „Sittsamen jungen Damen zur Warnung diene folgender Vorfall . . .“

Die Frau Kreisphysikus hatte geglaubt, unter die Erde sinken zu müssen vor Scham, als ihr diese boshafte Wendung zu Gesicht gekommen war, und sie wußte auch ganz genau, wer da seine Hand im Spiele gehabt hatte: das war die Rache für Chicago und für Fräulein Fanny Jungnickels unvergessene Niederlage!

Ein besonderes Glück war es noch, daß gerade der Pastor Nöldechen es gewesen war, der Mary gerettet und nach Hause geleitet hatte, da mußte man sich doch wenigstens nach dieser Richtung hin einigen Zwang auferlegen, aber es war ja ohnedies auch schon mehr als genug! Wo immer die Frau Physikus sich sehen ließ, fragte man sie mit einer Art schadenfroher Teilnahme nach dem „Abenteuer“ und seiner „Gelbin“, alles, was sich an Neid und Mißgunst gegen das vom Schicksal so bevorzugte Mädchen aufgesammelt hatte, fand nun ein willkommenes Ventil. Freilich wurde ihnen auch sehr viel wirkliche Teilnahme entgegengebracht, und die Bessergesinnten waren empört über die Taktlosigkeiten, die man sich zu Schulden kommen ließ, allein Tante Cordula hörte nur jenes, hörte es mit einer bis zur Gereiztheit gesteigerten Empfindsamkeit, auch wo es nicht war. Ihr war zu Mute wie einer Gefolterten, sie fuhr zusammen, wenn sie jemand auf der Straße anredete, so daß sie zuletzt gar nicht mehr ausging; aber wenn sie auch nur von ihrem Fenster aus sah, wie zwei die Köpfe zusammensteckten, da wußte sie genau, was verhandelt wurde, und schließlich war es ihr, als gäbe es überhaupt nur noch dies eine Thema auf der Welt und man würde sie bis ans Ende ihrer Tage damit quälen und hegen. Es brauste ihr in den Ohren, es verfolgte sie im Schlaf, und die einst so frische und selbstbewusste kleine Dame sah derartig abgefallen, nervös und deprimiert aus, daß der Arzt Anni erklärte, so könne es nicht weitergehen, sonst würde sie nächstens eine zweite Kranke zu pflegen haben.

Anni sank das Herz vollends bei dieser Eröffnung, sie fühlte sich so völlig außer Stande, irgend eine Änderung oder gar eine Besserung in dem Zustand der Dinge herbeizuführen, daß sie am liebsten gestorben wäre. Dann wäre alles aus gewesen — und was sollte sie schließlich auch noch auf der Welt!

An einem schönen Nachmittag, als Mary schlief und Frau Cordula sich ebenfalls ein wenig zur Ruhe gelegt hatte, eilte Anni zu Felicitas nach Melken hinüber, um ihr Herz in den Busen der Freundin auszuschütten. Wallerstedts hatten natürlich ebenfalls von dem Geschehnis gehört und jeden Tag hatte man angefragt, wie es um die Patientin stehe, welcher der Schreck leicht eine schwere Krankheit hätte zufügen können.

Jetzt saßen Anni und Felicitas zusammen auf der Chaiselongue in Fees Zimmer und hielten einander innig umschlungen. Anni weinte in der trostlosesten Weise:

„Ach, Fee, es scheint so hartherzig und unfreundlich, aber ich kann mir nicht helfen — ich wollte, Onkel Fritz käme nun bald, um Mary abzuholen.“

„Und ist das denn nicht wahrscheinlich, Anni?“

„O nein, keinesfalls vor dem nächsten Frühjahr, der Aufenthalt war ja von vornherein auf ein Jahr bestimmt.“

Felicitas seufzte. „Das wären noch acht Monate,“ sagte sie, indem auch ihr Ton etwas von Annis Trostlosigkeit wiederpiegelte.

Diese nickte und weinte von neuem auf. „Und unterdessen — kann Tante Cordula — ach, Fee, es ist zu schrecklich, und doch ist eigentlich von keiner Seite eine Schuld zu sehen.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Frau Wallerstedt trat ein. Sie fragte nicht nach dem Grunde von Annis Thränen, mit liebevollem Takt brückte sie die beiden Mädchen wieder auf ihren Sitz zurück, während sie selbst in einem bequemen Lehnstuhl neben ihnen Platz nahm.

„Wir sprachen eben davon, wie schwer die Verhältnisse bei Tante Cordula liegen,“ sagte Fee, „und daß dennoch eigentlich niemand eine besondere Schuld trifft.“

Frau Wallerstedt nickte. „Es freut mich, daß Ihr dies einseht, Kinder,“ sagte sie freundlich, „man wird so leicht ungerecht, wenn man leidet, aber hier sind weder Böswilligkeit noch andere schlimme Charakterfehler im Spiel, im Gegenteil, es ist viel Geduld und Selbstlosigkeit bewiesen worden,“ und damit strich sie liebevoll mit ihrer feinen Hand über Annis blonden Scheitel, als wollte sie ihr dies Lob ganz besonders zueignen.

Anni errötete vor Freude; sie verehrte in Fees Mutter das Ideal eines weiblichen Wesens, und es erfüllte sie mit inniger Genugthuung, sich gerade von ihr verstanden zu sehen. Dankbar küßte sie die liebevolle Hand, dann sagte sie: „Mary ist völlig unberechnet und niemals böswillig, Tante Klara, es ist nur, daß wir sie nicht verstehen und sie uns nicht.“

„Gewiß, und das kommt daher, weil Ihr in Euren Grundanschauungen so sehr voneinander abweicht. Ihr seid in völlig verschiedenen geistigen

und sozialen Atmosphären aufgewachsen, und da ist es natürlich, daß Ihr verschieden geartet seid.“

Anni seufzte und schwieg, sie wußte nichts zu sagen, und Felicitas meinte nachdenklich: „Well, Mamachen, das ist eine Erklärung, aber kein Trost!“

Frau Wallerstedt lächelte ein wenig. „Ich weiß es, mein philosophisches Töchterchen, aber laß mir nur ein paar Tage Zeit, vielleicht finde ich auch den noch heraus.“

Dann küßte sie die beiden Freundinnen und ließ sie wieder allein. —

Johannes Röldechen hatte naturgemäß von allen Beteiligten am wenigsten unter dem Geschehenen zu leiden; Böswilligkeit und Klatsch machten Halt vor seiner Person, und niemand wagte es, ihm ein heimliches oder öffentliches Mißtrauen zu zeigen.

Der junge Pfarrer war auch von dem, was sich während dieser Tage in seiner eigenen Seele begab, so in Anspruch genommen, daß er auf das, was um ihn her vorging, wenig achtete. Was für ein merkwürdiges Stück Seelenleben lag doch hinter ihm mit diesen verflochtenen vier Monaten! Johannes hatte sich immer für eine ganz besonders klare Natur gehalten, für einen Menschen, der da wisse, was er wolle, und der dann auch nicht so leicht aus dem einmal als richtig erkannten und eingeschlagenen Kurse zu verdrängen sei. Und nun hatte er es erfahren müssen, daß diese kleine Amerikanerin das dennoch und gleichsam spielerisch zuwege gebracht hatte! Wo war sein klares Prüfen und Abwägen gewesen, als er ihr von vornherein mit blindem Vorurteil begegnet war und ihr seine Abneigung in jedem Wort bis zur schroffsten Übertreibung gezeigt hatte! Und dann — als er eingesehen, daß er ihr unrecht that und daß sie seine harte Beurteilung keineswegs verdiente, da war er wieder mit der gleichen Blindheit in das Gegenteil verfallen und war auf dem besten Wege gewesen, sich in die reizende kleine Fremde zu verlieben . . .

Zu verlieben, ja — aber liebte er sie auch wirklich, würde er sie je lieben in dem Sinne, wie er es tiefinnerlich verstand?

Johannes war sich jetzt ganz klar darüber, daß er diese Frage verneinen mußte. Was er für Mary empfunden hatte, das war nicht die tiefe, heilige Liebe gewesen, die Mann und Weib verbinden soll für einen ganzen, vielleicht oft schwer zu gehenden Lebensweg, nicht jenes stille Ausruhen in der Seele des andern, das die eigene Unruhe befriedend dämpft, nicht das starke, hochgemute Gefühl, das die Gewißheit seines Sieges über alles Kleinliche und Widerwärtige in sich selbst trägt, es hatte sich vielmehr zusammengesetzt aus allerlei äußerlichen und nebensächlichen Dingen. Was ihn an Mary zuerst abgestoßen hatte, das hatte ihn im Grunde doch nur schockiert, weil es etwas war, das er an anderen Mädchen nicht kannte, und was ihn nachher an ihr bezaubert, das konnte diese Wirkung auch wohl nur hervorbringen, weil es wiederum etwas war, das die anderen nicht besaßen. Johannes litt, ohne es noch recht erkannt zu haben, ebenfalls unter den ungewohnt engen Verhältnissen seines jetzigen Kreises,

und Marys Erscheinen war, selbst indem sie ihn ärgerte und reizte, wie eine Erlösung daraus gewesen. Sie war frisch und natürlich, fröhlich und lebenswürdig, sie sah niemals lächerlich oder geschmacklos aus, und ihr ganzes geistiges Ich war durch kleinliche Rücksichten und Bedenken nicht eingeschnürt und verkrüppelt — das hatte ihn angezogen, sobald er es nur recht erkannt und gewürdigt hatte.

Aber dabei hatte er eins übersehen, was doch das Wichtigste von allem war, eins, was man zwar im Moment übersehen konnte, das sich aber später in jeder Stunde, bei dem geringsten Anlaß melden mußte mit nicht zu betäubender Klarheit — sie waren einander innerlich doch Fremde geblieben! Wo war jenes stille, unbewusste und doch so untrüglich sichere „Wissen voneinander“, das zwei Liebende verbinden soll, und das sie einander verstehen lehrt auch ohne das gesprochene Wort, wo jenes notwendige Klarsehen in dem Seelenleben des anderen, das mehr als seinen Gedanken zuvorzukommen, das sie schon zu erraten scheint, ehe sie bestimmt formuliert wurden?

Jenes eine Wort aus Marys Munde hatte Johannes im Nu darüber aufgeklärt, daß hier jenes wahre innere Band fehle, welches das äußere erst heiligt und weiht, und das vor diesem vorhanden sein muß, wenn's halten und Stürme selbst überdauern soll — ein einziges Wort hatte ihn daran erinnert, daß sie eine Fremde, das Kind einer anders denkenden Welt, daß sie anders, ganz anders geartet sei als er.

„John!“ hatte sie erwidert, als er ihren Namen in der Erregung des Moments, bezaubert von ihrer Lieblichkeit, leidenschaftlich hervorgestoßen hatte — „John“ — wie fremdartig, wie völlig inhaltlos ihm das geklungen hatte! Er wäre nie darauf gekommen, daß man aus seinem schönen deutschen Namen Johannes dies abscheuliche leere „John“ machen könne, aus dem er nie, niemals deutsche Liebe heraus hören würde! Deutsche Liebe — ja, das war's! Mary war eine Fremde, und mit dem einen Worte hatte sie ihm das glücklicherweise noch in zwölfter Stunde in die Seele zurückgerufen. Er sah es klar: in wichtigen Fragen, in allem, was tief ging und von Bedeutung war, würde sie stets innerlich die Amerikanerin sein und bleiben, wie sie unwillkürlich auch äußerlich in solchen Momenten auf ihre Muttersprache zurückgriff. Dieses „John“ war gewissermaßen symbolisch gewesen für ihr inneres Leben, ein klärender Blick, der die schwüle, gefährliche Atmosphäre zwischen ihnen zerrissen und Johannes plötzlich die Gefahr gezeigt hatte, in der sie beide schwebten. Gottlob, es war noch gerade Zeit gewesen, noch war nichts gesagt oder geschehen, was nicht wieder gut zu machen gewesen wäre!

Für ihn selbst war mit der klaren Erkenntnis auch der Schmerz zu Ende, den er im ersten Augenblicke empfunden, und Mary, das fühlte er jetzt ganz deutlich, hatte nie so für ihn empfunden, daß eine Enttäuschung sie besonders hart treffen würde — war sie eines tiefen, leidenschaftlichen, gewaltigen Empfindens überhaupt wohl fähig?! Konnte die Liebe sie auch leiden machen . . . ?

Leiden durch ihre Liebe — Marys lodiger, dunkler Kopf verschwand plötzlich vor seinem geistigen Auge, und Johannes sah ein anderes Mädchenantlitz vor sich, blond, in schlichten Haaren, die feinen, stillen Züge Schmerzdurchzucht . . . Anni — ja, sie litt, litt durch ihn.

Es war, als wenn ihm jetzt immer eins aus dem andern klar würde. Anni liebte ihn, er wußte es, liebte ihn, wie gute deutsche Mädchen lieben, in Ernst und Demut, Treue und Tiefe. Und er — hatte er sie nicht auch geliebt, ehe dieses fremde Mädchen kam und sich zwischen sie stellte, und die stille Deutsche verbunkelte und in den Schatten schob durch ihre glänzende Schmetterlingserscheinung?

Ja, er hatte sie geliebt, aber in egoistischer, gleichsam herablassender Art — geliebt, wie deutsche Männer lieben . . .! Er fühlte jetzt etwas davon, als er an diese junge Amerikanerin dachte, die nach der Art ihres Landes jeden Mann als ihren geborenen Verehrer und Sklaven ansah, die Herkommen und Sitte gelehrt hatten, das Weib als ein Wesen anzusehen, dem der Mann ganz selbstverständlich seine Anbetung und seine Liebe, seine Dienste und — sein Geld zu Füßen zu legen habe. In Deutschland war es — beinahe umgekehrt . . .

Johannes erkannte, daß darin hüben und drüben zu bessern wäre, und daß man gewiß gut fahren würde, wenn man gegeneinander austauschte, was hier wie dort übertrieben war. Jedenfalls wollte er an seinem Teil und an seinem eigensten Ich reformieren, so gut er es vermochte, er wollte den Egoismus und die Selbstherrlichkeit aus seinem Gefühl für Anni Augustin verbannen und sich ihr freundlich und selbstlos wieder nahen — ihr Herz gehörte ja noch ihm, sonst würde sie nicht um ihn trauern, sie mußte ja zu trösten und wiederzugewinnen sein.

Johannes Nöldechen überfah bei diesen seinen Erwägungen nur zweierlei — erstens, daß in seinen edlen Vorsätzen das alte Selbstbewußtsein unverändert, wenn auch in hübscher, freundlicher Verpackung weiterlebte, und zweitens, daß er vollständig unterlassen hatte, mit zwei Dingen zu rechnen, die seine ganzen großmütigen Vorsätze matt setzen konnten — mit verletzter Liebe und mit weiblichem Stolz

Sechzehntes Kapitel.

Noch hatte Mary ihr Zimmer nicht wieder verlassen dürfen, da kam an einem schönen Spätsommertage, gegen Ende des Augustmonats, Frau Wallerstedt mit Felicitas auf das Haus zugeschritten.

Anni saß an dem Seitenfenster des freundlichen Bohnzimmers, da, wo sie im Mai, als die Blumen zu sprießen begannen, so stillselig hinausgeträumt.

(Fortsetzung folgt.)

Jetzt war von jenen ersten Frühlingsblüten nichts mehr zu sehen und auch die Sommerblumen neigten matt das Haupt — man sah, es wollte Herbst werden.

Wie Herbstesstimmung lag es auch über dem jungen Mädchen, das da träumend den blonden Kopf in die Hand stützte und hinausblickte in den verblühenden Garten. Grau und grau wollte ihm die Zukunft erscheinen, und kein freundlicher Hoffungsgeanke wies in ihm auf den Frühling hin, der Herbst- und Wintertagen folgt. Anni war bleich, und ihre Augen erschienen unnatürlich groß in dem abgemagerten Gesicht, das dadurch etwas seltsam Vertieftes erhielt, wie es jungen Gesichtern sonst nicht eigen zu sein pflegt.

An dem vorderen Fenster saß Tante Cordula und strickte, aber obgleich beide durch ihre Beschäftigung nicht an einer Unterhaltung behindert gewesen wären, sprachen sie doch nicht miteinander. Was sollten sie sagen, das nicht schon zwischen ihnen gesagt worden wäre in der einen brennenden Angelegenheit, die es für sie jetzt gab, und gleichgültige Dinge zu reden, das vermochten sie beide nicht über sich.

Da war es wie eine Erlösung, daß ein Besuch, und noch dazu ein so lieber, wie Fée Wallerstedt und ihre Mutter, die drückende Stille unterbrach. Anni, die von ihrem Plage aus die Gäste zuerst erblicken konnte, machte ihre Tante auf die Kommenden aufmerksam und ging dann selbst der verehrten Frau und der lieben Freundin entgegen.

Auf Felicitas' Gesicht lag ein fröhlicher, beinahe schalkhafter Ausdruck, als sie Anni begrüßte, den diese mit Bewunderung wahrnahm, und auch Frau Wallerstedts Züge waren besonders warm belebt, als sie nach der ersten Begrüßung begann:

„Meine liebe Frau Kreisphysikus, ich komme heute mit einem Vorschlag zu Ihnen, den meine Felicitas und ich zusammen ausgeheckt haben, und von dem wir hoffen, daß er Ihren Beifall finden wird.“

Tante Cordula horchte auf, und über Annis Gesicht huschte ein flüchtiges Rot — irgend etwas Gutes mußte hier im Werke sein: von Fées Gesichtchen wollte das Lächeln gar nicht weichen.

„Anni hat uns von der Einladung ihrer Freundin Thea nach Berlin erzählt,“ fuhr Frau Wallerstedt fort, „und es wäre doch zu schade, wenn sie derselben nicht sollte folgen können. So ein junges Mädchen muß einmal heraus, nachdem es die Kinderschuhe ausgetreten hat, und dann könnte doch auch gerade in Berlin und in dem Hause eines Künstlers etwas mehr für Annis wirklich recht hübsches Talent im Malen geschehen.“

Annis Gesicht glühte auf bei diesen Worten, die ihre eigenen Gedanken wiedergaben, wenn sie auch die Hauptsache nicht berührten, die wohl ein jeder von ihnen fühlte, und die keiner aussprach.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Der bescheidene Spaß.

Vor Deinem Fenster steht ein Baum
Und schaut in den geweihten Raum
Mit feinen grünen Zweigen.

Dort oben auf dem schönsten Platz
Sitzt tagelang ein grauer Spaß
Und schaut nach Deinem Fenster.

Er sitzt so still, so stillvergügt
Von Wind und Träumen sanft gewiegt.
Und alle Fliegen lachen.

Hat er Dich lange nicht gesehn,
Vermag er nicht zu widerstehn
Und muß ein Liedchen pfeifen.

Doch pfeift er nur den ersten Takt,
Da ihm die Selbsterkenntnis sagt,
Es sei nicht schön gewesen.

Und sieht er Dich im Fensterlein,
Schließt er sogleich die Augen fein.
Du könntest ihn bemerken.

Doch wenn der Mut sein Herz bestiehlt,
Sein rechtes Aug' hinüberschießt,
Ganz wenig und ganz sachte.

Gewöhnlich bist Du dann schon fort,
Allein der Spaß sitzt weiter dort.
Hier leben und hier sterben!

Zu denken dieser Spaß mir giebt,
Vielleicht ist — dieser Spaß verliebt.
Am Ende bin ich's selber!

Carl Brückner.

Der verzauberte Kapuziner.

Nirgend in Europa erfreut sich die Geistlichkeit so hohen Ansehens als im Berglande Tirol; insbesondere aber sind es die Kapuziner, die dort eine wahre Verehrung genießen. Im Freiheitskampfe 1809 haben sie eine hervorragende Rolle gespielt und sich nicht selten unter die Kämpfenden gemischt. Ist ihr jetziges Ansehen auf jene Zeit zurückzuführen, oder bestand es schon früher? Ich weiß es nicht; aber von ihrer großen und allgemeinen Beliebtheit kann man sich überall überzeugen. Der Kapuziner ist eine typische Figur in Tirol. Man begegnet ihm überall, auf der Landstraße wie auf den Bergen, mit langem Stod und Sandalen dahinschreitend. Barhäuptig, mit kurzgeschorenem Haare, angethan mit der langen braunen Kutte — seinem einzigen Kleidungsstück — von deren Mitte der weiße Geißelstrick herabhängt, ist er schon von weitem kenntlich, und wenn die Bauernkinder ihn erblicken, laufen sie auf ihn zu und küssen ihm die Hand.

Bekanntlich legen die Kapuziner das Gelübde der Armut ab, und so kommt es denn wohl manchmal vor, daß in den

Klöstern dieser Bruderschaft Mangel an Lebensmitteln eintritt. Dann werden ein paar der Brüder zum „Terminieren“ ausgesandt. Sie hängen weite Rucksäcke über die Schulter und besuchen dann rings herum in der Gegend die zerstreut liegenden Bauernhöfe, wo man ihnen giebt, was eben vorhanden ist: Eier, Butter, Käse, auch Brot und Gemüse, manchmal sogar Fleisch, was sie dann alles gewissenhaft im Kloster abliefern.

Den Auftrag, zu terminieren, hatten denn auch einmal zwei Kapuziner im Buntsgau erhalten, Pater Venno und Pater Ambrosius. In aller Frühe schon traten sie die Wanderung an, aber nicht eben freudig; denn die Obst- und Weinernte war in diesem Jahre sehr schlecht geraten, und wenn das der Fall ist, fehlt es den Bauern selbst oft am Nötigsten; sie haben Mühe, sich und das Gesinde fortzubringen, und schließlich auch noch den Steuerboten zu befriedigen, der auf schlechte Jahrgänge natürlich keine Rücksicht nimmt. Die beiden Wanderer waren denn auch den ganzen Tag herumgestiegen, ohne viel einzuheimfen. Man hatte zwar sie selbst in bescheidener Weise bewirtet, aber was man ihnen an Vorräten mitgab, war so wenig, daß ihnen die Rucksäcke fast schlaff von den Schultern herabhängten, wiewohl die Sonne sich bereits den Verggipfeln zuneigte, hinter denen sie untergehen sollte.

Bruder Venno war denn auch sehr mißgelaunt. Er, dessen Heimathaus weit draußen in der bayrischen Ebene stand, war solche Bergwanderungen nicht gewohnt. Wiewohl viel jünger als sein Gefährte, war er doch ermüdet und griff immer wieder nach hinten in die Kapuze, um das blaue Sacktuch hervorzuholen und sich den Schweiß zu trocknen. Er sehnte sich nach dem Kloster, trotzdem er gewärtig war, vom Prior und den andern Brüdern Wortwürfe über die mangelhafte Requisition zu hören, Ambrosius aber, dessen langer Bart doch schon mit Silberhaaren durchzogen war, schritt rüstig und in heiterer Laune dahin; denn er wußte noch ein paar wohlhabende Bauernhöfe, die er sich für den Heimweg verspart hatte. Er sprach seinem Gefährten Mut zu, und da nun wieder die Landstraße erreicht war, griffen die beiden Sandalenträger wieder energischer aus. Ambrosius kürzte die Zeit, indem er vom Besizer eines nahe gelegenen Hofes, dem Eggenbauern Toni, sprach, zu dem sie nun kommen würden. Dieser Bauer war ebenso reich als geizig. Aber Ambrosius war ein findiger Kopf, der die Leute zu behandeln wußte, und er hatte längst geschworen, diesen Bauern einmal ordentlich zu rupfen. Das konnte um so weniger schwer fallen, als Toni überall als „der dümmste Kerl im Eisland“ bekannt war.

Wo die Straße mit einer Krümmung in den Wald einbog, überholten die beiden Wanderer einen Leiterwagen, der, von einem schwerwandelnden Ochsenpaar gezogen, nur langsam vorwärts kam. Die Zügel hingen schlaff gegen die Deichsel herab, und daraus schloß Ambrosius, daß der Lenker des Fuhrwerks vermutlich auf das Stroh im Wagen sich gestreckt hatte und eingeschlafen war. Er warf daher im Vorbeigehen einen Blick hinein und erkannte — den Eggenbauern. Die Haare fielen ihm wirr in das Gesicht, das bedenklich gerötet war, aber weniger von der Hitze des

Tages als vom Wein. Mit einem Worte: Toni schlief eben einen gelinden Rausch aus.

Ambrosius' Augen leuchteten vergnügt bei diesem Anblick und ein genialer Gedanke bligte in seinem Gehirn auf. Er machte Benno ein Zeichen, sich möglichst stille zu verhalten, hielt die Ochsen an und machte sich eilig daran, den auf der rechten Seite auszuspannen.

Benno wurde daraus nicht klug und wagte eine flüsternde Frage. „Sei nur still,“ wehrte Ambrosius ab, „daß wir den Bauern nicht wecken. Nimm den ausgespannten Ochsen beim Halfter, führ' ihn ins Kloster und liefere ihn als Geschenk des Toni ab. Verlaß Dich auf mich, es wird alles gut ablaufen.“

Den überlegenen Geist seines Gefährten anerkennend, schwieg Benno, griff nach dem Halfter, und in einen Feldweg einbiegend, führte er den Ochsen davon. Erst dort, wo sich der Weg um einen Hügel herumwand, blickte er zurück und sah nun zu seinem grenzenlosen Erstaunen, wie Ambrosius, der sich an der leeren Deichselseite selber angelehrt hatte, den Ochsen wieder antrieb und auch selber zu ziehen begann. Benno schüttelte bei diesem sonderbaren Anblick den Kopf. Was aus dieser Geschichte werden sollte, war ihm ganz unerfindlich, kümmerte ihn aber nicht; denn ihn als den jüngeren traf keine Verantwortung. Er zog daher seines Weges und war bald hinter dem Hügel verschwunden.

Inbessen zog Ambrosius einträchtig mit dem Ochsen den Leiterwagen und wartete auf das Erwachen Tonis. Dieser aber schlief fest weiter, so daß sich Ambrosius bemühtig fand, dem Wagen eine Wendung gegen den Wegrand zu geben, wo das Rad über einen Steinhaufen rollte, wovon das Fuhrwerk heftig erschüttert wurde.

Das half und brachte Toni zur Besinnung. Er fuhr auf, und sogleich die Sachlage erfassend, sperrte er weit den Mund auf. „Aber Hochwürden!“ rief er, „was wär' denn dös? Sie ziehn an mein'm Fuhrwerk! Dös schickt si' do net für 'en geweihten Mann. Und wo is denn mei' anderer Ochse hinkommen?“ Toni blickte dabei ringsum, aber vergeblich.

Mit einem gebehten Hü! brachte Ambrosius den Ochsen zum Stehen und hielt auch selbst an. Ernsten Angesichts wandte er sich zurück und sprach: „Mein lieber Eggenbauer, Du bist Zeuge eines großen Wunders, das aber mich mit tiefer Beschämung erfüllt. Ich bin Dir eine Erklärung schuldig. So wisse denn, und erfahre es, wie Gott mich armen Sünder gestraft hat. Du nennst mich einen geweihten Mann, aber ich habe mich dessen nicht würdig gezeigt. Ich war Kellermeister des Klosters und bin der Versuchung erlegen. Ich, der ich das Gelübde der Mäßigkeit abgelegt habe, war lange Zeit dem Trunke ergeben und trotz aller Ermahnungen des Priors habe ich mich nicht gebessert. Da übernahm vor genau einem Jahre Gott selbst das Strafgericht. Um mir Gelegenheit zu geben, meine Sünden abzubüßen, hat er mich, wie einst den Nabuchodonosor, in einen Ochsen verwandelt, in eben jenen, den Du damals käuflich an Dich gebracht hast. Das war eine lange und schwere Strafzeit. Erst heute ist sie abgelaufen. Gott hat mir wieder Menschengestalt gegeben, auf daß ich nun reumütig ins Kloster zurückkehre und ein Leben beginne, wie es meinem heiligen Stande ziemt. Gott hat aber gerade Dich ausersehen, Zeuge dieses Wunders zu sein, weil auch Du, wie er wohl weiß, dem Trunke ergeben bist. Beherzige

also diese Warnung und entsage dem Laster, damit es Dir nicht auch ergehe wie mir.“

Damit begann Ambrosius, sich auszuspannen, während Toni beschämt das Haupt senkte. „Sie dürfen mir's g'wiß glauben, Hochwürden, nir hab' i g'wußt, daß Sie der Ochse san. Wenn i immer mit'm Stecken zug'haut hab, so hab i halt g'moant, i hau an Ochsen, der faul is. Und wenig Heu hab i Ihnen a z'fressen geb'n. Sell hätt i schon gar net 'than, wenn i g'wußt hätt, daß Sie's san. Verzeihn's es halt, Hochwürden; i mach's g'wiß wieder gut, wenn's amal Terminieren zu mir kommen.“

„Du sollst Dir keine Vorwürfe machen, Eggenbauer,“ sprach Ambrosius milde. „Was Du mir angethan hast, daß Du mir immer mehr Liebe als Heu gabst, das hat eben mit zu meiner Prüfung gehört. Ich hatte ja Sünden abzubüßen, und eben darum mußte ich auf Deinen Hof kommen. Nun aber lebe wohl, Toni. Entsage dem Trunke und behandle Dein Vieh besser; denn schon in der Bibel heißt es: Du sollst dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbinden. Ich aber gehe nun wieder ins Kloster, und, von Scham erfüllt, muß ich mich vor dem Prior und den Brüdern sehen lassen.“

Mit zerknirschter Miene wandte sich Ambrosius ab und schlug den Weg ein, auf dem Benno vorausgegangen war. Toni aber setzte kopfschüttelnd sein Fuhrwerk wieder in Gang. „Teigel!“ murmelte er, sich in den Haaren kratzend, „mit der G'sicht' bin i um mein' schönsten Ochsen kommen. Hundert Gulden san hin.“ Nun mußte er tief in seinen Geldsack greifen, um auf dem nächsten Viehmarkt wieder einen Ochsen zu erhandeln, den er schon wegen der bevorstehenden Feldarbeit nicht entbehren konnte. Das war ein harter Schlag; aber dennoch mußte er sich sagen, daß seine Strafe viel gelinder sei als die, wovon Ambrosius betroffen worden war. Er nahm sich denn auch ernsthaft vor, sich zu bessern.

Als Ambrosius ins Kloster kam, berieten die Brüder eben den Fall. Man war erstaunt und erfreut über die innere Wendung des geizigen Bauern, der sich zu einem so wertvollen Geschenk an das Kloster aufgerafft hatte; aber die Verlegenheit bestand, daß für den Ochsen kein Platz frei war und das Kloster auch keinen nötig hatte. Man vereinigte sich also dahin, ihn bei irgend einem Bauern einzustellen, auf dem demnächstigen Viehmarkt aber ihn zu versilbern, was einen ansehnlichen Gewinn versprach.

So kam es denn, daß zu diesem Viehmarkt nicht nur Toni kam, um einen neuen Ochsen zu kaufen, sondern auch der Klosterknecht, um den überflüssigen zu verkaufen. Toni war schon lange herumgegangen, konnte aber nie handelseinig werden, weil er möglichst billig kaufen wollte. Aber was war das? dort beim Wirtshaus bog gerade der Klosterknecht um die Ecke, und der Ochse, den er an den Wandring band, war — der alte Ochse Tonis! Bis auf die kleinste Zeichnung des Felles stimmte alles. Es war ganz unverkennbar, oder vielmehr, es war der Pater Ambrosius, genau wieder so, wie er vor ein paar Wochen gewesen. Nicht vierzehn Tage hatten seine guten Vorsätze gedauert, und schon war er der Strafe der Verwandlung abermals verfallen!

Toni trat hinzu, da der Klosterknecht sich eben entfernte, und indem er den Ochsen bei seinem großen knorpeligen Ohr nahm, flüsterte er hinein: „Aber Hochwürden, haben's jetzt schon wieder g'offen!“ Antwort erhielt er natürlich nicht; aber der Ochse neigte das Haupt zu Boden, und Toni meinte, im Blicke desselben die größte Niedergeschlagenheit

zu finden. Eine Regung des Mitleids kam über ihn, aber er durfte sich ihr nicht hingeben. Dieser Dohse war ihm schon einmal teuer genug zu stehen gekommen. Diesmal sollte ihn ein anderer kaufen. Er feilschte daher um ein anderes Tier, und nachdem er handelsseinig geworden, führte er es davon, einen scheuen Blick noch gegen Ambrosius zurückwerfend, um den schon einige Käufer herumstanden und lebhaft mit dem Knechte sprachen. Über Tonis Gesicht glitt ein pfißiges Lächeln. „So an Dohsen kaufen,“ dachte er sich, „wo i g'wiß weiß, daß er do nur a Kapuziner is, und i a zweit's Mal 's Nachschau'n hätt, — so dumm is der Toni net.“

Der Segen der Kritik in Byzanz.

„Sei's woher es wolle
— Zeitung, Buch, Ratheber,
Mundwerk oder Feder —
Süß schmeckt stets das volle,
Unbeschränkte Rühmen
Selbst von Anonymen,
Doch der Tadel — und dazu
Anonym! . . . uns schaudert! Hu!
Wer ist wohl der Attentäter,
Übelthäter,
Schwerenöter
Und Proleter?
Was versteht er
Von der Kunst?
Von dem sehr empfindlichen
Barometer
Öffentlicher Gunst?
Und vom unergründlichen
Hunger unsrer Liederlöter
Nach dem Manna
Wohlverdienten Ruhms,
Und dem lauten Hosanna
Eines schwärmerischen Publikums?
Öffentlich kann jeder,
Kunz und Peter,
Schimpfen,
Berunglimpfen,
Nase rümpfen,
Eingehüllt
In den Panzer, und gefeit
Mit dem Schild
Feiger Namenlosigkeit!
Der Verfasser
Ist ein blaffer
Neidhart, Timon, Menschenhasser.
Kann man's krasser
Treiben, als er's thut? Statt daß er
Mit des Lobes vollem Wasser
Unsrer Honoratioren
Mühlen treibt,
(Daß es Regenbogen stäubt,
Daß sie stets im Schwunge sausen),
Hat er jenen Tod geschworen,
Tod — o Grausen! —
Durch den glit'gen Tintensaft!

Nur ein Tropfen dieses Hölle-
Bräu's genügt,
Blut und Leben stillzustellen,
Jede echte Geisteskraft,
Jede noble Eigenschaft
Lahm zu legen,
Bis sie endlich ganz verfiert,
Ruhm und Ehre
— (wie der Strach die Millionäre)
Unerbittlich wegzufegen. — —
Ach, Byzanz,
Wie so ganz
Schwand dein altberühmter Glanz!
Deine Stutluft, so in vielen
Treu ergeb'nen Hirngehäusen
Hymnen-Eier ausgelocht,
Die ein ganzes Heer von Zeusen,
Unfehlbaren und allweisen,
Sollten speisen,
Sie beginnt sich abzukühlen.
Am Verlösch'n ist der Docht
Manches deiner Geisteslichter —
Und das alles hat vermocht
Das abscheuliche Geschnatter
Ein'ger wen'ger,
Nicht devotest unterhän'ger
Grüngelbschnäbler und Gebatter!“ —

Also sprach man in Byzanz
Zu dem bisher unerhörten
Angriff auf den ungehörten
Weihrauchfässer jubelnd schwingenden,
Hell- und Halleluja singenden
Tollen Ringelreigentanz
Und Mummenschanz
Städt'iger Lobaffekuranz.
Affillierte, teure Glieder
Der Familien, Väter, Brüder
Der so ruchlos Angegriff'nen,
Singen nun mit zugekniff'nen
Lippen, mit Verachtungsblicken,
Hauptbedeckt und ohne Nicken,
Göttlich grob vorbei an jenen
Ehrenmordenden Hyänen,
Und in allen Konventikeln
Sprach man nur von den Artikeln,
Den Pasquillen und Pamphleten
Auf die Landesmajestäten,
Und es flammten
Die verfeinten und verdamnten
Blätter im Autodafé.
Item, in effigie
Müßten schmoren
Die Autoren. —
Doch es quoll
Fürder auf Byzanzens Straßen
Nicht mehr über alle Maßen
Weihrauchdampf — und es scholl
Orgelton und Hymnensang
Nicht mehr oft und nicht mehr lang.
Item, wer das Räucherfas
Früher schwang,

Ließ ihm nun, auf Wochen, Ruhe
 Und es blieben in der Truhe
 Webel, die ohn' Unterlaß,
 In ersternd treuen Händen
 Sonst gefächelt;
 Blumenspenden,
 Die den Glücklichen gelächelt,
 Dortten, ach!
 An den Wänden
 Allgemach.
 Und zumeist des Lorbeers Blätter
 Spürten, daß ein anderes Wetter.
 Früher ward er wagenweise
 Importiert,
 War gesucht, stand hoch im Preise.
 Tausend kahle, glatte, weiße
 Häupter wurden beforiert.
 Ganze Haine,
 Ausgerupft und ausgepflückt,
 Burden nach Byzanz geschickt.
 Jetzt — ist keine
 Suche mehr, nur Angebot,
 Kein Bedürfnis, keine Not.
 Darum — kolossale Waiffe,
 Lorbeer feiler noch als Kresse
 In Byzanz! —
 Und er grünt
 Denen kaum, die seinen Kranz
 Doch verdient!
 Nicht zu allen Tagesstunden,
 Nicht dem ersten, besten Kunden,
 Nicht jedweden Liebeswunden,
 Ruhmentbrannten,
 Überspannten
 Ebuarden oder seiner Kunigunden
 Wird er mehr ums Haupt gewunden —
 Und dies Gut
 Ward erreicht
 Kinderleicht,
 Ohne einen Tropfen Blut!

„In Byzanz sei das geschehen?“
 Lieber Leser, denke fest
 Statt Byzanzens irgend einen,
 Sei es großen, sei es kleinen,
 Erdenfleck,
 Und Du wirst dasselbe sehen.
 Denn was „in Byzanz“ der Fall,
 Heißt so viel als: „überall!“

J. Maßky.

Der Sündenbock.

Etwas Alltägliches von **Georg A. Albert.**

I.

Es giebt eine Art von Menschen, die durch ihre Gutmütigkeit den Spott und die Unbulsamkeit ihrer Nebenmenschen geradezu herausfordern. Die moralische Mißhandlung ist ihr Loß; sie sind der leidende Gegenstand für den satirischen Stichel des sonst gewöhnlich Gerechten, der

Blitzableiter für Launen und Jornebergüsse der absoluten Zucht. Ein mitleidiger Humor hat für sie die Bezeichnung „Sündenbock“ gefunden und meint damit ein Wesen, das dazu bestimmt scheint, die Sünden anderer zu büßen. Fürwahr eine der Unschuld und dem Edelmutz zugefügte Behandlung, wie wir sie schärfer kaum zu verurteilen haben!

Der „Prügeljunge“ der guten alten Zeit ist noch nicht ausgestorben. Mir ist er im Leben hier und dort begegnet: ich habe ihn in den Lumpen des Bettlers gefunden und im Königsornat — und auf Golgatha habe ich um ihn weinen müssen. Die großen, stillen, bescheidenen Naturen unter ihnen haben mich seltsam ergriffen, und wo ich sie rein menschlich fand, mit einem Seelenleben, das sich nur schüchtern nach außen wagte, ängstlich und verzagt im Eigenwillen, mit dem Abscheu gegen Noheit jeglicher Art, da habe ich sie bewundert — wo ich sie als das Opfer der eigenen Willkür und Selbstherrlichkeit fallen sah, da sah ich das Schicksal — und wo ich durch eine unvernünftige, übermäßig strenge Erziehung mit dem „Ich“ zugleich das „Selbst“ abgetötet fand, da habe ich sie bedauert. Bei dem gut und reblich Gebliebenen leuchtete mir stets dasselbe scheue, bittende, sanfte, verschleierte Auge entgegen, dieselbe Zurückhaltung in Wesen und Wort sprach zu mir, dieselbe Ungeschicklichkeit in Bezug auf Dinge, die sie recht machen wollten, das gleiche Dulbertum in der Praxis des Lebens. Bei den Unredlichen sah ich zwar auch jenen verschüchterten, schleierhaften Blick, aber hinter ihm lauerte flimmernd und versteckt der Ausdruck der Vorsicht und Lücke. Dieser war harmlos geblieben, jener durch die Gewaltthat, durch Niedertracht und Boshaftigkeit der Mitmenschen schlecht und gefährlich geworden. Der eine war ein mißhandeltes, wehrloses Kind, der andere ein bewußter, auf Schleichwegen wandelnder, vielleicht rachebürstender Intrigant, der mit zäher, wenn auch verächtlicher Energie sein Ziel verfolgte und erreichte. So und anders schafft sich die Gesellschaft oft Schuld und Geißel.

Für den oberflächlichen Beobachter geben beide auf den ersten Blick eine Type ab, aber die Erfahrung lehrt die Unterscheidung.

Schon von der Schule her kannte ich zwei von ihnen, die sich genau in der Weise unterschieden, wie ich sie zu schildern unternahm. Der Gute, ein blonder, schwächlicher Knabe — der Böse, ein rothaariger, mit großen Sommerfleden wie überfäuter, untersehter Taugenichts. Ich will nichts mehr hinzumalen. Aber es ist auffällig, wie oft, wie zumeist doch die Seele sich die entsprechende Form wählt: das Häßliche im Häßlichen, das Gute im Edlen. Ausnahmen gelten zuerst hier. Ein Sabater hat nur bedingungsweise recht. Doch greift die bewußte und unbewußte Seelen- und Gesichtskunde, durch die Beschreibung eines Menschen zur Vorstellung wachgerufen, stets nach bekannten Mustern. Es sind uns mithin genug Menschen im Leben begegnet und bekannt geworden, deren Inneres sich mit dem Äußeren vollkommen deckt. Der Instinkt oder die Erfahrung betrachten sie als solche, denen die Warnung oder Einladung an die Stirn geschrieben wurde — die Vorsicht oder das Vertrauen.

So erging es mir und anderen, die gleich mir sich in derselben Empfindung begegneten. Wir Schuljungen fühlten uns zu jenem hingezogen und von dem anderen abgestoßen. Wir wußten aber auch, daß dieser gut und jener böse war; ihre Thaten sprachen für sie. Aber wie Kinder von Natur leicht

zu Grausamkeit und Schadenfreude neigen, so hinderte uns die Sanftmut des einen nicht, ihn — wie den andern aus Rache und Vergeltung für seine versteckte Niedertracht — zu unseren Sündenböcken zu machen. Jedes Vergehen, jeder dumme Streich, den wir außer ihrer Gemeinschaft ausheckten, suchten wir, forderte man für ihn Sühne, wo es nur irgend anging, einem der beiden in die Schuhe zu schieben. Dieser nahm die Strafe geduldig hin, jener versuchte gewöhnlich eine schwache, durch Angst ungeeignet vorgenommene Verteidigung, die aber durch unsere parteiische Mehrzahl niedergestimmt wurde. Und wir waren darin so einig, so mitleidslos, so gewohnheitsmäßig, daß wir das Scheußliche unserer Handlungen gar nicht begriffen. Sprach bei dem einzelnen ja mal das Gewissen, so ließ es die Drohungen der übrigen, die verlockenden Vorstellungen vom Genuß des ungeheuren Ules und des Gaudiums bald verstummen.

Die beiden Prügelungen waren naturgemäß bei den Lehrern und Schulvorständen bald verhasst. Durch unsere ständigen Denunziationen gewöhnten sie sich schließlich, auch ohne unsere direkte Anklage, für die vorliegende That in beiden armen Knaben die „Sündenböcke“ zu sehen. Zudem mochte kommen, daß sich die Lehrer durch das verschüchterte, ängstliche und versteckte Wesen der Mitschüler — das, oberflächlich betrachtet, sehr gut für ein böses Gewissen gelten konnte — bei ihrer strengen Nachfrage stets auf sie, als auf die Quelle der Unthat, verwiesen sahen, wie unsere, auf einen der beiden bedeutungsvoll gerichteten Blicke zweifellos bekundeten; andererseits fühlten sie sich durch eben dieses Wesen, das sie unterschiebslos für Tücke und Heuchelei hielten, wohl noch empört und gereizt. Eine unheilvolle Voreingenommenheit gegenüber diesen unglücklichen Knaben hatte sich ihrer bemächtigt; sie nahmen sich nicht erst lange Zeit, die Sachlage eingehend zu prüfen, und jene erhielten ihre Abstrafung für unsere Sünden. Den Guten suchten wir durch allerlei Liebenswürdigkeiten nachträglich schadlos zu halten, dem notorisch Bösen und Bestgehabten traf obendrein unser Hohn — nach Kinderweise. Das Weispiel liegt dem Leser nahe genug.

Auch nachdem ich die Schule längst verlassen und ins Leben getreten war, mußte ich im Anblick der eigenen und anderer Eltern Kinder noch oft jener Sündenböcke gedenken, die mir ganz aus den Augen gekommen waren. Jetzt erst hatte ich gelernt, das Niedrige unserer Handlungsweise zu verstehen und zu verurteilen — jetzt erst, wo ich sah, wie das Leben gleich einem Fluche sich an diesen armen und bedauernswerten, mündig gewordenen Menschen rieb — wie sie, wo man sie traf oder mit ihnen im Arbeitsverhältnis oder gesellschaftlich verkehrte, als Gefäße des Unmuts des „Aufgelegtheins“ und der üblen Laune weiter behandelt wurden, ohne Gefühl, ohne Mitleid, ohne Scham und Gerechtigkeit. Dieser stillen Duldung gegenüber blutete mir das Herz, und wo ich einen von ihnen mißhandelt fand, da flammete meine sittliche Empörung zu seiner Verteidigung und Schutznahme auf, auch wenn ich mir davon den Schaden zuschreiben hatte . . .

Zu meiner Freude begegnete mir nach Jahren der eine meiner ehemaligen Prügelkameraden.

Es war der Gute.

Wir sahen uns gegenseitig fragend in die Augen und gingen aneinander vorüber. Dann blieben wir stehen und betrachteten uns rückwärts gekehrt aufmerksam und vorsichtig. Schließlich hellten sich unsere Blicke fast gleichzeitig

auf und mit einem erkennenden freien Lächeln schritten wir aufeinander zu und reichten uns die Hände.

„Sind Sie's — bist Du's — Meißner? Sündenbock?“ fragte ich, und lachte gerührt.

Er hatte also keinen Groll gegen mich in die Mannesjahre hinübergenommen.

„Ja,“ lächelte er sanft, fast freudig, und es prägten sich in seinem Antlitz dieselben Linien des einsigen Kinderlächelns aus. Aber ich wußte auch noch, wie er weinte.

„Wie geht's — wie steht's?“ fuhr ich fort. „Wie ist es Dir ergangen?“

„Leidlich!“ meinte er dankend. „Und Dir?“

„Auch leidlich,“ erwiderte ich. „Wir haben uns lange nicht gesehen!“

Ich blickte mich um.

„Seit der Schule her,“ sagte er.

„Ja. Ich erkannte Dich sogleich. — Wollen wir uns ein wenig in jenem Park dort auf eine Bank niederlassen?“ lud ich ihn ein. „Das heißt, wenn Du nichts verjäumt?“

Er zog die Uhr. „Eine Stunde erübrige ich wohl noch,“ nickte er.

„Gut!“ entschied ich. „Plaudern wir eine kleine Weile.“

Ich nahm ihn unter den Arm. „Es freut mich, daß ich Dich wiedersehe!“ sagte ich vergnügt. „Ich habe oft unserer Schulzeit gedenken müssen. Wir haben's doch toll getrieben! Du ja nicht — wir!“

Er hatte ein nachdenkliches Auge. Wir betraten den Park und nahmen eine Bank ein.

„Armer Kerl!“ fuhr ich fort. „Du thust mir heute noch leid — ich meine: heute thust Du mir leid — damals — hm! — Wir waren doch ganz infame Mägen! Wie oft bist Du unfertwegen unschuldig nachgeblieben, verhauen und mit kolossalen Strafarbeiten geplagt worden. — Du mußt uns bitter gehaßt haben! ‚Sündenbock‘ war ja Dein gewöhnlicher Spitzname — auch der des andern.“

Er sann noch immer vor sich hin. „Gehaßt?“ erwiderte er. „Gehaßt habe ich Euch nicht — eher geliebt — beinahe beneidet. Es hat mir viel Schmerzen bereitet, daß Ihr mich zu einem so verächtlichen Zweck erniedrigtet. All die unschuldig erlittenen Strafen hätte ich für Euch mit Freuden getragen, wenn Ihr mir nur außerdem und dafür Eure Freundschaft, Eure Teilnahme, Euer Vertrauen geschenkt hättet. Doch durfte ich Euch ein Freund nicht sein, wie mein Herz verlangte — und das erpreßte mir Thränen. Ich blieb immer allein. — Ja — Franz?“ fuhr er mit einem fragenden Blicke fort, „so ist doch wohl Dein Rufname?“

Ich nickte ihm überrascht und beklommen zu.

„Ja, lieber Franz, ich war ein ängstlicher, zaghafter Junge, der Euren übermütigen Streichen, Euren gegenseitigen Kraftproben mit zitterndem, doch jubelndem Herzen zusah, ohne den Mut in mir zu finden, es Euch gleich zu thun. Wie glücklich hätte es mich gemacht, wenn Ihr mich nur einmal mit hineingezogen, überredet, ja gezwungen hättet! Für mein Leben gern wäre ich auch einmal der rüdigen, unnütze Dösel, der ‚Sündenbock‘ gewesen, für welchen mich die Lehrer immer hielten. Es hätte mich damals stolz gemacht! Aber ich stand immer abseits — es stieß mich vom Unrecht zurück. Die harten Faustschläge, die Ihr gegenseitig ansteilte, fühlte ich doppelt nach — ich wäre nicht imstande gewesen, gegen einen von Euch oder gegen jemand anders die Hand zum schmerzhaften Schläge

auch nur zu erheben. Ich hätte es nicht über mich gewinnen können. Und so bin ich geblieben.“

Eine von halb zurückgebrängtem Mitleid bemeisterte Neve stieg in mir auf. Das war ja als Knabe! sagte ich mir. Ich betrachtete seine sanften, ruhigen Züge und reichte ihm wie abbittend die Hand.

„Wir waren doch ganz unbändige, heillose Rangen!“ bemerkte ich verstimmt.

„Ihr waret eben echte Jungen,“ meinte er entschuldigend. „Auch die Mehrzahl der heutigen Jugend schlägt in dieselbe Art; also fehlte es mir wohl nach dieser Richtung. Ich bin zum Manne geworden, aber nach der robusten Seite hin bin ich immer noch unentwickelt geblieben. Ich bekomme vieles nicht fertig, was die meisten ohne Nachdenken, ohne Gefühl und ohne Gewissen thun. — Und dabei bin ich nicht — feige.“

Er zog ein Portemonnaie hervor, öffnete es und ließ mich vorübergehend hineinschauen.

„Warte noch!“ rief ich erstaunt und hielt seine Hand fest, die den Geldbehälter wieder an seinen Platz bringen wollte. Mit leisem Widerstreben gab er erötend nach.

Ich entnahm dem offenen Portemonnaie zwei Münzen, die ich sogleich als zwei Rettungsmedaillen erkannt hatte.

„Wofür?“ fragte ich, ihn wie einen interessanten Gegenstand betrachtend.

„Es ist nur meiner Eigenart wegen — weil ich doch eben von mir sprach,“ versetzte er zögernd, „nicht, daß ich damit einen Eindruck bei Dir hervorrufen will —“

„Gewiß nicht!“ erwiderte ich lebhaft und überzeugt. „Dann verstockest Du das nicht. Dieser Zug ist Dir eigentümlich. Es giebt wenige Dekorationen, die mit gleicher Berechtigung offen getragen werden können.“

„Die Freude über die That ist mehr wert,“ sagte er mit still leuchtenden Augen.

„Ja doch!“ bemerkte ich.

Voller Bewunderung gab ich ihm die herrliche Anerkennung zurück.

„Wie kamst Du dazu?“

„Zwei Kinder, die ich aus einem brennenden Hause holte — und eine alte Frau, die dem Ertrinken nahe war,“ sagte er mit Teilnahme.

Ich schüttelte über ihn, wie über ein Rätsel, den Kopf. Alle, die ihn gekannt haben, würden mich verlachen, wenn ich ihnen dieses Bild zu schildern unternähme.

Wir schwiegen.

„Erzähle mir doch Deine Geschichte,“ regte ich ihn dann an.

„Ich bin immer der ‚Sündenbock‘ geblieben,“ versetzte er monoton. „Fast meine ich, das Schicksal meiner Jugend ist mir zum Verhängnis geworden — wie man das so allgemein bezeichnet und begreift. Ich will gegen Gott nicht murren, der auf verschiedenen Wegen ins Menschenherz einzieht und es bereitet. — Meine Geschichte?“ Und er lächelte leise. „Als ich die Schule verließ, kam ich zu einem Kunstschüler in die Lehre, wo noch drei meinesgleichen waren. Auch für sie habe ich hüben müssen. Für den Meister aber war ich der Sündenbock im diplomatischen Sinne. Er machte mich nämlich ständig für seine nicht ganz redliche Geschäftspolitik verantwortlich, in der Weise, daß ich alle die Beschwerden, die die Kundschaft gegen ihn und die Bedienung vorzubringen hatten, ausbaden mußte. Es amüsiert mich das heute, worunter ich damals schmerzlich litt.

„Wo steckt denn der Bengel! Diese Generalschlafmütze von einem Jungen!“ rief er in einem solchen heiklen Falle. „Komm doch mal her, Du nichtsnutziger Schlingel. Habe ich Dir nicht ausdrücklich hundertmal gesagt, daß Du dieser Dame — die Dame, der Herr oder sonst wer stand dann gewöhnlich mit empörter Miene dabei — daß Du der Herrschaft den echten Spiegel bringen solltest? Siehst Du nun, was Du angerichtet hast? — Ich werde ihn für diese unverzeihliche Nachlässigkeit exemplarisch bestrafen, gnädige Frau, verlassen Sie sich darauf! Das kommt nicht mehr vor.“

„Aber dieser junge Mann hat mir den Spiegel ja nicht gebracht,“ warf die Dame ein. „Es war ein anderer.“

„Ein anderer? — Dieser war's! Lassen Sie mich nur machen, gnädige Frau! Ich werde Ihnen etne minderwertige Ware schicken, wo Sie sich das Stück selbst ausgesucht hatten? Das können Sie mir nicht antun wollen! Aber die Bedienung — die Bedienung! — Das kommt mir nicht mehr vor. Du sollst mir was erleben!“

„Bestrafen Sie ihn nur nicht zu hart — so ein kleines Versehen,“ warf die Kundin bittend ein.

„O ich will ihm den Verstand aufknöpfen! Das kommt nicht mehr vor. — Marsch fort!“ befahl er mir dann. „Wir sprechen uns noch!“

War der unwillige Kunde weg, so kniff er mich lachend ins Ohr und gab mir einen Groschen.

„Leg Dir ein paar Birnen auf die Wunde, Du Sündenbock!“ sagte er. „Nur immer hübsch still gehalten — das ist nun einmal das Leben. Du wirst auch noch ein dickes Fell bekommen. Nur nicht heulen! Die andern mit ihrem frechen Mund sind dazu nicht zu brauchen. So mußt Du schon die Windstrieche auffangen.“

Diese Episode genüge Dir. Mir sind diese Scenen jetzt eine Quelle heiterer Komik. Ich kann das leider von den späteren Erlebnissen nicht sagen,“ fuhr er ernst fort. „Denn bisher bin ich vor dem Schlimmeren bewahrt geblieben. Dann nahm man mich zum Militär — und ich wurde ein bestrafter Mensch.“

„Was?“ rief ich erschreckt und sprang empor.

„Es ist so,“ nickte er. „Setz Dich nur. — Hast Du gebient?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte ich erregt und starrte ihn an.

„Wenn Du Soldat gewesen wärest, so würdest Du das Leben dort kennen,“ sagte er einfach. „Du würdest wissen, daß zu einer Bestrafung nicht viel gehört. Ich habe mir sonst nichts zu Schulden kommen lassen. Es ist schwer, diese beiden Jahre richtig zu schildern, besonders, wenn man das Unvermeidliche und die Gerechtigkeit nicht zu kurz kommen lassen will. Vielleicht hast Du hier und da etwas darüber gehört; ein jeder spricht ja anders davon. Aber die Strenge, die Unnachsichtigkeit, die Disciplin bleiben. Sie sollen unsere Kraft sein — aber sie sind uns — einigen — vielen etwas Unverdauliches — ein Fluch. Ich habe Furchtbares darin erlebt. —

(Schluß folgt.)

Wenn ich nur einmal wüßte . . .

Wenn ich nur einmal wüßte,
Ob Dir mein Herz gehört?
Die Vögel rufen spottend,
Mein Sinn sei ganz behört,

Die roten Nelken hauchen,
 Ich glühete nur für Dich
 Und lächeln, wenn ich nahe,
 Vielsagend über mich,
 Die Biesenquelle murmelt,
 Daß Du mein Alles bist — —
 Wenn ich nur einmal wüßte,
 Ob es auch Wahrheit ist?"

Jascha Giffa.

Aus dem Leserkreise.

Wir erhalten folgende Zuschrift, mit der wir ganz übereinstimmen:

Ein Wort über das Fußballspiel und ähnliche Spiele.

Das Fußballspiel sowie andere Bewegungsspiele haben bei uns eine so enthusiastische Aufnahme gefunden und erfreuen sich einer so großen, sich noch immer steigenden Beliebtheit, daß sich derjenige voraussichtlich mißliebig macht, der nicht in dasselbe Horn stößt; immerhin wäre es vielleicht nicht unangebracht, bei Zeiten vor Übertreibungen zu warnen, und den Förderern des Spiels ein „Videant consules“ zuzurufen, damit nicht eine in ihren Prinzipien vielleicht nützliche Einrichtung sich in das Gegenteil umkehre, und statt ein Vorteil für die Jugend zu werden, vielmehr Nachteil stifte. —

Ich sage „vielleicht nützliche Einrichtung“, da ich von dem absoluten Nutzen oder gar der Notwendigkeit dieser Spiele gerade nicht sehr überzeugt bin.

Wohl wird ja viel von der geistigen Überbürdung der heutigen Jugend gesprochen, der dadurch ein Gegengewicht gehalten werde, in Wahrheit scheint mir aber dies Bedürfnis doch noch nicht so groß zu sein, und die Vorliebe für die Spiele mehr in deren Annehmlichkeit zu liegen. In der Jugend selbst, die sich ja hauptsächlich der Spiele befleißigt, liegt schon an sich der Drang, sich körperlich zu tummeln; die wachsende und überschäumende Jugendkraft — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — hat schon der Explosionsstoffe so viele, daß es öfter geraten sein dürfte, einen Dämpfer aufzusetzen, statt anzufeuern.

Auch in früheren Jahren hat man gespielt und mancher wird sich gern der früher beliebten „Jagden“, des Schlagballspiels zc. erinnern, aber auch in früheren Jahren hat man arbeiten müssen, — ich erinnere nur daran, daß meines Wissens bis in die siebziger Jahre Nachmittags Unterricht stattfand, nach welchem noch die häuslichen Arbeiten zu erledigen waren, und ich möchte fragen: wie war es möglich, daß die deutsche Jugend die Strapazen dreier großer Feldzüge ertrug, und nicht einmal das Fußballspiel kannte?

Gesetzt aber den Fall, daß die Spiele für notwendig erachtet werden, ist denn wirklich die ausreichende Zeit dazu gegeben? In verschiedenen Fächern werden erhöhte Anforderungen gestellt, auf die hervorragende Bedeutung des physikalischen Unterrichts wird eben in diesen Tagen hingewiesen — ja, wie denkt man sich denn, daß die wissenschaftlichen Penia absolviert werden sollen?

Nach Schluß des Schulunterrichts, etwa um ein Uhr, muß doch notwendig eine Mittagspause eintreten, und der Schüler — plenus venter non studet libenter — hat sicher nicht Lust, sich gleich wieder an seine Bücher zu setzen, ist

aber die Stunde des „Spielklubs“ herangerückt — und diese Zeit wird gewiß pünktlich innegehalten — so wird nachher, nota bene wenn der Spieler pünktlich wieder nach Hause geht, die Lust zu sitzender Arbeit auch nicht übermäßig groß sein.

Wohl mancher Vater, der seine Söhne sich nicht ungern an den Spielen beteiligen sah, wird zur Zeit der Censur oder des Examins gerufen haben: „Das kommt von Euern modernen Spielen!“

Und ist denn der sanitäre Nutzen der Spiele so groß, um diese Nachteile aufzuwiegen?

Für den gesunden Körper mögen sie nicht schädlich sein, für den schwächlichen aber, wenigstens das Fußballspiel, wie es vielfach heute getrieben wird, sicherlich. Mir ist von schwächlichen Spielern, die sich nichtsdestoweniger mit Vorliebe an der Sache beteiligen, selbst verraten worden, daß sie sich nachher wie zerschlagen fühlten; von zerschlagenen Nasen, zerschundenen Händen zc. könnte ich manches erzählen, erst kürzlich sah ich beim Spiele, wie einem der Spieler derart mit dem Absatz gegen das Kinn geschlagen wurde, daß die Oberzähne durch die Unterlippe drangen, einer der Zähne abbrach und aus der Wunde entfernt werden mußte.

Dieses Spiel läßt sich doch kaum noch als ein ethisch-ästhetisches bezeichnen, und wenn kürzlich in den Zeitungen eine Notiz stand, daß in England 60 Fälle mit tödlichem Ausgang resp. 300 Verletzungen stattgefunden haben, so mag sich ja John Bull bei Roastbeef und Plumpudding daran ergötzen, für unsere Verhältnisse scheint mir aber die Sache nicht ganz nötig zu sein. —

Daneben dürften aber noch einige andere Momente der Betrachtung wert sein.

Es wurde mir gesagt, daß in England die Ausrüstung eines nach allen Regeln „sportenden“ jungen Mannes verschiedene Hundert Mark koste; nun, bei uns ist der Anfang ja auch schon vielversprechend. Man sehe sich nur die Ausstattung, die Requisiten der verschiedenen Spiele, die dazu beliebten Trachten, die „Sweaters“, die Spielschuhe, die vorgeschriebenen Hüte oder Skappen an, man betrachte die jungen Damen, wie sie, um Cricket oder Lawn-Tennis zu treiben, vor allen Dingen den led auf's Haupt gestülpten weißen Hut von unzmöglicher Façon oder die Seemannsmütze nötig haben; man blicke auf die Anpreisungen der Wollenswarengeschäfte zc. über das, was einem Jüngling oder einer Jungfrau zum Spiele durchaus notwendig ist, und der arme Vater wird mit Jago wehmütig ausrufen: „Thu nur Geld in Deinenbeutel!“

Ja, wenn er das aber nicht kann? Sollte da nicht die Befürchtung in ihm aufsteigen, daß bei seinem Sohn ein Gefühl der Zurücksetzung Platz greift, welches seinen frohen Mut verbittert, daß bei den Veffergestellten eine gewisse Geringschätzung sich herausbildet, Gefühle, die gerade bei der für solche Anregungen leicht empfänglichen Jugend für das ganze Leben nachwirken können?

Daß die Spielzusammenkünfte häufig noch zu einem oder zwei gemüthlichen Schoppen führen — meistens werden solche ja von der reiferen Jugend getrieben — und daß sie auf diese Weise auch nach anderer Richtung hin ganz entwicklungsfähige Keime legen können, will ich nur nebenbei erwähnen.

Sobiel will mir scheinen, daß, wenn den Bewegungsspielen ein Nutzen nicht abgesprochen wird, sie jedes sportlichen Wetters zu entkleiden sind, daß eine größere Überwachung

eintreten muß und die jungen Leute sich nicht, so wie es jetzt geschieht, vielfach selbst überlassen werden. Im übrigen aber ist es ja auch nicht nötig, daß wir alles nachmachen, das Gebiet ist zu groß und wir könnten am Ende noch zu den Evolutionen am gespannten Seil oder zum Bauchtanz gelangen.
B. N.

Vermischtes.

Wir haben folgenden Aufruf, betreffend ein Denkmal für Karl Immermann, erhalten, den wir der Beachtung unserer Leser empfehlen:

Am 24. April sind 100 Jahre verflossen, seit Karl Immermann in Magdeburg geboren wurde. Es sei daran erinnert, daß er von 1819 bis 1827 in Münster, dann bis zu seinem Tode (25. August 1840) als Landgerichtsrat in Düsseldorf lebte und dort von 1834 bis 1837 das Stadttheater geleitet hat. In allen Gauen und Kreisen des deutschen Volkes wird, ohne daß es einer näheren Begründung bedarf, der Gedanke zünden, den Dichter des Münchhausen, den Schilderer des Oberhofs, den Wiederbeleber künstlerischen Theaterwesens, den kernfesten deutschen Mann durch ein Denkmal zu ehren. Die Unterzeichneten haben sich zu einem vorläufigen Ausschusse zusammengethan zur Verwirklichung dieses Planes, und zwar in dreifacher, jedoch schlichter Weise, daß 1. ein Erzdenkmal im Schloßgarten zu Münster, dem Lande des Dorfschulzen, 2. ein Marmorbild im Vorraum des Düsseldorfer Theaters, 3. an der Geburtsstätte in Magdeburg eine Gedenktafel angebracht werde. Wir bitten, daß Ortsvereine in allen hierzu geeigneten Städten sich bilden und mit dem vorläufig für die Städte Münster-Düsseldorf-Elberfeld-Essen entstandenen Hauptvereine in Verbindung treten und zwar zunächst durch den einflussreichen Geschäftsführer Justizrat Hans Niemeier in Essen a. d. Ruhr. — Es ist zu hoffen, daß bereits am 24. August, dem Todestage des Dichters, die Mittel für den Hauptzweck durch freiwillige Beiträge so weit gesichert sein werden, daß ein zu wählender Ausschuss Schritte zur Ausführung thun kann.

Zustimmende Briefe sind sehr erwünscht.

Münster i. W.: Windthorst, Oberbürgermeister. Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Stora. — Elberfeld: Dr. Hans Jordan, Bankdirektor. Emil Rittershaus. Ernst Scherenberg. — Essen: Julius Baedeker. Albert Müller, Direktor. Justizrat Hans Niemeier.

Briefkasten.

Stud. W. Br. in C. I. angenommen. Nett ist IV., aber die Reime „Zeiten“ und „Leiden“, „gossen“ und „stoßen“ sind gar zu unrein. — Herrn Max Dr. in B. bei B. (Pommern). Die Form ist noch ungelent. Fein ist der Ausspruch: „Man hört oft den Satz anwenden: Kinder und Narren sprechen die Wahrheit. Welches Zeugnis stellen wir uns damit aus, daß wir weder für das eine, noch für das andere gelten wollen?“ — Herrn Geometer C. G. in F. Sehr warm empfunden, aber künstlerisch unzulänglich. —

Frl. J. Kn. in B. Sie werden nie über die Kunstspielerei hinauskommen. Sehen Sie darum nicht auf diese Karte. Sie verlieren sicher. — Herrn R. W. in D. Inhalt und Schrift weisen auf sehr große Jugend. Nicht verwendbar. — Frl. C. C. in J. (Holstein). Vortreffliche Gesinnung, aber nicht frei von lehrhafter Trockenheit. „Um ihren“ kann man nicht als Daktylus benutzen. — Frau Dr. Th. C. in R. Wenn Sie mir nicht wenigstens das Jahr der Ausgabe mitteilen können, vermag ich über das Buch nichts zu erfahren. Der Verfassersname ist mir fremd und steht nicht einmal im Kürzner. — Herrn H. Sch. in F. a. D. Empfindung und Form noch zu jung. — Mignonne. Ich kann Ihnen von der Lyrik abraten. Aber ob ich Ihnen zum Roman zuraten soll, wie kann ich das? Versuchen Sie es. Dann wird es mir eher möglich sein. — Gemischtes Kränzchen. Besten Dank für die wohlwollende Gesinnung. Wir freuen uns stets, wenn die Leser den Gedanken, die uns leiten, beistimmen. — Frau S. Th. in B. Der Roman kann unbedenklich jungen Mädchen in die Hände gegeben werden, da er von ernsten Anschauungen bestimmt ist. — Herrn W. B. in Fr. Rein. — Traute. Noch zu jugendlich, aber vielleicht können Sie bei größerer Reife Besseres schaffen. — Nr. 2. X. „Begegnung“ kommt. Besten Gruß. — Herrn B. Tsch. in B. Das Gebiet liegt mir zu ferne, als daß ich mir ein Urteil gestatten könnte. Wenden Sie sich mit der Frage an Oberstl. a. D. Dr. M. Jähns, Berlin W. — Frl. S. St. in H. Die Gedichte sind leider innerlich ungerührt. Und gegen dieses Übel ist kein Kraut gewachsen. — X. 100. Ich kann Ihnen einen Mann von seinem Geschmac nachweisen, der gegen Bezahlung Ihr Epos prüft und verbessert. Ich selber muß es ablehnen, da Kraft und Zeit zu solchen Gefälligkeiten nicht mehr hinreichen. — Herrn Ph. v. N. in R. „Deutsche Geschichte im 19. Jahrh.“ ist von 1879—1890 in 4 Bdn. erschienen. Die älteren Bände werden Sie wohl auch alt erhalten. — Herrn D. L. in B. Wir haben schon mehrmals erklärt, daß wir Nachrufe u. s. w. nicht bringen, weil wir dann stets allen Tagesblättern nachhumpeln müßten. Besten Falls kommen wir 14 Tage nach dem Tode damit heraus. Der Umfang unserer Beilage genügt kaum, das, was unsere Aufgabe ist, zu erfüllen. Wir thun, was alle anderen lassen, so möge uns erlaubt sein, zu lassen, was andere vollbringen.

(Schluß des Briefkastens 5. Mai. Alle nicht erwähnten Sendungen waren ungeeignet.)

Inhalt der No. 33.

Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Verlow. Forts. — Lante Cordulas Nichten. Eine harmlose Rationalitäten-Geschichte von Ina von Binzer. Forts. — Beiblatt: Der bescheidene Spaß. Von Carl Bricker. — Der verzauberte Kapuziner. — Der Segen der Kritik in Ohanz. Von J. Mähly. — Der Sündenbock. Etwas Alltägliches von Georg A. Albert I. — Wenn ich nur einmal wüßte. . . Von Sascha Elsa. — Aus dem Leserkreise. — Vermischtes. — Briefkasten.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 *M.* vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 34.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

„Unter den wenigen, die dem Prinzen von Braganza opferwillig und treu in das Elend folgten und bis heute nicht von ihm gelassen, befindet sich ein Mann, den Ihr einst kanntet,“ sagte Paula, „mehr noch, den Ihr hochschätzte und der dieser Schätzung würdig war. Es ist der, den Ihr in vergangenen Tagen ‚Sohn‘ genannt, der Gatte Eurer Tochter Andrea Koscielski.“

Die soeben noch freundwilligen Mienen des Ehepaars hatten sich verbüßert.

„Sprecht mir von jenem ungeratenen Kinde nicht,“ entgegnete der Rat schroff. „Weber ich noch meine Frau erinnern sich, eine Tochter gehabt zu haben.“

„Sie war Euer Stolz, Ihr habt mit tiefer Liebe sie geliebt; könnt Ihr das so ganz vergessen?“ fragte Paula. „Kann man aus dem Herzen reißen, was uns auf Erden das Teuerste war, weil seine Handlungsweise nicht unsere Billigung fand? Und haben wir das Recht, den Stab zu brechen, weil eines der Unseren einer Pflicht folgen zu müssen glaubte, die wir als solche verwerfen?“

„Sie war uns ungehorsam,“ sprach Frau von Hekling, „und bereitete uns damit Schande. Sie lief mit dem Verbrecherssohne davon und trat Zucht und Sitte mit Füßen, die ihr geboten hätten, von ihm zu lassen, als seiner Eltern schändliches Thun an das Tageslicht kam. Jetzt ist sie eine Verlorene geworden, die im Lande umherirren kann und vielleicht mit Thränen sich ihrer Thorheit anklagt.“

„Sie hat der Thränen viele vergossen, das ist wahr,“ sagte Paula, „aber eine Verlorene ist sie darum nicht. Mir wurde sie eine treue Freundin, die ich hoch und wert halte, seit jener ersten Stunde, da ein edler Mann sie meinem Schutze empfahl, und heute noch segne ich den Tag, der uns zu einander führte, um an ihrem Beispiele mich erweisen zu lehren, welches Selbdenmutes wahre Liebe fähig ist.“

„Ihr verteidigt sie warm,“ versetzte der Rat, „und es ist mir wohlthuend, zu vernehmen, daß sie trotz ihrer Verfehlung sich noch Freunde zu erwerben mußte. Uns hat sie schwer und bitter gekränkt; wir wissen, seit sie von uns ging, nichts mehr von ihr, nicht einmal, ob sie ihres Liebsten ehrlich Weib geworden.“

„Sie wurde in meinem und des Infanten Weisheit mit Leonhard Koscielski getraut,“ erwiderte Paula. „Das Dokument darüber befindet sich in ihres Gatten Händen, dessen Gefangenschaft sie bis vor einem Jahre teilte. Dann zwangen die Verhältnisse sie, ihn zu verlassen; ich nahm sie zu mir und vor fünf Monaten ist sie in meinem Hause Mutter geworden.“

Frau von Hekling schaute auf. „So ist ein Kind da?“ fragte sie und ihre Stimme klang weniger fest als zuvor.

„Ein Knabe,“ war die Antwort, „der unser aller Liebling ist und den ich über die Taufe hielt, um mir ein Anrecht an ihn zu sichern, falls sich niemand zu seinem Schutze fände. Andrea hat ihn nach ihrem Vater ‚Aloys‘ genannt, denn ihr Herz ist bei ihren Eltern geblieben, ob Ihr Euch auch von ihr für immer wandtet.“

Es war eine Pause zwischen den im Gemache Anwesenden entstanden. Das Bild der verstohlenen Tochter schien vor den Ehegatten zu erstehen und leise zingend an die Herzen zu pochen, die sich ihr solange verschlossen. Frau von Hekling nestelte in unruhiger Hast an den Schnüren ihres Kleides, der Rat starrte in das Weite, aber er sah die Gegenstände draußen nicht. Ein blondes Köpfchen tauchte vor ihm auf, das sich vor langer, langer Zeit an seine Kniee geschmiegt und das sein Sonnenschein gewesen. Dann aber sah er das holdselige Kind als herrlich erblühte Jungfrau vor sich stehen und freudiger Stolz erfüllte seine Brust, daß all die Keime des Guten und des Edlen, die er in sie ge-

pflanzt, zu reichster Entfaltung gelangten. Wie hatte er sie geliebt, die Tochter, sein einziges Kind! Wie hatte er in ihrem Glücke seine höchste Befriedigung erblickt! War es seine Vaterzärtlichkeit nicht auch gewesen, die einer Neigung endlich seine Zustimmung gegeben, welche so wenig mit seinen Wünschen, seinen Ehrgeizplänen für sie im Einklange war? Und wieder war es seine Liebe zu der Tochter, die den Gedanken verabscheute, sie den Hohnreden der Welt ausgesetzt zu wissen, wenn sie dem Sohne des Verurtheilten treu bliebe, wenn sie das Weib dessen würde, den aus der Schuld der Eltern heraus der unlösliche Matel traf. Er hatte sein Kind auf stolzer Lebenshöhe, glücklich und hochgeehrt sehen wollen, — an der Treue, die zu halten er sie selbst gelehrt, war ihr Schicksal zerschellt; nichts war ihm mehr geblieben, als jener nagende Schmerz, der um so tiefer in der Seele wühlt, je sorgloser er sich dem Auge der Welt verbergen muß.

„Ich möchte mit Euch über Andreas fernere Zukunft sprechen, Edler von Helling,“ begann Paula endlich wieder, nachdem sie eine Zeitlang schweigend den bewegten Mann beobachtet hatte, „und ob Ihr auch Eure Tochter zu verleugnen strebt, Ihr werdet mich, ich weiß es, bis zum Ende anhören. Der Infant hat die Absicht, einige seiner Getreuen aus seinem Dienste zu entlassen, wenn man gewillt ist, ihn in ein anderes Gefängnis zu bringen. Es bedrückt ihn, daß er die Opfer, die sie ihm dargebracht, nicht lohnen kann, wie er es möchte, und er fürchtet, daß man seine Freunde noch übler als bisher behandelt, um ein neues Mittel dadurch zu finden, ihn zu kränken. Er hat für seine Untergebenen gesorgt, soweit es möglich war; auch Leonhard wird von König Joao eine jährliche Pension erhalten, wenn er aus des Prinzen Dienste scheidet. Es steht dann seiner Wiedervereinigung mit Andrea nichts im Wege und um ihnen beiden eine dauernde Heimat zu geben, werde ich ihnen mein Schloß Leipzig zum Wohnsitz bieten. Dort mögen die Vielgeprüften in stiller Abgeschlossenheit der Ruhe pflegen, bis sich die Welt ihnen wieder öffnet, deren Härte sie erfahren, und sie die Ehrenstellung einnehmen, die beide verdienen.“

„Auch er?“ fragte der Rat.

„Auch er,“ bestätigte Paula fest. „Der Mann kann keine Mißachtung erwerben, der auch im Unglück mit unwandelbarer Treue zu ihnen hält, denen er eine Dankspflicht abzutragen hatte. Den schuldigen Eltern blieb er ein erbarmender Sohn, der für ihre Fehle nicht einmal ein Wort des herben Tabels fand. Seinen Herrn begleitete er in das Gefängnis und teilte willig Trübsal und Entbehrung mit ihm, nicht äußerer Vorteile wegen, sondern einzig, weil er ihm durch seine Ergebenheit vergelten wollte, was jener für ihn gethan. Blicket um Euch in dem Kreise, den Ihr kennt, ob es viele seinesgleichen giebt und sagt nicht, daß er unwürdig sei, Euer Kind zu besigen, das in so todesstarker Liebe allen Anfechtungen zu begegnen wußte.“

„Ich hatte nichts gegen ihn,“ sprach der Rat, „er war ein wackerer Mann, der sich an jedem

Platze bewährte. Wenn das mit seinem Vater nicht geschehen wäre, hätte alles mir recht sein sollen.“

„Ja,“ seufzte Frau von Helling, „das war es ja allein. Er hat mich in der Seele gebauert, aber daß die Andrea gar nicht von ihm lassen wollte, war doch zu arg.“

„Sie dachte zu hoch, um ihm das Letzte noch zu rauben, daß ihm in seinem unverschuldeten Unglücke geblieben,“ erwiderte Paula, „und wenn es Mitleid nur gemessen, das sie bewog, mit ihm zu gehen, — sie hat groß und edel gehandelt, sowie sie auch mit Helldemut den neuen Schlag ihm tragen half, der Leonhard in seinem Herrn getroffen. Vielleicht waren es die Vorbilder ihrer Kindheit, ihrer Jugend, die sie gelehrt, der gelobten Pflicht treu zu sein bis an den Tod, das gegebene Wort nicht zu brechen, das sie an den erwählten Mann knüpfte, vielleicht war es des Vaters fester Sinn, der sie befeulte, als sie Reichtum und Wohlleben für eine ungewisse Zukunft dahingab, und ob sie Eure Herzen auch verwundet, da sie sich gegen Euren Willen auflehnte, sie hat den Eltern, die ihre Führer waren, bis sie in freier Entschließung von ihnen schied, keine Schande gemacht.“

Mloys von Helling wandte sich in scheinbarer Aufmerksamkeit zum Fenster. Er schämte sich, dem fremden Gaste zu zeigen, daß in seinen Augen Thränen standen. Seine Frau stützte den Kopf in die Hand.

„Das Kind, Andreas Knaben, möchte ich wohl sehen,“ sagte sie stöhnend. „Wir hatten nie einen Sohn, so sehr wir es auch einstmals wünschten. Ob er ihr wohl gleicht?“

„Er ist blond und rosig wie sie, doch mit des Vaters dunklen Augen,“ berichtete Paula, „ein herziges Geschöpflein, das auf unseren Armen stets tanzen und springen möchte und seine Mutter wieder lächeln lehrte.“

Frau von Helling barg schluchzend ihr Angesicht in ihrem Tuche; die Sehnsucht nach dem verlorenen und doch heißgeliebten Kinde, nach dem Enkel, der ihre Züge tragen sollte, brohte ihr das Herz zu zerreißen.

„Mloys,“ kam es leise und bittend von ihren Lippen, „wir wollen sie wieder haben, ach, und das Kind, — wenn ich es nur ein einziges Mal an mich brücken könnte!“

Da erhob sich der Rat von seinem Sessel und ergriff Paulas Hand, sie wiederholt und ehrfürchtvoll zu küssen; zu reden vermochte er nicht sogleich.

Als aber die Fürsprecherin seiner Tochter mit liebem Lächeln fragte: „Nicht wahr, Ihr zürnet mir Verwungenen nicht und wollt Andrea wiedersehen?“ erwiderte er mit fester Stimme:

„Gott segne Euch für Eure Worte und — Andrea wird mit Mann und Kind bei uns willkommen sein.“

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In den schattigen Anlagen, welche dem Hause gegenüber sich befanden, gingen Achaz und Marcella auf und nieder, ihre Erlebnisse seit der Trennung sich erzählend.

„Dir ist es gut ergangen; Dein Aussehen kündigt es,“ sagte er, das Mädchen betrachtend. „Mir scheint, Du siehst schöner geworden, als zuvor.“

„O geh, Du willst mein spotten,“ lachte sie, „aber recht hast Du; es ist mir besser ergangen, als ich es gehofft und je verdient habe. Ich bin bei der gütigsten und holdesten Frau im ganzen Erdenrund und ist sie nur mit mir zufrieden, will ich weiter nichts.“

„So gefällt es Dir bei ihr besser, als früher hier in Wien?“ fragte er, ihrer Antwort nicht ganz erfreut. „Kann es mir denken. Du bist in einem reichen Hause und lebst herrlich, wie eine Prinzessin.“

„Ach, darum ist es mir nicht zu thun,“ entgegnete sie, „aber bei jemand sein, den man so lieb hat, daß man meint, es sei die heilige Jungfrau selbst, von der einem nur Gutes und Hohes kommen könne, das ist Glück.“

„Die Freifrau muß eine außerordentliche und seltene Dame sein, daß sie Dich so gewinnen konnte. Du hattest früher Dein eigenes Köpfchen für Dich und warst gar nicht geneigt, zu jemand emporzubliden, oder Belehrung anzunehmen.“

„Das machte, weil ich niemand kannte, der mir so hoch und vollkommen erschien, wie sie, oder der mit meinen Fehlern soviel Nachsicht und Milde hatte. Daheim hörte ich immer nur, daß man sich Mühe geben müsse, reich und vornehm zu werden, gleichviel, wie man dazu gelangte, und auf die, welche es waren, wurde geschmäht. Deine Mutter aber tabelte mich beständig und ich fühlte, daß sie mich im Grunde nicht mochte. Das war mir auch nicht recht, weil ich es doch nicht wußte, daß ich mich besser benehmen konnte. Die Baronin tabelt gar nicht viel; sie sieht mich an mit ihren lieben ernstesten Augen und ich weiß dann ganz genau, daß ich gescholten werden müßte, obwohl sie es niemals thut. Und dann, wenn ich ihr zu Füßen sitze und sie frage, ob sie mir auch nicht zürne, dann spricht sie zu mir sanft und milde, wie es ihre Art ist, und nach einer Viertelstunde wundere ich mich, daß ich etwas thun konnte, was ihr mißfiel.“

„Du machst mich eifersüchtig auf Frau von Guilerin,“ bemerkte Achaz, „und scheinst für keinen, der Dir früher bekannt war, etwas Zuneigung übrig behalten zu haben.“

Marcella drehte verlegen eine Schleife ihres Gürtels zurecht. „Das ist nicht so schlimm, als es aussieht, Achaz,“ meinte sie, „aber sieh, ich kann es ja nicht verlangen, daß sich einer aus früherer Zeit an mich erinnert. Du weißt wohl warum.“

„Ich habe oft und viel Deiner gedacht,“ sagte der Jüngling halblaut.

„Und ich an Dich,“ fiel sie vorschnell ein.

„Hast Du das wirklich, Marcella?“ rief er aus.

Sie besann sich, daß sie eigentlich unvorsichtig gewesen. „Nun ja, ich meine, daß ich Dir stets dankbar war,“ fügte sie hinzu, „weil Du zu mir so gut und barmherzig warst.“

„Sonst nichts?“ fragte er traurig.

Sie schwieg.

„So ist es denn beim alten geblieben,“ fuhr er

fort, „ich bin Dir zu geringe, wie es vor Jahren war; Du bist an Besseres gewöhnt und wirst Dir unter den Edelleuten einen Gatten suchen, die bei der Freifrau verkehren.“

„Nein, niemals, Achaz, Du thust mir unrecht,“ murmelte sie.

„Ich habe keine andere als Hausfrau gewollt,“ sprach er mit leise bebender Stimme, „soviel mich die Eltern darum angingen, daß ich ein Weib wählte. Ich hoffte immer, daß wir wieder zusammen kämen und daß es zwischen uns werden sollte, wie es einst war. Ich will keine andere, als Dich, Marcella, und wenn Du nur ein wenig dächtest, wie ich, dann brächte ich Dich noch heute den Eltern als Tochter zu.“

„Und wie würden Deine Eltern mich aufnehmen, Achaz?“ fragte sie langsam.

„Das weiß ich nicht; nur eines weiß ich, daß ich ihnen sagen würde, ich liebe nimmermehr von Dir.“

Sie gingen eine Weile wortlos nebeneinander; des Mädchens Blicke streiften zuweilen verstohlen sein Antlitz. Wie wohl gefiel er ihr in seiner tiefen Bewegung, dem Feuer seiner Rede, durch die mit jedem Laute die unverminderte Liebe klang, die er für sie seit ihrer Kindheit Tagen gehegt.

„Du meinst es treu, Achaz,“ sprach sie endlich, „und ich weiß es genau, ich würde es bei keinem besser haben, als bei Dir. Aber mit Dir zu den Deinen gehen, mich ihnen als Tochter aufdrängen, da sie mich doch nicht als solche mögen, Dich in Unfrieden mit den Eltern bringen, an denen Du hängst, nein, ich kann es nicht.“

„O Marcella, wenn nur wir beide fest zusammenhalten, müßten sie ja endlich nachgeben, wie sie sich auch anfangs noch sträuben. Was Du im Sinne hast, liegt nun schon weit zurück, und der Makel, der auf Dein Haus fiel, ist vergessen.“

„Das sagst Du, doch, Lieber, es ist nicht so. Damals als ich, ein junges unerfahrenes Geschöpf, von Dir Abschied nahm, glaubte ich, es dürfe nur eine kurze Zeit vergehen, und was mich wie ein dunkler Schatten verfolgte, sei für immer ausgelöscht. Jetzt kenne ich ein Stück mehr von der Welt und ich weiß, daß jener dunkle Schatten beständig zwischen mir und Deinen Eltern stehen würde, die es nie verschmerzen könnten, daß ihres Sohnes Weib nicht aus fledenlosem Hause stammt. Und dann endlich würde er auch zwischen uns beiden stehen und Deine Liebe zu mir vernichten.“

„Niemand, Marcella; sie hat stand gehalten trotz alledem, was hinter uns liegt, bis zur heutigen Stunde, da ich Dich, gereift durch das Bittere, das Du erfahren, gefesselt in Deinem Willen, wiedersehe. Komme mit mir und Du sollst inne werden, daß, was Du fürchtest, nur ein Hirngespinnst ist.“

Das Mädchen blieb stehen. „Ich danke Dir, Achaz, ich danke Dir von Herzen, und ich ginge auch gerne mit Dir, aber ich mag es dann nur so recht mit freiem Sinne, wenn Dein Vater und Deine Mutter kommen, mich zu holen und mir sagen, daß ich wirklich ihre Tochter sein solle.“

Der junge Waffenschmied sah sehr enttäuscht aus. „Das wird wohl nicht geschehen,“ meinte er kleinlaut.

„Nun, siehst Du?“ sprach Marcella. „Dann kannst Du mich auch nicht an Deinen Herd führen, ohne mit den Deinen Dich in Unfrieden zu setzen, und ich habe Dich zu lieb, als daß ich solches wollte.“

Sie schritten langsam weiter; er drang nicht länger in sie, so tief er die Enttäuschung empfand, die sie ihm bereitete. Eigentlich hatte sie ja recht. Die Eltern hatten längst eine andere Braut für ihn im Auge und es wäre ihnen eine unliebe Überraschung gewesen, wenn plötzlich das Böhmerkind, das sie von ihm beinahe vergessen hatten, wieder vor ihnen aufgetaucht wäre. Er freilich fühlte sich stark genug, den neuen Kampf mit den Seinen aufzunehmen, wenn nur Marcella wollte. Ihr Selbstgefühl rief seine Bewunderung hervor; die Jahre der Prüfung waren für sie keine verlorenen gewesen.

„Du gehst mit der Freifrau nach Graz zurück?“ begann er nach einer Pause.

„Schon morgen in der Frühe,“ antwortete sie, „wir haben hier in Wien nichts mehr zu thun.“

„Mir wurde erzählt, daß Deine Herrin sich für den Prinzen von Braganza verwenden wollte und daß es nicht gelungen sei.“

„Wer sagte Dir davon?“

„Ich hatte in der Hofburg Waffen abzuliefern und einer der Stallmeister, mit dem ich bekannt bin, erzählte es. Er wußte, wie sehr ich den Prinzen verehere und es macht mir Schmerz, wenn ich den herrlichen Mann mir gefangen denke.“

„Du bist es nicht allein, der darunter leidet,“ bemerkte Marcella, „aber ach! wie ist ihm zu helfen?“

„Es müßten sich einige kühne Männer finden, die ihr Leben für seine Befreiung einsetzen,“ meinte der Jüngling. „Ist es auf geradem Wege nicht zu erreichen, muß man zu Gewalt oder List greifen.“

„Man hat es versucht und leider auch vergeblich. Er wird zu streng bewacht und Don Navarro hat seine Spürer überall.“

Er wollte etwas erwidern; Marcella sah Paula in der Thür des Hekkingschen Hauses erscheinen; eilig lief sie über die Straße, ihr entgegen. Achaz folgte etwas gemessener, um sich von der Baronin zu verabschieden.

„Ich gebe Euch Marcella zurück, sehr edle Frau,“ sprach er, „obwohl ich hoffte, sie mit von Euch für immer erbitten zu dürfen. Sie wird Euch sagen, weshalb sie mich von sich wies.“

„Ich kenne sie genugsam, um den Grund zu erraten,“ erwiderte Paula. „Doch wenn ich ihn auch billigen muß, gebt darum die Hoffnung nicht gänzlich auf, sie Euch dennoch zu gewinnen, an der Ihr in so fester Treue hängt. Der Menschen Sinn ist steter Wandlung unterworfen. Auch ein Entschluß, der mit Bestimmtheit ausgesprochen wurde, kann sich ändern. Darauf bauet weiter, Achaz Schommer, und bis es so weit, will ich Marcella Euch wohl behüten.“

„Ich werde beruhigt und zufrieden sein, solange ich sie unter Eurem Schutze weiß,“ sagte er, „und danke Euch jede Wohlthat an ihr, als sei sie mir

erwiesen. Die Zeit kann es bringen, was ich mit Sehnsucht begehre, doch ist dann die Erfüllung, so wie ich sie mir ausmale, werde ich mich erinnern, daß Ihr, edle Frau, es waret, die mir mein künftig Weib zu dem gemacht, was sie geworden.“

„Es war ein guter Kern in ihr und geringer Mühe bedurfte es, ihn zu bilden,“ sprach Paula. „Sie wird dereinst eine treffliche Hausfrau werden, und seid gewiß, auch Euren Eltern an das Herz wachsen. — Lebt wohl, Achaz, Ihr seid meines Hauses Gast, führt Euer Weg Euch je nach Graz.“

„Lebt wohl, hohe Frau,“ antwortete der junge Mann, „Gott und seine Heiligen mögen Euch beschirmen jetzt und immerdar!“

„Reut es Dich nicht, Marcella, daß Du den treuen Mann mit schwerem Herzen von Dir gehen lässest?“ fragte Paula, als sie mit dem Mädchen ihren Weg fortsetzte. „Oft gleitet das Glück für immer aus der Hand, wenn wir es nicht zu halten verstehen und vielleicht war Deine Besorgnis vor seinen Eltern eine übertriebene.“

„Nein, teure Frau,“ erwiderte Marcella seufzend. „Zu wohl habe ich Herrn Anton und Frau Renata gekannt, um von ihnen zu erwarten, daß ich ihnen jetzt noch recht sei, nachdem sie damals schon jede andere lieber, als mich, als des Achaz Braut gesehen hätten. Und unter ihrem Dache fortan leben, um täglich ihre mißvergnügten Mienen zu sehen, oder gar einmal in spitzen Worten mir vorwerfen zu lassen, wo ich her sei, ich ertrüge es nicht, ja, noch viel weniger könnte ich es, weil sie Ursache haben, sich Besseres auszusuchen, als mich. Nur aus Gnade und Barmherzigkeit aber in ihrem Hause gelitten werden, will ich auch nicht, denn der Achaz soll seines Weibes stolz sein können, wie er es verdient, nicht dereinst sich meiner schämen müssen.“

„Warte es ab, kleiner Starrsinn, ob Deine heutige Standhaftigkeit von Dauer sein wird,“ lächelte Paula, „gieb acht, ob Du es auf lange Zeit ohne Deinen Achaz aushalten wirst, den Du viel lieber hast, als Du es eingestehen willst. Dann aber, wenn es Dir völlig klar geworden, daß es für Dich kein Glück auf Erden gäbe, als mit ihm, und daß alles andere, was Du dafür hieltest, eitel Schein und Täuschung war, dann wirst Du auch stark genug sein, in Demut und Ergebung Bitternis und Anfechtung zu ertragen, die Dir als sein Weib von Uebelwollenden drohen könnten und die Dir dann klein und nichtig erscheinen werden, um des größeren Glückes willen, sein eigen zu sein.“

* * *

Eine Woche später war Paula nach Graz zurückgekehrt, mit Freudenthränen von Andrea empfangen, der sie die Verzeihung der Eltern überbringen durfte.

„Dein Vater,“ fügte sie hinzu, „ließ es sich nicht nehmen, mich bis zu meinem ersten Nachtquartier auf unserer Heimreise zu begleiten. Mir war dies angenehm; so konnte ich ihm von Dir ausführlich alles berichten, was er dringend zu wissen beehrte. Er schied als Freund von mir, die ohne Anrecht

dazu sich in seine Angelegenheiten drängte, und ich meine, daß auch zwischen Euch vieles klar dadurch geworden, bevor Ihr Euch noch wiedergesehen.“

„Du warst mein guter Genius auch hier, wie Du es von dem Augenblicke gewesen, seit ich vor Dich trat,“ sagte Andrea. „Trotz Deiner eigenen Sorge fandest Du Zeit, für mich zu sorgen; wie danke ich Dir jemals? Und für Dich selbst hast Du nichts erreicht!“

Paula zerdrückte die Thräne, die in ihr Auge stieg. „Nein, Andrea, ich erreichte nichts, aber meine Reise war keine ganz vergebliche, weil es mir gelang, für Dich zu wirken. Auch für Marcella sehe ich eine frohe Zukunft aufgehen; so ist ein wenig Sonnenschein auf den Weg gefallen, den ich ging.“

Sie beugte sich zu dem Kinde nieder, das in seiner Wiege neben ihr lag, und nahm es in die Arme. Der kleine Knabe lächelte zu ihr empor und streckte die Händchen nach dem Gesichte an ihrem Halse aus.

„Wie wird er mir fehlen, der liebe Schelm,“ sagte sie, „wenn Ihr mich verlasset, aber ich darf mich ja nicht beklagen, weil es zu seinem Heile ist. Seine jungen Augen werden sich in den andern spiegeln, die schon jetzt in liebender Sehnsucht nach ihm ausschauen; sein Erwachen aus dem ersten Traume, der ihn noch umfängt, wird Glück und Freude sein. — Warum weinst Du, Andrea? Dein Gatte lehrt in kurzem zu Dir zurück, Deine Eltern sind mit Dir und ihm versöhnt, — was bekümmert Dich noch?“

Andrea suchte sich zu beherrschen. „Ich weine nicht um mich,“ sprach sie leise. „Wohl weiß ich, daß ich Größeres nicht begehren dürfte, als mir jetzt zu teil werden soll, und ich bin dankerfüllt und glücklich. Verzeihe mir, wenn ich mich nicht so froh zeige, als ich es müßte; der Schmerz, den ich in Deinem Antlitze lese, läßt mich nicht zur vollen ungetrübten Freude kommen.“

Paula antwortete nicht sogleich; sie beschäftigte sich mit dem Kindein, das in ihrem Schoße hell jauchzte. „Mahne mich nicht an das, was vor mir liegt,“ sagte sie endlich. „Ich muß stark und gefaßt sein, um es zu tragen.“

„Du bist es, Teure, Liebe, aber Dich so zu sehen, preßt mir das Herz zusammen. Ist keine Hilfe möglich für ihn, um den Du so leidest?“

„Keine, Andrea, wenn Gott nicht ein Wunder thut.“

„Sahst Du ihn schon seit Deiner Heimkehr?“

„Nein. Die Stunde ist vorüber, die er im Freien zuzubringen pflegt. Ich ließ ihn durch die Kinder wissen, daß ich wieder hier sei und dennoch scheue ich mich vor der ersten Begegnung, da ich ihm keine Hoffnung mitzubringen vermag.“

„Und wenn es sich bestätigt, was Herr von Stubenberg unlängst zu Deiner Mutter äußerte, daß der Prinz nach Mailand ausgeliefert wird? Ach, ich kann es nicht ausdenken, daß es geschehen sollte.“

„So weiß ich nur, daß ich auch dort in seiner Nähe sein werde.“

„Es wird Dir unmöglich sein, dort zu ihm zu

gelangen, denn man wird ihn in noch strengerm Gewahrsam halten.“

„Ich werde Mittel und Wege finden, das Wie ist mir von keiner Bedeutung. Mein Leben gehört ihm, mein einziges Streben wird fortan nur dahin gehen, in seine Dunkelheit hin und wieder einen Lichtstrahl zu werfen.“

„Wie wohl begreife ich Dich! Doch wird Deine Mutter, werden die Blutsfreunde Deines verstorbenen Gatten sich Deinem Vorhaben nicht widersetzen?“

„Ich schädige keinen dadurch. Meine Mutter wird über mich beruhigt sein, wenn sie ihr gewohntes behagliches Leben weiter führen kann; den Anverwandten des Barons fällt bei meinem Tode ein Teil des Erbes zu, das ich ihnen entziehen könnte, sobald es mir zweckmäßig dünkt. Sie werden alles unterlassen, was mich gegen sie erzürnen kann.“

Sie legte den Kleinen in seine Wiege zurück und entnahm aus einer verschlossenen Lade einige Papiere.

„In der Ungewißheit, die mein jetziges Leben umgiebt, thut es not, an alles zu denken und mein Haus zu bestellen,“ sprach sie, die Papiere durchsehend. „Ich erwähnte gegen Deine Eltern, daß ich Dir und den Deinen mein Schloß Leipheim zum Wohnort überlassen wolle. Ich werde nie dahin zurückkehren, wo ich ihn zum ersten Male sah, wo er, gleich einem Gotte, im Glanze seiner Jugend und Hoheit vor dem armseligen Landmädchen erschien. Ich könnte es nicht ertragen, die Wege wieder zu wandern, die auch er gegangen und auf welchen ich noch immer den Schatten seiner Gestalt erblicken würde. — Leipheim wird, wenn ich sterbe, Euch als Eigentum gehören. Die Urkunde soll schon in den nächsten Tagen ausgefertigt werden.“

„Paula, aber das darf nicht sein; es ist zu viel,“ rief Andrea.

„Sei unbesorgt. Nicht Du wirst die Besitzerin. Die Schenkung fällt an Leonhard, der dadurch reicher wird, als Du es jemals durch Deine Eltern würdest. Ich will ihn von der Großmuth Deines Vaters freimachen und gebe ihm als künftigem Erbherrn von Leipheim die Stellung, die das Geschlecht derer von Hekking mit dem unwillkommenen Eidam für alle Zeit zufrieden machen wird. Und wenn Du es noch immer zu viel findest, was ich damit für Euch thue, so denke, daß ich auch in Quartes Sinne die Treue Deines Gatten dadurch zu lohnen strebe.“

Andrea umarmte in tiefer Bewegung die hochherzige Freundin. „Könnte ich ein Wort finden, Dir auszudrücken, wie ich Dir danke,“ sagte sie.

Paula strich liebevoll über ihr Haar. „Du gehst, wie ich hoffe, Deines Lebens sonnigsten Tagen entgegen,“ sprach sie träumerisch, „und darfst in Frieden endlich Dein schwer erkämpftes Glück genießen. Ich möchte in einigen Monden in Deine Seele schauen, zu wissen, wie es einem Menschenkinde zu Mute ist, in dem es voller Frühling wurde und dessen Himmel keine Wolke mehr zeigt. Es muß schön sein, Hand in Hand mit ihm zur Mittagshöhe aufzusteigen, der uns die Welt verklärt im Abglanz

seines Ich erblicken lehrte. Ich werde niemals eine solche Zeit erleben."

"D, meine Paula, auch für Dich kann Gottes Gnade thun, was er für mich gethan."

Paula schüttelte den Kopf. "Ich glaubte einst, — und es war seliger Kinderwahn, — daß jedem Sterblichen an Glück und Gaben ein Maß zu teil werden müsse, das alles reich vergüte, was er auf Erden leiden müsse. Ich fürchte, daß es Vermessenheit war, es zu erwarten. Schon in den letzten Jahren, die ich in der Heimat zubachte, lernte ich anders denken, als die Kriegsfurie durch die Lande zog und den Gerechten wie den Bösen traf. Zuweilen stieg die Überzeugung in mir auf, daß es Menschen gäbe, die von Anbeginn ihres Daseins zum Untergange bestimmt seien, gleichviel, ob ihr sittlicher Wert sie hoch über die Menge erhöhe."

"Deine Jugend war ernst und ohne Freuden, wie sie Deinen Jahren angemessen gewesen wären; dies machte Dich nachdenkend und grüblerisch. Du warst nie sorglos glücklich, wie wir andern es in jenen Jahren sein konnten."

"Ich war nicht unglücklich, denn ich kannte kein anderes Leben als das der Pflicht geweihte, und wußte nichts davon, daß es auch Zeiten gäbe, die man dahinträumen könne ohne vorwärts, noch rückwärts zu blicken, weil man die Gegenwart in ihrer Wonne festhalten möchte, Zeiten, in welchen wir die Müdigkeit aufreibender Sorge, rastloser Arbeit völlig vergessen und in denen der Begriff der Pflicht uns gleichbedeutend mit einer Seligkeit ist, die wir in schauernder Freude empfinden. Vielleicht wäre ich zufrieden, wunschlos geblieben, wenn er nicht meinen Weg gekreuzt. Erst seit ich ihn kannte, kam es mir zum Bewußtsein, daß es Besseres geben müsse, als ich es bisher erfahren und wie mein Leben arm gewesen sei."

* * *

Das erste Wiedersehen Paulas und Quartes fand am folgenden Tage statt. Es war getrübt durch die Sorge, die auf ihnen lastete; deutlicher und bestimmter traten die Gerüchte auf, die von den Unterhandlungen Spaniens mit dem Kaiser sprachen und sie wurden durch die Briefe Taquets bestätigt, der sich vergebens bemühte, die Vermittelung der fremden Mächte zu Gunsten des Infanten zu erlangen. Duarte selbst gab sich keiner trügerischen Hoffnung mehr hin. Er machte sich auf das Schlimmste gefaßt, wenn er in die Hände der Spanier fielen und sein hauptsächlichstes Streben ging jetzt dahin, sein Gefolge vor den Maßregeln zu schützen, die er für seine Person erwarten mußte. Inzueinem hatte er sie mit seinem Entschlusse bekannt gemacht, sich für den Fall seiner Entfernung aus Graz von ihnen zu trennen und nur die notwendigsten Diener zu behalten.

Noch einmal drang er in Navarro, ihm Gewißheit über sein Schicksal zu geben. Der Geheimschreiber leugnete nach wie vor, auch nur das Geringsste über eine mögliche Änderung desselben zu wissen, bewies jedoch in seinem ganzen Benehmen eine plötzliche auf-

fällige Milde und gestattete seinem Gefangenen etwas mehr Freiheit als bisher.

Lorenz von Stubenberg wick Duarte sichtlich aus; auf des letzteren gelegentliche Fragen hatte er ebensovienig wie Navarro eine Antwort.

Der Frühling hatte dem Sommer Platz gemacht; die Hitze des Julimondes brütete über dem Garten; ein schwüler Hauch, wie der eines nahenden Wetters, ging durch die Luft und schien alles Leben in seinem Banne zu halten.

Duarte kehrte von seinem Spaziergange in das Haus zurück; er achtete nicht darauf, daß die ihn erwartenden Diener ungewöhnlich niedergeschlagen aussahen, als er, sein Zimmer betretend, Navarro dort vorfand. Die Anwesenheit seines Kerkermeisters zu dieser Stunde mußte ihn befremden; der Geheimschreiber kam gewöhnlich nur zu ihm, um ihm etwas Unangenehmes zu verkünden.

"Ihr wollt mich sprechen, Don Navarro?" fragte er rasch. "Was ist Euer Begehrt?"

Navarro hatte sich bei dem Erscheinen des Prinzen erhoben. "Es schmerzt mich, Eurer Hoheit nicht der Überbringer einer besseren Nachricht sein zu dürfen," sagte er, "doch die Verhältnisse sind gebieterischer als unser Wille. Gründe von weittragender Bedeutung haben Seine Kaiserliche Majestät veranlaßt, seine Rechte an die Person Eurer Hoheit an den König von Spanien abzutreten. In kürzester Frist wird Eure Überführung nach Mailand erfolgen."

Der verratene Fürst stand vor ihm, ohne eine Miene zu verändern, starr und unbeweglich. Aus seinem Antlitz war die Farbe gewichen, seine Stimme jedoch bebte nicht, als er an seinen Peiniger die Worte richtete: "Der Kaiser gab sein Wort, — des seid Ihr Zeuge, — mich nie an Spanien auszuliefern. Er hat demnach sein Wort gebrochen, dies wollt Ihr mir mitteilen?"

"Es ziemt mir, dem Unterthanen, nicht, die Handlungsweise meines Gebieters zu bezeichnen," erwiderte Navarro kalt. "Ich habe den Befehlen zu gehorchen, die mir vom kaiserlichen Hofe werden, und diese gehen dahin, Eure Hoheit bis zur Grenze des Weltlin zu geleiten, wo spanische Truppen Euch in Empfang nehmen werden."

"So wollet mich wenigstens darüber unterrichten, welches die zuvor erwähnten Gründe Seiner Majestät sind, mich, gegen sein verpfändetes Wort, in die Hände meiner Feinde zu geben, und worin die Belohnung eines solchen Dienstes, seitens des Königs von Spanien, besteht, ohne welche eine derartige Handlung mir nicht denkbar ist."

Navarro zog ein Schreiben aus seiner Tasche, welches er dem Prinzen überreichte. Es enthielt die Nachricht, daß der Kaiser, dem vielfachen Drängen seines königlichen Schwagers nachgebend und in der Überzeugung, das Rechte damit zu erwählen, sich entschlossen habe, gegen die Zahlung von vierzigtausend Scudi den Infanten dorthin zu senden, wo Seine katholische Majestät es anordnen werde. Der Vertrag sei am 5. Juni unterzeichnet und dem Marquis von Castel-Rodrigo zugestellt worden; der Abreise des Infanten stehe nichts im Wege.

Dom Duarte hatte den Brief gelesen; seine Zähne gruben sich tief in die Unterlippe. „Verkauf!“ stieß er hervor und das Wort schien an den Wänden des Zimmers widerzuhallen, wie es in der Todesstunde in den Herzen derer widerhallen sollte, die den schmachvollen Treubruch begangen. —

Es verhielt sich, wie der Brief berichtete. Der spanische Gesandte hatte, die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen bei den Ministern einsehend, sich an den Kaiser selbst gewandt, ihm auf das dringlichste den Wunsch seines Herrn vorzustellen, und Ferdinand hatte, um von der ganzen Angelegenheit endgültig befreit zu sein, in die Auslieferung seines einstigen Waffengenossen und opferfreudigen Führers gegen die gebotene Summe gewilligt.

Vergessen waren die Dienste, welche ihm der Infant, auf Lohn und Auszeichnung verzichtend, acht Jahre hindurch geleistet, vergessen die Ehre des Reiches, die kaiserliche Würde, die sich zu einem Werkzeuge der Rachsucht des spanischen Gewalthabers erniedrigte, vergessen auch das verspändete kaiserliche Wort, mit welchem er den Betrogenen über seine Lage eine Zeitlang zu täuschen verstanden. Nichts war geblieben, als die schändliche Habgier, die der fremden Hilfe nicht entraten konnte und die Besorgnis, durch eine Weigerung den mächtigeren Bundesgenossen und nahen Anverwandten zum Zorne zu reizen.

Von den Geschichtsschreibern jener Zeit weiß uns niemand zu berichten, ob Ferdinand III. der unerhörte Verrat schwere Überwindung kostete, den er an dem befreundeten Fürsten beging, ob er, in seinem Gewissen beruhigt durch seine geistlichen Räte, die Schuld seiner Verantwortung auf sie wälzte, deren Einflüsterungen er nachgegeben. Es war dies seine Art von je gewesen und vielleicht half ihm auch in diesem Falle der wohlüberlegte Zuspruch seines Reichsvaters hinweg, aus dessen Stimme er die seines Gottes zu vernehmen glaubte und der ihm schon einmal unter Zuhilfenahme spitzfindigster Sophistik aus dem kanonischen Rechte nachzuweisen verstanden, daß seine Handlungsweise an dem Prinzen von Braganza eine vollberechtigte, erlaubte gewesen sei.

Thatsache ist nur, daß der Kaiser das von Spanien empfangene Geld nicht für sich verwenden, noch in den Staatsschatz legen ließ. Es hatte den unangenehmen Beigeschmack eines Blutgeldes, weil es von dem Verkaufe eines lebenden Menschen herkam und der Volksglaube schrieb ihm aus diesem Grunde unheilbringende Wirkung zu. Es wurde für die Anwerbung italienischer und spanischer Truppen bestimmt und noch im Laufe des nämlichen Jahres verausgabt.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Navarro hatte das Gemach verlassen; er mied es gerne, noch länger in der Gesellschaft seines Gefangenen zu sein, zu dessen Untergange er so eifrig mitgeholfen. Nun war es erreicht, was er seit Jahresfrist angestrebt; warum nur scheute er sich plötzlich,

in das bleiche Angesicht, die lodernden Augen des Geopferten zu schauen?

Dom Duarte rief, als er sich allein sah, sein Gefolge herbei. „Die Stunde der Trennung ist für uns gekommen, meine Freunde,“ sprach er, als er sie um sich versammelt sah. „Was ich befürchten mußte und was ich dennoch zu glauben mich sträubte, weil ich einen letzten Rest von Ritterfinn und Redlichkeit in dem Kaiser Deutschlands vermutete, ist eingetroffen und zwar schonungsloser als ich es gahnt. Man hat mich für den Preis von vierzigtausend Scubi an Spanien verkauft und, wie Navarro mir sagte, wird man eilen, die erstandene Ware — mich — so schnell als möglich an ihren Bestimmungsort zu bringen. — Dort hin können mich von Euch nur einer oder zwei begleiten, die zu meinem Dienste unentbehrlich sind; Ihr mögt entscheiden, welche von Euch es seien, denn alle sind mir gleich lieb und wert und jedem einzigen habe ich tausendfach für die Liebe, Treue und Aufopferung zu danken, mit welcher er in den vergangenen achtzehn Monaten mein Los geteilt und zu erleichtern gesucht. Aber weil ich voraussehe, daß ich noch Schwererem entgegengehe, als mir bisher beschieden war, will ich von Euch niemand in mein Verderben ziehen und meinen Verfolgern nicht Gelegenheit geben, mich in Euch zu strafen, indem man Euch vielleicht Dualen aussetzt, die ich zu verhindern machtlos bin und die mir deshalb um so tieferen Schmerz bereiten würden. Ihr werdet gehen, meine Freunde, und das schon heute oder morgen, damit man gegen Euch nicht noch andere Maßregeln ergreife, die Eure Abreise verhüten.“

Die Männer drängten sich schluchzend um ihn; sie küßten seine Hände, sein Gewand und flehten ihn an, sie zu behalten, die alles Ungemach und alle Entbehrung mit ihm zu tragen entschlossen seien und die ihn nicht allein der Willkür seiner Feinde preisgegeben wissen wollten.

Duarte gebot endlich mit mildem Ernste Schweigen. „Es ist mein Wille, Ihr meine Getreuen,“ sprach er fest, „daß wir uns trennen und den Wunsch Eures Herrn werdet Ihr ehren. Nicht einen von Euch kann ich lohnen, wie er es verdiente und wie mein Herz es verlangte. Ich übergebe die Sorge für Eure Zukunft meinem Bruder, dem Könige von Portugal; er weiß, es ist für mich gethan, den er vergebens zu retten strebt, was er für Euch thut. — Mein Luiz,“ wandte er sich an den Kämmerer Dom Pereira, „Du wichest in acht Jahren nicht von mir, sowie Du in der Kindheit fernem Tagen schon mein Spielgefährte warst. Bald wirst Du die Stätten unseres sorgenlosen Frohsinns wiedersehen. So grüße mir die Heimat, grüße mir mein Vaterhaus Vicoça, das meine Augen wohl nie mehr in diesem Leben schauen werden. Möge es mir vergönnt sein, wenigstens im Tode an meiner Eltern Seite meine Ruhestätte dort zu finden. Du, mein Gaspar Magalhaes, wirst Luiz Pereira begleiten. Mein Haus, Du siehst es, bedarf des Mayordomos nicht mehr. Dom Joao wird einen würdigen Platz für Dich finden, wie er Deiner Redlichkeit und Deinem Eifer angemessen ist. — Euch, meine Pagen, die Ihr

aus deutschen Landen seid, werde ich meinem Freunde, dem Herzog Rudolf Maximilian von Sachsen mit einem Empfehlungsschreiben senden; er wird Euch, so hoffe ich, in seine Dienste nehmen und für Euer Fortkommen Sorge tragen.

„Dir, mein Leonhard, brauche ich den Weg nicht mehr zu ebnen. Eine andere Hand hat es an meiner Statt, doch zu meiner hohen Freude gethan, und Deiner wartet das Glück. Du sollst noch heute erfahren, was ich Dir so ungern verschwiegen und was die Trennung von mir, dem Du so wert gewesen, Dir minder herbe machen wird.“

„Geht, meine Freunde, lasset uns als Männer scheiden, die das Unabwendbare mit Mut und Stärke zu ertragen wissen. Das Leben führt nicht jeden von uns mit sanfter Hand, doch über uns ist der Herr, der unsere Bahn uns vorgezeichnet. Sein Wille ist es, der sie lenkt und er geschehe, ob er gleich nicht mit unserem Hoffen übereinstimmt, ob wir in Menschenschwäche uns dagegen aufzulehnen geneigt sind, weil wir nicht erkennen wollen, daß in unserem Erdencreuz unser himmlisch Heil liegt.“

Zu Navarro war inzwischen Paula Guilerin gekommen. Die Wachen hatten sie ohne Widerspruch eingelassen und sie auf ihr Begehren zu dem Geheimschreiber geführt, der sie mit erstaunten Blicken maß.

Sie ließ ihm nicht Zeit, diesem Erstaunen Worte zu geben. „Ich wünsche Seine Hoheit zu sprechen,“ sagte sie mit ruhiger Sicherheit. „Wollet mir mitteilen, Don Navarro, ob dies möglich ist.“

„Es wird Euch bekannt sein, Senhora,“ antwortete Navarro, „daß der Prinz von Braganza überhaupt keinen Besuch empfangen darf und daß nur für die beiden Kinder, Eure Schwestern, eine Ausnahme gestattet wurde.“

„Ihr wisset ebensovohl,“ entgegnete Paula, „daß ich noch nie dieses Haus betrat, noch es jemals gethan haben würde, wenn mir Baron Stubenberg vor einer Stunde nicht die Kunde gebracht, daß Seine Hoheit Graz in kurzem verläßt. Ihr könnt begreifen, daß ich diese Nachricht nicht mit so viel Gleichmut aufzunehmen wußte, um Seiner Hoheit meine Anteilnahme nicht aussprechen zu wollen.“

Ein großer Schmerz, ein großes Unglück übt auch auf rohe Gemüter jene unwillkürliche Gewalt, die jeden Widerstand bezwingt; Navarro wagte dem Verlangen Paulas kein „Nein“ entgegenzusetzen. Jenes unbequeme Gefühl kam wieder, das ihn zuvor ergriffen; die meerestiefen, dunklen Augen der Frau vor ihm schienen die Anklage ihres verzweifelnden Herzens ihm in das Angesicht zu schleudern.

Schweigend öffnete er vor ihr die Thür. „Wollet mir folgen,“ sagte er nur, „des Prinzen Zimmer befindet sich im oberen Stockwerk.“

Er geleitete sie die enge, steile Treppe hinan bis zum Ende des Korridors, der schmutzig und finster wie das ganze Haus war. An der letzten Thür blieb er stehen.

„Dort geht hinein, Senhora, das Zimmer ist unvergeschlossen.“

Quarte saß an seinem Tische, mit dem Schreiben der Empfehlungsbrieife für seine Untergebenen be-

schäftigt, die schon am nächsten Tage aus seinem Dienste scheiden sollten. Er hatte das leise Klopfen von außen überhört; erst als ein leichter Schritt sich seinem Sessel nahte, wandte er sich um.

„Paula!“

Sie hatte es so natürlich gefunden, zu ihm zu eilen, ihm zu sagen, was ihr Herz an grenzenlosem Jammer durchwühlte, seit sie die Schreckenskunde seines Schicksals vernommen; jetzt, da sie vor ihm stand, schienen die Worte sie zu erstickern; jener schneidende Schmerz kam wieder, der ihr Atem und Besinnung zu rauben drohte. Mit einem Wehelauf sank sie gegen den Pfeiler der Thür. Er fing sie in seinen Armen auf und trug sie zu dem nächsten Sessel.

„Du kommst zu mir, Geliebte,“ flüsterte er über sie geneigt, „ist es denn Wahrheit, ist es ein Traum, daß ich Dich in meinem Gefängnisse sehe, das so oft der Zeuge meiner Sehnsucht nach Dir war? Wie Du bleich bist, wie kalt Deine Lippen! Sprich zu mir; Dein Schweigen beängstigt mich! Siehe, ich bin bei Dir und ganz gefaßt, trotz des schmählischen Verrates, den man an mir beging. Ich möchte denen, die ich liebe, durch meine Klagen nicht das Herz noch schwerer um mich machen. Sprich zu mir! Hast Du keine Kraft mehr, dem Unabänderlichen gegenüber, Du, die ich so mutig und heldenstark gekannt? Noch gehören uns einige Tage, noch darf ich Dich in meinen Armen halten, Dir sagen, daß mir nichts so teuer in der Welt wie Du.“

Sie begann sich langsam zu erholen. „Es ist vorüber, fürchte nichts,“ sagte sie matt. „Schon zweimal hat es mich gepackt; das erste Mal, als ich von Deiner Gefangennahme zu Regensburg hörte, dann, als der Baron mir mitteilte, daß Du nach Graz kämest und ich vergebens gegen meine Fesseln rang. Heut kam es wieder mit dem neuen Schlage, der Dich getroffen; mir ist, es müsse das Leid um Dich mir das Herz brechen.“

Er suchte sie durch die süßesten Liebtosungen zu beruhigen. Der Anblick ihres Schmerzes gab ihm die Kraft, dem eigenen Kummer keinen Ausdruck zu leihen; in der Sorge um sie vergaß er, was ihm selbst bevorstand.

„Du littest um mich, seit Du mir Deine Liebe schenkest,“ sagte er schwermütig. „Ist es mein Verhängnis, ihnen kein Glück geben zu dürfen, die ihr Herz mir zu eigen gaben? Du warst mein Trost, mein Sonnenschein, seit ich Dich hier wiedergefunden; ich danke Dir die einzigen Stunden, in welchen ich der trüben Gegenwart entrückt sein durfte und konnte Dir dafür nur Schmerz bereiten.“

„Ich würde ihn nicht so tief und bitter empfinden, wäre es mir vergönnt, Dir mehr sein zu können, als es die harte Wirklichkeit gestattet,“ erwiderte Paula, zu ihm aufschauend. „Ich würde es als eine Gnade hinnehmen, wenn ich Dein Los teilen dürfte und wäre es ewige Kerker Nacht, ich tauschte sie für den hellsten Tag, um bei Dir sein zu können.“

Er drückte sie fester an sich. „Würdest Du es, Heißgeliebte?“ fragte er unter seinen Küssen. „Zeige

mir ein Glück nicht, das ich in der Hoffnungslosigkeit der Gegenwart nicht einmal zu träumen wagte und das unter meinen Händen zerrinnen könnte, noch ehe ich es mein genannt. Nuse es mir nicht in das Gedächtnis, daß es Goldes noch für mich auf Erden geben könne, denn ich wäre selbstüchtig genug, danach zu verlangen und ich darf es nicht. Ich darf Deine blühende Jugend nicht an mein der Vernichtung verfallenes Leben leiten, zu dem Leid, das ich Dir angethan, nicht noch den Frevel fügen."

"Frevel, Duarte?" wiederholte sie. "Sagtest Du nicht einft, daß auch das Unglück ein geheiligt Anrecht auf die höchsten Güter gäbe, die wir sehniend erstreben? Nanntest Du mit diesem Rechte mich nicht Dein? Ach, ich war es ja schon, als mein Mädchenstolz sich gegen die Gewalt noch sträubte, die Du auf mich übtest, und er schmolz vor Deinem Blicke in der Seligkeit dahin, von Dir geliebt zu sein. Jetzt kenne ich keinen Stolz mehr, Du mein Einziggeliebter, und das Opfer meines Lebens selbst erschiene mir geringe, wäre es mir dadurch möglich, Dein Los zu mildern."

Duarte war tief bewegt. Wie mußte sie ihn lieben, um so sprechen zu können! Die Verzweiflung um ihn schien all ihr Empfinden in rückhaltlose Hingebung an ihn zu lösen, vor dessen drohendem Verhängnisse ihr eigenes Sein in Nichts versank, und trotz seines Kammers durchzudte ihn ein wildes Glücksgefühl, das herrliche Geschöpf, dessen kühle Unnahbarkeit ihn vor Jahren stets zurückgeschreckt, jetzt als demütig liebendes Weib zu seinen Füßen zu sehen.

"Hast Du den Mut, dieses größte Opfer für mich zu bringen," sprach er, "so giebt es nur einen Ausweg für Dich und mich, aber für diesen muß ich mich zu einer Bitte an meinen Kerkermeister herbeilassen. Was man der Baronin Guilerin nicht gestatten könnte, meinem Weibe würde man es gestatten: mich auch in Mailand von Zeit zu Zeit sehen zu dürfen."

"Deinem Weibe!"

Sie sprach das Wort wie im Traume nach und ihre Lippen lächelten dabei, aber das Lächeln that ihm wehe, er wußte nicht warum. Es war, als ob ein heimlich Weinen sich darunter berge.

"Ich werde Navarro sofort rufen lassen," sagte er, zur Thür des Nebenzimmers schreitend, in welchem Leonhard sich befand. "Die Zeit drängt; es ist besser, die Gewißheit unverzüglich zu haben."

Er gab Leonhard den Auftrag, Navarro herbeizuholen, der wenige Minuten später vor ihm erschien.

"Ich kann es nach allem, was vorgefallen, nicht erwarten, Don Navarro," rebete er den Spanier an, "daß Ihr Wünschen oder Bitten meinerseits besonders zugänglich seid, doch zwingen mich die Verhältnisse, eine Frage an Euch zu richten, deren günstige Beantwortung vielleicht dennoch von Eurem guten Willen abhängig ist. Frau von Guilerin liebt mich genug, um mir das Opfer bringen zu wollen, auf meinem ferneren Wege mich zu begleiten, und ich fühle mich verpflichtet, ihr dafür die Stellung zu geben, die diesen Schritt auch vor der Welt berechtigt,

indem ich sie zu meiner Gattin mache. Sagt, ob ich die Erlaubnis erhalten kann, noch vor meiner Abreise meine Trauung mit ihr vollziehen zu lassen."

Navarro hatte bei der überraschenden Eröffnung keine Miene verzogen; als Duarte geendet, schüttelte er langsam den Kopf.

"Es ist mir leid," erwiderte er, "Eurer Hoheit keine erwünschtere Antwort geben zu können. Ich darf ohne Ermächtigung von Seiner Majestät die Vollziehung einer derartigen Handlung nicht erlauben und die kaiserliche Gewährung von Wien zu erlangen, ist es zu spät, da Eure Hoheit bereits am siebzehnten dieses Monats die Reise nach Mailand antreten wird. Auch wäre es zweifelhaft, ob man der Frau Baronin von der Grenze der spanischen Besitzungen die weitere Begleitung Eurer Hoheit gestatten würde, selbst wenn ich gegen eine solche nichts einzuwenden hätte."

Er zog sich mit einer Verbeugung zurück, Duarte machte keinen Versuch, in ihn zu bringen, eine andere Entscheidung zu treffen. Er wußte, daß an seines Prinigers starrem Sinne Bitten und Überredung vergeblich verschwendet seien.

Auch Paula hatte nichts entgegnet. Als die Thür sich hinter Navarro geschlossen, ergriff sie die Hand Duartes, der in düsterem Schweigen neben ihr stand.

"Der Himmel wendet sich von uns," sagte sie leise. "Wir haben nichts, als uns allein."

Er warf sich vor ihr nieder und drückte sein Antlitz in ihr Gewand; sie hörte, wie er schwer und mühsam atmete.

"Traure nicht," sprach sie weich, "das, was Du wolltest, es wäre ja zu viel gewesen, wie durfte ich hoffen, daß es sich verwirkliche?"

Er erhob das Haupt und blickte sie verzehrend an. "Zu viel für Dich, die eines Königsthrones würdig wäre? Ich aber habe nichts, — nicht das Geringste Dir zu bieten. Wie man mir alles nahm, so wird man auch Dich mir nehmen, dem man kein Recht zugestehen will, Dich zu behalten."

In ihren Zügen malte sich feste Entschlossenheit. "Wir werden uns wiedersehen, Geliebter," sprach sie, "denkst Du, daß ich gutwillig mich darein fügen werde, von Dir gerissen zu werden? Daß meine Liebe nicht ein Mittel erfinden wird, zu Dir zu bringen? Und ob man Länder und Meere zwischen uns legte, ob man hinter zehnfachen Mauern Dich verbürge, wir kämen doch zusammen, ich würde den Weg zu Dir finden. Noch gebe ich nichts verloren, solange Dein Geschick von Menschen abhängt, deren Wille durch äußere Einflüsse gebeugt werden kann und wenn Deiner Feinde Zahl sich mehren sollte, Dein Unglück wird Dir dafür ungeahnte Freunde erwecken. Dein Bruder kann bei seinen Verbündeten Hilfe und Beistand für Dich finden, und ist Spaniens König in seinem Hass unverföhnlich, giebt es erlaubte List, einen Schuldlosen seiner Haft zu entziehen. Mein Hab und Gut, alles, was ich besitze, stelle ich in den Dienst Deiner Sache und mein Reichthum wird mir Helfer und dienstbare Werkzeuge erkaufen. Freudig will ich alles für dieses eine Ziel dahingeben,

arm werden, wenn ich nur Dich, nur Dich gerettet weiß!"

Die Schwäche war geschwunden, welche sie bei ihrem Eintritt in sein Gefängnis übermann; ihre Wangen hatten sich geröthet, ihre Augen flammten. Sie war hinreißend schön in dem Feuer ihrer Erregung, das ihr ganzes Wesen über den Staub der Erde zu erheben schien. Duarte hörte ihre Worte, aber sie schlugen an sein Ohr, ohne daß er den Sinn zu erfassen vermochte. Er sah nur sie, die hochaufgerichtet vor ihm stand, kühn, selbstverleugnend, todesmutig, in jener überirdischen Schönheit, die die Götter denen verleihen, welche sie dem Besitze Sterblicher nicht gönnen.

"Du sagst mir nichts, Duarte?" fragte sie, als er stumm blieb.

"Lasse mich schweigen und Dich anschauen," murmelte er, "ich vermag nichts zu denken, als Dich allein."

Sie erglühte tiefer unter seinem Blicke. "Lebewohl," sagte sie, sich abwendend.

Er hielt sie nicht zurück; er wußte, daß er sie nicht mehr lassen würde, wenn sie jetzt nicht schieden.

Paula nahm Handschuhe und Schleier von dem Tische, auf welchen sie beides geworfen. "Lorenz von Stubenberg kommt heute noch zu Dir; ich vergaß es Dir mitzutheilen," sprach sie in beherrschtem Tone, "er will mit Dir über die traurige Reise beraten, auf welcher er Dich im Auftrage des Kaisers begleitet. Durch meine Mutter vernahm ich, daß der Gouverneur von Mailand, Graf Struela, ein entfernter Anverwandter von ihr sei. Diesen Umstand gedente ich zu benutzen, sobald ich in Mailand angekommen bin. Zweifelst Du noch daran, mein Vielgeliebter, daß es keine Trennung für uns giebt?"

Navarro stand unter der Hausthür, als Paula herabkam. Er näherte sich ihr mit ehrerbietigem Gruße.

"Vergebt mir, sehr edle Frau," rebete er sie an, "daß ich gezwungen war, Euch heute so wehe zu thun. Ich bin ein Diener nur, der nach den Vorschriften seines Herrn zu handeln gezwungen ist, selbst wenn es gegen mein eigenes Empfinden geht."

"Ich verstehe dies," antwortete Paula ruhig, "und habe keinen Grund, Euch zu großen, so wenig, wie ich ein Recht habe zu verlangen, daß Ihr mein Fühlen oder meine Handlungsweise begreift."

"Vielleicht doch mehr, als Ihr voraussetzt, Senhora," erwiderte Navarro nicht ohne Teilnahme, "und darf ich mich erlauben, einen Rath Euch zu geben, so ist es der. Euer ferneres Schicksal nicht an das des Mannes zu ketten, den Ihr so aufopfernd liebt, um, wie mir scheint, Eurer selbst nicht mehr zu gedenken."

"Wollt Ihr damit ausdrücken, daß Ihr ihn bereits für einen Verlorenen haltet?"

"Ja, das wollte ich," antwortete er ernst.

Sie erblickte. "Wenn Ihr hart genug seid, mir dies sagen zu können, so vermag ich Euch nur darauf zu erwidern, daß ich fest wie bisher auch zu dem Verlorenen halten werde," erwiderte sie. "Und wie mein Leben ihm gehört, wird auch sein Tod der

meine sein. Ich stelle es Euch frei, mich deshalb zu verspotten."

"Ich spotte Eurer nicht, edle Frau; ich bewundere und — beklage Euch."

"Beklagt Ihr statt meiner den Infanten, würdet Ihr ihm ein milderer Hüter sein."

"Diesen Vorwurf solltet Ihr nicht gegen mich erheben. Ich that, was ich konnte — auch für Euch."

"War es mehr, als Ihr verantworten durftet, so danke ich Euch. Rechtet nicht mit mir, wenn es mir zuweilen wenig erschien."

"Ich werde mir Mühe geben, in diesen letzten Tagen mir Eure Zufriedenheit zu erwerben. Mein Amt ist, wie es Euch bekannt, in kurzem zu Ende."

Sie unterdrückte die bittere Entgegnung, die ihr auf den Lippen schwebte. Noch war er es, der über den Gefangenen die unumschränkste Gewalt ausüben durfte, noch hing von ihm die Gewährung der kleinsten Freiheit ab. Sie wußte, daß sie ihn nicht aufbringen könne, ohne die Folgen auf das Haupt dessen zu lenken, von dem sie alles Ungemach mit tausend Opfern fernzuhalten bestrebt gewesen wäre.

* * *

Baron Stubenberg erschien noch an dem nämlichen Abende bei dem Infanten. Er verhehlte die tiefe Theilnahme nicht, die er für ihn empfand, und äußerte sein Erstaunen, Duarte so gefaßt zu finden.

Der Prinz lächelte schmerzlich. "Die bittere Notwendigkeit ist eine Lehrmeisterin, der wir uns alle fügen müssen, wollen wir uns nicht unmännlicher Schwäche anklagen," erwiderte er. "Ich glaubte einst, auf offenem Felde den Ruhm der Tapferkeit ernten zu sollen. Jetzt erkenne ich, daß ich nur im Leiden Mut und Standhaftigkeit zu erweisen habe und daß mir statt des Lorbeers eine Dornenkrone vorbehalten war. Ich hatte nicht gedacht, daß ein allzu ergebenes Dienen von seiten dessen, dem ich diene, in solcher Weise belohnt werden würde und daß ich statt jeglicher Belohnung Schmach und Kerker empfangen solle."

"Mein gnädiger Fürst," entgegnete Herr von Stubenberg, "Ihr habt ein Recht, Euch zu beklagen, mit Trauer gestehe ich es zu. Ich kann diejenigen auch nicht verteidigen, die meinem kaiserlichen Herrn zu dem Verfahren wider Euch geraten, nur bin ich überzeugt, daß er, dem Drängen jener nachgebend, nicht anders handeln konnte."

"Meint Ihr, Edler von Stubenberg?" fragte Duarte mit Nachdruck. "Ich sollte eher annehmen, daß die göttlichen Gesetze, welche die Welt regieren, auch für die Könige und Kaiser geschrieben wurden, und daß Frömmigkeit und Gerechtigkeit allein ihre Richtschnur bilden soll. Es hat zu allen Zeiten Fürsten gegeben, welche die öffentliche Treue und die Unbeflecktheit ihres Namens höher schätzten, als alle weltlichen Vorteile, die ihnen die Verletzung des Rechtes und der Gastsfreundschaft eintragen konnte, und sie thaten wohl daran, ihren Unterthanen nicht das Beispiel zu geben, wie geringe sie die Redlichkeit und ihre eigene Ehre achten."

„Der Kaiser hatte geglaubt, seinem hohen Verwandten keine abschlägige Antwort erteilen zu können,“ bemerkte Stubenberg.

„Auch darüber ließe sich streiten,“ bemerkte der Infant, „die Verwandtschaft kann unmöglich dazu dienen, die Gesetze zu brechen, die der Allgemeinheit dienen, damit nicht rohe Willkür und das Recht des Stärkeren die Herrschaft führen. Auch Dom Emanuel von Portugal war mit Kaiser Karl V. verwandt und verweigerte ihm die Auslieferung zweier Männer, die an einer Verschwörung teilgenommen und sich nach Lissabon geflüchtet hatten. Er erklärte, daß es kein verwandtschaftliches Band gäbe, welches einen Fürsten zwingt, die Gastfreundschaft seines Landes zu verletzen. — Franz I. hätte sehr leicht seinen Gegner, den Kaiser, in seine Gewalt bekommen können, als Karl nach Flandern kam. Er verschmähte es, obgleich ihm von vielen Seiten angetragen wurde, sich seines Widersachers zu bemächtigen. — Muley-Ahmed, König von Fez und Marokko, war ein Ungläubiger, ein Feind des christlichen Glaubens. Als jedoch mein Vater, der Herzog von Braganza, in der Schlacht von Alcazar-Rebier*) gefangen genommen und mit Blut bedeckt vor ihn geführt wurde, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Er ließ seine Wunden verbinden, ihn neu kleiden und befahl, daß er in seinem Palaste gleich seinen eigenen Kindern gehalten würde. Er zog ihn an seine Tafel und überhäufte ihn mit Zeichen der Liebe und des Erbarmens. Und doch war mein Vater mit Dom Sebastian gekommen, um ihm die Krone zu rauben, um, als einen Ungläubigen, ihn vernichten zu helfen.“

„Und ließ ihn Muley-Ahmed frei?“ fragte der Baron.

„Er behielt ihn etwas länger als ein Jahr in Gefangenschaft und wies beharrlich die großen Summen zurück, die meine Angehörigen ihm als Lösegeld boten. Dann sandte er ihn ohne irgend eine Entschädigung in seine Heimat. Es war ein Ungläubiger, Edler von Stubenberg, der so handelte, nicht ein christlicher Herrscher, der dazu berufen ist, die Heiligkeit der göttlichen Lehren zu verteidigen und aufrecht zu erhalten. Mein Vater hatte sein Land verlassen, um in stürmischem Jugenddrange das Reich dessen zu unterjochen, der sich ihm später so großherzig zeigte. Auch ich verließ mein Land, doch nicht, um als Feind hierherzukommen, sondern um dem Kaiser gegen seine Feinde beizustehen. Er aber hat mich schlimmer als einen Widersacher behandelt, zum Sklaven mich erniedrigt, der ich sein treuester Diener war, und jetzt, da ich als Gnade es mir erbat, nur als Gefangener in seinen Ketten bleiben zu dürfen, vollendete er sein Werk, indem er mich aus Saglier an meine erbittertsten Verfolger verkaufte.“

Er brach ab und durchmaß hastigen Schrittes das enge Zimmer; das Gefühl der erlittenen Unbill hatte ihn fortgerissen, er fürchtete, zu viel zu sagen.

Lorenz von Stubenberg betrachtete ihn mit Mitleid.

*) 1578. Die nämliche Schlacht, in der König Sebastian verschwand.

Es war schwer, die schreiende Ungerechtigkeit zu beschönigen, die man an diesem Fürsten begangen, der aus der Ferne herbeigeeilt war, die kaiserliche Sache zu verteidigen und sein Blut für sie zu vergießen.

„Mein teurer Prinz,“ sprach er endlich warm, „lasset es den Diener nicht entgelten, was Euch der Gebieter erdulden ließ. Seid überzeugt, daß ich für Euch alles in das Werk setzen möchte, was Euch aus diesen Banden lösen könnte, und daß es viele in dieser Stadt, ja, im ganzen Lande giebt, die ebenso denken. Möge Euch dies ein geringer Trost in Eurem Kummer sein, wenn er auch nicht die Größe Eures Leidens aufzuwiegen vermag, möge Euch die aufrichtige Teilnahme aller Gutgesinnten Kraft verleihen, Eure Prüfung weiterzutragen.“

Duarte reichte ihm die Hand, die der Baron ehrfurchtsvoll küßte. „Ich danke Euch für Eure Worte,“ erwiderte er, „und ich werde mich mühen, ungebrochenes Mutes dem Kommenden entgegenzugehen, wie es dem Entel so vieler Tapferen geziemt. Zuweilen möchte ich meinen Trost darin suchen, daß mein Elend groß genug ist, um nicht noch vermehrt werden zu können, aber leider weiß ich nur zu gut, daß jede Trübsal, wie schwer sie uns erscheine, der Steigerung noch fähig ist.“

Er nahm an dem Tische Platz, welcher ihm zum Schreiben diente.

„Ich habe Euch ermüdet,“ fuhr er gemäßigter fort, „verzeiht es mir; ich konnte nicht anders. Ich mußte einmal mir die Last von der Seele wälzen, die ich vor meinen Leidensgefährten hier sorglos zu verbergen trachte, um sie nicht noch mehr zu betrüben. — Wollet mir jetzt sagen, was Ihr in Bezug auf meine Abreise von Graz anordnen müßt.“

„Was ich muß, gnädiger Herr,“ betonte der Edelmann, „Ihr habt das Rechte getroffen. Meine Ordre geht dahin, alles für den siebzehnten des Monats vorzubereiten und bis zur Grenze der spanischen Besitzungen Eure Reise zu beaufsichtigen. Habt Ihr den Wunsch, die Abreise um einige Tage zu verzögern, würde sich ein Vorwand finden lassen und ich würde es in diesem Falle auch mit Navarro aufnehmen.“

„Nein, nein,“ entgegnete Duarte nach kurzem Besinnen. „Eine längere Zögerung könnte nur die Qual vermehren, die ein Scheiden für immer mit sich bringt. Es ist besser, daß es bei der ursprünglichen Bestimmung bleibt. Ein Teil meiner Getreuen verläßt mich schon morgen, nur Claudio Suet, Simao Noi und mein Kammerdiener, Joao Goncalvo, werden mit mir gehen, aber auch für diese wenigen fürchte ich die Härte meiner zukünftigen Gewalthaber.“

„Und für die andern hegt Eure Hoheit vielleicht Wünsche, die ich erfüllen könnte?“ fragte Herr Lorenz.

„Dank Euch, nein. Ich habe für sie gesorgt, soweit es mir möglich war, das übrige wird mein Bruder, der König, übernehmen. — Eine andere Bitte hätte ich an Euch zu richten: Solltet Ihr die Baronin Guilerin sprechen, ohne daß ich zugegen bin, verschweiget ihr, wie ich leide.“

(Fortsetzung folgt.)

Tante Cordulas Nichten.

Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte

von

Ina von Binzer.

(U. von Ed.)

(Fortsetzung.)

„Meine liebste Frau Landesdirektor,“ sagte Tante Cordula, als Frau Wallerstedt schwieg, um eine Antwort abzuwarten, „das ist ganz gewiß alles sehr richtig, was Sie da sagen, und wir haben es untereinander auch schon besprochen. Ich würde Anni auch sehr gern die Erlaubnis zum Reisen geben — aber das gute Kind ist nicht zu bewegen, mich zu verlassen, sie behauptet, es sei unmöglich, und wir wollten lieber nicht weiter davon reden, um uns nicht gegenseitig das Herz schwer zu machen.“

„Und darin hat Anni auch ganz recht,“ lächelte Frau Wallerstedt, „so, wie die Sachen liegen, kann sie nicht fort. Da setzt nun aber gerade das ein, was ich und mein Töchterchen unser ‚Komplott‘ nennen.“

Felicitas lachte leise auf. „Nun paß auf, Anni!“ sagte sie fröhlich, indem sie Annis Linke zwischen ihre beiden Hände nahm und die Freundin strahlend ansah.

„Mein Mann besteht nämlich darauf, daß ich den Übergang zum Winter wie voriges Jahr so auch diesmal in San Remo zubringe, und da habe ich mich denn entschlossen, in etwa vierzehn Tagen bis drei Wochen abzureisen. Ich lasse Fee diesmal hier, denn ich möchte, daß sie sich unterdessen der Wirtschaft annimmt“ — hier wurde Felicitas plötzlich rot und verlegen — „und sich unter der Leitung der Wirtin gründlich in der Küche umsieht. Miß Burnett bleibt deshalb noch den Winter über in Meliten und verläßt uns erst im Frühjahr. Nun möchte mein Mann aber auch wiederum nicht gern, daß ich ganz allein reise, und da Dele Blottnitz, an die wir zuerst gedacht hatten, nach Hause gerufen wurde, weil ihr Großvater gestorben ist, so muß ich mich nun nach einer anderen Reisegefährtin umsehen.“

Frau Wallerstedt schwieg einen Augenblick, Tante Cordula und Anni blickten sie gespannt an — worauf konnte sie nur hinaus wollen? Auf Anni konnte sich dies alles nicht beziehen, da Frau Wallerstedt eben noch selbst die Vorteile gerade des Berliner Aufenthalts für sie gepriesen hatte . . .

Aber schon hatte jene ihre Auseinandersetzung wieder aufgenommen und machte einen frischen fröhlichen Schluß: „Da dachte ich nun, daß wir es so machen könnten — falls nämlich alle Beteiligten einverstanden sind: Anni fährt vergnügt zu ihrer Thea Dannenberg nach Berlin, und ich — nehme unsere kleine Amerikanerin mit nach dem Süden!“

Ein allgemeiner Ausruf des Staunens und der Freude folgte diesen Worten, Annis Augen hingen mit glühender Dankbarkeit an den lächelnden Zügen der verehrten Frau; ihre junge Seele sah nirgend

bedenken und war wie mit einem Schlage der Hoffnung wieder geöffnet! Tante Cordula kämpfte mit Rührung und Aufregung, auch ihr Gesicht war heiß und bewegt.

„Sie — —! Mary! Sie wollten, meine verehrte Frau Landesdirektor . . .!“

„Gewiß will ich, und thue es gern. Mary hat sich in sehr hübscher und kindlicher Weise an mich angeschlossen, und ich habe dadurch einen ziemlich weitgehenden Einfluß auf sie. Allein da draußen wird die Bethätigung dieses Einflusses gar nicht so oft nötig sein wie hier in den engen Verhältnissen, an denen sie sich, ihrer Natur und Erziehung nach, überall stoßen muß. Marys Charakter ist liebenswürdig und schmiegsam, sie wird mir keine Schwierigkeiten machen, und mir wird es ganz gut sein, ein frohes junges Menschenkind um mich zu haben, das mich durch seine Munterkeit vor dem Heimweh bewahrt. Es handelt sich nur darum, ob Sie, meine liebe Frau Phyllis, mir Mary anvertrauen wollen.“

„Ich — Ihnen! O, ich wüßte nicht, wem ich sie oder Anni vertrauensvoller mitgäbe, und wäre es bis ans Ende der Welt. Aber daß Sie wirklich dieses Opfer . . .“

„Es wird keins sein, glauben Sie mir! Wir werden uns sehr gut miteinander verstehen, und jeder wird bei dem anderen das Gute suchen und finden. Daß unser Plan an Marys Unlust scheitern wird, glaube ich nicht fürchten zu müssen.“

„O bewahre,“ rief Tante Cordula, „sie wird sicher wollen, sie sprach bereits kurz nach ihrer Ankunft davon, daß sie ihrem Vater, wenn er komme, bis Paris entgegenreisen wolle, ach, du grundgütiger Himmel, mir war schon angst und bange vor dem Winter — wer hätte gedacht, daß sich dies alles so gut lösen würde, ich — ich —“ Tante Cordulas Stimme kam bedenklich ins Schwanken, so daß sie sich selbst einen gewaltsamen Ruck gab — „Anni, Kind, freust Du Dich denn gar nicht?“

Aber schon war Anni aufgesprungen und umarmte lachend und weinend in einem Atem Tante Cordula, Frau Wallerstedt und Felicitas . . . plötzlich jedoch stand sie in jähem Ruck still, und ein tiefer Schatten von Bestürzung zog über ihr Gesicht.

„Aber Onkel Fritz,“ sagte sie stockend, „wird er es ihr erlauben, und wie sollen wir so schnell Nachricht von ihm bekommen?“

„Ich habe mir diese Frage auch vorgelegt, Anni,“ sagte Frau Wallerstedt, „aber ich habe mir schließlich gesagt, daß wir in diesem Falle wohl einer besonderen Erlaubnis entraten, weil ihrer sicher sein dürfen. Ein Vater, der seinem Kinde ruhig zutrauen darf, die Reise

von drüben hierher selbständig zu machen, wird wohl auch nichts dawider haben, wenn dasselbe Töchterchen später in angemessener Gesellschaft nach Italien reist, und die Geldfrage spielt ja hier keine hemmende Rolle. Zudem wird Mary selbst die letzte sein, die sich wegen einer besonderen Erlaubnis wird graue Haare wachsen lassen, sie handelt doch im ganzen ziemlich unabhängig.“

Tante Cordula stieß einen tiefen Seufzer aus. „Ja, das weiß Gott!“ sagte sie mit solchem Nachdruck, daß die übrigen unwillkürlich in ein herzliches Lachen ausbrachen — es lag plötzlich wie jubelnde Frühlingsstimmung zwischen diesen vier Menschen.

„Ich habe noch einige Besorgungen zu machen,“ sagte Frau Wallerstedt dann, sich erhebend, „vielleicht machen die jungen Mädchen unterdessen Mary mit meinem Vorschlage bekannt, ich hole mir meine Fee nachher wieder hier ab.“ Damit ging sie, während die beiden Freundinnen übereifrig die Treppe zu Marys Zimmer emporstürmten.

* * *

Wenige Tage später saß Anni wieder an dem Seitenfenster, vor dem die Herbstblumen blühten. Aber sie sahen sie jetzt nicht mehr an als Vorboten des Winters, wo alles Leben erstirbt und erstarrt — die bunten Asters und roten Georginen kamen Anni so lieblich vor wie die ersten jungen Lenzesboten. Ein paar zarte rosa Asters stakten in ihrem Gürtel, und während die Nähmaschine vor ihr eifrig klapperte, irrte ein beinahe freudiges Lächeln um ihre halbgeöffneten Lippen. Die Jugend ist ja so elastisch, und Annis Herz hatte das meiste von dem, was es gedrückt und niedergezogen hatte, schnell abgeworfen. Die bange, bange Frage, wie der Friede dieses sonst so stillfröhlichen Heims den kommenden langen Winter überleben werde, die angstvolle Sorge um die Gesundheit der geliebten Pflegemutter, die trübselige Aussicht auf ein ödes, in engen Verhältnissen verkümmertes Leben — alles war von ihr genommen, alles war voll Hoffnung, war wieder gut geworden, alles — bis auf eins!

Tief unten in ihrem Herzen da saß ein Stachel, den auch die gütigste Hand nicht herauszulösen vermocht hatte, er schmerzte und brannte mit unverminderter Bitterkeit. Daß Johannes sich hatte von ihr abwenden können, daß er ihre Seele, die ihm ganz gehörte, verlassen konnte um Marys willen, die mit ihm gespielt hatte wie mit allen anderen, das verwand sich nicht so leicht wie jene anderen Dinge, das wurmte und verletzte und arbeitete an ihr zu allen Stunden.

Anni war sich nicht klar darüber, was sie jetzt von dem Verhältnis zwischen den beiden denken sollte. Johannes war während Marys Krankheit zweimal gekommen und hatte sich nach ihr erkundigt, aber das eine Mal war Anni nicht zu Hause gewesen, und das zweite Mal hatte sie ihn nicht verstanden. Freundlich, aber kühl hatte er nach dem Befinden der Patientin gefragt, wie man sich nach einem entfernten Bekannten erkundigt, und überdies war der Besuch ein sehr kurzer gewesen. Anni hatte er dabei allerdings eine Aufmerksamkeit zugewandt, wie sie sie schon

lange nicht mehr von ihm gewohnt gewesen, auch hatte, wie es ihr scheinen wollte, beim Kommen und Gehen seine Hand mit besonderer Herzlichkeit die ihrige gefaßt. Was sollte sie davon denken? Hatte Mary ihn abgewiesen und war sie, Anni, nun gerade gut genug, um in zweiter Linie würdig befunden zu werden? Die unwillkürliche Erbitterung, die sich neben dem Kummer in ihre Seele geschlichen, wollte ihr dies einreden, und doch sah es Johannes auch wiederum so gar nicht ähnlich. Hatte er wirklich eine ernste, große Enttäuschung zu verwinden, so würde er, wie Anni ihn kannte, nicht so schnell damit fertig werden, auch wußte sie, daß er in jedem Falle zu viel Achtung vor ihr haben würde, um zu handeln, wie gekränkter Stolz es ihr einzuklüstern versuchte.

Der junge Pfarrer hatte durch Herrn von Beschdorf von den Plänen gehört, die im Werke waren, und wußte, daß Mary bereits seit einigen Tagen in das Logierstübchen in Meliten, das Fräulein von Blotnitz soeben verlassen hatte, eingezogen war, um gleich von dort aus mit Frau Wallerstedt abzureisen. Es war dies eine neue Zartheit der feinfühlenden Frau, die der guten Frau Cordula noch ein kurzes, ungehörtes Beisammensein mit Anni vor deren Abreise ermöglichen wollte.

Jetzt war er auf dem Wege nach dem „Doktorhause“, denn — Anni sollte ja auch fort, so hieß es, fort für den ganzen Winter, nach dem großen Babel Berlin.

Johannes hatte ein seltsames Gefühl bei alledem. So sehr es ihm eine Erleichterung war, ja, geradezu als eine Wohlthat erschien, unter den obwaltenden Umständen Mary vorerst nicht begegnen zu müssen, so unbehaglich war ihm der Gedanke, daß Anni nun auch seinem Gesichtskreise entschwinden sollte. Nachdem er seine Gefühle für Mary auf ihren wahren Wert hatte einschätzen lernen, hatte ihn eine förmliche Sehnsucht nach Anni überkommen. Er wußte, daß sie ihn verstand, daß sie eine Auffassung für sein geistiges Ich besaß, die sich immer mehr würde vertiefen lassen, und daß sie sich ihm in allen Stücken freiwillig unterordnete. So war es bisher zwischen ihnen gewesen, und so würde es in Zukunft noch viel mehr sein. Anni würde nicht sich, sondern ihn als die Hauptsache in ihrem gemeinsamen Leben ansehen, sie würde keine Interessen haben, die nicht die seinigen wären, und keine fremdartige Lebensauffassung würde sich störend zwischen sie drängen. Wurzelten sie doch beide in dem gemeinsamen Boden deutschnationaler Bildung und Erziehung; in ihren Seelen lebten gemeinsam die ewigjungen Lieder deutscher Sänger und Dichter, ihr Herz umfing mit gemeinsamer Verehrung die Helden und Herrscher, die ihr Vaterland groß gemacht und zum Ruhm geführt hatten, und mit gemeinsamem Stolz blickten sie auf die Herrscher und Helden des Geistes, die ihr Volk hervorgebracht als Entdecker und Erfinder, Gelehrte und Philosophen. Alles dies war ihr gemeinsames, unverlierbares Gut, alle diese Dinge und noch viel mehr waren die „Imponderabilien“ in ihrer Seele, die aber doch mehr als alles Greifbare und Wägbare ihnen einen unauslöschlichen, eigenartigen Stempel

aufgedrückt hatten, der an sich schon eine Art von Zusammengehörigkeitsgefühl zu schaffen imstande gewesen wäre einem fremden Einfluß gegenüber. Johannes wunderte sich, daß das nicht von vornherein der Fall gewesen, empfand diese Wirkung jetzt aber dafür um so deutlicher. Mary erschien ihm je länger je mehr als etwas seinem deutschen Wesen und Gemüte Fremdes, ja zum Teil Unverständliches, das deutsche Mädchen rückte ihm näher als je. Nicht daß er von neuem ungerecht gegen jene geworden wäre und verurteilt hätte, was er nicht verstand, er sah nun ein, daß, verschieden gearartet wie sie sein mochten, doch beide Arten an ihrem Platz ein Recht und einen Reiz hatten. Nur mußte man eine fremde Blume nicht unbedacht verpflanzen, mußte die einheimische nicht anders wollen, als ihre Ursprungsbedingungen sie machen konnten.

In solchen Betrachtungen schritt er dahin, während auch Annis Gedanken sich mit ihm beschäftigten. Und so versunken war sie in ihre Arbeit und ihr Sinnen, daß sie weder sein Kommen bemerkte noch sein Klopfen hörte, sondern heftig erschrocken zusammenfuhr, als sie plötzlich den Gegenstand ihrer Grübeleien in das Zimmer treten sah.

Er war es wirklich, und Tante Corbula noch nicht von ihrem Spaziergange zurück! Anni erhob sich verlegen, aber auch Johannes schien etwas von seiner alten Sicherheit eingebüßt zu haben.

„Verzeihen Sie, wenn mein plötzliches Eindringen Sie erschreckt hat,“ sagte er ein wenig stockend, „aber Ihr Fleiß hat Sie wohl mein wiederholtes Klopfen überhören lassen.“

Anni erröte und murmelte eine zustimmende Phrase, sie mußte nicht recht, was sie sagen sollte, und empfand doch die Notwendigkeit, daß irgend etwas gesprochen werde.

„Meine Tante ist noch nicht zurück,“ sagte sie endlich, ihre Worte zugleich als eine Unhöflichkeit empfindend.

„Ich werde gleich wieder gehen,“ entgegnete Johannes, „es ist nur . . . Fräulein Anni, ist es wahr, daß auch Sie in diesen Tagen abreisen?“

Es war etwas in seiner Art zu sprechen, das Anni ein wohlthuendes Gefühl von Überlegenheit gab. „Am Sonnabend,“ erwiderte sie, während sie beide Platz nahmen, „es sind noch fünf Tage bis dahin.“

„Sie scheinen gern zu gehen,“ sagte Johannes, den ein Anklang von Freude in dem Ton des jungen Mädchens irritierte.

„Sehr gern,“ bestätigte Anni und wunderte sich dann selbst, daß sie das so ohne Einschränkung sagen konnte; aber irgend etwas in ihr lehnte sich dagegen auf, ein Bedauern durchblicken zu lassen. „Thea und ich waren sehr gute Freundinnen,“ fügte sie hinzu.

„Und Berlin ist natürlich auch sehr verlockend!“ sagte Johannes ein wenig spöttisch.

„Ja,“ antwortete Anni ruhig, und das Herz klopfte ihr fast hörbar über den eigenen Mut, „das auch. Ich werde dort täglich Malkunden nehmen, da Miß Burnett und Wallerstedts meinen, mein Talent lohne eine gründliche Ausbildung.“

Johannes empfand ein sonderbares Unbehagen

bei diesen Worten des jungen Mädchens: eine gründliche Ausbildung — wohl gar ein Emporwachsen zu selbständiger Künstlerkraft . . . es war da etwas, das ihm nicht gefiel. Und wie sie sich zu freuen schien auf dieses neue Leben — hatte sie innerlich schon ganz abgerechnet mit dem, was hinter ihr blieb?!

Es war Johannes plötzlich, als sei ihm dieses kindliche Mädchen noch nie so notwendig gewesen wie eben jetzt, da sie ihm entschwinden zu wollen schien; eine Unruhe um ihren Besitz ergriff sein Herz, von der er früher gar nicht gewußt, die er auch nicht für möglich gehalten hätte. Wie — wenn die große Stadt und die neue Lebensbahn sie ihm entrißen — auf immer? . . . Johannes war gerecht genug, sich zu sagen, daß der Schmerz, der sich bei diesem Gedanken seiner bemächtigte, ihn nicht unverdient traf, denn er hatte schlecht gehütet, was ihm ohne Kampf und mit rührender Hingebung einst von selber zugefallen war, aber dennoch, so arg hatte er nicht gesündigt, daß sie ihm ihr Herz nun auf immer entziehen mußte! Eine Art Erbitterung bemächtigte sich seiner, daß er sie anders fand, als er es erwartet hatte, und in der Erregung des Augenblicks that er das Gegenteil von dem, was vielleicht noch einen Wandel hätte herbeiführen können.

„Da werden Sie vorher noch vieles zu besorgen haben,“ sagte er, sich erhebend, mit einem Blick auf ihre verlassene Arbeit, „bei den Damen spielt ja in solchen Fällen die Garderobe immer eine Hauptrolle.“

Sein Ton war unwillkürlich ärgerlich und spöttisch gewesen, sein Ausdruck hochfahrend. Anni that, als bemerkte sie es nicht, sie hatte in den vergangenen Monaten zu oft lernen müssen, sich zu beherrschen. „Ich bin fast fertig nach dieser Richtung hin,“ sagte sie mit leisem Lächeln, doch ohne einen Versuch, ihn zurückzuhalten, „wir hielten es für praktischer, nicht allzuviel von Wintershausener Moden nach Berlin zu importieren.“

Das klang sogar ironisch und überlegen. Johannes ärgerte sich nun wirklich. „Wir werden uns vor Ihrer Abreise wohl kaum noch sehen,“ sagte er kurz, indem er nach seinem Hute griff, „leben Sie wohl!“

Er reichte ihr die Hand hin, und sie legte ihre Rechte hinein. Doch kühl und ohne Druck lagen ihre schlanken Finger in den seinen, und in ihrem Anblick suchte Johannes vergeblich nach einem Aufleuchten der alten Zärtlichkeit. „Adieu,“ erwiderte sie einfach. Und das war ihr ganzer Abschied.

Siebzehntes Kapitel.

Die Villa des Malers Dannenberg in Berlin stand in einer der neuen Straßen des Tiergartenviertels. Nach seinen eigenen Angaben und den Zeichnungen eines befreundeten Architekten gebaut, war sie ein wahres kleines Bijou an Geschmack und praktischer Einrichtung. Die Front des Hauses wies keine Eingangstür auf, was den Parterreräumen mit den hohen Fenstern, die durch elegante Stores verhüllt waren, etwas vornehm Abgeschlossenes gab,

während im oberen Stockwerk eine tiefe und weite Loggia einen entzückenden, zugleich freien und geschützten Aufenthalt bot; der Eingang lag auf der Seite, wo ein künstlerisch schönes Portal, von mächtigen Greifen gekrönt, in die umgebenden Gartenanlagen vorsprang. Auf der anderen Seite, die nach Norden zu lag, trug das Haus einen lustigen, turmartigen Aufbau mit großem Oberlicht und schrägen, kleinscheibigen Fenstern. Das war das eigentliche Atelier des Künstlers, der Raum, den seine Bekannten das Allerheiligste und den er selber seine „Werkstatt“ nannte, während ein großer Raum zur ebenen Erde offiziell im Hause den Namen „Atelier“ trug. Felix Dannenberg behauptete, er könne erst seit dem Tage wirklich etwas thun, seitdem er für seine Arbeit eine Werkstatt und ein Atelier für seine guten Freunde habe; in ersterem brauche man Licht, Staffeleien, Leinwand, Pinsel und Farben und — Ruhe, in dem „Atelier“ sei das meiste hiervon überflüssig, statt dessen aber brauche man da Stoffe und Portieren, Säulen, Büsten, Vasen und einige Wände voll „Studien“. Alle diese Dinge waren nun in der großen Halle im unteren Stockwerk reichlich vorhanden, und der Geschmack des Besitzers hatte aus diesem „Atelier“, mochte er auch selbst darüber spotten, daß es existierte, jedenfalls einen wunderschönen Raum geschaffen.

Am denselben klaren Septembertage, als Anni Augustin von Wintershausen abreiste, wurde hier augenscheinlich die schwierige Arbeit einer großen Herbstreinigung zu Ende geführt. Kübel und Eimer, Besen, Schrubber, Lappen und Bürsten lagen und standen umher, und dazwischen hantierte mit feuerrotem Gesicht das Faltotum des Hauses, der würdige Schunke, in dessen Person sich das Amt eines Rutschers und Portiers der Villa Dannenberg vereinigte. Außerdem aber waren, wenn es Reinemachen galt, „Atelier“ und „Werkstatt“ ein für allemal seine Domäne, denn er sowohl wie sein Herr waren der unumstößlichen Überzeugung, daß „Weiber“ zwischen solchen Sachen nur Unheil anrichteten.

Heute hatte er sich freilich nach einer Hilfe für sein Tagewerk umsehen müssen, denn um drei Uhr sollte er mit dem Wagen auf der Bahn sein, um das „Freilein aus de Provinz“ abzuholen, wie Herr Schunke sich mit dem ganzen Stolz eines „mit Spreewasser Jetauften“ ausdrückte. Aber er hatte es doch nicht über sich vermocht, seine „Dlle“ oder gar das Stubenmädchen der gnädigen Frau unter „feinen“ Kunstgegenständen zu dulden, sondern der junge Gärtnerbursche aus der Nachbarschaft, der auch den Garten der Villa in Ordnung hielt, war der Ehre gewürdigt worden, mit Herrn Schunke gemeinsam das klassische Altertum vom Staube zu befreien und all den vielen antiken, Kololo- und Renaissancegegenständen neuen Glanz zu verleihen. Und Herr Schunke war im ganzen auch mit seiner Wahl zufrieden, nicht weil sich Karl besonders anständig oder arbeitsam erwiesen hätte, im Gegenteil, seine Hauptbeschäftigung bestand im neugierigen Betrachten und Fragen, aber gerade das letztere gab dem würdigen Leiter der Geschäfte ein so unendlich wohlthuendes Gefühl der Überlegenheit, das ihn

manches andere übersehen ließ. Mit wichtiger Miene belehrte er, soweit seine Kenntnisse reichten, und wenn's einmal damit haperte, so half die Phantasie nach; vorblüffen ließ sich Herr Wilhelm Schunke nicht.

„Wat is denn dat for 'n Friße da oben?“ fragte jetzt eben wieder der Bursche, indem er auf eine Porträtbüste aus schwarzem Marmor wies, die an bevorzugter Stelle ihren Platz gefunden hatte, „der sieht ooch so hungdrig aus de Dien, als wenn er nach de Charitee müßte.“

Schunke folgte dem ausgestreckten Finger mit den Blicken, um diese dann, strafend und verächtlich zugleich, auf den Frager zu richten. „Du dhättest besser, mein Jungeken, wenn Du Dir in diesem Falle mit etwas mehr Achtung und Ergebenheit ausdrücken dhättest. Nämlich erstens is des überhaupt keen ‚Friße‘, det kann doch 'n Ferd sehen, dat det 'n Weibsbild ist, und denn is det noch 'ne Aderwandte von unsen Herrn, da mecht' ic' denn doch um Respekt jebeten haben; wenn de nich lesen kannst, mein Jungeken, dann müßte buchstabieren . . . wat steht 'n druf, he? D — a — n — t — e! Ic' denk aber immer, et wird woll mehrschtendeels 'ne Froßdante jemesen sind.“

„Schun — te!“ rief in diesem Augenblick eine helle Stimme vom oberen Stockwerk herab.

Der Gerufene eilte auf den Flur. „Jneeje Frau,“ antwortete er dienstbeflissen und sah in die Höhe, indem er sich die Hände an der blauen Schürze abrieb.

Über das Geländer herab blickte ein lächelndes, junges Frauengesicht nach unten, umrahmt von dunklem, krausem Haar und mit großen, schwarzbewimperten Augen in dem sammetbraunen Gesicht. „Ist es nicht Zeit zum Anspannen, Schunke?“ sagte dieselbe fröhliche Stimme, „heute dürfen wir auf keinen Fall zu spät kommen, meine Freundin würde sich ängstigen allein auf dem großen Bahnhof.“

Schunke zog eine dicke silberne Uhr hervor. „Sind jnä' Frauchen schon einmal irgendwo zu spät jekommen, seit daß ic' jnä' Frauchen fahre?“ sagte er mit bedächtigem Stolz.

Ein silbernes Lachen tönte herab. „Nein, guter Schunke, noch niemals, wenigstens nicht durch Ihre Schuld — also, wann geht's los?“

Schunke betrachtete seine Uhr, die er in der Hand drehte. „In funfunddreißig Minuten,“ entschied er dann und kehrte noch einmal seelenruhig auf den klassischen Boden des „Ateliers“ zurück. — „Nu jeh mau nach Hause, Jungeken,“ sagte er zu seinem Gehilfen, der eben die Eimer und Besen forträumte, „wat hier nu noch zu machen is, det mach' ic' lieber alleene. So zu den letzten Pliß, da jehert doch jewissermaßen 'ne klassische Hand, und det kann sich keener nich jeben, wenn er ooch noch so 'ne juten Schulen jenossen hat. Det nennt man Schenie, und wer det nich hat, der hat et nich.“

* * *

Unterdessen fuhr Anni Augustin in einem Coupé dritter Klasse der Hauptstadt zu. — Zwei Tage vorher war Mary mit Frau Wallerstedt denselben Weg ge-

fahren, strahlend und glücklich in Erwartung alles dessen, was sie nun Neues sehen und erleben sollte. Von ihren vielen Sachen hatte sie mit praktischem Instinkt dasjenige herausgesucht, was sie voraussichtlich am meisten brauchen würde, im übrigen, hatte sie gemeint, könne man sich darüber an Ort und Stelle am besten orientieren und für Geld und gute Worte überall alles haben. Ihre zugleich praktischen und kostbaren Reiseutensilien hatten sogar die Bewunderung der vielgereisten Wallerstedts erregt, während sie selbst darin nur etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches erblickte.

Als Anni jetzt daran dachte, wie sie mitgeholfen hatte, die beiden Damen zwischen den roten Sammetpolstern eines Wagenabteils erster Klasse unterzubringen, mußte sie unwillkürlich lächeln — wie verschieden sie doch reisten! Nicht, daß es Reiz war, was über so äußerliche Dinge Annis Seele beschlich, aber sie mußte sich doch gestehen, daß es gewiß seine Annehmlichkeiten habe, eine längere Reise, anstatt auf harten Holzbänken, in bequemen Polstern und mit allem Komfort versehen, zurückzulegen; auch meinte sie, daß die Leute so unrecht nicht hätten, wenn sie eines Menschen Bildungsgang und Lebensgewohnheiten nach den Dingen beurteilten, womit er sich umgab.

Sie blickte auf ihre eigenen Reiseutensilien. Da war eine runde blaue Pappschachtel mit schwarzen Bändern, die ihren „guten Hut“ barg; da waren, mit Bindfaden zusammengebunden, Sonn- und Regenschirm von etwas handfester Art; eine gestickte Plaidhülle, die die Aufschrift „Glückliche Reise“ in roter Baumwolle trug, ließ eine mehr gewichtige als geschmackvolle Reisebede sehen, und die große, weiche Handtasche aus schwarzem Glanzledertuch, die auf der Vorderseite einen in Kreuzlich ausgeführten Pudel, der auf einem roten Rissen saß, aufwies, war Anni selbst fürchterlich erschienen, aber sie hatte nicht das Herz gehabt, Tante Cordula durch ein Zurückweisen dieses sorgfältig gehüteten und wertgehaltenen Erbstückes zu kränken, und so barg denn die Tasche ein Paar neue, in Zeitungspapier gewickelte, gestickte Morgenschuhe, einen Band Tauchnis' Edition, den Felicitas ihr an die Bahn gebracht, ein reines Taschentuch, mehrere fettgestrichene und verschwenderisch belegte Butterbröte und eine Medizinflasche voll Rotwein sowie eine kleine Tüte mit Pfeffermünzplätzchen. Als viertes Stück Handgepäck, das Anni am meisten beunruhigte, thronte oben auf dem Kopfbrett des Coupés: ein Bastkörbchen mit Heu, aus dessen schützender Hülle die Köpfe von vier kleinen Glashäfen hervorsahen, die in Tante Cordulas altfränkischer und energischer Handschrift die Aufschrift „Quittengelee!“ und die Jahreszahl ihres Entstehens trugen. Quittengelee war eine Specialität der Frau Kreisphysikus, dafür war sie in ganz Wintershausen berühmt, und die Thea Webekind hatte dafür immer eine ganz besondere Vorliebe gehabt.

Anni hatte von Anbeginn der Fahrt fortwährend versucht, ihre Gedanken auf die vor ihr liegende nächste Zukunft zu richten, doch war ihr dies nur in sehr beschränktem Maße gelungen. Immer wieder

irrten sie ab nach dem, was hinter ihr blieb, immer wieder kehrten sie zurück und weilten auf dem Geschehenen. Wie verschieden auch hierin die beiden Geschwisterkinder!

Anni war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie nicht bemerkte, wie die Zeit flog; erst die Bemerkung eines Mitreisenden brachte sie der Gegenwart zurück. „Das ist schon Berlin,“ hörte sie jemand sagen, und dann entstand ein allgemeines Sichrühren und Rufen in dem engen Raum, das im höchsten Grade beunruhigend auf die unerfahrene Reisende wirkte. Sie folgte dem Beispiel der übrigen, stand auf und umgab sich auf eine höchst unbequeme Weise mit ihrem Handgepäck, schob ihr Billet in den grauen Zwirnhandschuh ihrer Linken und stand nun mit klopfendem Herzen am Fenster, an dem bereits die Häuser und Straßen der Riesenstadt vorüberflogen.

Achtzehntes Kapitel.

„Bahnhof Friedrichstraße!“ riefen die Schaffner; der Zug hielt, die Coupéthüren flogen auf und zu, und dann war der Zug schon wieder davon mit unheimlicher Geschwindigkeit.

Anni Augustin stand mitten in dem Gewoge auf dem Perron, sie war im ersten Augenblick völlig verwirrt. Das laute und hastige Treiben um sie her, das unaufhörliche Kommen und Gehen derzüge, der mächtige Hallenbau, der ganze eigentümliche Dunst der Großstadt, der sie umfing, das alles machte auf sie einen fast betäubenden Eindruck. Von allen Seiten gestoßen und gedrängt, starrte sie ängstlich in das Gewühl, während sie ihre Gepäckstücke fest an sich drückte — wie sollte sie hier jemals zurechtfinden! Verstört blickte sie um sich . . . Thea hatte doch versprochen, sie abzuholen. — Da hörte sie plötzlich eine liebe, fröhliche, bekannte Stimme ihren Namen aussprechen.

„Anni!“ hatte es gerufen, und zugleich sah sie eine schöne, elegante Dame eilig auf sich zukommen von da her, wo die zweite Wagenklasse gehalten hatte, und wo dieselbe sie augenscheinlich gesucht haben mußte.

„Thea . . . ?!“

Die Hutschachtel polterte zur Erde auf den nun fast leergewordenen Bahnsteig, und es fehlte nicht viel, so wäre das Körbchen mit dem Quittengelee ihr gefolgt, so erstaunt war Anni über die Erscheinung ihrer Freundin Thea. War das die „kleine gelbe Citrone“, von der Tante Cordula gesprochen, das die einfache Enkelin des alten Landgeistlichen — diese reizende, graziöse, kleine Person mit dem ausgesucht kleidsamen Capottehütchen und dem entzündenden Straßenkostüm von dunkler Changeantseide? Aber schon hatte eben diese elegante kleine Dame sie in ihre Arme geschlossen und ein silbernes Lachen tönte an ihrem Ohr — ja, sie war es wirklich, das war das alte Lachen ihrer Thea, das alte mutwillige Kinderlachen, das so herzstärkend klang und so befreiend wirkte. Anni war beruhigt: Thea mußte

innerlich dieselbe geblieben sein, wenn sie auch äußerlich eine elegante Dame geworden war.

Und dann saßen sie nebeneinander in dem hübschen offenen Wagen und fuhren dem traulichen Künstlerheim zu, das für die nächste Zeit nun auch Annis Heim sein sollte. In eigener Equipage! Als der Gepäcträger dem braven Schunke ihren frisch-ladierten Schloßkorb auf den Bod hinaufreichte, hatte Anni für einen Moment keinen sehnlicheren Wunsch auf der Welt als den, das knarrende, plebejische Ding möge sich unter den Kennerblicken des herrschaftlichen Kutschers in einen jener eleganten Leder- oder Bambuskoffer verwandeln, wie sie sie auf dem Rücken der Träger hatte an sich vorüber-schwirren sehen — aber gottlob, Thea schien seine ästhetische Unzulänglichkeit gar nicht zu bemerken. Sie plauderte und lachte und hielt die Hand ihrer Freundin und machte es möglich, nicht nur Hut-schachtel, Schirme und Plaidhülle, die auf dem Rück-sitz ihren Platz gefunden, völlig zu übersehen, sondern auch die vier leuchtenden Kreise in dem Bast-körbchen und Tante Cordulas vierfach energisches „Duittingeleee“ sowie die es umklammernden Zwirn-hand-schuhe zu ignorieren, ja sogar die ominöse Ledertasche in ihren eigenen feinen Lederhandschuhen derart zu halten, daß Annis Furcht, der weiße Pubel könne plötzlich auf der Oberfläche erscheinen, mehr und mehr schwand.

Das Gewühl der engen Friedrichstraße lag hinter ihnen und sie bogen nun in die Straße Unter den Linden ein. — Unter den Linden in Berlin! Was waren Anni jetzt alle gestickten Pubel der Welt! Da fuhr sie wirklich daher durch diese alte, historische Straße, durch die ein so gewaltig Stück Weltgeschichte geschritten war im Laufe der Zeiten. Da vor ihr war das Brandenburger Thor mit dem berühmten Biergespann — was war schon alles unter seinen Bogen ein- und ausgezogen! Anni kannte die Geschichte ihres engeren Vaterlandes gut, und wie ein gewaltiges Erlebnis legte sich's ihr auf die Brust, als sie langsam unter den historischen Thorbogen hindurchfuhren, die da siegreiche Heere hatten einziehen sehen, frohe Festzüge und prächtige Braut-estorten, und durch die man sie hinausgetragen hatte zu ihrer letzten Ruhestatt — Särge, in denen ein gewaltiges Stück Geschichte, ein ergreifend Menschen-leben zu Grabe ging . . .

Thea hatte gemerkt, wie die Freundin ihr nicht mehr zuhörte, still lächelnd ließ sie sie gewähren, Anni war ja immer die Träumerin unter ihnen gewesen, und Thea ahnte wohl, was sie jetzt beschäftigte. Sie fand es zu Annis Erleichterung auch gar nicht wunderbar, daß diese, nachdem das Thor passiert war und der Wagen wieder schneller anzog, mit einem tiefen Atemzuge heftig die Hand der Freundin preßte, und ein paar große Thränen der Erregung aus ihren glänzenden Augen fielen. Aber eine dauernde Sentimentalität ließ Thea nicht aufkommen.

„Nun kommen wir in den Tiergarten,“ sagte sie heiter, und dann zeigte sie hier und erklärte dort, bis sie nach kurzer Fahrt durch umgrünte Straßen und Wege vor dem Portal der Villa Dannenberg hielten.

Thea sprang aus dem Wagen, dessen Schlag von der herbeieilenden Portierfrau geöffnet ward, half Anni heraus und rief. „Da wären wir, und nun nochmals: herzlich willkommen!“ Damit gab sie, auf der Treppenstufe stehend, der viel größeren Anni unter Lachen einen Kuß und zog sie dann mit sich ins Haus.

Anni war vollkommen verstummt über alledem, was sie hier sah. In diesem Palast sollte sie, Anni Augustin, nun ein volles halbes Jahr lang wohnen, durch dieses prachtvolle Portal aus- und eingehen, durch dieses vornehme, mit Topfpflanzen, Statuen und Vasen, mit Vorhängen, Schilden und Waffen dekorierte Vestibül, das eleganter ausgestattet war als Anni vorher je in ihrem Leben einen Raum gesehen! Keines Wortes fähig und unwillkürlich leise auftretend, folgte sie der Freundin in den oberen Stock, und wie eine Wohlthat empfand sie es, daß die liebe fröhliche Kinderstimme plaudernd vor ihr herlörte, sonst hätte sie sich gewiß in einem ver-mun-schtenen Schlosse gewähnt und wäre spornstreichs wieder umgekehrt. Thea öffnete eine Thür.

„Hier ist Dein eigenes kleines Reich, Anni,“ sagte sie eintretend und wandte sich mit dem ihr eigenen strahlenden Lächeln zu der nachfolgenden Freundin, „nun überlasse ich Dich auf eine Viertel-stunde an Spiegel und Waschtisch, und um vier hole ich Dich zu Tisch.“

Sie nickte noch einmal, und dann war sie fort, nachdem sie die Tasche, die sie bis hierher getragen, auf das Bett gelegt — gottlob, da war die schwarze Seite richtig oben geblieben — Anni ergriff die Tasche und warf sie in die erste beste Schublade. Ihr wirbelte der Kopf von all den neuen Eindrücken, die sie bestürmten, von all dem Großartigen und Schönen, das sie bereits in der ersten Stunde hier gesehen! Das also war diese „Welt“, von der sie geträumt, nach der sie sich gesehnt — ach, die Wirklichkeit erschien ihr noch viel packender als selbst ihre phantastisch-reichsten Vorstellungen, lauter, verwirrender, unüber-sehbarer. Und in dieser Welt hatte sie geträumt, eine Rolle spielen zu können, sie, die unbedeutende kleine Anni Augustin; in dieser Welt hatte sie etwas bedeuten wollen, diese Welt hatte sie sich — erobern wollen mit ihrer Kunst! Eine brennende Röte der Scham überlief sie wie ein Fieber — was war sie unter diesen Tausenden von Menschen, die da heute an ihr vorbeigehastet waren, was bedeutete hier ihr Können, ihr Streben, ihr ganzes Ich —! Anni kam sich vor wie ein Atom in der Unendlichkeit, so klein, so unsäglich klein, so ohne jede Bedeutung . . .

Mit einem tiefen Seufzer erhob sie sich endlich, löste ihren Hut und legte ihren Mantel ab. Dann wusch sie sich Gesicht und Hände und büstete den Staub aus ihren Haaren. — Über einem zierlichen Toilettentischchen, das mit rosendurchwirktem Cretonne drapiert war, hing ein großer Spiegel, Anni sah hinein — sie fand sich sehr häßlich, aber — wie sie wohl aussehen würde in solch einem schillernden Gewande, wie Thea vorhin eins getragen . . .

„Nun — fertig?“ wedte die Stimme der Freundin sie aus ihren Träumereien; Anni hatte ihre Schritte

auf dem weichen Läufer des Korridors überhört und das Klopfen nicht beachtet. „Komm nur erst herunter wie Du bist; Felix und ich sind heut allein mit Dir, und Felix wird Dich doch schön finden, Du goldhaariges Mägdelein, obgleich Du eigentlich mehr was für Bildhauer bist . . . Aber weißt Du — ich habe Dich im Verdacht, daß Du mir hier ganz böswillig einen Lederbissen vorenthalten willst, den ich schon den ganzen Weg über mit Entzücken betrachtet habe — Tante Cordulas einzig in der Welt dastehendes Duittingeleel! Ich soll's doch haben, gelt?“ Und wieder tönte ihr halbblautes Kinderlachen. „Wie lieb von der guten Tante Kreisphysikus, an meine alte Liebhaberei zu denken, und wie rührend von Dir, Anni, Dich den ganzen Weg damit zu schleppen — das wird gleich mitgenommen und eigenhändig ausgepackt . . .“ und damit nahm sie das Körbchen wie ein glückliches Kind in die Hand und nötigte Anni hinaus.

Anni meinte, noch nie etwas so Reizendes gesehen zu haben wie ihre Freundin Thea; sie hatte sich in der That gescheut, ihr dies geringfügige Gastgeschenk zu überreichen, und nun nahm ihr Thea in so liebenswürdiger Weise den peinlichen Moment nicht nur ab, sondern verstand es auch, der kleinen Gabe noch einen besonderen Wert zu verleihen. Freilich hatte sie Thea immer lieb gehabt wegen ihrer Freundlichkeit und Herzengüte, aber diese bezaubernde Art, die jeder Verlegenheit von vornherein die Spitze abbrach, die alles Peinliche hinwegräumte, oder wo das nicht möglich war, es übersah, kurz, diese herzwinnende Liebenswürdigkeit, die einzig aus wirklichem Herzenstakt und echter Gefühlswärme geboren wird, die gab Anni schon in der ersten Stunde das Gefühl einer förmlichen Schwärmerei für die etwas ältere Freundin. Seltsam, bei Mary hatte sie niemals den Wunsch gehabt, so zu werden wie sie, sie hätte nur mögen die gleichen Chancen haben, ihr eigenstes Wesen herauszubilden, hier sprang gleich in ihrer Seele die Frage auf: „Ob es ihr wohl möglich sein würde, so zu werden wie Thea?“

Sie hatten das Eckzimmer betreten, wo sie Herrn Dannenberg, den Anni noch nicht kannte, bereits vorgefanden. Er war ein Mann in mittleren Jahren, erheblich älter als Thea und mit einem ernstern Gesicht; aber in seinen Augen lag ein Schimmer herzlichen Wohlwollens, und wenn er seine kleine Frau ansah, leuchteten sie in warmer Zärtlichkeit auf; manchmal spielte auch ein humorvoller Zug um seine gewöhnlich ernstern Mundwinkel. Anni war erstaunt, zu sehen, daß er keinen Sammetrod trug, daß sein Schlips ordentlich geknotet war, und daß er sein Haar, das auf dem Scheitel sogar bereits ein kleines Manko aufwies, kurz geschoren trug; sie vermisse sämtliche Attribute, die ihr für einen Maler bisher unerläßlich erschienen waren. Er begrüßte sie mit liebenswürdigem Händeschütteln.

„Ich hoffe, Sie werden sich hier wohl fühlen,“ sagte er, während sie an dem sorgfältig gedeckten Tische Platz nahmen.

„O,“ sagte Anni und lächelte errötend, „ich finde alles so groß und prächtig hier.“

„Und auch ein wenig überwältigend und er-

drückend, nicht wahr?“ neckte Thea. „Du brauchst es mir gar nicht zu sagen,“ lachte sie, „ich hab' es Dir angesehen, und Dein Schweigen verrät Dich!“

Anni lachte nun auch ein wenig. „Ja, Du hast recht,“ sagte sie, „ich hatte mir doch keine richtige Vorstellung von einer Großstadt gemacht, man kommt sich so schrecklich nichtig und unbedeutend vor in dem großen Getriebe, vor all den prächtigen Bauten und den vielen, vielen anderen großartigen Dingen, wie ein Tropfen im Weltmeer!“ schloß sie seufzend.

„Und doch besteht das Weltmeer aus eben diesen Tropfen,“ sagte der Maler. „Ich begreife Ihr Gefühl, mir ging es ebenso, als ich aus meiner kleinen Heimatstadt vor zwanzig Jahren nach Paris kam, aber allmählich, und zumal in der Arbeit, verliert sich das wieder. Während des Studiums, und wenn man noch gar nichts kann, glaubt man, den Himmel stürmen zu können, von der Welt gar nicht zu reden, die man mit Sicherheit erobern wird.“ Der humorvolle Zug um seinen Mund vertiefte sich, während Anni glühend errötete, aber schon sprach er weiter, und niemand schien auf sie zu achten. „Dann, wenn die wirkliche, selbständige Arbeit angeht, und wenn man sieht, was andere geleistet haben, dann kommt das Verzweifeln an sich und dem eigenen Können, aber allmählich, wenn man nur ernst bei der Sache bleibt und etwas thut, dann klärt sich das Ganze ab, und man kommt in das richtige Geleise.“

Anni dankte ihm im Herzen innig für seine Worte, die sie unwillkürlich aufrichteten. Sie glaubte, noch nie in ihrem Leben so liebenswürdige Menschen gesehen zu haben wie Thea und ihren Gatten; es war, als ob sie in ihrer Seele zu lesen verstünden und immer gerade das sagten oder thäten, was sie eben in dem Augenblicke brauchte. Und wie die hübsch die Thea ihr Hauswesen im Zug hatte! Das freundliche Hausmädchen mit der sauberen weißen Schürze bediente so still und gewandt, daß man sie kaum bemerkte, und alles, was auf den Tisch kam, war vorzüglich zubereitet. Vor allem aber lag über dem ganzen Hause ein Zug von Frohsinn und Harmonie zugleich, der Anni nach den Bitternissen und seelischen Wirrsalen der letzten Monate ganz besonders wohlthuend berührte.

Nach dem Essen saßen Anni und Thea in der Loggia und nahmen ihren Kaffee. „Felix läßt ihn sich immer in die Werkstatt bringen,“ sagte Thea, „da können wir hier schön für uns allein plauschen.“

Und nun mußte Anni erzählen von Wintershausen und Tante Cordula, von Wallerstedts und und vor allem von der amerikanischen Cousine, und so war es denn unvermeidlich, daß auch die Ereignisse der letzten Wochen zu Tage kamen, die den Ausschlag für die Reisen der beiden Cousinen gegeben hatten: Marys „Abenteuer“ und Johannes' „Rettungsthat“.

„Ah, richtig, der neue Pastor, Großpapas Nachfolger, nach dem hab' ich ja noch gar nicht gefragt,“ rief Thea aus, „also der hat Miß Mary aus den Räuberhänden befreit — wie romantisch! Wie ist er denn überhaupt, dieser Pastor?“

Annis Gesicht überzog eine glühende Röte —

„D — ich — ich weiß nicht . . . er ist ein sehr kluger Mann.“

„Gahaha — nimm mir's nicht übel, aber danach vermag ich mir nicht die geringste Vorstellung von ihm zu machen, ich muß die Sache viel positiver haben. Also zunächst: ist er jung oder alt, hübsch oder häßlich, ernst oder lustig, groß oder klein?“

Anni lachte, wenn es auch ein wenig gezwungen und nervös klang. „Du fragst wirklich zu viel auf einmal, Thea — und — auf alle diese Sachen kommt es ja auch gar nicht an,“ fügte sie unwillkürlich seufzend hinzu.

„Was! D, Du kleines deutsches Mädchen, ich sage Dir, für eine Malersfrau kommt es sehr darauf an! Aber wie ist denn deine Frau, verkehrst Du mit ihr?“

„Nein —“

„Ah — warum denn nicht?“

„Er hat gar keine.“

Thea lachte hell auf. „Allerdings ein zureichender Grund! Aber nun weiß ich immer noch nicht, wie Dein Pastor aussieht und schein es auch heute nicht mehr erfahren zu sollen. Aber wenn Du ihn denn absolut nicht beschreiben kannst, so sage mir wenigstens seinen Namen — wie heißt er denn?“

„Johannes,“ sagte Anni, um im gleichen Augenblick unter heißem Erröten zu wünschen, daß die Erde sie verschlingen möge; was sollte Thea denken, sie hatte sich verraten in der ersten Stunde ihres Hierseins . . . „Nölbechen,“ stammelte sie hinterher, während ihr das Blut in den Ohren brauste.

In Theas Augen blitzte der Schalk auf, sie sah und begriff; aber nun wollte sie auch weiter klarsehen. „Johannes Nölbechen,“ wiederholte sie harmlos, „ein hübscher Name . . . Gefiel er Deiner Cousine Mary?“

„Mary — ich, ich — ich glaube — ich weiß nicht . . . Weißt Du, Thea, mir ist so heiß, und ich bin so angespannt, darf ich ein wenig auf mein Zimmer gehen und mich sammeln und erholen?“

Thea sah, wie die Freundin mit den Thränen der Aufregung kämpfte. „Aber natürlich, Kind,“ sagte sie, scheinbar ohne ihre Erregung zu bemerken, „lauf und leg Dich ein wenig auf die Chaiselongue, ich hätte auch daran denken können, daß dies alles zu viel für Dich sei. Du findest ja den Weg,“ fügte sie hinzu, in dem richtigen Gefühl, daß Anni jetzt lieber allein gehe, „um sieben Uhr erwarte ich Dich wieder hier nebenan im kleinen Salon.“

Anni ging, und Thea sah ihr einen Augenblick mit schalkhaftem Lächeln nach. „Also darüber wären wir uns bereits klar,“ sagte sie zu sich selbst. „Großes bürgerliches Schauspiel in vorläufigem Akt; Personen: Johannes Nölbechen — Pastor in Wintershausen, Anni Augustin — kleine deutsche Schwärmerin, die ihn liebt, Miß Mary Miller — hübscher koketter kleiner Teufel aus Amerika, Unheil stiftend . . . Gahaha, wir wollen doch sehen, ob wir diese fürchterliche Tragödie nicht noch in ein Lustspiel verwandeln können!“

Neunzehntes Kapitel.

Am nächsten Vormittag stand Anni in der „Wertstatt“ des Künstlers. Er selbst saß an einem großen Tisch vor einer Mappe, aus der er langsam ein Blatt nach dem andern hervornahm — Annis Skizzen und Zeichnungen. Anni stand daneben mit angstvoll pochendem Herzen und krampfte aufgeregt ihre eiskalten Hände ineinander . . . wie, wenn ihr nun auch diese Hoffnung noch genommen würde?! Sie war seit gestern so mutlos und kam sich so unendlich klein vor, so klein, daß sie fast ein Gefühl hatte, als sei es nicht der Mühe wert, ihr Schicksal fest in die Hand zu nehmen, und doch zitterte sie davor, daß man ihr diese letzte Zuflucht für ihre Seele nehmen könnte!

Herr Dannenberg schien ihre Unruhe nicht zu bemerken; niemals sehr rebellig, ließ er stumm ein Blatt nach dem andern durch seine Finger gleiten, eins länger und aufmerksamer betrachtend, das andere nach flüchtigerem Anschauen wieder welegend. Anni konnte nicht umhin zu bemerken, daß er denjenigen Skizzen eine größere Beachtung schenkte, die sie nach der Natur und der eigenen Auffassung gemalt hatte, und das ließ die Hoffnung in ihrem Herzen leise, leise wiederum das Haupt erheben.

Jetzt legte er das letzte Blatt aus der Hand, sah auf und lächelte; Anni wurde in einer Sekunde heiß und kalt, was würde er sagen?! „Es thut mir leid, daß ich das nicht in die Hand nehmen kann, es würde mir Freude machen,“ sagte er in seiner ruhigen Weise; „aber ein Landschaftler bin ich nun einmal nicht, da müssen wir Ihnen schon einen andern Lehrer suchen, Fräulein Anni. Haben Sie niemals Köpfe gezeichnet?“ fügte er dann aufstehend hinzu.

Anni wurde rot. „Ich — ich . . . Miß Burnett ließ uns nur Blumen und Landschaften arbeiten,“ sagte sie dann.

„Wie gefällt Ihnen dieser Kopf?“ sagte der Maler und trat vor eine Staffelei, auf der ein nahezu vollendetes Männerporträt stand.

Anni erglühte vor Freude, daß er sie fragte. Sie trat neben ihn und blickte auf das Bild. Es war ein Gesicht, wie man sie nicht allzu häufig sieht, fein, offen und geistvoll, von intensiver Lebhaftigkeit des Ausdrucks und von jener fast naiven Fröhlichkeit bestrahlt, wie nur innerlich harmonische Naturen sie zu besitzen pflegen. Anni stand entzückt davor.

„Wer ist das?“ fragte sie den Künstler.

„Der Generalsuperintendent Doktor D,“ war die Antwort; „ich male es für einen seiner Verehrer, deren Zahl Legion ist.“

„Es ist sehr schön,“ sagte Anni mit einem tiefen, wohlgefälligen Atemzug.

„Das Gesicht an sich oder das Bild?“

„Beides. Er muß von sprühendem Geist und von hinreißender Liebenswürdigkeit sein, und Sie — Sie haben das auch ganz so gemalt.“ Anni wurde verlegen, als sie plötzlich wahrnahm, daß sie lobte — kritisierte. Aber gerade dies schien der Maler zu beabsichtigen, er wollte sie zum Sprechen bringen.

„Gefällt Ihnen die Malweise?“

„Sehr! Ich habe nicht viel gesehen, eigentlich nur Wallerstebs Sammlung in Melten, ich kann daher meist nur nach dem Gefühl urteilen, aber ich empfinde es als einen großen Reiz, daß das Rechte, Sonnige, was in dem Gesichtsausdruck liegt, auch durch Farbe und Behandlung gewissermaßen symbolisch herausgebracht ist und unterstützt wird.“

Der Maler lachte. „Sieh, sieh, wie fein! Das ist jedoch nicht mein Verdienst, er hat die Farben.“

„Der Pinsel hätte sie ihm aber nehmen können,“ beharrte Anni; „ich finde es immer besonders schwer, leuchtend zu malen, ohne goldig zu werden . . . so werde ich's nie können!“ schloß sie seufzend, sich in die Betrachtung des Bildes versenkend.

„Abwarten!“ sagte der Maler gemächlich.

„Frauen überspringen oft mit dem Gefühl Strecken, die wir Männer mühsam durchklettern müssen auf den Krüden der Erfahrung. Morgen bringe ich Sie zu einem Meister, der Ihnen gefallen wird und was aus Ihnen machen kann.“

Und dann ging er mit Anni von Bild zu Bild in der „Wertstatt“ umher, erläuternd und kommentierend, vor allem aber sie selbst unmerklich zu Äußerungen und Fragen veranlassend, die von ihrem feinen Instinkt für Farbe und Form, ihrer gesunden Auffassung und ihrem unverdorbenen Geschmack Zeugnis gaben. Felix Dannenberg hatte seine Freude an der jungen, geraden Seele, die sich noch nicht übersatt gesehen und noch nicht überreif gegrübelt hatte, und die doch aus bloßem künstlerischem Instinkt so richtig zu sehen verstand und aus gesundem Gefühl heraus so fein unterschied.

„Es weht einen an wie frischer Erdgeruch in der schwülen Luft moderner Überbildung,“ hatte er nachher zu seiner Frau gesagt, „schade, daß ich da nicht leiten und ausbilden kann — warum malt sie auch keine Köpfe!“ —

Am Nachmittage nahm Thea ihre Freundin unter den Arm. „So,“ sagte sie in ihrer heiteren Art, mit der sie alles sagen konnte, ohne zu verlegen, „heut vormittag hat mein gestrenger Herr und Gebieter Dich vorgenommen und kritische Musterung gehalten — nun komm' ich 'ran. Du armes Häßchen wirst zuerst noch viel erdulden müssen hier in der schrecklichen Großstadt, aber gib mal acht, was für ein Wunder sich noch aus Dir entwickeln wird!“ — Sie traten in Annis Zimmer. — „Nun gibt's, was der Soldat ‚Lumpenparade‘ nennt — Kleider vor! Du mußt nämlich wissen, wir haben jeden Sonntag offenes Haus ‚jour fixe‘, um dieses gräßliche Wort zu gebrauchen, da ‚rotte‘ sich hier, wie Felix sagt, immer eine ziemliche Menge Menschen zusammen — hahaha, Du brauchst nicht so zu erschrecken, Märchen, es sind lauter nette, tüchtige Leute, klug, talentvoll, liebenswürdig, Männlein und Weiblein.“

„Ach, Thea, ich bin noch so ungeschickt in Gesellschaft, es ist gerade, als wenn ich dann ganz besonders linksich und kleinstädtisch wäre.“

„Das bist Du eben nur in der kleinen Stadt und unter linksichen Menschen; Du sollst mal sehen, wie rasch das schwindet, wo alle sich leicht und

natürlich geben. Denke Dir, Du siehst hierher ‚auf die Benehmige‘ geschickt und tröste Dich mit mir — es ging mir ebenso!“

„Dir, Thea!“ rief Anni mit einem solchen Ausdruck von Erstaunen und Ungläubigkeit, daß Thea hell auflachte, „ich denke, Du bist das Vollkommenste, was ich mir an Benehmen vorstellen kann, sei nicht böse, so eine unverblühte Bewunderung klingt so dumm, ich weiß es nicht anders zu sagen, aber ich wünsche seit dem Augenblick, wo ich ankam, daß ich so werden könnte wie Du!“

Thea gab ihr einen Kuß. „Märchen,“ lachte sie, „ich bin sehr weit von der Vollkommenheit entfernt! Um chic suprême zu sein, bin ich viel zu wirblich, dazu eignet sich Deine blonde Ruhe viel besser, nimm Dir also lieber ein Muster im klassischen Genre, und im übrigen — arbeite Deine eigene Natur aus Dir heraus . . . dieser weiße Saß stammt aber nicht von mir, sondern von Felix, der ihn immer auf das Künstlertum anwendet. Aber nun — was ziehst Du am Sonntag an — ich muß Staat mit Dir machen!“

Anni lachte. „Du liebe Zeit, Thea, da wirst Du wohl an nichts weniger als an allem scheitern, und gerade meine Garderobe — siehst Du, wir hielten es für besser, in Wintershausen nicht so viel anzuschaffen . . . ich habe hier mein gutes schwarzes Raschmirkleid —“

„Guuu! Das berühmte kleinstädtische ‚gute Schwarze‘ — nimm mir's nicht übel, aber ich finde schwarzes Raschmir unerträglich, außerdem giebt es keinen größeren Irrtum, als ein solches Kleid für praktisch zu halten, im Gegenteil, Du siehst jeden Flecken und jedes Stäubchen darauf, und nichts ist ungentiler als ein schlechtes schwarzes Kleid.“

Anni sah ganz bestürzt drein. „Ja, was mache ich denn aber damit? Tante Cordula war so stolz darauf und hatte den allerbesten Stoff ausgesucht, es sollte so recht —“

„Die pièce de résistance sein, kann ich mir denken,“ sagte Thea, „der Rock ist ja auch sehr hübsch, aber diese anschließende Taille mit den blanken Knöpfen . . . weißt Du was: wir kaufen eine Bluse dazu von dunkelrot changierendem Patentsammet, die wird Dich reizend kleiden, und wir haben ein Atelierkostüm für Dich, wie's im Buche steht; da mußt Du doch ein bißchen genial aussehn!“ bestimmte Thea.

„Dann ist hier ein hellblaues —“

„Ach, das liebe alte Hellblaue, das stammt ja noch aus meiner Zeit, wo die selige Mamsell Viesegang uns noch die Gewandung baute — o, das giebt eine prächtige Matinee zu Deinen blonden Haaren, dort sehe ich ja einen grauen Rock — und das eleganteste Morgenkostüm ist fertig!“

Anni war gar nicht wohl zu Mute, wie sie so ein Stück nach dem anderen von ihren wohlbehüteten und jahrelang gehegten Sachen verurteilt sah; zwar hing sie selber nicht daran und hatte schon an Marys Garderobe gelernt, die ihrige auf ihren Mangel an Geschmack hin zu betrachten, aber Tante Cordula — Anni lief es kalt den Rücken hinauf, wenn sie daran

dachte, was die alte konservative Dame wohl hierzu sagen würde!

„Aber nun haben wir noch immer keinen Sonntagabendfrack,“ hörte sie die helle Stimme ihrer Freundin sagen.

Anni griff von neuem in den Schrank. „Dann ist hier nur noch das weiße —“

„Weiß — siehst Du, das ist das Schlagwort für Dich, Weiß mußt Du tragen, das wird Deiner Figur etwas von einer griechischen Gewänderstatue geben“ — sie hielt das Kleid von weißem gesticktem Linon, das Anni ihr zugereicht, in ihren ausgebreiteten Armen — es hatte eigentlich recht wenig von einem antiken Gewande an sich — „hm, ja, das ist sehr hübscher Stoff und schöne Stickerei, das wird ein allerliebstes Abendkleid werden, wenn wir die Stärke herauswaschen, den Rock verlängern und die Taille modernisieren; nächste Woche kommt meine Schneiderin, aber was machen wir inzwischen?“

„Tante Cordula hat mir zweihundert Mark mitgegeben — —“

„Damit wir Dir hier was besorgen?“ rief Thea vergnügt aufspringend, „aber Kind, warum hast Du das nicht eher gesagt, das ist ja herrlich, da können wir Dich ja völlig auf die Höhe der Zeit bringen — offen gestanden,“ fügte sie schalkhaft lachend hinzu, „so viel Selbstverleugnung hätte ich unserer energischen Frau Kreisphysikus gar nicht zugetraut — siehst Du, nun werde ich doch Staat mit Dir machen, meine blonde Griechin!“

Das Resultat dieser Verhandlungen war, daß die beiden Damen am nächsten Vormittag anspannen ließen und in die Stadt fuhren, um Besorgungen zu machen. Anni hatte ihrer Freundin die Garberobengelder eingehändigt. „Gauße Du damit,“ hatte sie gebeten, „ich verstehe so wenig von diesen Sachen und würde nur Dummheiten machen.“

Und dann waren sie vor einem palastähnlichen Magazin für Modewaren vorgefahren, wo Anni vor Staunen nicht gewußt hatte, was sie zuerst ansehen sollte, und da hatte man schließlich ein entzückendes weißes Kleid für sie erstanden, fix und fertig, von leichtem, schönfallendem Wollstoff mit diskreten Verzierungen in hellbunter Seidenstickerei; Anni meinte nie etwas Reizenderes gesehen zu haben.

Und dann war's weiter gegangen, zu Kelz und Meiners, wo neue Farben und Malgerät zu holen waren, damit morgen die Atelierstunden bei dem neuen Meister beginnen konnten, zu Theas Handschuhlieferanten in der Friedrichstraße, wo die grauen Zwirnhandschuhe hübschen schwedischen Mousquetaires wichen, in elegante Konfitürenläden und in Heeses altrenommiertes Sammelager. Man hielt bald hier, bald da, und Anni war ganz aufgeregt und begeistert von all dem Schönen, was sie überall sah. Es war seltsam — das Gefühl des Bedrücktheits begann wahrhaftig bereits zu schwinden, das Leben und Treiben in den eleganten Straßen, durch die sie fuhren, die prächtigen Läden, die vielen hübschen und geschmackvollen, aber auch originellen, auffallenden und bizarren Erscheinungen, die um diese Vormittagsstunde in den Straßen umherwogten, das alles regte

sie ungemein an und gab ihr ein erhöhtes Lebens- und Frohsinnsgesühl. Sie sah ruhig und belebt aus, und Thea beobachtete sie höchst befriedigt. „Sie ist reizend“ dachte sie dabei, „und dieser Pastor Nöldchen muß nicht den geringsten Geschmack besitzen.“ — Jetzt hielten sie in der Leipziger Straße vor der königlichen Porzellanmanufaktur, wo Thea etwas abzuholen hatte; Schunke wurde hineingeschickt, Thea hielt die Zügel.

„Wie wundervoll das hier alles ist!“ sagte Anni, auf die großen, mit dem vornehmsten Geschmack ausgestatteten Schaufenster blickend, „ich hätte nie geglaubt, daß es so viel Schönes in der Welt gäbe!“

In diesem Augenblick ging ein junger Herr auf dem nahen Trottoir an dem Wagen der Damen vorbei, rotblond und geschmeidig, ein wenig ausländisch aussehend. Er grüßte.

„Kanntest Du den Herrn?“ fragte Anni, „er sah mich so an.“

Thea lachte. „Das habe ich auch bemerkt, Du scheinst ihm besonders gefallen zu haben; ich kenne ihn oberflächlich, es ist ein junger Amerikaner, der an Felix empfohlen ist, er ist erst kurze Zeit in Berlin.“

„Ist er auch Künstler?“

„Nein, Kaufmann; ich hab' vergessen, wer ihn bei uns eingeführt hat — er heißt Newson.“

In diesem Augenblicke kam Schunke wieder heraus, und während Anni ihm das Paket abnahm, um es auf dem Rücksitz neben den anderen großen und kleinen Päckchen sicher zu betten, redete Thea ihr zierliches Figürchen auf die Fußspitzen, um Schunke die Leine wieder zu übergeben; so sah sie nicht, wie über Annis Gesicht eine dunkle Röte der Überraschung flog . . . Newson, Mr. Newson — — wenn das Marys „Dich Newson“ wäre, der ihr den schönen Brillantring zum Andenken gegeben, und von dem die Cousine, zumal in der ersten Zeit, so oft geplaudert hatte?! Ach Thorheit, dann hätte Mary selbst wohl etwas von seinem Kommen gewußt, und warum sollte es nicht mehr als einen Mr. Newson in ganz Amerika geben; im Gegenteil, der Name war dort ein ziemlich verbreiteter, wie etwa in Deutschland Becker oder Krüger . . . Und wenn er es dennoch war — nun, was ging sie denn im Grunde dieser Mr. Newson an!

Zwanzigstes Kapitel.

„Meine liebe Tante Cordula!

Erst vier Tage bin ich nun hier in diesem großen, mächtigen Berlin, und doch ist mir, als hätte ich bereits den Inhalt von Jahren erlebt, bin ich doch thatsächlich in eine ganz andere, neue Welt versetzt! Es ist etwas Seltsames um eine so große Stadt! Ich dachte früher immer, es sei ungefähr dasselbe wie eine kleine, nur daß eben mehr Häuser und mehr Menschen darin seien; aber daß auch damit alle Verhältnisse, daß vor allem die Menschen anders werden und werden müssen, das war mir dabei nicht eingefallen. Und das ist jetzt mit das Frappanteste, was mir auffällt. Ich glaube sicher, daß, wenn ich auch nur

die Erfahrungen dieser vier Tage gehabt hätte vor Marys Ankunft, ich ihrem ganzen Wesen weit mehr Verständnis entgegengebracht haben würde. Nicht als ob hier etwas Ähnliches wäre — im Gegenteil, es ist hier alles wiederum ganz anders, als die Welt sein muß, die mit Marys Erscheinen in unser stilles Wintershausen hineindrang, aber eben das beweist mir, daß es außer der einen kleinen ‚Welt‘, in der wir daheim gelebt, sehr verschiedene Welten auf diesem unserem Stern giebt, und daß wohl jede davon ihren eigenen Reiz, ihre besonderen Mängel und jede — ihre Berechtigung durch die Verhältnisse hat.

Hier sehe ich natürlich vorläufig von Mängeln keine Spur, sondern alles erscheint mir in rosigem Licht. Zuerst war das freilich gar nicht der Fall, ich fühlte mich im Gegenteil ganz schrecklich klein und bedrückt von all den verschiedenartigen und gewaltigen Eindrücken, die auf meine Seele einströmten, aber wenn irgend jemand imstande ist, ein derartiges Gefühl zu verschlucken, so ist es Thea. Du glaubst gar nicht, mein geliebtes Tantchen, wie entzückend unsere Thea Webekind geworden ist, äußerlich und auch dem Wesen nach. Ihr kleines, brünettes Gesicht ist das Reizvollste, was Du Dir denken kannst, und ihr Mann hat sie auch schon in allen denkbaren Auffassungen gezeichnet und gemalt, und sie freut sich daran wie ein Kind, und nicht einmal wie ein eitles.

Herr Dannenberg ist sehr gut zu mir und hat mich zu einem seiner Freunde, einem ganz berühmten Landschaftsmaler, ‚in die Lehre‘ gebracht. Gestern war ich zum ersten Male dort, und Du kannst Dir denken, mit welcher Angst ich hinging. Aber es ging dann doch besser, als ich gefürchtet hatte. — Wir waren acht Damen in einem großen Schüleratelier; das des Meisters liegt eine Treppe höher, und er kommt nur ab und zu herein, um unsere Arbeiten zu korrigieren. Die Schülerinnen sind teils Töchter aus vornehmen oder reichen Familien, die das Malen zu ihrem Vergnügen betreiben, teils angehende Malerinnen, die von der Kunst leben wollen. Meine specielle Nachbarin war eine von den letzteren, ein seltsames, kleines, mageres Geschöpf mit wirrem rotem Haar, einem klugen, aber verbitterten Gesicht und ärmlich phantastischem Anzuge. Ich möchte wissen, wer sie ist, sie scheint sehr viel Talent zu haben, und Professor E. beschäftigt sich immer ganz besonders eingehend mit ihrer Arbeit; sie heißt Cora Morelli.

Wenn ich sagte, daß es mir besser ergangen sei, als ich gedacht, so ist damit nur das Äußerliche gemeint, das Überwinden der Scheu und alles das, — mit der Arbeit ging's im Gegenteil recht herzlich schlecht. Ich hatte mir aus den Vorlagemappen selbst etwas wählen dürfen und hatte mir ein schönes Seestück herausgesehen, an dem ich dann auch frisch und fröhlich darauf los zu pinseln begann. Aber als der Professor zum ersten Mal inspizieren kam, nahm er es mir stillschweigend und lächelnd von der Staffelei und bestete mir dafür eine Parkstudie hin — Du kannst Dir meine Be-

schämung denken! Ich gab mir nun alle Mühe mit der neuen Arbeit, und als er nach einer Stunde wiederkam, sagte er ‚brav, ganz brav‘ mit so freundlichem Ton, daß ich ordentlich befreit aufatmete. Auch Fräulein Morelli, die mit an meine Staffelei herangetreten war, als sei das ihr gutes Recht, nickte stumm. Und dennoch . . . ich fühle mich bei Stilleben und Landschaften gar nicht in meinem wahren Element! Wenn ich dagegen die herrlichen Gipsabgüsse in Herrn Dannenbergs Atelier sehe oder die Studienköpfe in seiner Werkstatt, dann zuckt es mir förmlich in den Fingern, und ich habe den glühenden Wunsch: ‚das möchtest du auch können!‘ Ob ich wohl den Mut haben werde, es ihm selbst oder Thea zu sagen?

Aber ich muß hier vorläufig abbrechen, eben schickt Thea mir ihre Friseurin herauf, die mein Haupt zu einem schrecklichen, heut Abend hier stattfindenden Jour fixe großstädtisch herrichten soll. Ich mag mich Thea, die durchaus ‚stolz auf mich sein‘ will, nicht widersetzen, aber ich bin überzeugt, diese Friseurin wird eine Vogelscheuche aus mir machen, mit meinem schlichten Haar ist eben etwas ‚Besonderes‘ durchaus nicht anzufangen — auf morgen denn, Herzenstantchen . . .“

Eine kleine Stunde später stand Anni neben ihrer Freundin im Salon, aber wer sie so sah in ihrem weißen Kleide, das in weichen Falten an ihrer schlanken, mädchenhaften Figur niederfloß, der hätte wohl kaum in ihr die linkische, kleine Anni wiedererkannt, die noch vor wenig Wochen in kindischem Gewande unbeholfen durch die Aula getrippelt war. Ihre schon von Natur weichen und langsamen Bewegungen wurden völlig gefestigt durch das wohlthuende Bewußtsein, daß nichts an ihrer Toilette des Verbergens bedurfte; sie war erstaunt zu finden, wie zutreffend das war, was Thea ihr darüber in ihrer lebendigen Weise gesagt hatte: „Kleider machen Leute.“ Kindling, das Sprichwort ist klüger, als es die Menschen manchmal Wort haben wollen. Ein einigermaßen geschmackvoller Mensch bewegt sich anders in einem Maskentricot, anders in einem Frack, anders in einem antiken Gewande, die Kleider teilen uns gewissermaßen ihren Charakter mit; ist es da ein Wunder, wenn wir in einem Kleide, das chic und gut sitzt, uns unwillkürlich auch besser bewegen als in einem Fähnlein, dessen Unzulänglichkeit wir selbst jeden Augenblick empfinden? Kleider dürfen nicht genieren, weder körperlich noch seelisch, dazu sind sie zu untergeordnet und — dazu kommt zu viel auf sie an.“

Sie selber flatterte umher in einem gelben, luftigen Gewande und hoch aufgenesteltem Haar, in dem eine frische dunkelrote Granatblüte steckte, während Annis schwere blonde Haarpracht auf dem Hinterkopf in einen vollen griechischen Knoten geschlungen war, der ihrem Profil etwas geradezu Klassisches gab. Ein paar leichte Lösschen fielen wie ein Hauch in ihre Stirn und schimmerten goldig über den dunklen Brauen — sie hatte sich selbst gesehen müssen, daß diese Friseurin keineswegs eine Vogelscheuche aus ihr gemacht hatte.

Jetzt erschien auch Herr Dannenberg im Salon und fast mit ihm zugleich die ersten Gäste. Es waren dies ein Bildhauer Lütjens mit seiner Frau; der Mann klein, lebhaft bis zur Nervosität, beim Sprechen beständig gestikulierend, sie fast einen Kopf größer als er, von wundervollem Körperbau und königlicher Haltung.

„Sie sehen etwas komisch zusammen aus,“ lächelte Thea Anni zu, während ihr Mann dem Ehepaar im Nebenzimmer eine neuermorbene Vase zeigte; „er weiß es auch, aber er pflegt zu sagen: 'Es war unmöglich für mich, diese wandelnde Formvollendung nicht zu heiraten, wenn ich sie haben konnte'; und es geht auch wunderschön: er übernimmt das Genialische und Krause in ihrer Ehe, sie das Klassische und die Pose, so ergänzen sie einander auf das beste. Aber hier kommt was Interessantes für Dich — Kunstkritiker, unartiger, geistreicher Mensch, wir beide lieben uns sehr — Größ Gott, Herr Doktor, nein, kommen Sie nur erst zu mir, die Vase da entgeht Ihnen nicht, ich muß Sie hier vorstellen: Herr Doktor Molenaar — meine Freundin, Fräulein Augustin. Wo haben Sie nur am vorigen Sonntag gesteckt, Doktor?“

„Gesteckt — ach, meine verehrte gnädige Frau, beinahe hätten Sie von Ihrem Freunde sagen können, 'gehangen' — ich hatte mir am Vormittage die Ausstellung der Symbolisten angesehen und nachmittags den neuesten Rusenalmanach durchgeflöbert, und da kam mir die ganze Welt so abscheulich und widerwärtig vor, daß ich beschloß, mich aufzuhängen.“

Er sprach langsam, mit gleichgültiger Betonung. Anni war sehr erstaunt über seine Konversation — neugierig sah sie auf Thea, was diese wohl sagen würde. Thea lachte ihr helles Kinderlachen: „Sie Ärmster, das ist ja schrecklich! Und wer hinderte Sie an der Ausführung Ihres edlen und gemeinnützigen Vorhabens?“

„Die eigene Nichtswürdigkeit. Es fiel mir nämlich plötzlich ein, daß ich ja allen diesen Leuten gar keinen größeren Gefallen thun könne, als mich um ihretwillen umzubringen, und da siegte das 'Reinmenschliche' in mir, und — die Welt hatte mich wieder.“

„Und die 'Tagespost' am nächsten Tage das entzündende Feuilleton 'Geister und Geist', das wir am Dienstag lasen — war's nicht so? Hahaha, die Geschichte eines Feuilletons! Weißt Du nicht, Anni, ich gab es Dir ja auch noch zu lesen . . . ah, da kommen Marchands —“ sie war verschwunden.

„Gefiel der Artikel Ihnen auch, gnädiges Fräulein?“ wandte sich der Schriftsteller an Anni, die, erschrocken über diese unerwartete Frage, zu ihm aufsaß.

„Nein — das heißt, ich verstand ihn nicht recht,“ fügte sie, heftig errötend, schnell hinzu.

Doktor Molenaar schien den letzten Teil ihrer Antwort gar nicht zu hören, er hielt sich an das „Nein“. „Was mißfiel Ihnen daran?“ fragte er wieder, das junge Mädchen aufmerksam ansehend.

„Ich sagte schon — ich verstand es nicht, weder Inhalt noch Form war mir . . .“ sie stockte wieder,

„so recht geläufig. Und, nicht wahr, was wir nicht verstehen, gefällt uns selten? Ich habe noch nichts gesehen, wenig gelesen.“ Sie suchte ihr „Nein“ wieder gutzumachen.

Der Kritiker lächelte. „Letzteres würde zumeist den Inhalt treffen, und was hatten Sie gegen die Form?“ beharrte er.

Anni überwand ihre Verlegenheit. „Sie war — ich weiß nicht recht, wie ich es sagen soll, aber sie war mir so fremd, so — so — es war fast wie eine eigene Sprache für Eingeweihte . . .“

„So eine Art litterarischen Gaunerjargons?!“ schlug der Doktor vor, als sie stockte.

Anni sah ihn erschrocken an, dann lachte sie, und er lachte mit. „O, verzeihen Sie,“ sagte sie, „ich wollte gewiß nichts Verlegendes sagen, aber meinen Sie nicht, daß jede Welt auch ihre besondere Ausdrucksweise hat, und ich bin hier in eine ganz neue, mir bisher völlig fremde Welt hineinversetzt.“

„Und welche war Ihre bisherige?“

„Die kleine Stadt,“ sagte Anni und wunderte sich, daß diese klugen grauen Augen ihr das nicht längst angesehen hatten.

„Ah,“ sagte er, „dann freilich. Das sind weit größere Gegensätze als Stadt und Land.“

Anni freute sich über diese Äußerung, wie man sich über etwas freut, das eigene Gedanken bestätigt. „Nicht wahr?“ sagte sie lebhaft, „ich habe das auch schon empfunden — aber woran liegt das?“

In diesem Augenblick trat Herr Dannenberg zu den beiden heran. „Verzeihen Sie, wenn ich störe, aber ich glaube, Fräulein Anni, meine Frau sehnt sich da nach Ihnen,“ und er wies mit den Augen nach einer kleinen Tauscherei am anderen Ende des Salons, wo Thea mit einem alten Herrn in Uniform saß. Anni ging hinüber.

„Ah, Anni,“ rief Thea, indem sie aufstand, „das trifft sich ja herrlich — eben sehe ich Baumeister Rindes eintreten — verehrter Herr Oberstlieutenant, ich darf Sie gewiß ein wenig meiner Freundin, Fräulein Augustin, überlassen — Herr Oberstlieutenant von Ohlsberg —“ und wie ein Wirbel war sie auch schon wieder fort.

„La reine s'en va — vive la reine,“ sagte der alte Herr mit einer altmodischen Ritterlichkeit in Haltung und Ton, die Anni sehr anziehend fand, dann nahmen sie beide wieder Platz. „Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, wir sprachen soeben über das Schöne, ich liebe das Schöne, ich bin ein Verehrer des Schönen, wo immer ich es finde, zumal natürlich“ — er verbeugte sich huldigend — „bei der Krone der Schöpfung, der Frau!“

Anni lächelte, aber sie war noch nicht gewandt genug, um etwas zu erwidern; allein der alte Herr erwartete das auch augenscheinlich gar nicht.

„Sehen Sie, mein Fräulein“ (er schien diese Einleitung sehr zu lieben) — „die Kunst! Die Kunst ist das wahre Leben; alles andere sind Notwendigkeiten, sie sind daher nüchtern, langweilig, ja brutal — die Kunst ist etwas Überflüssiges, und darum ist sie so schön!“

Anni sah den alten Herrn grübelnd an, sie folgte ihm nicht ganz, aber schon sprach er weiter.

„Ich verkehre, seitdem ich den Dienst verlassen habe, nur noch bei Künstlern; verheiratet bin ich nicht, ich hatte eben mein lebelang eine unglückliche Liebe — die Musen!“

Der alte Soldat seufzte ein wenig pathetisch auf, und Anni sagte: „Aber konnten Sie da nicht selber . . .“

„Ein Künstler werden? Ja, sehen Sie, das ist es eben — das kam so!“ Und nun erzählte der alte Herr seiner gedulbigen und aufmerksamen Zuhörerin die von seinen sämtlichen näheren und ferneren Bekannten gefürchtete Geschichte — „Warum ich kein Künstler wurde“, und so behaglich legte er sich dabei in die Breite, daß die ganze Zeit bis zum Essen damit ausgefüllt wurde.

Mittlerweile sammelten sich die Gäste zu einer stattlichen Anzahl an, zwischen denen der brave Schunke seine hochmodernen, ganz schmalen, silbernen Präsentierbretter mit Thee und Erfrischungen hindurchbalancierte.

Thea war bald hier, bald da, einmal huschte sie zu ihrem Manne heran. „Macht sich unser Kind nicht ganz brillant? Ich sage Dir, ich bin wahrhaftig ganz stolz auf sie und Wintershausen. Erst fanatisiert sie mich den guten Lütjens durch ihr bloßes Aussehen, so daß er immerfort staunte: Wo haben Sie denn dies vollendete Profil aufgegebelt, liebste Frau Thea — vollendet, sage ich, vollendet“, dann behauptet Molenaar sehr artig, sie sei der einzige vernünftige Mensch hier im Saal, und nun bezaubert sie unsern guten Oberstlieutenant durch ein so rührend eifriges Zuhören, wie es eben nur der staunende Kanadier heutzutage noch fertig bringt.“

„Für ein weibliches Wesen allerdings doppelt bewundernswert“, sagte Felix tieferrnst.

„Schändlicher!“ schalt Thea lachend, „aber warum erklärt Ihr Männer denn die ‚Kunst des Zuhörens‘ für eine so reizende Eigenschaft an den Frauen? Wem sollen sie denn zuhören, mein Herr — hm?“

Man ging in das Speisezimmer, wo das Büffelt aufgestellt war und man sich an kleinen Tischen zu zwanglosen Gruppen zusammensand.

Diese Art zu speisen war ebenfalls etwas Neues für Anni, und schon wollte die Verlegenheit sie wieder überkommen, allein Doktor Molenaar versorgte sie so gewandt mit Teller, Serviette und Besteck, verstand es so geschickt, ihr die richtigen Zusammenstellungen aus dem Vielerei auf den großen Anrichtischen vorzuschlagen, daß sie es bald sehr amüfand fand. Es war thatfächlich, wie Thea es ihr prophezeit hatte: die linksche Verlegenheit wich von ihr in dieser Umgebung, wo zwanglose Heiterkeit in stets gemahrter, tabelloser Form herrschte . . . Vor Annis geistigem Auge erschien die Aula der heimatlichen Bürgerschule, der blonde Provisor, der hünenhafte Sohn des reichen Mühlenbesizers, das weiße Lenchen Grufemann und die aufgeputzte Apothekerstochter, Herr Fiesherz mit seinem Taktstock, der klassische Oberlehrer . . . ah, wie weit, wie schatten-

haft weit schienen alle diese Gestalten ihr plötzlich entrückt, eine neue Welt, ja wahrlich, eine neue, eine ganz, ganz andere Welt umging sie!

Man begab sich in das „Atelier“ zur ebenen Erde, wo Bier gereicht wurde, alle Stimmen schwirrten durcheinander.

Da hörte Anni, die sich eben von einem jungen Maler in begeisterten Worten die moderne Maltechnik preisen ließ, ganz in ihrer Nähe Theas heitere Stimme: „Sieh mal an, Kurt, das nenne ich verwandtschaftlich — es ist gleich zehn Uhr, mein Herr, und zu essen giebt's absolut nichts mehr — und Sie, Mr. Newson, bestärken meinen Vetter noch in seinem schrecklichen, nächtlichen Treiben!“

Anni fuhr zusammen — „Mr. Newson“ hatte Thea gesagt . . . war er es, Marys Dicky Newson?

Sie hörte eine angenehme Stimme in fließendem Deutsch, aber mit stark amerikanischem Accent sagen: „Ich war sogar der Hauptschuldige, Mrs. Dannenberg, ich mußte einem Abschieds-dinner beiwohnen für einen Landsmann aus Boston, aber als ich dann Mr. Randorf bei Josty traf, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich unter so guter Protection hier einzuführen und — here we are, ich hab' ihn überredet.“

„Siehst Du,“ sagte Kurt Randorf, ein schlanker, blonder Herr mit etwas blasiertem Gesicht, „schon wieder mal unschuldig.“

Thea gab ihm einen leichten Schlag mit ihrem Fächer. „Anni,“ sagte sie, „erlaube, daß ich Dir noch zwei späte Gäste vorstelle — mein Vetter, Herr Referendar Randorf, Mr. Newson —“

Da standen sie vor ihr, und mit aufgeregtem klopfendem Herzen und tiefem Erröten sah Anni scheu zu Mr. Newson empor. Als der hübsche Referendar das sah, ging er beleidigt davon, er war es nicht gewöhnt, von Damen erst in zweiter Linie beachtet zu werden.

Was Anni mit Mr. Newson an diesem Abend gesprochen, das hätte sie nachher absolut nicht mehr zu sagen vermocht, sie wußte nur eins nachher, er war Richard Newson, derselbe „Dicky“ Newson, den Mary als ihren besten Freund bezeichnet hatte, dessen Ring sie am Finger trug.

Als die Gäste alle fort waren, schloß Thea sie jubelnd in die Arme. „Du hast Dich selbst übertroffen, Baby, und ich bin furchtbar stolz auf Dich, und dieser Mr. Newson — er kommt mir gerade wie gerufen, er hat nämlich Anlage, sich sterblich in Dich zu verlieben, und das ist das einzige, was Du jetzt noch brauchst: einen Anbeter! Du hast keine Idee, wie finishing es auf ein junges Mädchen wirkt, wenn ihm zum ersten Mal so recht andächtig die Cour geschnitten wird, es giebt überhaupt nichts, was mehr gesellschaftliche Sicherheit verleiht. Mr. Newson soll leben, laß ihn Dir diesen finishing touch beibringen.“

„Mr. Newson — niemals!“ rief Anni heftig, „es wäre ja schrecklich!“ Dann, als sie Theas erstauntem Gesicht begegnete, fügte sie rasch hinzu: „Ich bin so müde, Thea, und doch so aufgereggt von all dem Neuen — laß mich zu Bette gehen.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Einige Tage später — ein schöner, klarer Herbstsonnenschein lag über den Straßen — schlug Thea eine Exkursion nach den Museen und Galerien vor.

„Sehen mußt Du, viel sehen,“ sagte sie, „das ist mindestens ebenso wichtig wie das eigene Üben. Und es ist auch nebenbei ein eigenes Üben; dort wird vorzugsweise die Hand geübt, hier das Auge; Du glaubst nicht, wie sehr man sehen lernen kann; Felix sagt, ich hätte es darin bereits zu einer förmlichen Konkurrenz mit ihm gebracht — nur daß die Hand nicht mit will.“ Sie lachte fröhlich.

Und dann fuhren sie dahin, durch den Tiergarten und das Brandenburger Thor, die Linden hinauf, vorbei am Palais des ersten schlichten Hohenzollernkaisers, über die Schloßbrücke in den Lustgarten. Die Schönheit des Platzes überwältigte Anni beinahe; vor sich die mächtig aufragenden Massen des imposanten alten Schloßbaues, links, wohin sie jetzt abbogen, die klassischen Bauten der Museen und der Nationalgalerie, dazwischen die wundervollen Anlagen und der ganze Eindruck von Geschmack und Würde — es erschien ihr fast wie ein Traum!

Sie schritten durch die geweihten Gänge des klassischen Museums, und Anni lag das Herz wiederum groß und schwer in der Brust vor all dem Wunderbaren, das sie hier in so überwältigender Fülle um sich her erblickte. Eine Welt voll Sinnens und Empfindens, eine Welt von Können und Schaffen — aber eine Welt, die Anni doch oft festsam berührte, und die ihrem modernen Empfinden vielfach nicht Antwort gab, weder in den Vorwürfen, die sie sich gewählt, noch in dem Ausdruck, den sie dafür gefunden — eine verfunkenete Welt, und auch sie hatte gelebt und hatte recht gehabt! Mit großen Augen, blaß im Gesicht, ging sie umher, sie sprach weder, noch zog sie den Katalog zu Rate, den ihre Hände mechanisch umklammerten.

„Wie schön Du staunen kannst!“ sagte Thea einmal lächelnd zu ihr und sah ihr liebevoll in das aufgeregte Gesicht. Aber Anni hörte es kaum — weiter, weiter ging sie, nicht langsam, aber um so gieriger und intensiver alles eintrinkend, was sich hier ihrer zitternden Seele bot, bis sie plötzlich, ganz ohne Übergang, auf eine der Bänke niedersank und in heftige Thränen ausbrach.

„Anni, Baby,“ sagte Thea erschrocken und setzte sich neben sie, ihre Hand ergreifend, „wir hätten uns mit weniger begnügen sollen, es giebt ja kaum etwas Angreifenderes für die Nerven als diese Galerien — komm, Kindling, beruhige Dich, Du wirst auch hungrig sein, hier, is diese Schokolade, und nun — Himmel, Baby, nimm Dich zusammen, hier kommt wahrhaftig Mr. Newson —“

Er war es in der That. Mit deutscher Verbindlichkeit grüßend, trat er näher. „Verzeihen Sie, Ladies, wenn ich störe, aber ich bin dem Zufall doch sehr dankbar, daß er mich heute gerade hierher gebracht hat.“

Anni zwang sich zur Fassung, während Thea sagte: „D, wir freuen uns sehr, daß das Schicksal uns einen Cavalier schickt, der uns nun zum Frühstück chaperonieren kann, meine arme Freundin ist ganz matt von allem Sehen. Aber ich mußte gar nicht, Mr. Newson, daß Ihre Kunstbegeisterung wirklich so groß ist, daß sie auch vor Museen nicht zurückschreckt.“

„Wenn ich ehrlich sein soll, ist sie das auch nicht. Aber ich war im Schloß, weil man mir sagte, es sei heute der letzte Tag vor der Rückkehr der kaiserlichen Familie, wo es gezeigt wird, und da dachte ich, well, ich könnte dies Museum gleich mit abmachen.“

Daß er den Wagen der Dannenbergischen Damen hatte draußen umherfahren sehen und den braven Schunke nach ihnen ausgefragt, sagte er nicht.

Das Wort „abmachen“ amüsierte Anni, zumal wenn sie ihre Stimmung dagegen in Betracht zog. „Aber finden Sie es nicht überwältigend großartig?“ sagte sie, ihrem eigenen Empfinden Ausdruck gebend.

Mr. Newson blickte ruhig im Kreise umher, während sie dem Ausgang zuschritten. „O well,“ sagte er trocken, „ich glaube, daß es sehr großartig ist, aber dear me, ich verstehe so wenig davon, und dann — finden Sie nicht so viele Götter oder so viele Heilige auf einem Haufen etwas unpraktisch? Nehmen Sie zum Beispiel einen Saint unter lauter worldlings, er wird Eindruck machen, aber viele zusammen — it's dull, you know.“

Thea lachte über diese Auffassung, bis ihr die Thränen in die Augen traten, und auch Anni konnte nicht umhin einzustimmen. „D diese Amerikaner!“ sagte sie amüsiert, „genau so hätte Mary auch sprechen können.“

„Mary . . .?“ sagte Mr. Newson und sah sie an. Anni wurde glühend rot; es fiel ihr plötzlich schwer auf die Seele, daß sie nicht gleich das erste Mal von ihrer Cousine zu ihm gesprochen hatte — ja, warum hatte sie es nur nicht gethan? „Meine Cousine aus New York, die bei uns in Wintershausen zum Besuch ist,“ sagte sie rasch, „Mary Miller.“ „Indeed!“ rief Mr. Newson aus und sah Anni doppelt interessiert an, „dann sind Sie ‚Anni‘, von der Mary geschrieben hat.“

„Das ist ja sehr amüsiert,“ sagte Thea jetzt, die Anni in einer Verlegenheit sah, die sie sich nicht recht zu erklären vermochte, „wahrscheinlich hatte Mary nie den Familiennamen meiner Freundin hier erwähnt.“

„No, und da die Tante auch einen andern führt, konnte ich unmöglich auf diesen Zusammenhang kommen,“ sagte Mr. Newson; „aber wie geht es Miss Mary?“

„D, ich denke gut. Sie ist vor kurzem mit einer Freundin meiner Tante nach der Riviera gereist.“

„That's Italy, is it? O well, das ist eine gute Idee, das ist sehr praktisch, da kann sie bequem mit ihrem Vater in Paris zusammentreffen.“

„Kommt mein Onkel denn so bald herüber?“ fragte Anni rasch.

„Eher wenigstens als er dachte,“ war die Antwort; „er fabelte es nach New York gerade ehe ich vor vierzehn Tagen dort abreiste, ich denke, wir

werden ihn hier haben by Christmas — zu Weihnachten.“

Schon zu Weihnachten! Annis Herz zuckte auf — so würde Mary nicht wieder mit Johannes zusammentreffen, wenigstens nicht für längere Zeit . . . Eine Anrede Mr. Newsons verhinderte sie, ihren Gedanken zu folgen, und dann verließen sie das Museum, Thea nahm den jungen Amerikaner mit in ihren Wagen und so fuhr man nach der International Bar, wo man einen Imbiß nahm; dann verabschiedete sich Mr. Newson.

Nach dem Mittagessen lag Anni ganz erschöpft auf Theas Chaiselongue.

„Anni,“ sagte Thea, die in der Dämmerung in einem Sessel lehnte.

„Nun?“

„Hat Mary nie von diesem Mr. Newson erzählt?“

„Doch — zu Anfang,“ sagte Anni; sie würde jene Scene in Tante Cordulas Küche nie vergessen haben.

„Nachher nicht mehr?“

„Es ist mir nicht aufgefallen.“

Darauf schwiegen sie wieder, aber Frau Thea hatte so ihre eigenen Gedanken bei dieser Sache, sie kombinierte, und kombinierte richtig.

Am andern Tage kam ein Brief von Tante Cordula, in dem ein solcher von Mary an die Tante eingeschlossen war. Sie amüsierte sich prächtig, berichtete sie in bester Laune, das Wetter sei herrlich, Mrs. Wallerstedt sei the dearest lady in the world, und sie sei ihr von Herzen dankbar für ihren Vorschlag, sie mitzunehmen. Zu allem hoffte sie, dear Freddy schon in nicht allzu ferner Zeit wiederzusehen, er habe ihr geschrieben, daß er wohl schon um Weihnachten in Paris sein werde, wo sie ihn treffen solle. Auch ihr Freund Dick Newson würde dann dort sein, da derselbe jetzt schon auf dem Kontinent sei und wahrscheinlich augenblicklich in Berlin sich aufhalte. Dann noch alles Herzliche für Tante Cordula, Anni und die Wallerstedts und ein kurzer, eiliger Schluß. Von Johannes nicht ein einziges Wort! War es Absicht, oder hatte sie ihn schon so bald vergessen? Das erstere lag eigentlich nicht in Marys Natur, sie würde, wenn er noch eine hervorragende Rolle in ihrem Seelenleben gespielt hätte, auch offen von ihm geplaudert, nach ihm gefragt, ihm Grüße gesandt haben; so mußte es denn doch wohl so sein, daß die neue Umgebung, der Zauber der Gegenwart und daneben die Aussicht, ihre Lieben aus der Heimat wiederzusehen, alles andere in ihrer Seele hinwegspülte, als sei es niemals dagewesen . . . Anni seufzte. Sie dachte an Johannes, und wie er wohl seinerseits empfinden mochte.

* * *

Einige Tage später, als Anni aus der Maskstunde nach Hause ging, schloß sich Cora Morelli ihr an. Das seltsame Mädchen hatte noch nie mit einer der übrigen Schülerinnen gesprochen oder überhaupt sich einer von ihnen genähert, jetzt trat sie zu Anni heran. „Wir haben ein Stück denselben Weg,“ sagte sie.

Anni machte eine freundlich-zustimmende Bewegung. „Wo wohnen Sie?“ fragte sie, um nicht durch Schweigen zurückzuweisen.

„In Moabit,“ war die Antwort, die aber so kurz und schroff gegeben wurde, daß man sah, es war der Sprecherin nicht darum zu thun, von sich selbst zu reden. „Sie sind keine Landskasterin,“ sagte sie dann ohne weitere Einleitung — „Sie sollten Porträt malen.“

Anni fuhr herum. Sie erschraf förmlich, als man hier ihre innersten Gedanken so ohne Umschweife aussprach, aber die sonderbare kleine Kollegin, über deren Persönlichkeit sie schon wiederholt gegrübelt hatte, gewann damit plötzlich ein ganz neues, persönliches Interesse für sie. „Wie kommen Sie darauf?“ fragte sie, indem sich ihre Überraschung unwillkürlich in ihrem Ton malte.

„Etwas in Ihrem Stil zu malen sagt es mir, und dann — es fielen da neulich einige Zeichnungen aus Ihrer Mappe heraus — Köpfe . . .“

„O —!“ machte Anni mit glühendem Erröten — sie hatte nicht geglaubt, daß irgend jemand es beachten würde, und hatte die verstreuten Blätter schnell wieder eingesammelt: drei, vier und mehr verschiedene Skizzen und Versuche von Johannes' schönem, ausdrucksvollem Kopf — sie hatte der Versuchung nicht widerstehen können, sich die geliebten Züge wenigstens im Bilde nahe zu bringen, und sie hatte die Blätter in ihrer Mappe aufbewahrt, weil sie ihr da am sichersten vor fremden Blicken dünkten.

„Sie brauchen nicht so zu erschrecken,“ sagte Fräulein Morelli, und ein spöttisches Lächeln flog über ihr kleines seltsames Gesicht, „ich verrate Sie nicht. Aber Sie sollten einmal darüber nachdenken, und wenn Sie das Richtige erkannt haben, kurz entschlossen einen Strich machen und neu anfangen, noch ist nichts versäumt — Adieu, mein Weg führt jetzt rechts ab.“ Mit kurzem Nicken war sie rasch davongegangen.

Anni stürmte nach Hause. Da hatte ihr nun jemand anderes gesagt, was sie selbst schon immer gefühlt und ersehnt hatte, jemand, dem sie mehr Unparteilichkeit zutrauen durfte als sich selbst, der nicht wie sie von der Sehnsucht, die Gesichter seiner Lieben gestalten zu dürfen, bestimmt und vielleicht beirrt wurde, jemand auch andererseits, der genug von der Kunst verstand, um ein Urteil haben zu können.

Mit geröteten Wangen lief sie eilig die Stiege zu ihrem Zimmer empor, sie warf Hut und Handschuhe weg und öffnete ihre Mappe — ja, da war er, das waren seine geliebten, ernstesten geistvollen Züge, sie durfte sich eingestehen, daß diese Skizzen mehr waren als ein ungeschicktes Taster: es war Individualisierung darin, etwas von jener „intimen“ Ähnlichkeit, die oft so schwer zu erreichen ist, und ohne die doch auch das korrekteste Porträt nur ein lebloses Konterfei bleibt. Mit heißen Wangen und klopfendem Herzen ließ sie ein Blatt nach dem andern durch ihre zitternden Hände gleiten — ja, ja, sie hatte recht, dies Fräulein Morelli, dieses seltsame

kleine Wesen — das war das Feld, wo sie Befriedigung finden konnte, dies war Leben, Unmittelbarkeit, war das, was sie unter ihrer Kunst unwillkürlich immer verstanden —

„Anni!“

Mit einem Schrei fuhr Anni empor. „Mein Gott, Thea, wie Du mich erschreckt hast,“ stotterte sie.

„O — das wollte ich nicht! Aber ich dachte, es sei Dir etwas passiert oder Du siehst nicht wohl, weil Du gar nicht zu Tische kamst; es hat schon dreimal geläutet.“

„O, verzeih!“ sagte Anni mit einem vergeblichen Versuch, ihre Zeichnungen schnell zu verbergen, und wie ein ertappter Verbrecher versuchend, sie wenigstens mit ihrer Person zu bedecken, in der Hoffnung, daß Thea nun vorausgehen würde. Aber darin hatte sie sich geirrt.

Thea stand da, wiegte sich wie ein mutwilliges Kind hin und her und lächelte ganz verschmüht.

„Um, daß Du nicht krank bist, sehe ich ja,“ sagte sie, „auch daß ich Dir einen Gefallen thäte, wenn ich jetzt ginge. Da es aber leicht möglich ist, daß wir über Deine wahren Vorteile recht verschiedener Ansicht sind, so werde ich so neugierig sein und mich ein bißchen näher um jene Blätter da kümmern, und Du wirst artig sein und sie mir zeigen.“

„Thea!“ rief Anni erschrocken aus und trat mit ausgebreiteten Armen vor ihre Heiligtümer, „thu' mir die Liebe und sieh sie nicht an — ich sehe Dich an — Thea . . .“

Aber Thea blieb ungerührt. Bereits stand sie an der andern Seite des Tisches und hatte eines der Blätter ergriffen. „Aber Kind, Baby,“ rief sie aus, „das ist ja ganz prächtig gemacht, das hast Du gekonnt, ganz allein gekonnt, ohne Lehrer? Du bist ja ein Porträt-Genie, wie's im Buche steht, das muß ich doch gleich Feliz —“

„Nein, Thea,“ rief Anni geängstigt, „das wirst Du mir nicht anthun, das nicht! Ich will alles thun, was Du haben willst, will zeichnen, wen Du magst, aber diese Blätter laß mir als mein heiliges Eigentum!“ Anni stockte, sie fühlte, daß sie sich verriet.

Thea legte das Blatt, das sie in der Hand hielt, nieder und blickte Anni lächelnd an. „Ich sehe, daß ich Dir den Willen thun muß,“ sagte sie, „aber schlecht ist's doch von Dir, daß Du Deiner alten Thea so wenig Vertrauen schenkst. Aber warte nur, es kommt doch die Stunde, wo's beichten heißt, und dann werde ich Dir alles sagen, was Du auf dem Herzen hast, Du böses Kind! Jetzt komm, sonst wird selbst mein guter Feliz ungeduldig.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Seit jener Begegnung im Museum sah Anni Mr. Newson sehr häufig. Der junge Amerikaner schien sich ganz besonders angezogen zu fühlen von der schönen blonden Deutschen, deren ganzes Wesen eine Ruhe zur Schau trug, die ihm neu und interessant war. Seine Landsmänninnen sind lebhaft, laut und von verblüffender Offenheit, hier war

lächelnde Ruhe, mädchenhafte Zurückhaltung und bei aller Wahrheit doch ein so schönes Maß in allen Äußerungen dieses Mädchens, daß Richard Newson zum ersten Mal in seinem Leben fand, es gäbe vielleicht doch noch einige Kleinigkeiten auszuheken an seinen lustigen amerikanischen Landsmänninnen. Mit einer Geschicklichkeit, die Theas ganzes Amüsement war, und von der Anni zuerst überhaupt nichts merkte, verstand er es, den Gegenstand seiner Bewunderung fast täglich zu treffen. An den Sonntagen der Dannenbergs gab es fortan keinen Gast, auf den man mit solcher Sicherheit rechnen konnte, wie auf Mr. Dicky Newson; wenn Thea und Anni ihre Besorgungen machten, so waren sie sicher, in irgend einer der fashionablen Straßen, in denen sie sich bewegten, sehr bald die charakteristische Gestalt des jungen Amerikaners wie von ungefähr auftauchen zu sehen, und die hauptsächlichsten Geschäfte des jungen Mannes schienen plötzlich in der unmittelbaren Nähe von Professor Es Villa zu liegen und zwar um die Stunde, wo an gewissen Tagen die weibliche Malklasse ihren Unterricht schloß.

Allmählich freilich mußte selbst Annis Harmlosigkeit auf diese sonderbaren „Zufälle“ aufmerksam werden, und die Redereien ihrer Mitschülerinnen thaten das übrige, um sie die wiederholten Begegnungen zuletzt peinlich empfinden zu lassen. Sie fühlte daher eine Art Erleichterung, als der junge Amerikaner einige Male nicht erschien. Statt dessen traf sie eines Tages den Doktor Molenaar.

Derselbe grüßte sie sehr verbindlich und bat um die Erlaubnis, sich ihr anschließen zu dürfen; Anni neigte zustimmend den Kopf, dann schritten sie stumm eine Weile nebeneinander her. Mit einer gewissen Verlegenheit sah Anni ihren Begleiter an. Es bestand zwischen diesen beiden so sehr verschiedenen Menschen eine Art von sonderbarem Freundschaftsverhältnis. Da Doktor Molenaar in dem Hause ihrer Freundin aus und ein ging und auch sonst in den Kreisen, wo Thea und ihr Mann verkehrten, überall heimisch war, so sahen sie sich sehr häufig. Der gefürchtete Litterat, vor dessen ironischer Zunge wie vor seiner scharfen Feder sonst niemand sicher war, benahm sich diesem jungen, unerfahrenen Mädchen gegenüber mit einer staunenswerten Rücksicht und Sanftmut. Er entwickelte eine geradezu rührende Geschicklichkeit darin, für Annis Unerfahrenheit allerlei gesellschaftliche Schwierigkeiten zu glätten, ihre Sicherheit zu fördern und ihr nach jeder Richtung hin Freundlichkeiten zu erweisen, Annehmlichkeiten zu bereiten. Anni sah es und empfand diese zarten Rücksichten und Aufmerksamkeiten seinerseits um so dankbarer, als Doktor Molenaar im allgemeinen für einen schroffen, rücksichtslosen Patron galt, dem man seine resoluten Wahrheiten nur verzieh, weil er sie in geistreicher Weise vorbrachte, oder — weil man ihn fürchtete. Anni fürchtete ihn nicht, und daß sie sich durch die geistreiche Hülle seiner oft bitteren Satire so wenig blenden ließ, daß sie sie gar nicht zu bemerken schien, das war es, was ihn zu diesem einfachen, reinen Mädchencharakter hinzog und ihm eine Hochachtung für Anni Augustin abnötigte, wie er sie

fonst kaum für ein anderes weibliches Wesen empfand. Er hatte ihr gegenüber allmählich die protegierende Rolle eines älteren Bruders angenommen, der die Unschuld und Klarheit seines Schwesterchens wie eine eigene innere Erhebung empfindet, dafür aber auch sich das Recht anmaßt, sie gelegentlich zu rüffeln, wenn sie ihm aus dem Kurse steuern zu wollen scheint. Anni kannte diese „Abfanzelungen“ schon, sie hatten aber ihr gutes Einvernehmen niemals ernstlich getrübt, da sie sich bisher immer nur um verhältnismäßig gleichgültige Dinge bewegt hatten. Heute jedoch schien der Doktor ernstlich böse zu sein. Anni begann sein Schweigen peinlich zu werden, sie brach es mit einer gleichgültigen Bemerkung:

„Ich glaube, heute wird wieder gute Eisbahn sein,“ sagte sie in möglichst harmlosem Tone.

Diese anscheinende Nichtbeachtung seiner Stimmung schien den Doktor völlig wütend zu machen. Er hielt plötzlich seine Schritte an, sah Anni zornig ins Gesicht und sagte ohne jeden Übergang: „Beabsichtigen Sie diesen jungen amerikanischen Windhund zu heiraten, Fräulein Augustin?“

Anni wurde glühendrot, aber der Zorn ihres „Mentors“ war auch wiederum zu komisch in seiner elementaren Äußerung; wäre es nicht gerade Dicky Newson gewesen, um den es sich handelte, sie hätte ihm geradeswegs ins Gesicht gelacht. Aber nun hatte sie doch ein wenig ein schlechtes Gewissen. Thea hatte vollkommen recht gesehen, wenn sie behauptet hatte, dieser Mr. Newson habe die entscheidendste Anlage, sich sterblich in Anni zu verlieben, und Anni hatte nicht umhin gekonnt, sich zu gestehen, daß er diese Anlage auf das erfolgreichste in sich ausgebildet hatte. Und sie? Nun, sie hatte ihn einfach nicht daran gehindert. Ihr Entsetzen über Theas Äußerung an jenem ersten Abend war ihr bald kindisch übertrieben und unnötig sentimental erschienen — was konnte es Mary schaden, wenn sie, Anni, sich hier von dear old Dicky für ein paar Wochen die Cour machen ließ! Ihr Herz war ja doch unwiderruflich vergeben und würde sich nie daran beteiligen; vor allem aber hatte es selbst auf Annis gutmütiges Herz einen unwiderstehlichen Reiz ausgeübt, daß sie, die ungeschickte, nichtsbedeutende Kleinstädterin, nun imstande war, ihre glänzende Cousine bei diesem anspruchsvollen Amerikaner zu verdrängen. Da Mr. Newsons Art auch mehr Zähigkeit als Sentimentalität aufwies, so war sie um so mehr dazu gekommen, das Ganze als einen Spaß anzusehen, der mit Marys Erscheinen sofort seine Bedeutung verlieren würde. Die zornigen Worte Doktor Molenaars machten sie jedoch plötzlich stutzen und zeigten ihr die Sache in völlig verändertem Licht. Wie wenn Dicky Newson nun auch der Meinung war, daß sie ihn heiraten wolle?! Anni erschrak heftig bei diesem Gedanken. Es konnten dann nur zwei Gesichtspunkte in Frage kommen, und beide waren gleich peinlich und schlimm. Entweder er hatte seinerseits keinerlei solche Absichten, und dann

würde er sich sicherlich über die thörichte kleine Deutsche lustig machen, die den reichen Amerikaner gern festhalten möchte, oder aber seine Gefühle für sie waren mehr als die eines gewöhnlichen Flirtationanfalles, und dann war, was sie that, ein schweres Unrecht.

Dies alles flog im Nu durch Annis Kopf, während sie ebenfalls stillstand und den Doktor bestürzt ansah. Dieser wiederholte seine Frage mit noch größerer Heftigkeit: „Also — wollen Sie ihn heiraten — ja oder nein!“

Sein befehlshaberischer Ton und seine schroffe Art reizten Anni zum Trotz. „Darf ich fragen, was Sie dies angeht?“ sagte sie, ihn hochmütig ansehend und ihren Weg wieder aufnehmend.

„Was es mich angeht!“ rief der Doktor, „was es mich angeht! Soll es mir etwa gleichgültig sein, wenn Sie, die ich bis jetzt für etwas Besseres hielt als Ihre Geschlechtsgenossinnen im allgemeinen; Sie, an deren Geradheit und Ehrlichkeit ich geglaubt wie an die Sonne, an der ich mich erquickt habe in dieser trostlosen Ziergartenwirtschaft der Großstadt — soll ich es etwa ruhig mitansehen, wie Sie sich ebenfalls zu so einer Zweck- und Zierpflanze erniedrigen lassen, indem Sie diesen Menschen heiraten, der — der —“ Der Doktor suchte augenscheinlich nach einem parlamentarischen Ausdruck, mit dem er den armen Dicky beglücken konnte.

„Und wieso würde ich mich erniedrigen, wenn ich es thäte!“ sagte Anni trotzig.

„Weil er nicht zu Ihnen paßt, dieser fremde, trodene Dollarmensch; weil sich Ihre Seelen fremd bleiben werden bis in alle Ewigkeit; weil Sie ihn nicht lieben und weil er bloß verliebt in Sie ist, ohne eine Ahnung von Ihrem wahren Werte zu haben! Aber alles dies würde nur ein Unglück sein und keine Schuld, wenn Sie es nicht sähen und nicht wußten. Aber weil Sie es wissen, würde es mehr sein als eine Schuld — es wäre eine Niedrigkeit!“ Pustend und schnaubend ging der Doktor an ihrer Seite daher. Anni wurde durch seine Aufgeregtheit wieder ruhig.

„Haben Sie sich nun genug ereifert?“ sagte sie gelassen, „dann kann ich Ihnen sagen, daß ich nie daran gedacht habe, Mr. Newson zu heiraten.“

Den Doktor ärgerte ihre nachlässige Art. „Nun dann — dann finde ich Ihr Benehmen zu dem jungen Menschen mindestens unverständlich,“ sagte er zornig, „warum erlauben Sie ihm dann, sich wie ein Schatten überall an Ihre Fersen zu heften?“

Sie waren jetzt vor der Dannenbergischen Villa angelangt; Anni stand vor dem Erzürnten still, sah ihn lächelnd an und streckte ihm die Hand hin. „Seien Sie nur wieder gut, Herr Doktor,“ sagte sie, „der Schatten wird sich sehr bald von mir abwenden, so gründlich wie der eines Peter Schlemihl, lassen Sie nur meine Cousine Mary erst hier sein,“ und damit überließ sie es dem Doktor, sich diese mystische Äußerung nach seinem Gefallen zurechtzulügen.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Maiensonntag.

Goldüberstimmte, lachende Auen,
Sonntagsfrieden in Wald und Feld . . .
Freundlich grüßendes, heiteres Blauen,
Wolkenthülltes Himmelszelt.

Rosende, schmeichelnde Maienwinde
Liebliche Kühlung im flüsternden Wald,
Blütenprangende, schattige Linde,
Heilige Stille auf bunter Halb' . . .

Duftende Maien, blühender Flieder,
Schmetternder, jubelnder Lerchenschlag,
Ladender Glocken melodische Lieder . . .
Herzerguckender Maientag . . .

Wilhelm Schoof.

Vogelschutz!

Uns ist folgender Aufruf zugegangen, den wir der guten Sache wegen ungekürzt zum Abdruck bringen:

Die Vernichtung der Vogelwelt hat eine so verhängnisvolle Ausdehnung angenommen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich ihr immer schärfer zuwendet.

Der Vogelschutz wird längst nicht mehr als Gefühlsache, und als Zweig des allgemeinen Tiereschutzes angesehen, sondern er hat sich als auf das engste mit den praktischen Interessen des Menschen und seines ganzen Daseins verbunden herausgestellt. Daß es so ist, dafür liefert schon die Thatfache den Beweis, daß die Vogelschutzfrage auf dem Programm der internationalen Verhandlungen steht, daß die Regierungen der Kulturstaaten, respektive ihre Diplomaten und Ministerien sich endlich mit ihr befassen, daß es keine maßgebliche Stimme giebt, die nicht bringend Abhilfe für die Gefahren, welche der Vogelwelt drohen, verlangt.

Die Gefahren sind sehr mannigfaltige, und ihr Zusammenwirken arbeitet an der Ausrottung ganzer Vogelgeschlechter.

Der Vogelfang für Speise- und Modezwecke ist nach Millionen zu berechnen. Dazu kommt die Vogelstellerei im Kleinen, als Verstoß gegen bestehende Gesetze, das Zerstören der Nester, das Ausnehmen der Eier. Dazu kommen die Kultureinrichtungen wie Telegraphen- und Telephonbrähte, Leuchttürme, an denen Massen von Vögeln zu Grunde gehen. Dazu kommen auch noch die natürlichen Gefahren auf der Wanderschaft, durch Ungunst des Klimas, und, wenn auch nur zum kleinsten Teil, die durch andere Tiere, welche durch eigenen Hunger auf solche Nahrung angewiesen sind.

Gegen die vielerlei Feinde der Vögel wird ein Hilfsheer zusammengezogen, dessen Wirksamkeit teilweise noch der Zukunft vorbehalten bleibt, das aber schon für den Augenblick in nicht zu unterschätzender Weise brauchbar ist. Das sind die Kinder.

Die Gründung von Jugendvereinen zum Schutze der Vögel wird immer bringender gefordert und gefördert.

Es versteht sich von selbst, daß das Schonen und Schützen der Geschöpfe, das Beobachten ihres Lebens, das Mitleid mit ihren Leiden, das Verständnis für ihre Freuden, das Sorgen für ihre Bedürfnisse einen außerordentlich verebenden, bildenden Einfluß auf Gemüt und Geist des Kindes haben muß. Philosophen und Rechtslehrer haben, besonders im Hinblick auf die zunehmende Verrohung des Volkes mit ihrem Gefolge von Verbrechen, den Tiereschutz als Mittel zum Menschenschutz befürwortet. Darüber ist genug geredet und geschrieben worden. Auf diesem fliegenden Blatt kann darauf nur andeutend hingewiesen werden.

Hier handelt es sich um den wirklichen Notstand der Vögel, der allseits erkannt ist, und für den auf ernste Abhilfe gedacht wird. Gerade ihm gegenüber vermögen schon die Kinder viel. Es heißt dem Baum des Bösen die Art an die Wurzel legen, wenn man die künftige Generation so erzieht, daß sie auf den Unfug nicht mehr verfällt, den die heutige begeht. Nur ein junges Volk kann noch verebelt werden. Ein guter Baum wird auch gute Früchte bringen. Der wirkliche Vogelliebhaber wird keinen Vogel essen. Der Vogel auf dem Hut wird ihm ein Grauel sein. Zu Vogelliebhabern sollen die Kinder erzogen werden. „Tiere kennen, heißt Tiere lieben — Tiere lieben, heißt Tiere schützen, und endlich: Tiere schützen, heißt Menschen nützen.“ Das ist ein einfacher Gang, der mit dem Kinde leicht zu machen ist.

Thatsächlich gehört der junge Mensch zu den Zerstörern der Vogelwelt. Er stellt den alten Vögeln nach, nimmt die Jungen aus dem Nest und stiehlt die Eier. Die Verzeichnisse der bei den Tiereschutzvereinen eingegangenen Anzeigen von Tierquälereien weisen genug Zeugnisse auf für den Zug der Jugend, sich an der Vogelwelt zu vergehen.

Der Bericht des „Neuen Leipziger Tiereschutzverein“ klagt, daß die eingegangenen Anzeigen ein nur zu sehr abschreckendes Bild von den Warmherzigkeitsbegriffen des Volkes gegen die Tierwelt geben, und daß sich unter den ertappten Übeltätern so viel Schulknaben befinden. Hier sind einige der Gendarmmeldungen:

Schulknaben Gustav B. und Anton Sch., Möckern. Diese hatten Tauben gestohlen und ihnen die Beine ausgerissen.

Schulknaben Max G. und Max K., Portitz, hatten wiederholt Vogelnester ausgenommen, die Vögel eingesperrt und gequält.

Schulknaben Paul M. und Karl K., Plauszig, hatten wiederholt Vogelnester ausgenommen und die Vögel gequält.

Knabe J. hat eine Ente so lange gejagt, bis sie liegen geblieben, ihr Flügel und Beine abgeschnitten und sie dann totgeschlagen.

Der Tiereschutzverein von Nürnberg erhielt in einem Jahre 14 Anzeigen von Ausheben von Nestern von Staren, Amfeln etc., Fangen von Singvögeln mit Leimruten mit dabei vorgekommenen sehr grausamen Quälereien.

Der Tiereschutzverein zu Colberg läßt dem Rektor der dortigen Bürgerschule eine Verwarnung zukommen, weil mehrere Knaben der Anstalt mittelst Schleuderstäbchen die

Nester der Uferschwalben ausgebreht und die junge Brut zerstört haben.

Dem Unterfränkischen Tierschutzverein schreibt ein Pfarrer:

„Ich habe in meiner Pfarrei einen unverbesserlichen Tierquäler und Vogelneftausnehmer, den Sonntagsschüler M. W., dem es ein Vergnügen macht, die armen Tiere zu quälen. Trotzdem ich ihn mehrmals selbst ganz empfindlich gestraft habe, ließ er es sich beikommen, zwei alte auf dem Kirchturme nistende und brütende Dohlen deren lustiges Treiben mir als Nachbarn der Kirche außerordentlich gefiel, auszunehmen, denselben bei lebendigem Leibe die Flügel abzuschneiden, so daß die armen Tiere elendiglich verfaulen, die Jungen aber verhungerten.“

Die „Tier-Börse“ berichtet folgenden bei der Rixdorfer Polizei angezeigten Fall: „Eine Anzahl von Schulknaben hatte Rattenfallen aus starkem Eisendraht aufgestellt, diese locker mit Erde bedeckt und darauf Leimruten und Fütterung gelegt, um auf diese Weise Singvögel zu fangen. Viele der gefiederten Säger gerieten auch infolge der Lockspeisen in die Fallen, wodurch denselben die Beinchen zerquetscht wurden. Damit aber nicht genug, eilten die Rangen auf die Schmerzensschreie der Gequälten herbei und rissen ihnen die Köpfe, Flügel und Beine aus . . .“

Doch weiter!

Vor solchen Dingen sollen die Kinder und die Vögel bewahrt werden.

Außerdem kann das Kind im Vogelhaushalt thatsächlich Gutes thun. Die Vogelnot des Winters zu lindern, dazu reichen seine jungen Kräfte aus. Dazu wird ihm auch der Erwachsene seine Hilfe nicht versagen. Es kann Futterplätze anlegen und dieselben zum Teil mit im Sommer selbst gesammelten Sämereien versorgen. Es kann warmes Wasser hinstellen, da die Vögel im Winter oft sehr vom Durst zu leiden haben sollen. Es kann im Frühjahr durch geeignete Vorkehrungen die Herstellung von Brutplätzen erleichtern, kann die Nester überwachen und schützen.

In Erkenntnis der Wichtigkeit des Vogelschutzes durch die Kinder sind alle Tierschutzvereine bemüht, durch Verteilung von Flugschriften an Lehrer und Kinder, durch Belohnungen, durch Abgabe von Vogelfutter, kurz auf jede Weise in diesem Sinne zu wirken. Auf dem Programm mancher dieser Vereine steht auch die Gründung von Kindervogelschutzgesellschaften.

Diese Gründungen haben vielfach ihr Hindernis an der deutschen Angstlichkeit gefunden, der, wenn sie sich auch einmal nach rechts und links dreht, der Zopf doch immer hinten hängen bleibt. Den Jugendvereinen gegenüber kleidet sie sich in die steifen Falten pädagogischer Bedenken. Der Wett-eifer könne die Sucht zur Angeberei, könne einen falschen Ehrgeiz groß ziehen, könne das Gute nur der Belohnung, der Anerkennung wegen geschehen lassen und dergleichen mehr. Es ist wohl hohe Zeit, solche Bedenken als unzeitgemäß zu verwerfen. Um die wenigen, deren häßliche Charaktereigenschaften, wie hämische Angeberei und ähnliches vielleicht Nahrung finden könnten, darf man die vielen nicht leiden, darf man sich die offensbaren Mißstände nicht über den Kopf wachsen lassen. Wett-eifer im Guten ist auch wohl kaum die schlimmste Bethätigung menschlicher Schwäche. Ehrgeiz das Gute zu thun, ist wohl immer besser, als Ehrlosigkeit in schlechtem Handeln; und Gutes thun der Belohnung wegen, ist im schlimmsten Falle immer noch besser, als nicht einmal aus Furcht vor Strafe das Schlechte lassen zu können.

Wo man sich entschlossen hat, den allgemeinen Forderungen Rechnung zu tragen, erfreut man sich der schönsten Erfolge.

England und Amerika besitzen seit vielen Jahren humanitäre Jugendvereine: Bands of mercy. Ihr Programm ist: Barmherzigkeit für Mensch und Tier. Die Vereinstage dieser Bands, deren es im Jahre 1880 schon 5500, mit fast 1/2 Million Mitglieder, gab, gestalten sich zu Festtagen für die ganze betreffende Stadt, an denen Bischöfe, Bürgermeister und Herzöge Ansprachen halten. In den Schulen Londons werden Tierschutzaufsätze für die königliche Gesellschaft zum Schutz der Tiere geschrieben. Die Zahl der eingelieferten Arbeiten hat im Jahr schon fast 80 000 betragen. Die Preisverteilung findet im Krystallpalast durch Damen der höchsten Kreise, oft durch königliche Prinzessinnen statt. Im Jahre 1876 wußte der Redakteur der „Newcastle Wochenchronik“, indem er einen „Kinderwinkel“ in seiner Zeitung einrichtete, eine Anzahl Kinder derartig in einem Sinne zu vereinigen, daß eine Verbindung daraus entstand, deren Mitglieder sich selbst „The Dicky Bird Society“: kleine Vogelschutzgesellschaft, nannten. Nach 10 Jahren zählte die Genossenschaft schon 500 000, über das ganze britische Reich verstreute Mitglieder. Die Grenzen erweiterten sich. Das Ziel wurde: Barmherzigkeit gegen alle Wesen.

Heute ist die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf diese Vereinigung gerichtet, deren genialer Leiter unter dem behaglichen Namen Onkel Toby die Kindercharen zu sich heranzieht, zauberhaft wie der Rattenfänger von Hameln. Aber nicht zu ihrem Verderben, sondern zum Segen für sie und alle Geschöpfe. Die Zeitungen preisen den guten Einfluß, welchen diese Vereine auf die Sitten der englischen Jugend geübt haben. Die Verminderung der jugendlichen Verbrecher um die Hälfte, welche man seit 30 Jahren in England beobachtet hat, wird mit dem seit jener Zeit als Erziehungsmittel gepflegten Tierschutz in Verbindung gebracht. Dasselbe Verhältnis von Tierschutz und Sittlichkeit wird von der Schweiz angeführt. Mangelhafter Tierschutz ist ja längst als Zeichen eines niederen Kulturstandpunktes anerkannt worden. Auch der Norden, Norwegen, Schweden, Finnland, wo der Dichter Topelius einen Kinderverein gründete, sind in diesen Bestrebungen nicht zurückgeblieben.

In einem Unternehmen ähnlicher Art wie die englischen hat es Deutschland nicht gefehlt. J. F. C. Rühlmann in Bremen gründete ebenfalls in den siebziger Jahren den „großen deutschen Reichsbund zum Schutze der Tiere“. Das ist ein Jugendbund, den der Gründer mit der größten Opferfreudigkeit, Arbeiten und Kosten selbst tragend, leitete, bis der Tod ihn im hohen Alter abrief. Auch dieser Verein zählt viele Tausende von Mitgliedern. Aber die öffentliche Anerkennung pfückt in Deutschland lieber für andere Dinge Lorbeeren.

Nach dem wie der gemüthvolle Deutsche sich im allgemeinen zum Tierschutz stellt, verzichte ich darauf, die Vogel-schutzangelegenheit der großen Welt, die ich darauf aufmerksam machen möchte, „an das Herz zu legen“. Wir wollen lieber niemand Gelegenheit geben, uns mit Einwendungen der „Sentimentalität“ und verwandten Schlagworten unnütz aufzuhalten. Fußen wir einfach auf den Forderungen eines von vernünftigem Standpunkte aus dringend gewordenen Bedürfnisses.

Diese Forderungen werden in Frankreich seitens der Regierung schnell in die erspriessliche That umgesetzt. Der

französische Unterrichtsminister hat in öffentlichen Rundschreiben die Gründung von Vogelschutzvereinen in den Schulen anempfohlen. Es bestehen dort eine große Anzahl solcher Schülervereine, die in rascher Zunahme begriffen sind. Öffentliche Belohnungen werden den Instituten ausgesetzt, welche am besten dem Aufruf des Ministers entsprechen. Überhaupt steht das französische Unterrichtsministerium den Kindertierschutzvereinen außerordentlich freundlich gegenüber. In einem Rundschreiben an die Provinzialschulbehörden äußert es sich u. a.: „Solche Vereine haben in allen Departements, wo sie existieren, äußerst befriedigende Resultate ergeben. Außer den Diensten, die sie der Landwirtschaft durch den Schutz der Haustiere leisten, tragen sie zur sittlichen Erziehung bei durch Gewöhnung an Mitleid und milde Sitte. Ich würde deshalb mit Freude die Ausbreitung dieser Schülervereine sehen, und ich ersuche Sie, die Gründung derselben den Lehrern ans Herz zu legen.“ Das betreffende Ministerium macht sogar Vorschläge für die Statuten, und fordert genaue Berichte über diese Angelegenheit ein.

Soweit sind wir nun freilich noch nicht. Aber geregt in diesem Sinn hat es sich auch bei uns schon lange. Schon mit Herrn Rühmann zugleich war ein Schulmann für diese Sache schöpferisch thätig, der Konrektor Garbs zu Dannenberg (Hannover), der vor etwa 30 Jahren seine Schüler zu einem Vogelschutzverein zusammenrief. Solche Vereine entstanden danach in allen Ländern Deutschlands. Es gab damals Lehrer, welche diese Bestrebungen für „unnötig“ und „unnatürlich“ erklärten. Daß sie nicht unnötig sind, hat sich inzwischen durch die Thatsachen ergeben. Ob es „unnatürlich“ ist, Kinder erklären zu lassen, sie wollen kein Tier quälen, kein Vogelneſt ausnehmen und dergleichen, die Frage muß allerdings jeder mit sich selbst erledigen, denn jeder gleicht doch nur dem Geiſt, den er begreift.

Jetzt bringt die Einsicht schon in die entlegensten Kreise. In Kiew reichten die Dorfschullehrer eines Bezirkes beim Tierschutzverein eine Bittschrift ein, derselbe möchte zustehenden Orts die Genehmigung erwirken, in sämtlichen Dorfschulen Schülervereinigungen zum Schutze der Vögel gründen zu dürfen. Zweck derselben solle sein, die Verfolgung des unter den Dorfkindern so gebräuchlichen Unſugs Vogelneſt zu pflandern und überhaupt Vögel zu quälen und zu verſolgen.

Nach den obwaltenden Verhältnissen, die hier in Stürze angedeutet sind, ist: 1. Der Noſtand der Vögel ein außerordentlich dringender, ist 2. als Mittel ihm zu wehren, die Gründung von Jugendvogelschutzvereinen erkannt worden.

Als Verein, deſſen Aufgabe es iſt, gegen den Maſſenmord der Vögel zu wirken, liegt es uns ob, den Weiſungen maßgebender Perſönlichkeiten auf dieſem Gebiet zu folgen und uns den zur Abhilfe gemachten Vorſchlägen anzuschließen.

Auch findet unſere Sonderbeſtattung ihre Rechnung vollkommen bei der Erziehung des Kindes zum Vogelschutz. Aus einem Kinde, das in dem angeſtrebten Geiſte herangewachſen iſt, wird niemals eine Frau werden, welche den Vogel als Buß- und Modeartikel betrachtet.

In Anbetracht alles deſſen iſt gegründet und tritt mit Veröffentlichung des Vorſtehenden ins Leben:

Der Margarethen-Verein.

Statuten.

1. Jedes Kind jeden Alters kann Mitglied werden.
2. Erwachsene treten als „Schützer“ bei mit einem Beitrag von 20 Pf. mit Übernahme der Verpflichtung, die Vereinszwecke in jeder Weise zu fördern.

3. Die Mitglieder verpflichten sich, die Vögel nach Kräften zu schützen, für Erhaltung der Singvögel zu sorgen, dem Zerſtören der Neſter, dem Ausnehmen der Eier und der Jungen und jeder ſonſtigen tierquäleriſchen Behandlung der geſamten Vogelwelt entgegenzutreten.

4. Der Verein zerfällt je nach den Orten, wo er Mitglieder zählt, in Abteilungen. Wer bereit iſt, die Gründung einer ſolchen Ortsgruppe in die Hand zu nehmen — es wird hierbei vor allem auf die Hilfe der Beſhrerinnen und Lehrer gerechnet — erhält Vogen zugeſtellt, um darauf die Beitrittserklärungen zu ſammeln.

5. Die Abteilungsvorſtände werden erſucht, eine Abſchrift dieſer Vogen alljährlich vor Herausgabe des Jahresberichtes an den Vorſtand des Hauptvereins einzusenden. Auch ſind ſonſtige Mitteilungen aus dem Vereinsleben ſehr erwünſcht.

6. Es wird den Mitgliedern anheimgegeben, ihre Fürſorge und Barmherzigkeit auf alle Geſchöpfe auszudehnen, darüber nachzudenken, wie ihren Leiden abzuhelfen ſei, aber vor allen Dingen den feſten Vorſatz zu faſſen, die Leiden nie zu vergrößern.

7. Eine hübsch ausgeführte Mitgliedskarte iſt für 10 Pf. vom Verein zu beziehen, doch iſt kein Kind zum Erwerb derſelben verpflichtet. Zeugen Beſhrer und ſonſt maßgebliche Perſönlichkeiten für beſondere Tierfreundlichkeit und Barmherzigkeit eines Mitgliedes, ſo bekommt dieſe Karte umſonſt zugeſtellt.

Wer bereit iſt, Vogen in Empfang zu nehmen, um Unterſchriften zu ſammeln, Ortsgruppen zu bilden und die Vorſtandschaft darüber zu übernehmen, Flugblätter zu verteilen und dergleichen mehr, wolle ſich melden und angeben, welche Art Thätigkeit er vorzugsweiſe für den Verein zu leiſten erbötig iſt.

Es wird gebeten, den Verein durch Gelbzuwendungen, freiwillige Erhöhung der Beiträge, Geſchenke und Stiftungen unterſtützen zu wollen. Unſere Aufmerkſamkeit iſt von Fachleuten hauptſächlich der Verbreitung geeigneter Blätter und Bücher zugewandt worden, und dieſe iſt ohne große Mittel nicht möglich.

Das „Margarethen-Blatt“.

Preis jährlich 1,20 Ml.

Für Schüler, Vereine, Wiederverkäufer zc. iſt der Preis auf 60 Pf. herabgeſetzt, bei Maſſenbezug von 500 an: 25 Pf., von 1000 an: 20 Pf., von 10 000 an: 15 Pf. das Exemplar. Dieſe Maſſenpreise gelten auch für Zeitungen, welche das Margarethen-Blatt als Beilage erwerben wollen. Ich bitte Proſpekt oder Probennummer verlangen zu wollen. Vorausbeſtellungen nehme ich entgegen.

U. Engel.

Vorſtand des deutſchen Bundes zur Bekämpfung des Vogelmaſſenmordes für Nohezwecke.

Wiesbaden, Roſenſtraße 2.

Spruchartiges.

1.

Poesie iſt Gottesgabe,
Die aus tieſten Tiefen quillt;
Nachtigall ſingt voll und mild:
Niemand weiß, woher ſie's habe.

2.

Trägst Du in Dir ein volles Leben,
Wird Dir die Welt auch Früchte geben;
Der ist allein ein armer Mann,
Der selber sich nichts geben kann.

Ferd. Franz Vogel.

Der Sündenbock.

Etwas Alltägliches von **Georg A. Albert.**

(Schluß.)

Da war Dir ein junger leichtsinniger Fähnrich — mehr eine Künstlernatur — er malte herrliche Bilder! Der Vater, ein zur Disposition gestellter Major, hatte ihn gewaltsam in den Soldatenstand hineingezwungen. Nun kostete die Spielwut und das galante, tolle Leben des Sohnes den Eltern viel Geld — mehr, als sie vielleicht anschaffen oder hergeben konnten. Bei den kleinen und großen Unregelmäßigkeiten, die er sich bisher hatte zu Schulden kommen lassen, sah ihm der Hauptmann — der ein Freund seines Vaters war — wo es anging, durch die Finger. Weder Ermahnungen, noch Verwarnungen, noch Drohungen halfen. Er konnte nicht gegen seine Natur. Da wurde der Unselige zum Diebe.“ —

Mein ehemaliger Schulkamerad atmete tief auf und faltete die Hände.

„Ich traf ihn zufällig bei der That —“ flüsterte er fast — „wie er mit scheuen Blicken das Zimmer des Unteroffiziers verließ, die gestohlenen Ersparnisse meines Vorgesetzten unter dem Mantel — ich allein. Den andern Tag meldete der Beraubte den Verlust. Eine strenge Untersuchung sollte eingeleitet werden. Die Kaserne wurde gesperrt. So mußte die kleine eiserne Kassette, welche das Geld bewahrte, ja bei irgend wem gefunden werden. Der Kommandeur war über die dem Regimente angethane Schmach außer sich. Ich war vom Montierungs-Sergeanten gerade in den Keller hinuntergeschickt worden, da stieß ich auf den Fähnrich, der zuerst erschreckt zurückwich, mir dann aber nachsichtlich und mich mit stummer, entschuldigender Gebärde beim Arm ergriff. Er sah bei dem fahlen Schein der Laterne, die ich in der Hand trug, fast unbeschreiblich aus. Leichenblaß, mit vor Furcht und Verzweiflung starren, hervorquellenden Augen, mit zitternden Lippen hielt er mich gepackt.

„Meißner!“ röchelte er. „Meißner — Du hast es gesehen — Meißner, was habe ich gethan!“

Und er ließ mich los und fuhr sich mit beiden Händen wimmernd nach dem Kopf.

Ich stand wie niedergedonnert und mußte mich gegen die Wand lehnen.

Einige stumme, schreckliche Sekunden vergingen.

„Meißner —“ begann er da wieder — „ich hatte Ehrenschnulden, Mensch! Mein Vater ist unbarmherzig — er hat kein Verständnis, kein Herz für mich — er hat vergessen, wie's beim Militär — wie's in unsern Kreisen zugeht. Ich hasse dieses Dasein, dieses Leben! Hundertmal habe ich es ihm gesagt — hundertmal habe ich das Spiel, die Verschwendung und die feilen Weiber abgeschworen — aber es steckt mir im Blut — es raßt mit mir fort — ich kann der Versuchung nicht widerstehen. — So kam's, Meißner!“

Er ergriff meine beiden Hände.

„Meißner! Kamerad!“ weinte er herzbrechend. „Ich weiß, Du wirst mich nicht verraten — Du bist zu gut dazu, zu weich — Du bist besser, wie sie alle — aber, lieber Meißner, ich bin dennoch verloren — wenn Du Dich nicht erbarmst!“

Er stierte mich mit graffem Blicke an — von seiner Stirne rann der Schweiß — krampfhaft umklammerten seine Finger die meinen.

„Was kann ich für Sie thun, Herr Fähnrich?“ fragte ich unsicher.

„O Mensch — Mensch!“ stammelte er mit bebender Lippe. „Ich verlange viel — ich erlese fast Unmögliches von Dir — das thut kein Mensch für den andern, der am Rande des Abgrunds steht! Doch sieh — wenn Dein Herz hart bleibe — wenn Du dieses große barmherzige Opfer nicht bringen könntest oder wolltest — um Gotteslohn wolltest — so bleibe mir nur noch die Kugel übrig.“

Und er fuhr mit schneller Bewegung in die Rocktasche und zog ein Revolver hervor.

„Meine Ehre steht auf dem Spiele;“ murmelte er finster und drückte den Hahn der Waffe zurück. „Ich muß mein Leben gegen diese That einsetzen. Aber das ist das Schlimmste nicht: meine Eltern — meine armen Eltern, über die ich unauslöschliche Schande bringe! Mein Vater erträgt das nicht. — Begreifst Du mich, lieber Meißner?“

„Vielleicht — bleiben Sie unentdeckt — und können wieder gut machen —“ brachte ich mit zuckendem Herzen hervor. Seine Verzweiflung ergriff mich furchtbar. Ich dachte an die Eltern.

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, nein!“ sagte er schnell. „Das Ding — die Kassette — ich kann sie nicht los werden — nicht ohne Aufsehen aus meinem Zimmer entfernen. — — Meißner! Kamerad!“ brach er dann heiß stehend mit stürzenden Thränen aus und schlang seinen Arm um meinen Hals — „Bruder — Du guter, guter Kerl — den sie alle zum Sündenbock machen — — trage Du auch meine schwere Sünde — um Gottes willen!“

Ich trat bestürzt zur Seite.

Er folgte mir mit beschwörend erhobenen Händen.

„Du rettetest zwei — vielleicht drei verfallene Menschenleben — die Ehre einer alten Familie —“ hauchte er mit heißem Atem. „Du bist arm — ich will Dich Dein Lebtag sorgenfrei machen — ich will Dein Freund, Dein Bruder sein — ich will alle Deine Schmerzen vergelten!“ —

Ich kann Dir nicht sagen, Franz, welcher Jammer mich gepackt hielt,“ klagte mein Schulkamerad, „welche Stimmen in mir sprachen! Dieser verzweifelte, leichtsinnige, aber gutherzige Mensch hatte meine ganze Selbsterhaltung weggeschmolzen. Lebendig sah ich sein, das Schicksal seiner Familie sich vor mir abspielen. Und von ferne leuchtete der Kreuzestod des Heilandes zu mir herüber und seine Worte und die meiner Eltern klangen in meiner Seele. Ich sah den armen Verfallenen vor mir in unbeschreiblicher Verfassung — wie ein zum Tode geängstigter Mensch, der aus meinem Munde die Begnädigung erwartete — und ich war entschlossen.

Ein von ihm falsch gedeutete Bewegung riß ihm plötzlich den Arm mit der Waffe empor.

„Nein!“ rief ich gedämpft und umklammerte seine Hand. „Thun Sie es nicht! — Ich will es gewesen sein!“

Er starrte mich ungewiß, wie über etwas Unglaubliches,

Unmögliches an — dann brach ein ersticker Freudenschrei aus seiner Kehle — er griff mit den Händen tastend nach mir — und sank zu Boden —.“

Bis hierher war der erzählende Freund gekommen, als mich meine steigende Erregung mächtig emporriß und mich einige Schritte von ihm entfernen ließ. Er blickte verwundert nach mir, und als er meinen Zustand erkannte, lächelte er weich und sah vor sich in den Sand. Ich faßte mich einigermaßen und setzte mich wieder zu ihm auf die Bank.

„Nun?“ sagte ich gepreßt.

„Ja — sie wollten es nicht recht glauben, daß ich diese schändliche That begangen hätte —“ sprach er weiter; — „ich merkte es den Richtern und ihrem Geflüster an.“

Erst die Kassetten dem Unteroffizier aus Rache gestohlen, das Geld ins Wasser geworfen — und dann sie dem Fähnrich — ebenfalls aus Rache — heimlich ins Zimmer gestellt.

Er wurde ja auch vernommen, und bedeutungsvolle, strenge Blicke hasteten auf ihm und mir. Aber ich gestand ja und blieb trotz aller Querfragen dabei. Der Hauptmann glaubte zuerst und hartnäckig an meine Schuld. Er berief sich auf meine „Dulbung, die mehr wie Feigheit sei, und bei der Feigheit fände sich auch die schlechende Lücke“. Ich merkte, daß er mich und den Fähnrich in der Hauptsache verstand. Die anderen Richter argwöhnten und verachteten in mir eine bestechliche, geldgierige Kreatur. Doch mochte es ihnen recht sein.

„Drei Jahre Festung!“ lautete der Urteilspruch. —

Ein und ein halbes Jahr war ich in Küstrin — da kam vom Kaiser die Begnadigung.

Sie haben mich mit möglichster Schonung behandelt — sie haben mir kleine Erleichterungen verschafft, die Eltern des Fähnrichs und er selbst.

Mein Regimentskommandeur und der Hauptmann haben die Begnadigung befürwortet. Ich weiß, daß niemand an meine Schuld glaubte. Heute wissen sie es alle — es ist offenbar geworden. Doch nicht durch mich.

Der Fähnrich wurde Premierleutnant und erschöpfte sich — neuen Reichthums wegen. Ich weiß aber auch, daß er nicht gegen seine Natur konnte. — In seinem Nachlaß fanden sie sein Geständnis und meine Ehrenrettung,“ schloß der Freund ruhig.

„Sündenbock!“ zitterte es von meinen Lippen und die Augen gingen mir über.

Über dem Park lag die Mittagruhe. Einzelne Arbeiter saßen neben ihren Frauen, das einfache Mahl aus dem Topfe löffelnd. Meine Gedanken rankten sich um das Gehörte.

„Was dann noch?“ fragte ich nach einer Weile.

Der Dulder erhob ein wenig die Hände und ließ sie auf die Schenkel zurückfallen.

„Das ging nun so eine Zeit lang weiter,“ meinte er. „Ich weiß nicht, ob ich es stets schlecht getroffen, oder ob die Menschen immer einen haben müssen, an dem sie ihr Mütchen kühlen können. Fast scheint es so. Glücklicherweise habe ich Einsicht und Geduld genug, jenen aus dem Wege zu gehen und diese zu ertragen. Da ich keine Streitmacht bin, wird es mir nicht allzuschwer. Und ich thue gut daran. Meine Langmut hat mir viel schöne Früchte gezeitigt. Wie oft hatte ich die Freude, zu sehen, daß einzelne, viele, ja fast alle Menschen im Grunde doch nicht so ungerecht, so schlecht und hartberzig waren, wie sie auf den ersten Blick erschienen oder wie der Haß sie darstellte. Es brach hie und da

aus dem trostlosen Chaos ungezügelter Leidenschaft, Hochmut, Spottsucht, Neid und Gleichgültigkeit gegenüber dem Nebenmenschen manch heller Strahl reiner Empfindung hervor. Sie wollten eben ertragen sein. Freilich bin ich dabei — und auch andere — immer der Sündenbock meiner Jugend gelieben. Aber es giebt etwas, das uns unter Badenstreichen stillhalten läßt, nämlich der Glaube und das Beispiel des schlimmeren Schicksals und der schwereren Leiden. Meine Eltern sind, solange sie lebten, nicht müde geworden, mir das ins Herz zu legen. Ich wiederhole das, um Dir zu zeigen, wie der Mann am Knaben festhält, und wie der eine ohne den andern nicht möglich wäre. Wir müssen dem Nebenmenschen viel zu gute halten, wie wir selbst viel der Nachsicht bedürfen.“

„Ja, ja!“ nickte ich. „Wer nur wie Du geworden wäre und wie Du könntest. Aber da kommen sie von allen Seiten und lassen kein gutes Haar an Dir — und nehmen Dir die Berechtigung zum Leben; sie treten Dir in die Seele — und Du sollst nicht beißen?“

„Es ist ja nur die Verhinderung und Abwehr des Schlimmsten, nicht die Vergeltung.“ erwiderte er sanft. — „Da sich doch nur, was der stolze Mensch aus sich macht! Die erbarmenheischende Kreatur, die er mißhandelt, plagt und verachtet, ist er selbst. Doch thut er es nur, weil er nicht weiß, daß er nichts Besseres ist, wie jener, nicht mehr — daß er aus demselben Willen besteht und denselben letzten Weg gehen muß. Im Nächsten sich selbst erkennen und achten, müssen wir ihn lehren.“

„Und was gewinnst Du durch diese Anschauung?“ fragte ich bitter. „Doch nur Schläge — Schläge — und nochmals Schläge.“

„Nein — die Gottes- und die Menschenliebe,“ sagte er warm.

Ich fand kein Wort der Erwiderung. Wohl ihm, daß er fest stand: er hatte einen besseren Grund als ich und viele — viele andere. —

Mein nachdenklicher Blick haftete auf seiner rechten Hand. „Du bist verheiratet?“ bemerkte ich überrascht, und mit dieser Entdeckung eröffnete sich mir für ihn ein ganz neues Schicksalsmoment.

In seinen stillen Zügen leuchtete es auf.

„Ja, auch davon wollte ich Dir noch erzählen!“ erwiderte er. „Sie, sie haben mir manchmal ein wenig übel mitgespielt, und ich bin nicht immer gut dabei weggekommen; ich meine, was das innere Gleichgewicht, das Wiederzurechtfinden betrifft. Es sah oft trübe in mir aus. Doch verlor ich nie die Hoffnung auf ein jeweiliges Blümchen, das ich am Wege fände. Mir ist mehr geworden.“

Und er legte seine Hand mit einem glücklichen, berebten Lächeln auf meinen Arm.

„Denke Dir —“ fuhr er, zum Ernste hinabsteigend, fort — „denke Dir ein schönes, zartes, unendlich betrogenes und grausam gequältes Geschöpf — eine junge Frau — eine Mutter mit zwei kleinen Kindern. —“

Sie sagte mir, daß sie diesen Menschen, der ihr Gatte und Vater ihrer Knaben geworden, fast nur dem Zureden und Drängen ihrer Verwandten — nicht zu danken — nein, zur Last zu legen habe. Sie haben sie als Waise auf ihre Art zum ‚Sündenbock‘ gemacht. Das Kind führte ein trauriges Leben! Aber der Mann, der sich um sie bewarb, ließ alle Künste spielen und täuschte alle, auch wenn sie für das Mädchen ein Gewissen gehabt hätten. Und sie selbst hatte

nur den instinktiven Widerwillen gegen ihn. Sonst schien er tabellos. — Man wählt von den Übeln das kleinste. Ihre Heirat war eine Flucht aus der Gewalt von Menschen, die ihre Vormundschaft mißbrauchten. Und sie hat Schlimmeres erfahren müssen. — Es giebt Gemälde, über die man besser den dichtesten Vorhang zieht, lieber Franz! So auch hier.

Ich fand sie in einem entsetzlichen Zustande — niedergedauert in der Jaumede eines Kohlenlagers, ihre leise schluchzenden Kinder krampfhaft an die Brust gedrückt. Es war Nacht. Ein verschüchtertes, tödlich getroffenes, gehektes Weib, fand ich sie — und drüben blinkte im schwachen Schein der Laterne das Wasser. — Ich richtete sie auf — ich hielt sie fest — ich schleppte sie mit den Kleinen bis zu mir hinauf. — Dann suchte ich den Mann, der sie in Wut roh in die Nacht hinausgestoßen hatte: er war verschwunden. Ihre Verwandten öffneten mir die Thür und hießen mich hinausgehen. Der Mann blieb verschwunden — dann traf die Nachricht ein, daß er tot sei: er war in fremdem Lande verkommen. Als sie dann langsam wieder aufblühte, fragte ich sie, ob sie und die Kinder bei mir bleiben wollten? —

Er machte eine Pause und sah mich mit zuckenden Lippen an.

„Nur eine einzige zufällige kleine Blume erbat ich von Gott — und ich habe deren drei herrliche auf einmal gefunden!“ sagte er. „Ihre Liebe allein wiegt tausendfältig alle Schmerzen auf.“ —

„Sündenbock!“ dachte ich nur und stützte den Kopf in die Hand.

Nach einer Weile, während welcher er ruhig heiter über den Park hinsah, fragte ich:

„Was ist denn aus dem andern geworden?“

„Du meinst —?“ fragte er ungewiß zurück.

„Den andern — Sündenbock.“ entgegnete ich.

„Ich will kein Urteil abgeben,“ zögerte er. „Er wurde Kaufmann — Buchhalter — war lange Jahre in einer Fabrik. Plötzlich sah sich sein Chef vor dem Bankrott. Der andere übernahm die Geschäfte, und der ehemalige Besitzer ist heute ein armer Mann. — Ich habe das so auf Umwegen erfahren,“ fügte er hinzu. „Mich selbst, wenn ich ihn traf, wollte er nicht mehr kennen.“

„Hm!“ —

Eine nahe Turmuhr schlug ein.

„Wo ist die Zeit nur hin?“ versetzte er verwundert und erhob sich. „Haben wir hier eine kostbare Stunde verplaudert! — Aber wie freue ich mich so recht von Herzen, daß ich Dich traf!“ meinte er, meine Hände warm drückend. „So manches bekannte Gesicht aus der Schulzeit ist mir begegnet, aber sie hatten alle Eis und Stacheln im Auge. — Zu Dir zog es mich gleich hin!“

„Darf ich Dich besuchen?“ fragte ich.

„Ja? Du willst?“ rief er glücklich und bescheiden. „Komme nur mit den lieben Deinen, um mit offenen Armen empfangen zu werden!“ —

Ich ging oft bei ihm ein und aus — und immer ist es mir, als müßte ich wieder und wieder von ihm lernen. —

Neue Unterhaltungsschriften.

Angezeigt von G. v. L.

Dora Peters. Zwei, die sich liebten. Roman von Annie Bodt. Berlin 1896, W. Fontane u. Co.

Die früheren Arbeiten der Verf. waren, obwohl sie Begabung verrieten, zumieist oberflächlich gearbeitet. Dieser Roman dagegen bedeutet einen großen Schritt nach vorwärts; er ist der Beachtung auch solcher Leser wert, die etwas mehr als flüchtigste Zerstreuung verlangen. Der Stoff ist sehr einfach. Ein Maler lernt ein junges Mädchen kennen, das einer guten Familie entstammt, nicht unbegabt ist, aber „einen Schuß Leichtsinns im Blute“ hat. Er heiratet sie. Die Geschichte dieser Ehe bildet die Hauptsache. Dora entwickelt sich ihrem Wesen gemäß, dessen Kern rohe Ehsucht bildet. Sie liebt Glanz, will gefeiert sein, sie verschwendet ohne Sinn, wenn auch alles in so anmutiger, scheinbar lebenswerter Weise, daß ihr gutherziger Gatte nicht zürnen kann. Wie nun immer mehr die rücksichtslose Ehsucht hervortritt, wie Dora fast Ekel vor der Mütterlichkeit empfindet und dann lieblos dem Kinde gegenübersteht und es zuletzt zum Bruch mit dem Manne kommt, das ist sehr geschickt ausgeführt, zum Teil mit überzeugender Kraft. Dora ist heute — leider — nicht mehr eine seltene Erscheinung, und darum gewinnt der Roman an Wert, weil er eine Abart des „modernen Weibes“ schildert. Auch die weiblichen Nebengestalten sind gut gezeichnet. Minder gelungen ist der Gatte Doras. Bob verdient das Streben nach reinem und kennzeichnendem Ausdruck.

Juraj Pragutnowitsch. Roman aus der kroatischen Gesellschaft von Victor v. Reizner. Berlin 1896, S. Fischer.

Die höheren Kreise der kroatischen Gesellschaft genossen in Oesterreich niemals den Ruf besonderer Anständigkeit. Der Roman giebt ein Bild der Verrottung, die um so widriger erscheint, weil sie nicht aus der Überfeinerung einer alten Kultur hervorgegangen ist, sondern die faule obere Schicht der Unkultur bildet. Einige kernige Menschen stehen im Gegensatz zu einer Bande von Wüstlingen beider Geschlechter, so Juraj und der Obrist. Der Verf. hält sich von Ausmalung der Küsternheit frei, aber selbst die sachliche Darstellung mildert den abstoßenden Eindruck nicht. W. v. R. ist begabt; seine Menschen sind geschickt gezeichnet; sein Ausdruck hält sich, bis auf wenige Stellen, von Austriacismen frei.

Gedankensünde. Roman von Helene Lang. Dresden und Leipzig 1896, Carl Reißner.

Eine Anfängerin, wie die Unsicherheit des Aufbaus und nicht selten des Ausdrucks beweist. Aber eine nicht unbegabte. Mit richtiger Empfindung stellt sie die Seelenvorgänge in dem Herzen einer verheirateten Frau dar, in der plötzlich eine leidenschaftliche Liebe zu einem jüngeren Mann aufloht. An Bildung und Charakter steht er weit unter dem Gatten, an erster auch unter ihr. Ganz Gedankensünde bleibt es zwar nicht, aber vor dem letzten Schritt wird sie bewahrt. Nach langen inneren Kämpfen und nachdem sie erfahren hat, wie sich der junge, hübsche Hüne zu einem dicken, bummten, gefräßigen Landwirt entfaltet hat, kehrt sie reuig zu dem Gatten zurück. Ganz rein ist die Aufgabe nicht gelöst. Nicht innere Scham, sondern der Zufall behütet sie vor dem thatsächlichen Bruch der Ehe; nicht kommt sie zur Erkenntnis, daß schon heiße Gedanken und Küsse Ehebruch sind; nicht wird sie durch innere Vorgänge, durch die sittliche Kraft von ihrem Traume geheilt, sondern durch den Anblick des Mannes, der ihr nun Abscheu einflößt. Das Buch ist nur ein Versprechen. Öffentlich hält es die Verfasserin.

Ihr Sieg. Roman von Klaus Rittland. Berlin 1896, W. Fontane u. Co.

Auch ein neuer Name, der wahrscheinlich eine Frau ver-

birgt. Darauf weist die Bekliffenheit, mit der an einzelnen Stellen allerhand gelehrte Bücher und Männer — darunter Stirner und Nietzsche — erwähnt werden; eine Gestalt wird sogar als Vertreter der Anschauungen Stirners eingeführt, Graf Agel; aber er bethätigt sie nur mit Worten, so daß sie nur „dekorativ“ wirken.

Der Hauptstoff verbindet sich mit den Schicksalen Ernas von Grambow, die den Maler Ignaz Koszok geheiratet hat. Die Darstellung dieser Ehe mit dem reizbaren Künstler beweist Kenntnis des weiblichen Herzens; man könnte glauben, daß manches aus eigener Erfahrung geschöpft ist. Die weiblichen Gestalten sind fast alle gelungen, auch wenn sie nur vorübergehend auftreten; die Männer aber machen den Eindruck des Gestellten und sind so hergerichtet, daß sich mit ihnen die gewünschten Schachzüge ausführen lassen. Jedemfalls aber wirkt der ernste sittliche Geist, der Erna zu ihrem Sieg, zur Überwindung einer tiefen Liebe und zur Erlösung durch die Pflicht führt, um so angenehmer heute, wo so viele Romanheldinnen und -Helden „jenseits von Gut und Böse“ sich ansiedeln, sehr angenehm. Hätte der Verf. es unterlassen, Erna an mehreren Stellen des Buchs mit gelehrten Floskeln zu behängen, so könnte die Gestalt als tabellos gelten. Es wird mich freuen, Klaus Rittland wieder zu begegnen.

Der zwiefache Gros. Erzählungen von Wilhelm Weigand. München 1896, Herm. Lufschil, G. Franzische Hofbuchhandlung.

W. Weigand, (geb. 1862 in Giffenheim in Baden) ist ein feiner Geist, der aber sich selbst noch nicht ganz gefunden hat. Er besitzt, darin ein Moderner, große Empfindungsfähigkeit, auch für das Überfeinerte, aber daneben den kritischen Verstand, der ihn Züge des Kränklichen und Schwächlichen auch in solchen Erzeugnissen erkennen läßt, die ihn durch bestimmte Eigenschaften reizen. Er hat viel gelernt, viel gelesen und gesehen; das Neue erweckt in ihm Widerhall, aber doch auch Widerspruch. In engerem Sinne ein „Europäer“, bemüht, alles in sich aufzunehmen, ist er doch auch Deutscher; kritisch angelegt, zuweilen zu sehr zergliedert, ist er doch auch kräftigen Gefühls fähig und strebt Zerstreutes zusammenzufassen. Aber noch gelingt es ihm nicht immer, die verschiedenen Neigungen zu voller Einheit zu versöhnen; er fühlt sich noch nicht genug gesättigt von außen, um sich in das Selbst zurückzuziehen. In seinen Essays, die fast durchweg anziehen, weil man durchempfindet, daß er nach Abklärung ringt, prägt sich dieses Kämpfen am klarsten aus; in manchem seiner Gedichte klingt Einheit auf, auch in dem Roman die „Frankenthaler“. In dem vorliegenden Bande sind drei Novellen, „Der zwiefache Gros“, „Ein Fragment“, „Der Menschenjäger“ und ein symbolisches Märchen vereint. Die ersten sind reich an feinen Zügen scharfer Menschenbeobachtung; aber kennzeichnend ist das Bestreben, „kühl“ zu bleiben, nirgendwo die Form zu zerbrechen, fertig zu erscheinen. Aber Weigand ist viel leidenschaftlicher, als er sich giebt. Und dadurch entsteht für den tiefer bringenden Leser ein Zwiefpalt der Wirkung. Der Verfasser sollte sich mehr seinem „Temperament“ überlassen; sein gebildeter Geschmack wird ihn vor Ausschweifungen dennoch bewahren. Das Märchen „Die neue Seele“ ist nicht schlicht genug. Wer Innerstes in Deutbildern nach außen hin gehalten, Wahrheiten des Herzens derartig verkünden will, soll uns nicht Rätsel aufgeben. Je einfacher die Darstellung, was dichterische Stimmung nicht ausschließt, um so klarer tritt dann der gefühlte Gedanke hervor. Hier hat der Ver-

fasser des Guten zu viel gethan. Schon die Sprache ist zu bewußt behandelt, die Eigenschaftsworte häufen sich schon am Beginn mehr, als für die Klarheit der Wirkung gut ist. Schöne Gedanken, geistreiche Vergleiche erfreuen, stellenweise auch der Schwung und Adel des Ausdrucks, aber ich bemerke zu sehr den arbeitenden Künstler, zu wenig den naiv schaffenden Dichter; er sucht die Wirkung, sie ergiebt sich nicht von selbst. Ich bin überzeugt, wenn der Verfasser das Ganze um die Hälfte kleiner gemacht, wenn er sein Wissen vergessen hätte, wäre die Grundanschauung schlichter und darum stärker zur Geltung gekommen.

Wilhelm Weigands Ernstes und ehrliches Ringen und seine reiche Begabung verdienen wärmste Anerkennung und Förderung jedes unabhängigen Kunstrichters. Wenn ich nun auch weiß, daß heute auch das aufrichtigste Lob sehr wenig Einfluß auf die Bücher kaufenden Leser ausübt, so will ich doch nicht unterlassen, unsere Leser auf die Werke Weigands aufmerksam zu machen, besonders auf „Essays“ (1891), „Die Frankenthaler“ (2. Aufl. 1894. — von uns auch bei Erscheinen empfohlen), dann auf die „Nügelieder“, und den „psychologischen Versuch“ über Nietzsche (1893).

Wie ich es sehe. Von Peter Altenberg. Berlin 1896, S. Fischer.

Der Verfasser ist als Schriftsteller das, was unter den Malern die „Impressionisten“, d. h. er behauptet, die Dinge so zu sehen, wie er sie giebt. Ob er sie aber immer giebt, wie er sie sähe ohne Brille, ist mir zweifelhaft. Diese Brille, heute leider von sehr vielen der Jüngsten getragen, ist seine Welesenheit. Seite 225 sagt er: „bleu lacté, würden die französischen Schriftsteller sagen.“ Und so sagt er gar vieles, was französische Schriftsteller „sagen würden“. Daß in ihm ein Kern von Eigenart steckt, dessen bin ich sicher. Das beweist mir mancher Satz in der Skizze „Im Garten“ (S. 115) und so manche einzelne Wendung hier und dort. Aber er will auch zeigen, daß er „originell“ ist. Statt jedoch sein Wesen schlicht sich entfalten zu lassen, liebäugelt er mit fremden Vorbildern, wird geziert, tänzelt, sucht neu und überraschend zu sein und wird dadurch Litteratur-Gigant. Weg mit den französischen Fezen, mit den Schilderungen der Frauenkleider und -Hüte; mit den oft kurzatmigen Wendungen, dem gesuchten Geist. Dann kann aus dem Verfasser noch etwas werden. Es wäre schade um sein Gutes, wenn er in dieser Art sich bis zum Herrbild entwickelte.

Señorita Paz und anderes. Novellen von Clara Billaer. Dresden und Leipzig 1896, Carl Reißner.

Der Band enthält drei Novellen: Señorita Paz; Pilar und Unter Carlsten, die sämtlich in Spanien spielen. Die Verfasserin folgt in den zwei ersten den Spuren Heyses, von dem sie in Aufbau und Kennzeichnung der Menschen manches gelernt hat. Am besten gelungen ist „Pilar“. Das spanische Wesen kommt klar zur Geltung. Pilar wie der Graf sind vortrefflich geschildert. Am meisten Eigenart aber bezeugt die dritte Geschichte. Zu loben ist die Sprache, da sie nach Einfachheit und Klarheit strebt. Die häßliche Spanierin auf dem Umschlag hätte wegbleiben können.

Aus drei Wellkäden von Carl Baron Torrejani. Mit einem Bildnis des Verf. in Kohlenzeichnung von Ludwig Michael. Dresden, Leipzig, Wien 1896, G. Bierion.

Der starke Band enthält drei Novellen: „Zettatore“, die in Rom spielt; „Das Letzte“, deren Schauplatz Wien bildet, und „Weiße Mauern“, eine Pariser Geschichte. Am

künstlichsten ist die dritte; sie macht den Eindruck einer sehr geschickten Verarbeitung fremder Vorbilder: etwas Maupassant, etwas Bourget und etwas — Torrefani. Hat der Verf. etwa einem Märchen versprochen, einmal „französisch zu kommen“, dann sei es ihm verziehen, aber nur dann. Daß er ein begabter Erzähler, ein scharfer Beobachter ist, beweist die natürlichste der Arbeiten „Das Letzte“. Die Schilderung dieser Leute aus der unteren Mittelschicht der Wiener Bevölkerung ist, leider! bis in den kleinsten Zug wahr, wenn auch hier die Fehler stärker betont sind, als die Vorzüge und der Eindruck der Hauptgestalt dadurch abgeschwächt wird. Jede einzelne Gestalt ist wenigstens äußerlich wahr, und bei den im Vordergrund stehenden gewinnen wir auch an richtigen Stellen den Einblick in das Gefühlleben. „Settatore“ — so nennt der Italiener Leute, denen er den „bösen Blick“ zuschreibt — behandelt einen schon öfters gestalteten Stoff zu sehr andeutend und oberflächlich, wenn auch gewandt. Wenn der Verf. sich vertiefen wollte, so könnte er Besseres als Unterhaltungsbücher schreiben.

Sonderbare Schwärmer. Altmodische Geschichten von Wilhelm Noeldegen. Dresden und Leipzig 1896, Carl Reißner.

Der mäßige Band enthält vier Geschichten: Schuld und Schicksal; Vor Carmene; Eine halbe Lebensgeschichte; Gottlieb Winkler und sein Hund. Die erste behandelt einen ernsten Stoff in Briefen. Die zweite ist komisch; die dritte und vierte sind humoristisch. Das Gepräge dieser Arbeiten ist durchaus deutsch. Der Verf. schießt niemals nach fremden Vorbildern, sondern arbeitet im Sinne guter heimischer Überlieferungen. Ich habe den Band mit Teilnahme gelesen und wünsche ihm ein freundliches Schicksal und günstige Aufnahme bei unsern Lesern.

Briefkasten.

Frl. A. S. in G. Leider ganz unbegabt. — Frau S. S. in M. Gewiß warm empfunden, aber der Ausdruck noch zu unsicher. Die Bitte des letzten Briefes ist sofort erfüllt worden. Einer Entschuldigung von Ihrer Seite bedarf es nicht. Ich wünsche Ihnen das Beste, vor allem Gesundheit. — R. w. 23. Noch zu wenig Eigenart. — Comtesse Guderl. Mir bricht das Herz, aber ich muß es sagen: Unbrauchbar! — Frl. Joh. A. in F. Sie beklagen sich — eine von mehreren — daß über zwei Sendungen nichts im Briefkasten gestanden habe und ich Ihnen „nicht einmal eine Postkarte gesendet habe“. Wenn Sie seit Jahren unser Blatt halten, müssen Sie doch gelesen haben, erstens, daß ich briefliche Beurteilungen nicht geben kann; zweitens daß Unbrauchbares meistens unerwähnt bleibt. Daß Sie auf Ihre Eigenschaft als „Dame“ fußen, rührt mich gar nicht. Wenn die Frauen mit uns in Wettbewerb treten, dann müssen sie auf die „Galanterie“ ganz Verzicht leisten. Sollte ich allen weiblichen Dichtern und Reimern Briefe

schreiben müssen, weil es „Damen“ sind, dann legte ich die Leitung des Blattes nieder. Gedichte sind mir nichts als Gedichte; wer sie geschrieben hat, das gilt mir gleich, ob „Damen“ oder „Herren“. Sind sie schlecht, dann mache ich auch nicht den geringsten Unterschied zwischen den Geschlechtern der Verfasser. Das mußte wieder einmal gesagt sein. Daß gerade Sie das Donnerwetter aushalten müssen, thut mir leid. Aber es läßt sich nicht ändern. — Herrn R. D. in M. 1. Die Bücher über Freimaurerei sind Legion. Wenden Sie sich an den Verleger J. G. Fintel, Leipzig, Georgenstr. 20 b, der nur für dieses Schrifttum thätig ist und Ihnen die beste Auskunft erteilen kann. 2. Ich bin nicht Freimaurer. 3. Im allgemeinen: ja. Oft entscheidet aber ein Ehrenrat, ob der Zweikampf zulässig ist. — Fredo Manita. Die gedankenhaften Gedichte und einige Sprüche zeugen für reges Innenleben, aber die Form ist noch nicht durchgebildet. Sie können einmal neue Versuche senden. Nur wählen Sie einen anderen Namen. Fredo ist polnisch, Manita spanisch (der Vorderfuß) und das Ganze für einen Deutschen komisch. — Herrn W. Sch. Maiensonntag kommt. In den anderen läutet es zu viel. Besten Gruß. — Frau E. St. in Br. Alles warm gefühlt, aber im Ausdruck zu herkömmlich. — Verf. von „Der germanische Wachtposten“. Etwas künstliches Deutschtum. Aber Sie scheinen begabt und können anderes senden. — Frl. Cl. J. in G. Ich bitte, die Aufsätze nicht zu senden, denn ich kann selbst Gutes nicht annehmen, weil zu viel vorliegt. — Frau Th. v. F. in M. Ich halte die Schriften des Genannten für sehr oberflächlich, wenn auch für gut gemeint. Aber halbfertigen jungen Leuten können sie immerhin von Nutzen sein. — Herrn P. Bl. in Gr. Sie finden das Verzeichnis der Schriften in Kürschners Schriftstellerkalender, oder im Brockhaus, Meyer, Pierers' Konverj. Lex. Hier kann ich sie doch nicht abdrucken lassen. — Frl. S. Fr. in M. „Erträumte Liebe“ ist noch nicht erschienen. Es fehlt mir die Zeit, die Dichtung zu feilen. Die Erde geht nicht unter, wenn ein Buch weniger fe belastet. Sie senkt so schon unter den Riesenlasten bedruckten Papiers. — Herrn C. v. A. in G. „Umschau“ angenommen. In „Haibezauber“ stört das „immer“, weil es durch den Reimzwang eingeschmuggelt worden ist; auch bietet keine Zeile eigene Anschauung. Besten Gruß. — Braunschweig, ohne Namen. Sie haben mit dem Tadel des Stils vollkommen recht, aber ich kann nicht jeden Aufsatz bis ins kleinste verbessern. Mir war es hier nur um die geäußerten Anschauungen zu thun. — Frl. R. St. in D. Vielleicht läßt sich Ihr Wunsch erfüllen. Aber Gebuld! — Herrn St. R. in P. Wie ich erfahren habe, aussichtslos. — stud. P. in L. Begabung scheint vorhanden, aber die Behandlung der Sprache ist allzu leichtsinnig.

(Schluß des Briefkastens 12. Mai. Alles Unerwähnte abgelehnt.)

Inhalt der No. 34.

Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Berkow. Forts. — Tante Corbula's Nichten. Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte von Ina v. Binger. Forts. — Beiblatt: Maiensonntag. Von Wilhelm Schoof. — Vogelschutz! — Spruchartiges. Von Ferd. Franz Vogel. — Der Sündenbock. Etwas Alltägliches von Georg A. Albert. Schluß. — Neue Unterhaltungsschriften. Angezeigt von D. v. L. — Briefkasten.

Zur Beachtung!

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehener, freigemachter Umschlag einliegt. Irigenwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 35.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Durch die entlegensten Seitenstraßen von Graz wanderten am Abend des dreizehnten Juli zwei schlichtgekleidete Männer. Sie wählten sich zu ihrem Gange stets die Seite des Weges, die am einsamsten war, und sprachen eifrig und gedämpften Tones miteinander, als scheuten sie sich, von den Vorübergehenden gehört zu werden.

Die Männer waren Leonhard Koscielski und Ahas Schommer, welcher letztere erst am nämlichen Tage in Graz eingetroffen war.

„Wir sind die Nachrichten über den Prinzen schon Ende des Rosenmondes zugegangen,“ erwiderte der junge Waffenschmied jetzt auf eine Bemerkung Leonhards, „da litt es mich endlich nicht länger mehr in Wien. Ich bangte auch um Dich und was aus Dir werden würde; man raunt sich zu, daß die Spanier Don Duarte töten wollen, sobald sie ihn in ihren Händen haben.“

Leonhards Stirn verschattete sich. „Er muß Ähnliches mutmaßen, sonst hätte er nicht auf unsere Entfernung gedrungen. Er denkt an andere mehr als an sich, und will es allein tragen, was ihm bevorsteht.“

Ahas schob seinen Arm in den des Freundes. „Wir wollen noch einen Versuch machen, ihn zu retten,“ flüsterte er, „wenn niemals, unterwegs auf der Reise könnte es geschehen. Ich habe in der letzten Zeit eine Leiter aus Drahtgeflecht gefertigt, die man ihm zustecken kann und die sich bequem unter den Kleidern verbergen läßt. Die Häuser, in welchen man ihn unterbringt, werden nicht so sicher verwahrt sein wie das Gefängnis hier; Frau von Guilerin wird uns beistehen. Man könnte suchen, einige der Wächter zu bestechen; mich erbarmt das Schicksal des edlen Fürsten viel zu sehr, um nicht etwas für ihn wagen zu wollen.“

Leonhard dachte einige Minuten nach. „Es läßt sich hören, was Du vor schlägst,“ erwiderte er, „wenn auch das Gelingen ebenso unsicher ist wie die früheren Versuche sich erwiesen. Aber ich, der ich noch weit mehr in der Schuld meines Herrn als irgend jemand sonst, stimme Dir bei, daß man die größte Gefahr nicht scheuen darf, um ihn dieser unwürdigen Knechtschaft zu entziehen. Laquet, von dem ich Dir erzählte, will in diesen Tagen auch hier eintreffen; sein rastloses Mühen bei den fremden Höfen ist bisher fruchtlos gewesen. Er wird sich mit uns verbünden und kann uns vielleicht noch manchen guten Rat geben.“

„Du erwähntest, daß der Prinz schon kommenden Montag fortgeführt wird.“

„So ist es bestimmt. Ich bin seit fünf Tagen nicht mehr bei ihm, doch habe ich mir die Erlaubnis ausgewirkt, ihn im Beisein eines der Wächter noch zuweilen sehen zu dürfen. Man ist von äußerster Vorsicht, ihn jetzt nicht mehr mit solchen verkehren zu lassen, die ihm ergeben sind.“

„Und die Baronin?“ fragte Ahas zögernd.

„Herr von Stubenberg sucht es ihr zu erleichtern, ihn noch sprechen zu können, soviel es angeht. Es ist ein Jammer, sie jetzt zu sehen. Mitunter fürchte ich, daß sie daran zu Grunde geht, aber sie besitzt einen starken Geist, der sie stets von neuem spornet, ihr Leid zu bezwingen, weil sie glaubt, ihm noch notwendig zu sein. So lange sie von dieser Überzeugung getragen wird, behält sie auch die Kraft zum Leben und Weitererdulden.“

„Sie ist die höchste und die herrlichste der Frauen, die mir je begegnet ist,“ sprach Ahas sinnend, „und sie hätte ein glücklicheres Los schon für das viele Gute verdient, das sie gethan. Ich darf mich nur erinnern, was sie aus Marcella gemacht, um ihr in Dankbarkeit und Bewunderung für mein ganzes Leben anzuhängen.“

„Glaubst Du, daß ich anders für sie empfinde?“ entgegnete Leonhard. „Das ist mein Schmerz in meinem Glücke, das sie mir neu gründen half, für sie nichts thun zu können.“

„Du bist mit Deiner Frau wieder vereint?“

„Seit ich von meinem Herrn schied, ja. Bis dahin hatte ich nichts von ihr gewußt und nicht einmal geahnt, daß mir ein Kind geschenkt sei. Den Schurken Navarro möchte ich ermorden für das, was er in Andrea mir angethan.“

„Dazu kann Dir Gelegenheit werden,“ versetzte Achaß trocken. „Sein Leben wiegt nicht so schwer, um es schonen zu wollen, wenn wir bei unserem Anschläge auf seinen Widerstand stoßen sollten. Teile es Frau von Guilerin mit, daß ich hier bin und weshalb. Sie möge mir eine Zeit befehlen, zu der ich sie begrüßen darf.“

„Es soll geschehen. Du erhältst wohl noch heute abend Bescheid. Darf Marcella um Deine Anwesenheit wissen?“

„Wenn Du es ihr durchaus nicht zu verschweigen fähig, magst Du es ihr sagen,“ lächelte Achaß. „Und nun gehab' Dich wohl, ich will einen guten Freund von mir zu treffen suchen, der mir die Pferde verschaffen soll, die wir brauchen.“

Die Abreise Dom Duarte's von Graz fand zu dem vorgeschriebenen Termine statt. Die letzten Tage seines Aufenthaltes waren ihm durch zahlreiche Beweise der Theilnahme seitens der Bevölkerung gemildert worden. Navarro erhob in einer Anwandlung von Reue auch keinen Einspruch, daß der Gefangene einen großen Teil seiner Zeit in dem Hause Lorenz Stubenbergs zubrachte. Hier war es, wo Paula ihm den neuen Plan zu seiner Flucht mittheilte und ihn von den Vorbereitungen dazu unterrichtete. Die Zahl der ihn begleitenden Soldaten war keine große; in dem ersten Wirthshause, wo man voraussichtlich das Nachtquartier aufschlagen würde, sollten Laquet, der sich bereits in Graz aufhielt, und Achaß unter der Maste reisender Händler den Zug erwarten. Eine Gelegenheit mußte sich finden, den von dem Marsche ermüdeten Wächtern ein Faß Wein zu spenden. Während sie im Schlafe lagen, konnte Duarte mittelst der von Achaß gefertigten Leiter durch das Fenster entkommen. Laquet, Leonhard und Achaß sollten seine Flucht beden, bis er die in einiger Entfernung harrenden Pferde erreicht haben würde, die ihn an einen sichern Ort brächten.

Duarte erklärte sich bereit, in das gewagte Unternehmen zu willigen. Wenn überhaupt, war eine Flucht nur noch auf deutschem Boden möglich, wo es ihm leichter gelingen konnte, sich zu verbergen, als auf spanischem Gebiete. Die Einzelheiten wurden auf das genaueste verabredet; beide klammerten sich an die Hoffnung dieser Errettung, wie sich der Pilger an das Gnadenbild klammert, das ihm das Ende seiner Wanderung verheißt.

Und dann kamen die letzten Stunden des Beisammenseins, dann der verzweiflungsvolle Abschied, und Paula fand sich, als sie aus totenähnlicher Betäubung erwachte, in dem Gemache Maria Stubenbergs allein. Andrea kniete neben ihr und rieb ihr

die Hände, Duarte war in sein Gefängnis zurückgekehrt, um in der Frühe des nächsten Morgens Graz zu verlassen.

Für das erste Nachtquartier des Gefangenen war ein Dorf in der Nähe der Stadt bestimmt; der Zug, den Lorenz von Stubenberg und Navarro geleiteten, mußte in den ersten Nachmittagsstunden dort anlangen. Paula, unfähig, die aufreibende Unruhe zu bemeistern, welche sie im Hinblick auf den Befreiungsversuch des Infanten erfüllte, hatte sich entschlossen, nur von Marcella begleitet, unweit des Dorfes in einem Gehölze des Ausganges zu warten. Man war übereingekommen, Leonhard mit den Pferden in geringer Entfernung von dem Quartier des Prinzen halten zu lassen, während Francois Laquet und Achaß sich in das Haus begeben sollten. Sie waren Navarro und den Wächtern unbekannt und konnten daher nicht sofort Verdacht erwecken. Die Verkleidung beider war eine jener wandernden Händler, wie sie mit dem Paden auf dem Rücken beständig durch das Land zogen.

Es dunkelte, als Paulas Wagen an der bestimmten Stelle hielt, die Laquet als geeignet für ein Zusammentreffen ausgewählt hatte. Im Verein mit Achaß war er schon mehrere Tage zuvor dort gewesen, um alle Gelegenheit auszuforschen und hatte dem Kutscher Paulas die genauesten Vorschriften gegeben. Nichts war verabsäumt, um den Anschlag zu sichern, von welchem für alle Beteiligten so viel abhing.

Die Nacht war trübe und regenschwer; Paula hatte ihren Wagen verlassen und stand an das Brückengeländer des Flusses gelehnt, der die Straße durchschnitt. Jenseits des Wassers, von Gebüsch geschnitten, hielt Leonhard mit den Pferden. Wie träge die Minuten dahinschlüpfen, wie qualvoll war dieses Warten, von welchem jede rinnende Viertelstunde über Tod und Leben des Geliebten entscheiden konnte. Und gelang der Plan, wurde er frei, — was dann, was dann? Sie hatte bisher nie über den Augenblick hinauszudenken vermocht, der ihm Rettung bringen sollte. Jetzt plötzlich trat die Frage an sie heran, was aus ihr werden würde, wenn er seiner Banden erlöst sei. Würde er ihr dann noch gehören wie bisher, würde die Welt nicht ihre Forderungen von neuem an ihn stellen, nicht seine Pflicht ihn von ihr reißen, gleichgültig, ob ihr Herz daran verblute?

Er hatte ihr einst die Geschichte seiner Jugendliebe, Marias de Lara, erzählt; auch sie war dem starren Gebote geopfert worden, das über Fürstensöhne verfügte. Sie hatte ihren Kummer schon längst in die ewige Heimat geflüchtet, und wohl ihr, dachte Paula oft, daß sie seines Unglücks Zeugin nicht mehr werden durfte. Würde ihr die gleiche Erlösung winken, wenn sie ihn aufgeben mußte, würde sie ihres Lebens Laß ungezählte Jahre bis zum fernsten Ende tragen müssen, gleichviel ob man ihm sein Licht geraubt?

Sie drängte gewaltsam die aufsteigenden Gedanken zurück. „Hinweg, hinweg, — nicht an mich will ich in dieser Stunde denken. Was ist an mir gelegen, wenn nur er gerettet ist? Und sank ich in Nacht und Einsamkeit zurück, ich will es klaglos auf

mich nehmen und mich des neuen Glanzes freuen, der Dir aufgegangen.“

Silende Schritte nahen sich auf der Landstraße, wie die eines Fliehenden, — sollte er es sein? Gleich darauf kam es herangesprengt von flüchtigen Rosseshufen. Eine Männergestalt schwang sich vom Pferde und stürzte auf die zitternde Frau zu, die, keiner Bewegung mächtig, sich an dem Geländer festhielt.

Es war nicht der Infant, es war François Taquet, der die tödlich Erschreckende auf das Pferd hob und sich selbst nachschwang.

„Fort, fort,“ rief er, „wir wurden entdeckt; dieser Hund von Navarro hat seine Augen überall; schon sind sie hinter uns, Achaz haben sie gefangen. Fort, ehe sie uns erreichen.“

Er riß das Pferd Leonhards mit sich hinweg, der vergebens im Dunkel seine Schwester zu finden strebte.

„Wo ist Marcella?“ fragte jetzt auch Paula. „Wir können sie nicht zurücklassen.“

Doch von dem Mädchen war nichts zu erblicken; auch ihre Stimme antwortete auf den gedämpften Ruf nicht.

„Fort,“ drängte Taquet noch einmal, „in wenigen Minuten können sie hier sein. Leonhard, wollt Ihr die Baronin in des feilen Schreibers Hände fallen lassen?“

Sie jagten davon, der Richtung nach, die Taquet angab. Die Dunkelheit begünstigte ihr Entkommen; kaum eine Stunde von hier befand sich ein Franziskanerkloster, das sie aufnehmen mußte, bis die Gefahr vorüber war. Die ihnen nachgesandten Soldaten gaben, des Terrains unkundig, schon nach kurzer Zeit die Verfolgung auf und lehrten schlaftrunken noch von dem vorher stattgehabten Gelage in das Wirtshaus zurück.

Einer von ihnen glaubte auf der Landstraße eine lichtgelleibete Erscheinung bemerkt zu haben, die an ihnen vorüberhuschte, aber sie war gleich darauf wieder im Gebüsch verschwunden und sie hatten ihr keine weitere Beachtung gezollt, da ihnen der Auftrag geworden, die Männer einzufangen, welche die Helfershelfer des vereitelten Fluchtplanes gewesen.

Sie gewahrten es auch nicht, daß jene lichte Gestalt, sobald die Reiter vorüber waren, wieder auftauchte und in fliegender Eile ihren Weg gegen das Dorf fortsetzte, von wo die Verfolger gekommen, nicht, daß es ein junges, holdseliges Mädchen war, welches allein und unbefügt durch die Nacht dahin wanderte.

Marcella hatte in der Nähe ihrer Herrin gestanden, als Taquet ihr die neue Schreckenskunde zurief, aus der sie nur herausgehört, daß Achaz, ihr einstiger Verlobter, gefangen sei. Was über sie gekommen, was sie bezweckte, sie wußte es später nicht mehr. Sie war davongelaufen, besinnungslos, in einem jener Impulse, die all unser Handeln dem allmächtigen Gedanken unterordnen, der in Momenten höchster Erregung unsere ganze Seele beherrscht. Erst als sie in die Umgebung des Dorfes kam, besann sie sich, was sie eigentlich thun wolle. Dort drüben, wo die Lichter ihr entgegenstimmerten, mußte das Haus sein,

welches das Nachtquartier der Gefangenen bildete. Mutig schritt sie darauf zu, irgend jemand würde sich finden lassen, der ihr sagte, was man mit Achaz vorhabe, und sie würde dann wissen, was sie für ihn thun könne.

In dem Wirtshause herrschte, trotz der späten Stunde, große Unruhe. Thüren wurden geschlagen, der Schritt der Wachen hallte in den Gängen wieder, dazwischen hörte man die scharfe Stimme des Spaniers, der Befehle ertellte. Seiner Wachsamkeit war es gelungen, auch diesen Rettungsversuch des gefangenen Fürsten zu vereiteln. Er hatte auf einem letzten Rundgange um das Haus die Leiter an Quartes Fenster hängen sehen und sofort Lärm geschlagen. Die Soldaten, welche in der Wirtsstube bei dem Weine saßen, wurden herbeigerufen, das Haus zu umstellen und niemand aus noch ein zu lassen. Taquet war es geglückt, durch eine Hinterthür zu entkommen, Achaz hatte man als offenbaren Mitwisser oder Beranstalter des Planes verhaftet.

Navarro begab sich, nachdem er die Reiter zu der Auffindung des Entflohenen oder seiner weiteren Gefährten entsandt hatte, in Begleitung des kaiserlichen Kommissars in das Zimmer des Infanten, der anscheinend schlafend auf seinem Bette lag. Bei dem Eintritte der Männer richtete er sich empor.

„Was ist Euer Begehrt, um mir nicht einmal die Ruhe der Nacht zu gönnen?“ fragte er.

„Eure Hoheit hätte sie auch ohne unser Kommen schwerlich genossen,“ erwiderte Navarro spöttisch, „darf ich mir erlauben zu fragen, was die Leiter zu bedeuten hat, die hier an Eurem Fenster befestigt ist, und ob Eure Hoheit ohne mein Wissen einen nächtlichen Spaziergang beabsichtigte?“

„Auf solche Frage habe ich keine Antwort zu geben,“ entgegnete Duarte verachtend.

„So bin ich genötigt, das Wort zu ergreifen,“ sprach Navarro schroff, „und Eure Hoheit darauf aufmerksam zu machen, Euren Freunden anzuraten, Scherze, wie den heute ausgeführten, zu unterlassen, die für alle Beteiligten die übelsten Folgen nach sich ziehen könnten. Wollet Euch mit eigenen Augen überzeugen, welchen Befehl ich vom kaiserlichen Hofe zu Wien erhalten habe, im Falle Ihr es unternehmen solltet, einen Fluchtversuch zu wagen. Blicht her! Die Ordre ist klar und deutlich. Ich bin ermächtigt, Euch unverzüglich erschießen zu lassen, wenn Ähnliches noch einmal vorfällt.“ Er hielt dem Infanten das Blatt hin, welches die erwähnte Ordre zeigte. Duarte warf nur einen flüchtigen Blick darauf.

„Vielleicht wäre es für uns alle besser, Ihr fändet einen Anlaß, den Euch gewordenen Befehl auszuführen,“ erwiderte er ruhig. „Mein Leiden hätte dann sein Ende erreicht und Ihr könntet, Eures lästigen Amtes frei, den Lohn Eurer Dienste in Ruhe genießen. Ich werde in Ergebung abwarten, was Gott über mich bestimmt, und hat er es beschloffen, daß ich diese Reise nicht überleben solle, so werde ich denken, daß er es in seiner Weisheit für das Beste gehalten.“

Navarro wandte sich zum Gehen; Lorenz von

Stubenberg hatte während der ganzen Scene kein Wort gesprochen.

Die Thür fiel zu, Duarte hörte den Schlüssel zweimal umwenden, er hörte unter seinem Fenster den taktmäßigen Schritt der Soldaten, die sein Kerkermeister zur größeren Sicherheit darunter postiert hatte. Seine Hand griff in das blonde Haar, seine Zähne schlugen knirschend aneinander.

„Arme, arme Paula!“

Herr von Stubenberg war in sein Zimmer gegangen, das sich zu ebener Erde befand, und stand gedankenvoll am offenen Fenster, in die Nacht hinausblickend. Es wäre ihm recht gewesen, wenn der Fluchtversuch des unglücklichen Fürsten geglückt wäre, für den seine Teilnahme im Wachsen war. Er sagte sich auch, daß er ohne die Gegenwart Navarros willig ihm dazu verholfsen hätte, aber den mißtrauischen Spanier zu täuschen, schien ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Hatte doch Navarro, um sich gegen einen Überfall zu schützen, einen Kurier nach Graz gesandt, sich von dem Gouverneur eine Verstärkung der Begleitmannschaft auszubitten. Es stand nicht zu erwarten, daß ein zweiter Versuch zu Gunsten des Infanten von besserem Erfolge gekrönt sein würde, wenn ein solcher überhaupt stattfand.

Ein Geräusch dicht unter seinem Fenster weckte ihn aus seinem Sinnen; gleich darauf erschien in der Öffnung ein von wirrem Rodenhaar umwalltes Mädchengesicht, in dem er zu seinem Staunen Marcella Roscielski erkannte.

„Baron Stubenberg,“ rief sie leise.

„Was wollt Ihr von mir, Marcella?“

„Lasset mich ein; dann will ich es Euch sagen.“

„Kommt herein; ich gebe Euch die Hand.“

Sie kletterte gewandt wie eine Kage an dem Fenster empor und schwang sich in das Innere des durch eine Unschlittterje erhellen Raumes.

„Wie habt Ihr mich gefunden? Wie kommt Ihr hierher?“ fragte Herr Lorenz, der sich den rätselhaften Besuch nicht zu deuten vermochte.

„Mein Bräutigam ist hier im Hause gefangen,“ erklärte Marcella gerade heraus. „Ich hatte keine Ruhe, ehe ich nicht weiß, was mit ihm geschieht. Ihr werdet es mir sagen. Ihr waret mir einst wohlgesinnt, wenn Ihr auch jetzt längst nichts mehr von mir wissen wolltet.“

„Euer Bräutigam, Kind?“ wiederholte der alte Edelmann erstaunt. „Ja, habt Ihr denn einen und wer ist es?“

„Er heißt Achaz Schommer und ist Waffenschmied in Wien,“ antwortete das Mädchen. „Ich bin schon vor drei Jahren ihm verlobt, lange bevor Euer Sohn Eberhard mich kannte.“

„Hättet Ihr das zur rechten Zeit schon damals gesagt,“ versetzte Herr Lorenz, „wäre Euch und uns ein Verdruß erspart geblieben. Ist demnach, wie ich vermuten muß, der Jüngling Euer Zukünftiger, der heute nacht in Gemeinschaft mit einem andern den Prinzen befreien wollte?“

„Ja, der ist es,“ erwiderte Marcella, „er liebt den edlen Fürsten, er wollte es nicht dulden, daß man ihn weiter nach Belschland schleppete, wo sie

ihn noch mehr martern und gar umbringen werden. O, und nun sagt mir, wo der Achaz ist und was sie ihm thun werden.“

„Don Navarro hat ihn drüben in das Holzgeläß sperren lassen und trägt den Schlüssel bei sich. Ich fürchte, er hat die Absicht, ihn morgen in der Frühe erschließen zu lassen.“

Marcella unterdrückte einen Aufschrei. „Ihr werdet es nicht zugeben, nicht wahr?“ sprach sie flehend. „Ihr werdet mir helfen, ihn zu retten.“

„Ich werde nichts thun können, armes Kind, denn Navarro hat unbeschränkte Vollmacht und ist in seinem Rechte.“

Das Mädchen dachte nach. „Wenn ich Don Navarro recht bäte?“

„Das wird Euch wenig helfen; er ist Bitten nicht zugänglich.“

„Ich werde ihm den Schlüssel stehlen,“ sagte das entschlossene Böhmerkind.

„Wie wollt Ihr das anfangen?“

„Das überlaßt nur mir. Ich kenne Don Navarro. Zeigt mir die Richtung, wo der Schuppen ist, in dem Achaz eingesperrt wurde.“

„Er ist dem Fenster fast gegenüber, Ihr könnt ihn von hier aus sehen.“

Sie folgte der Weisung seiner Hand. „Es steht kein Posten davor,“ sprach sie etwas beruhigter.

„Man hat es nicht für nötig gehalten, aber der junge Mann ist mit Stricken an den Balken gefesselt.“

Marcella fragte nicht weiter; sie reichte dem Baron die Hand. „Ihr verrätet mich nicht,“ sagte sie bittend.

„Niemals, mein Kind, möge der Himmel Euch beistehen, was immer Ihr vorhabt.“

Er kämpfte einige Minuten mit sich, ehe er fortfuhr: „Ich will Euch etwas anvertrauen, das Euch auch ohne Navarros Hilfe zum Ziele bringen könnte. Die Deutschen und das spanische Reich werden keinen Abbruch erleiden, wenn Euer Liebster am Leben bleibt, und dem boshaften Spanier gönne ich es überdies, wenn ihm nicht alles geht, wie er will. Hört mich an, Marcella. Der Stall, in dem der junge Mann sich befindet, ist nur durch eine Lattenthür verwahrt, über die Ihr mit Eurer Geschmeidigkeit leicht klettern könnt. Hier ist mein Dolch, mit dem Ihr Eures Achaz Stricke durchschneiden werdet. Am Griffe ist ein starkes Eisen, mit dem Ihr auch, sollte es nötig sein, eine Latte ausbrechen könnt. Und nun geht schnell; Ihr seid ein tapferes Kind, das sich zu helfen weiß; Eurer Geschicklichkeit sei alles übrige jetzt anheimgegeben.“

Marcella küßte dankbar ihres Helfers Hand; dann schwang sie sich behende aus dem Fenster und glitt lautlos an dem Hause entlang, um im Schatten der Nacht, ungesehen von den wachenden Soldaten, den Stall zu erreichen, wo sie Achaz finden sollte.

Man hatte in Ermangelung irgend eines anderen vorhandenen Raumes einen leeren Holzverschlag zur Aufbewahrung des Gefangenen gewählt und den Jüngling, nach Kriegsbrauch, aufrechtstehend festgebunden. Im Lagerleben wurde in solchen Fällen

der erste beste Baum benutzt, an welchem dann einige Stunden später der Verurteilte gewöhnlich erschossen wurde. Die nächste Umgebung des Wirtshauses wies jedoch keinen passenden Baum auf und Navarro beabsichtigte auch, sich das diabolische Vergnügen zu machen, den neuen Gefangenen unter dem Fenster des Infanten erschießen zu lassen, für dessen Rettung er sich geopfert. An ein Entkommen des vermegenen Jünglings war nicht zu denken, da sich wohl niemand von seinen Genossen wieder in die Nähe des Hauses wagen würde.

Marcella hatte sich bis zu dem Verschlage gefunden, der sich neben den Viehställen befand. Sie konnte, so sehr sie sich anstrengte, keine menschliche Gestalt darin entdecken. „Achaz,“ rief sie gedämpften Tones in die Dunkelheit.

Ein leises Stöhnen antwortete ihr. „Wer ist da?“ fragte es zurück.

Gott sei gelobt; er war es! Sie streckte den Arm durch die Latten. „Verhalte Dich still,“ raunte sie, „ich bin es, Marcella; ich komme zu Dir.“

Sie war bereits an der Thür emporgeklommen und versuchte über die spitz zulaufenden Latten zu gelangen. Ihre Hände rissen sich an dem scharfen Holze blutig, ihr Kleid blieb hängen, es hinderte sie nicht. Mit ihrem Dolche befreite sie ihr Gewand; ein langer Faden davon hing an der widerspenstigen Latte nieder, als sie auf den Boden des Stalles sprang.

Und nun war keine Zeit mehr zu verlieren; sie tastete sich weiter, bis sie die Stricke gefunden, mit denen er gefesselt war. Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, während sie mit zitternder Hand sie durchschnitt; nur die Atemzüge beider gingen hörbar und beschleunigt und sie schienen alles auszubrüden, was die pochenden Herzen in diesen fieberhaften Minuten bewegte.

Die letzte der Fesseln war gefallen. „Kannst Du Deine Glieder regen?“ flüsterte Marcella. „Kannst Du über die Thür, wie ich?“

Er versuchte es, doch es war unmöglich. Die Stellung, in der er länger als eine Stunde verharrt, hatte seine Glieder steif werden lassen. Es hätte einiger Zeit der Erholung bedurft, um ihnen die gewohnte Spannkraft wiederzugeben. Marcella drückte ihm den Dolch in die Hand.

„Stoße eine der Latten heraus; der Raum wird genügen.“

Er that es vorsichtig, um kein Geräusch zu verursachen. Marcella hielt das fallende Brett mit den Händen fest, bis es sich völlig gelöst hatte, dann drängten beide sich nacheinander durch die entstandene Lücke, Achaz war frei.

Sie faßte seine Hand und zog ihn mit sich fort; bei ihrem Umrufen des Hauses hatte sie vorhin bemerkt, daß die ausgestellten Posten sich nur auf der Seite hielten, wo die Zimmer des Infanten lagen. An den Viehställen dahinschleichend, kamen sie bis zum Ausgange des Hofes; ein schmaler Pfad führte an einem Bache entlang zwischen Getreidefeldern auf die Landstraße.

Schon konnten sie die Bäume in schwachen Um-

rissen erblicken, die den Wald grenzten, als plötzlich vom Hause her laut befehlende Stimmen ertönten.

Marcella, von dem Schreden übermannt, daß man die Flucht ihres Bräutigams entdeckt habe, sprang ohne Besinnen in den Bach, Achaz folgte ihr, mit der Linken sie festhaltend, während er mit der Rechten die Strömung teilte, die an dieser Stelle besonders stark war.

„Nicht weiter, Marcella,“ flüsterte er ihr zu, „das Wasser wird tiefer.“

„Hinweg, hinweg,“ flehte sie, „besser mit Dir ertrinken, als von jenen ergriffen werden.“

Er riß sie in seine Arme empor. Schon ging das Wasser ihm bis zur Schulter; er watete weiter, die Steine suchend, die im Grunde lagen. Da, endlich wurde der Boden fester, an den Zweigen einer überhängenden Weide sich haltend, kam er zum Ufer hinauf. Eine Weile standen beide eng aneinandergedrängt, angstvoll auf jedes Geräusch lauschend, das hinter ihnen hörbar wurde. Es war alles wieder still geworden; die Befehle, die sie vernommen, hatten wohl nur der Ablösung der Wachen gegolten.

Eilend setzten sie ihren Weg fort, über Krautfelder und Wiesen der Landstraße zu. Der Himmel hatte sich etwas aufgeheitert; vereinzelt Mondesstrahlen brachen durch die Wolken und kleideten die Gegenstände rings umher in ein phantastisches Licht. Marcellas geschärfte Sinne glaubten hinter jedem Baume einen Verfolger zu erblicken, in jedem Raußen der Blätter nahende Fußtritte zu hören. Dort war die Brücke, an welcher sie ihren Begleitern entflohen, dort das Gehölz, wo der Wagen Paulas gestanden hatte. Er war verschwunden, Kutscher und Diener hatten wohl in der Furcht einer möglichen Verhaftung den Rückweg nach Graz eingeschlagen.

Zum ersten Male, seit sie ihren Lauf begonnen, hemmte Marcella den Schritt, um aufatmend sich gegen einen Baum zu lehnen.

„Ich hatte gehofft, die Kutsche der Baronin sei noch da,“ sagte sie, „uns nach Graz mitzunehmen. Nun müssen wir sehen zu Fuße hinzukommen. Ich bin kräftig genug, gleich weiter zu wandern, und Du, Achaz?“

Doch eine Antwort erhielt sie nicht sogleich. Ihr einstiger Verlobter hatte den Kopf seiner mutigen Kletterin in beide Hände genommen und versuchte in dem ungewissen Dämmer um sie her ihre Züge zu unterscheiden.

„Erst lasse Dich einmal küssen, Du mein herztäuferiger Schatz,“ sagte er mit bewegter Stimme. „Marcella, mein Geliebtenmädchen, was hast Du für mich gethan?“

„D, das war gar nichts,“ erwiderte sie lachend und weinend, „den Liebsten hätte ich dem gelben Kasilianer nimmermehr gelassen.“

„Bin ich Dein Liebster jetzt? Werde ich es immer sein?“ jubelte er.

„Ei, so frage doch nicht, thörichter Mann. Du weißt es nur zu gut.“

„Viktoria!“ rief er jauchzend und schwang sie in beiden Armen hoch empor.

Sie machte sich nach mehreren vergeblichen Anstrengungen wieder frei. „Sei vernünftig, Du Wilder,“ mahnte sie. „Noch sind wir nicht in Sicherheit. Komm, wir müssen weiter; bald naht der Morgen und man wird Dich vermissen.“

Die Erinnerung war nicht ohne Grund. Die Wahrscheinlichkeit lag nahe, daß Don Navarro, das Verschwinden seines Opfers entbedend, eine Anzahl der Soldaten ausenden würde, Ahas aufzuspueren. Sie gingen weiter. Die durchnässten Kleider hinderten ihr schnelles Fortkommen, Marcella zumal begann nach all den Aufregungen der Nacht Müdigkeit zu empfinden; sie suchte willensstark sie zu bekämpfen, aber ihr Schritt wurde langsamer, sie mußte sich von Zeit zu Zeit auf Ahas stützen, um vorwärts zu kommen.

Mit dem grauenenden Morgen hatten sie ein Dorf erreicht; Ahas schlug dem erschöpften Mädchen vor, dort einige Stunden zu rasten. Sie lehnte es ab; es trieb sie fieberhaft weiter, bis sie Ahas in völliger Sicherheit wähnen durfte. Ein Wagen kam daher, von einem Bauern gelenkt, der Mehl zur Stadt bringen wollte. Ihn bat Ahas, sie eine Strecke mitzunehmen.

Der Bauer sah das junge Paar mißtrauisch an, dessen nasse und bei dem Mädchen auch arg zerfetzte Kleidung keinen besonders vertrauenerweckenden Eindruck auf ihn machte.

„Ihr seid wohl Vater und Mutter davongelaufen,“ knurrte er, „daß Ihr so wüßt daherkommt? Oder habt Ihr zusammen ins Wasser gehen wollen, weil Ihr noch tropfnass seid, und hat Euch zuletzt doch das Herz dazu gefehlt?“

„Keine Sorge, Alter,“ lachte Ahas übermütig. „Im Wasser waren wir zwar, aber nicht, um uns zu ertränken, sondern aus Irrtum, da wir den rechten Weg nicht fanden, und zu den Eltern gehen wir erst. Sie werden uns nicht schlecht empfangen, gelt, Marcella?“

„Nun, dann setzt Euch dort auf den Haferfack,“ entschied der Bauer, „und kommt mir nicht an das Mehl, damit es nicht von Euren Kleidern nass wird.“

Ahas hob seine Braut auf das Gefährt; der Bauer warf ihm eine Pferdebede zu, das fröstelnde Mädchen darein zu hüllen. Der Wagen setzte sich in Bewegung; bei dem nächsten Halt benutzte der Jüngling die Zeit, welche die Pferde zur Fütterung brauchten, von den Besitzern der Schenke, in der sie einkehrten, andere Kleider für sich und Marcella zu beschaffen. Zum Glück für beide war er noch im Besitze einiger Goldstücke, welche bei seiner Verhaftung den Wliden der ihn durchsuchenden Soldaten entgangen waren. Er löste sie aus dem Futter seines Wammes, wo er sie verborgen getragen, und bot sie den Wirtsleuten dar, die gegen einen dergartigen Entgelt nicht zögerten, ihren Sonntagsstaat den Fremden zu opfern.

Wald trat Marcella in der Tracht der wohlbelebten Wirtin dem gleichfalls in einen Bauern verwandelten Verlobten entgegen. Beide brachen bei ihrem Wiedersehen in ein helles Lachen aus, in das bei dem Anblicke dieser Nummerei auch die bisherigen

Eigentümer der Gewänder und der Fuhrherr einstimmt. Marcella hatte mit der Elasticität ihrer Natur die überstandene Angst bereits vergessen; in bester Laune flog sie wieder auf den Wagen und plauderte mit Ahas und dem Bauern, als läge nicht eine lange Nacht voll Schrecken und Gefahren hinter ihr.

Der Jüngling betrachtete sie mit Entzücken. Sie gefiel ihm in der entstellenden Tracht fast besser, als in dem zierlichsten Gewande früherer Tage. Nein, nein, es gab für ihn kein Weib außer ihr in der Welt; mochten auch die Eltern sich noch gegen die Verbindung sträuben, — er ließ in diesem Leben nimmermehr von ihr.

Die Türme von Graz tauchten vor ihnen auf. Sie verließen den Wagen, um durch eine Seitenstraße in die Stadt zu gelangen. Ahas gab dem Fuhrherrn sein letztes Geld. „Dessen hätte es nicht gebraucht,“ sagte der Bauer, „wer Ihr auch seid, ich habe es gern für Euch gethan. Möge es Euch wohl gehen, Euch und Eurem Schatz! Weggelaufen seid Ihr nicht. Mit so lachenden Augen geht man nicht heimlich von Vater und Mutter.“

„Da habt Ihr recht, mein Alter,“ erwiderte Ahas, „ohne Elternsegen werden wir uns unser Haus nicht bauen. Kommt Ihr aber einst nach Wien, so lehrt Ihr bei niemand ein als bei dem Meister Anton Schommer, der seine Waffenschmiede in der Heugasse hat, und er wird Euch gut aufnehmen, weil Ihr seinen Sohn ihm retten halfet.“

Er eilte mit Marcella davon und war bald in der nächsten Gasse verschwunden. Der Bauer setzte kopfschüttelnd seinen Weg fort.

„Wohin gehen wir?“ fragte Ahas seine Braut. Sie deutete auf eine Kirche, die sich vor ihnen zeigte. „Zuerst dorthin, Liebster,“ antwortete sie, „Gott und seinen Heiligen zu danken, daß sie Dich mir wiedergaben.“

„Und dann nach Wien zu meinen Eltern,“ fiel er ein.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich muß zuvor wissen, was aus meiner Herrin geworden; mir ist bange um sie.“

„O Marcella, ist dies nur ein Vorwand, um mich nicht begleiten zu müssen? Fürchtest Du der Eltern Unwillen noch nach Deiner heutigen That?“

„Nicht das, Ahas,“ entgegnete sie sanft, „aber gehe vorerst ohne mich und rufe mich, wenn Du gewiß bist, daß ich kommen darf. Wie es mit mir steht, weißt Du jetzt und daß ich auf Dich warten würde, ach — bis an das Ende meiner Tage und nichts Lieberes mir je ersehnen werde, als Dein demütig und getreues Weib zu sein.“

Dreißigstes Kapitel.

Paula traf in der Begleitung Leonhards einige Tage später in Graz ein. Francois Laquet hatte sich von beiden getrennt, um seine selbstlosen Bemühungen für den Infanten an anderer Stelle fortzusetzen. Er hatte gehofft, durch die Vermittelung des portugiesischen Gesandten am französischen Hofe,

des Grafen Bidigueira, den Kardinal für seine Sache gewinnen zu können und in der That hatte Richelieu den König für den gefangenen Prinzen zur Teilnahme gestimmt. Aber ehe man sich über die zu ergreifenden Schritte zu einigen vermochte, war der Verkauf des Infanten an Spanien bereits geschehen und Philipp IV. wies alle Vorschläge, die ihm bezüglich der Freilassung Don Quartes gemacht wurden, zurück.

Jetzt hatte Laquet die Absicht, an Karl I. von England sich zu wenden und von London aus nach Eissabon zu gehen, weitere Vollmachten von König Joao zu erbitten.

„Noch verzweifle ich an dem endlichen Gelingen unserer Mühen nicht,“ sprach er bei dem Abschiede zu Paula, „meine Lebensaufgabe wird es bleiben, Seine Hoheit zu befreien und ich werde weder Gefahr noch Anstrengung scheuen, um mein Ziel zu erreichen. Mögt auch Ihr nicht verzagen, edle Frau, und die Liebe Eurem schönen Herzen die Kraft verleihen, welcher Ihr noch bedürfen werdet. In Mailand begegnen wir uns wieder, unter glücklicheren Sternen, wie ich hoffe, als sie unser jetziges Scheiden uns zeigt.“

Sie vermochte seine Zuversicht nicht zu teilen, aber dennoch traf sie, in ihrem Hause angekommen, die Vorbereitungen zu einer langen Abwesenheit. Die Schenkungsurkunde von Schloß Leipzig wurde Leonhard übergeben, die übrigen Vermögensangelegenheiten zu Gunsten der Ihren geordnet. Vincencia und Armgard sollten auf drei Jahre zu den Ursulinerinnen kommen, ihre Mutter wie bisher das Haus in Graz bewohnen, das im Falle des Todes ihrer Tochter als Eigentum ihr zuviel.

Frau von Zuconer war mit den Verfügungen Paulas völlig einverstanden, soweit es ihre eigene Zukunft betraf, weniger jedoch war sie es mit dem Entschluß derselben, ganz nach Mailand überzusiedeln und sie sprach in offenen Worten ihre Mißbilligung aus.

„Ich muß aus Deinen Vorbereitungen schließen,“ sagte sie, „daß Du fürs erste nicht nach Graz zurückzukommen gedenkst. Ist dem so? Beabsichtigt Du der Welt das Schauspiel zu geben, daß die Freifrau von Guilerin einem fremden Manne durch das halbe Europa nachläufst?“

„Die Meinung der Welt, in der ich seit zwei Jahren erst lebe, wird mir in dieser Beziehung gleichgültig sein,“ antwortete Paula. „Was sind mir jene Menschen, um ihnen auch nur den geringsten Teil meines Fühlens zu opfern?“

„Du magst so denken,“ erwiderte Frau Petronilha, „ich jedoch thue es nicht. Ich will nicht, daß man meine Tochter eine Abenteurerin nennt, die sich in Händel mischt, welche sie nichts angehen, bis ihr Ruf, ihre Frauenehre darunter zu Grunde gegangen. Welche Sorge Du den Deinen durch Unternehmungen wie das von neulich Nacht bereitest, ist Dir in Deinem Liebeswahn unklar, auch scheinst Du Dir nicht zu sagen, daß Du um Deine und unsere ganze Zukunft spielst, wenn Du es so forttreibst. Graf Thurn erzählte mir, daß der Kaiser strengste Bestrafung aller derer befohlen habe, die noch jetzt für den Prinzen von Braganza wirken wollen.“

Paulas Hände krampften sich zusammen. „So vermag ein christlicher Monarch an dem einstigen Freunde zu handeln,“ murmelte sie.

„Das zu beurteilen ist nicht unsere Sache,“ war die trodene Entgegnung. „Erinnern aber möchte ich Dich, daß auch Dich ebensowohl wie jeden die Strafe des Hochverrates treffen kann, wenn Du den kaiserlichen Befehlen entschieden zuwider verfährst. Du kannst des Landes verwiesen, Deine Güter eingezogen werden und hast Dir dann noch überdies die Schuld an dem Elend Deiner Familie beizumessen.“

„Daher die Besorgnis also,“ dachte Paula. Laut fügte sie hinzu: „Ihr könnt dessen ruhig sein. Der Kaiser wird, so lange ich noch in seinen Landen bin, keinen Anlaß haben, mit mir unzufrieden zu sein, und Euer Elend werde ich ebensowenig herbeiführen, denn was zu Eurem Unterhalte erforderlich, ist von mir sicheren Händen anvertraut und Euch gerichtlich verschrieben worden. Den Schwestern habe ich ein Heiratsgut ausgesetzt; was fürchtet Ihr noch?“

Frau Petronilhas Züge erhellten sich; sie zog es jedoch vor, ihre Befriedigung über die Auskunft nicht zu offen zu zeigen. „Es ist schön von Dir,“ sagte sie, „daß Du von Deinem Reichtum für Deine Angehörigen sorgst. Dies kann mich aber nicht mit Deinem anderen Vorhaben ausjöhnen. Du bist mein Kind, das mir stets das teuerste gewesen; ich kann es nicht dulden, daß Du das Opfer einer Verblendung wirst, die Du später bereuen wirst.“

„Ihr irrt, wenn Ihr die Liebe, die mich mit Duarte verbindet, für eine Verblendung haltet. Die Hoffnungslosigkeit vermag nicht mehr zu blenden, Mutter, und ich weiß es genau, daß wir nichts mehr zu hoffen haben.“

„Eben deshalb. Dein Mitgefühl mit seinem Unglück verleitet Dich von einer Unbesonnenheit zur andern und wird Dich endlich die Schranken völlig vergessen lassen, die Gesetz und Sitte einer Frau Deines Ranges gezogen. Die Gräfin Thurn gab mir unlängst zu verstehen, daß man Dich in der ganzen Stadt für die Geliebte des Infanten hält.“

„Wäre es ein Mittel, ihn zu retten,“ rief Paula, „so würde ich es ohne Scheu allen Menschen bekennen.“

„Du rasest,“ fuhr Frau von Zuconer auf, „lasse mich ein solches Wort nicht wieder hören.“

„Ihr waret es, die mich herausforderte, Mutter. Wollet bedenken, daß es nicht gut thut, einen Verzweifelnden zu reizen.“

„Nimm Dich zusammen, wirf diese Liebe von Dir, die Dir noch keine frohe Stunde brachte, und Dein Leiden wird aufhören. Du bist noch jung genug, um überwinden zu können. Die Welt steht Dir offen, ein anderer wird sich für Dich finden, und Du wirst endlich staunend Dich fragen, wie Du Dich so in eine Leidenschaft verlieren konntest, die nie zu einem glücklichen Ziele führen durfte. Ist es sein hoher Rang, der Dich bestrickte? Fürst Ingolfing ist längst verlobt in Dich, er würde Dich auf der Stelle heiraten, wenn er gewiß wäre, daß es mit dem Infanten aus sei. — Mit gutem Rechte und in Ehren Fürstin werden ist besser, als die heimliche Liebe eines Prinzen

sein, mag er auch zehnmal aus einem Königshause stammen.“

„Ich bemerkte, daß Ihr mit dem Fürsten Ingotling in der letzten Zeit vielfach verkehrtet,“ sagte Paula, „und ersuche Euch, ihm keine nutzlosen Hoffnungen zu erwecken. Mich lockt kein Ehrgeiz dieser Erde mehr, mein Sehnen ist allein der dunkle Kerker, der ihn umschließen wird.“

Frau von Zuconer zuckte unwillig die Achseln. „Ich sehe, daß ich Dich nicht von Deinem Untergange zurückhalten kann,“ sagte sie, „Du willst es eben nicht anders und ich habe keine Macht mehr über Dich. Sei wenigstens so vernünftig, Deine Gesundheit zu schonen. Deine nächtliche Fahrt hat Dir mehr, als Du meinst, geschadet.“

Paula fühlte dies selbst; mehr noch hatte die neue Enttäuschung sie leiden gemacht, als die Anstrengungen, die sie gehabt, sie verschwiegen es jedoch; die Mutter würde für ihren Schmerz kein milderndes Wort, nur einen herben Tadel finden.

„Ich werde mich in einigen Tagen wieder erholt haben,“ sprach sie ablehnend, „meine Gesundheit war nie mehr so fest, als in Leipzig, seit ich in der Stadt lebe.“

Das Gespräch wurde durch den Eintritt Andreas unterbrochen, die sich zu der Reise nach Wien rüstete. Die junge Frau war in den letzten Wochen wie eine Rose frisch erblüht; ihre Augen strahlten Glück und Frieden.

„Hast Du ein wenig Zeit für mich übrig, Paula?“ fragte sie.

„Ja, Liebe, ich komme.“ antwortete Paula in völlig verändertem Tone. „Du möchtest meine Hilfe bei dem Ordnen Deiner Sachen. Ist es nicht so?“

„Ich wollte Dich fragen, ob ich denn wirklich das alles mitnehmen soll, was Du in mein Zimmer bringen liehest,“ sagte Andrea, ihre Wange an die der Freundin schmiegend. „Du hast mich so unendlich reich bedacht, Du geliebte Spenderin, daß ich der Meinung bin, es kann nicht alles mir gehören. Hilf mir auswählen, was mein werden soll, ich komme ja sonst, wie ein Märchenkind in Gold und Purpur gehüllt, zu meinen Eltern heim.“

„Du sollst auch nicht arm und kärglich vor sie treten,“ sprach Paula mit Nachdruck, „Dein Vater, Deine Mutter sollen inne werden, daß ihre Tochter in der Fremde auch sich Herzen gewann, die ihr Liebesopfer, ihre Treue verstanden und den Platz jener einzunehmen strebten, die sich kalt von ihr gewandt, als die Entscheidung in ihre Hand gelegt wurde, ob sie zweier Menschen Glück oder die Billigung der Welt dahingeben wollten. Was Du in Deinem Zimmer fandest, ist Dein. Die sich in der Heimat Deiner noch erinnern, mögen sehen, daß es Dir an nichts gefehlt hat.“

Sie verließ mit Andrea das Gemach; Frau von Zuconer wandte sich mit verdrossenem Ausdruck zum Fenster. Die Großmut ihrer Tochter andern gegenüber hatte nie ihren Beifall. Aber freilich, hier handelte es sich um Andrea, deren Abenteuer, wie es der verstorbene Baron und sie stets genannt, Paula zur Nachahmung aneiferte. Auch Leonhard bestärkte

die Freifrau in ihrem aberwitzigen Entschlusse, der gleichbedeutend mit ihrem Unglück war. — Frau Petronilha mußte es mit Bestimmtheit durch ihre Freunde, die dem Hofe nahe standen, daß der Infant nie mehr auf eine Freilassung zu rechnen habe, sobald er sich auf spanischem Gebiete befand. Welche Thorheit, Besitz, Ehre, Zukunft, alles, alles für einen bereits Halbverlorenen auf das Spiel zu setzen, wie es seine Anhänger, wie es Paula noch immer zu thun gesonnen.

Aber sie ließ sich ja nicht raten und Frau von Zuconer durfte sie nicht einmal erzürnen, weil Paula sich dann in anderer Richtung ihren Wünschen weniger gefügig zeigen konnte. Schon als sie ihr wegen der Schenkung an Leonhard heftige Vorwürfe gemacht, hatte die junge Witwe sie ersucht, eine Einmischung in ihre persönlichen Angelegenheiten vermeiden zu wollen und ihre Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß ihr von ihrem Gemahl die unumschränkte Verfügung über ihre Güter eingeräumt worden. Wie undankbar! Wem anders schuldete sie ihr glänzendes Los, als ihrer Mutter, die sich alle Mühe gegeben hatte, den reichen Eidam an sich zu ziehen? Ob sie denn mit den früheren Tagen in Leipzig tauschen mochte?

Sie war dort heiterer und zufriedener gewesen als jetzt, das ließ sich nicht leugnen. An all ihrem Trübsein, ihrem Leiden war nur dieser ungeliebte Fremdling schuld, der zu so übler Zeit vor ihr auftauchen mußte und den Frau Petronilha fast von Anbeginn instinktiv gehaßt. Mochte ihn doch, ehe er in Mailand eintraf, ein Unfall ereilen, bei den weiteren Befreiungsversuchen eine wohlgezielte Kugel seiner Wächter seinem Leben ein Ende machen, es wäre für alle, in sein Schicksal Verwickelte, das beste Auskunftsmittel gewesen.

Paula ahnte von diesen Wünschen ihrer Mutter nichts; sie erwähnte Quartes vor ihr nicht mehr und betrieb eifrig ihre Zurüstungen zu ihrer Übersiedelung nach Mailand weiter. Sie hatte daran gedacht, Frau von Zuconer um ein Einführungsschreiben bei dem Grafen von Struela, Gouverneur von Mailand, zu bitten, aber bei der Stimmung ihrer Mutter es noch unterlassen. Besser war es, erst an Ort und Stelle zu erforschen, wie er für seinen Gefangenen gesonnen sei und ob er, der alten Blutsfreundschaft sich erinnernd, für sie ein fühlend Herz haben werde.

Es war eine Woche vor dem zu ihrer Abreise bestimmten Tage. Andrea hatte mit Mann und Kind sie bereits verlassen, die kleinen Schwestern waren dem Kloster übergeben worden, Marcella nur war bei ihr und setzte im Verein mit der Kammerfrau die Garderobe der Herrin für die Reise in den Stand.

Das Böhmerkind war gegen seine Gewohnheit stiller als sonst. Weshalb auch Achaz so gar nichts von sich hören ließ? Trotz ihrer tapferen Zurückhaltung bei seinem erneuten Werben hatte Marcella dennoch im stillen gehofft, daß nun alles anders werden müsse, daß er ihr schreiben würde, Haus und Herzen der Eltern ständen ihr endlich, endlich offen und daß er nur darauf warte, die künftige Meisterin zu empfangen.

Aber es kam kein Brief von ihm, der doch des Schreibens so kundig war, obgleich seit seiner Rückreise nach Wien schon mehrere Wochen vergangen. Er hatte sich wohl abermals von den Eltern beeinflussen lassen und diese, froh, ihn nach der überstandenen Gefahr wieder zu haben, erinnerten sich nicht, wer ihn derselben entzogen.

Nun ging sie mit ihrer Herrin aus Deutschland fort und weite, weite Strecken würden zwischen ihr und ihm sich dehnen. Vielleicht auch kehrte sie nie mehr aus Belschland zurück, sie sahen sich im Leben nicht wieder und sie wußte erst jetzt, wie unsäglich lieb sie den einstigen Verlobten hatte, den sie in Jugendübermut und Hoffart von sich geschmeißt, bis dann ihr Unglück sie über seinen wahren Wert belehrte.

Eine Thräne fiel aus ihren Augen auf das schwarze Sammetgewand, an welchem sie nähte. Sie trocknete sie hastig hinweg, damit die Kammerfrau sie nicht sähe, und arbeitete, ohne aufzuschauen, weiter.

Einer der Diener kam herein. „Jungfrau Marcella,“ sagte er, „draußen ist ein Mann, der nach Euch fragt.“

Das Mädchen schrat empor. „Wie sieht er aus? Jung oder alt?“

„Alt,“ antwortete der Diener, „der hat mindestens seine sechzig auf dem Rücken, scheint von auswärts zu kommen, wollte aber nicht sagen, wer er sei.“

Marcella blickte etwas enttäuscht drein. „Er wird zu der Herrin wollen,“ meinte sie, „und um Bezgehrung bitten.“

Sie ging mit mäßiger Eile hinaus, nach des Fremden Begehr zu fragen und ihm, wenn es erforderlich war, eine Unterstützung zu reichen. Dort im Hausgange stand er, eine hochgewachsene, kräftige Männergestalt mit vollem, weißem Haar und Bart. Marcella überfiel ein heftiges Zittern.

„Meister Anton,“ stieß sie halblaut hervor.

Er trat mit starken Schritten auf sie zu und bot ihr die breite, arbeitsrauhe Hand. „Nun, was erschrickst Du so vor mir, Mädchen,“ redete er sie an, „und thust, als möchtest Du gar entfliehen? Bin eben erst in der Stadt angekommen und war mein erster Weg doch schon zu Dir.“

„Und was begehrt Ihr von mir, Meister?“ stammelte Marcella, die nicht anders meinte, als daß der alte Schmied gekommen sei, Achaz endgültig von ihr zu lösen. „Was führt Euch nach Graz?“

„Eine Tochter will ich mir holen,“ erwiderte der Meister, „eine kühne Maid, die mir meinen Achaz aus Gefängnis und Banden befreit hat. Bald hätte ich geglaubt, um meinen Ältesten als um einen Toten trauern zu müssen, nun habe ich meine beiden Kinder wieder, aber das dritte fehlt mir noch, darum habe ich den weiten Weg nicht gescheut und bin selbst gekommen, mir die Marcella zu holen, die trotzige Dirne, die ja nicht früher wieder zu uns wollte, als bis des Achaz' Vater sie über die Schwelle des Hauses führte, in dem sie der Bräutigam erwartet.“

„Vater!“ Wie ein Jubelschrei brach der Ruf aus ihrer Brust, ihre Arme schlangen sich um des alten Meisters Hals. „Wollt Ihr mich denn wirklich?“ fragte sie unter Thränen lächelnd. „Wollt Ihr es mit

mir versuchen und es glauben, daß ich nichts Lieberes begehre, als dem Achaz und Euch in Treue und Gehorsam dienen zu können?“

Er streichelte ihr krauses Haar. „Hätte mir der Bub denn Ruhe gelassen, als bis ich Dich heimgebracht?“ entgegnete er, seine Kühlung unter einem Scherze bergend. „Morgen schon, wenn Du willst, reisen wir zurück, wo die Mutter emsig indes das Haus herrichtet, daß die Sohnesbraut es im Festschmucke finde. Den Ring hier schickt sie Dir, den sie am Altar von mir empfing, und ihren Segensgruß dazu. Du sollst ihn am Finger tragen, bis Du ihn dem Achaz bei dem Wiedersehen giebst, dann feiern wir Eure Verlobung noch einmal, will es Gott, in größerer Freude, als das erste Mal, und den Sonntag darauf kündigt Euch der Priester von der Kanzel.“

Die Thür des nächsten Gemaches öffnete sich; Paula, die das laute Sprechen einer fremden Stimme gehört hatte, kam zu fragen, wer gekommen sei.

Marcella flog ihr entgegen. „O vergebt die Störung, teure Frau,“ rief sie, „das ist des Achaz' Vater und er will mich mitnehmen und in vier Wochen soll die Hochzeit sein und, und,“ — das übrige ersickte in seligen Thränen.

Paula näherte sich dem Meister, der bei ihrem Erscheinen sich tief gebückt hatte, und reichte ihm die Hand. „Das ist recht, mein Meister,“ sprach sie mit leuchtenden Augen, „daß Ihr den Weg hierher fandet, Eurem Hause ein neues Glück in dem Besitze Eurer künftigen Tochter zu bereiten. Haltet mir meinen Liebling gut, den ich ungern nur aus den Händen gebe und doch freudig ziehen heiße, weil es ihr eigenes Heil und das Eures waderen Sohnes gilt.“

Anton Schommer drückte ehrerbietig das Gemach Paulas an seine Lippen. „Mein Achaz hat mir von Euch nicht genug erzählen können, sehr eble Frau,“ sprach er bewegt, „auch wie gar so gütig Ihr zu der Marcella gewesen. Wir sind schlechte Leute und vermögen es Euch nicht zu danken, aber beten können wir für Euch und wir werden es jeden Tag.“

„Thut das,“ sagte Paula mit schwermütigem Lächeln, „und möge Gott Eure Gebete erhören. — Führe Deinen Vater hinauf, Marcella,“ wandte sie sich zu dem Mädchen, „und wähle ihm die beste und freundlichste der Kammern zur Wohnung aus. — Ihr dürft nicht sogleich wieder fort, mein guter Meister; ehe Ihr die Heimreise antretet ruht Ihr Euch erst einige Tage in meinem Hause aus. Die Aussteuer meiner Marcella übernehme ich; Ihr müßt mir doch ein wenig Zeit lassen, aus meinem Leinen- und Kleidervorrat zu wählen, was ich ihr mitgeben möchte, und in einer der Truhen wird sich auch ein Brautgeschmeide finden, das sie an ihrem Ehrentage zu meinem Gedenken anlegt.“

* * *

Der gefangene Infant war am Morgen nach dem vereitelten Anschlag weitergeführt worden. Mit Tagesanbruch hatte man die Flucht des zweiten Gefangenen entdeckt; Navarro wütete. Er hatte nicht

übel Lust, an den wachhabenden Soldaten ein strenges Strafgericht wegen ihrer Lässigkeit zu vollziehen, doch war an keinen derselben der Befehl erteilt worden, in der Nähe des Stalles zu bleiben, in welchen man den Jüngling gesperrt; die Wachen beriefen sich darauf, daß ihnen eingeschärft worden, das Zimmer des Prinzen nicht aus den Augen zu lassen, und daß der Fremde festgebunden, der Schuppen wohlverwahrt gewesen.

Navarro besichtigte im Verein mit dem kaiserlichen Kommissar das Schloß der Thür. Es war unversehrt; dagegen eine Latte herausgebrochen, an deren Nägeln der Fegen eines Weiberrodes hing. In dem weichen Boden des Stalles waren neben dem Platze, wo der Gefangene sich befunden, die Eindrücke eines zierlichen Fußes zu sehen.

Die Hilfe war also von außen gekommen und eine Frau hatte die Befreiung des Jünglings unterstützt. Die weibliche Bewohnerschaft des Wirtshauses wurde zusammengerufen und einem scharfen Verhöre unterworfen. Der abgerissene Streifen paßte zu keinem der hausgewebten Gewänder, die Spur des Fußes schien ebensowenig von einer der Mägde herzurühren. Fremde Gäste waren nicht im Hause gewesen, niemand wollte etwas Verdächtiges gehört oder gesehen haben.

Navarro beriet mit Herrn von Stubenberg, ob man durch die Reiter die Umgegend durchsuchen lassen solle; der Baron sprach sich mit Entschiedenheit dagegen aus und drängte zur Weiterreise. Widerstrebend gab Navarro endlich nach und nur der Gedanke bewog ihn dazu, daß die Anhänger des Infanten bei der verhältnismäßigen Nähe von Graz einen zweiten Überfall versuchen könnten, der durch die Entfernung der Reiter begünstigt werden möchte.

Die Umstände sprachen dafür, den Prinzen so schnell wie möglich tiefer in das Land zu bringen. In dem nächsten Quartier wurde der Zug von der Verstärkung eingeholt, die Navarro für die Begleitmannschaft verlangt hatte. Fünfzig Reiter und fünfzig Mann Fußvolk umgaben bei dem Weitermarsche in dichtgeschlossenen Reihen den Wagen, in welchem Duarte mit Lorenz von Stubenberg saß. Ein Offizier ritt dem Zuge voran, Navarro beschloß ihn, mit wachsamem Auge jede Bewegung vor ihm verfolgend.

Duarte fand an einem der Ruhetage Zeit, einige Briefe zu schreiben, die Baron Stubenberg zu fördern versprach. Der eine war an Paula gerichtet, der andere an Herrn Hasso von Mengen, der in unveränderter Teilnahme das Geschick des unglücklichen Fürsten noch jetzt zu wandeln versuchte. Duarte knüpfte kaum noch Hoffnungen an das Mühen des wohlmeinenden Mannes, doch war es seinem wunden Herzen Erleichterung, zu ihm zu sprechen, ihm nochmals die furchtbare Ungerechtigkeit und Härte in das Gedächtnis rufen zu können, deren Opfer er geworden.

Die Reise ging langsam von statten und sie wurde durch die gebirgigen Gegenden erschwert, welche man zu passieren hatte. Dennoch hegte Duarte den Wunsch, daß sie noch lange, lange dauern möge.

Sein sehndes Auge haftete auf den waldigen Höhen, den schneegekrönten Bergen, die sich ihm in der Ferne zeigten; es tauchte hinab in die Thäler, die von tiefblauen Seen, von rauschenden Bächen durchschnitten waren, seine Brust atmete die würzige Luft des Hochgebirges und er währte zuweilen, daß es die Luft der Freiheit sei.

Dort drüben am Saume der Wälder schimmerten weißgestrichene Häuser, auf den Feldern und Wiesen waren die Landleute thätig, die Hirten trieben ihre Herden den steilen Bergeshang hinan. Glückliche Menschen, denen sich die Welt in ihrer Unendlichkeit ausdehnte! Wie arm ihr Tagewerk, wie enge ihres Lebens Kreis, sie waren frei — frei, ihren eigenen Weg zu gehen, frei wie der Vogel, der sich in den Lüften wiegte und der nach langem Fluge sich zu seinem heimischen Neste zurückwand, frei wie der Fisch, der in kristallener Welle dahinschwamm, wie die Wolken, die im durchsichtigen Äther zogen.

Am neunzehnten August hatte man die Grenze des Belkin erreicht; hier begann das spanische Gebiet; der fürstliche Gefangene wurde seinen neuen Gewalthabern übergeben.

Graf Siruela hatte eine Abteilung von zweihundertdreißig Reitern unter dem Befehle des Capitano Panizza Navarro entgegengeschickt, den Prinzen in Empfang zu nehmen. Der Geheimschreiber sollte den Zug bis Mailand begleiten, Herr von Stubenberg verabschiedete sich von dem Infanten, um über Graz nach Wien sich zu begeben, dem kaiserlichen Hofe die Vollendung seiner Mission zu melden.

Er war tieferschütert, als er zum letzten Male des Infanten Hand küßte. „Ich scheide jetzt von Euch, mein teurer Prinz,“ sprach er mit stodender Stimme, „vergebt mir alles, alles, was ich, durch mein traurig Amt gezwungen, Euch anthun mußte. Glaubt mir, daß auch ich dabei gelitten, mehr als Ihr vermutet, und daß ich nur zu oft gegen meinen eigenen Willen handelte.“

„Ich habe Euch nichts zu vergeben, Edler von Stubenberg,“ antwortete Duarte fest, „zu danken vielmehr, daß Ihr Eures Amtes so schonend waltetet und mir diese Reise zu erleichtern suchtet, wo Ihr wußtet und konntet. Es war nicht Eure Schuld, daß man Euch auserwählte, einer meiner Schergen zu werden, die das Opfer seinen Hentern zu überliefern hatte. Ihr dientet Eurem Herrn und hattet seinen Befehlen zu gehorchen. — Geht denn hin zu Eurem Gebieter und sagt ihm als mein letztes Wort: daß ich es tief beklage, einem fürstlichen Tyrannen gebient zu haben, der mir sein Wort gebrochen, mich einkertern ließ, verkaufte und in die Hände meiner Feinde gab. Der Gott, der alle Thaten richtet, wird auch diese an seinen Kindern und Kindeskindern rächen, und jedes Strafgericht, das über das Haus Österreich hereinbricht, wird eine Sühne des Frevels sein, den Ferdinand an mir begangen. Von ihm und von mir wird die Geschichte sprechen, und vor ihrem Urteil wird seine Handlungsweise an mir auf ewig, gleich einem Verbrechen, gebrandmarkt werden.“

Navarro schnitt durch seine Dazwischenkunft seine weitere Rede ab; die spanischen Soldaten nahmen

ihre Plätze ein, das Kommandowort des Offiziers ertönte — fort ging es in gestrecktem Trabe dem Thal der Abba entlang, Italien zu. Die Berge begannen hinter dem Gefangenen zu versinken und es war ihm, als ob vor ihm die weite Ebene wie eine endlose, trostlose Einöde sich erstreckte.

Bald machte sich die Herrschaft seiner neuen Umgebung fühlbar. Baron Stubenberg war nicht mehr da, Navarro durch sein eigenes Beispiel in die gebührenden Schranken zu weisen. Panizza verständigte sich mit dem Kastilianer leicht, dem Infanten die bisherigen kleinen Aufmerksamkeiten zu entziehen, die der kaiserliche Kommissar für ihn als angemessen erachtet hatte. Wohl fanden sich in den ersten Städten, welche man berührte, noch verschiedene Personen, die von des Prinzen Schicksal gehört hatten und ihm Zeichen der Hochachtung, der Anteilnahme darbrachten, doch diese minderten sich, je tiefer man in das Land kam.

Der Zug der Soldaten mit dem Wagen des Gefangenen in der Mitte erregte fortan nur die grausame Neugier, mit der die Menge herbeiströmte, um einen berüchtigten Verbrecher anzustarren. In den Dörfern begann man mit den Glöden zu läuten, wie es üblich war, wenn Räuber oder Mörder durch eine Ortschaft geführt wurden, das Volk drängte sich an den Wagen, den Gefangenen näher zu sehen, und fragte sich verwundert, was der schöne, hoheitsvolle Mann begangen haben könne, der so milde und doch so traurig die auf ihn gerichteten Blicke ertrug.

So sahen die Verbrecher nicht aus, die sonst an ihnen vorübergekommen waren. Was mochte die Ursache sein, daß man ihn so strenge bewachte, ihn mit niemand sprechen ließ? Etwas ganz Besonderes und Schreckliches mußte es doch wohl sein, dachten die Männer, und ergingen sich in Schmähungen über ihn, während die Frauen und Mädchen seine blauen Augen, sein langes blondes Haar heimlich bewunderten und ihn zu schade für den Hentler erklärten, dem er doch offenbar verfallen war.

Zu der Aufnahme des Prinzen war in Mailand das Castello di Giove ausersehen. Galeazzo Visconti hatte es im Jahre 1368 erbaut, um sich gegen die Bedrohungen seines Oheims Barnabas zu schützen. Es bestand aus mehreren wohlbefestigten Flügeln, die die weiten Höfe von allen Seiten einschlossen. Den Hof rechts nannte man die Corte Ducale, dort hatte sich die Residenz der Viscontis und später der Sforzas befunden, die Gebäude der linken Seite dienten als Staatsgefängnisse, insbesondere der Turm La Rocchetta, in welchem die hervorragendsten Verbrecher in strenger Haft gehalten wurden.

Mailand gehörte erst seit dem Jahre 1535 zu den spanischen Besitzungen. Nach unzähligen Kämpfen, in welchen Maximilian I., Ludwig XII., Karl V., Franz I. um die Herrschaft der blühenden Stadt stritten, fiel es mit dem Tode des sechsten Sforza, Francesco Maria, an Karl V., der es als erledigtes Reichslehen seinem Sohne Philipp II. gab.

In der Nacht des fünfundzwanzigsten August traf Dom Duarte in Mailand ein und wurde von seinen Begleitern in das Castello di Giove geleitet,

wo ihn der Gouverneur des Schlosses, Don Antonio Briqueno Roncillo, Graf Rivera, der Lieutenant Diego Fernando de Cordova und der Alferez, Miguel de Pujalles, empfingen. Ihnen war der hohe Gefangene zur ausdrücklichen Bewachung anvertraut, die in dem Kastell liegenden Soldaten befehligte Francisco Balbez, Marquis de la Fuente, der gleichzeitig den Auftrag erhalten hatte, alle Handlungen des Infanten auf das genaueste nach Madrid zu berichten.

Der Prinz betrat den langen Gang, der zu seinem neuen Gefängnisse führte, das Mondlicht fiel in breiten Streifen in die bogenförmigen Öffnungen, welche durch die Säulen an der Seite des Hofes gebildet wurden. Es war das letzte Mal, daß Duarte diese bläulichen Lichtwellen sah, ohne daß das Eisengitter seines Kerkerfensters sie durchkreuzte. Er blieb unwillkürlich stehen, in den mondbeleuchteten Hof zu schauen. Dicht vor ihm erhob sich ein gigantischer turmartiger Bau, an deren eisenbeschlagener Pforte der fackeltragende Soldat anhielt, welcher das Thor geöffnet hatte. Der Verbrecherturm, die Rocchetta nahm den Prinzen auf; er schauderte zurück, doch nur einen Moment, dann folgte er gefaßt dem voranschreitenden Gouverneur, der ihn in ein Gemach zu ebener Erde führte. Eine dumpfe, atembeklemmende Luft wehte den Eintretenden wie Grabeshauch entgegen, die Decke schien sich erdrückend auf ihn herabzusinken. Der Raum war eng und niedrig; die hochgewachsene Gestalt des Infanten erschien so ungewöhnlich gebietend darin, daß der Gouverneur einigermaßen in Verlegenheit geriet, ihm gerade dieses Zimmer angewiesen zu haben.

„Ich werde Sorge tragen,“ sprach Graf Rivera, „daß Eure Hoheit in kurzem anderwärts untergebracht werde. Die Gefängnisse sind zur Zeit überfüllt und die Eile, die uns bei der Instandsetzung der Zimmer empfohlen wurde, gestattete mir nicht, ein anderes zu wählen.“

„Eine Kammer zum Sterben,“ dachte Duarte, als er sich bei dem Scheine der Fackel in dem kahlen Raume umblickte. Er erwiderte auf die Bemerkung des Gouverneurs nichts, sondern begnügte sich zu fragen: „Meine Diener sind mit mir gekommen. Werde ich sie in der Nähe behalten dürfen?“

„Sie werden Euch gegenüber sein,“ antwortete Graf Rivera, „die Schildwache vor Eurer Thür kann sie jeden Augenblick herbeirufen, sobald Eure Hoheit der Dienste bedarf.“

„Es ist gut.“

Der Gouverneur verließ mit seinen Begleitern das Gefängnis; Claudio Huet und Joao Gonalvo traten ein, um ihrem Gebieter behilflich zu sein; der Soldat mit der Fackel blieb in dem Gemache.

„Ihr mögt Euch entfernen, guter Freund,“ sagte der Kammerdiener zu ihm. „Seine Hoheit ist von der Reise ermüdet und will zur Ruhe gehen. Mein Gefährte dort kann mir leuchten.“

Der Spanier schüttelte den Kopf. „Mir ist befohlen, das Licht mit fortzunehmen, wenn ich gehe,“ erwiderte er, „auch Ihr müßt dann mit mir. Von Euch darf niemand mit dem Gefangenen bleiben.“

„Sagt gefälligst mit Seiner Hoheit, dem Prinzen von Portugal,“ brauste Goncalvo auf, „und verwechselt unseren gnädigsten Gebieter nicht mit anderen Gefangenen, die hier eingeschlossen sind.“

Der Soldat warf einen mißtrauischen Blick auf den Sprecher. „Uns ist von keinem Prinzen etwas gesagt worden,“ behauptete er, „und der Herr Marquis de la Fuente hat uns aufgetragen, den, der heute kam, nicht anders zu behandeln, als die übrigen.“

„Duldet Eure Hoheit diese freche Sprache?“ wandte sich der Kammerdiener an den Infanten. „Darf der Gouverneur es gestatten, daß man so mit Euch verfährt?“

Duarte winkte abwehrend mit der Hand. „Sei ruhig, mein Joao,“ sagte er, „der Mann weiß es nicht besser und thut, was ihm geheißten worden. Was läge an meiner Fürstenwürde noch, wenn sie nicht einmal mich fähig machen wollte, so kleinlichen Kränkungen gegenüber unempfindlich zu werden? Gütet auch Ihr Euch, meine letzten Getreuen, durch Euren vielleicht gerechten Zorn den Unwillen Eurer Wächter herauszufordern, und denkt daran, daß Eure Bestrafung mit doppelter Schwere auf mich zurückfällt.“

Es wurde kein Wort mehr zwischen dem Prinzen und seinen Dienern gewechselt; er mußte es jedoch gewahren, daß in ihren Augen Thränen standen, während sie ihm die gewohnten Dienste leisteten.

Eine Viertelstunde später war der Gefangene allein; der Schritt der Wachen hallte vor seiner Thür auf und nieder, das Mondlicht flutete, wie zuvor, durch die schmalen Fenster und zeichnete am Boden neben seinem Bette das Gitter seines neuen Kerkers ab.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Brief Duartes an Paula war von Lorenz von Stubenberg durch einen besonderen Boten nach Graz befördert worden. Er traf kurz vor dem zu ihrer Abreise festgesetzten Tage ein.

„Dein Ringen war vergeblich, Geliebte,“ schrieb der Infante, „wie das der anderen, die ihr Leben, ihre Freiheit daran wagten, um beides mir zu erkaufen. Es sollte nicht sein, daß ich Dir verdanke, was mir kein Monarch der Welt verschaffen kann und was ich um so heißer begehrte, da es unser dereinstiges Glück bedeutete.“

Ich habe mich darein gefügt, daß ich ein Gefangener bleiben, daß ich die besten Jahre meines Lebens in Kerkermauern dahinsiechen soll, nur eines vermag ich trotz aller Kämpfe nicht: den Gedanken zu fassen, daß ich Dich aufgeben muß.

Giebt es ein Loslassen, Paula, wenn man sich liebte, wie wir, nicht mit der Hoffnung eines beglückenden Zieles, sondern mit der Kraft der Verzweiflung, die kein Hemmnis, keine Schranke mehr anzuerkennen vermag? Mit dem todesstarken Glauben, daß, wie ferne wir uns heute sind, Gott uns ein Wiederfinden schenken wird?

Ich warte Dein, Geliebte, Dein Auge wird der letzte Strahl der Gnade sein, der in meinen

Kerker fällt und der Tod mir süß sein, wenn er mich in Deinen Armen ereilen darf. Ich habe keine Hoffnung auf Erlösung mehr aus meiner Leidensnacht; ich habe nur Dich noch, die Gott mir im tiefsten Elend schenkte. Du sagtest einst, daß Du den Weg zu mir auch in den dunkelsten Abgrund fändest und dieser Worte will ich, gleich der Verheißung meiner Seligkeit, gedenken.

Man kommt, mich zu holen, mit jedem Schritte mich eine Strecke weiter von Dir zu reißen. Ich strebe danach, Dein Bild vor meines Geistes Blicken festzuhalten, während ich mich durch das Land schleppen lasse; ich schließe die Augen und träume, daß Du bei mir setest. All mein Fühlen, all mein Denken, all mein Sehnen kehrt beständig zu dem einen zurück: Komm, o komm!

Dein

Duarte.“

Der Brief war augenscheinlich in fliegender Eile, vielleicht in der Besorgnis der Entdeckung durch Navarro geschrieben; die Blut des Empfindens hatte den Schreiber widerstandslos fortgerissen, der Stimmung, die ihn beherrschte, unvermittelten Ausdruck zu geben.

Paulas Wangen hatten sich bei dem Lesen der leidenschaftlichen Worte höher gefärbt; sie drückte den Brief an ihr Herz.

„Ja, ich komme zu Dir,“ flüsterte sie vor sich hin, „zu Dir, dem sie alles raubten und dem nur das eine blieb, das Menschenhaß und Lüge Dir nicht nehmen kann: meine Liebe. Mögen sie mich zu halten suchen, mögen sie mich schmähen, daß ich ihrem Räte nicht folge, — was ist die Welt mir, um sie ohne Reue nicht Dir zu opfern? Ich lebte erst, seit ich Dich kannte; es war Deine Stimme, die mich aus dem ahnungslosen Traume weckte, in welchem meiner Jugend Jahre dahingeflossen, und ich blickte erschrockenen Auges in den vollen Tag, dessen blendende Helle mich erbeben machte. Jetzt ist es abermals Deine Stimme, die mich ruft, und ich sollte zögern, zu Dir zu eilen, den ich unter Feinden und Verfolgern weiß? Ich sollte an mein nichtsbedeutend und kleines Los denken, das mir nur wertvoll noch sein muß, wenn es dem Deinen sich vereinen kann?“

„Niemand bedarf meiner auf der weiten Erde; sie alle, die mir teuer sind, haben ihr Glück gefunden, mein Bild wird ihnen im Wechsel froher Tage erblaffen, allmählich, wie das einer Gestorbenen, entschwinden. Sie werden meiner sich in Liebe und Dankbarkeit erinnern, aber keine Lüge wird in ihrem Dasein entstehen, wenn ich für immer daraus scheid; ich bin ihnen die Bedingung ihres Glückes nicht. Du aber, Geliebter, bedarfst meiner; die Nacht, die Dich umgiebt, kann nur die Liebe erhellen, die ihrer selbst vergißt, und ließe sie nur eine Stunde Dein Elend Dich verschmerzen, ich würde meinen, daß ich reich belohnt sei.“ —

Zwei Tage später befand sich Paula auf dem Wege nach Mailand. Vergebens waren die erneuten Vorstellungen ihrer Mutter gewesen, sie zurückzuhalten. Frau von Juconer sah endlich ein, daß ihr Entschluß unabänderlich sei und ließ sie bedrückten Herzens

ziehen. Ihre Liebe für die schöne und begabte Tochter, die der Preis ihrer eigenen Wohlfahrt gewesen, schien in diesen letzten bewegten Tagen sich wieder Bahn zu brechen und so hatte sie gesucht, Paula die Schwierigkeiten zu ebnen, welche ihr bevorstanden, indem sie ihrem Vetter, dem Grafen Siruela, schrieb und seiner Fürsorge und Freundschaft die junge Frau empfahl.

„Ich thue es ungern,“ hatte sie gesprochen, als sie mit Überwindung den Brief verfaßte, „mir wäre es lieber, wenn Dir jegliche Möglichkeit genommen würde, mit dem Portugiesen wieder in Verbindung zu treten. Doch Du sollst Deine Mutter nicht länger der Härte zeihen, wie Du es seit Deiner Heirat so oft gethan. Wäre Heribert doch am Leben geblieben, dann hättest Du einem solchen Gedanken, wie Deinem jetzigen, niemals Raum geben können.“

„Wünschet das nicht, meine Mutter,“ erwiderte Paula. „Das, was mich treibt, ist stärker als die Schutzwehr, die Gesetz und Sitte, Rang und Herkommen der Frau zu sein bestimmt. Seid Ihr gewiß, daß ich nicht in einer Stunde irrer Verzweiflung meine Fesseln gebrochen hätte und zu meinem Schmerze noch die Sünde gefügt, die ein solcher Schritt bedeutet?“

Frau von Zuconer blickte sie mißbilligend an. „Du sprichst seit einiger Zeit wie im Fieber. Das ist nicht meine Tochter mehr, die solche Reden führt.“

„Ich lernte sie in den qualvollen Tagen meiner Ehe, die Ihr mich zu schließen zwang. Die Gedanken, die Euch jetzt erschrecken, sind in mir erwacht, während ich an der Seite Heribert Guilerins lebte.“

„Ich fragte Dich, als ich Dir jenen Antrag übermittelte, ob Du einen anderen liebtest; Du verneintest es.“

„Ihr hättet damals ein Recht gehabt, als Thorheit zu schelten, was ich selbst nur für einen flüchtigen Traum hielt,“ sprach Paula. „Wie konnte ich erwarten, daß ein Mann, der unerreichbar hoch über mir zu stehen schien, je sich zu mir neigen könne? Ich schalt mich selbst, daß ich so viel an ihn denken mußte und hätte, was ich empfand, nie einem lebenden Wesen eingestanden. Jetzt ist es anders in mir, um mich geworden. Sein Unglück brachte ihn mir nahe, wie es nie sonst möglich gewesen. Er war nicht mehr der Fürst, der Held, zu dem ich staunend aufblickt, er war der Mann nur noch, den ich, mir unbewußt, von unserem ersten Begegnen an geliebt und dem meine Hand die Dornen seines schweren Weges minder fühlbar machen durfte.“

„Deine Leidenschaft verwirrt Dich völlig und macht zum Bözendienste, was ursprünglich nur Mitleid war.“

„In einem Buche des Barons las ich die Worte: 'Alle Liebe ist Mitleid, wenn sie nicht Selbstsucht ist',“ antwortete Paula träumerisch, „und ist die meine Mitleid, würde ich es in diesem Falle für kein verschwendetes halten.“

Frau Petronilha schwieg. Sie verstand, wie so häufig, ihre Tochter nicht, die, so ganz von ihr verschieden, die Denkungsart ihres hochsinnigen Vaters zeigte. Die schwerfälligen deutschen Schwärmer waren eben anders als ihre eigenen Stammesbrüder und

schwärmern. Wie oft hatte die leichtlebige Mailänderin, der frohes Gelingen den Hauptzweck des Daseins bildete, mit dem Gatten in Streit gelegen, wenn er die seinem Nächsten notwendige Hilfe als gebotene Pflicht über ihre Wünsche stellte.

Was hatte er für sich und die Seinen von der ewigen Aufopferung gehabt? Ein kümmerlich Leben, den Verlust seines Besitzes und ein sorgenvolles Sterben, weil er Weib und Kinder im Elend zurückließ. Und jetzt, da ihrer Klugheit der glänzende Wechsel ihrer Lage geglückt war, sah sie ihre Tochter auf dem gleichen Wege wie den verstorbenen Gatten, dort wie hier das Unheil heranschreiten, das als Weltgesetz die Edelsten der Erschaffenen trifft. Frau Petronilha beendete den angefangenen Brief und reichte ihn ihrer Tochter hin.

„Dies, was ich Siruela geschrieben,“ sagte sie, „erinnert er sich noch unserer einstigen Jugendfreundschaft, die durch seine Heirat mit meiner Waise fester geschlossen wurde, wird er Dich unter seinen Schutz nehmen. Vielleicht hätte ich besser gethan, ihn damals zum Gatten zu wählen, aber der blonde Deutsche mit den schwermütigen Augen gefiel mir mehr als er, und ich zog mit ihm in seine rauhe Heimat, wo der Winter länger als ein halbes Jahr herrscht.“

„Ihr liebtet also den Vater mehr als jeden anderen Mann,“ bemerkte Paula.

„Ich hatte ihn schon gern, aber welche Liebe ist denn so stark, daß sie jeder Trübsal und Anfechtung stand hält?“ entgegnete die Edelfrau. „Alle Dinge, die wir erreicht haben, sehen sich mit dem Besitze anders an und wir sind nachher erstaunt, daß wir so viel daran setzten, sie zu erhalten. So wird es auch Dir ergehen, aber auch Du wirst ja nicht hören und giebst keine Ruhe, bis Du in Dein Verderben stürzt.“

„Möchtet Ihr die Jahre aus Eurem Leben löschen, Mutter, da Ihr mit dem Vater glücklich waret?“ fragte Paula.

„Thörichte Neugier, wie sollte ich? Es hat ein jeder von uns seinen Zoll an die Unvernunft der Leidenschaft zu zahlen. Wir denken auch noch je zuweilen der vergangenen Zeiten und daß wir meinten, uns vor Freude und Wonne nicht fassen zu können, doch die uns die liebsten waren, Paula, wir wünschen sie nicht zurück.“

Die einsame Frau, die, in die Kissen ihres Wagens zurückgelehnt, durch das weite Land dahinfuhr, gedachte grübelnd dieser letzten Unterredung mit der Mutter, der Schlußworte zumal, die ihrem Fühlen so fremd, so unverständlich klangen. Trotz allen Schmerzes, den ihre Liebe ihr gebracht, würde sie niemals ihn missen wollen, der sie mit festeren Banden noch an das Herz des angebeteten Mannes zu ketten schien?

Gemeinsames Leid ist, wie gemeinsame Schuld, ein Band, das sich nie wieder löst. Das reinste Glück erblüht aus treugehegten Schmerzen, sowie die Rose ihres Dorns bedarf, der mit der Blume gleich sorglich gehütet wird. Oder ist es nur der Jugend neidenswerthes Recht, sich wunschlos, fragelos

in selbstvergessendem Opfermuth der erwählten Sache weihen zu können, unempfindlich gegen die Gefahr, das größere Unheil, dem sie damit entgegensteht? Und zeigte man es in greller Deutlichkeit den befangenen Blicken, sie würden sich ungläubig davon wenden, um in der Ferne von neuem das vorgesteckte Ziel zu suchen. Und hielte man dein Aufstammen gewaltsam nieder, du glühendes, todesfreudiges Herz, du würdest damit die nimmer heilende Wunde empfangen, an der du langsam verbluten müßtest. So treibe weiter, weiter auf den uferlosen Wogen, die dich in ihre unermessene Tiefe reißen werden, dir winkt kein blühend Land nach stürmischer Fahrt, dir droht allein die Klippe, an der dein schwaches Fahrzeug zerfellen wird.

Auch Paula gab sich keiner Täuschung über die Zukunft hin, der sie entgegenging, aber sie hätte den Gedanken nicht in sich aufkommen lassen, auf dem einmal betretenen Wege zurückzukehren. Wie die Verhältnisse lagen, hatte sie auf die Befreiung Duartes nicht mehr zu zählen, dessen Schicksal mit seiner Überlieferung an Spanien besiegelt schien. Er war ein zu wichtiger Gefangener für Philipp IV., um ihn jemals an die Seinen herauszugeben. Möchte König Joao alles anbieten, um den Bruder ihm zu entreißen, möchten seine Bevollmächtigten, den tollkühnen Laquet an der Spitze, ruhelos von einem der Höfe zu dem andern eilen, um die Hilfe der befreundeten Mächte anzurufen, Spaniens Herrscher würde zunächst den Triumph voll und ganz auskosten, den ihm Ferdinands Verrat an Dom Duarte bereitet hatte. Eher möchte Joao seine Krone niederlegen, ehe er sich herbeiließ, das kostbare Pfand aus seinen Händen zu geben, das zur Geißel sich für Portugals neuen König gestalten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Paulas klarer Verstand unterschied auf das deutlichste die Gründe, welche eine Freigebung des Infanten zur Unmöglichkeit werden ließen, was wollte sie in Mailand noch? Er war dort schärfer bewacht als zuvor in den deutschen Landen und eine Flucht noch weniger ausführbar. Sie würde hören müssen, wie hart man ihn behandelte und sie würde unfähig sein, auch nur das Geringsste zu thun, um diese Härte zu mildern.

Würde Graf Siruela, ihren Bitten nachgebend, sie zu ihm lassen? Es hing von seiner Großmuth ab, ob er es erlaubte. Er konnte es ebensowohl verweigern, wenn er dem Prinzen übelgesinnt war. Noch wußte sie ja auch nicht, wie strenge Duartes Haft sei, ob Briefe zu ihm gelangen durften, die ihm sagten, daß die Liebe über ihm wache, daß sie, die er ersehnte, in seiner Nähe, daß die gleichen Mauern sie umgäben, der gleiche Himmel Italiens sich über ihnen wölbe.

Und dann malte sie sich aus, daß sie in seinen Kerker träte und daß sein Auge staunend, zweifelnd, ob ihr Erscheinen Wahrheit oder nur ein Trugbild seiner Sinne, auf ihr ruhe — weiter jedoch vermochte sie nie zu denken, die Bilder, die sie vor sich auftauchen sah, verschwammen in heißen Thränen, sie fühlte ihr Herz in plötzlichem Wonneschauer aufzucken; was war alles Weh, das sie erduldet, wenn es ihr gelang, ihm diesen einen Augenblick des Glückes zu verschaffen, was waren die Tage toter Einsamkeit im Hinblick auf die eine kurze Stunde der Wiedervereinigung? Der vorübergehende Strahl der Freude, der in sein Gefängnis fiel, würde hinreichend sein, ihn für die neuen Leidenszeiten mit Kraft und Trost zu stärken — was begehrte sie weiter, als nur dieses eine, eine für ihn?

Tante Cordulas Nichten.

Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte

von

Ina von Binzer.

(U. von Ed.)

(Schluß.)

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

In Wirklichkeit war Anni weit entfernt, die spöttische und trotzige Überlegenheit in ihrem Innern zu empfinden, die sie dem Doktor Molenaar gegenüber zur Schau getragen hatte. Ihr Thun erschien ihr jetzt wiederum in dem schwerfälligeren Lichte, in dem sie es an jenem ersten Abend gesehen, und sie fühlte sich in ihrer besseren Natur gedemüthigt und betrübt. Sie beschloß sofort, Mr. Newson bei ihrer nächsten Begegnung keinen Zweifel darüber zu lassen, daß sie seine Aufmerksamkeiten eben nur als oberflächliches

„Flirten“ angesehen habe, und daß es ihr überdies angenehm wäre, wenn er dieselben fortan einschränke. Eine willkommene Unterstützung bei diesem Plan bot ihr der Umstand, daß sie heute zum letzten Male die Malklasse bei Professor C. besucht hatte, da sie fortan ausschließlich bei Herrn Dannenberg in der „Werkstatt“ arbeiten sollte.

Thea hatte sofort ihren Felix von dem Wunsche Annis, Porträts malen zu dürfen, unterrichtet und ihn in ihrer lebhaften Weise veranlaßt, gleich einen Versuch nach dieser Richtung hin mit ihrer Freundin anzustellen. Dieser war in überraschender Weise geglückt, und seitdem malte Anni täglich in der

Wertstatt ihres liebenswürdigen Wirtes und machte Fortschritte, die selbst diesen in Erstaunen setzten.

„Wenn Sie so weitermachen, werden Sie nächstens eine ganz gefährliche Konkurrentin sein,“ hatte er lachend gesagt, und dann hatte er hinzugefügt: „Theas Bild in dem gelben Tüllkleid mit dem weißen Hintergrund ist eine ganz prächtige Leistung für eine so junge Anfängerin, aber dies Porträt von Doktor Molenaar wird fast noch besser. Ich will sehen, ob es mir nachher gelingen wird, es in einem der Kunstsalons ausstellen zu können, und da Doktor Molenaar bekannt ist, so wird Ihr Name bald in aller Mund sein.“

Anni war glühend rot geworden bei diesen Worten — sollte es wirklich möglich sein, daß sie dennoch ein „Etwas“ werden konnte in diesem gewaltigen Berlin, in dem der einzelne nichts zu bedeuten schien?! —

An einem der ersten Tage des Dezember brachte die Post einen Brief von Tante Cordula. Ihre altmodischen Buchstaben erschienen Anni gewichtiger als je, und die engbescriebenen Seiten schienen allerlei Neues und Wichtiges zu bedeuten. Anni las:

„Die ganze Stadt ist in Aufregung, daß wir unsern Herrn Pastor schon wieder verlieren sollen, aber Pastor Nöldechen ist als Hilfsprediger an die M.-Kirche nach Berlin berufen, und na, da muß man ja schweigen und ihm Glück wünschen. Wir sollen nun einen verheirateten herkriegen, was ja auch wohl in mancher Hinsicht ganz gut sein mag. Aber eine Frau Pastor haben wir hier seit Menschengedenken nicht gehabt, da der alte Webedind doch schon als Wittmann herkam, und ich bin nur neugierig, wie sich die Bürgermeisterin dazu stellen wird, und ob sie ihr in den Kaffeestunden und so den Ehrenplatz gönnen wird; sie wird sich gewiß schwer ärgern, doch sagt sie nichts und thut, als wenn sie sich freut.“

Na, Pastor Nöldechen ist ja denn auch schon abgereist, und wir werden solange von Groß-Mektien mit versehen. Wer weiß, ob Du ihn nicht schon gesehen hast, ehe Du diesen Brief (hoffentlich in guter Gesundheit!) erhältst. Als er mir Adieu sagte, war er etwas sonderbar, er fragte ganz steif, wie es Dir ginge, aber weiter nichts, und von Mary hat er gar nicht gesprochen. Na, sagen will ich nichts, aber es kommt doch, wie es kommen soll.

Daß Du jetzt einen Herrn abmalst, noch dazu einen unverheirateten, will mir gar nicht gefallen, es ist vielleicht großstädtisch, aber hier erzähle ich es nicht und sage auch nichts davon, daß sie das Bild nachher ausstellen wollen, wo jedweder es für fünf Groschen Entree sich ansehen kann; hoffentlich ist das Geld für einen wohlthätigen Zweck!

Felicitas besucht mich manchmal mit ihrer Miß; sie ist ja nun sehr eifrig beim Kochen und soll ja jede Woche einmal das ganze Mittag eigenhändig und ganz allein herstellen, und es soll ja auch zu essen sein. Mir kommt es vor, als wenn dieser junge Baron von Leschdorf nicht ganz außer Frage

bei der Sache ist, denn wenn so ein junges Mädchen sich mit solcher Plötzlichkeit auf die Kocherei zu werfen anfängt, dann ist da gewöhnlich was von einer Verlobung zwischen. Na, es wäre ja eine sehr passende Partie; er hat was, sie hat was, und er soll ja auch im Hause recht gut zu leiden sein.

Sonst ist noch alles beim alten. Die Rike ist wieder zu Hause, und ich habe gottlob meine alte Dörte wieder, die Dich bestens grüßen läßt. Soll ich Dir die Filzpantoffeln nachschicken? Und wenn Dir das Rotbraune zu eng wird, oder die Ärmel durchstoßen — Flicken habe ich noch.

Deine alte Tante

Cordula.

P. S. Was ich sagen wollte, Fieherz hat sich jetzt kürzlich an die alberne Gans von Sekretär Gases herangemacht, er ist ein Narr.

D. D.“

Anni hatte eilig zu Ende gelesen. Was waren ihr all diese kleinen und kleinsten Interessen und hausbackenen Sorgen gegen die eine wichtigste Nachricht, die dieser Brief enthielt! Johannes Nöldechen in Berlin!! Selbst das, was Tante Cordula über die liebste Freundin da ausplauderte, mußte in den Hintergrund treten vor der ersten tiefen Erregung, die bei jener Mitteilung in Annis Seele Platz griff. Johannes in Berlin! Erst kurze Zeit, wie es schien, aber doch hätte sie ihn bereits sehen können, konnte sie ihm jeden Tag zufällig irgendwo begegnen. Was hätte sie gethan, wenn dies unvorbereitet geschehen wäre, und auch jetzt — wie würde ihr bei diesem Wiedersehen zu Mute sein?! Aber — würde er denn kommen und sie aufsuchen, oder würde sie ihn überhaupt sehen, solange sie noch in der Hauptstadt war? Derselbe Zufall, der ihn ihr jeden Tag in den Weg führen konnte, mochte ihn ebensogut immer wieder aus ihrem Wege entfernen, falls er sie nicht geradezu aufsuchen sollte. Und würde er dies thun? . . . Anni dachte an ihr letztes Gespräch in Wintershausen und an den kühlen Abschied, den sie voneinander genommen. Es war hauptsächlich ihre Schuld gewesen, daß sie damals so voneinander geschieden waren — würde er das vergessen? Würde er es ihr nicht vielmehr nachtragen, ihr Gleiches mit Gleichem vergelten, auch wenn er sie noch liebte! Warum sollte er weniger stolz sein als sie — sie konnte es nicht einmal wünschen!

In großer Aufregung las Anni die Stelle von neuem durch, die von seiner Berufung nach der Hauptstadt sprach, und versuchte irgend etwas herauszulesen, was wie ein besonderes Interesse an ihr aussah, aber vergebens, nicht einmal eine Frage nach ihrer Adresse in Berlin schien er gethan zu haben. Anni schloß den Brief in ihre Kommode, aber das Gefühl der Aufregung und Spannung wich den ganzen Tag über nicht von ihr, und des Nachts träumte sie von einem ernstlichen hübschen Männergesicht, das sie streng und abweisend ansah.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen machte sich Anni ziemlich früh zum Ausgehen bereit. Zwar hatte sie mit der letzten Woche aufgehört, das Atelier des Landschaftsmalers zu besuchen, doch handelte es sich heute um einen Weg, den menschlich warme Teilnahme sowohl wie auch das Gefühl der Pflicht ihr diktierten. Schon seit einiger Zeit war der Platz neben ihr im Schülerinnen-Atelier leer geblieben, Cora Morelli, die sonst die Pünktlichste und Regelmäßigste von allen war, hatte gefehlt, und auf eine Anfrage bei ihrem Meister hatte Anni erfahren, daß die junge Künstlerin krank und bettlägerig sei. Sie hatte gleich den Wunsch gehabt, das seltsame Mädchen aufzusuchen und ihr ihre Teilnahme zu beweisen, und als gestern Professor G., der gekommen war, um ihre Porträts in der Werkstatt des Freundes in Augenschein zu nehmen, auf ihre Frage erzählt hatte, daß sie noch immer unter seinen Schülerinnen fehle, beschloß Anni, nun auch keinen Tag länger zu warten, sondern ihr Vorhaben unverzüglich ins Werk zu setzen.

So schritt sie denn nun rüstig in den klaren, winterlichen Tag hinein, die Wangen rosig angehaucht von der frischen Winterluft, das ganze reizende Gesicht belebt von der Fülle der Gedanken, die sich in ihrem Hirne kreuzten. Sie folgte dem Geleise der Pferdebahn, die durch den Tiergarten nach Moabit fährt, bog dann ab nach dem im Schneekleide daliegenden Schlosse Bellevue und betrat, über die neue stattliche Brücke, den nordwestlichen Stadtteil Berlins, das ausgebehnte Moabit.

Nach einigem vergeblichen Suchen fand sie die Straße und die richtige Hausnummer, die sie beide oft genug auf Fräulein Morellis Malmappe gesehen, und die sich ihrem Gedächtnis eingepägt hatten. Es war ein hohes und wenig einladendes Haus. Das Erdgeschoß barg eine Destillation, deren bunter Anstrich dem Hause von vornherein etwas Gewöhnliches gab; in dem offenstehenden Thorweg schalt eine hagere Person mit wütenden Gebärden und heftigem Geleis auf eine Rotte schmutziger Kinder, die sich in dem Thorweg mit Schnee geworfen und dem Raum auf diese Weise ein wildes Aussehen verliehen hatten.

Zögernd trat Anni ein. Das leisende Weib verstumte, um die vornehm aussehende junge Dame anzugaffen, berengleichen sich wohl selten genug hierher verirrt. Auch die Kinder drängten näher, und als Anni ihre Frage nach den Morellis herausgebracht hatte, antworteten alle durcheinander, während zugleich die unwillkürliche Bewunderung in dem Gesicht des Weibes sich in einen Zug von forschendem Mißtrauen verwandelte.

„Die? In't Quergebäude, zwee Treppen,“ sagte sie wenig respektvoll.

„Wenn Se ruff kommen, rechts,“ schrie ein kleiner Ränge von acht Jahren, als ob Anni taub wäre.

„Zu welche von die drei wollen Se denn?“ forschte ein kleines etwa zehnjähriges Mädchen, worauf eine andere, die höchstens acht Lenze zählen konnte, rief: „Na, natterlich zu de Lina, det siehste

doch!“ Dabei hob sie ihr kurzes zerlumptes Kleidchen mit gespreizten Fingern zu beiden Seiten in die Höhe und schritt, Anni persiflierend, affektiert vor ihr her über den Hof. Zuchendes Gelächter der kleinen Bande belohnte sie, während Anni, aufs äußerste angewidert, sich beeilte, in dem Quergebäude zu verschwinden.

Sie stieg die Stufen empor, schmutzige, abgetretene Stufen, auf denen allerlei Unrat lag. Die einst hellgestrichenen Wände waren beschmutzt und ihre Farbe unkenntlich geworden; eine entsetzliche Luft herrschte in dem Gebäude. Anni strebte, ans Ziel zu kommen. Zwei Treppen — rechts — ja, hier war es: Morelli stand in verschnörkelten Buchstaben auf nicht sehr sauberem Kartonpapier neben der Klingel zu lesen. Anni zog an dem Messinggriff.

Ein eiliger, schlurfender Schritt ließ sich hören; so als wenn junge Füße in ungewohnten Schluffen steden; kurz vor der Thür noch ein Stolpern und ein ungeduldiger Ausruf, dann wurde diese geöffnet.

Anni wollte eben nach Fräulein Cora Morelli fragen, aber das Wort erstarb ihr vor Erstaunen auf der Lippe. Vor ihr in dem Halblight des engen Korridors stand eine kleine zierliche Gestalt etwa in Coras Größe. Die feinen Gliederchen steckten in einem Anzug von rosa Tricots und sehr kurzen rosa Ballettröcken; die rosa seidene Taille war tief ausgeschnitten und saß glatt und glänzend um den feinen Leib. Alles war neu und sauber und elegant an der kleinen Person, nur an den Füßen trug sie über den Ballettschuhen zum Schutz alte, viel zu große Schluffen.

„Na, Sie sind wohl kumm?“ meinte sie lech, als Anni sie einen Augenblick völlig verblüfft und wortlos anstarrte, und die großen braunen Augen, die in Verbindung mit dem krausen rotblonden Haar das bildschöne Gesicht zu einem wahren Engelskopf machten, wanderten neugierig und rücksichtslos an Annis Gestalt herab.

Diese brachte nun ihr Anliegen vor, sie wolle sehen, wie es Fräulein Cora gehe, die sie vom Atelier her kenne; sie nannte ihren Namen.

„Ach so,“ sagte die Tänzerin, und indem sie Anni nun eintreten ließ und es ihr überließ, die Thüre hinter sich zu schließen, schlurte sie vor Anni her den schmalen Korridor entlang und rief: „Cora, was für Dich! Aus 'm Atelier!“ Dann verschwand sie ohne weiteres in einem quer vor dem Gang liegenden Raum, den eine Glasthür abschloß.

Anni stand einen Augenblick ratlos — sollte sie wieder umkehren? Da hörte sie neben sich aus einem Zimmer, dessen Thür nur angelehnt stand, eine bekannte Stimme sagen: „Wer ist da?“

Anni atmete auf; es war der nörgelnde, ärgergetränkte Ton, in dem Cora zu sprechen pflegte; sie öffnete die Thür vollends und trat hinein. Ein schmales eisenstriges Zimmer nahm sie auf, in dem Anni zuerst wegen des herrschenden Halbdunkels nichts zu erkennen vermochte. Dann sah sie an der einen Längswand ein ärmliches Bett, in dem eine hagere Gestalt sich emporrichtete.

„Wer ist es!“ wurde in beinahe zorniger Ungebuld nochmals wiederholt.

„Ich bin es, Fräulein Morelli — Anni Augustin.“

Die Kranke sank in die Kissen zurück. „Ah!“ machte sie, aber Anni konnte es nicht unterscheiden, ob auch Freude in dem Ton war.

Sie trat näher an das Bett heran. „Ich hörte, daß Sie krank seien, und als Professor E. gestern sagte, daß Sie noch immer fehlten, wollte ich doch einmal selbst nachsehen, wie es Ihnen gehe,“ sagte sie.

Ein „hm“ war Coras Antwort.

Anni setzte sich auf einen Stuhl, der neben dem Bett stand; allmählich begann sie die Gegenstände um sich her deutlicher zu unterscheiden. Das ärmliche Aussehen der kleinen Stube, in der Staub und Unordnung herrschten, machte auf Anni einen äußerst peinlichen Eindruck; das Bett war schlecht, die Bezüge unsauber; auf dem eisernen Waschtisch stand in einer Blechwanne schmutziges Wasser; eine alte Kommode wies auf einer gehäkelten Schutzdecke eine bunte Sammlung allerlei wild durcheinander gewürfelter Gegenstände auf, in einer Ecke stand das Malgerät, eine primitive Staffelei und ein großer roter Papierfächer darüber.

„Hier ist schlechte Luft, nicht wahr?“ sagte jetzt Cora unvermittelt, „machen Sie doch das Fenster auf.“

„Wenn es Ihnen nicht schadet,“ entgegnete Anni, die in der dicken Luft des Krankenzimmers kaum zu atmen vermochte.

Cora antwortete nicht direkt darauf; Anni entfernte das Plaid, das man vor das Fenster gespannt hatte, und öffnete das letztere etwa handbreit; erfrischend drang ein Strom der klaren, reinen Winterluft herein.

„Leute wie Sie finden immer gleich, daß irgendwo schlechte Luft ist,“ sagte die Kranke mit einer Art höhnischer Bitterkeit. „Unsereins hat nicht so feine Nerven, oder sie werden ihm doch bald abgewöhnt.“

Anni schnitt dieser Ton durchs Herz — wie unglücklich mußte das Mädchen sein, das so zu sprechen gelernt hatte. Sie beugte sich zu der Kranken nieder, deren blaßes, elendes Gesicht jetzt das kalte Winterlicht kraß beleuchtete, und faßte ihre Hand. Mit einem unwilligen Laut wollte jene sie ihr entziehen, aber Anni hielt sie fest.

„Warum sind Sie so bitter, Cora?“ sagte sie in ihrem herzlichsten Ton, „ich kam in freundlicher Absicht, um zu sehen, ob ich Ihnen irgendwie nützen könne.“

Die Kranke lag still, mit den finstern blauen Augen geradecaus starrend. „Wer hat Sie eingelassen?“ fragte sie plötzlich.

„Eine . . . ein — sehr schönes Mädchen in — in — einem merkwürdigen —“

„Hahaha — in Ballettröcken, nicht?“ Sie lachte, daß es wie Schluchzen klang, dann warf sie sich heftig auf die Seite, so daß sie Anni den Rücken zulehrte. „Das ist meine Schwester Lina,“ setzte sie dann in einem seltsam trockenen Ton hinzu.

Anni verstummte einen Augenblick. Sie blickte

hier in Verhältnisse hinein, von denen sie bisher gar keine Ahnung gehabt hatte. Und warum mochte das ungezogene kleine Mädchen unten sie für einen Besuch eben dieser „Lina“ gehalten haben? Ihr wurde plötzlich etwas von der Thatsache klar, daß das Gemeine auch alles, was ihm nahetritt, mit seinem eigenen Maßstabe mißt, und daß der Maulwurf, der einen Bergriesen vor sich sieht, sicherlich denken mag, wie groß wohl der Maulwurf gewesen sei, der ihn aufgeworfen hat.

„Ist Ihre Schwester Balletttänzerin?“ fragte Anni, und etwas von dem Entsetzen, das sie bei dem Gedanken empfand, malte sich unwillkürlich in ihrem Ton.

Fräulein Morelli schien es nicht zu beachten.

„Ja,“ sagte sie. „Im Lindentheater. Morgen wird ein neues Ballett gegeben, ‚die Rosenfee‘ — sie probierte wahrscheinlich ihr Kostüm an.“ Ihr Ton hatte selbst ein wenig Verächtliches.

„Aber warum hat sie nur diese Karriere ergriffen!“ sagte Anni, „ein so schönes Mädchen!“

Die Kranke lachte wieder ihr peinigendes Lachen. „Gaha, Häßliche sind da nicht zu brauchen, Schönheit, mit Armut gepaart, prädestiniert zu — zu dergleichen Carrieren! Übrigens hatte sie keine Wahl, meine Mutter brachte sie mit acht Jahren in die Ballettschule.“

Mit acht Jahren! Anni durchzuckte es fast wie ein körperlicher Schmerz; sie beklagte das arme, schöne Mädchen aufs tiefste und sprach dies aus. „Die Arme, wie leid sie mir thut! Sie ist gewiß sehr unglücklich!“ und ein Schauer überlief sie bei dem Gedanken, sich in einem solchen Kostüm den Blicken Tausender von Zuschauern preisgeben zu müssen. Aber Cora lachte wieder kurz auf.

„Unglücklich — die! Nichts weniger als das! Vorläufig wenigstens nicht. Sie führt das beste Leben von der Welt und spielt hier im Hause die Prinzess. Mich wundert nur, daß sie die Gnade hatte, Ihnen die Thür zu öffnen, Mutter muß gerade so doll ausgefahren haben, daß es ihr nicht möglich war, vorzukommen.“

„Sie ist so reizend, daß ich mir wohl denken kann, daß man sie verzieht,“ sagte Anni.

„Papperlapapp! Solche Sentimentalitäten spielen bei armen Leuten keine Rolle. Aber sie erhält beinahe die ganze Familie — mich ausgenommen — und wenn man ihr nicht den Willen thut, dann droht sie damit, auszugehen.“

Anni war sehr erstaunt. „Die ganze Familie erhält sie — ach! Wird denn das Tanzen so gut bezahlt?“

Cora sah einen Augenblick still in Annis Gesicht; zu dem bitteren Zug in dem ihren gesellte sich ein Ausdruck von Trauer. „Ja,“ sagte sie langsam, „das Tanzen wird sehr gut bezahlt. — Sie malen nicht mehr bei Professor E, nicht wahr?“ sagte sie dann, das Thema ohne Übergang wechselnd.

„Nein, ich war vorige Woche zum letzten Mal da, er selbst befuhrwortete es bei Herrn Dannenberg, daß ich in Anbetracht der kurzen Zeit, die mir hier

noch bleibt, lieber alle Kräfte auf eine Richtung konzentrieren solle."

"Sehen Sie," sagte Cora, "ich habe doch recht gehabt!"

"Ja," lächelte Anni und erröte bei der Erinnerung an die begleitenden Umstände, "Ihre Äußerung gab in der That die indirekte Veranlassung zu dem Wechsel."

"Wollen Sie ausstellen?"

"Herr Dannenberg wollte versuchen, meinem Porträt des Doktor Molenaar in einem der Kunstsalons Aufnahme zu verschaffen, und Professor E. sprach gestern davon, daß Ihre Landschaft bei Potsdam bereits angenommen sei."

"Wirklich?" rief Cora aus und richtete sich hastig im Bette empor. "Das weiß ich ja noch gar nicht, er mag es wohl selbst erst gestern erfahren haben." Sie stützte sich auf den Ellenbogen und sah der Überbringerin dieser guten Nachricht mit lebhafter Spannung ins Gesicht. Das krause, rote Haar fiel herunter bei der lebhaften Bewegung und umwogte sie wie ein schimmernder Mantel; ihre Augen glänzten, und die blassen Wangen hatten sich geröthet. Anni fand, was sie vorher gar nicht gesehen, daß Cora wirklich ihrer schönen Schwester ähnlich sehe! "Ah! ich wollte, ich wäre gesund und könnte hingehen und es sehen! Ob es wohl einen guten Platz bekommt? Schlechte Beleuchtung kann alles verderben! O, und ob — ob ich es wohl verkaufen werde!!"

Es klang ein so namenloses Sehnen aus den letzten Worten, daß Anni sofort begriff, es handle sich hier um mehr als um den bloßen Besitz des Geldes. Hatte nicht Cora sich auch vorhin ausgenommen von denen, die sich von der schönen Ballettstufe unterhalten ließen? Und hier war eine größere Einnahme zu erwarten, als das mühevoll Stundengeben in Schulen und bei talentlosen Dilettanten je einbrachte. Es schoß ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf — würde nicht in längstens drei Wochen ihr Onkel Fritz hier sein — und wie viel unnütze Ausgaben mochte er wohl auf seiner Tour gemacht haben — sie dachte an Mary — hier konnte wirklicher Segen gestiftet werden . . .

"Wieviel wollten Sie dafür haben?" fragte sie schnell.

Cora lachte. "Wollten Sie es mir abkaufen?"

"Ich nicht, aber mein — ich — nun, ich weiß vielleicht einen Käufer dafür."

"Einen Deutschen?"

"Nein, einen Amerikaner."

"Ah, wohl den getreuen Seladon, der Sie immer mit so rührender Pünktlichkeit von den Stunden abholte?"

Anni erschrak und erröte tief — Mr. Newson! An den hatte sie gar nicht gedacht, und doch lag eigentlich auch diese Möglichkeit nahe. Aber sie sah zugleich, wie unvorsichtig sie gewesen war, die Begleitung des jungen Amerikaners so oft zu dulden und beschloß, nach dieser Richtung hin gutzumachen, sobald sie konnte.

Cora sah ihre Verlegenheit. "Ich wollte Sie nicht ärgern," sagte sie bittend, "Sie meinten es gut."

Anni lächelte. "Ja, und ich meinte nicht einmal den 'getreuen Seladon', sondern einen viel älteren, würdigen Onkel von mir. Nun, wir werden sehen. Aber — würden Sie nicht besser thun, irgendwo ein Zimmer mit gutem Nordlicht zu mieten und für sich allein zu wohnen und zu arbeiten?"

"Ob ich gut thun würde!" sagte die Kranke heftig. "Es ist mein einziger, leidenschaftlicher Wunsch augenblicklich! Aber ich kann mich ja nicht rühren! Ohne Geld sind mir die Hände völlig gebunden! Und das ist es auch, was mich krank macht, elend krank an einer Krankheit ohne Namen! Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich nicht gefragt haben, was mir fehlt, denn was hätte ich Ihnen sagen sollen?!" Die unglückliche Malerin sprach immer hastiger, leidenschaftlicher; Anni sah, wie die furchtbare innere Bewegung sie nur mühsam die Worte bilden ließ; ihr Atem ging keuchend und zuckend wie durch Thränen hindurch. "Verstehen es die Menschen, wenn man ihnen sagt, daß man krank sei vor seelischem Ekel, vor Ekel an einem Leben, das nicht wert ist, daß man es lebt, und das man doch nicht die Entschlossenheit besitzt, von sich zu werfen! Krank vor Ekel an einer Umgebung, die man verachtet und verabscheut, und in der man doch aushalten muß einzig um des elenden Geldes willen! Was ich esse, verdiene ich mir selbst, auch die elenden Lappen, die ich auf dem Leibe trage, aber schon daß ich dieses Obdach noch von ihnen annehmen muß, das sie mir täglich vorwerfen und stündlich mißgönnen —! Ah! frei sein, frei!" Sie warf sich mit einem Seufzer, der fast einem Schrei glich, hintenüber, warf die Arme über ihren Kopf und starrte zur Decke empor.

Annis Herz schmolz vor Mitgefühl, sie beugte sich über die Gefährtin und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. "Arme Cora!" sagte sie innig, "glauben Sie nur, es wird Ihnen sicher geholfen werden."

Cora zuckte zusammen unter der leisen Berührung, und als ob dieser Kuß eines reinen Mundes den Eisring des Trostes und der Bitterkeit von ihrer Seele hinweggeschmolzen habe, brach sie plötzlich in ein leidenschaftliches Schluchzen aus.

Anni ließ sie gewähren, sie hielt nur ihre heiße, zuckende Hand in der ihren; vielleicht war es sehr gut, wenn sich hier einmal herausweinte, was so lange aufgestaut und angesammelt war!

Als die Weinende endlich ruhiger wurde, sagte Anni mit ermunterndem Lächeln: "Wer weiß, vielleicht ziehen Sie zum neuen Jahr schon in ein schönes, lustiges Atelier! Ich werde mich inzwischen immer danach umsehen."

Sie hatte das Richtige getroffen. Mehr als alle abstrakten Trostesworte, wären sie auch noch so herzlich gegeben worden, richtete dieses Kind des Glends sich auf an dem Schimmer einer thatsächlich greifbaren Hoffnung. Sie trocknete ihre Thränen und sagte milder, als Anni sie je hatte sprechen hören: "Sie sind so gut, und ich danke Ihnen so sehr! Ich glaube, ich werde morgen aufstehen können und zu meinem Bilde gehen."

"Darf ich wiederkommen?" fragte Anni.

Cora wurde rot. "Nein, kommen Sie nicht

wieder. Dies ist kein Ort für Sie. Sie können mich später in — in meinem Atelier auffuchen," fügte sie lächelnd hinzu.

Anni stand auf, herzlich erfreut über dies Resultat ihres Besuchs. „Das will ich gewiß!" sagte sie herzlich. „Adieu denn für heute, Sie hören schriftlich von mir."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Gleich darauf stand Anni wieder draußen. Sie that einen tiefen Atemzug, als die frische Winterluft ihr um die Wangen spielte, und es war ihr, als sei sie einem Gefängnis entronnen. Sie stand eine Sekunde überlegend still, dann nahm sie den Weg in der entgegengesetzten Richtung von derjenigen, aus der sie gekommen war. Sie wollte mit der Pferdebahn durch die Stadt bis zum Brandenburger Thor fahren und dann in dem ersten Kunstsalon Unter den Linden nach Coras Bild anschauen; ihre Abonnementskarte trug sie stets in der Tasche bei sich.

Mit vor Aufregung geröteten Wangen und allerlei bunten Gedanken saß sie in dem um diese Zeit fast leeren Pferdebahnwagen, sie dachte an das, was sie soeben gesehen und gehört hatte, und was ihr bisher noch niemals im Leben nahe getreten war. Wiederum hatte Anni hineingeschaut in eine neue, ihr bisher unbekannt „Welt", die ihre eigenen Menschen schuf, ihre besonderen Anschauungen zeitigte, ihre eigene Sprache rebete, und sicherlich gab es viele, die, wie diese schöne, junge Ballettuse, nur in dieser Welt leben zu können glaubten, sich in ihr glücklich fühlten. Und wieder andere, die diese selbe Welt verabscheuten und haßten und krank wurden in ihrer Luft! Wie verschieden waren doch die Menschen — schon in ein und derselben Familie! Die arme Cora! Es stand bei Anni vollkommen fest, daß ihr in irgend einer Weise geholfen werden müsse, geholfen sobald als möglich. Zunächst wollte sie einmal mit Thea und ihrem Mann sprechen; sie waren ja so gütig und wohlwollend, immer zur Hilfe bereit, und sie kannten die Verhältnisse und die tausend Möglichkeiten dieser großen Stadt so viel besser als sie, die noch vor kurzem nichts anderes gesehen hatte als ihr braves Wintershausen und den Gutshof von Melten. Was aber das Bild betraf, so wollte sie sehen, ob ihr guter Onkel Fritz es nicht kaufen würde — es würde ihr gewiß nicht schwer werden, Mary dafür zu interessieren — oder noch besser wäre es, es könnte gleich geschehen, und Mr. Newson . . . Anni errötete, als sie an ihn dachte. Durch diese Angelegenheit wurde nun ihre Absicht, ihn sich fern zu halten, zunächst wiederum hinausgeschoben, und Anni schwankte zwischen dem Wunsche, ihrem Entschlusse treu zu bleiben, und dem ebenso lebhaften Verlangen, der armen Kunstgenossin einen Dienst zu leisten.

In solchen Gedanken langte sie in den Schulteschen Salons an und betrat den Hauptsaal; nur flüchtig streifte ihr Auge die ausgehängten Gemälde, die meist nicht Landschaftliches darstellten; sie fand Coras Bild nicht, das sie seiner Zeit in der Skizze gesehen

hatte. So betrat sie den letzten Saal mit elektrischem Licht. Da leuchtete es ihr gleich entgegen. Ein mittelgroßes Bild, eine Frühlingslandschaft im hellsten Sonnenschein darstellend. Das helle, zarte Gelbgrün des Frühlings, die Sonnenringe, die durch das junge Laub fielen und auf dem Boden hin und her zu huschen schienen, wurden durch das elektrische Licht zu größtmöglicher Wirkung gehoben und schienen unter dem Juden der Beleuchtungskörper selbst Leben zu gewinnen. Anni freute sich mit innigem Verständnis an dem Werke der begabten Gelehrten, und es gab ihr ein seltsam wehmütiges Gefühl, wie hier die Arme, deren ganzes bisheriges Leben in Schatten und Dunkelheit dahingeflossen war, gewissermaßen all ihren heißen Drang nach Licht und Lenzesfreude hineingeströmt hatte in dieses Bild.

Noch stand sie so sinnend vor dem Gemälde, als ein an sie gerichteter Gruß sie aufschreckte — neben ihr stand Mr. Newson. Ein hastiges Erröten schlug Anni ins Gesicht, als sie den so plötzlich vor sich stehen sah, um dessen Willen sie eben noch mit so verschiedenartigen Entschlüssen gekämpft, und ihre Verlegenheit gab ihrem Gruß etwas Steifes und Zurückhaltendes.

„Ich besah mir diese Landschaft hier," sprach sie dann, nur um etwas zu sagen.

Der Amerikaner warf einen flüchtigen Blick auf das Bild. „O yes, aber es ist nur ein unbedeutendes Bild," sagte er gleichgültig.

„Ich finde es sehr gut gemalt," entgegnete Anni, „und ich weiß, daß Künstler der gleichen Ansicht sind."

„O gewiß, gut gemalt und alles das, davon verstehe ich nichts, aber es ist zu klein, um Effekt zu machen, is 'nt it?"

Anni wollte auffahren und sagen, daß man Kunstwerke nicht mit der Elle messe, aber ein Blick auf das harmlos-fröhliche, völlig verständnislose Gesicht ihres Begleiters ließ sie verstummen. Da war nichts zu machen. Aber sie seufzte leise und dachte, wie sehr verschieden sie doch seien. „Mich zieht die tief poetische Stimmung an, die auf dem Bilde liegt," sagte sie; „es ist ein Friede darin, der fast wie die Waldblust selber wirkt, und doch ist das Ganze nicht tot, weil die Sonne und all das junge Grün von Wachsen und Werden erzählen."

Mr. Newson sah sie einen Augenblick liebenswürdig still an; dann lächelte er. „Ich denke, das war ein ganz deutscher Satz," sagte er, „ich hätte ihn nie in Amerika hören können."

„Vermutlich nicht!" sagte Anni kühl, indem sie sich aufrichtete und zum Gehen wandte. Die Klust, die zwischen ihrem beiderseitigen Empfinden gähnte, war ihr nie so klar geworden wie vor diesem Bilde ihrer unglücklichen Gefährtin, selbst nicht unter den polternden Scheltreden ihres Freundes Molenaar. Sie stand völlig davon ab, diesen „praktischen" Sohn der neuen Welt für das Gemälde weiter zu interessieren und freute sich, noch nicht von der Malerin selbst und ihrem herben Geschick zu ihm gesprochen zu haben.

Schweigend verließen sie die Ausstellung und schritten über den Pariser Platz dem Brandenburger

Thor zu, wo Anni die Pferdebahn zu nehmen gedachte.

Mr. Newson betrachtete sie von der Seite. „Sind Sie böse mit mir?“ fragte er endlich.

Anni sah auf. „Das wäre wohl sehr thöricht von mir,“ sagte sie ruhig. „Es ist ja nicht Ihre Schuld, nicht wahr, daß Sie ein Amerikaner sind und ich ein deutsches Mädchen?“

Richard Newson wurde ein wenig rot. Es war etwas in der Antwort, das ihm nicht gefiel, obgleich der Ton durchaus freundlich war, aber was wollte sie mit ihren Worten sagen? In ziemlich unbehaglicher Stimmung legten sie die kurze Strecke bis zur Haltestelle der Pferdebahn zurück, und beide waren wohl froh, als der Wagen, den Anni benutzen konnte, sehr bald kam.

Sie trat hinaus, und Mr. Newson grüßte zum Abschied wortlos, aber äußerst verbindlich; Annis Gesicht färbte sich unwillkürlich tiefer, als sie ihm dankte; sie fühlte, daß sich da auch innerlich eine Trennung vollzog. Rasch sah sie hinweg, und ihr Blick flog dabei unwillkürlich nach einem andern Wagen hinüber, der soeben, von der entgegengesetzten Richtung kommend, auf dem Nebengeleise anhielt. Aber fast hätte sie, erregt wie sie war, einen lauten Schrei ausgestoßen — da stand auf dem Hinterron des Wagens ein schlanker, mittelgroßer Mann, dessen ernste Augen in dem dunkelumrahmten Gesicht jedoch nichts um sich her zu beachten schienen . . .

Johannes! er war es, und hier, kaum drei Schritte von ihr entfernt! Mit zitterndem Herzen starrte sie hinüber, unbekümmert um die Mitfahrenden hüben und drüben. In diesem Augenblick zog der andere Wagen an, der Ruck machte den ersten Mann aufbliden; gleichgültig irrte sein Auge über die nächste Umgebung. Da plötzlich war es, als ob ein Schlag seinen Körper durchzuckte, und eine Blutwelle schoß in sein bleiches Gesicht. Er hatte Anni gesehen. War sie es? Konnte sie es sein? Dieses schlank elegante Mädchen in dem modernen pelzbesetzten Winterkostüm und dem dunklen Sammetbarett auf dem schönen Blondhaar — war das dieselbe Anni Augustin, die er im letzten Winter immer in seiner Kirche hatte sitzen sehen in ihrem langen blauen Paletot und der schwarzleidenen Kapuze, in der ihr feiner Kopf fast ganz verschwand? Blitzschnell spielte sich dies alles ab, in weniger als einer halben Minute. Jetzt zog auch Annis Wagen an — da sah er, wie sie den Kopf neigte, mit großen traurigen Augen ihn ernst ansehend . . . Also sie war es doch! Johannes riß den Hut herunter und beide grüßten einander nochmals, als sie in verschiedenen Richtungen davonfuhren.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Am Abend desselben Tages, der schon so viele Aufregungen für Anni gebracht hatte, stand sie in ihrem Zimmer vor dem Spiegel und kleidete sich an.

Herr Dannenberg hatte vor einigen Tagen das Porträt des Generalsuperintendenten D. fertiggestellt

und abgeliefert, und heute abend fand bei dem Besteller, einem reichen Fabrikanten, eine „Einweihungsfeier“ statt, zu der man mit dem Maler auch seine Damen geladen hatte.

Anni ordnete ihr Haar mechanisch und ohne sonderlich darauf zu achten; sie versprach sich nicht viel von dem Fest, wo sie niemand kannte, und ihre ganze Seele weilte noch bei ihrer Begegnung mit Johannes. Wie lange er wohl schon in Berlin weilte, und warum er sie nur nicht aufsuchte — das waren die Fragen, die sie unausgesetzt beschäftigten. Sie zog die schweren blonden Haare durch die geschickten Finger und nestelte sie hoch auf; dann legte sie eine Goldspange um den feinen Kopf und zupfte die Lösschen in die Stirn — Thea hatte recht, wenn sie sie ihre blonde Griechin nannte, ihr Kopf erinnerte so in der That an ein klassisches Modell. Auf dem Bette lag ein Kleid von tiefrotem Sammet, und als Anni es angelegt hatte und die schweren Falten weich an ihrer Gestalt niederfielen, da hätte wohl niemand in dieser zugleich mädchenhaften und imposanten Erscheinung die kleine Anni Augustin wiedererkannt, von der Kurt Wallerstedt noch vor kurzem wegen der Geschmacklosigkeit ihres Anzuges behauptet hatte, sie sähe aus wie eine Vogelscheuche.

Thea hatte ein ganz ausnehmendes Vergnügen daran, ihre Freundin „in allen ihren Vorteilen zu zeigen“, wie sie sich ausdrückte, und Annis Unerfahrenheit ließ sie gern glauben, daß all die kostbaren und kleidsamen Toiletten, die sie jetzt ihr eigen nannte, noch Tante Cordulas freigebiger Ausstattung entstammten.

„Daß mir den Spaß,“ lachte Thea, als ihr Mann im Gedanken an die würdige Frau Physikus den Kopf dazu geschüttelt hatte, „es ist mir gerad, als pugte ich ein Kind heraus, und ich verzichte lieber selbst auf dies oder das, was ich hätte haben mögen. Und Tante Cordula — haha, die nehme ich auf mich!“

So fuhr man denn in die Gesellschaft, und als Herr Dannenberg mit seinen Damen den Salon betrat, war man sehr bald einig darüber, daß Frau Thea und ihre Freundin die schönsten Damen im ganzen Saale seien. In der That wirkte Annis ruhige, blonde Schönheit ganz besonders plastisch neben Theas dunklem Kopf mit dem perlendurchschlungenen Haar, und andererseits konnte Theas sprühende Liebenswürdigkeit kaum einen besseren Gegensatz finden als Annis weiche Bewegungen und ruhiges Lächeln.

In einer erkerartigen Vertiefung des großen Gesellschaftszimmers stand der Herr des Hauses, dessen kahles Haupt weithin leuchtete, mit einem jüngeren Mann in lebhaftem Gespräch. Es war sonderbar, aber Anni sah ihn sofort, als sie eintrat, und ihr Herzschlag stockte für einen Moment vor Aufregung und Schrecken. Dieser dunkle schmale Kopf mit der charakteristischen Haltung, diese Art, die Hände auf dem Rücken zu kreuzen — wie genau kannte sie beides! Aber wie kam Johannes Nölbechen hierher? Es blieb ihr keine Zeit zum Grübeln, denn

schon rief die Hausfrau ihren Gatten zur Begrüßung der Damen herbei, und Anni hörte, wie dessen joviale Distanzstimme vorstellte: „Gestatten die Damen — Herr Pastor Nölbechen, ein Nefse meiner Frau.“

Anni sah auf, dunkle Blut bedeckte ihr Gesicht. „Wie geht es Ihnen?“ sagte sie und streckte ihm ihre Hand hin, die er hastig ergriff.

Johannes antwortete nicht, er starrte sie nur an, wie sie da vor ihm stand in dem schimmernden Kerzenlicht, die Schönste von allen.

Thea hatte Johannes sofort wiedererkannt nach den Skizzen, die sie bei Anni gesehen; ihr schalkhafter Blick flog von einem zum andern; sie hatte bereits alles begriffen. „O, Herr Pastor Nölbechen,“ sagte sie lebhaft, „es freut mich sehr, den Nachfolger meines guten alten Großvaters kennen zu lernen.“

Es war gut, daß sie sprach, denn noch hatten die beiden sich bei der Hand gehalten und schon wurde man auf die kleine Gruppe aufmerksam. Erschrocken fielen ihre Hände herab, man gab sich Mühe, harmlos zu erscheinen.

Thea plauderte solange bis „die thörichten Kinder wieder brauchbare Salonmenschen geworden waren“, wie sie ihrem Mann nachher lachend erzählte, dann gönnte sie ihnen ihre Aussprache.

Im Nebensalon wurde musiziert, Anni und Johannes standen ein wenig abseits allein. „Ich — ich hätte Sie nicht wiedererkannt,“ sagte Johannes enblich, indem er von neuem voll staunender Bewunderung das schöne Mädchen ansah. „Sie haben sich sehr verändert, Fräulein Augustin.“

Anni lächelte. „Wirklich?“ sagte sie. „Nun, das war ja auch wohl wünschenswert.“

„Wissen Sie, was Sie durch diese Antwort beweisen?“

„Nun?“

„Ihre Eitelkeit.“

„Wieso?“

„Sie nehmen von vornherein an, daß diese Veränderung auch ein Vortheil für Sie sei.“

Anni lachte. „Und wissen Sie, was Sie mit dieser Äußerung beweisen?“

„Nun?“

„Daß Sie sich gar nicht verändert haben!“

„Das ist ein Tadel!“

„Vielleicht. Aber warum?“

„Wer sich nicht ändert, bessert sich auch nicht.“

„Vielleicht war er schon unfehlbar?“ In Annis Augen blitzte der Schalk auf bei diesen Worten, und Johannes war immer erstaunter über die Wandlung, die das schone, linkische Kind, das er gekannt, in so unglaublich kurzer Zeit durchgemacht hatte.

Man ging zu Tische. Johannes hatte Anni den Arm geboten, und nun saßen sie nebeneinander. Nachdem die erste Verlegenheit hinweggeschert war, sprachen sie nun ernster.

„Warum haben Sie uns nicht aufgesucht?“ fragte Anni, ein Schweigen über diesen Punkt vernehmend.

„Uns?“ sagte Johannes.

„Allerdings. Es hätte so nahe gelegen, Thea als Enkelin Ihres Vorgängers —“

„Ich liebe keine Hinterthüren!“

„Die gerade stand Ihnen auch offen.“

„Das konnte ich nicht wissen!“

„Doch!“

„Nach der Art, wie Sie mich bei unserem Abschied in Wintershausen behandelt haben — nein!“

„Das ist Hochmut.“

„Sie haben es rasch gelernt, zu verurteilen!“

„Ich verstand es früher zu wenig.“

Beide schwiegen eine Weile. Annis rechter Nachbar bot ihr Wein an, ein leichtes Gespräch über allerlei Tagesneuigkeiten knüpfte sich daran. Johannes saß schweigend da. Er ärgerte sich beinahe über das, was Anni geworden war, und doch hatte er sie nie so entzückend gefunden. Diese ruhige Sicherheit in Haltung und Sprache war geradezu bewundernswert und genau das, was Johannes Nölbechen an seiner zukünftigen Frau gewünscht haben würde. Und wie schön war dieses kleine „Landmädchen“ geworden! Die warmen Reflexe ihres Kleides spielten belebend auf ihrem blassen Gesicht, die klassische Gestalt erschien ihm voller und höher, und wie kam es doch nur, daß er niemals vorher diesen edlen Schnitt von Kopf und Hals an ihr bemerkt hatte, von dem er jetzt kaum die Blicke fortzumenden vermochte! Er ärgerte sich, daß der andere mit ihr sprach.

„Was haben Sie gemacht in diesen Monaten?“ redete er sie wieder an.

„Gearbeitet!“ sagte Anni stolz. „Gemalt, und zwar Porträts, was ich mir immer ersehnt hatte.“

„Nach dem Leben?“

„Auch das. Mein erstes Bild war Thea.“

„War es zu erkennen?“ fragte Johannes spöttisch.

„Nun, sie hatte glücklicherweise eine Kette weißer Perlen um, die jeder an ihr kannte,“ erwiderte Anni mit tiefem Ernst.

„Um — Und wen malen Sie jetzt?“

„Einen Freund von mir, Doktor Molenaar.“

Johannes fuhr empor. „Doktor Molenaar — den Kritiker der Tagespost?“

„Denselben.“

„Und den nennen Sie Ihren Freund?“

„Ja, und mit Stolz, denn er ist ein ehrlicher Freund.“ Anni dachte an die Schelte, die sie zuletzt von ihm bekommen hatte, und erröthete in Gedanken daran. Johannes deutete das anders.

Er kannte Doktor Molenaar aus seinen Zeitungsartikeln und Besprechungen, und es war ihm ein unbehaglicher Gedanke, daß dieser — wie ihm schien — oft cynische Spötter, Anni in irgend einer Weise nahe stehen sollte; von der eigentümlichen Art dieser Freundschaft machte er sich natürlich keine Vorstellung. Die Angelegenheit beschäftigte Johannes derart, daß er einsilbig und zerstreut wurde, während er sich andererseits wiederum ärgerte, daß Anni seine Unterhaltung anscheinend gar nicht vermißte, sondern sich lebhaft und angeregt mit ihrem andern Nachbarn und ihrem Gegenüber unterhielt.

Thea beobachtete die beiden von ihrem Plaze zur Rechten des Hausherrn mit dem gespanntesten Interesse; als man nach aufgehobener Tafel in die Gesellschaftsräume zurückgekehrt war, verstand sie es sehr geschickt, diesen jungen Pastor Nölbechen fast

bis zum Aufbruch an ihre Seite zu fesseln. Was die beiden sich vor andern sagen konnten, so meinte sie, das war wohl nun gesagt, und sie, Thea, wollte doch auch wissen, was an diesem Pastor Nöldenchen sei.

Als man sich trennte, hatte derselbe eine verbindliche Einladung der Dannenbergs, so oft er wolle ihr Gast zu sein, und hatte sich stillschweigend verbeugt, als Thea ihn aufgefordert hatte, gleich am nächsten Sonntag Abend sich einzufinden. — Als Anni vor ihm stand, in dem pelzbesetzten Abendmantel von hellem Tuch, einen langen Spitzenschawl um den feinen blonden Kopf geschlungen, da wollte er, mit einem Anflug des alten Troges, ihr nur eine sehr förmliche Verbeugung machen, allein mit einer schlichten Anmut, die ohne weiteres alles Fremde in ihm besiegte, reichte Anni ihm die Hand entgegen und sagte leise: „Auf Wiedersehen.“ Johannes ergriff die Hand, neigte sich rasch und drückte einen Kuß darauf.

Eine halbe Stunde später saß Anni in ihrem Zimmer allein; sie hatte ein loses Morgenkleid übergeworfen und stützte den Kopf in die Hand. In ihr wogten tausenderlei Gedanken. Wie würde noch alles werden, und was durfte sie hoffen — mußte sie fürchten? . . . Anni versank in Grübeln. Marys Gestalt tauchte vor ihr auf, ihre weltgewandte Grazie, ihre frohe Natürlichkeit; jetzt würde auch sie bald hier eintreffen — würde sie da nicht wieder zwischen ihnen stehen, ablenkend, verbunkelnd, ihre kleine lebhafteste Person zum Mittelpunkt alles Interesses machend?! Anni blickte unwillkürlich in den Spiegel, wie leuchtend hob sich ihr blonder Kopf aus dem dunkeln Gewande hervor, die goldenen Spangen glänzten auf; sie mußte sich sagen, daß sie eine andere war als damals, da sie im Kampf mit der Cousine unterlegen war, und dennoch — Anni seufzte tief auf.

„Darf ich?“ ertönte in diesem Augenblick eine schalkhafte Stimme, und Thea in einem losen Schlafrock von weißem Loden, schlüpfte herein. „So!“ — sagte sie, als Anni mit einem erfreuten Ausruf aufsprang, „nun wird aber mal Ernst gemacht mit Dir! Hier sitze ich, und da auf dem Kissen vor mir kniest Du, und nun wird gebetet.“

„Thea!“

„Schämst Du Dich gar nicht, so wenig Vertrauen zu mir zu haben. Aber jetzt hilfst Dir nichts mehr an dem Geständnis vorbei. Ich hab' es Dir bereits angedroht: wenn Du nicht sprichst, so thue ich's. Also — gieb acht! Es war einmal eine kleine Landpomeranze —“

„Bin ich das?“

„Das bist Du. Also eine kleine Landpomeranze, die bis zu sweet seventeen niemals über die Grenzen ihres Krähwinkels hinausgekommen war. Da hätte sie sich nun jedenfalls in den blonden Provisor oder den lyrisch angehauchten Gesanglehrer ihres Städtchens verliebt —“

„Aber Thea!“

„Schweig! Es wäre ohne Frage so geworden, wenn nicht das gütige Geschick zur rechten Zeit den guten alten Prediger von Sommershausen abgerufen

und an seiner Stelle einen jungen, hübschen — willst Du wohl sitzen bleiben — hübschen Hilfsprediger hingeschickt hätte. Nun verliebte sie sich natürlich in den.“

„Aber Thea, ich bitte Dich —“

„Still, der Angeklagte spricht nachher. Jetzt kommen erst meine Beweise. Man verrät am ersten Tage, daß man seinen Vornamen weiß, wird abwechselnd rot und blaß, wenn von ihm die Rede ist, kann ihn aber absolut nicht beschreiben, wie er aussieht. Dieses muß ja nun selbst den einfältigsten Beobachter klugig machen —“

„Meinst Du damit Dich?“

„Mich. Aber wenn nun gar dieser selbe Beobachter nach kurzer Zeit plötzlich ein halbes Duzend Porträtskizzen dieses unbeschreibbaren Herrn entdeckt, von einer Ähnlichkeit . . .“

„Thea, liebe Thea, findest Du ihn ähnlich? Ja, ich will Dir alles sagen, und sei mir nicht böse, daß ich bisher geschwiegen habe, aber es war mir nicht möglich zu sprechen, so lange —“

„So lange Du noch nicht wußtest, ob Miß Mary noch in diesem hübschen schwarzen Männerkopfe herumspukte . . .“

Anni richtete sich erstaunt auf und sah Thea an. „Woher weißt Du denn —“ machte sie verblüfft.

Thea lachte entzückt auf. „Nicht wahr, das war ein großes Kunststück bei Deinem durchsichtigen Seelchen, meine naive kleine Landpomeranze! Aber nun sprich und laß mich alles wissen —“

Und dicht an die Freundin geschmiegt, schüttete Anni nun Thea ihr ganzes Herz aus, und Theas frische, liebevolle Heiterkeit tröstete sie mehr, als irgend etwas anderes es vermocht hätte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Als man am andern Morgen in der Dannenbergischen Villa beim Frühstück saß, brachte Schunkle ein Telegramm herauf, das an Anni adressiert war. Mit der angstvollen Hast, die allen Provinzialen Depeschen gegenüber eigen ist, öffnete sie das Papier, lächelte dann und reichte es Thea hin. „Das hätte ich mir denken können, ‚american way‘; von Onkel Fritz mit der Anzeige, daß sie noch heute hier eintreffen. Wie entsetzt würde Tante Cordula über eine solche Anmeldung sein!“

„Freilich,“ lachte Thea, „aber Onkel Fritz oder vielmehr ‚Freddy‘ denkt gewiß, wenn er sich sechs Stunden vorher ansagt, da sei eine Masse Zeit, sich für dieses Ereignis vorzubereiten.“

Um die bestimmte Stunde war Anni auf dem Bahnhofe. Sie dachte des Tages, da sie hier angekommen war, fremd und verstört, den Bastkorb mit Gelee an sich gedrückt, die Pudeltasche in den zwirnenen Handschuhen krampfend — unwillkürlich mußte sie lächeln.

„How d'ye do, Miß Augustin?“ sagte eine Stimme neben ihr, und Mr. Newson stand vor ihr mit einem großen Strauß kostbarer Rosen, aus der er die schönste herausnahm, um sie ihr zu überreichen.

Anni wehrte ab. „Sie sind doch gewiß für meine Cousine bestimmt,“ lächelte sie.

„Plenty left,“ war die trockene Antwort, „genug übrig“ — und so befestigte denn Anni die dunkelrote Blume in einem Knopfloch ihres Pelzjackets.

Der Zug brauste heran, die beiden Wartenden prüften, noch während er fuhr, die Fenster. Da war an einem Coupéfenster erster Klasse Marys wohlbekanntester krause Kopf aufgetaucht, man schob sich durch die Menge bis zu dem betreffenden Wagen heran.

„Mary!“ sagte Anni.

Mary stuzte — „Anni! is that you?! Bist Du's denn wirklich, dear me, Du bist eine Schönheit geworden!“ rief Mary ganz in ihrer alten, geraden Manier. Dann wandte sie sich zu Mr. Newson. „Why, dear old fellow, wie geht es Ihnen, — Freddy, hier ist Dicky Newson!“

Dieser Ausruf machte Anni auf ihren Onkel aufmerksam, der seinem lebhaften Töchterchen bedächtig gefolgt war. „Onkel Fritz?“ sagte sie mit fragendem Lächeln, einem älteren Herrn mit jovialem Gesicht die Hand hinstreckend, dessen regelmäßige Züge ein wenig an die Tante Cordulas erinnerten.

„Why, Mary, ist dies Anni?“ sagte er erstaunt, „nun, wie geht es Dir, old girl?“ fügte er dann herzlich hinzu, indem er Anni mit einer Intensität die Hand schüttelte, die keinen Zweifel an seiner Herzlichkeit aufkommen ließ. „Well,“ rief er dann, „nun erst die Hauptfrage: lodgings! Wo wohnt man hier, Newson?“

„Im Monopol-Hotel, I guess, Mr. Miller,“ erwiderte der junge Amerikaner, und als die Reisenden dort glücklich gelandet waren, trennte man sich für einige Stunden.

„Also ich darf Euch alle bei Dannenbergs anmelden für heute abend, nicht wahr? Sie auch, Mr. Newson? Und Du, Mary, wirst noch einen alten Bekannten vorfinden,“ fügte sie ein wenig übermütig hinzu. Ihr war plötzlich so siegesgewiß zu Mute.

Der Abend kam heran und brachte die erwarteten Gäste. Anni hatte auf Theas Befehl ihr kleidsamstes weißes Abendkleid angelegt und sah in ihrer Erregung mit dem rosa Hauch auf dem feinen Gesichtchen geradezu entzückend aus. Thea war zufrieden.

Der erste Gast war Doktor Molenaar. Er war nicht geladen, wurde aber hoch willkommen geheißen. „Haben Sie sich überlegt, was ich Ihnen neulich sagte?“ sagte er zu Anni gewandt.

„Freilich,“ lachte diese, „und heute abend werden Sie die Lösung meiner orakelhaften Antwort von damals erleben; geben Sie nur acht!“

Dann kam Johannes. Er hatte seinen Besuch gemacht, während Anni auf dem Bahnhof war, und Frau Thea hatte ihn sehr energisch für den Abend wieder verpflichtet. Auf's höchste erstaunt, sah Doktor Molenaar die Art der Begrüßung zwischen diesem fremden Pastor und Anni, aber als die beiden Herren dann einander vorgestellt wurden und Johannes Nöldechen den Doktor mit einer steifen, beinahe unhöflichen Verbeugung absand und ihn zornig musterte, da hatte er so ziemlich verstanden. Er lächelte.

Endlich traten die „Amerikaner“ ein, Mr. Newson

mit ihnen. Mary trug ebenfalls ein weißes Abendkleid, aber große, schlichte goldene Ohrringe und eine frische Granate in dem dunkeln Lockenhaar gaben ihr trotz ihres hellen Teints etwas von einer Mulattin. Sie sah sehr pikant, aber auch ein wenig auffallend aus. Es war seltsam, wie mit ihrem Kommen alles ein wenig laut zugin. Die Bekanntmachung mit ihren freundlichen Wirten, Marys Begrüßung mit Johannes, ihr Staunen über Annis Entwidlung, ihres Vaters joviale, aber etwas drohende Sprechweise, das alles brachte plötzlich ein ungewohntes Element in diesen Kreis.

Anni war im ersten Augenblick etwas verblüfft; ihr war, als habe sie eine andere Mary in der Erinnerung, und doch auch wieder war diese genau dieselbe wie früher. Sie sah zu Johannes hinüber und — lächelte. Da war das gleiche ärgerliche Ablehnen in seinem Gesicht, mit dem er der „Amerikanerin“ seiner Zeit zuerst in Wintershausen entgegengetreten war, die gleiche Unbuddsamkeit in seinen Mienen wie damals. Was dazwischen lag, schien ihr wie ein Traum.

Man ging zu Tisch und die Unterhaltung wurde allgemein. Herr Dannenberg sprach von Fräulein Morellis Bild. Anni neigte sich ein wenig zu ihrem Onkel, dessen linke Nachbarin sie war.

„Onkel Fritz,“ sagte sie leise, „ich habe eine große Bitte an Dich.“

„Well, mein Kind, komm heraus damit.“

„Ich möchte — ich wollte Dich bitten . . . Onkelchen, kaufe dies Bild, von dem die Rede ist!“

„Kaufen, why? Was ist's mit dem Bild?“ Er sah sie spakhaft von der Seite an. „Kriegst Du Prozente, wenn es fortgeht?“

Anni that ihm den Gefallen und lachte. „Die Malerin desselben ist eine Kollegin von mir aus dem Atelier, wo ich zuerst lernte,“ sagte sie dann, „und sie ist sehr arm.“

„Dear me, alle diese armen Maler, Dichter und sonstigen Künstler in Deutschland! Ich sehe, meine Landsleute sind noch ebenso sentimental und unpraktisch geblieben, wie sie waren!“

Er sprach laut und vergnügt wie gewöhnlich, so daß Thea, seine rechte Nachbarin, sich, ohne aufdringlich zu erscheinen, in das Gespräch mischen konnte.

„Du lieber Himmel, Mr. Miller,“ rief sie mit komischem Entsetzen, „was können diese Unglücklichen dafür, wenn sie arm sind und Talent haben!“

„Well, natürlich können sie nichts dafür, daß sie arm sind,“ war die joviale Antwort, „aber wenn einer Talent hat und arm bleibt, das — Ma'am, das scheint mir ein bißchen unpraktisch.“

„Aber Onkelchen,“ sagte Anni, „was sollen sie machen, wenn keiner ihre Bilder oder ihre Gedichte kauft!“

„Schilder malen, darling, oder Reklameverse machen — kolossaler Artikel das! In Amerika würde kein Mensch Bilder malen, die niemand kauft, wenigstens nicht länger als vier Wochen lang; aber ich glaube, hier in Deutschland giebt es Menschen, die so etwas jahrelang thun.“

Thea lachte hell auf. „Recht viele sogar, Mr. Miller,“ sagte sie amüsiert.

Anni sank das Herz. Das waren nicht die Anschauungen, die sie brauchte, um ihr Ziel zu erreichen, und doch mochte sie es noch nicht endgültig aufgeben, es hing zu viel für Cora davon ab! So versuchte sie es denn von neuem, und, wie sie glaubte, mit stärkerem Geschütz. „Die arme Cora Morelli thut mir so leid,“ wandte sie sich an Mary, die ihr gegenüber neben Doktor Molenaar saß. „Denke doch, Mary, ihre Schwester ist eine Balletteuse!“

„Eine Balletteuse?“ rief Mary — „dear me, wie interessant! Das hätte Deine Cora lieber auch werden sollen, ich glaube, es bringt mehr ein als Malen, nicht?“

Sie sprach so harmlos, daß es sich wie das Geplauder eines Kindes anhörte, aber Anni sah, wie Johannes sich ganz verlegt abwendete. „Aber Mary!“ sagte sie, selbst betroffen, „denke doch, ein solches Metier!“

„Well — was denn?“ entgegnete Mary sehr erstaunt und sah von ihrem Teller auf, „ich denke, es ist ebenso ehrenwert wie ein anderes.“

„Vorausgesetzt, daß sie gut tanzt,“ fügte Mr. Newson phlegmatisch hinzu.

Alle lachten, dann sagte Mr. Miller: „In der That, man würde in Amerika nie ein Mädchen verachten, bloß weil sie Tänzerin ist, es giebt Mädchen, die jeden Abend für Geld tanzen und so ehrbar sind wie eine Nonne.“

„Ja — weißt Du noch, Freddy,“ sagte Mary eifrig, „Bessy Flightman? Bessy war eine Freundin von mir,“ wandte sie sich erklärend zu Anni, „und ihr Vater war sehr reich; aber dann verlor er plötzlich alles, und sie war genötigt, für sich selbst zu stehen. Nun, sie konnte nichts so gut wie tanzen, so, sie überlegte, was sie thun könne und fand nur dies eine — und sie that es!“

Der letzte Satz wurde mit einer solchen Bewunderung für Miß Bessy Flightman, die nichts konnte als tanzen, hervorgebracht, daß Anni trübselig verstummt, um so mehr als ihr Onkel bekräftigend hinzufügte: „Yes, brave girl! Jedermann hat sie hochgeachtet dafür.“

Das deutsche Mädchen wagte kein weiteres Wort; das waren Anschauungen, die ihr so fremd waren, daß sie ihnen nicht zu folgen vermochte, wenn sie ihr auch im Grunde einen berechtigten Kern zu haben schienen. Aber die ersten achtzehn Jahre seiner Erziehung wird der Mensch kaum je wieder los, und mit wahren Entsetzen dachte Anni daran, was wohl Tante Cordula hierzu gesagt haben würde. Um das Gespräch abzulenken, sagte sie, im Anschluß an diesen Gedanken: „Beabsichtigst Du nach Wintershausen zu fahren, Onkel Fritz, oder wollen wir Tante Cordula hierher einladen?“

Der alte Herr lachte bröhnend auf. „Nach Wintershausen — goodness no! Nach allem, was mir Mary hier erzählt, würden sie mich am zweiten Tag dort einstecken — no, no, ich habe schon telegraphiert, daß sie herkommt.“

Thea und Anni wechselten einen Blick, Thea

unterdrückte mühsam ein Lachen, Anni dachte mit-leidig an den Schreck, den die gute Tante gehabt haben würde; aber sie sagte nichts.

Als man vom Tische aufgestanden war, trat Doktor Molenaar an Anni heran. Er hatte sich fast die ganze Zeit über schweigend verhalten, doch dafür um so mehr beobachtet, und es war ihm wohl nicht der leiseste Zug in der Unterhaltung entgangen. „Was ist das mit dem Bilde?“ fragte er freundlich.

Anni berichtete. „Ach,“ schloß sie traurig, „ich bin so niedergebrückt über meinen Mißerfolg, ich hatte so sicher auf Onkel Fritz als Käufer gerechnet; aber nun wage ich kaum noch einmal von dieser Sache zu ihm zu sprechen. . . Und doch muß ich es noch einmal versuchen!“ schloß sie mit einem tiefen Seufzer.

„Liegt Ihnen so viel daran, daß das Bild verkauft wird?“

„Unendlich viel! Und Sie würden das begreifen, wenn Sie wüßten, wie ich die arme Cora fand. Es ist mein sehnlichster Wunsch, ihr helfen zu können!“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Es war verabredet worden, daß Anni am nächsten Vormittag ihre Verwandten im Hotel aufsuchen und mit ihnen die weiteren Pläne für den Tag verabreden sollte; und so fand sie denn die festgesetzte Stunde in dem eleganten Vestibül des Hotel Monopol, wo ihr Onkel bereits wartete.

Mary erschien, heiter, freundlich, elegant wie immer, und man schlenderte zusammen die Straße Unter den Linden hinunter. Anni dachte an ihr Bild und wurde plötzlich zum Diplomaten. „Wollen wir nicht drüben auf die andere Seite gehen?“ schlug sie harmlos vor, und mechanisch folgten ihr Onkel und Cousine. Es dauerte nicht lange, so stand man vor den Fenstern des Kunstsalons. „Hier ist das Bild, von dem ich gestern sprach, Onkelchen,“ sagte Anni, „ich denke, wir treten einmal hinein und sehen es uns wenigstens an.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie schnell voran.

Als sie sich nach ihrem Onkel umsah, drohte er ihr mit dem Finger und sah sie zwinkernd an, aber er löste bereits zwei Karten für sich und Mary. Diese lachte.

Anni eilte voran nach dem Saale, wo das Bild hing. Schon von weitem leuchtete es ihr entgegen. Aber was war das! War es ein Irrtum oder eine Augentäuschung, oder war es wirklich wahr, daß an dem Bilde ein Zettel steckte, der in deutlichen Lettern das Wort „Verkauft“ trug! Anni glaubte zu träumen, und dennoch war es so. Wie Centnerlast fiel es ihr von der Seele, obgleich sich ein ganz klein wenig menschliche Enttäuschung hineinmischte, daß nicht sie es gewesen war, die dieses Glück für Cora Morelli zu stande gebracht. Die Stimme ihres Onkels riß sie aus ihrem Staunen.

„Hallo!“ rief er vergnügt, „ist dies das Bild, why, old girl, es hat schon einen Freund gefunden, nicht mehr zu haben!“

„Ich bin ebenso erstaunt wie Du, uncle dear,“ sagte Anni, „aber ich bin sehr froh, denn es wäre ja möglich, daß es Dir gar nicht gefallen hätte — nur wissen möchte ich, wer der Käufer ist.“

Und während Mary und ihr Vater die übrigen ausgestellten Gemälde betrachteten, wandte sie sich mit einer diesbezüglichen Frage an den Geschäftsführer. Dieser, der die liebliche Fremde, die bei Maler Dannenbergs zum Besuch war, sehr wohl kannte, erwiderte verbindlich, daß vor etwa einer Stunde ein Herr dagewesen sei, der das Bild gekauft, aber verboten habe, seinen Namen zu nennen; er könne daher leider mit weiterem nicht dienen.

So blieb denn Anni einzig auf Vermutungen angewiesen, aber soviel sie auch grübelte, es wollte sich unter ihren Bekannten keine greifbare Vermutung aufthun. So mußte sie denn diese Frage auf sich beruhen lassen und sich damit begnügen, sich herzlich für die Gefährtin zu freuen.

Unterdessen saß Johannes Nölbechen in Thea Dannenbergs Boudoir; er saß gedrückt und verflört aus, in dem reizenden Gesichtchen der jungen Frau spielten alle schalkhaften Dämonen. Vor ihnen stand das fertige Porträt Doktor Molenaars.

„Mein Mann ist sehr zufrieden mit diesem Bilde,“ sagte Thea, „er findet es noch besser, als das von mir, das Sie oben im Atelier gesehen haben; Doktor Molenaar hat freilich auch ein außerordentlich charakteristisches Gesicht.“

„Das hat er,“ meinte Johannes, „und dennoch, ich bin erstaunt über die wahrhaft sprechende Ähnlichkeit; das ist nicht das Bild einer Anfängerin, oder —“

„Oder?“ machte Thea; sie amüsierte sich königlich, aber sie gönnte „dem thörichtesten Pastor Johannes“ diese Angststunden von ganzem Herzen.

„Oder — hm ja — ich meine . . .“ Johannes quälte sich um einen Ausdruck und sah blaß und zornig aus — „ich meine, es ist unmöglich, ein Bild so ähnlich zu malen, wenn man nicht ein starkes persönliches Interesse an dem Original nimmt!“

Es war heraus; er hatte das letzte so rasch und energisch gesprochen, wie man etwas sagt, das einem schwer wird; und das man doch um keinen Preis ungefragt lassen möchte. Er mußte wissen, wie es stand, und was er zu hoffen oder zu fürchten hatte. — Zu seiner Verwunderung nahm Thea den heftigen Ausruf sehr ruhig.

Sie wiegte das Köpfchen hin und her, die Augen auf das Bild geheftet; dann sprach sie langsam und wie überlegend: „Hm — finden Sie, daß es so ausfieht? Ich kann das eigentlich nicht sagen. Es ist wohl ähnlich, sehr ähnlich, aber es ist in keiner Weise geschmeichelt oder idealisiert; auch ist es ja nicht so gar auffallend und seltsam“ — hier lächelte die Frau des berühmten Porträtmalers — „wenn ein Bild ähnlich wird, wenn das Original sehr geduldig Tag für Tag dazu sitzt . . . Ich kenne ganz andere Proben von Annis Talent für Porträtsähnlichkeit.“

Johannes merkte, daß sie etwas Besonderes meinte, er sah sie unsicher an.

Thea lächelte. „Finden Sie es nicht viel ‚seltsamer‘, lieber Herr Pastor, wenn jemand, ausschließlich nach dem Gedächtnis, nur in einigen Kohle- und Bleistiftstrichen, einen Kopf so ähnlich zu Papier bringt, daß ein dritter — sagen wir einmal ich — das Original sofort danach wiedererkannte, ehe mir noch sein Name genannt war?“

Johannes konnte nicht umhin, sie zu verstehen, er wurde glühend rot vor Freude über das, was er zu hoffen anfing. Wie um ihre Hilfe bittend, streckte er der reizenden jungen Frau impulsiv seine Hand entgegen. „Und dies Original . . .?“ fragte er unsicher.

Thea nickte lächelnd, nahm seine Hand und drückte sie ermutigend. „War ein gewisser Herr Johannes Nölbechen, der mir freilich so viel freundliches Gedenten gar nicht zu verdienen schien, wenn ich anders recht geraten habe . . .“

Johannes sprang aufgeregt empor. „Sie haben recht, ich verdiente es nicht, aber ach, wenn sie mir verzeihen könnte, ich wollte gut machen — —! Was aber, wenn nun schon ein anderer zwischen uns getreten wäre, dieser hier — oder jener junge ‚praktische‘ Amerikaner, der sie gestern immer so bewundernd anstarrte —“

„Lassen Sie gut sein, der wird bald finden, daß Brother Jonathan am besten thut, kein deutsches Mädchen mit Sentiments und schwärmerischen Ideen zu heiraten, sondern lieber eine lustige Yankee-Tochter, die von Sentimentalitäten nichts weiß, und die Balletteusen für eine der unentbehrlichsten Menschengattungen hält — und was Doktor Molenaar betrifft, so lasse ich mir diesen meinen ganz besonderen Freund und Salonlöwen absolut nicht in einen langweiligen Ehemann umwandeln — also —“

Sie lächelte wieder, und Johannes schüttelte ihr dankbar die Hand zum Abschied. „Ach, ich bin Ihnen so sehr dankbar!“ sagte er leise.

„Nehmen Sie es — ihr!“ lachte Thea lebenswürdig.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wenige Tage später erwiderte Mr. Miller die Gastfreundschaft der Dannenbergs im Hotel Monopol. Daß Mr. Newson und Johannes mit von der Partie waren, verstand sich von selbst, und da mittlerweile auch Tante Cordula in der Hauptstadt angekommen war, so erfüllte die kleine Gesellschaft, die sich hier heute zusammenfinden sollte, gerade die Forderung gemüthlichster Geselligkeit, wonach eine Tafelrunde nicht unter der Zahl der Grazien bleiben, aber die Zahl der Musen auch nicht überschreiten soll.

Frau Cordula Schulte stand in dem eleganten Zimmer, das ihr Bruder für sie bereit gehalten, und bemühte sich, die Taille des seidenen Kleides zu schließen, das Mary seiner Zeit mitgebracht hatte. Anni half ihr bei der Aufgabe, die nicht ganz leicht war, denn Frau Cordula hatte sich in der jüngstvergangenen ruhigen Zeit wieder so erholt, daß ihre gemüthlichen rundlichen Formen wieder die volle Ober-

hand über die kleine, spitze Nase gewonnen hatten. Sie sah aber jetzt aufgeregt und echauffiert aus.

„Das hat mir die alberne Viesegang nun wieder so eng gemacht, daß mich jeden Augenblick der Schlag treffen kann,“ schalt sie, „und das nun zu einem ‚Dinner‘! Ich begreife übrigens Friß nicht, ich meine ‚Dinner‘ heißt zu gut deutsch Mittagessen, ich habe aber noch nie gehört, daß ein Mensch um sechs Uhr abends sein Mittagbrot ißt.“

„O Tantchen, das thun hier viele,“ sagte Anni mit unmerklichem Lächeln, „manche sogar erst um sieben; das hängt hier so mit der Arbeitszeit und den großen Entfernungen zusammen.“

„Unter diesen Umständen nehme ich an, daß der Physikus und die anderen Ärzte hier eine recht gute Proxis haben müssen, denn wer sich gerade die Zeit vorm Schlafengehen dazu ausucht, sich den Magen mit vielem Essen zu beladen, der kann wohl schwerlich gesund bleiben.“

„Hier sind Deine Handschuhe, Tantchen,“ sagte Anni ablenkend, und der Tante ein Paar feine, neue, perlgraue Glacéhandschuhe hinhaltend.

„Handschuhe? Wir gehen ja keinen Schritt über die Straße — was soll ich da mit Handschuhen?“

„Es ist aber hier so Mode, Tantchen,“ bat Anni ein wenig kleinlaut.

„Ja, die Moden hier scheinen wirklich recht absonderlich zu sein — hätte ich doch mein eigenes Kind beinahe nicht wiedererkannt nach dem, was die ‚Moden‘ hier aus Dir gemacht haben. Aber na, denn gib nur her — zurückzusehen brauche ich ja nicht, das thue ich schon meinem Seligen gar nicht an!“

So begaben sich denn Tante und Nichte hinunter in den reizenden Schaal des eleganten Hotels, und mancher Blick folgte ihnen, als sie die davorliegende Palmenhalle durchschritten; der schlanken, graziösen Mädchengestalt in dem weichen, hellgrauen Gesellschaftskleide und der kleinen, selbstbewußten Dame, der die Provinz aus jeder Naht hervorsah, und an der alles glatt und prall saß, die schillernde Seidentaille und die Perlgrauen, das volle, noch ganz dunkle Haar und sogar die rosige Haut des wohlgenährten Gesichtes.

Tante Cordula war fast benommen von der eleganten und eigenartig prächtigen Einrichtung des Hotels, aber sie hätte sich eher die Zunge abgebissen als ein Wort darüber verloren; man sollte nicht etwa glauben, daß sie, die Frau Kreisphysikus Schulte, dies alles etwa gar zu schön für sich fände — o nein, dergleichen mußte man hinnehmen, als habe man es gar nicht anders erwartet. Nur verstohlen warf sie daher bewundernde Blicke auf die weiß und goldig glänzenden Wände, die kostbaren Kronleuchter und Wandlampen von weißen und farbigen Kry stallblumen, welche die elektrischen Flammen bargen; auf die überall in Kübeln stehenden hohen, künstlichen Palmen und die zierlichen Hängegewächse in schwankenden Ampeln; auf all die kleinen, mit Geschick und Eleganz gedeckten Tische, in deren feinem Porzellan und Kry stall sich die zahllosen Flammen spiegelten und ausblitzten.

Man fand die übrigen Geladenen schon beisammen, und das auserlesene Menü, sowie die treff-

lichen Weine brachten sehr bald eine recht animierte Stimmung hervor. Es war eigentümlich und für Thea eine Quelle köstlichsten Amusements, wie sich in diesen wenigen Tagen bereits unwillkürlich und fast unmerklich zusammengefunden hatte, was innerlich zusammengehörte. Es war selbstverständlich, daß Dicky Newson sich vollständig seinen amerikanischen Freunden zur Verfügung stellte, und natürlich, daß damit auch zugleich eine Entfernung von Anni herbeigeführt wurde, nicht bewußt, nicht aus vorsichtigem Überlegen, sondern völlig natürlich und schon durch die äußeren Verhältnisse bedingt.

Anderseits wick Johannes, sobald er mit den Dannenberg's zusammen war, kaum mehr von Annis Seite; es war, als könne er sich nicht genug thun an zarter und respektvoller Aufmerksamkeit gegen sie, und selbst Tante Cordula bekam ihren Teil von diesen Bemühungen, so daß sie allmählich ihr ursprünglich so wohlwollendes Urteil über Johannes Nöldechen wieder aufnahm.

Mary kümmerte sich fast gar nicht um den jungen deutschen Geislichen, den sie doch in dem einsamen Wintershausen so sehr interessant gefunden hatte; sie war, in Gesellschaft von „Freddy“ und „Dicky“ vollständig in ihrem Element und amüsierte sich täglich vierundzwanzig Stunden lang.

„Dicky ist solch ein lieber Junge,“ sagte sie zu Anni, „er versteht nicht viel von Büchern und so was wie Eure deutschen Herren, aber siehst Du, wir brauchen das nicht in Amerika; er ist immer lustig, gerade wie Pa, und dann sehr smart in money-making, weißt Du, sehr geschickt in Geldmachen, und well, ohne Geld kann man nicht leben.“

„Ach Mary,“ hatte Anni geantwortet, und wahrscheinlich würde Mr. Newson diese Antwort wieder für sehr „deutsch“ erklärt haben, „Geld macht auch nicht glücklich!“

Und Marys Antwort war sicherlich auch ihrer Eigenart völlig angemessen und hatte Anni ein herzliches Lachen abgenötigt. „Why — glücklich? Das weiß ich nicht. Aber man kann doch so nett was dafür kaufen.“

Daß Geld übrigens unter Umständen auch wirklich glücklich machen könne, hatte Anni an Cora Morelli erfahren. Strahlend vor Glück war sie schon am zweiten Tage nach Annis Besuch in Moabit zu ihr gekommen und hatte ihr den Kaufpreis des Bildes gezeigt mit einem Gesicht wie eine Erlöste. Ihre Züge hatten einen Ausdruck getragen, wie Anni ihn noch niemals an ihr gesehen hatte, und die kleine, verbitterte Malerin, die sie bisher gefannt, hatte sich in eine frohe Künstlerin verwandelt, die mit neuen Hoffnungen in die Zukunft blickte. In diesen Tagen war sie dabei, sich mit ihren wenigen Gabeligkeiten in einem bescheidenen, aber hellen und sauberen Atelier-raum am Nollendorfsplatz einzurichten, und Anni war froh, daß sie an dieser üppigen Tafel mit beruhigter Seele jetzt der Kollegin gedenken durfte. Wer der Käufer ihres Bildes war, hatte übrigens auch Cora selbst nicht erfahren, sie mußte sich damit begnügen, die von ihr geforderte Summe sofort ausgezahlt erhalten zu haben und sich ihrer neuen Chancen zu freuen.

An alles dies dachte Anni, als sie, verhältnismäßig schweigmäßig, inmitten der lebhaften Konversation um sie her dasaß, aber sie bebauerte von neuem, nicht erfahren zu können, wo dieses Bild geblieben war, das beinahe wie ein Mensch in ihr Leben hineingespielt hatte. An diesem Bilde war ihr zuerst der klaffende Unterschied zwischen ihrer Denk- und Empfindungsweise und derjenigen Mr. Newsons so recht klar geworden, dieses Bild war auch der Ausgangspunkt der Unterhaltung gewesen, die ihr so niederdrückend deutlich die Verschiedenheit der Anschauungsweise zwischen ihr und ihren amerikanischen Verwandten, zwischen der Alten und der Neuen Welt vor die Seele geführt hatte. Nicht als ob ihr Herz ernstlich berührt gewesen wäre durch die Huldigungen des jungen Amerikaners, aber die Erkenntnis, daß man eine Anschauungswelt mit einer ihr fremden und ungemäßen nimmermehr zu einem harmonischen Ganzen verschmelzen könne, diese Erkenntnis hatte für sie, wie die Verhältnisse lagen, etwas ungemein Trostvolles. Wenn Johannes jetzt zu ihr zurückgekehrt war, so wußte sie nun gewiß, daß er damit nichts weniger als ein Glück aufgab, und ihr getreuer Seladon befand sich augenscheinlich wieder völlig im Banne seiner lebhaften, dunkeläugigen Landsmännin. Zwar hatte er die ersten Tage wohl geschwankt zwischen der schönen, anmutigen Deutschen und Marys unruhiger Quecksilbernatur, aber Annis völliger Mangel an Koletterie und die Gegenwart und das offenbare Werben Johanneses Nöldechens hatten bald seinen Kurs entschieden.

„Eigentlich hätte diese tolette kleine Person eine Strafe verdient gehabt,“ meinte Thea, „und aus diesem Grunde hätte ich Dir, Anni, wohl etwas von ihrer eigenen kleinen Teufelsnatur gewünscht, doch schließlich — eine zukünftige Superintendentenfrau . . . nein, aber Kindtöterin, hast Du jetzt ein Talent zum Rotwerden —!“ und dann hatten sie beide gelacht und sich geküßt, und Mary war ungestraft davongekommen.

Dreißigstes Kapitel.

Jetzt war das Weihnachtsfest herangerommen, und Thea hatte darauf bestanden, daß es bei ihnen in Gemeinsamkeit gefeiert werde. Zwar hatte Tante Cordula durchaus zum Fest nach Wintershausen und in ihr eigenes Heim zurückkehren wollen, allein sie war überstimmt worden und mußte sich fügen. Aber gebrummt hat sie doch. „Keinen Stollen backen und keinen braunen Kuchen, und keine Hand gerührt bei der Armenkinderbescherung — nein, einmal und nicht wieder! Man kommt sich ja vor wie 'ne Wilbe!“ hatte sie ganz empört geäußert.

Aber Thea mußte auch hier Rat. Sie hatte so lange gebettelt, bis Tante Cordula zu ihr übergesteuert war, und dann hatte sie dringend notwendig der Hilfe der alten Dame beim Marzipanbacken und für ihre großen Rosinenstollen für die Leute bedurft, so daß die Frau Physikus doch schließlich noch den Eindruck einer einigermaßen civilisierten Weihnachtsfeier empfing.

„Daß Tante Cordula uns Berliner Kanadier doch nicht gar zu schlecht macht in Wintershausen!“ hatte die kleine Frau schalkhaft erklärt, und setzte dem Ganzen noch die Krone auf dadurch, daß sie die kleine Dame bat, sie am Vormittag des heiligen Abends bei einer Wohlthätigkeitsbescherung zu vertreten, bei der sie als Vorstandsdame mitzuhelfen hatte. Mit einer anderen älteren Dame des Komitees, mit der Thea sie bekannt gemacht, war denn Frau Cordula höchst befriedigt davongefahren, während Thea und Anni noch dabei beschäftigt waren, die letzte Hand an die Ausschmückung der beiden mächtigen Weihnachtsbäume zu legen, die das Atelier im Erdgeschloß an seinen beiden Schmalseiten schmücken sollten.

„Thea,“ sagte Anni, nachdem sie eine Weile schweigend die bunten glänzenden Säckelchen aus ihren Kartons genommen und an die dunklen Zweige befestigt hatten, „Thea, ich habe eine Bitte an Dich.“

„Sie ist gewährt!“ machte Thea mit scherzhaftem Pathos.

Anni lachte. „Du bist unvorsichtig, Thea, wenn ich nun daraufhin sehr unbescheiden bin?“

„Ich wag's darauf. Also was ist's?“

„Ich dachte soeben an heute abend. Und da fiel mir so ein, daß es hier in der großen Stadt doch gewiß sehr viele Leute giebt, die sich heute doppelt einsam und verlassen fühlen . . .“

Thea sah sie neckisch an. „Sei ganz ruhig, er hat schon zugesagt!“

Anni wurde dunkelrot. „Ach, Thea, ich sprach gar nicht von Herrn Pastor Nöldechen.“

„Sprach ich von ihm?“ fragte Thea mit einer Harmlosigkeit im Ton, die mit dem Schalk um ihren Mund im größten Widerspruch stand.

„Ach geh, Thea, Du bist garstig!“ rief Anni, aus einem Erröten in das andere fallend, „aber ich meinte, ich sprach von Cora Morelli.“

Eben wollte Thea antworten, als Schunkes breitschultrige Figur sich vorsichtig in die Thür schob. Neugierig wandte er sein rotes Gesicht nach rechts und links und streifte mit runden Augen die umherliegenden Herrlichkeiten, dann berichtete er mit der Wichtigkeit, die er allem, was er that, beilegte: „Ne schöne Empfehlung von der Fräulein Morelli (hieß sie ja woll) und sie ließ der jneijen Frau scheensdens danken und würde pinktlich Schlag sieben Uhr hier sein.“

Anni fiel ihrer Freundin mit einem entzückten Ausruf um den Hals. „Du bist das bezauberndste Wesen, das ich je gesehen habe, Thea!“ rief sie aus.

Schunke verließ schmunzelnd das Atelier, er gab dem „Freilein aus de Provinz“ vollkommen recht.

Der Abend war da und überall in den Häusern entglommen die Weihnachtskerzen. Strahlend aus ihren zahllosen Lichter Augen blickten die beiden mächtigen Eibeltannen im Atelier auf die versammelten Gäste. Thea hatte den prächtigen Raum in eine entzückende „Weihnachtsstube“ umgewandelt. Auf einer langen Tafel, welche die ganze Mitte des Saales einnahm, war für jeden Hausbewohner und für jeden Gast ein Plätzchen hergerichtet, das freundliche Gaben aufzunehmen bestimmt war, und ein jedes derselben war mit einem reizenden kleinen, brennenden Tannenbäumchen versehen. An der einen

Schmalwand, hinter dem duftenden Tannengrün stand ein Harmonium, an dem Herr Dannenberg Platz genommen hatte, und ein kräftiges und feierliches „Stille Nacht, heilige Nacht“ begrüßte die Eintretenden, die Theas Klingel folgten. Alle, bis auf die drei Amerikaner, fielen ein in die Melodie des bekannten deutschen Weihnachtsliedes, das wie ein unsichtbares Fluidum die Kinder einer Nation untereinander verband. Dann las Johannes auf Theas Bitte die Weihnachtsgeschichte vor, worauf ein Vers des jubelnden Liedes „Mit Orgelton und Glockenklang“ die ernste Feier beschloß und zur fröhlichen Festesfreude überleitete.

Am lautesten war Mary. Sie war entzückt von deutscher Weihnacht, verkündete, sie werde es im nächsten Jahr „drüben“ gerade so machen wie Mrs. Dannenberg und erklärte der heimatischen Sitte des Weihnachtsstrumpfes am Zeitposten ihre tiefste Verehrung. Sie wirbelte von einem Plaze zum andern, ließ sich alles zeigen und fand alles entzückend.

Anni dagegen war still und wie in einer geheimnisvoll seligen Erregung befangen. Auf ihrem lieblichen Gesicht lag ein sanftes Leuchten, das den reinen Zügen etwas Verklärtes gab; ihr war so froh und doch so feierlich zu Mute, sie hätte selbst nicht sagen können, woher es kam. Mit Thränen in den Augen fiel sie Tante Cordula um den Hals. „Tantchen — Tante Cordula — wer hätte gedacht, daß wir diese Weihnacht noch so froh erleben würden!“ flüsterete sie ihr zu.

„Ja wahrhaftig, ich nicht!“ meinte die alte Dame und warf einen nicht mißzuverstehenden Blick auf Mary, deren lebhafteste Stimme zu ihnen herüber tönte.

Anni lächelte ein wenig. „Sie ist bei alledem ein good girl, wie Onkel Fritz sagt, Tantchen. Sieh doch, wie freundlich sie jetzt mit Cora Morelli plaudert und ihr die Hälfte ihrer eleganten Konfektkartons aufdrängt. Und sie ist doch auch Deine Nichte!“

Tante Cordula blickte ganz erstaunt auf, es war, als ob sie sich auf diese Thatsache erst besinnen müsse. Dann sagte sie: „Ja, das ist wahr!“ und in einer Anwandlung von Reue ging sie hinüber zu ihrem Bruder Fred und legte ihren Arm in den seinen.

Da trat Johannes Nöldechen zu Anni heran; sie standen ein wenig abseits von den übrigen, der eine große, schöne Weihnachtsbaum warf seinen strahlenden Lichterglanz auf Annis reine Züge.

„Fräulein Anni,“ sagte der junge Prediger leise, „heute ist ein Tag des Gebens und des seligen Nehmens, wollen Sie mir nicht auch etwas schenken?“ Seine Stimme klang bittend, unsicher, das gewohnte Selbstbewußtsein war völlig daraus verschwunden, und er sah sie an, als habe er sein Leben zu erwarten von diesen kindlichen Lippen, die da in holdester Verwirrung zitterten und vergebens nach einem Wort zu suchen schienen. Anni hielt die Augen gesenkt, ein Gefühl von seliger Erwartung und heiliger Scheu durchströmte sie. Johannes ergriff ihre Hand.

„Es ist etwas Großes, das ich erbitte, Anni,“ sagte er innig, „das Größte, was ich von Dir er-

bitten kann — Dich selbst! Willst Du Dich mir geben, Anni . . .?“

Seine Stimme zitterte, und seine Augen suchten die ihren. Und da hob sie die hellen blauen Sterne zu ihm empor, blickte ihn voll und freudig an und sagte leise, aber fest und wie mit unterdrücktem Jubel in der Stimme: „Ja, Johannes, ich will!“

„Anni, meine Anni!“ und er nahm für einen Augenblick auch noch ihre andere Hand in die seine.

Eine halbe Stunde später saß man oben im Eckzimmer beim weihnachtlichen Karpfen; Tante Cordula präsiidierte. Aber es herrschte eine verhältnismäßig große Stille am Tisch. Anni und Johannes waren still in sich und in ihr junges Glück versunken und waren nicht zum Sprechen aufgelegt; Doktor Molenaar war den ganzen Abend über ernst und schweigsam gewesen und richtete nur ab und zu das Wort an seine Nachbarin Cora, die Anni ihm als ihre „Erbchaft“ an das Herz gelegt hatte, wenn sie nun mit Tante Cordula heimwärts ziehen würde.

Arme Tante Cordula! Anni empfand es beinahe wie ein Unrecht, daß sie sie nun verlassen wollte, die treue, liebevolle Hüterin ihrer Kindheit und Jugend, und doch konnte es nicht anders sein — voll innigen Empfindens richtete sie den Blick auf Johannes, dessen Augen sie in zärtlichem Glück auf sich ruhen fühlte.

Plötzlich klopfte Mr. Miller an sein Glas, er schien diese Gewohnheit seines Vaterlandes noch behalten zu haben, doch er erhob sich nicht. „Ladies and Gentlemen,“ begann er, „oder nein, die Deutschen, glaube ich, sagen ‚Meine Herren und Damen‘, Sie sehen, wir sind höflicher in Amerika — also ich hätte wohl einen speech zu machen in diesem Augenblick, aber you see, speeches sind nicht meine Sache, ich sage daher kurz heraus, um was es sich handelt. Hier, meine Herrschaften, meine einzige Tochter Mary und dieser junge Gentleman, den wir von seiner Jugend auf kennen, sind willens, ein Paar zu machen, to make a match of it-well, ich gebe sie niemand lieber als meinem Freunde Dick Newson, so, meine Herrschaften, ich bitte, daß wir das neue Paar nach deutscher Sitte hochleben lassen.“

„Hoch, hoch, hoch!“ antwortete es vergnügt und lachend im Chorus, man stand auf, gratulierte, umarmte sich, lachte wieder, und plötzlich war all die Lebhaftigkeit da, die bisher gefehlt hatte.

„Nun,“ sagte Herr Dannenberg mit einem Anflug seiner ironischen Art, „ich freue mich herzlich, daß dies frohe Ereignis in meinem Hause verkündigt wurde, aber wenn Sie meine Frau fragen — ich bin überzeugt, sie wußte es schon längst!“

„Längst, längst, Feliz, da hast Du recht!“ lachte Thea, stieß mit ihm an und reichte ihm ihr Mündchen zu flüchtigem Kuß.

„Sehen Sie,“ sagte der Maler, und dann lachten sie wieder und Mary wirbelte um den Tisch und war so ausgelassen wie je.

Anni und Johannes sahen einander still lächelnd an, als ihre Gläser leise zusammenklangen, jedes wußte, was der andere dachte. „Nein, wir tauchen unser zartes, junges Glück nicht in diesen Lärm, wir

wollen's für uns, ganz still für uns allein," so sprachen ihre Augen.

Ungemein erkaunt war Tante Cordula; sie hatte nichts gemerkt und sagte nur einmal über das andere: „Gott sei Dank, daß Fritz hier ist, was hätte ich angefangen, wenn so was bei mir passiert wäre!“ womit sie bei Mary und deren Vater eine Heiterkeit hervorrief, die ihr höchst despektierlich vorkam.

Es war spät geworden, als man sich endlich trennte und die Villa Dannenberg still wurde an diesem Abend. Als die Wagen mit den Käffen fortrollten, schlüpfte Anni in Theas Ankleidezimmer.

„Thea,“ rief sie mit tiefem Erröten und schlang ihre Arme um den Hals der Freundin, „Thea — es saßen heute zwei Bräute an Deinem Tisch!“

„Wirklich — endlich!“ Thea hielt sie von sich und sah ihr in das liebe Gesicht, das von reizender Verlegenheit glühte. „Na, ich verdanke Euch's nicht, daß Ihr's heute noch für Euch behalten habt! Aber ich freue mich schrecklich, Anni, und ich kann Dir nichts Besseres wünschen, als daß Ihr so glücklich werden möget wie mein Felix und ich es sind!“ Sie sprach innig, im wärmsten Herzenston und sah die Freundin mit feuchtschimmernden Augen an.

„Aber nun geh auf Dein Zimmer, da findest Du noch ein Christgeschenk, das mir der Weihnachtsmann ganz heimlich für Dich zugesteckt hat — 's wird Dich freuen, das weiß ich gewiß!“

Anni ging hinüber und setzte die Lampe auf ihren Tisch. Da leuchtete es ihr entgegen, an die Wand gelehnt, vom Lichte der Lampe hell bestrahlt — Cora Morellis reizvolle, sonnige Frühlingslandschaft!

Anni wurde ganz rot vor Freude, und hastig griff sie nach dem Couvert, das davor lag, und riß es auf. Nur wenige Zeilen enthielt es — „Sonne und Lenzesfrische — möge es das Symbol Ihres Lebens sein!“ las Anni und „Ein Einsamer“ stand darunter. Es war Doktor Molenaars Handschrift. Eine Thräne fiel auf die Widmung — er war solch ein guter Freund gewesen!

Aber dann dachte Anni an ihr endlich errungenes Glück, und mit seligem Lächeln schlummerte sie bald darauf ein.

Und mit frohem Lächeln lag an diesem Abend auch Marys dunkles Köpfcchen auf den Kissen, und die klaren Sterne der deutschen Weihnacht stimmerten über zwei glücklichen Bräuten — Tante Cordulas Nichten!

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

René de L'homme de Courbière.

(22/I. bis 9 VII. 1807.)

Courbière — ein preußischer Soldat,
Ein wälsches Wort, gutdeutsch die That,
Der Pflicht getreu ohne Wie und Wann:
Noch machte der Name nie den Mann!

Die Festen fielen Schlag auf Schlag.
Drei Monde nach dem Trauertag,*)
Was zog am Ufer hant dahar?
Franzosenvork, wie Sand am Meer.

Der Alte sah von der Weichselchanz:
„Selbi, noch bin ich nicht steif zum Tanz!
Nun steh' mir fest, mein Nest, im Sturm,
Wie Alimweds**) deutscher Mittertum!“ —

Die fränkische Frage ward gesandt:
„Ergebet Ihr Euch, Herr Kommandant?
Wir sollen Euch grüßen von Berlin,
Von Magdeburg und von Küstrin.
Zieht ab! Dies Häuflein hält nicht auf
Des großen Kaisers Siegeslauf!“

Gutdeutsch zurück: „Das wär' mit neu!
Dem König von Preußen schwor ich Treu!“

Der Franzmann schickte zum andern Mal:
„Den Eid in Ehren, Herr General!
Doch gebt's nun auf, Euer Schwur ist leer:
Den König von Preußen giebt's nicht mehr!“

Da sprach Courbière: „Wir leben noch!
So giebt's einen König von Graubenz doch!“

Das Wort war deutsch, das Wort blieb wahr
Ein halbes Jahr und immerdar.
Vergeblich stürmte die Übermacht,
Courbière, der hielt die Weichselwacht.
Wohl nahm die Stadt der Franzmann ein —
Die preußische Festung schoß hinein,
Und weil sie's konnt' und weil sie's mußt',
Die Bürger weinten vor Leid und Lust. —

O schlimme Zeit! Der König stand
An der russischen Grenze ohne Land.
Auch Danzig fiel. Was blieb ihm noch?
So war er König von Graubenz doch!
Da wehte die Fahne schwarz und weiß,
Das hielt Courbière, der tapfere Greis.
Er hielt es, bis in den Frieden trüb.
Sein König auch König von Graubenz blieb. —

Altpreussische Treu', dir Ruhm und Ehr'!
Den Lohn nur schaute dein Held nicht mehr.
Wie der gallische Hahn dich angeprahl't,
Du hast es dreifach heimgezahlt,
Bis wieder es scholl zur Weichsel her:
„Den Kaiser von Frankreich giebt's nicht mehr,
Und des Königs von Graubenz greiser Sohn,
Der trägt die deutsche Kaiserkrone!“

Sans Rordok.

*) 14/X. 1806.

**) Burgturm zwischen Stadt und Festung Graubenz.

Liebe Dein Vaterland.

Von **Artz Grafen Schaa.**

Die Tage der großen Erinnerungen zogen wie Sterne vorüber, die Tage der blutigen Schlachten und Stege, und endlich auch der 18. Januar, der Tag der Geburt des neuen Deutschen Reichs. Wohl niemals fielen Gedächtnistage bedeutungsvoller und zahlreicher. Der letzte, vielleicht der schönste, war der 10. Mai 1871, der Tag des Friedensschlusses, der der jungen Germania die goldene Palme des Ruhmes und die grüne der Hoffnung zugleich darbot. Sie aber trauerte ein Weilchen über den Gräbern und wandte sich alsdann dem Leben zu und sprach: „Wer für sein Vaterland starb, starb im Dienste Gottes.“

Glücklich eine Nation, die ein Vaterland besitzt und in Liebe hoch hält, denn nur Liebe bewahrt das Heilige vor Untergang. Die Macht der Liebe hatte vor dem Throne des alten Reichs nicht gestanden. Zwei Jahrhunderte hatte Deutschland in einem Schloß voll böser Träume gelegen und schon lächelten seine Feinde: „Es ist gestorben.“ Metternich, der nicht ohne Ancillons Beistand den bundestäglichen Jammer so recht hegte und pflegte und dafür noch gefeiert wurde, durfte höhrend sagen: „In der Mitte des Kontinents darf keine Leere, dort muß vielmehr eine Fülle sein.“ Diese Fülle war ein Schatten von Staat und hieß Deutschland. Schon sang der brave Logau:

Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute.
Wenn sie lernen doch auch wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten.

Endlich haben die Deutschen wieder ein Vaterland wie andere Nationen, darin zu wohnen. Auch reden haben sie gelernt, deutsch reden, aber ach! zuweilen möchte man wünschen, sie schrieben und sprächen wieder französisch und lateinisch wie zu Leibniz' dunklen Zeiten, damit der gemeine Mann wenigstens nichts von ihren undeutschen Gedanken erfähre.

Glück erweckt Neid und Neid Feinde, und somit gewannen unsere Siege uns Feinde, nur daß der Feind nun etwas mehr Furcht hat — vor unsern Waffen — nicht vor unserm Patriotismus.

Es soll sich der Schlesier als Schlesier, der Franke als Franke, der Sachse als Sachse fühlen, nur sollen sie zugleich wissen, daß sie Teile einer Nation sind. Wie das Gebirge seine Gewässer endlich in einen Strom sammelt, soll alles Verdienst der Stämme sich in einen Strom nationaler Kultur sammeln. Es wird vor Gottes Augen ein schöner Wettstreit sein; und wenn sich Menschen daran stoßen und ärgern, wird Gott sich nicht daran ärgern. Man lasse den einzelnen Stämmen gewisse Schwächen, denn vielleicht beruhen Tugenden darauf: sind nicht viele Tugenden gemäßigte Schwächen? Man werfe z. B. nicht dem Preußentum vor, daß es die Volkssitte einebene, vielmehr breitet sich eine kosmopolitische Stadtsitte aus, die Süd- und Norddeutschland Volkstümliches zerstört. Es ist ein Kampf mit schlechten Mitteln für eine schlechte Sache, vor dem argen Preußentum zu warnen, wie gewisse Zeitungen es betreiben. Halten wir das wahre Deutschtum nur hoch und das Preußentum wird uns nichts schaden. Dennoch ist's richtig, wie kein Haus ohne Fundament, kein mächtiges Deutschland ohne Preußen. Wer sich des deutschen Kaisers schämt, weil er zugleich König von Preußen

sei, der hat Deutschlands Ehre nie verstanden. Was die Geschichte erfüllte, war das Mögliche, was sie unerfüllt ließ, das Unmögliche. Man verehle das Wirkliche in treuer Hingabe und hänge nicht überschwenglichen Träumen nach.

Es ist richtig, daß der Preuße einen gewissen Stolz zeigt und dadurch vielleicht den Nichtpreußen verlegt, der sich auch als Mann fühlt, aber es ist auch gewiß, daß die deutschen Stämme, die vor 1866 in Preußen vereint waren, weitaus die ruhmreichste Geschichte besitzen. Der preussische Stolz ist im Grunde nichts, als eine Heilighaltung des Gedächtnisses der Väter. Nun haben ja auch die übrigen Bruderstämme im französischen Kriege gleich Großes geleistet, und haben es leisten dürfen, weil Preußen 1866 Sieger blieb. Wiber des Reichs Glück und Ehre stehen nicht länger deutsche Waffen: bei Börtz, Bagelles und Coulmiers stritten die Bayern ebensogut für Dresden und Köln, als für München und Augsburg. Es ist gewiß, daß die Bayern an Toten und Verwundeten verhältnismäßig die stärksten Verluste hatten, daß das Ländchen Mecklenburg den genialsten Felsherrn, den die Welt seit Napoleons Tagen sah, hervorbrachte, wie es einst Blücher geboren und erzogen hatte, die Mark aber Deutschlands größten Politiker. Das gehört nun alles zusammen zu Deutschlands Ruhm.

Preußen vermochte die nationale Sache, die es 1813 so kühn ergriffen hatte, nicht festzuhalten, auch nicht 1848, wohl aber endlich 1866. Der norddeutsche Bund war gegründet und keine Verhinderung hätte es auf die Länge hindern können, daß Süddeutschland in ihm aufging. Hinter der Kaiserkrone von heute, auf dem Schlachtfelde erworben, stehen Hoffe und Reifige, nicht bloß überschwengliche Reden. Man ist fast verwundert, daß ein Stein, ein Fichte, ein Blücher, ein Scharnhorst — die übrigens keine Preußen waren — nicht die Gräber sprengen, in unsere Mitte zu treten und mit uns zu jubeln. Sie mußten sterben und haben ein deutsches Vaterland nicht gesehen.

Es ist traurig, sterben zu müssen wie Scharnhorst an Kummer und Wunden, im Bewußtsein, die preussische, d. h. die deutsche Sache sei wieder einmal durch Uneinigkeit verloren. Aber noch trauriger muß es sein, das Jahr der Entscheidung, nämlich das Jahr 1866, erlebt zu haben und ohne Freude gewesen zu sein, ablehnend wie ein Ausländer. Nicht einmal in der Idee, die Größe seines Vaterlands erstrebt zu haben, und als sie trotzdem erschien, sie verworfen zu haben, zeugt von Engherzigkeit. Eine Liebe für eine Stadt, eine Provinz, vielleicht wohl gar für eine ausländische Gewalt, ist kein deutscher Patriotismus. Das Gedächtnis der Männer, die im Jahre 1866 Deutschlands Schicksal ein Unglück nannten, wird verloren gehen, hingegen schlägt das Andenken an einen Scharnhorst, einen Körner, einen Fichte Flammen in unsere Herzen, weil sie für die deutsche Sache zu empfinden und zu streiten wußten, wie etwa der edle Italiener Leopardi empfand und ausrief:

Keiner Deiner Söhne

Steht für Dich auf? Waffen! Ich allein
Will in den Kampf, das Leben dran zu wagen;
Du aber, Herr, laß Flammen
Aus meinem Blut in alle Herzen schlagen!

War die Lage Deutschlands doch wie die Italiens:

O ihr ewigen Mächte,
Dort kämpft Italiens Schwert für fremdes Land! —
Weh dem Unsel'gen, den der Krieg verschlingt,

Nicht sinkt er mit dem Rufe nieder:

Du holde Heimaterde,

Dies Leben, Dein Geschenk, Dir geb' ich's wieder!

Wer Sedan preist, muß Königgrätz gewollt haben: denn ohne 1866 kein 1870. Wer das nicht einsehen kann, ist dumm, und wer es nicht einsehen will, kein deutscher Mann. Darum aber mag es im Lande Leute geben, denen die Spott-einfelt des Bundesstags zu Frankfurt angenehmer war, als eine ehrenvolle, eine echte Einheit: es giebt Käfer, die den Gestank lieben.

Herr Thiers und mit ihm mancher tüchtige Politiker hielten die deutsche Sache vor 1866 für verloren: das deutsche Volk möge sich genügen lassen, für Kunst und Wissenschaft viel gethan zu haben, nach „staatlischen“ Ehren aber dürfe es nicht streben, denn es sei kein patriotisches Volk wie andere Völker. Indessen Deutschland war nicht verloren, sondern zeigte, nachdem Oesterreich endlich ausgestoßen war, daß es für die allgemeine Sache eintreten und sich selbst ehren könne. Jetzt sprach Herr Thiers ungefähr also: „Die Deutschen wollen leider eine Nation sein und verloren scheint die Hoffnung auf einen Rheinbund. Deutschland hat aufgehört, sich selbst zu verraten. Frankreich ließ den nord-deutschen Bund zu und muß die Folgen tragen.“

Einigen ist die Feier unserer Einheit zu laut; als ob ein Volk sich anders — selbst in seiner Trauer — als geräuschvoll äußern könnte. Andere verabscheuen den Weg der Thränen und des Bluts, auf dem die Einheit gefunden wurde: Was der rücksichtslose Mann des Eisens und des Bluts geleistet hätte, hätte ein seelenvoller Redner ihrer Partei auch leisten können. Ich könnte einwenden: selbst Christus, der Genius der Veröhnung und Milde, habe durch seinen Tod für seine Sache zeugen müssen, aber ich sage nur: Kennst Du ein großes, politisches Ereignis, das ohne Blutvergießen in Erscheinung trat? Mit Worten die Dinge hin- und herzuwenden, klärt auf, bereitet vor, ist zuletzt jedoch nur ein Kriegsgeschrei gewesen, das das Herannahen der wahren Wirkung, nämlich der Handlung verkündigte. Bloße Worte sind keine Geschichte und kein nationaler Ruhm, solange nicht Handlungen hinzutreten, Kriege aber sind die eigentlichen Handlungen der Völker. Selbst Friedrich Wilhelm IV., ein weicher, mehr dem Wort als der That zugeneigter Geist, erkannte, daß Kronen auf Schlachtfeldern geschmiedet würden.

Grau, teurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens gold'ner Baum.

Sinmal noch . . .

Stand ich, Kleiner, dummer Knabe
An der sichern Gartenthür,
Sah das dämmernde Gebirge,
Dachte: ist nicht weit von hier.

Blau sind all die hübschen Berge,
Dort ist manches wohl zu sehn,
Blane Tempel und Paläste,
Schöne Elfen, gütige Feen.

Immer, immer nur dasselbe,
Wasser, Wiesen, Wald und Feld —
Nein, ich will es endlich wissen,
Wie es aussieht in der Welt!

Und so lief der dumme Knabe
Dem Gebirge zu in Hast,
Bis er endlich tief ermüdet
Hielt im Walde kurze Rast.

Und ich sann: was soll das heißen?
Dies ist doch die weite Welt,
Und ich finde immer wieder,
Wasser, Wiesen, Wald und Feld?

Kam ein Handwerksbursch des Weges
Und erzählte mancherlei,
Und ich fragte ihn, was da oben
Im Gebirg zu sehen sei?

Jener sprach nach kurzem Sinnen:
Denke wohl, das sagt sich bald,
In den fernen, blauen Bergen
Siehst Du Wasser, Wiesen, Wald.

Traurig wandt ich mich nach Hause,
Doch zum Troste fiel mir ein:
Drüben, hinter jenen Bergen,
Wird die Welt wohl anders sein!

Kindheit war im Nu vorüber.
Wieder lief ich frisch hinaus,
Nach dem stillen, sichern Garten
Hofft ich rechten Sans und Braus.

Stieg von mancher lustigen Höhe
In manch dunkles Ginerlei,
Drauche keinen mehr zu fragen,
Was da wohl zu sehen sei.

Könnt ich heute doch noch einmal
An der kleinen Pforte stehn,
Und in weiter, blauer Ferne
Einmal noch ein Märchen sehn!

Adolf Sch.

Ursachen der Nervenschwäche.*)

Von Dr. med. Otto Bornstädt.

Die Nervosität kann sich bei vorher ganz gesunden Menschen ausbilden durch zahlreiche geistige und körperliche Einflüsse. Am häufigsten wird als Ursache der ganze Charakter unserer Zeit angeschuldigt. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß die Rastlosigkeit und der allgemeine Wettlauf in unserer Kulturwelt etwas Aufreibendes haben. Die Einfachheit unserer Väter ist dahin, der äußere Glanz gilt vielen mehr als das innere Behagen, und auch wo er weniger gilt, kann er nicht wohl entbehrt werden und erheischt so viel Anstrengung und Arbeit, daß dann für das Behagen und die Erholung keine Zeit mehr übrig bleibt. Durch alle Stände hindurch geht gleichmäßig das gewaltsame Drängen nach vorwärts, die rastlose Betheiligung an all dem Tausenderlei, das unsere nie ruhende Presse uns täglich, nein zwei- oder dreimal täglich aus allen Weltteilen zusammenträgt. Es hat wirklich etwas Bezeichnendes, daß der Montag, an dem die gewohnte Morgenzeitung ausbleibt, für viele ein Gefühl der Leere mit sich bringt, als ob es

*) Aus dem von uns warm empfohlenen Buche: „Gesunde Nerven“ von D. D. (Kojod, Wilh. Berthel).

nicht eine Wohlthat wäre, einmal vom Jagen der äußeren Ereignisse frei zu bleiben und die Gedanken auf den eigenen Kreis zu beschränken. Man beklagt mit recht das Schwinden der Ideale, die den Geist auch in trüber Zeit aufrecht halten können und in der That den Vaterlandsgedanken in Jahrzehnten der Ohnmacht und Zerrissenheit gepflegt und bewahrt haben — aber wer hat heute noch die Zeit, sich nach Wunsch aus dem Tagesleben in das Reich der Ideale, sei es in Kunst, Geschichte oder Wissenschaften, zurückzuziehen? Die Aufgaben des Berufs sind so vielgestaltig und die Anforderungen des Lebens so groß, daß den meisten nur übrig bleibt, sich in den gewählten Beruf zu vertiefen und ihn so viel wie möglich zu idealisieren. Nur zu vielen fehlt auch die Möglichkeit, sich eine eigene Häuslichkeit zu begründen oder, wenn sie begründet ist, darin die Ruhe und Erholung des eigenen Herdes zu finden. Die Frau von heute geht allzuoft in Interessen auf, die mit dem häuslichen Glück in Widerspruch stehen, Mode und Geselligkeit beherrschen ihr Denken und lassen sie nicht dazu kommen, dem Manne seinen besten Lohn, das Glück im eigenen Heim, zu bereiten. Und wenn die Kinder heranwachsen, geraten auch sie nur zu bald in den Strudel des Lebens und stellen Anforderungen, mit denen sich früher ein Mann in Amt und Würden begnügt hätte. Die Geselligkeit ist nicht mehr ein Ausruhen in fröhlichem Kreise, wo Gedanken und Charaktere sich ergänzen, sondern ein Überbieten an Luxus und Glanz, das, statt Erholung zu geben, die Eifersucht anregt. Übermäßige Mahlzeiten und schwere Anregungsmittel werden nötig, um die abgespannten Geister fähig zu machen, bis spät in die Nacht hinein bei nichtssagenden Gesprächen auszuhalten, die niemand fesseln. Schon die Jugend zieht das Rauchzimmer dem fröhlichen Tanze vor. Auch die Kunst, dazu geschaffen, die edelste Erholung zu gewähren, ist trotz technischer Vollenbung weiter denn je von ihrem Ziele entfernt. Gewiß vermag sie durch raffinierte Ausnützung aller Hilfsmittel Staunen zu erregen und durch überraschende Sinnesindrücke Herz und Gemüt mit fortzureißen, aber wo bleibt die himmlische Ruhe und Befähigung, die jene alten einfachen Werke in uns erzeugen? Es bedarf keiner Namen, an die sich Widerstreit der Meinungen knüpfen könnte, der allgemeine Zug in allen Zweigen der heutigen Kunst ist mit diesen Andeutungen genügend gekennzeichnet.

Das Zeitalter des Verkehrs hat Naturschönheiten in ungeahnter Zahl entdeckt und ihren Besuch unendlich erleichtert — aber ist der wahre Naturgenuß damit gesteigert worden? Bei kurzen Ausflügen erscheint fast überall als die Hauptsache der materielle Genuß, den die überall emporgewachsenen Wirtshäuser bieten, und bei längeren Reisen handelt es sich für die meisten um ein Herumeilen von Ort zu Ort mit möglichst vollständigem Besuch alles dessen, was die Reisehandbücher aufzählen. Gilt es doch fast als ein Verbrechen, wenn man in der vorgeschriebenen Zeit nicht jeden Aussichtspunkt besucht hat, der „neuerdings“ gelobt wird. Beim Rundgang durch eine Kunstsammlung kommt es nicht so sehr darauf an, an einzelnen Schöpfungen Genuß zu haben, als alles zu sehen, was Ruf hat. Kein Wunder, daß die Reisenden nach der Rückkehr in die Heimat erst Zeit brauchen, sich von der Erholungsreise zu erholen.

Schon im Kindesalter fängt das sinnlose nervenzerstörende Treiben an. Kindergesellschaften mit strenger Nachahmung der steifen Sitte der Erwachsenen, mit um-

ständlichen Speisefolgen und reichlichem Genuß kräftiger Alkoholgetränke sind an die Stelle der zwanglosen Spielzusammenkünfte früherer Zeit getreten. Da kann es nicht ausbleiben, daß das wirkliche Leben mit Ansprüchen begonnen wird, die nicht auf Leistung und Erwerb, sondern auf übertriebener Gewöhnung beruhen, und die Folge sind zahllose Enttäuschungen und Fehlmüdigungen. Der Lebensgrundsatz, der sich auf solcher Erziehung aufbaut, ist naturgemäß der, möglichst schnell eine Stellung zu erreichen, die dem äußeren Ideale entspricht. Launen und Eigensinn werden den Kindern nachgesehen, ihre kleinen Leistungen übermäßig gewürdigt. Bei den Knaben sorgt gewöhnlich die Schule, bei dem jungen Manne die Studien- oder die Lehrzeit dafür, daß Eigenheiten abgeschliffen und ein Charakter ausgebildet werde, bei den jungen Mädchen fehlt meistens eine solche Gegenwirkung. So bleiben das Gefühlsleben und die auf ungerechtfertigter Nachgiebigkeit der Erzieher begründete Überhäufung des eigenen Ich herrschend, und jede Äußerung des Lebens, die sich damit nicht vereinigen läßt, wird als schwerer Angriff, als nervenschütternd empfunden. Dazu kommt unendlich oft im Schulalter eine Überanspannung der Kräfte, denn der künftige Beruf wird nicht nach den Fähigkeiten, sondern nach den Vorschriften der Eitelkeit gewählt. Wenn die Kräfte nicht ausreichen, werden Privatstunden zu Hilfe genommen. Oft sind die jungen Leute schon verbraucht, wenn sie ihre Lehrjahre hinter sich haben, und der Mangel an ernster Arbeitskraft wird dann durch Streben und Spekulieren ersetzt, wobei natürlich Enttäuschungen nicht ausbleiben.

Auch der Wohlbegabte hat zu kämpfen, um im Erwerbsleben seinen Stand zu behaupten. Es giebt kaum einen Beruf mehr, wo es nicht schwer wäre, festen Fuß zu fassen. Am liebsten möchte jeder Stand sich gegen neuen Nachwuchs abschließen, aber künstliche Schranken lassen sich nicht mehr ziehen. Überall entscheidet neben der Tüchtigkeit die Geschicklichkeit, die Ausnützung mehr oder minder lobenswerter Hilfsmittel. So wird auch dem Tüchtigen der Wettbewerb schwer, und auch er kann gezwungen werden, über seine Kräfte zu arbeiten, um sein Leben zu fristen. Wehe ihm, wenn dann noch Schicksalsschläge oder häusliches Unglück seiner Spannkraft zusetzen!

Von den Beamten sind gewisse Klassen sehr der Neurasthenie ausgesetzt, nämlich solche, die entweder große Verantwortungen tragen, die eigentlich über die Kräfte des einzelnen hinausgehen, oder die neben anstrengender Berufsthätigkeit Gemütsbewegungen, Kränkungen u. s. w. unterliegen, gegen die sie machtlos sind. Gerade bei Offizieren begegnet man nicht selten Neurasthenie aus dieser Ursache. Auch die in gewissen Ständen und Kreisen herrschende Neigung zu übermäßigem Lebensgenuß, zu Schwelgereien und Ausschweifungen aller Art ist als häufige Ursache nervöser Zustände anzuschuldigen.

Besonders bedroht ist in dem allgemeinen Wettbewerb unserer Tage das Weib. Die Feilen sind anscheinend unwiederbringlich dahin, wo man es auf die Familie als seinen sicheren Hafen verweisen konnte. Schon die Überzahl der Erwachsenen weiblichen Geschlechts würde ihre Versorgung als Ehefrauen unmöglich machen, und dazu kommt, daß bei den erschwerten Lebensbedingungen zahlreiche Männer gerade der gebildetsten, aber vermögenslosen Stände erst in vorgerückteren Jahren in der Lage sind, zu heiraten. An und für sich ist die Hinausschiebung der Ehe in die Mitte des

vierten Jahrzehnts beim Manne, des dritten beim Weibe, gewiß kein Unglück, aber sie bedeutet auch für viele der Mädchen, die dann noch heiraten werden, die Notwendigkeit, sich vorher selbständig durchzuhelfen. Damit beginnt nun namentlich für die, denen vorher das Leben nur Blumen gezeigt hatte, aber auch für jene, die von Anfang an mit Ernst in die Zukunft gesehen haben, eine unendlich schwere Zeit. In dem Alter, wo die jungen Männer noch die Schulbank drücken oder mit leichtem Sinn die Hochschulen des Wissens bevölkern, sollen sie fertige Lehrerinnen und Erzieherinnen sein und sich selbst eine Stellung schaffen. Nach den Anstrengungen des Lernens, das nur noch zu viel bloß der Prüfung wegen geschehen muß, noch in der körperlichen Entwicklung begriffen, gelangen sie nun in Stellungen, wo sie mit wenigen Ausnahmen schlecht bezahlt, über Gebühr angestrengt und oft einer Behandlung ausgesetzt sind, die auch einem festeren Charakter Sorgen machen und Gefahr bringen würde. Auch in den übrigen Stellungen, die dem weiblichen Geschlechte offen stehen, entspricht meist der Lohn nicht den Leistungen. Es wird eben noch mit Unrecht ausgenutzt, daß bei der verhältnismäßig geringen Zahl der Beschäftigten, denen sich heute das Weib zuwendet und zuwenden kann, das Angebot von Arbeitskräften auch bei der unzureichendsten Entlohnung ungeheuer groß ist. So kann es denn nicht auffallen, daß die auf sich selbst angewiesenen Mädchen und Frauen einen großen Teil der Armee der Nervösen stellen.

Im allgemeinen wirken diese Schädlichkeiten, die mit der heutigen sozialen Entwicklung zusammenhängen, allmählich ein; die Folgen werden gewöhnlich zunächst übersehen, das Danieberliegen der Stimmung, die Reizbarkeit, der mangelhafte Schlaf werden als natürliche Folge der anstrengenden und wenig befriedigenden Stellung betrachtet, und so geht die Sache weiter, bis schließlich die Krankheit nicht mehr zu verkennen ist. Wenn die Schädlichkeiten sich mehr auf einmal häufen, wie bei der überanstrengenden Examenarbeit, oder wenn dem überlasteten Geschäftsmann eine fehlgeschlagene Spekulation das Gebäude seiner Hoffnungen zusammenwirft, wenn die durch Nachtwachen und Sorgen aufgeriebene Mutter durch den Tod des geliebten Kindes der Verzweiflung überantwortet wird, bei solchen zusammengebrängten Einwirkungen kommt es nicht selten ganz plötzlich zur Entwicklung der schwersten Formen der Neurasthenie und der Hysterie. Auch einmalige heftige Gemütserschütterungen können bei vorher ganz Gesunden solche schweren Zustände hervorrufen. Nicht selten geben Eisenbahnunfälle zu solchen Beobachtungen Gelegenheit, und zwar ist es häufig der Schreck, auch ohne jede körperliche Verletzung, dem die Wirkung zugeschrieben werden muß. Auch die großen Erdbeben, die in den letzten Jahrzehnten vorgekommen sind, haben in den heimgesuchten Gegenden jedesmal eine Hochflut von Nervenkrankheiten angeregt.

Eine große Anzahl von nervösen Leiden hat ihre Ursache in körperlichen Vorgängen. Voran nennen wir die Bleichsucht und Blutarmut des jugendlichen Alters. Diese so unendlich oft vernachlässigte Störung, die zu der Entwicklung der Lungenschwindsucht und zahlreicher Frauenkrankheiten so viel beiträgt, ist auch eine gefährliche Feindin des Nervensystems, um so mehr, da gerade in der Zeit ihres häufigsten Vorkommens, im zweiten und dritten Jahrzehnt, das Gehirn sich noch so mächtig entwickelt und so viel zu leisten hat. Außerordentlich viele chronische und unheilbare Nervenleiden sind lediglich auf eine vernachlässigte Bleich-

sucht im Entwicklungsalter zurückzuführen. Auch die mit der Geschlechtsentwicklung bei Knaben und bei Mädchen verbundenen Störungen, die folgenschwerverweise leider meist nicht dem Arzt vorgeführt, sondern dem Ratsschlage der Familie vorbehalten werden, sind oft die Ursache dauernder Schädigungen des Nervenlebens. Bei Erwachsenen ziehen alle schweren Krankheiten, namentlich aber die akuten Infektionskrankheiten, sehr oft nervöse Störungen nach sich. In dieser Richtung hat sich in letzter Zeit namentlich die Influenza unvorteilhaft bekannt gemacht, die anfangs so viel bespöttelt wurde. Im Anschluß an diese Krankheit kommen recht häufig schwere und hartnäckige Nervenstörungen vor. Von anderen Infektionskrankheiten sind es namentlich Typhus, Malaria und Sues, die ähnliche Folgen hervorbringen können.

Sehr verbreitet ist die Ansicht, daß chronische Verdauungsstörungen gewöhnlich die Ursache von Nervosität seien. Es ist gewiß nicht zu bestreiten, daß ein länger dauernder Magentarrh mit der Ernährung zugleich auch die Stimmung, die Energie und das Allgemeinbefinden ungünstig beeinflusst, aber die Häufigkeit dieses Vorganges wird entschieden überschätzt. Es wird sehr viel Mißbrauch mit der Bezeichnung Magentarrh getrieben, namentlich sind Nervöse schnell damit bei der Hand, jede Empfindung im Magen, die ein gesunder Mensch gar nicht beachten würde, als Magentarrh zu bezeichnen, und weil die Behandlung des Magens in solchem Falle wenig Erfolg hat, gilt der Tarrh schließlich noch als sehr hartnäckig.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen der Nervosität und den Erkrankungen der Unterleibsorgane. Lange Zeit hat man namentlich bei Frauen darin die eigentliche Ursache der Neurasthenie gesucht. In Wirklichkeit führen gerade die ernsteren Frauenkrankheiten selten zu nervösen Erscheinungen, und die leichteren alltäglichen Affektionen jener Organe sind außerordentlich oft entweder die Folgen derselben Bleichsucht und Körperschwäche wie die Neurasthenie, oder sie sind direkt durch Gemütsbewegungen hervorgerufen.

Warum giebt es nun, da doch die große Mehrzahl der Menschen den Schädlichkeiten und Beschwerden des heutigen Lebenskampfes gleichmäßig ausgesetzt ist, nicht noch viel mehr Nervöse und Neurasthenische? Man hört freilich nicht selten sagen, daß gegenwärtig alle Menschen nervös seien, aber das ist nicht so ernst gemeint. Es giebt doch auch sehr viele, die stolz darauf sind, „keine Nerven zu haben“ und die schwersten Stürme aushalten, ohne in ihrer Nervengesundheit zu wanken, während andere bei dem geringsten Anprall oder ganz ohne Ursache schwer neurasthenisch werden.

Das Geheimnis liegt in der durch erbliche Anlage bedingten größeren oder geringeren Widerstandskraft des Nervensystems. Man kann in der That sagen: wichtiger nach Häufigkeit und Grad als irgend eine Ursache nervöser Erkrankungen ist die erbliche Anlage. Es ist bekannt, wie genau sich auch geistige Eigentümlichkeiten von den Eltern, aber auch von ihren Geschwistern sowie von den Großeltern auf die Nachkommen vererben können, ohne daß etwa durch Zusammenleben die Gewohnheiten fortgepflanzt wären. Es liegen gut beobachtete Fälle vor, wo ein Knabe, nach dem frühen Tode seiner Eltern in fremder Umgebung aufgewachsen, seinem Vater nicht nur körperlich, sondern auch geistig, in Begabung, Neigungen und Gewohnheiten auf das überraschendste gleich wurde. In derselben Weise können sich auch geistige und nervöse Abnormitäten auf die Nach-

kommen übertragen. Aber damit ist die Tragweite der Vererbung längst nicht erschöpft. Durch zahllose Beobachtungen ist erwiesen, daß Menschen, bei deren Blutsverwandten aufsteigender Linie (Eltern und deren Geschwister, Großeltern) Geistes- oder Nervenkrankheiten, Neigung zum Trunk, zu Verbrechen und zu Selbstmord oder auch auffallende Charaktere und Talente vorgekommen sind, häufig eine erhöhte Neigung zu Geistes- oder Nervenkrankheiten haben. Diese Vererbung ist durchaus keine zwingende, auch Abstammlinge von zwei geisteskranken Eltern können völlig gesund und von normaler Widerstandskraft sein, so daß also das Vorkommen solcher Verhältnisse in der Familie durchaus keinen direkten Anlaß zu Befürchtungen giebt. Immerhin ist es aber bei der ungeheuren Bedeutung dieses Einflusses wichtig, über diese Thatsache Aufklärung zu verschaffen. Allerdings liegt die Gefahr darin, daß in diesem oder jenem Falle unnötige Beunruhigung geschaffen wird, aber diese Gefahr fällt nicht ins Gewicht gegenüber dem Vortheil, den Eltern und Erziehern zu Sankten der erblich veranlagten Kinder aus der Kenntnis der Verhältnisse ziehen können. Auch für die dadurch Bedrohten ist es weit besser, wenn der Gedanke an die vorhandene Anlage ihnen einige unruhige Stunden schafft, als wenn sie ahnungslos vielleicht auf ihre Gesundheit einflürmen. Sie sind zu größerer Vorsicht verpflichtet als Menschen mit gesunden Anlagen, aber sie haben auch den Trost, daß selbst bei einer sehr schwachen Nervenkonstitution, die sich vielleicht in der Jugend durch manche Äußerungen kundgegeben hat, eine zweckmäßige Lebensweise alle Fehler tilgen und aus dem bedrohten einen vollkommen gesunden und sehr widerstandsfähigen Menschen machen kann. Also nicht Beunruhigung ist angezeigt, sondern Vorsicht, Vermeidung besonderer Schädlichkeiten und Beobachtung aller Vorschriften, die der Gesundung und Stärkung des Nervensystems dienen. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß die Beachtung dieser Erfahrungen das beste Mittel sein würde, um die Nervosität aus der Welt zu schaffen.

Noch eine weitere Beruhigung kann den erblich zu Nervenstörungen Veranlagten gegeben werden: ihre Erkrankungen sind, als Folgen geringerer Einwirkungen, oft leichter und schneller der Heilung zugänglich als die Störungen vorher gesunder Nervensysteme, die im allgemeinen eine schwerere urfällige Schädigung voraussetzen lassen. So sind auch in dieser Richtung die schweren Besorgnisse unbegründet, die derartige Patienten oft ihrer Lektüre oder unvorsichtigen Andeutungen ihrer Ärzte entnehmen. Die Nervenkrankheiten nehmen in dieser Richtung keine andere Stellung ein als alle anderen Krankheiten. Wenn man weiß, daß Dungenentzündung, Typhus, Scharlach, Diphtherie, Cholera und andere Krankheiten drohen, so kann allerdings ein ängstliches Gemüt daraus schwere Sorge entnehmen, um so mehr, wenn Wohnung, Beruf oder sonstige Umstände vielleicht besondere Gefährdung mit sich bringen. Aber durch Verschweigen der Gefahr wird nichts gebessert, die einzige Hilfe liegt darin, sich über die Mittel zur Erhaltung seiner Gesundheit und zur Stärkung der Widerstandskraft zu unterrichten und nach der gewonnenen Erkenntnis zu handeln.

Zwei Gedichte von H. Kuffin.

Dem neuen englischen poeta laureatus.
Deutsch von Wilhelmine Pringhorn.

1.

Ahrenleser des Ruhms.

Du denkst, mein Freund, Dein Lied soll wiederklingen
Wie einst des Dichters Sang in aller Welt?
Uns Ahrenlesern auf dem Ruhmesfeld
Blieb keine Saat, die Sichel drin zu schwingen!

Um volle Ehrengarben willst Du ringen?
Längst ward die Flur, wo dacht das Korn gewellt,
Von Schnittern der Vergangenheit bestellt,
Die zeitig kamen, alles heim zu bringen.

Doch bücken wir uns nur! Ja, laß uns gehn
Und Ähren sammeln auf gemähnten Koppeln!
Was jene Glücklichen uns ließen stehn:

Geholt sei's jetzt im Spätrot aus den Stoppeln!
Ganz ruhmlos soll die Nachwelt uns nicht sehn —
So wollen wir denn Mut und Fleiß verdoppeln.

2.

Der Liebe Bodensatz.

Glaubst Du, ich will der Liebe Bodensatz?
Ich habe ihre Süße kosten dürfen,
Und bei dem Glanz des Figkerns wisse, Schatz:
Lieber verdursten als die Hefe schlürfen!
Wie, sollen wir, die einst der Liebe Brand
Zum Himmel flammen sahn mit Wonneshauern,
Jetzt, da dem Feuer Kraft und Blut entwand,
Noch Kohlen schürend bei der Asche kauern?
Nein, nein! Der Liebe Asche sei verstreut,
Wirf auch der Wonne Becher ins Vergessen,
Doch scheiden wir, da nichts das Sein mehr bent,
So laß noch einmal Mund auf Mund uns pressen!
Sieh, neu entzündet sich der Liebe Glut —
Der Kelch der Lust will nochmals überfluten!

Neue Lyrik.

Angezeigt von F. v. A.

Vor mir liegen 13 Bände, ein kleiner Rest aus dem alten Jahre. Und wie viele Gedichtsammlungen mag das neue Jahr in den paar Monaten schon wieder aus der Taufe gehoben haben!

Da sind zuerst **Lieder** von Lin von Jedlitz. (Berlin, Friedrich Bauer.)

Sie erinnern stark an Heine; an den Romantiker und an den Snyker. „Tag“, „Nacht“, „Ich träumte an Deiner Seite“, „Es fallen die Sternlein, die hellen“, die letzte Anrufung des Teufels in „Was schert mich der Himmel“, sind ganz in dem pitanten Tone des genialen Empfindlings gehalten. Jedlitz ist begabt; er hat Sprachgefühl und eine lebhafteste, oft glühende Phantasie. Seine Neigung zu empfindsamer Romantik muß er noch überwinden. Auch in der Form muß er sorgfältiger werden. Sein Vortrag ist mit schwülstigen Bildern überladen, die nicht selten durch platte Wendungen abgelöst werden. Manche Gedichte könnten ganz fehlen.

Die satirischen Schlußverse der Sammlung mögen für die Begabung ihres Verfassers sprechen:

Vor Zeiten sprang Empedokles
In Atlas Blutentrichter,
Die Zeitgenossen hörten es,
Und machten Schafsgesichter.
Sie kamen, sahen, fanden, ach,
Nur einen seiner Schuhe.
Heut' sprang' der Times-Reporter nach,
Daß er ihn interviewe.

Poetisches Skizzenbuch von Fr. Ferd. Tamborini.
(Leipzig, Carl Gütlich. 1,50 Mk.; 2,50 Mk. geb.)

Tamborini fordert in der gereimten Vorrede vom Dichter:

Freies Wort und tiefes Denken —
Diese wichtigen Faktoren,
Stelle er in rechter Weise,
Vor der Menschheit Aug' und Ohren.

Aber mit dem Tiefinn und der Kühnheit nimmt es unser Poet nicht weiter genau. Seine Gedichte sind schlechte und rechte Hauspoesien, die von der Liebe, vom Lenze, Herbst, Entfagen, Leiden und Scheiden erzählen. Nur wenige der Lieder erheben sich über den Durchschnitt und viele sind durch schiefe Bilder und plumpe Ausdrücke entstellt; sie wirken dilettantisch. In der Schlußabteilung „Bekanntnisse“ versucht es der Verfasser allerdings, sich zur Geistesheldenhöhe aufzurecken. Und er glaubt an seine Größe und Mission:

„Mit meinem Ideale
Flieg' ich zum geist'gen Kampf,
Daß die Vernunft und Liebe
Schafft ab den Pulverdampf . . .“

oder:

„Nicht in die Köpfe mehr und mehr
Und Treu ins Herz geschrieben,
Die Worte Christi hoch und hehr,
Den Nächsten mehr zu lieben!
Doch der liebt seinen Nächsten nicht,
Der ihn durchbohret, haut und sticht.“

Herr Tamborini haßt und bekämpft nämlich den Krieg und manches andere. Doch mit schlechten Versen und Allerweltsredensarten ist schlecht wider „Vorurteil und Dummheit“ streiten; man darf sich wenigstens keine Zuschauer halten. Von dem pompös gereimten „Dummheitshaße“ werden unsere Dichterlein wohl nie lassen. Ob sie wirklich so oft und eng mit der „Unklugheit“ in Berührung kommen? . . . Einige der schlichten Lieder sind hübsch; besonders „Gezeichnet“; das Gedicht ist fein empfunden und auch in der Form gelungen.

Bescheidener giebt sich Robert Högger in seinem Buchlein **Junges Leben**. (München, Selbstverlag.)

Das sind schlichte Poesien eines sinnigen Menschen. Manches ist ungelent in der Form, vieles zu breit ausgeponnen, und dem Ganzen fehlt tiefere Eigenart, Weite und Mannigfaltigkeit. Warmes Empfinden und nette Verse allein genügen dem Leser und Hörer nicht; der will gepackt sein — wenn auch mit leisen Händen.

Eine kraftvolle, ausgereifte Persönlichkeit spricht aus dem kleinen Bande: **Wider den Strom**. Vermischte Gedichte ersten Inhalts von Heinrich Meinhard. (Berlin, Bibliographisches Bureau.)

Der Verf. sieht in der Gottlosigkeit der Zeit die Quelle alles Leides und Streites, ja den möglichen Untergang

unseres Volkes. In ernstbegeisterten Worten spricht er seine gefestigte Überzeugung aus, und sein starkes Fühlen reißt den Leser mit, selbst wenn er die Anschauungen Meinharbs nicht teilt. Hier zeigt sich eben einmal die Macht der Persönlichkeit, die Achtung erzwingt. Aber der Dichter ist kein Esias. Er lebt der Hoffnung, daß sich dereinst doch noch alles zum Guten wenden werde. In dem Bande stehen auch markige Balladen und warm empfundene Stimmungsgedichte. Nicht alles ist gelungen; es findet sich auch Spreu unter dem Weizen. Allerlei Formfehler hätte der sprachgewandte Dichter vermeiden können, und manches Gedicht läßt gegen den Schluß hin an Klarheit und Stimmungskraft nach. Doch im ganzen bietet Meinhard Tüchtiges.

In dem folgenden Bande kommen wieder zwei Sängere der heillosen Mittelmäßigkeit zu Worte. **Reife Lust!** Zeitgemäßes in Versen und Prosa von Ew. und Math. Im Tann. (Zürich, Verlags-Magazin.)

In einer phrasenhaften und in schlechtestem Zeitungsdeutsche geschriebenen Vorrede stellen sich die beiden Poeten als eine Art Uniersaldichter vor: „. . . Dann bieten wir dem Leser in allem die ganze Welt: Ernst, Humor, Satire; stellen alle Zonen, alle Völker dar. — Der noch engere Zusammenschluß der Nationen erscheint uns nötig, um noch die ausstehenden Aufgaben der Kultur zu lösen (!) u. s. w. — Die Opfer, die wir bringen, in dieser im Argen liegenden Zeit dennoch mit unserer Sammlung hervorzutreten, müssen uns entschieden von allen Ständen als Verdienst angerechnet werden.“ Ich rechne entschieden nicht mit. Denn ein Opfer, das der Eitelkeit und Selbstüberschätzung entspringt, ist entschieden ein sehr zweifelhaftes Opfer. — Rhythmus und Sprache sind in vielen Gedichten äußerst lässig gehandhabt, und über dem Ganzen ruht drückend der Grauhimmel der Langenweile, der nur zuweilen durch flüchtige Lichter unfeiwilliger Komik erhellt wird. Man höre:

Die Sonnenblume.

Das große Erdengrab, die Nacht,
Liegt aufgewühlt vom regen Morgen,
Und was die Mörderhand vollbracht,
Die Leiche ist am Zaun geborgen. (?)
Im Garten neben dem Salat,
Schaut in das Aug' der Morgen Sonne,
In Königspracht und Krönungsstaat,
Die Sonnenblume voller Wonne.
Der Menschheit Morden und Betrug,
Und nebenan der Blick ins Klare!
Wo ist zum Hohen nun der Zug?
Liegt in der Menschheit wohl das Wahre?

Raum eins der zahlreichen Gedichte genügt höheren Ansprüchen. Das „Bedawileben in Arabien“ weist ansprechende Partien auf; doch zwischen ihnen steht Verfehltes. Den andern egotischen Gedichten mangelt das lokale Stimmungsleben; sie sind nur mit fremden Namen und Bezeichnungen gespickt. Alles Durchschnitt und weniger. Doch eins: „Der alte Leipziger“, das ist hübsch. Von den angefügten Prosastücken sind zwei gelungen: „Die Seele des Menschen“ und „Der Rubin und der Paria“. Unter den Sprüchen findet sich hin und wieder ein netter Gedanke, aber auch hier wimmelt es von platten Alltäglichkeiten.]

Der Menschen niedrige Gemeinheit,
Beruht in ihrer Seele Kleinheit,¹
Und großer Seelen Schmuck ist Reinheit.

ober:

Zu welcher Zeit auch immer Menschen leben mochten,
Sie haben sich beschimpft und obendrein verfochten.

Sehr wahr!

Die **Gedichte** Clotildes von Schwarzkoppen (Berlin, Bossische Buchhandlung, 2. Aufl.) gewähren ein stilles Genießen. Man zerrt nicht ungeduldig von Unmut oder Begeisterung an den Blättern. Man liest ruhigen Blickes die gemüthvollen, schlichten Verse. Alles in ihnen ist abgekärt, die Lust und das Leid. Die Dichterin sieht in unserer Erde weder ein Paradies, noch eine Hölle. Sie sieht Freude und Not in ewigem Wechsel, im Einzelbasein und im Zeitenleben. Sie ist klar, gerecht. Und sie zählt zu den gesunden Naturen, die trotz allem Leide immer wieder zur Freude drängen, zu innerer Harmonie, zum „süßen Leben“. Pessimismus ist Krankheit, verborgenes Siechtum. Davon steht nichts in den einfachen, sinnigen Gedichten. Aber in diesem Geiste sind sie geschrieben. Mögen sie Freunde finden.

(Schluß folgt.)

Briefkasten.

Herrn Edgar d. G. in Dr. Suchen Sie vorerst die allzu schwächliche Stimmung los zu werden, die aus den letzten Gedichten spricht. Sie schädigt auch den poetischen Wert. Besten Gruß. — Georg H. in L. bei Dr. Das Eingefandte trägt noch zu sehr das Gepräge Ihrer siebzehn Jahre. Sie müssen sich erst reif werden lassen, dann ist es ja möglich, daß auch Ihre Begabung sich als echt bewährt. Heute ist über diese ein Urteil noch nicht möglich. — Herrn M. in M. Die Gedichte beweisen im Ausdruck Fortschritt, aber noch immer fehlt tiefere Eigenart der Auffassung des Gefühls. — stud. M. Br. in J. Sie besitzen inneres Leben. Aber noch hat es nicht genug Kraft, sich die Form leicht zu gestalten. Der Reim leitet Sie ab und zwingt zu schiefem Ausdruck. „In des Frühlings Blühtagen“ ist am wenigsten gezwungen; es wird wohl kommen. — Leserin in der Rominter Heide. Leider zu wenig Eigenart. Besten Gruß. — Frä. Martha Gr. in A. Untauglich. Die 10 Pf. für die Marke sind in eine Sammelbüchse für Ferienkolonien gethan worden, denn ich kann briefliche Urteile nicht abgeben. — Frau S. S. in M. „Der Wanderer“ ist sehr gut gemeint. Sie haben Herz, auch einen leidenschaftlichen Drang nach dem Höheren, aber Klarheit der Anschauung und vor allem gebildeter Ausdruck mangeln. Ich kann Ihnen darüber im Briefkasten nicht eine Vorlesung halten; wenn Sie in diesem Jahre kommen, will ich Ihnen gerne mehr sagen. Beste Empfehlung. — Herrn L. Schr. in A. „In der Frühe“ angenommen. — stud. jur. B. B. in S. Der lyrische Klang Ihrer Gedichte ist vollkommener geworden; „Abendstimmung“ erfreut durch Schlichtheit; nur das zweite Verspaar ist etwas herkömmlich. Vielleicht kann ich auch „Sommertag“ bringen. Besten Gruß. — Frä. H. N. in Schw. Ich kann briefliche Urteile nicht abgeben. Die Gedichte sind nur Kunstspielerei. — Herrn Fr. V. in B. W. Berichte über die Kunstausstellung im Glaspalast sind bei uns nicht am rechten Ort, darum habe ich seit Jahren keine mehr geschrieben. Die überwiegende Mehrzahl

unserer Leser kann die besprochenen Bilder doch nicht sehen. Auch ist es uns bei dem beschränkten Raum der Beilage unmöglich, selbst das Erwähnenswerte aus der Menge herauszuheben. Bloße Namen und Wübertitel sind langweilig, eingehende lebhaftere Schilderungen nicht unterzubringen. Also können wir Ihren Wunsch nicht erfüllen. Nichts für ungut. — Frä. S. Sp. in F. B. Lindau ist 56 Jahre alt; Heise 65; Bingg 75; Ebers 59; Fr. v. Ebner-Eschenbach wird im kommenden September 66. — Herrn H. v. N. in W. Solche Begriffe lassen sich schwer außerhalb einer längeren Erörterung klar machen. Ich kann Ihnen auch nur Andeutungen geben. Verstand und Vernunft sind durchaus nicht gleichartig. Der Verstand beurteilt und verbindet die Sinneswahrnehmungen. Die Sinne aber vermitteln nur Äußeres. Drum begreift, d. h. betastet der Verstand. Die Vernunft aber — von „vernehmen“ — vernimmt, d. h. sie stellt das Innere, Wesenhafte vor ihren Richterstuhl. Wenn ich etwa als Landwirt die richtige Fruchtfolge innehalte, dem Boden Kainit zuführe; wenn ich als Kaufmann die „Konjunktur“ zu erfassen strebe, um im richtigen Augenblick ein Geschäft abzuschließen; aber auch wenn ich als Naturforscher die äußerlichen Vorgänge durch die „Kausalität des Werdens“ zu vereinen strebe: handle ich mit Verstand. Wenn ich aber in einem schweren inneren Kampfe ohne Rücksicht auf meine Schmach mich für eine That entscheide, deren Beweggründe in meinen tiefsten sittlich-religiösen Überzeugungen liegen, so handle ich mit Vernunft; wenn ich hinter die Erscheinungen nach dem Wirkenden, nach der Kausalität des „Seins“ hinstrebe, so denke ich mit der Vernunft. Das sind Andeutungen, aber vielleicht geben Sie Ihnen Anlaß, in sich selber weiter zu dringen. Schülerklärungen kann ich Ihnen nicht geben, denn damit ist nichts gethan. Klar machen könnte ich es Ihnen nur in einer Gesamtdarstellung meiner Weltanschauung. Die hat aber doch im Briefkasten nicht Platz. — Herrn Amtsr. N. in K. Das Werk verdient warme Empfehlung und fesselt auch, wenn man die politischen Ansichten des Verfassers nicht teilt, weil ein durchaus ehrenhafter Mann dahinter steckt. — Frä. A. Kr. in Dr. bei G. Gut gemeint, aber nichts als Kunstspielerei. — Frä. G. G-y (Kuhl). Ihre Arbeiten zeugen von einem warmen Gemüt, aber Ihre dichterische Anlage scheint mir nicht stark genug, sich über den Durchschnitt hinaufzuarbeiten.

(Schluß des Briefkastens 20. Mai. Alles Unerwähnte abgelehnt.)

Inhalt der No. 35.

Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Verlow. Forts. — Tante Cordulas Nichten. Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte von Ina von Vinzer. Schluß. — **Beiblatt:** René de L'homme de Courbière. Von Hans Nordack. — Liebe Dein Vaterland. Von Ulrich Grafen Schack. — Einmal noch . . . Von Rudolf Huch. — Ursachen der Nervenschwäche. Von Dr. med. Otto Dornblüth. — Zwei Gedichte von A. Austin. — Neue Lyrik. Angezeigt von B. v. St. — Briefkasten.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 36.

Die neue Herrin.

Roman

von

Karl Erdm. Edler.

I.

„Anton!“

„Der Herr Graf befehlen?“

„Frage unten nach, ob die Hausfrau zu sprechen ist!“

Die Schreibtischglocke hatte Sturm geläutet, die Worte klangen überlaut und ungeduldig. Etwas Derartiges hatte der Diener nie vorher erlebt. Wie aus einem tiefen Schlaf auffahrend, starrte er seinen umgewandelten Herrn an und stürzte dann, halb erschreckt, halb beleidigt, in ungewohnter Eile hinaus. Die überhastete Geschäftigkeit, mit welcher er sich seines Auftrages entledigte, veranlaßte die Hausfrau, die Gerichtsratswitwe Wellmer, dem Besuche des Grafen zuvorzukommen. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, die zwei Reihen weißer Bänder an Stirn und Schläfen in strenger Zucht zu bändigen, und stieg mit einer für ihr Alter erstaunlichen Beweglichkeit die Treppe hinauf.

Graf Wartenkron, ein Mann von dreißig Jahren, saß im Traueranzug vor dem Schreibtisch. Selbst am Halse zeigte sich nicht das schmalste weiße Streifenlein, so daß das bleiche Gesicht fast unheimlich gegen die Schwärze der Gewandung abfiel. Es waren edel geschnittene Züge mit dem Ausdruck schweremütiger Güte. Unter den Augen lag ein dunkler Schatten, über ihnen waren die Brauen düster aneinandergedrängt. Die Umrahmung durch das schlichte schwarze Haar und den schwarzen Vollbart ließ die Blässe von Stirn und Wangen noch auffällender hervortreten. Der Kopf war zurückgeworfen, die Augen blickten gegen die Zimmerdecke, alle zehn Finger trommelten auf einem Briefbogen herum. Als er die alte Dame eintreten sah, richtete er sich in seiner ganzen Stattlichkeit auf und ging ihr mit den Worten entgegen: „Also doch wieder! Und trotz meiner Bitte, nicht die Stiege hinaufzusteigen,

sondern es meinen jüngeren Füßen zu überlassen hinabzukommen, so oft ich Ihre altgewohnte Güte in Anspruch nehmen will!“

„Meine Güte? Nun, da wären wir wieder bei dem alten Streitpunkt! Die leibhaftige Güte sind immer nur Sie gewesen, lieber Graf, schon damals, da Sie noch als blutjunger Student mein Mietmann waren, gerade so wie jetzt, da Sie — aber ich schwäche, indes Sie etwas benötigen. Oder — Sie sind doch nicht unmohl?“ fügte sie mit besorgter Miene bei und forschte ängstlich in seinem Gesichte.

Er ergriff ihre Hand und erwiderte, indem er dieselbe herzlich drückte: „Nein, ich habe nicht vor, Ihnen ein zweites Mal so viel Drangsal zu bereiten, wie in jenen Tagen, da ich als Studiosus todkrank in diesem Zimmer lag und Sie wie eine Mutter mich betreut haben. Nein — aber ich bitte, horchen Sie ein Weilchen!“ und dabei wies er, den Kopf in den Nacken werfend, nach oben.

Durch die Zimmerdecke drang Klavierpiel herab. Die Tonstärke war gedämpft, das Ausklingen abgestumpft, der Holzklang der Tasten machte sich vorbringlich bemerkbar. Es waren abgerissene Töne, von einem einzelnen Finger mühselig hervorgesucht, der irgend einer Melodie nachstolperte, hiebei immer wieder auf Irrwege geriet und immer wieder geduldig umkehrte, um abermals zu suchen. Nur wenn von allen den Seitenpfaden keiner in die rechte Straße münden wollte, entstand eine nachdenkliche Pause. Der Finger fragte offenbar entmutigt: wohin nun? — und schaute nach einem Wegweiser aus. Es mußte jedoch keiner in Sicht sein; denn das Wandern begann von neuem und ging sofort wieder in Abschweifungen von halben oder ganzen Intervallen fehl, obzwar es sich vor jedem verzagten Auftreten ein Weilchen vorsichtig befann. Wer mit gespannter Aufmerksamkeit geduldig zuhörte und überdies auch das Lied gut kannte, mochte schließlich auf die Vermutung geraten, es sei die Melodie der Volks-

hymne, welcher der Finger mit solcher Mühsal nachtastete.

„Das geht nun in dieser Weise bereits den dritten Tag fort, liebe Frau Rätin,“ sagte Graf Wartenkron. „Genau so lange, als ich wieder hier bin. Anfangs glaubte ich, man habe das Kind bloß während eines bringenden Ausganges allein daheim gelassen. Jetzt bleibt mir leider kein Zweifel mehr übrig, daß es den ganzen Tag ohne jegliche Aufsicht sich selbst überlassen ist. Hierbei scheint es kein anderes Spielzeug zur Verfügung zu haben als die Klaviatur und seinen Zeigefinger. Ich glaube, der arme winzige Finger wird dann aus Gewohnheit auch bei Nacht auf der Bettdecke so weiter herumtippen. Das träufelt endlos von der Decke in die gequälten Ohren herab, und so oft diese langsamen Einzeltröpfchen abwegs sidern oder anhalten, horcht man erst recht nach dem richtigen Ton aus. Ja, man wartet schon auf ihn wie auf eine Erlösung. Es ist mir in diesen drei Tagen nicht gelungen, einen einzigen Gedanken festzuhalten; er ertrinkt sogleich in jenem Geträufel. Wenn ich mich vor solcher Vergewaltigung endlich in das Freie rette, verfolgt mich der Nachklang, so daß ich meine eigene innere Stimme überhöre. Und dabei kann dieses erbarmungswürdige und zugleich erbarmungslose Kind da oben . . .“

„Aber, lieber Graf, es ist ja nichts weniger als ein Kind . . .“

„Nichts weniger? Dann ist es eine der böstlichsten mittelalterlichen Foltermaschinen, die jeden Morgen eingeeßt und aufgezogen wird, um dann bis in die sinkende Nacht ihre taktmäßige Genteraufgabe herunterzuarbeiten. Am Abend hört das auf, und anstatt dessen erklingen plötzlich Walzer. Diese Walzer sind mir jedoch erst recht unbegreiflich. Ich ertrage das Klavierspiel im allgemeinen nicht mehr. Aber das dort oben ist auch gar nicht mehr der harte stumpfe Holzton eines Klaviers, sondern scheint ein fremdartiges Instrument zu sein mit weich forschwingendem und sanft verschwebendem Klange. Ich bin zumal nicht in der Stimmung, mich an Walzern zu ergötzen; allein was da zu mir herabklingt, ist nicht der Rhythmus eines led fröhlichen Tanzes, es hört sich eher an wie ein herzbewegendes Lied, nicht schmerzlich, aber doch wie ein Lächeln, das sich mitten aus Thränen emporringt. Als ich vor wenig Tagen von Wartenkron Abschied nahm, schwebte ein bunter Schmetterling über einem Sarge und regte die Flügel in dem zitternden Licht der Bruststempel — daran hat mich der Walzer gemahnt. Auch an manches andere. Er foltert mich mehr als jenes tagelange Herumtasten des Kindes. Aber es muß ein gottbegnadeter Künstler sein und ein Mann von Tiefgefühl. Um so weniger begreife ich, wie er das Kind den ganzen Tag so allein lassen kann . . .“

„Es ist wirklich kein Kind, lieber Graf. Mir aber ist diese Störung Ihrer Ruhe recht peinlich. Sie haben Ihr Absteigequartier bei mir mit Ihrer gewöhnlichen Großmut . . .“

„Aber, liebe Frau Rätin!“

„Mit Ihrer gewöhnlichen Großmut durchaus auf zehn Jahre gemietet, weil Sie wissen, daß es

mir knapp geht. Ich dagegen weiß, daß der Graf Wartenkron ohne Gefahr, für einen Verschwender zu gelten, ein ganzes Stockwerk des vornehmsten Hotels mieten könnte, wo er unvergleichlich angenehmer und bequemer wohnen würde als bei einer alten einsamen Witwe. Es ist nun drei Jahre her, daß Sie dieses Absteigequartier nicht benutzt haben — nun sah ich das Elend, und die Leute dauerten mich. Da habe ich ihnen die Dachkammern, die sonst immer leer gestanden haben, vermietet, natürlich um einen sehr billigen Zins. Lieber noch würde ich es umsonst gelhan haben, wenn man ihnen mit Derartigem überhaupt kommen könnte, ohne sie zu verletzen. Lange, dachte ich, kann es ohnehin nicht mehr dauern mit dem Ärmsten, und inzwischen würden Sie, lieber Graf, ja doch nicht hereinkommen. Und jetzt bin ich über dieses Zusammentreffen ganz unglücklich. Ich werde Ihnen sogleich Ruhe schaffen, das kommt gar nicht in Frage; aber es geht mir nahe, die armen Leute fortziehen zu heißen . . .“

„Da sei Gott vor, liebe Frau Rätin! Es liegt mir ferne, die Leute verdrängen zu wollen. Überdies bleibe ich höchstens vier Wochen hier. Für diese kurze Zeit läßt sich gewiß ein anderer Ausweg finden. Ich bin es zufrieden, wenn das Kindergeklimmer auf bestimmte Stunden eingedämmt wird. Ich werde mir es so einrichten, daß ich während dieser Zeit nicht daheim bin. Das scheint mir kein unbilliges Begehren, da es weder einen Kunstgenuß noch eine lehrreiche Übung beeinträchtigt, sondern eine bloße Spielerei ein wenig abgrenzt. Sie sagten vorhin: arme Leute? Da läßt sich ja möglicherweise für die ungesunde Tastensuche ein gesunder Ersatz bieten. Vielleicht haben Sie die große Güte, einen Korb voll Spielwaren anzukaufen, wie sie Ihnen für das Alter des Kindes angemessen erscheinen, damit ihm die Einschränkung nicht wehe thue, und . . .“

„Und dann kaufen Sie dies und dann noch jenes! Und so fort! Ich kenne das. Die Leute sind wahrlich nicht zu bedauern, denen Sie, lieber Graf, wehe zu thun fürchten. Auch ich gehöre dazu. Aber um zu Puppen und Schauelpferden zurückzukehren, so kommen Sie in diesem Falle um mehr als ein halbes Jahrhundert zu spät. Der Finger, welcher dort oben die Volkshymne zusammensucht, gehört einem grauhaarigen Mann mit gelähmten Füßen und halb erblindeten Augen. Wenn ich daran denke, daß ich ihn noch gekannt habe, als er einer der schmucksten Reiteroffiziere war, dem alle Thüren offen standen und alle Herzen zuslogen! Aber er besaß nicht die übliche Weltflugheit, um dies — wie sagt man nur heutzutage? — um dies zu fruktifizieren. Herr von Lestenach heiratete ein blutarmes Ding aus altadeligem Geschlechte, wie er selbst. Die junge Frau brachte nichts weiter in die Ehe mit als die Ansprüche einer reichen Erbtöchter. Er besaß gleichfalls kein Vermögen, sondern bloß sehr viel Selbstvertrauen und leichtlebige Hoffnungsfreudigkeit. Eine glänzende Carrière war ihm sicher, und das Erbe einer märchenhaft reichen Tante konnte er bereits als sein Eigentum ansehen. Denn sowohl ihm selbst als auch anderen gegenüber versicherte sie bei jeder Gelegenheit, daß ihr gesamter

Nachlaß ihm zufallen werde. Zunächst gab freilich die wunderliche Dame keinen Heller her. Sie verlangte im Gegenteil peinigend streng den üblichen Tribut von Geschenken zu Weihnachten und zu Ostern, am Neujahrstag und zu ihrem Geburtsfest. Der Ehestand begann denn auch sogleich mit Schulden. Das Töchterchen, welches dann dazu kam, gestaltete die Lage noch mißlicher. Der gute Mann war schwach, die Frau verschwenderisch. Die Leute fabelten von der Millionentante und lieferten und borgten willig, was deren Nichte brauchte oder zumeist eigentlich nicht brauchte. Ja, sie brachten ihr allerlei unnütze Dinge ins Haus, die sie gar nicht verlangt hatte und nur behielt, weil man sie gebracht hatte. Da geschah das Unglück. Er stürzte beim Zureiten eines ungebärdigen Pferdes. Darauf folgte ein langwieriges Krankenlager, von dem er als Krüppel aufstand. Seine militärische Laufbahn war zu Ende, eine Pension kam ihm nicht zu, weil seine Dienstzeit zu kurz war. Der Tante war bereits an ihrem letzten Geburtstag eine schwere Kränkung widerfahren. Der kranke Neffe hatte ihr bloß ein lächerliches Weilchensträußlein zugesandt anstatt des üblichen bandumflatterten Korbes, in welchem ihre Lieblingsnäscherer, eine auserlesene Ananas, liegen mußte, umgeben von den kostbarsten Orchideen, ihren Lieblingsabblumen. Später, als er wieder ausgehen konnte, fühlte sie sich dadurch tief verletzt, daß er keine Uniform mehr trug. Aber geradezu als persönliche Beleidigung schien sie es anzusehen, daß er mit einer Krücke herumstolperte. Sie hielt auch gar nicht an sich, sondern gab ihrer Enttäuschung und Mißstimmung Ausdruck, wo sie nur konnte. Raum war dies ruckbar geworden, als sofort ein Umschlag im Gebaren der Geschäftsleute eintrat, Weber Geld noch Waren standen mehr zur Verfügung, die nötigsten Lebensbedürfnisse waren nur noch gegen augenblickliche Barzahlung erhältlich. Von allen Seiten kamen Rechnungen, Mahnungen, Zahlungsaufträge, Drohungen in das Haus. Als indes alles Drängen nichts erzielte, flaute sich der ganze Strom der Forderungen, um sich mit einem Male über die Erbtante zu ergießen. Diese war im ersten Augenblick sprachlos vor Entrüstung. Dann loberte ihr Zorn in hellen Flammen auf, welche alle Spekulationen der Gläubiger sowie jegliche Hoffnung des Neffen rettungslos verzehrten. Man hatte, wie sie ingrimmig ausrief, auf ihrem Grabe bereits gesät, bevor sie noch darin lag, aber ernten sollte man nicht. Daß sie selbst den Neffen auf diese Ernte immer wieder hingewiesen hatte, schien ihr ganz entfallen zu sein. Sie erklärte ihn für enterbt und brach den Verkehr mit ihm ab. Nun war es vorbei mit ihm. Die sogenannten guten Freunde wichen ihm aus, den Kameraden ging er selbst in scheuer Scham aus dem Wege. Die Frau verkümmerte und starb. Das Kind bekam einen Freiplatz mit dem Anspruch auf Unterricht und Tagesunterhalt in einem adeligen Pensionat. Der Mann wurde Schreiber. Mit der Heiratskaution und aus dem Erlös für den überflüssigen Hauskram, welchen die leichtsinnige Frau aufgestapelt hatte, waren die Schulden reblich gedeckt worden. Nun lebte der Mann von dem kargen Schreiberlohn. Seit er er-

krankt ist, leben Vater und Tochter vom Gehalt der letzteren — sie wirkt nämlich jetzt als Lehrerin an demselben adeligen Pensionat, dem sie ihre Erziehung verbankt. Auch hat man ihr einen Teil der Kopierarbeit ihres Vaters belassen, insoweit dieselbe daheim besorgt werden kann. Sie thut dies Schreibgeschäft in den späten Abendstunden ab, wenn der Vater schläft. Bei Tage ist sie, mit Ausnahme der Mittagstunde, in ihrem Pensionate, und der Vater bleibt allein. Meine Magd, die auch ansonst die größten Hausarbeiten oben verrichtet, bedient ihn, falls er tagsüber etwas braucht. Aber der Glockendraht, welchen ich dazu vom Oberstock in mein Zimmer habe ziehen lassen, wird selten in Bewegung gesetzt. Da sitzt der Kranke vor dem Klavier und — wenn es nicht zum Weinen wäre, so müßte man darüber lachen — tippt wie ein Baby auf den Tasten herum, um sich die Stunden zu vertreiben, bis die Tochter heimkommt. Dann thut er gern eine Weile, als habe er ihre Heimkunft nicht bemerkt, und tastet, ganz stolz über die bereits gewonnene Kunstfertigkeit, seine mühsam zusammengelesenen Melodienbrocken ab. Die Tochter lauscht andächtig, umarmt ihn, lobt ihn, bewundert ihn, und er ist selig. Nun folgt das bescheidene Nachtmahl, worauf sie ihm die Zeitung vorliest. Endlich setzt sie sich zum Klavier und spielt. Er sitzt lauschend im Lehnstuhl und schlummert in demselben ein — wegen seiner Atemnot kann er nämlich in keinem Bette liegen. Sie geht dann an ihr Schreibgeschäft — oder ging vielmehr ehedem daran; in der letzten Zeit gab es nichts zu mundieren, und sie war sichtlich betrübt über diesen Ausfall. Dies alles ist recht traurig, und doch auch wieder schön anzusehen, wie die beiden mit- und füreinander leben. Doch ich plaudere da ins Endlose und wollte Ihnen, lieber Graf, doch bloß kurz erklären, was die Unruhe über Ihrem Kopf bedeute. Daß Sie Nachsicht üben und sich die Einquartierung gefallen lassen wollen, dafür danke ich Ihnen herzlich. Das Rühnigen wäre mir schwer gefallen — die beiden thun mir so leid. Jedoch die Unruhe muß auf bestimmte Stunden eingeschränkt bleiben. Ich werde noch heute mit der Tochter darüber reden.“

„Nach dem, was Sie so gütig waren mir soeben mitzuteilen, kann von meinem vorigen Vorschlag auch nicht mehr die Rede sein. Derselbe ging aus einer völligen Unkenntnis der Verhältnisse hervor. Ich brauche Sie also auch nicht zu bitten, daß Sie kein Wort darüber mit der Tochter reden, sondern . . .“ Dabei erhob er sich, ging zum Schreibtisch, suchte dort in einem Stoß von Papieren herum und brachte ein dünnes Heft in Großquart zu dem Sofa zurück. „Sie erwähnten vorhin,“ sagte er, „es mangle dort oben an Kopierarbeit. Ich habe hier etwas, wovon ich eine saubere Abschrift benötige. Den Raum für die eingestreuten Zeichnungen ersuche ich frei zu lassen; dieselben werden nachträglich von einem Zeichner kopiert werden. Für die Textkopie bezahle ich vier Dukaten, weil ich . . . weil —“

„Weil Sie wie immer eine gute, gute Seele sind,“ ergänzte die alte Frau mit feuchten Augen. „Weil ich — sagen Sie gütigst dem Mädchen —“

weil ich bitten muß, sorgsam zu schreiben, damit — ja, ich möchte, daß die Kopie dem Originalmanuskripte möglichst ähnlich werde, und . . .“

„Mühen Sie sich doch nicht ab, und lassen Sie mich machen!“ unterbrach sie ihn lächelnd, ergriff das Geseht und erhob sich. Er nahm ihr daselbe wieder mit sanftem Zwange ab, legte ihre Hand unter seinen Arm und führte sie die Treppe hinab. Vor ihrer Zimmertür übergab er ihr mit einem Händedruck das Geseht, sie aber faßte, da er sich verneigte, seinen Kopf und drückte einen mütterlichen Kuß auf seine Stirn, indem sie sagte: „Immer mein alter lieber guter Graf Ulrich!“

II.

Am folgenden Tage ging Graf Wartenkron in der Morgenfrühe aus und kehrte erst gegen Abend in sein Absteigequartier heim. Anton empfing ihn mit der Meldung, „der Mann oben“ habe die Hausmagd herabgeschickt mit der Bitte an den Herrn Grafen, ihn mit einem Besuche beehren zu wollen, weil es ihm unmöglich sei, mit seinen gelähmten Füßen hinabzusteigen. Anton rebete von dem „Mann oben“ mit einem nachlässigen Ton und mit einer Geringschätzung in der Miene, die bis zur Mißachtung herabfiel, als sein Herr verwundert aufblickte. Allein dieselbe verwandelte sich sofort zu einer wohlwollenden Herablassung, als der Graf ohne Zögern nach dem eben abgelegten Hute langte. Sie schnellte vollends zu einer gewissen Wertschätzung hinauf, da sein Herr ihn beauftragte, nachzufragen, ob sein Besuch jetzt, in der Abendstunde, noch genehm sei. Als der Graf einige Augenblicke später der Einladung Lestensch nachkam, eilte die Hausmagd mit einer Lampe vor ihm die Treppe hinauf. Er folgte ihr durch die Küche in eine kleine Wohnstube mit ärmlichem breßhaftem Hausrat. Aber alles zeigte sich in schmücker Ordnung, jede Schwache oder Schadhafte Stelle war, so gut es anging, dem ersten vorwichtigen Blick entückt. Etliche Dinge befanden sich darunter, die in solche kümmerliche Umgebung durch einen Irrtum geraten zu sein schienen, versprengte Überbleibsel einer vornehmen Gesellschaft inmitten dürftigen Volkes. Zu diesen üppigen Fremdlingen gehörte die alte kunstvolle Wanduhr in der Fensterede, der glitzernde Kavalleriefäbel mit dem goldenen Portépée an der Wand daneben, endlich das Klavier. Vor diesem stand ein alter Lehnstuhl, und aus dessen dunkler Polsterung blickte dem Eintretenden ein abgekehrtes Gesicht entgegen, von einem schneeweißen Bart umwachsen, der bis auf die Brust herabwallte. Der alte Mann stemmte die Hände angestrengt gegen die Armlehne, um sich zu erheben. Aber schon war der Graf herangekommen und drängte ihn sanft in den Lehnstuhl zurück.

„Ich danke herzlich für Ihre Rücksicht mit meiner Gebrechlichkeit,“ sagte der Alte. „Dieselbe ist auch meine einzige Entschuldigung dafür, daß ich Sie heraufbemühte, anstatt . . .“

„Bei Ihrem jetzigen Gesundheitszustande bedarf es nicht der mindesten Entschuldigung, Herr von Lestensch,“ unterbrach der Graf freundlich, ließ sich auf den zweiten vor dem Klavier stehenden Stuhl nieder und blickte erwartungsvoll auf den Alten.

„Sie sind so gütig, daß ich auch auf Ihre Rücksicht bei den Eröffnungen hoffen darf, die ich Ihnen zu machen habe. Gestatten Sie mir vor allem die Frage: stehen Sie in verwandtschaftlicher Beziehung zu dem Grafen Andreas Wartenkron, der im achten Husarenregiment diente?“

„Er war mein Vater.“

„Dachte ich es doch gleich, als ich Ihren Namen von unserer Hausfrau nennen hörte, während sie meiner Tochter eine Kopierarbeit von Ihnen übermittelte.“ Er ließ den Kopf auf die Brust sinken, schloß die Augen und that einen tiefen Atemzug, der wie ein unterdrücktes Stöhnen ausklang. Aber mit einem plötzlichen Ruck richtete er sich wieder auf und blickte seinem Besucher in die Augen, indem er sagte: „Es nützt nichts, und einem alten Soldaten steht es nicht an, feige zu sein. Ihr Vater, der Graf Andreas Wartenkron, war mein Regimentskamerad. Er war reich, ich arm, und in einem ernsten Moment hat er mir eine Summe vorgestreckt, die meine Existenz rettete. Er kam selbst und bot mir jene Summe freiwillig an. Ich langte ohne Bedenken nach derselben, weil ich die zuverlässige Hoffnung auf Wiedererstattung hegen durfte. Kurz darauf verließ Graf Andreas den Dienst, um sich der Verwaltung seiner Güter zu widmen. Ein Jahr später war ich ein Krüppel, jede Hoffnung vernichtet. Was ich dem Gemerbsmann schuldete, wurde sogleich bezahlt — die kleinen Leute sollten zuerst befriedigt werden, der Reiche konnte warten. Endlich war alles beglichen bis auf eine Schuld. Für den Grafen Wartenkron blieb nichts mehr übrig: wir hatten uns alles dessen entäußert, was an Geld oder Geldeswert vorhanden war. Der edle Mann fürchtete sicherlich in seinem Zartgefühl, ich könnte selbst zwischen den harmlosesten Zeilen etwas wie eine Mahnung herauslesen. Ich dagegen schwieg aus Kummer darüber, daß ich ihm nichts anderes mitteilen konnte, als meine Unfähigkeit, meiner Verpflichtung gegen ihn nachzukommen. So sind Jahre vergangen, ohne daß Graf Andreas etwas von sich hören ließ — er hat nicht wollen, ich weiß. Mir aber ist es die schwerste Gewissenslast gewesen, und als ich Ihren Namen nennen hörte . . .“

Der Graf faßte die zitternde Hand des Alten, der sich in eine schmerzliche Aufregung geredet hatte, und sagte beschwichtigend: „Das sind uralte abgethane Dinge. Mein Vater hatte diese ganze Sache gewiß längst vergessen. Und vollends jetzt — mein Vater ist vor Jahren gestorben.“

„Ich weiß es. Ein eingeschriebener Brief, der erste, den ich an ihn mit einem Gelbbetrage schickte, kam mit der Postbemerkung zurück, er sei tot. Dabei lag eine gedruckte Aufforderung, alle Einzahlungen oder Forderungen an weiland den verstorbenen Grafen dem Freiherrn Alexander von Thurmbrud einzusenden. Das habe ich auch seither gethan — freilich bloß in kleinen Beträgen, nämlich den Jahresraten

einer Lestenachschen Familienstiftung, die inzwischen frei geworden und mir zugefallen war."

"Thurmbruck ist mein Bevollmächtigter. Ich war abwesend, weiß daher von der Angelegenheit nichts und bedauere deren verkehrten Verlauf. Thurmbruck kennt die Sachlage nicht — darum sein Mißgriff. Mein Vater hat darüber nicht die geringste Aufzeichnung hinterlassen. Es hat sich hiebei eben nicht um Gläubiger und Schuldner gehandelt, sondern um zwei Freunde und einen selbstverständlichen Dienst, bei dem an Erstattung gar nicht gedacht wird. Man thut dergleichen im Vertrauen, daß man in Gefahr und Not ebenso auf des anderen Hilfe rechnen kann."

"Verzeihen Sie, es ändert nichts an der Sache, daß sich im Nachlasse keine Aufzeichnung vorgefunden hat. Wenn Ihr edler Vater das Papier zerrissen hat, bleibt gleichwohl die Schuld in meiner Erinnerung und in meinem Herzen eingezeichnet, nach meinem Tode aber im Herzen meiner Tochter. Ich bin eine Last für sie. Wenn sie einmal für sich allein zu sorgen haben wird, wird sie auch mehr beiseite legen können. Sie ist ein mutiges, tapferes Kind, das nicht ruhen wird, bis die alte Schuld getilgt ist. Diese wuchert auf ihr ebenso brüdernd wie auf mir — sie ist auch ein stolzes Kind. Und deshalb habe ich Ihren Besuch ersehnt. Ich wollte Sie nämlich inständig bitten: seien Sie langmütig mit ihr, sobald ich nicht mehr da bin! Wenn sie sich nicht bis zur Erschöpfung überarbeiten soll, darf sie der ererbten Pflicht nur langsam gerecht werden, nur nach und nach. Denn die Summe ist noch bedeutend, und . . ."

Da hörte man einen leichten Schritt die Treppe heraufsteigen. Der Alte, welchen der Graf vergeblich zu unterbrechen versucht hatte, lauschte plötzlich mit vorgebeugtem Oberkörper. Sachte ward die Thüre geöffnet. Aus dem dunklen Hintergrunde des Treppenganges sah ein bleiches Mädchen Gesicht hervor, und zwei Augen blickten besorgt gegen den Lehnstuhl.

"Meine Tochter Martina — Graf Wartenkron," sagte der Alte.

Das Mädchen, welches auf den Vater zugeeilt war, bemerkte erst jetzt den Fremden, dessen Gestalt im Schatten des Lampenschirmes stand. Sobald sie seinen Namen nennen hörte, stockte ihr Fuß. Ihr Gesicht erschien einen Augenblick noch bleicher. Sie verneigte sich stumm und trat dann zu dem Lehnstuhl. Indem sie sich über den Kranken beugte, fragte sie mit unverkennbarer Unruhe nach seinem Befinden. Forschend hastete ihr Blick auch dann noch an seinem Gesicht, als sie sich emporgerichtet hatte und nun neben dem Lehnstuhl stehen blieb, den Arm über dessen Kopflehne hingelegt, wie zum Schutz und Abwehr für das greise Haupt.

"Du bist müde, Vater," sagte sie und richtete dabei ihre Augen auf den Besucher. Es war etwas wie Mahnung und Bitte zugleich in ihrem Blicke.

Der Graf drückte dem Alten die Hand und erbat sich die Erlaubnis, über das Befinden eines Freundes seines Vaters nächstens wieder persönlich Erkundigungen einholen zu dürfen. Nach einer Verbeugung vor Martina verließ er die niedere Stube. Eine halbe

Stunde danach ertönten wieder die wunderlichen Walzermelodien. Der Graf saß eine Weile, den Kopf in die Hand gestützt. Plötzlich fuhr er empor, um hin und her zu schreiten. Endlich genügte auch das nicht mehr; er ergriff den Hut und eilte in den Abend hinaus. Er dachte mit Ungebuld an die Hartnäckigkeit, mit welcher Lestenach durchaus auf dem Schuldscheine bestand. Aber in geradezu gereizter Stimmung war er gegen die Tochter, deren Klavierspiel ihn jetzt ebenso aus seinem Zimmer scheuchte, wie ihn vorhin ihr Blick aus ihrem Zimmer getrieben hatte. Wenn sie ihm wenigstens Zeit gelassen hätte, der unglückseligen fixen Idee ihres Vaters endgültig einen Kiegel vorzuschieben! Er war ein Feind unentschiedener Verhältnisse, wie ein solches jener Blick recht zur Unzeit geschaffen hatte. Ohne denselben hätte der Kranke sicherlich ruhiger geschlafen. Trotz dieser Mißstimmung mußte er beiden Achtung zollen: dem Alten um derselben Hartnäckigkeit willen, die ihn ungebuldig machte, und der Tochter eben jenes Blickes wegen, der seine Gereiztheit wachgerufen hatte. Denn sie hatte sonst nichts gethan und auch bloß wenige Worte zum Vater gesprochen, aus denen er sich unmöglich eine Meinung über sie hätte bilden können. Ihre äußere Erscheinung konnte sein Urteil gleichfalls nicht beeinflusst haben; denn er wußte so wenig wie sie aussah, daß er sie bei einer Begegnung auf der Straße nicht erkannt hätte. Aber sie hatte den Mut und die Kraft besessen, mit einem Blicke den vermeintlichen Gläubiger hinauszuweisen, welcher des Vaters und ihr eigenes Leben als drohendes Schreckbild verschattete. Und sie hatte damit auch nicht einen Augenblick gezauert, als ihr seine Gegenwart mit der Ruhe des Kranken nicht mehr vereinbar schien. Er versagte ihr dafür nicht die gebührende Wertschätzung, aber sie war ihm entschieden nicht sympathisch. Er beschloß, Lestenach zu einer Tageszeit zu besuchen, wenn die Tochter nicht zu Hause wäre, um das abgebrochene Gespräch zum Ziele zu führen.

Als er jedoch eines Nachmittags hinaufkam, hätte er es nicht unerwünschter treffen können. Die Tochter war daheim und überdies allein im Zimmer. Sie empfing ihn mit den leise gesprochenen Worten: „Der Vater fühlt nach dem Essen ein Bedürfnis zu ruhen und schlummert jetzt ein Stündchen im Schlafzimmer. Ich bin so froh darüber und möchte ihn nicht wecken — verzeihen Sie!“

Er verneigte sich und wandte sich, um auf den Fußspitzen fortzugehen.

Sie aber flüsterte: „Einen Augenblick noch, wenn ich bitten darf! Unsere Anstalt genießt heute einen Ferialtag, und ich habe ihn dazu benutzt, die Abschrift zu vollenden, die Sie mir anvertraut haben. Ist es recht so?“

Der Graf nahm das Heft, welches sie ihm reichte, sagte jedoch nach einem raschen Blick auf das erste Blatt: „Es ist das Original-Manuskript — Pardon — Sie haben sich vergriffen!“

„Verzeihen Sie, es ist in der That die Abschrift. Hier — das Original! Es ist mir lieb, daß sich beide — wenigstens für den ersten flüchtigen

Blick — so ähnlich sehen, und daß ich damit, so weit es möglich war, Ihrem Wunsche gerecht werden konnte.“

„Meinem Wunsche? Ich weiß wirklich nicht...“ erwiderte Graf Wartenkron, beide Hefte verwundert betrachtend. „Ich bin nur im höchsten Grad erstaunt, daß eines dem anderen so zum Vertauschen gleicht. Welche unsägliche Mühe muß Ihnen doch diese täuschende Nachahmung des Schriftcharakters bereitet haben! Ich bewundere dabei nicht bloß Ihre mir ganz unsäglich Kunstfertigkeit, sondern auch Ihre Geduld. Vor allem aber ist mir nicht verständlich, weshalb...“

„Die Frau Gerichtsrätin erklärte mir, die Kopie sei in Anordnung und Schrift möglichst getreu nach der Urschrift zu halten.“

„Das ist ein völliges Vertunnen meiner Absicht seitens unserer guten Hausfrau. Ich bedaure aufrichtig ein Mißverständnis, das Ihnen so viel Plage geschafft hat.“

„Es ist nicht so arg gewesen. Seit der Erkrankung meines Vaters besorge ich seine Kopierarbeit gleichfalls in seiner Schreibweise, weil man auf deren ausnehmende Klarheit ein besonderes Gewicht gelegt hat. Daß ich fremde Handschriften nach kurzer Übung so ziemlich treffe, ist ein kleines Talent, das mir vielleicht beim Zeichnen und Malen nebenbei ganz mühelos zugefallen ist. Und da habe ich denn auch gleich die Skizzen fortlaufend in den Text eingezeichnet, mit deren Eintragung nachträglich ein Zeichner hätte betraut werden sollen, wie mir die Frau Rätin mitteilte. Ich möchte nur, daß Sie auch damit zufrieden sind.“

Er trat mit dem Heft an das Fenster und durchblätterte es langsam, indem er die Zeichnungen aufmerksam betrachtete. Plötzlich blickte er auf und sagte: „Darf ich um das Original bitten?“ Nachdem sie ihm dasselbe gereicht hatte, schlug er darin jene Seite auf, bei welcher er in der Kopie angehalten hatte und verglich beide miteinander. „Sie haben da eine Abänderung angebracht?“ sagte er.

Sie folgte seinem weisenden Finger und sagte leise errötend: „Verzeihung — ich werde das sogleich corrigieren. Es ist in der That eine auffallende Abweichung. Sie muß mir in einer Anwendung von Zerstreutheit aus dem Stifte geglitten sein — ich bin mir derselben nicht einmal bewußt.“

„Weil Sie eine Künstlerin mit dem Stifte sind, während der Urheber dieser Entwürfe zwar ein großer Baukünstler, aber weder Maler noch Bildhauer ist. In den vorliegenden Plänen von Mausoleen und Grabmonumenten, die er auf mein Ersuchen entworfen hat, hat er auch mit naiver Unbeholfenheit die Aufgabe markiert, welche in seiner Architektur eventuell noch dem Bildhauer bevorsteht. Erst aus Ihrer Linienführung, mein Fräulein, sehe ich, was er eigentlich haben will. Ich danke Ihnen und erlaube mir die Frage, ob Sie geneigt wären, sich der weiteren Mühe zu unterziehen und mir noch mehrere derartige Kopien zu besorgen. Ich möchte mich nämlich an mehrere hervorragende Künstler um Entwürfe für den figuralen Grab Schmuck wenden und

lege Gewicht darauf, daß denselben die Andeutungen des Architekten in Ihrer Fassung vor die Augen treten. Hierbei entfällt natürlich jeder Gedanke an ein Kopieren — Ihre Zeichnungen sind künstlerische Leistungen, deren Wert Sie allein bestimmen können. Das ist übrigens so selbstverständlich, daß ich um Vergebung bitten muß, es überhaupt berührt zu haben.“

„Es ist mechanische Arbeit wie die Textkopie, daher auch nicht höher zu schätzen. Das Honorar dafür wollen Sie zurückbehalten — als eine jener kleinen Teilzahlungen, mit denen wir unserer Verpflichtung gegen Wartenkron nachzukommen trachten.“

„Mein Fräulein, diese vermeintliche Verpflichtung beruht auf einem Irrtum, den endgültig zu beseitigen ich eben herausgefunden bin. Von dieser bedauerlichen Phantasie Ihres Vaters soll dann nicht mehr die Rede sein.“

„Es muß davon die Rede sein, Graf,“ sagte sie, und er sah beim Töne dieser Worte zum ersten Mal aufmerksam das bleiche Gesicht des Mädchens an. Doch auch jetzt hätte er nicht sagen können, ob sie schön oder häßlich sei. Er hatte bloß den Eindruck, daß dies einer jener Köpfe sei, in dessen Zügen sich unverkennbar das Wesen eines alten edlen Geschlechtes ausprägt. Und wie eine Erläuterung zu diesem Eindrucke klang es, da sie fortfuhr: „Ich bitte Sie, auch dem Vater nicht mehr hievon zu sprechen. Es könnte ihn nur kränken, dagegen nichts an seinem Willen ändern — welcher ebenso der meine ist. Dies mag in unserer Lage belächelnswert erscheinen, oder mutwillig, vielleicht auch anmaßend. Aber seinen Namen untadelig tragen darf auch der Arme, und die Ehre eines Hauses hafet nicht an Hab und Gut. Und wenn es gleich ein Götzendienst voll kindlichen Aberglaubens wäre, mit dem der Vater an seinem Namen hängt, ihm ist er gleichwohl zum wahren Segen geworden. Aus ihm allein hat er die Geduld geschöpft, wenn er Tag für Tag beim Abschreiben von Tabellen und Ziffern sich in einer Thätigkeit abmüdete, bei der eine Maschine zu wenig, ein Mensch zu viel ist. In solcher Selbstopferung wurzelt die Kraft, die ihm das Dasein erträglich gemacht hat — für mich war im Institute gesorgt. Ich besäße längst keinen Vater mehr, wenn ihn nicht jene Pflicht an das Leben gekettet hätte, von der Sie ihn jetzt entbinden zu können meinen. Darum — ich bitte — kein Wort mehr davon, und...“

„Martina!“ rief Vestenach aus dem Schlafgemach. Graf Wartenkron verneigte sich wortlos und verließ das Zimmer.

III.

Sobald das einsame Tastenabtippen wieder einmal hörbar wurde, stieg der Graf in den Oberstock, nachdem er sich noch vorher durch Anton versichert hatte, daß das Fräulein nicht daheim sei. Er hatte aus der Unterredung mit ihr die Überzeugung geschöpft, daß sie es sei, die den Alten in seiner Hartnäckigkeit bestärkte und die Chronik seines alten Stammes, welche ohnedies als ein Fluch auf seiner Armut lastete, immer wieder auffrischte. Er konnte

mit Sicherheit voraussetzen, daß sie auch die zarteste Lösung der Schulfrage unmöglich machen werde. Das Mädchen besaß eine Sinnesart und zugleich eine Weise, sich mit derselben unentwegt durchzukämpfen, bei deren Erinnerung er großend murmelte: „Donquichotterie!“ Seine Güte litt unter dem Gedanken, einem Freunde seines Vaters Sorge und Entbehrungen zu verursachen. Er, der Gläubiger wider Willen, fühlte sich als Schuldner bedrückt. Nun wollte er es auf einem andern Wege versuchen und Lestenach aushören, ob es nicht irgend eine Möglichkeit gäbe, ihm in ausgiebiger Weise dienlich zu werden.

Aber an diesem Tage und auch später jedesmal, so oft er diesem Ziele vorsichtig zusteuerte, hielt ihn Herr von Lestenach alsbald an und zog ihn in seine eigenen immer wieder befahrenen Geleise. Da war vorerst die Entwicklung der Weltgeschichte, die er von seinem Lehnstuhl aus genau verfolgte. Es waren nicht eben die allerjüngsten Phasen, die er verarbeitete; denn er bekam die Zeitung erst am dritten Tage nach ihrem Erscheinen im zweiten Subabonnement. Martina las sie ihm abends vom Leitartikel bis zu den Annoncen vor, weil er mit seinen geschwächten Augen nicht lesen sollte. Was hievon dem Bereiche der hohen Politik angehörte, behielt er so fest im Gedächtnis, daß er noch einige Tage später ganze Sätze wortgetreu anzuführen imstande war. Es war zufällig eine oppositionelle Zeitung, zu welcher er als dritter Interessent billig gelangen konnte, und er hielt sich mit schlichtem Köhlerglauben an deren Meinung. Daher kam es, daß er das Werden der Ereignisse mit mißtrauischem Blicke begleitete und über das Gewordene sich regelmäßig mißbilligend aussprach. Es war indes kein Greifern in seiner Kritik, sondern eine Art väterlich gutmütigen Tadelns für die leichtsinnigen Minister, ein überlegen mitleidiges Lächeln für die kindliche Leichtgläubigkeit der Diplomaten.

Der mißbilligende Ton verflüchtigte sich augenblicklich, sobald er von der verfahrenen Politik in sein zweites beliebtestes Geleise geriet, zu seinen Blumen. Sie standen auf allen Fenstern und auf Lattengestellen an den Fensterecken in Töpfen, Kübeln, unbrauchbarem Kochgeschirr, Postfischen und Cigarrenschafteln. Von jeder wußte er eine ansehnliche Liste von Eigenheiten, die sich insgesamt als Tugenden herausstellten; jede hatte ihre interessante Geschichte. Graf Wartenkron mußte auf seine Bitte den Rollstuhl von einem Fenster zum andern schieben, damit ihm der Kranke seine Lieblinge persönlich vorstellen könne. Einer derselben litt an einem akuten, ein anderer an einem chronischen Leiden; jedoch ließ sich dies nach seiner Darlegung am Ende wie ein Reiz an. So oft sie hiebei in die Nähe der Wanduhr gelangten, warf Lestenach einen Seitenblick auf den Grafen, ob er dieselbe ansähe. Auch am Abend fiel es ihm mitunter bei, Martina zu bitten, daß sie mit der Lampe zu dem Zifferblatt hinaufleuchte, um zu „konstatieren“, wie spät es sei. Sie that dies ohne Widerrede, obzwar sie von ihrem Sitz aus den Stand der Zeiger genau unterschied.

Herr von Lestenach betrachtete währenddessen das Gesicht des Grafen, ob es auch den entsprechenden Ausdruck von Bewunderung aufweise. Er war so stolz auf dieses Überbleibsel eines vornehmen Hausrates. Dann kam der Säbel daneben und das Klavier darunter. Das war die Dreieinigkeit seiner Schätze, die er jedem Besucher in scheinbarer Unabsichtlichkeit mit den schlauesten Erfindungen nahebrachte. Als der Graf dieses naiven Stolzes gewahr wurde, besprach er als Kenner eingehend den bedeutenden Kunstwert der Uhr. Herr von Lestenach lauschte andächtig und sagte dann mit Thränen in den Augen, wie sie dem nervenschwachen Kranken jetzt bei der leisesten Rührung kamen: „Ein altes Erbstück meiner Familie — viel zu kostbar für uns! Ich habe es auch veräußern wollen, als — als ich eben eine dringende Abzahlung leisten sollte. Da legte mir Martina den Postschein über die bereits vollzogene Einzahlung vor. Sie selbst hatte aus den Ersparnissen ihres Gehaltes die Summe erlegt — o, sie ist ein waderes Herz!“ —

Wenn der Rollstuhl vor den Blumen hielt, pflegte Lestenach jeder derselben als Bewillkommungsgruß ein Rauchwölkchen aus seiner Cigarre zuzublasen. Er that dies mit geschäftsmäßigem Ernst, indem er erklärend bemerkte: „Ich habe das Rauchen aus Ersparnisrücksichten aufgeben wollen. Aber Martina will es durchaus nicht zulassen, weil sonst die Blumen der vielen Insekten wegen absterben würden. Sie behauptet, es gäbe kein anderes Mittel, um alle diese Schmarotzer unschädlich zu machen. Ich bin indes nicht ganz sicher, ob sie hiebei nicht weit mehr an meine Rauchpassion als an die Pflanzen denkt. Denn sie macht sich sonst nicht eben viel aus den Blumen — vielleicht weil sie selbst niemals im Sonnenstrahl aufblühen darf. Sie hat sich bloß an mir wie so ein armer Epheu an einer zerbröckelnden Ruine im ewigen Schatten emporkämpft. Nicht einmal für die Wurzel hat es eine Handvoll fruchtbaren Erdreichs gegeben, nichts als Stein und Sand rings herum! Es ist mir zuweilen unbegreiflich, daß das arme Kind so aufwachsen konnte — ganz wie eine jener Pflanzen, die sich bloß mittels ihrer Luftwurzlein sättigen. Aber der widrige Schicksalswind, der andere knickt, hat sie genährt und stark gemacht, jedem Sturme standzuhalten.“ —

Da kam wieder der leise eilige Schritt die Treppe herauf. Martina trat ein und hatte bloß Augen für den Lehnstuhl. Dem Grafen drängte sich der Gedanke auf, daß in der Zärtlichkeit und Sorgfalt, mit welcher sie den Kranken umgab, so recht eine mütterliche Liebe sich äußerte mit all ihrer schrankenlosen Hingebung, ihrer behutsamen Schonung, ja auch mit ihrer überlegenen Weisheit.

„Du hast Dir noch immer keinen warmen Hut angeschafft, Kind!“ sagte er, da sie ihren leichten Sommerhut ablegte.

Nun hörte der Graf zum ersten Mal in seinem Leben mit steigendem Erstaunen, welche unvergleichlichen Vorzüge einem solchen leichten Hut auch für die Herbstzeit innewohnen. Martinas Rede darüber

war so überzeugend, daß es ihm selbst ganz unverständlich erschienen wäre, wenn sie sich jetzt einen neuen Hut angeschafft haben würde. Dabei vermochte er aus ihrer Miene nichts zu lesen, aus ihren Worten nichts zu erhörchen, was sich dahin hätte deuten lassen, als ob sie dem Vater bloß Trost zurede, oder als ob sie sich selbst damit nur eine Kühlung anlege, die sie unverwundbar machen sollte gegen irgend eine Anfechtung. Sie besaß eine bewundernswerte Gabe, nur die hellste Seite der Dinge dem Beschauer nahe zu rücken und diese überdies in das günstigste Licht zu stellen. So kam es wohl vor, daß den Kranken zuweilen das folternde Bewußtsein seiner Gebrechlichkeit übermannte. Aber unter ihrem Zureden verwandelte sich das Gefängnis des ohnmächtigen Körpers, darin der thatendürftige Wille eingemauert nach Luft rang, in eine stille Laube abseits vom Stoßen und Drängen des Tages. Man ruht darin eben ein Weilchen behaglich aus, um mit wiedergewonnener Kraft ein neues Leben zu beginnen. Und diese Laube durchstrahlte es bis in die nachtschwarzen Winkel wie Mondschein, sobald Martinas sanfte Augen sich darüber aufthaten und ihr Blick lind hereinleuchtete. Selbst das Schlummerlied fehlte nicht, das an einem solchen weltfernen Ruheplätzchen in Träume wiegt. Martina hatte sich ohne Aufforderung zum Klavier gesetzt, um die leichtfüßigen Tanzmelodien zu spielen, welche das Leben so heiter erscheinen lassen, und die doch unter ihren Fingern so seltsam nachdenklich klangen.

Nach wenigen Takten schon trat es für den Grafen zu Tage, daß sie das Instrument meisterhaft handhabte. Aber es war ebensowenig zu verkennen, daß die Weise, wie sie die led' dahinrollenden Rhythmen vortrug, nicht zum Tanzen lockte. Eher zum Grübeln, wie er bereits an sich erfahren hatte, als sie noch über seinem Kopf erklungen waren. „Trauerwalzer“ hatte er damals unwillig und doch festgebannnt gemurmelt. „Walzermelancholie!“ sagte er jetzt zu sich selbst, unbefriedigt von dem verfehlten Stil und doch gespannt danach laufend, wie er nach einem stilgemäßen Tanzwalzer nie gelauscht hätte. Herr von Lestenschach besaß nicht das mindeste Verständnis für ernste Musik. Das „klassische Zeug“, wie es Martina im Institute während der Lehrpausen spielte, langweilte ihn in fast unerträglicher Weise, wie er dem Grafen erklärte. Dagegen unterhielten ihn Tanzstücke, ja, sie wiegten, wie er behauptete, seine krankhaft erregten Nerven recht eigentlich in eine schmerzfreie Ruhe.

Und so reichte ihm denn Martina die Takte auch wie einen Heiltrank behutsam, tropfenweise, indem sie den Ausdruck seines Gesichtes nicht aus dem Auge verlor. Immer vorsichtiger, immer zurückhaltender gebarte sie mit dem Heilmittel, je stiller der Kranke wurde, bis er endlich sanft einschlummerte. Der Graf konnte hiebei beobachten, daß das, was er unten in seinem Zimmer für maßlos stilmwidriges Umspringen mit dem Tempo gehalten hatte, genau wie in einer Partitur in der Miene des Kranken vorgezeichnet stand. Der Kranke saß behaglich in seinem Lehnstuhl und bewegte nach dem Walzertakte

den Kopf mit der mechanischen Regelmäßigkeit eines Metronoms. Immer kürzer ausgreifend gestaltete sich die Drehung des Halses, immer ruhiger ward die Miene — zuletzt stand der Kopf still. Leise wie ein Echo verhauchten noch einige Töne in der Luft, das Klavier verstummte. Martina stand auf und beugte sich vorsichtig über den Vater, um nachzusehen, ob er gut in dem Lehnstuhle gebettet sei, in dem er seine Nächte verbrachte. Wie sich ihre hohe Gestalt langsam wieder aufrichtete, schien in einem Edelkristalle schön und schlank emporzuwachsen, was unten in dem Lehnstuhle halllos zerrann. Wenn sie dann dem Grafen, um den Schlummernden nicht zu stören, stumm die Hand zum Abschiede reichte und mit ruhiger Würde leise zunichte, da war eine Höhe in ihrem Gebaren, welche alle Dürftigkeit ringsumher übergoldebte.

Graf Wartenkron sagte sich im Hinabgehen, daß in diesem Mädchen das Edelgeschlecht Lestenschach noch einmal alle Kraft seines langen Wachstums angesammelt habe zu einem letzten wetterstarken, sturmtrogenden Sprößling. Er fühlte eine aufrichtige Achtung, ja Bewunderung für sie, ohne daß sie ihm sympathischer geworden wäre. Vielleicht weil sie selbst nie etwas dazu that, um seinem Gemüte näher zu treten. Es war nicht bloß kein Entgegenkommen in ihrem Verhalten gegen ihn, sondern eher etwas Abweisendes, mitunter sogar eine unnahbare Schroffheit. Er bedauerte dies um ihres Vaters willen, dem er sich gerne irgendwie nützlich erwiesen hätte. Allein sie ließ keine wärmere Temperatur im Verkehr mit ihm aufkommen, welche dies leichter ermöglicht hätte. Und dies mochte ihm wohl auffallen, weil sie sonst so weich mit anderen sich gab. Er hatte ihre Zärtlichkeit beobachtet, wenn sie an dem wolkensternen Horizont, der sich über den kranken Vater breitete, alle die Lämpchen schimmernder Illusionen aufhängte, so daß er in den hellsten Sternenhimmel zu schauen vermeinte. Wie sie ihr weiches Herz aber auch an Fremde verausgabte, merkte Graf Wartenkron, als er eines Tages das adelige Pensionat besuchte, in dem Martina als erste Lehrerin wirkte. Ein Gutsnachbar hatte daselbst eine Tochter untergebracht, und er kam dessen brieflichem Ersuchen nach, sich von ihrem Befinden zu überzeugen. Es war eben Ruhestunde, und alle, auch die Vorsteherin, nach der er fragte, befanden sich im Garten. Dort, wo die Nachsommerföhne ihre schrägen Strahlen über einen Rasenplatz ausspannte, erblickte er Martina, umringt von Klein und Groß. Man war so eifrig untereinander beschäftigt, und aller Augen wandten sich so ausschließlich der hochragenden Gestalt der Lehrerin zu, daß er eine Weile unbeachtet lauschen und zusehen konnte. Es war nicht allein Verehrung, sondern schon eine Art Fanatismus, mit welchem die Großen sich um ein Wort oder einen Blick Martinas drängten. Die Kleinen aber behandelten sie einfach als Mutter, kammerten sich wie Kletten an Kleid und Überwurf, oder hauchten kichernd nach einem Finger. Sie hob das kleinste, schwächste, bleichste der Mädchen, das abseits vor sich hinstarrte, empor, brückte es an sich und küßte es auf die blassen Lippen. Das Kind

schlang die Arme mit einer leidenschaftlichen Innigkeit um ihren Hals und drückte das jetzt leise gerötete Gesichtchen fest gegen ihre Wange. So trug sie es dem Hause zu, indes der Schwarm ihr auf dem Fuße folgte oder sie jauchzend umtrippelte.

Er fand dann die Vorsteherin, und nachdem er schließlich auch das Töchterlein des Gutsnachbarn gesehen, befragt und ausgehört hatte, ging er heim, um dem besorgten Vater Bericht zu erstatten. Als er jedoch vor dem schwarzgeränderten Briefbogen saß, wußte er nicht, was er eigentlich schreiben sollte. Das Kind hatte wenig über sich und seine Umgebung verlauten lassen. Trotz aller Querfragen war es mit Hartnäckigkeit immer wieder zu „Fräulein von Lestenschach“ zurückgekehrt. Ebenso hatte die Vorsteherin alle Antworten beharrlich mit den Worten eingeleitet: „Fräulein von Lestenschach hält dafür . . .“ oder: „Fräulein von Lestenschach hat gesagt . . .“ So begnügte er sich denn, seine Beobachtungen in einigen lakonischen Worten niederzulegen und bezüglich eingehender Mitteilungen auf seine baldige Heimkehr zu verträufen. Dies war alles. Der Brief erschien ihm am Ende selbst zu kurz geraten, als ihn Anton auf die Post getragen hatte. Er blieb an dem Schreibtische sitzen, nahm abermals einen Briefbogen und langte nach der Feder, nachdem er einen Brief aus der Schublade hervorgesucht und vor sich hingebreitet hatte. Aber es schien sich nicht um dessen Beantwortung zu handeln, sondern derselbe hatte offenbar bloß die Bestimmung einer Vorlage, nach der er seine Zeilen aufzeichnete. Ein Zeichnen war es auch in der That, kein Schreiben, ein langsames Abmalen von Buchstaben, welche er überdies erst einzeln aus dem Musterbriefe heraussuchen mußte. Er seufzte dabei öfters auf und hielt nachsinnend inne. Nicht allein die ängstliche Nachahmung der Schrift, auch die Stillfrierung schien ihm Schwierigkeiten zu schaffen. Gleichwohl war diese Arbeit samt allem Aufwande peinlicher Aufmerksamkeit, den sie beanspruchte, nicht imstande, seine Schwermut abzulenken. Der düstere Ausdruck seiner Züge vertiefte sich im Gegenteil zu unverhohlenem Schmerze.

Da ließ sich oben wieder das herumirrende Abtasten der Volkshymne hören. Er warf die Feder beiseite. Eine Weile hörte er zu. Dann nahm er den Musterbrief und trennte mit dem Papiermesser dessen zweites Blatt ab. Von diesem schnitt er mit der Papierschere die untere Hälfte weg, die nebst der Unterschrift die üblichen Grüße oder Herzensergüsse des Schlusses enthalten mochte, und verwahrte dieselbe wieder in der Tischlade. Die obere Blathälfte las er auf beiden Seiten genau durch, schob sie in sein Portefeuille und ging zu Herrn von Lestenschach.

Er blieb diesmal abichtlich, bis Martina heimkam, und wartete mit Ungebuld auf den Augenblick, da er ihre Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen durfte. Nun holte er das halbe Briefblatt hervor und legte es auf ihren Tisch hin, indem er sagte: „Sie haben in jener Kopie der Grabmonumente eine täuschende Nachahmung der Schrift erzielt. Auch äußerten Sie damals, daß Sie anstatt Ihres

Vaters Kopierarbeiten mit seinem Schriftcharakter besorgen. Demnach ist nicht zu bezweifeln, daß es Ihnen gelingen würde, das vorliegende Brieffragment getreu zu kopieren. Aber es gilt eine schwierigere Sache. Würden Sie, mein Fräulein, es für ausführbar halten, irgend etwas anderes — Ihre eigenen Gedanken etwa — so niederzuschreiben, daß sie von derselben Hand herzurühren scheinen, welche diesen Brief geschrieben hat?“

Martina nahm das Blättchen. Ein feiner Weichenbust entstieg demselben, da sie sich bei der Betrachtung darüber neigte. Ihre blassen Wangen röteten sich leise, während sie las. — „Ich glaube, daß dies sehr schwer durchzuführen wäre,“ sagte sie nach einer Weile, das Blatt zurückgebend.

„Aber doch nicht unmöglich?“

„Ich glaube, für mich wohl.“ Weil sie aber sah, daß diese kurze Ablehnung ihn bestürzt machte, fügte sie zur Motivierung bei: „Verzeihen Sie, Graf, aber es ist nicht die Handschrift selbst, die mich schrecken würde, sondern deren Ungleichmäßigkeit. Die Zeilen sind unverkennbar von einer Frauenhand in einer zerstreuten Stunde lässig hingeworfen und mehrmals abgebrochen, als sei plötzlich etwas Dringendes dazwischen getreten. Dann folgt jedesmal ein neuer Anlauf. Nun wäre es gar nicht schwierig, auch dies getreu zu kopieren. Aber es scheint mir nicht möglich, in einem selbständigen Schriftstück hiervon eine gute Nachahmung zu erzielen, weil . . .“

„Weil?“ fragte er gespannt.

Sie antwortete nicht gleich. Endlich sagte sie: „Weil in diesem Abspringen kein fester Charakter der Schrift hervortritt, welcher faßbar . . .“ sie sah, daß sie ihm wehe that und daß die Schreiberin ihm nahe stand. Da hielt sie mit ihrer Kritik inne und schränkte dieselbe mit den Worten ein: „Mein unmaßgebliches Urteil erstreckt sich bloß auf das vorliegende kurze Fragment, das überdies, wie ich schon erwähnte, in zerstreuter Stimmung niedergeschrieben zu sein scheint.“

„Vielleicht gestatten Sie mir, Ihnen mehrere Briefe von derselben Hand vorzulegen? Vergessen Sie, mein Fräulein, daß ich trotz Ihrer Abneigung so hartnäckig dabei verweile. Aber die Sache ist für mich von der höchsten Bedeutung, und Ihre Zusage wäre mir — es ist dies keine gesellschaftliche Phrase — von unschätzbarem Werte.“

Sie blickte ihm gerade in die Augen, um zu sehen, ob diese neue Aufgabe nicht etwa eine verkappte Aushilfe für die Notlage ihres Vaters sei. Aber es ließ sich nicht verkennen, daß er persönlich in hohem Grade an der Sache beteiligt war; denn er sah ihrer Antwort mit einer Aufregung entgegen, die an ihm befremdete. „Schicken oder bringen Sie mir also die Briefe!“ sagte sie. „Ich verspreche bloß, es wenigstens nicht unverfügt zu lassen.“

Er erfuhr zunächst nicht, ob diese Versuche gelingen würden. Als er ein ganzes Päckchen der versprochenen Musterbriefe heraufbrachte, traf er sie selbst daheim, obzwar er zur Zeit ihrer Lehrstunden gekommen war. Sie saß dicht neben dem Lehnstuhle. Aus demselben beugte sich der Kranke gegen ihre

Seite hin vor, so daß sein Haupt an ihrem Herzen lehnte. Ein friebloses Zucken und Zerren durchirrte die Glieder, langsam mit hörbarer Mühe ging der Atem. Sie neigte sich über das Haupt, welches zuweilen krampfhaft von ihrer Brust emporfuhr, und mühte sich, in derselben schwerfälligen Langsamkeit zu atmen, wie etwa ein leichtfüßiger Pilger gleichen Schritt einzuhalten sucht mit dem todmüden Wander-genossen. Man sah, sie hätte am liebsten auch ihr angstvoll pochendes Herz zu dem sachten schwanken Gange des andern zwingen mögen.

Als der Graf näher trat und Lestenachs Hand faßte, war diese eiskalt. „Es geht zu Ende!“ flüsterte der Kranke heiser. „Das wäre ja so leicht und gut, wenn man ganz allein . . . wenn nicht Martina —“ „Väterchen,“ unterbrach sie ihn, „was überkommt Dich nur? Das macht der Herbstnebel. Er lastet heute so dicht auf der Erde, daß ich selbst nur mit Mühe atmen kann. Du wirst herzlich lachen über diesen Nebelspleen, wenn Du im Frühling an meinem Arm zum Thor hinauswandern wirst. Während meiner Osterferien wollen wir uns volle vierzehn Tage mitten in das schönste junge Lenzgrün einwühlen. Du sollst sehen, Väterchen, wie das lieb und lustig werden soll!“

„Glaubst Du wirklich?“ fragte er bereits wieder getröstet. Nur noch ein kleiner schwacher Zweifel wollte sich gegen die neu erstarkende Hoffnung auflehnen. Und der Kranke forschte mit einem plötzlichen Ausblick in Martinas Miene, ob dieser Zweifel irgendwie berechtigt sei.

Aber hellstrahlend lachte ihm ihr Antlitz entgegen. Darüber atmete er in völliger Befriedigung tief auf und lehnte beruhigt den Kopf wieder an ihre Brust. In ihrem Gesicht erblaßte das freudige Aufleuchten. Gleichwohl blieb immer noch ein leises Lächeln da, von welchem die Rückkehr zu der hellen Freude ohne grellen Sprung wieder möglich war, falls der Kranke unerwartet aufblicken würde. Es war etwas unsäglich Ergreifendes in dem tapferen Festhalten an diesem zitternden Lächeln, das sich emporgerungen hatte aus tiefstem Kummer, und weiter ringend sich von demselben nicht hinabzerren ließ.

„Ein wackeres Herz!“ murmelte Graf Wartenkron, als er das Krankenzimmer verließ, in welches soeben der Arzt eingetreten war. Er hatte dieses Urteil so oft und von verschiedenen Seiten vernommen, daß es fast wie ein Beinamen untrennbar der Persönlichkeit anzugehören schien und jetzt auch ihm unwillkürlich über die Lippen glitt.

IV.

Der Graf war in seine Wohnung gekommen, hatte dem Diener einige Aufträge gegeben und öffnete eben die Thür, um auszugehen, als der Arzt herabkam. Martina begleitete ihn. Sie begann auf der halben Treppe leise zu sprechen. Offenbar hatte sie oben im Gang und noch auf den ersten Stufen das feine Gehör des Kranken gefürchtet.

„Raum bis morgen!“ sagte der Arzt. „Je

ruhiger Sie ihm erscheinen, je weniger er es ahnt, desto leichter wird er kampfslos entschlummern. Darum fassen Sie sich um feinetwillen! Es hängt ganz von Ihnen ab, halten Sie das fest!“ — Dann eilte er die Treppe herab und an der Thür des ersten Stockwerkes rasch vorüber, bevor Graf Wartenkron, wie er beabsichtigt hatte, ihn aufhalten konnte.

Ein Weilschen blieb es still. Dann hörte er ein leises Schreiten die Treppe aufwärts, müde zögernd, als ob die Füße sich nur mit schmerzlicher Mühe fortzuschleppen könnten. Er hätte gerne irgendwie helfend eingegriffen und war schon im Begriffe hinaufzugehen, als ihn das Bedenken zurückhielt, er störe damit nur die letzten heiligen Stunden des Beisammenseins von Vater und Kind. Nun wollte er zu der Mätin hinabeilen; aber diese lag unwohl schon seit mehreren Tagen zu Bette. Endlich ging er aus. Raum war er jedoch an die Ecke der Straße gelangt, als er umkehrte und eiligen Schrittes nach Hause zurückging. Der Gedanke an den Sterbenden im Oberstock ließ ihm auch daheim keine Ruhe. Er schritt in seinem Zimmer hastig auf und ab. Später saß er zwar eine Weile ruhig vor einem Buche; als er es aber hinlegte, wußte er nicht, was auf den Seiten stand, die er durchblättert hatte.

Plötzlich hielt er in unsäglichem Erstaunen an. Die wohlbekannten „Trauerwalzer“ erklangen über seinem Kopfe. Der Arzt mußte sich offenbar getäuscht und zu schwarz gesehen haben. Nervenzufälle lassen sich oft alarmierend an, ohne gleichwohl eine ernste Bedeutung zu haben. Es ging offenbar entschieden besser. Damit war auch sein voriges Bedenken beseitigt, und nichts hinderte mehr seine Gutherzigkeit, sich persönlich von dieser günstigen Wendung zu überzeugen.

Als er eintrat, wandte Martina den Kopf nach seiner Seite. Aber sie erhob sich nicht, sie begrüßte ihn auch nicht, sondern spielte ohne Unterbrechung weiter. Dabei griff jedoch nur die eine Hand in die Tasten, mit der anderen winkte sie ihm ab, näher zu kommen, und legte dann den Finger auf die Rippen. Ihr Antlitz war totenbleich.

Er hielt im Vorwärtsschreiten inne; er wagte nach ihrem mahnenden Winke auch nicht umzukehren und durch sein Fortgehen Geräusch zu machen. So blieb er inmitten des Zimmers stehen und rührte sich nicht.

Martina hatte inzwischen ihr Gesicht von ihm abgewendet und wieder dem Lehnstuhl zugekehrt. Jetzt spielten beide Hände den Walzer weiter, laut, lärmend, in der Munterkeit überhastet wie einen tollen Kindertanz. Dieser plötzliche Anfall ausgelassener Freude hatte den Grafen schon unten wunderbarlich berührt. Derselbe war ihm bei dem sonst so gehaltenen Wesen Martinas als eine unbegreifliche Laune erschienen. Als er jedoch der Richtung ihrer Augen folgte, verstand er Spiel und Wink.

Der Kranke saß tief in den Lehnstuhl zurückgelehnt, aber sein Haupt bewegte sich nicht wie sonst nach dem Walzertakte. Was dort auf dem Rissen der Rückenlehne regungslos ruhte, war das Antlitz eines, den der Tod schon sachte berührt hat — bleich,

mit leise geöffneten Lippen, mit weit aufgethanen Augen. Ein heiteres Lächeln lag darüber hingebreitet. Es hellte sich um so strahlender auf, je freudiger die Walzerlänge neben ihm aufjauchzte.

Martina blickte unverwandt in dieses Lächeln. Sie gedachte wohl des kampflosen Einschlummerns, von welchem der Arzt geredet hatte — immer übermütiger rasteten die Finger über die Tasten dahin.

Den Grafen erfaßte ein innerer Schauer. Mit jedem Ton schien ein eisiger Hauch heranzuwehen. Der Walzerjubel glich einer jener grauenhaften Sagen, bei denen sich das Haar emporsträubt und ein Frösteln die Glieder überrieselt, und die noch lange nachher die Gedanken des Tages sowie die Träume der Nacht gespensterhaft verflören. Er war entsetzt und durfte sich doch nicht regen, sondern mußte unbeweglich weiter lauschen und zusehen, wie allmählich das Lächeln in dem Antlitz des Kranken erlosch. Dann war es, als ob der eisige Hauch, welcher ihm selbst den Schauer zugeweht hatte, mit einem Male auch dort über das matt zurückgelehnte Haupt einherfahre. Plötzlich wischte derselbe den letzten Rest von Wärme und Freude hinweg. Starr, mit tiefem Ernst bleichte jetzt das Gesicht aus dem dunklen Hintergrunde hervor.

Daneben begannen auf einmal die Finger leicht über die Tasten hinzustreichen wie über ein Saiteninstrument. Ein falscher Ton wimmerte aus der verwirrten Walzermelodie. Gleich danach war es still und der Stuhl vor dem Klavier leer. Ohne einen Laut war die Walzerspielerin hinabgeglitten und vor dem Lehnstuhl in die Knie gesunken. Bewußtlos lag ihr Haupt auf den starren Händen des Toten.

Der Graf rief seinen Diener, schickte ihn nach dem Arzt und dann zur Gerichtsrätin, welche ihre Migräne nicht mehr beachtete und in der Aufregung auch gänzlich vergaß. Hierauf ließ er seinen eigenen Arzt herbeirufen und beruhigte sich erst, als er Martina wieder bei Bewußtsein und in der Obhut einer erfahrenen Krankenschwester aus dem benachbarten Spital mußte. Die beiden Ärzte nebst der Hausfrau lud er in seine Wohnung zu einer Besprechung ein. Er nahm dabei als Sohn eines verstorbenen Kameraden des Verstorbenen das Recht in Anspruch, für ein würdiges Leichenbegängnis sorgen zu dürfen. Die Gerichtsrätin sollte Martina in ihre Wohnung herabnehmen. Es ergab sich dadurch für die Verwaiste ein Wechsel in der äußerlichen Umgebung, welcher ablenkte; auch hatte sie dann zu jeder Stunde ein warmes Herz voll Teilnahme in ihrer Nähe. Die beiden Ärzte endlich sollten sich, unterstützt von der Krankenwärterin, der körperlichen Pflege Martinas widmen.

Der Hausarzt fuhr mit der Hand abwehrend durch die Luft, indem er ausrief: „Drei zur Pflege des Fräuleins von Vestenach? Nicht einer von uns findet morgen hier noch etwas zu thun. Fräulein von Vestenach gehört nicht zu den Pflänzlein, die ein Sturm knickt. Beugen — ja, das mag vorkommen! Im nächsten Augenblick aber schnellst sie zurück und

steht aufrecht wie zuvor. Ich kenne keine zweite wie sie. Sie ist ein tapferes Herz!“

„Ja, das ist sie!“ sagte die Gerichtsrätin mit Thränen in den Augen.

Ja, das ist sie. Ärzte und Krankenwärterin ziehen sich am nächsten Tage zurück, weil sie überflüssig geworden sind. Frau Wellmer, anstatt Martina unten zu beherbergen, verweist oben bei ihr. Die Tochter läßt es sich nicht wehren, die wenigen Stunden, welche der armen starren Hülle noch über der Erde gegönnt sind, mit derselben zu verbringen. Ebenjowenig läßt sie sich es nehmen, ihr mit eigenen Händen alle die letzten Liebesdienste zu erweisen, welche man einem Toten noch zuwenden kann. Deshalb überläßt sie auch ohne Einspruch dem Grafen Wartenkron die Vorkehrungen außerhalb des Hauses; so verliert sie wenigstens keine der kostbaren Minuten, welche ihr noch zum Beisammensein mit dem Vater bleiben. Zuletzt nimmt sie von Fenstern und Gestellen alle seine Lieblinge aus der Pflanzenwelt herab und reiht sie rings um die Bahre. Der Tote schlummert nun wie in einem grünen, blütenreichen Garten. Sie selbst sitzt ihm zu Füßen neben dem Korbe, welchen man soeben hereingebracht hat. In demselben sind bloß weiße Rosen, wie sie es ausdrücklich verlangt hat, weil er sie am liebsten hatte. Nun windet sie selbst daraus den Kranz für ihn und betaut ihn mit ihren Thränen. Dann bricht der Morgen an, und mit ihm kommen, wie unbegreifliche entsetzliche Traumbilder, nacheinander die Träger, der Sarg, die Fahrt zum Friedhofe, das Grab.

Aber an einem der nächsten Morgen schon trat sie, selbst einer bleichen Traumgestalt gleichend, in das Empfangszimmer der Institutsvorsteherin mit der Absicht, sich wieder ihren Pflichten zu widmen. Die gute Dame hatte Thränen in den Augen, als sie beide Hände des Mädchens drückte und sie dann an ihr Herz zog. „Sie sind ein tapferes Herz! Aber Sie haben noch vierzehn Tage Urlaub. Sorgen Sie nicht! Ich selbst vertrete, so gut es geht, Ihre Stelle — es ist mir eine Freude, dies für Sie thun zu können!“ — Nach diesen Worten geleitete sie Martina vor die Thüre, küßte sie auf die Stirn und sagte zum Abschied: „Nützen Sie die letzten schönen Herbsttage, und gehen Sie irgendwohin auf das Land! Es wird Ihnen wohlthun — Sie haben es nötig, mein liebes Kind!“

Denselben Gedanken entwickelte Graf Wartenkron der Gerichtsrätin und bat sie, Fräulein von Vestenach zu einer kleinen zerstreuten Reise zu bewegen. Er legte ihr nahe, vorzubringen, sie selbst sei unwohl und fühle ein Bedürfnis nach Luftwechsel. Die Fingigkeit der schlichten, alten Frau war jedoch zu durchsichtig, um Martina täuschen zu können. Sie lehnte dankend ab und blieb in der Stadt. Die ihr augenötigte Muße benutzte sie, um sich in das Studium jenes Briefpäckchens zu vertiefen, welches ihr der Graf übergeben hatte, und das seitdem unberührt in einer Schreibtschlade gelegen hatte. Wort für Wort nachzeichnend, kopierte sie sämtliche Briefe, und that so ein zweites Mal und noch ein drittes Mal. Darüber war eine Woche vergangen. Nun legte sie die

Originale beiseite und versuchte es, den ersten Brief aus der Erinnerung nachzuschreiben. Nachdem dies bis auf wenige nachzubessernde Stellen gelungen war, verfuhr sie in gleicher Weise mit allen übrigen. Der Erfolg schien sie zu befriedigen; denn sie nahm eine Zeitung und schrieb den ersten Artikel, welcher ihr in die Augen fiel, in der Handschrift der Briefe nieder. Es war ein Bericht über die neuesten Herbstmoden und stimmte zu dem Inhalt der Briefe, welcher sich zumeist um Toiletten bewegte. Sie schrieb, ohne zu stocken. Deutlich, in voller Klarheit, wie bei wirklichem Sehen, stand das Gesamtbild des Wortes vor ihr; sie brauchte bloß mühelos den Umrissen nachzufahren. Die Energie eines anschaulichen Vorstellungsvermögens, welche ihr beim Malen zu Gebote stand, versagte auch bei dieser ungewöhnlichen Arbeit nicht.

Graf Wartentron hatte inzwischen mit Martinas Kopie der Grabmonumente eine mehrtägige Reise unternommen, um dieselbe mehreren Künstlern zur Begutachtung vorzulegen. Nach seiner Rückkehr fand er auf dem Schreibtisch einen Brief mit dem Bericht über die neuesten Herbstmoden. Er fragte sich verwundert, wie es möglich war, ihn zu übersehen, als er vor der Abreise seine Papiere geordnet hatte. Schon war er im Begriff, denselben in die Tabe zu einem Päckchen zu versperren, das mit schwarzen Bändern kreuzweise gebunden war, als ihm das ungewöhnliche Format des Briefbogens auffiel. Rechts oben stand das Datum verzeichnet. Es war wenige Tage alt. Er fuhr sich fast entsetzt mit der Hand über die Augen. Aber ein zweiter scheuer Blick belehrte ihn, daß er richtig gelesen hatte und nicht durch eine Sinnestäuschung irreführt worden war. Den Diener, welcher auf das Stürmen der Glocke herbeieilte, überschüttete er mit Fragen, wie der Brief hierhergekommen sei, ob er ihn auf oder unter dem Tische gefunden habe, was er überhaupt von demselben wisse.

Als Anton endlich zu Worte kam, sagte er in wegwerfendem Tone: „Das Fräulein von oben hat den Brief durch die Hanna geschickt. Aber wenn ich gewußt hätte — natürlich, so notige, arme Leute! Aber ich hab's gewittert! Also doch! Was hat es denn auch anderes sein können, als ein Bettelbrief? Gleich trage ich ihr den Wisch wieder zurück und . . .“ So erzürnt hatte er jedoch seinen Herrn noch nie gesehen wie jetzt, da er nach dem Briefe greifen wollte. Derselbe sagte kein Wort, er wies nur gegen die Thür. Den Blick und den ausgestreckten Arm konnte Anton lange nicht aus seiner Erinnerung verschweigen, obzwar er beide bloß einen Augenblick sah und im nächsten bereits vor der Thür stand.

Der Graf betrachtete aufmerksam die Schriftzüge des Briefes und las ihn dann bedächtig durch. Hierauf saß er noch eine Weile vor dem Schreibtische und blickte vor sich hin. Endlich sprang er empor und schritt eine ganze Stunde lang im Zimmer hin und her. Plötzlich wich er, ohne anzuhalten, quer gegen die Thür ab und stieg die Treppe hinunter. Im Erdgeschoß fragte er nach Fräulein von Lestensch. Sie bewohnte jetzt ein Erkerstübchen neben den Zimmern der Gerichtsrätin. Martina hatte es ge-

mietet, weil die Wohnung im Oberstock für sie allein zu groß war.

Frau Wellmer war in das Erkerstübchen geeilt mit der Frage, ob der Graf eintreten dürfe. Da stand Martina auch schon in der geöffneten Thür und streckte ihm beide Hände entgegen. Sie hatte Thränen in den Augen und sagte bloß: „Dank, Dank!“ — Er folgte ihr zu dem Sofa, und erst da fand sie Worte für ihr überströmendes Gefühl.

Sie sprach mit ihm zum ersten Mal seit dem Begräbnis ihres Vaters. Sie hatte ihm noch für alles zu danken, was er in jenen traurigen Tagen gethan oder veranlaßt hatte. Für die Kosten der Bestattung, welche er bestritten, erkannte sie sich trotz seiner Abwehr als Schuldnerin. „Ich werde es langsam abarbeiten, sowie die alte Schuld,“ sagte sie, „und Sie werden Geduld haben — aber davon wollte ich nicht reden. Ich habe erst hinterdrein alle Einzelheiten erfahren, vermag auch jetzt erst Ihr Thun voll zu würdigen. Damals war es bloß ein dumpfes, beruhigendes Gefühl, es sei jemand da, der während meiner Unfähigkeit anstatt meiner handelt. Und wie handelt? Lassen Sie mich reden, Graf — es ist so viel Rührendes darin gewesen, wie es sonst nur einem Blutsverwandten vom Herzen kommt, weil es nur ihm so zu Herzen geht.“

„Auch einem Schmerzverwandten, mein Fräulein. Es ist kein Verdienst dabei. Ich wußte nur noch gut, wie man sein Liebstes begräbt. Es ist noch zu kurz seither, um dergleichen zu vergessen . . .“ er stockte und blickte vor sich hin.

Martina sah auf den Mann mit dem Antlitz, das nie lächelte und jetzt in düsterer Trauer starrete. Aus ihren Augen brach auf einmal jener Blick hervor, welchen sie über den Vater ausstrahlen pflegte. Ihr eigenes Leid war von seinen schmerzensehigen Worten geschmolzen. Vor überquellendem Mitgefühl und vor Überdrang, zu trösten, abzulenken, aufzuheitern, wußte sie gar nicht, wie leise sie an seine Seele rühren, wie lind sie zu ihm reden sollte. Endlich sagte sie, ohne jeglichen Zusammenhang eine stille Gedankenreihe laut ausklingen lassend: „Und es thäte mir wohl, Sie heiterer zu sehen.“ — Gleich danach errötete sie und erhob sich.

Er blickte auf und sprach langsam: „Ich danke Ihnen. Es liegt dies übrigens in Ihren Händen, Fräulein von Lestensch. Und da es Ihnen wohlthäte, wie Sie gutherzig sagten, so finde ich auch den Mut, es Ihnen anheimzugeben. Darf ich offen sprechen?“

Sie nickte nur, setzte sich wieder und blickte ihn verwundert an.

„Es ist da,“ fuhr er fort, „vorerst auf Wartentron ein vermaistes Kind, das nach einer Mutter weint, bleich, schwach, kränkelnd, eine zitternde letzte Freude — ganz wie jenes Kind, Fräulein von Lestensch, das ich Sie im Institutsgarten an Ihr Herz heben und heimtragen sah, indes mich niemand bemerkte, weil alles nur Auge und Ohr für Sie war. Es sind ferner jenseit des Meeres zwei kranke, alte Leute, welche sterben würden, wenn sie erfahren müßten, daß ihre Tochter tot ist. Sie leben nur

noch in und von den vermeintlichen Briefen dieser Tochter, Briefen ganz wie dieser da —“ er nahm das Portefeuille aus der Brusttasche und wies Martina das Schriftstück vor, welches sie ihm durch Hanna hinaufgeschickt hatte. „Es ist endlich auf Wartentron ein großes Haus voll Verödung und Wirrnis. Dasselbst sowie über den vielen Menschen des ausgedehnten Gutes fehlt das ordnende und aufhellende Auge der Hausfrau, das scharfsichtige und doch mildblickende Auge der Herrin. Sie haben solche Augen, Fräulein von Vestenach. Ich glaube auch, daß es auf Erden keine bessere Mutter giebt für mein verwaisenes Kind und keine bessere Tochter für die alten Leute dort drüben. Dies alles ist freilich nichts als Mühe und Drangsal. Aber ich habe Sie das Härteste ertragen, ich habe Sie den herzzerreißenden Schmerz bemeistern sehen . . . verzeihen Sie, ich rede unbesonnen, ohne daran zu denken, daß ich Sie betrübe! Ich weiß, daß es Ihre Natur ist, sich zu opfern, daß Gutthun für Sie ist, was für andere das Atmen. Es gehört ein tapferes Herz dazu, Gräfin Wartentron zu werden, ein Herz wie das Ihre, mein Fräulein. Es gehört auch Überlegung dazu, und ich will geduldig dessen harren, was Sie beschließen. Wenn sich aber Ihre Entscheidung zu unseren Gunsten neigen sollte, dann, Fräulein von Vestenach, dann zögern Sie nicht — mein armes, bleiches Mädchen härt sich krank nach einem Mutterherzen. Dieser Harm allein konnte mich bewegen, schon heute so zu Ihnen zu reden, in einer Zeit tiefer, schmerzlicher Trauer — und ich selbst komme von einem frischen Grabe zu Ihnen. Wir sehen beide die Welt mit Augen an, die um das Teuerste noch nachweinen — aber es ist ja kein Freudenfest, zu welchem ich Sie rufe, sondern eine ernste, schwere, heilige Pflicht.“

Er verneigte sich und schritt, ohne eine Antwort abzuwarten, hinaus.

Sie saß noch immer zurückgelehnt und blickte in die Dämmerung des kleinen Gemaches. Es tönte wie ein Echo nach von den seltsamen Worten, die eben verklungen waren. Was sie besagt hatten, erschien ihr als schwankte Vision, als haltlose Spiegelung einer Träumerei. Ein mutterloses Kind, ein kinderloses Greisenpaar, endlich er, der so ausgefücht gut gegen den Vater gewesen und selbst so sehr der Güte bedürftig war — so stand es vor ihrer Seele. An sich selbst dachte sie dabei nicht, noch auch daran, daß sie aus der kalten, durchstürzten Welt in die ebenmäßige Ruhe und Milde eines Warmhauses verpflanzt werden sollte. Es fiel ihr nicht bei, daß dort aufblühen mochte, sowohl was bisher verkümmert war, als auch was demnächst ein rauher Frost hätte ertöten können. Schon als Kind hatte sie kein selbstsüchtiges Hoffen gekannt und sich selbst niemals die geringste Anwandlung jener Phantasie gegönnt, welche sie zu des Vaters Trost in Fülle verausgabte. Und dieselbe verschwenderisch zärtliche Phantasie wandte sich jetzt dem Werke der Darmherzigkeit zu, welches an drei Geschlechtern zu thun war: an den Alten, an dem Manne, an dem Kinde. Auf dem Goldgrund ihres Herzens standen sie schon alle drei in

leuchtenden Farben wie Heiligengestalten, denen zu dienen eine fromme Pflicht ist. Und das Gemälde, welches sie so großherzig mit der Farbanglut ihrer eigenen Seele ausgemalt hatte, wirkte jetzt auf sie selbst zurück. Sie waren ihr nicht mehr fremd, und sie konnte nur noch mit Rührung daran denken, daß sie in ihr Leben eingreifen und an ihnen das Werk fortsetzen sollte, welches sie an dem Vater gelbt hatte. Es war kein Schwanken in ihr, keine schüchterne Ungewißheit, kein halbdunkler Übergang zum vollen Bewußtsein dessen, was nun werden sollte.

Sie erhob sich und trat an das Erkerfenster. Oben brannten die strahlenden Gestirne des Himmels, unten die zaghaft flackernden Lämplein der Erde. Sie stand zwischen beiden und wußte nicht, daß in ihrem Herzen der Widerschein von beiden aufleuchtete, himmlisches Mitleid und irdische Liebe. Sie ahnte nicht, wie sich allmählich ein warmes Gefühl zu dem edlen, traurigen Mann in ihre Seele eingestohlen hatte. Sie hatte immer vermeint, es sei bloß Bewunderung seiner Güte sowie Erbarmen mit seinem Leide. Auch jetzt konnte es sie nicht beirren, daß mit dem Gedanken an das Kind oder an die Alten sich zugleich sein Bild in ihre Seele schlich. Sein Glück lag in dem Glücke jener bedingt. Darum auch — sagte sie sich — hatte er ausdrücklich nur die beiden ihr ans Herz gelegt und von sich selbst geschwiegen.

In der Morgenfrühe fuhr sie, wie alltäglich, mit dem ersten Wagen der Pferdebahn zu dem Friedhofe. Sie beriet sich nicht mit dem toten Vater, was sie thun sollte; sie kam ihm bloß zu sagen, was sie thun wollte. Die Rasenränder des Grabhügels grüntem, als ob es Frühling wäre, um das Kreuz nickten die Asten im Morgenwinde. Ehe sich Martina von den Knien erhob, nahm sie die taufrische weiße Rose von ihrer Brust und legte sie zu Füßen des Grabes an Stelle der verwelkten hin, welche sie gestern gebracht hatte und heute mit sich heimtrug. Als sie nach Hause kam, gab sie Hanna den Auftrag, den Grafen Wartentron in ihrem Namen um eine Unterredung zu bitten. Raum hatte sie Hut und Mantel abgelegt, als er eintrat.

„Ihr Kind soll um meinetwillen auch nicht einen Tag länger warten, und auch . . . die anderen nicht. Ich habe nicht viel zu geben, aber es geschieht gerne, von Herzen gerne,“ sagte sie schlicht mit feuchten Augen.

Er ergriff ihre Hand, welche sie ihm entgegenstreckte, und erwiderte: „Ich danke Ihnen im Namen der Verwaisten. Sie sind ein waderes Herz — Gottes vollster Segen über Sie für Ihren großherzigen Entschluß!“

V.

Frau Wellmer war selig über das Geschick, welches die zwei Wesen zusammengeführt hatte, die sie mit gleicher Liebe umfaßte. Das Brautpaar war übereingekommen, Verlobung, Brautstand und Hochzeit gänzlich abseits der lauten Welt in tiefster Stille zu feiern, was das Glück der Gerichtsrätin einiger-

maßen beeinträchtigte. Sie durfte sich zwar als Brautmutter fühlen, aber weder als solche zeigen noch abmühen. Es war keine Rede von einem Troussseau, von Schmuck, von Blumen; es sollte auch keinen Hochzeitszug geben, keine Equipagen, keine Opernsänger auf dem Chore, ebensowenig ein Festmahl mit Musik oder gar einen Ball. Was sie jedoch in ihrem Vollgefühl als Brautmutter am tiefsten kränkte, war das leidenschaftslose Gebaren des Grafen gegen Martina. Er zeigte im Verkehre mit ihr einen sympathischen Tact, der sich alles versagte, was sie betrüben oder irgendwie unangenehm hätte berühren können. Allein dies erschien Frau Wellmer als anerzogene Feinheit der Lebensart, wie er sie auch gegen Fremde bethätigte. Jedenfalls war sein Benehmen himmelweit entfernt von jener Turteltaubenzärtlichkeit, mit welcher nach den Begriffen der Gerichtsrätin eine wahre Liebe untrennbar verbunden sein mußte. Eher noch mochte die Braut in unbewachten Zeiten dieser Anschauung annähernd entsprechen. Denn Martina hatte Augenblicke unbewußter Hingebung, welche sie weiter mit sich forttrieb, als sie zu gehen gedachte. Plötzlich besann sie sich und hielt bekürrt an vor dem kühl freundschaftlichen Tone, mit welchem er ihr entgegnete. Sie pflegte dann leise zu erröthen und sah in ihrer verschreckten Lieblichkeit und melancholischen Anmut so hinreißend aus, daß Frau Wellmer meinte, nun werde er aufspringen und sie stürmisch in seine Arme schließen. Aber er blieb zur Entrüstung der Gerichtsrätin ruhig stehen oder sitzen. Dabei redete er gelassen weiter, bis er Martina dahin gebracht hatte, daß auch sie in demselben leichtem, glatten, langsamen Fahrwasser dahinglitt. Immer schärfer trat die Mißbilligung über solchen Gleichmut in dem sonst so freundlichen Gesichte der alten Dame hervor. „Ein bloßer Ober-

flächenbrautstand!“ murmelte sie verdrossen. Und dies Wort schien ihr so treffend, daß sie nahe daran war, es vor beiden laut werden zu lassen. Gleichwohl schwieg sie im letzten Augenblicke; es war ihr, als sei sie im Begriffe, zwei Mondstüchtige anzurufen, die dann rettungslos von der Höhe herabstürzen, auf welcher sie eben noch schwindelfrei dahinwandeln.

Vollends mit Grauen aber erfüllte Frau Wellmer die Trauung. Dieselbe war auf eine späte Abendstunde festgesetzt worden. Auf dem Altare brannten bloß zwei Kerzen; ihr spärliches Licht ließ die nächtliche Schwärze der Hallentiefe noch schauerlicher erscheinen und weckte an Bildwerk und Säulen gespenstige Riesenschatten. Vor den Stufen des Altares standen der Hausarzt und der Notar als die zwei unerläßlichen Zeugen, nebst Frau Wellmer; sonst befand sich außer dem Brautpaar und dem Priester niemand in der Kirche. Der Bräutigam und die beiden Zeugen waren im schwarzen Straßenanzuge, Martina in einem schwarzen Kleid, ohne Schleier, ohne Spitzen, ohne Kranz. Als einzigen Schmuck trug sie an der Brust eine weiße Rose mit matten, wellen Blättern. Nicht der leiseste Schimmer von Farbe oder Glanz war in dem geisterhaften Nachtbilde, düster und hohl hallten die Worte des Priesters durch das öde Kirchenschiff. Es klang wie ein Todesurteil. Und auch sonst mahnte alles an dergleichen. Frau Wellmer hatte niemals einer Hinrichtung beigewohnt, aber sie war überzeugt, daß es dabei genau so aussehen und zugehen müsse. Dann als sie glaubte, jetzt werde es ernstlich angehen, war bereits alles zu Ende, und sie saß mit den beiden Zeugen im Wagen, welcher sie heimführte, während der zweite Wagen mit dem Brautpaare dem Bahnhof zurollte. Sie war ganz außer sich und konnte sich lange nicht in ihr gewöhnliches Leben zurückfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Die Reise bis Mailand währte fast sechs Wochen, die Fluren hatten sich bereits herblich gefärbt, als Paula in der lombardischen Hauptstadt eintraf. Ihre Mutter hatte sie an ihre Brüder gewiesen, sie zog es vor, in einem Gasthause Wohnung zu nehmen und später ein eigenes Haus zu mieten, um die Gastfreundschaft ihrer Verwandten nicht in Anspruch nehmen zu müssen. Sofort nach ihrer Ankunft sandte sie einen ihrer Diener mit dem Briefe ihrer Mutter zu dem Gouverneur, die Anfrage daran knüpfend, wann er geneigt sei, ihren Besuch zu empfangen.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

Graf Siruela kam in eigener Person, die neue Anverwandte zu begrüßen.

„Ich ahnte nicht, als ich heute morgen erwachte, welche holde Überraschung der Tag mir bringen sollte,“ sprach er, mit ritterlicher Artigkeit der jungen Frau die Hand küßend. „Eure edle Mutter, meine unvergessene Freundin, schickt mir ihre schöne Tochter, in deren Zügen ich jene wiederfinden darf, die mir in der Jugend fernem Tagen der Inbegriff der Anmut und des Liebreizes waren. Darf ich Euch, meine holdselige Nichte, die Freude ausdrücken, die ich bei Eurem Anblick empfinde? Was es auch sei,

das mir das Glück Eurer Bekanntschaft verschafft, es wird von mir als ein besonders freundlicher Zufall gepriesen werden."

Paula hatte die höflich schmeichelnde Rede unbewegten Antlitzes angehört. Die Züge des bisher unbekanntem Oheims stößten ihr kein großes Vertrauen ein. Wie sollte sie es in Worte kleiden, was sie hergeführt und würde er überhaupt ihren Wunsch begreifen?

"Meine Mutter," begann sie befangen, "wies mich an Euch, Graf Siruela, der ihr stets ein werter Freund gewesen und ich folgte ihrer Weisung gerne, weil ich das Vertrauen in Eure Güte setze, die sie mir so oft gepriesen. Diese Güte ist es, die mir den Mut giebt, Euch mit einer Bitte zu nahen, an deren Erfüllung meine Seele hängt, und ich wage es zu hoffen, daß sie nicht vergeblich an Euch gerichtet sei."

"Eine Bitte, holde Nichte?" wiederholte der Graf. "Aber weshalb bedarf es dazu einer solchen Einleitung? Petronilha Gallieras Tochter ist ein Wunsch gewährt, noch ehe sie ihn äußerte, und ich bin glücklich, der erste sein zu können, der in dieser Stadt ihr einen Dienst leistet."

"Ihr werdet anders urteilen, nachdem Ihr vernommen, was ich begehre," erwiderte Paula, die der Eifer des galanten Spaniers unwillkürlich lächeln machte.

Dieses Lächeln ließ sie dem alternden Oheim doppelt hinreichend erscheinen. Er fühlte sich von dem lieblichen Weibe mit jeder Minute mehr bezaubert. Wirklich, sie war schöner noch, als es ihre Mutter je gewesen, und er war im voraus erfreut, ihr jeden auch nur möglichen Wunsch erfüllen zu sollen.

"Ihr scheint mir zu wenig Vertrauen entgegenzubringen," scherzte er, "mein ganzes Haus, meine Familie, alles, was zu meiner Verfügung steht, ist von heute an dem willkommenen Gaste unterthan. Zunächst stelle ich an Euch die Bitte, Euch in meinen Palast mitnehmen zu dürfen. Dieses Haus, in dem ich Euch finde, ist Eurer nicht würdig. Kommt mit mir; mein Wagen wartet draußen, wenn wir daheim sind, höre ich bereitwillig, was Euer junges Herz beschwert. Es wird nichts Großes sein für sie, der das Geschick seine besten Gaben verschwenderisch austeilte."

Paulas Züge überflog ein Schatten. "Ihr seid im Irrtum, mein Oheim, wenn Ihr mir gestattet, Euch so zu nennen. Lasset mich, bevor ich mich entschließe, Eurer Einladung zu folgen, zur Stelle Euch anvertrauen, was mich bedrückt und seid mir ein milder Richter, wenn ich Euer Mißfallen erwecken sollte."

"Ihr erschreckt mich, reizende Paula, sprecht ohne Scheu; ich werde Abhilfe schaffen, wenn ich es irgend kann."

"Meine Mutter," sagte Paula, "beschränkte sich in ihrem Briefe darauf, Eurer Fürsorge, Eurem Schutze mich zu empfehlen; sie erwähnte nicht, daß ich die Reise von Graz hierher um eines andern Willen unternommen, eines andern, der mir teuer ist und den ich nur durch Eure Vermittelung wiedersehen kann."

"Ah so, ein kleines Liebesabenteuer," erwiderte der Gouverneur lächelnd. "Nun, das ist bei einer jungen begehrenswerten Witwe nichts Außergewöhnliches. Ein Kavaliere demnach, der sich unter meinen Regimentern befindet und der so grausam war, Euch zu entfliehen? Aber deshalb brauchen Eure schönen Augen nicht eine einzige Thräne zu vergießen. Wir finden ihn wieder und er soll Euch reuig Abbitte leisten."

"Nein, nein, mein Oheim, es ist nicht, was Ihr meint. Der Mann, den ich wiedersehen möchte, befindet sich unter den Gefangenen des Castello di Giove und Eure bereitwillige Güte wird sich mindern, sobald Ihr seinen Namen vernehmt."

"So nennt ihn endlich, meine Nichte, sonst müßte ich ja glauben, daß Euer Erwählter ein ganz absonderlicher Geselle sei. In dem Kastell sind, außer den Verbrechern, gegenwärtig nur drei Edelleute, die wegen Raufereien mit Bürgerleuten eine kurze Strafe verbüßen, und der Prinz von Braganza."

"Dieser ist es, Graf Siruela," hauchte Paula, "seinetwegen kam ich her."

Don Velasco starrte sie an. Hätte sie ihm einen der inhaftierten Verbrecher genannt, er hätte nicht überraschter und betroffener sein können.

"Der Prinz von Braganza," sprach er langsam, "und ihn hofft Ihr durch meinen Beistand sehen zu dürfen?"

"Ich hoffe es," erwiderte Paula, von der mit der Nennung des Namens die bisherige Scheu geschwunden. "An Eure Großmut oder, wenn Ihr wollt, Eure Barmherzigkeit richte ich meine Bitte, die Ihr vielleicht der Unglücklichen erfüllt, sollte die Tochter Petronilha Gallieras sie umsonst an Euch gestellt haben."

Der wohlwollende Ausdruck war aus seinem Angesichte gewichen; er war nicht mehr der ritterliche Oheim, der sich ohne Zaudern in den Dienst der reizenden Nichte begeben hatte, der Gouverneur von Mailand saß ihr gegenüber, dem Spaniens wichtigster Gefangener anvertraut war.

"Ehe ich auf Eure Bitte näher eingehe, Signora," sagte er zurückhaltend, "muß ich eine Frage von Euch beantwortet haben, die Euer seltsames Verlangen mir einigermaßen erklärt. Ihr sprachtet das letztere so einfach und bestimmt aus, als ob diese Sache kein Bedenken verursachen könne. Was ist der Prinz von Portugal Euch, daß Ihr es, wie mir dünkt, ganz unauffällig findet, ihn in seinem Gefängnisse besuchen zu wollen?"

Paula errötete tief. "Ich liebe ihn," antwortete sie kurz und kalt.

Graf Siruela blickte sie durchdringend an. "Don Navarro, der mir den Prinzen im Namen des Kaisers übergab, erwähnte, daß auf seiner Reise noch ein verwegener Befreiungsversuch für Dom Duarte gemacht worden sei, bei welchem, wie er entdeckt hatte, auch Frauen ihre Hände im Spiele hatten. Seid Ihr eine jener Frauen gewesen, Signora?"

"Eure Frage ist hart und grausam, Don Velasco," erwiderte Paula, "und hätte ich mich an

jenem Wagnis beteiligt, oder nur darum gewußt, könntet Ihr mir dies verargen?"

"Von Eurem Standpunkte aus gewiß nicht, aber von dem meinen. Navarro sagte mir noch außerdem, daß Dom Duarte in Graz eine Geliebte zurückgelassen, der der tollkühne Plan zuzutrauen gewesen. Seid Ihr diese Geliebte, Paula?"

Die unzarte Frage trieb von neuem das Blut in ihre Wangen. "Darauf Euch zu antworten, Graf Siruela, habe ich keine Veranlassung," rief sie stolz, "noch halte ich es mit den Sitten eines Edelmannes unvereinbar, eine Frau, die er zum ersten Male vor sich sieht, in solcher Weise zu verhören."

"Gestattet mir, Euch daran zu erinnern, daß ich nicht nur der Graf von Siruela, sondern gleichzeitig der Diener des Königs von Spanien bin, der Dom Duarte zu bewachen hat," war die trodene Erwiderung. "Ich kann mich kaum dazu verstehen, um der zarten Gefühle willen, die eine schöne Frau für den portugiesischen Infanten hegt, die Pflicht zu verletzen die mir der Graf-Herzog als ebenso angelegentlich, wie dringend empfohlen. Ich trage die Verantwortung dafür, daß Dom Duarte nicht entkommt und ich werde auf jede einzige Bewegung in und außerhalb des Kastells ein wachsames Auge behalten."

"Die Art und Weise, wie Ihr mich empfindet, ließ mich nicht erwarten, daß Ihr so unerbittlich sein könntet," bemerkte Paula verlezt; "vor kaum einer Viertelstunde botet Ihr mir in umfassendster Bereitwilligkeit Eure Dienste an."

"Ich vermochte nicht zu ahnen, worin diese Dienste bestehen würden," antwortete der Gouverneur; "der Tochter meiner Waise stehen sie nach wie vor zur Verfügung, der Freundin Dom Duartes nicht."

Paula trodnete mit ihrem Tuche die aufsteigenden Thränen; sie erwiderte nichts.

"Ich habe Euren Unwillen, wenn nicht Euren Haß, hervorgerufen," fuhr der Graf fort, "und das beklage ich. Aber ist es nicht Eure Schuld? Ich eilte auf die Ankündigung Eurer Mutter in arglosem Vertrauen her, Euch zu begrüßen, mich der neuen Nichte zu freuen und finde statt der schutzlos zarten Frauenblume, die man mir zu übergeben gesonnen, eine beherzte Verschwörerin, die, wie ich argwöhne, in der Absicht hergekommen, unter meinen Augen, vielleicht mit meiner Hilfe fortzusetzen, was ihr unterwegs mißlang. Täuschet Euch nicht, Paula, über Euer fruchtloses Beginnen. Eher sprengte ich die Rochetta mit Pulver in die Luft, ehe ich es zugebe, daß sie sich für den Infanten öffne."

"Giebt es kein Mittel, Euer Herz zu rühren?" entgegnete Paula traurig. "Was that er Euch Ubles, um ihm so feindselig zu sein?"

"Mir nicht das Geringste, Signora," sprach Graf Siruela gelassen. "Wäre er mein persönlicher Gegner, würde ich Euren Thränen ohne Weigern nachgeben und Euch zu ihm führen. Er jedoch und sein aufrührerischer Bruder sind meines Landes Feinde; dies ist schwerwiegender als das erste. Können wir des einen nicht habhaft werden, müssen wir uns wenigstens des andern versichern."

"Schließt mich mit ihm ein," flehte Paula, "trennt mich von Licht und Tag; ich will keine Klage ausstoßen, nur lasset mich bei ihm sein und den Trost ihm gewähren, daß sein Los von ihr geteilt wird, die ihn auf Erden am meisten liebt."

Ihre Stimme ersticke in Schluchzen; sie war langsam von ihrem Sitze gesunken, dem Manne zu Füßen, von dessen Lippen sie ihr Urteil erwartete. Don Belasco trat einen Schritt zurück.

"Stehet auf," ermahnte er, die gebrochene Gestalt emporhebend, "wie mögt Ihr Euch so überwältigen lassen? Euer Schmerz geht mir nahe, aber es ist nicht in meine Hand gegeben, ihn zu heilen. Stehet auf; ich vermag Euch nicht vor mir knien zu sehen. Werdet zunächst ruhiger und ich will nachsinnen, was ich für Euch thun kann, ohne meiner Pflicht entgegenzuhandeln."

Paula ließ sich willenlos von ihm zu ihrem Sessel geleiten. "Ihr mißtraut mir," murmelte sie matt.

"Nicht das, schöne Paula, ich bin nur vorsichtig, wie es mein schwierig Amt erfordert. Jetzt meint Ihr, es sei Euch genug, Euren — nun, ich wollte sagen, den Prinzen von Draganza einige Minuten zu sprechen und die Schwüre ewiger Treue mit ihm auszutauschen, die er wohl schon wiederholt von Euch empfing. Aber nicht lange wird es dauern und Ihr werdet mehr für ihn thun wollen. Wer bürgt mir, daß Ihr nicht ein Einverständnis mit seinen Wächtern anbahnt, daß Ihr sie nicht mit Euren süßen Worten bezaubert, mit Euren Thränen erweicht, mit Eurem Golde erkaufte, um zu dem Ziele zu gelangen, das Euch, trotz Eurer Versicherung des Gegenteiles, beständig vor Augen schweben wird und das mit seinem Glücke zugleich das Eure bedeutet?"

"O, ich begehre nichts für mich," sagte Paula schmerzlich, "und will klagelos verzichten. Mein Schicksal möge in dem seinen versinken und ich will meine Aufgabe als gelöst betrachten, wenn es meiner Liebe gelang, ihm eine kurze Stunde seines Leidens zu erbellen. Gern würde ich aus diesem Leben scheiden, wenn mein Tod ihm die Brücke zur Freiheit sein dürfte, zum Opfer mich für ihn seinen Feinden bieten, wenn ich ihn damit retten könnte."

Don Belasco fühlte sich wider seinen Willen bewegt und wie berückend war dieses schöne Weib in seinem Schmerze, berückender noch, als es im Lächeln gewesen. Beneidenswerter Gefangener, dem dieses prächtige Geschöpf zu eigen, mit jener elementaren Gewalt der Leidenschaft ihm hingegeben, der kein Hemmnis unüberwindlich erscheint.

"Ihr versetzt mich in eine schlimme Lage, meine Nichte," begann er endlich nach längerem Schweigen. "Ich möchte Euren Kummer lindern und vermag es nur mit der Gefahr einer Schädigung meiner Ehre zu vollbringen. Nehmt an, ich sei geneigt, Eurer Bitte zu willfahren, Euch eine Unterredung mit dem Infanten zu gewähren, — wollt Ihr mir dafür geloben, nie mehr für seine Befreiung zu wirken?"

Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust der gequälten Frau. Sie dachte an Taquet, der

unlängst ihr geschrieben, an Dom Joao, an die Freunde des Prinzen, die durch sie eine Verbindung mit dem Gefangenen anzustreben hofften, und sie zauberte, das verlangte Versprechen zu geben.

Der Graf bemerkte ihren inneren Kampf. „Besinnt Euch wohl, ehe Ihr Euch entscheidet.“ sprach er mit Nachdruck. „Es ist der Preis, den ich für meine Erlaubnis fordere. Auch Frauenwort, auf Pflicht und Gewissen gegeben, muß ohne Falsch und unverklichlich sein. Ihr seid nicht wie die andern Eures Geschlechtes, dies ist mir schon heute klar. Ihr habt den Mut, das Äußerste für den von Euch geliebten Mann zu wagen, Ihr habt die Kraft, Euer eigenes Selbst um feinetwillen zu verleugnen, die Schätze Eures reichen Seins dort zu opfern, wo Ihr auf Lohn nicht einmal rechnen könnt, wie ihn die Welt versteht. So habt jetzt auch den Mut und die Kraft, der Versuchung zu widerstehen, die Euch vorspiegeln wird, er könne Euch noch mehr als das Gegebene einst zu danken haben. Wollt Ihr ihn wiedersehen, gebt den Gedanken auf, je seine Retterin zu werden.“

Ihre Hand preßte sich gegen die Stirn. „Ihr wißt nicht, was Ihr verlangt.“

„Ich weiß es sehr genau, meine schöne, ritterliche Nichte,“ entgegnete Don Belasco mit feiner Ironie. „und hätte ich noch einen Augenblick Zweifel hegen können, Ihr hättet mir jetzt verraten, daß Eure Zwecke weiter gehen, als nur die Trösterin eines Unglücklichen zu sein. Verzichtet darauf, Paula, den Kampf mit uns aufzunehmen, Ihr würdet rettungslos und vielleicht schmachvoll für Euch, darin unterliegen. Dies sagt Euch nicht der Gouverneur von Mailand, dies sagt Euch Euer Oheim, den Ihr in Euerem Innern einen Barbaren schelten werdet und der Euch trotzdem wohl will, Ihr holdseliges Weib, das mir viel zu schade für das Los ist, das Ihr in Eurem schwärmerischen Wahne allem vorzieht, was die Welt Euch bieten mag.“

„Ich bin in Eurer Gewalt,“ sprach Paula, sich fassend, „Euer ist das Recht, mir Bedingungen vorzuschreiben, denn Euer Wille allein kann mir jene Pforte öffnen, wie sie der nämliche Wille ewig verschließen kann. Ich weiche dem Zwange, den Ihr auf mich auszuüben für gut befindet und will Euch geloben, was Ihr fordert.“

Er streckte ihr die Hand hin. „Legt Eure Hand in die meine,“ gebot er ernst, „und versichert mir auf Euer heilig Wort, daß Ihr einer Flucht Dom Duarte weder in Worten noch in Thaten je Eure Hilfe leihen wollt, daß Ihr ihm nie auch nur die leiseste Hoffnung auf Befreiung erweckt, noch Euch zur Botin seiner Freunde oder Anhänger machen werdet.“

„Und wenn ich dieses Euch versprach, mein Oheim, was leistet Ihr mir dafür?“ fragte Paula. „Soll ich mit diesem Gelöbniße nichts als eine farge Minute des Wiedersehens vielleicht am Gitter seines Kerkers erkaufen, den Preis im voraus zahlen, ohne zu wissen, was ich eintausche?“

Der spanische Edelmann lächelte. „Welch eine gefährliche Widersacherin Ihr seid! In Eurem zarten

Körper wohnt neben der starken Seele des Mannes auch noch alle Schlaueit und Besonnenheit des gereiften Weibes. — Nein, fürchtet nichts, daß Ihr betrogen werdet. Ich bin der Tyrann nicht, den mich die Mailänder heißen. Ihr sollt Dom Duarte in bestimmten Zwischenräumen sehen und ungehindert Zutritt in der Rocchetta erhalten, wenn Ihr mir jenes Versprechen gebt.“

„Ich gebe es,“ erklärte Paula fest, und ihre Augen richteten sich voll auf ihn.

Graf Siruela küßte die schmale, durchsichtige Hand, die noch in der seinen lag. „Ich baue auf dieses Wort, meine Nichte,“ sprach er bedeutungsvoll, „eine Frau wie Ihr ist nicht fähig, es zu brechen. Erinnerung Euch zugleich, daß ich das Gewährte Euch sofort und unwiderruflich wieder entziehen müßte, wenn Ihr nicht standhaft bleibt. — Wollt Ihr noch heute in das Kastell, so werde ich die nötigen Befehle geben.“

„Nicht heute, mein Oheim,“ erwiderte Paula müde. „Die Reise und die stattgehabte Unterredung haben mich mehr als ich glaubte erschöpft. Ich möchte in Eures Gefangenen freudlosen Kerker ein freundlich Bild durch mein Erscheinen bringen, und ich fürchte, daß mir dies heute nicht gelingen würde.“

Er betrachtete sie abermals bewundernd. „Ihr verzichtet auf das, was Ihr dennoch heiß und ungeduldig ersehnt, damit seine Freude größer sei,“ bemerkte er gedankenvoll. „Ob auch in Banden, Dom Duarte darf sich nicht ganz unglücklich nennen, so lange er Euer Herz besitzt. — Lebt wohl, Paula, Graf Rivera, dem das Kastell unterstellt ist, werde ich noch in dieser Stunde anweisen, wie er sich zu verhalten hat, und morgen abend werdet Ihr mir sagen, ob Ihr mit mir zufrieden waret.“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der nächste Vormittag war noch nicht sehr weit vorgeschritten, als vor dem Gasthause, welches Paula bewohnte, eine reich ausgestattete Sänfte hielt. Berittene geleiteten sie, der Marquis de la Fuente, ihr Führer, schwang sich vom Pferde und ließ sich bei der Baronin melden.

Sie trat ihm in einem blauen, goldgestickten Sammelgewande entgegen, das Haar von einem kostbaren Reifen gehalten, und er stand einige Sekunden geblendet vor dem strahlenden Frauenbilde, ehe er sich soweit sammeln konnte, um seinen Auftrag auszurichten.

„Don Antonio, Graf von Rivera, sendet mich, Signora, Euch in das Kastell zu holen,“ sagte er endlich verwirrt.

Paula neigte zustimmend ihr Haupt. „Ihr sehet mich bereit,“ erwiderte sie und reichte ihm die Fingerspitzen, sich von ihm hinausführen zu lassen.

Der Weg erschien dem jungen Edelmann unmöglich kurz; wäre wenigstens die Treppe etwas länger gewesen, die er sie geleiten durfte. Sie freilich beachtete ihn nicht, der an ihrer Seite schritt;

ihre Gedanken weilten wohl schon im Turme la Rocchetta, wo ein anderer sehrend sie erwartete.

Der Marquis half ihr in die Sänfte und blieb, während die Träger davoneilten, dicht an ihrer Seite. Gern hätte er ein Gespräch mit seiner schönen Schutzbefohlenen angeknüpft, sie aber blickte so kalt, so unnahbar an ihm vorüber, als sei er nicht vorhanden. Es verdroß ihn, aber leider fiel ihm auch nicht das Geringste ein, was er ihr hätte sagen können, und als endlich ihr großes Auge ihn zufällig einmal traf, fand er sogar kaum noch den Mut, sie länger anzuschauen.

Der Zug hielt vor dem Thore des Kastells. Der Marquis übergab sein Pferd einem der in der Nähe befindlichen Soldaten und trat an die Sänfte.

„Wir sind zur Stelle, eble Frau,“ sprach er, „dies ist das Castello di Giove, dort links die Rocchetta.“

Er bemerkte, wie sie erbleichte, doch sie bekämpfte ihre Bewegung und ihre Stimme zitterte nicht, als sie die Worte an ihn richtete: „Wollet die Güte haben, mich dem Gouverneur anzukündigen.“

„Er naht bereits selbst,“ antwortete Don Francisco, absichtlich den Eintritt der Sänfte in das Thor verzögernd und dann, wie zuvor, den Platz zu ihrer Linken einnehmend, um sich das Vorrecht nicht rauben zu lassen, der Freifrau bei dem Aussteigen behilflich zu sein. Sie achtete seiner schon wieder nicht; ihr Blick haftete auf dem hohen Turme vor ihr und schweifte zu den schmalen, vergitterten Fenstern empor, während ihre Züge ein tiefes, schmerzliches Staunen ausdrückten.

Am dem Eingange des Kastells stand Graf Rivera, sie zu empfangen; Don Francisco öffnete rasch den Schlag der Sänfte, um dem Gouverneur zuvorzukommen, der jetzt zu Paula trat, mit einigen ehrerbietigen Worten sie zu begrüßen. „Folgt mir, Signora,“ fügte er hinzu, „Don Duarte ist von Eurem Kommen unterrichtet.“

Sie gingen schweigend den säulengetragenen Gang hinab, durch den man in den Turm gelangte. Die schweren Eisenthüren öffneten sich, um sich sofort hinter den Eintretenden wieder zu schließen. Die feuchte Moderluft schlug Paula entgegen, in der er leben und atmen mußte, und es war ihr, als lege sich der Druck derselben erstickend ihr auf die eigene Brust.

Der Gang verengte sich; durch die Schießscharten streifte das matte Licht des Tages herein und spiegelte sich in den schwärzlichen Tropfen, die langsam an den steinernen Wänden herabrieselten.

Aufgeschreckte Hebermäuse schwirrten über den Häuptern der Vorwärtsschreitenden dahin und eine Ratte flüchtete vor den nahenden Schritten eilig in ihren Schlupfwinkel.

War es denn möglich? Hier, hier sollte Duartes Gefängnis sein? Paula schaute sich angstvoll, wie hilfesuchend um, der Arm des Marquis stützte die zitternde Gestalt.

„D, fort, fort,“ flüsterte sie, von Grauen überwältigt, „weshalb diesen schrecklichen Weg mich führen?“

Aber dort vor einer niedrigen Thür, die durch

Eisenbarren geschlossen war, blieb der Gouverneur stehen und winkte dem Alferez, der ihm zur Seite schritt. Paula vernahm das Kreischen des Schlüssels in dem verrosteten Schlosse, die Eisenstange wurde hinweggeschoben, der Gouverneur öffnete die Thür. Wie aus weiter Ferne tönte seine Stimme an ihr Ohr: „Wollet eintreten, Signora, Ihr dürft eine Stunde verweilen.“

Dann aber war es, als ob sich ein Nebel über alle Gegenstände vor ihr lege oder war es nur das Dämmerlicht des vor ihr befindlichen Raumes, welches sie umging, sie nichts sehen, nichts unterscheiden ließ, als die hohe Gestalt, die in der Mitte des Gemaches stand und nicht eine Bewegung machte, sich ihr zu nähern?

Und jetzt fiel die Thür hinter ihr in das Schloß, die Zeugen ihres Wiedersehens hatten sich zurückgezogen, mit einem schwachen Aufschrei, — war es Jubel, war es Schmerz, der ihn erpreßte? — sank sie an die Brust des Gefangenen, der sie in sprachloser Wonne umschlungen hielt.

* * *

Draußen übergab Graf Rivera die Schlüssel dem Marquis. „Nehmt es nicht zu genau mit der Zeit, Kapitän,“ sprach er dabei, „Don Velasco empfahl mir einige Nachsicht. Achtet auch Ihr Euch danach.“

Der Marquis steckte die Schlüssel zu sich und verließ mit dem Alferez den Vorplatz, um auf dem Hofe die Zeit zu verbringen, welche für den Besuch Paulas festgesetzt war.

„Was blickt Ihr so verdrossen, Kapitän?“ fragte ihn sein Begleiter, als sie in den Bogenhallen auf und nieder gingen. „Und woran denkt Ihr, daß Ihr mir schon zweimal keine Antwort gebt?“

„D nichts Besonderes, Miguel,“ erwiderte der Marquis. „Ich dachte nur, daß es langweilig sei, eine ganze Stunde hier patrouillieren zu müssen.“

„Aber jedenfalls habt Ihr es besser als die, welche dort hinter den Gittern sitzen,“ sagte der Alferez.

„Meint Ihr?“ entgegnete Don Francisco mit eigentümlichem Ausdrucke. „Wenn ich Euch nun sagte, daß ich mit einem der Gefangenen ohne Befinnen und auf der Stelle tauschen möchte?“

„Was sichts Euch an?“ lachte Miguel Pujalles. „Seid Ihr von Sinnen?“

„Durchaus nicht; doch laßet das jetzt. Dort naht Diego von Cordova und ihm gönne ich es wenigstens, daß er eine Viertelstunde zu spät gekommen, um sie zu sehen.“

Miguel Pujalles schaute erstaunt auf. „Ah, das ist es also,“ spottete er, „Ihr habt wieder einmal Feuer gefangen und die schöne Baronesa ist es, die Euch diesmal die Ruhe raubt. Gebt es auf, Don Francisco, hier wird Eure Mühe vergeblich sein, und hütet Euch, daß sie Euch nicht zum Mitverschworbenen gewinnt.“

Der Spanier richtete seine schlankte Gestalt höher empor. „Der Warnung bedarf es nicht, Miguel,“ sprach er stolz abweisend, „ich kenne meine Pflicht.“

„Das sagten viele schon, ehe sie der Sklave zweier schöner Augen wurden,“ bemerkte der Alferez philosphisch. „Seid der Tebesca nur nicht allzu dienstbar, um das Lächeln zu gewinnen, das sie Euch heute, wie ich beobachtete, vorenthielt.“

„Sie wird wiederkommen,“ sagte der Marquis wie vor sich hin.

„Werdet Ihr das auch nach Madrid berichten?“ fragte Pujalles gespannt.

„Es ist nicht wichtig genug dazu.“

„Und es wäre ja auch sehr unbequem, wenn ein Verbot von dort käme, die reizende Fremde ferner einzulassen und Euch Eures Ritteramtes beraubte.“

„Ihr seid unleiblich, Riguel.“

Der Alferez lachte rücksichtslos; Don Francisco zog es vor, seinen Spott nicht länger herauszufordern und rief den Lieutenant des Schlosses, Fernando Diego von Cordova herbei, ihm einige Mitteilungen zu machen, während seines Gespräches mit ihm ungeduldig den Augenblick herbeiwünschend, der es ihm gestattet, die schöne Deutsche wieder heimzuleiten.

* * *

In dem Turmgemache des Gefangenen saß Paula auf dem plumpen Holzstuhl, der eines der wenigen Geräte des Zimmers bildete. Duarte kniete vor ihr und küßte ihre Hände, ihr Gewand, die Wellen ihres Haares, das gelöst über ihre Schultern bis zum Gürtel fiel.

„Du bist wieder bei mir,“ sagte er halblaut, „o, es geschähe noch Wunder in dieser kalten, hoffnungsarmen Welt, die Dich mir nicht gönnte, wie sie alles von mir schied, was mir einst teuer war. Du hast den Weg zu mir gefunden und ich scheue mich, zu fragen, wie es geschah. Ich möchte lieber mich an den Kinderglauben halten, daß Dich ein Engel zu mir trug, der meine Sehnsucht nach Dir mitleidig gewahrte.“

Paula drückte sein Haupt an sich. „Du riefest mich und konntest denken, daß ich nicht alles, alles daran setzen würde, zu Dir zu bringen?“ entgegnete sie. „Ich habe Graz für immer verlassen und meine Heimat wird fortan im Schatten Deines Kerkers sein.“

Ihr Blick fiel auf die starken Mauern, die schmalen Fenster, die niedrige Thür.

„Hier, hierher konnten sie Dich bringen,“ murmelte sie, „o tausendfache Schmach über sie, die Dir dies anthaten.“

„Schau nicht um Dich,“ bat er, seine Hand über ihre Augen legend. „Dein Blick soll in dieser Stunde nur mir gehören, und was uns umgiebt, sei vergessen!“

„Sie trennten Dich von jedem Lichtstrahle,“ fuhr sie trauervoll fort, „wie hoch ist jenes Fenster, wie dunkel dieser Raum!“

„Das macht der trübe Herbsttag heute, der den Himmel verhüllt,“ tröstete er, „siehe, hier an Deinem Plage fällt am Morgen die Sonne herein. Heute bedarf ich ihrer nicht; es ist Sonne um Dich, wo Du bist, und mir ist es, als könne es in meinem Gefängnisse nicht Winter werden nach dieser Stunde.“

Sie versuchte zu lächeln. „Lasse uns von anderem sprechen, als der Umgebung, in der ich Dich finde und die meine schlimmsten Befürchtungen erfüllt. Ich hatte mir vorgenommen, Dich zu erfreuen, zu erheitern und fühle jetzt von neuem den Druck auf meiner Brust, der mich bei jedem Gedanken an Deines Schicksals Schwere zu ersticken droht. Könnte ich nur einen geringen Teil Deines Heldemutes mein nennen, der unter jedem neuen Schlage siegreicher sich erhebt.“

„Gott ist es, der mein Kreuz mir sandte, Geliebte, und es ist sein Wille, daß ich es als solches, nicht als gerechte Strafe für ein Vergehen trage. Dürfte ich mich je dagegen auflehnen, murren wider ihn, der seinen eigenen Sohn als schuldbloßes Opfer für uns alle gab? Wenn die Wogen der Trübsal über mir zusammenschlagen wollen, blide ich auf ihn, der sein Kreuz uns wortlos, ohne Klagen vorantrug, der auf seine reine Stirn die Dornenkrone brüden ließ und im Sterben seinen Feinden verzieh. — Möchte ich aus seinem Vorbilde die Kraft schöpfen, in der Todesstunde, gleich ihm, ohne Groll derer gedanken zu können, die mich frühzeitig in den Tod getrieben!“

„Duarte, Du wirst nicht sterben, o, mein Vielgeliebter, es kann nicht sein, daß sich Dein Leben zwischen diesen Mauern verzehrt. Ist der Himmel denn so unerbittlich gegen unser Flehen, wie es die harten Herzen derer sind, die über Dich bestimmen? Ich will mich an die Hoffnung klammern, daß es ihnen gelinge, die sich für Dich mühen, daß Gott ihrem Streben Sieg verleihe und ihnen die Genugthuung zu teil werde, für Dich zu vollbringen, was mir von nun an versagt ist.“

„Du unterschätzt Deine Hilfe, Dein unermüdet Sorgen für mich. Würde jemals noch die Freiheit mir zu teil, würde ich auch wissen, daß ich sie Deinem Weisande verdanke.“

„Du irrst Dich, Duarte,“ erwiderte sie trübe. „Der Gouverneur, mein Oheim Siruela, nahm mir das Wort ab, nie mehr zu Deiner Rettung thätig sein zu wollen. Nur unter dieser Bedingung willigte er in meine Bitte, Dich wiedersehen zu dürfen.“

„Und Du überwandest Dich, das Wort zu geben, das Du gewissenhaft halten wirst, wie ich Dich kenne, und das dennoch Dir bittere Kämpfe bereiten wird?“

„Hätte ich es verweigern sollen? Bergieb mir; die Sehnsucht nach Dir zerspangte mir fast das Herz; ich würde mich vielleicht zu einer noch härteren Forderung verstanden haben. Zürnst Du mir, daß ich nicht anders konnte?“

Er zog sie von neuem stürmisch an sich. „Nein, nein,“ murmelte er. „Lieber auf die Freiheit verzichten, als auf Dich!“

„Es werden andere statt meiner schwachen Kraft für Dich wirken,“ sprach sie nach einer Pause. „Taquet will in kurzem in Mailand eintreffen, mir mitzuteilen, welches seine Hoffnungen sind. Er wird mich schelten, daß ich so schwach gewesen, dem Verlangen meines Herzens die größere Sache unterordnete, die er mit Recht zur Aufgabe sich stellte.“

„Du thatest es für mich; für die unsichere Verheißung eines fernen Glückes giebst Du mir die

süße Gewißheit Deiner Gegenwart. Die wenigen Minuten in Deinen Armen sind es wohl wert, daß sie mit dem Sehnen langer Monate erkaufte wurden. Mir sagte Rivera vor einer Stunde, daß Du kommen würdest, und ich vermochte kaum daran zu glauben, daß es Wahrheit würde. Wie oft, wie oft hatte ich in meinen Träumen Dich gesehen, ich hatte Deine Hand gehalten, Deine weiche Stimme gehört, und ich erwachte dann, mich zu erinnern, daß ungezählte Länderstrecken zwischen Dir und mir sich dehnten und daß enge Mauern mich umschloßen, die niemals Deiner Trostesworte Klang vernahmen würden. Ich meinte abermals zu träumen, als die Thür sich öffnete und Du so strahlend schön auf der Schwelle standest. Die Lichtgestalt, die vor mir auftauchte, mußte bei meiner Berührung ja zerfließen und ich in meinem Kerker wieder einsam sein, wie ich es zuvor gewesen, ja doppelt einsam, weil ich an ein Glück geglaubt. Und dann —

„Und dann?“ fragte sie unter Thränen lächelnd, als er inne hielt.

„Dann,“ flüsterte er leidenschaftlich, „mühte ich mich nichts mehr zu denken, nichts zu empfinden, als, der Welt und ihrer Qual entrückt, Dein zu sein.“

Die Wolken draußen am Himmel hatten sich zerteilt, durch das Gitter am Fenster fiel ein Sonnenstrahl; er streifte das Haupt des gefangenen Mannes und glitzerte in den Edelsteinen des Goldreifens, der Paulas Haar gehalten und der, ohne daß sie dessen geachtet, auf den Boden gefallen war.

Ein Sonnenstrahl in langer Tagesöde, sowie er auch die Herzen durchleuchtete, die, ihres Leides vergessend, selig aneinanderschlügen! Bald bedeckte eine neue Wolke das freundliche Licht, bald riß des Wächters Ruf die kaum Vereinten wieder auseinander, — es war doch eine kurze Spanne Zeit hell um sie gewesen, des Tages goldener Schein auf den dunklen Weg gefallen, den sie getrennt weiter zu wandern hatten.

Klirrende Schritte ließen sich vor der Thür des Gefängnisses hören; Paula schrak zusammen.

„Schon?“ sagte sie. „Die Zeit kann nicht vorüber sein, die man uns gewährte.“

„Es ist die Ablösung der Posten,“ beruhigte er. „Man kann noch nicht kommen, Dich mir zu nehmen.“

Sie seufzte. „Wir sind so selten mit dem Augenblick zufrieden und ahnen nicht, daß wir ihn preisen sollten, im Vergleiche zu dem, was uns später bevorsteht. In Graz pflegten wir zu klagen, daß uns die Zeit geringe zugemessen sei, die wir miteinander im Garten der Stubenbergs zubringen durften; ich denke jenes Jahres jetzt wie eines Gnadengeschenktes zurück.“

Auch er empfand so. Würde sich die Härte seiner Haft steigern, wie es bisher geschehen war? Würden die hinter ihm liegenden langen Monate nur der Anfang einer größeren Leidenskette sein?

Ihre weiße Hand legte sich auf seine Stirn und strich ihm die Locken des blonden Haares zurück, das noch nichts von seiner Fülle, seinem Glanze eingebüßt.

„Ich mache Dich traurig,“ sagte sie, „und sollte Dir doch nichts als Erfreuedes und Wohlthuedes mitteilen. Von Leonhard und Andrea wurden mir viele ehrethetige Grüße aufgetragen; sie küssen Dir die gütigen Hände, die die ihren einst vereinigen halfen. Dasselbe thun Achaz und Marcella, unser zweites Paar, das wohl schon seit länger als einem Monat froh im eigenen Heim waltet. Sie alle gebeten Deiner in gleich treuer Ergebenheit, wie jemals, und ihre Gebete für Dich steigen täglich zum Himmel empor.“

„Ich freue mich ihres Glückes, das sie schwer erkämpften und dessen sie dennoch so würdig sind,“ erwiderte Duarte. „fern sei es von mir, ihnen nur den kleinsten Teil davon zu mißgönnen, aber sie sind besser daran als wir.“

„Wohl sind sie es, Duarte, und möge sich in die Erinnerung an sie nie die Bitterkeit dieses Gedankens mischen. Mögen wir die Kraft behalten, nie die Frage auszustößen: Warum, mein Gott, hast Du nur uns verlassen?“

„Er wird es nicht, meine Paula. Dunkel und Wolken umhüllen sein Thun, aber einst wird der Tag andbrechen, an dem es uns zur Klarheit werden soll, was seine Absicht mit uns war.“

Sie schwieg. Sein starker Glaube, den kein Sturm zu erschüttern vermochte, erfüllte sie mit anbetender Bewunderung, doch war es schwer, von neuem stets zu sagen: „Dein Wille, nicht der unsere, geschehe“, wenn sie die süßlose Grausamkeit sich vergewärtigte, mit der man zollweise den geliebten Mann für anderer Schuld hinopfert.

„Du sollst mit mir nicht von den Plänen einer möglichen Befreiung sprechen,“ fuhr er fort, „und ich will Dich auch nicht in die Versuchung bringen, Dein gegebenes Wort zu verletzen, aber eins darf ich Dir zum Troste dennoch verraten: daß man nämlich in Lissabon meiner nicht vergißt. Gestern wurde mir durch den Gouverneur ein Brief meines Bruders überbracht, in welchem Dom Joao zuverlässiger schreibt als bisher, wenn er auch keiner Thatfache Erwähnung thut, die inzwischen für mich geschehen. Er nimmt — und jedenfalls mit Recht — an, daß seine Briefe hier einer Prüfung unterzogen werden und ist in seinen Äußerungen vorsichtig.“

„So werden auch die Briefe von dem Gouverneur gelesen werden, die ich Dir senden möchte?“

„Zweifelsohne, meine süße Paula,“ antwortete er, „aber die Sache ist nicht so beforgniserregend, als sie sich anseht. Ich erhalte immerhin noch etnige Briefe, die keines Menschen Auge zuvor lieft. Claudio, mein Diener, hat es verstanden, sich in dieser kurzen Zeit mit einigen Personen außerhalb des Kastells in Verbindung zu setzen. Man legt mir in der Kapelle, die ich besuchen darf, die Briefe unter den Teppich des Altares und holt in der gleichen Weise die Antwort ab. Auf diesem Wege wird auch, was wir uns zu sagen haben, nicht zu der Kenntnis anderer gelangen und nur hier und da werden wir uns des besseren Scheines wegen Mitteilungen durch meine Hüter machen.“

„Glaubst Du, daß die Männer, die Dich zu bewachen haben, Dir wohlwollen?“ fragte Paula.

„Wer vermag in ihre Herzen zu schauen? Graf Rivera ist, wie mir dünkt, ein Ehrenmann, doch dabei ein starrer Soldat, der nicht um eines Haares Breite von seiner Vorschrift abweichen würde. Die ihm untergeordneten Offiziere ahmen seinem Beispiele nach und wetteifern in der Furcht, daß ich Fluchtpläne entwerfen könne. Die persönlichen Wächter, die täglich mehrmals gewechselt werden, haben ihr Benehmen gegen mich bereits geändert und bemühen sich, in ihrer einfachen und ungelentken Art mir Freundliches zu erweisen, wie sie eben bei ihrer sehr beschränkten Vollmacht es vermögen.“

„Könnte es anders sein?“ entgegnete sie innig.

„Wie hingen zu Leipzig die Deinen an Dir! Und muß nicht Dein Leiden auch diese unbelehrten Gemüter bewegen, Deine Güte und Geduld sie Dir gewinnen? Diese Menschen wenigstens treibt weder Ehrgeiz noch Rachsucht, Dich zu verfolgen, an. — Doch Du sagtest von Fuente nichts.“

„Vor ihm möchte ich Dich warnen. Er ist mir als ein Spion bezeichnet worden, den man von spanischer Seite eigens mir bestellte.“

„Er holte mich zu Dir und wird mich voraussichtlich auch zurückgeleiten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich dabei in mein Vertrauen stehlen könnte und jedenfalls werde ich Deiner Worte eingedenk bleiben.“

Duarte nahm ein Kästchen von dem Tische neben ihm. „Mit dem Briefe meines Bruders,“ sprach er, „sandte auch die Königin mir einige Zeilen und zum ersten Male, seit wir uns kennen, ein Geschenk. Ich gebe es Dir, Geliebte, der ich ja nie etwas zu geben vermochte. Die Verhältnisse haben sich für uns gewandelt; ich bin der Arme jetzt, Du die Reiche, die schrankenlos denen, die ihr teuer sind, spenden kann.“

Er entnahm dem Kästchen eine Agraffe, die, aus Diamanten und Smaragden gebildet, den Namenszug Joaos unter einer Königskrone zeigte. Sie schob sanft seine Hand zurück.

„Du müßtest derartige Kostbarkeiten behalten, mein Duarte,“ erwiderte sie. „Man kann nicht wissen, wie sie Dir nützen können, und mir gebührt ein königlicher Schmuck wie dieser nicht.“

„Was wäre zu hoch, zu kostbar für Dich, Du höchste aller Frauen? Und wäre in Wahrheit eine Krone mein eigen, ich setzte sie voll Stolz Dir auf das schöne Haupt.“

Sie lehnte ihre Wange an seine Schulter. „Lasse mich Deine Dornenkrone teilen und mein Zweck auf dieser Erde ist erfüllt.“

Er befestigte die Agraffe an dem Ausschnitte ihres Kleides. „Weißt Du, daß ich es oft beklagte, Dir nichts schenken zu können?“ sprach er dabei. „In Leipzig fand ich nicht den Mut, denn Deine vorwurfsvollen Augen hätten dem Verwegenen seinen Fehler sofort klar gemacht, und später besaß ich nichts mehr, das mir Deiner würdig erschien. So müßte ich Doña Luiza eigentlich dankbar sein, daß sie mir die Schleife sandte. Sie paßt gar wohl zu dem

reichen Gewande, das Du angelegt und das Dich selbst wie eine Königin erscheinen läßt.“

„Spotte meiner Eitelkeit,“ lächelte sie. „Ich wollte Dir gefallen.“

„Dann darfst Du auch die Gabe nicht zurückweisen, mit der ich Dich zu schmücken suchte, wenn dies noch notwendig gewesen wäre,“ sagte er scherzend.

„Dein Wunsch, Geliebter, ist mir Gesetz. Was könnte mir teurer sein, als ein Geschenk, das ich von Dir empfangen? Aber sicherlich lag dies nicht in dem Willen Deiner hohen Schwägerin.“

„Vielleicht nicht, doch kann Doña Luiza nicht den Anspruch erheben, daß ich ihren Willen ehre.“

Der Eisenbarron vor der Thür wurde geräuschvoll hinweggeschoben. Fuentes Stimme ließ sich in dem Gange vernehmen.

Paula erhob sich. „Es ist Zeit,“ sagte sie leise.

Er umklammerte krampfhaft die Lehne des Sessels, welchen sie inne gehabt. „Lasse uns stark sein, meine Paula, jener Fremde darf unsern Schmerz nicht sehen.“

„Ich komme wieder, Duarte. Wie ich dieses Mal den Weg zu Dir erkämpfte, so wird es ein anderes Mal geschehen.“

Die Thür sprang auf. Der Marquis trat in das Kerkergemach. „Ich bin zu meinem Bedauern gezwungen, Euch an die Rückkehr zu mahnen, eble Dame,“ wandte er sich an Paula, „die Zeit Eures Besuches ist zu Ende.“

Er machte dem Infanten eine Verbeugung und bot der Freifrau die Hand, sie hinwegzuführen.

Sie verließ ohne Zögerung den Raum, auch Duarte sprach nicht mehr zu ihr. Als die Thür hinter ihr gefallen, blieb Paula in dem engen Gange stehen.

„Erlaubt Ihr, daß ich den Dienern Seiner Hoheit ein Wort des Grußes sage?“ fragte sie.

„Die Getreuen kennen mich seit langer Zeit; es würde ihnen wohlthun, sähen sie in der Einsamkeit des Gefängnisses und der Fremde ein befreundetes Antlitz wieder.“

„Ich habe keine Befugnis, solches zu gestatten, Signora,“ erwiderte der Marquis, „doch will ich, um Euch zu dienen, die Verantwortung auf mich nehmen. Nur möchte ich Euch ersuchen, nichts als das Grußeswort zu den Gefangenen zu sprechen.“

Er ließ den Raum aufschließen, in welchem sich die Diener des Prinzen befanden, welche bei dem Erscheinen der Baronin ihr entgegenstürzten, unter Thränen ihr Gewand zu küssen.

„Ich habe mir die Erlaubnis erbeten, Euch wiedersehen zu dürfen,“ sagte Paula gütig, „und Euch zu danken, daß Ihr die nämlichen für Euren Herrn geblieben, wie auch ich es bin. Man weigert es mir, mehr zu Euch zu sagen; so laßt denn mein einzig Wort der Freude gelten, daß ich Euch noch um ihn weiß.“

Sie legte eine gefüllte Börse in Claudios Hand. „Möchte dieses Wenige dazu verwendet werden können, Eure Hast etwas zu erleichtern. Lebt wohl!“

Hastig entzog sie sich den Dankesäusserungen

der Gefangenen und schritt mit dem Kapitän dem Ausgange des Kastells zu.

„Ich hoffe mir Eure Zufriedenheit erworben zu haben, Signora,“ begann der Marquis auf dem Wege dorthin. „Ich zögerte mit Absicht, Euch aus dem Gefängnisse zu holen.“

„Thatet Ihr das wirklich?“ fragte Paula. „Mir kam es vor, als hättet Ihr die Zeit nicht allzu reichlich gemessen.“

„Fast eine halbe Stunde mehr, als ich es sollte,“ antwortete Don Francisco, „und trifft mich ein Beweis dafür, will ich mich mit der Erinnerung trösten, daß Ihr die holde Veranlassung dazu gewesen.“

„Ich möchte nicht, daß Ihr meinethwegen Unlieb-sames erföhret,“ erwiderte Paula kühl, „doch Eure heutige Nachsicht kann nicht anders, als mich mit Dank gegen Euch erfüllen.“

„Ihr seid derselben zu jeder Zeit gewiß, sobald Euer schöner Fuß das Kastell zu betreten wünscht,“ rief er feurig.

Paula kamen die warnenden Worte in den Sinn, die Duarte mit Bezug auf den Marquis gesprochen. Ruhig entgegnete sie: „Ob ich wiederkehren darf, hängt von der Großmut des Grafen Siruela ab. Wird es der Fall sein, werde ich mich gerne Eurem Schutze anvertrauen.“

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Winter folgte dem Herbst, der Frühling zog in das italische Land, ohne eine Aenderung in das Schicksal des Gefangenen zu bringen. Schneestürme brausten um die festen Mauern des Kastells und Regenschauer schlugen gegen die schmalen Fenster. Der eingelerterte Fürst folgte von seinem Plage aus mit den Augen den spielenden Floden und gedachte der schneebedeckten Fluren Leipheims, die ihm damals wie ein ausgebreitetes Leichentuch erschienen. Waren sie es nicht in Wirklichkeit gewesen? Dort hinter jenen fernen Bergen lagen seine Jugend, sein Hoffen, sein Streben begraben, kein Frühling, keiner Auferstehung Morgen brachte das Verlorene ihm zurück. Das Opfer seines ganzen Lebens würde Philipps Rache als Sühne für seine Niederlage fordern; es würde ihm nicht genügen, ihm nur die Freiheit zu rauben, deren Entbehren seinem regen, thatendurstigen Geiste mit jedem Jahre, das sich in seiner Kerkerstube abspinnen sollte, schwerer fallen mußte.

O, nur noch einmal über jene schneeigen Fluren dahinjagen zu können, den blauen Himmel über sich, der ihm im deutschen Lande stets so blaß gedäucht, die ernsten Wälder vor ihm, die schimmern-den Höhen, die der Abendschein rosig erglühn ließ!

Der Himmel Italiens war wohl von tieferem Blau, die Sonne trieb den kaum gefallenem Schnee hinweg, er aber sehnte sich nach jenem blassen Himmel zurück, unter dem er noch frei und hoffnungsvoll dahingeschritten, nach Kampf und Schlachtgewühl, nach jenem kräftigen Hauche, der in den deutschen Bergen wehte, nach seinen Soldaten, die ihn wohl

schon als einen Toten betrauertem, nach Sorgen und Mühen für andere, nach allem, was sein Leben einstmals ausgefüllt, das sich zwischen vier engen Mauern langsam, nutzlos verzehrte.

Die Tage schlichen in der Einsamkeit und Thatenlosigkeit so bleiern schwer dahin. Er durfte am Morgen in der nahen Kapelle eine Messe hören, an die sich zuweilen eine kurze Unterredung mit seinem Beichtvater schloß. Dann nahm er die Bücher zur Hand, die ihn in sein Gefängnis begleitet hatten. Der Gouverneur ließ ihm von Zeit zu Zeit einige neue zukommen; sie gingen durch die Hände Don Franciscos und Miguel Pujalles und wurden sorgfältig Blatt für Blatt untersucht, um nicht zu Trägern fremder Bottschaften zu werden.

Gegen Mittag wurde der Gefangene unter der Bedeckung zweier Soldaten zu einem Spaziergange in den Hof des Kastells geführt. Er ging in dem von den Gebäuden umschlossenen Raume auf und nieder und zerstreute sich damit, die Tauben zu füttern, die sich gewöhnten, in Scharen sich um ihn zu versammeln, sobald er sich zeigte. Oftmals lockte das seltsame Bild die Vorübergehenden an das Gitter, welches den Hof der Citabelle von der Straße schied, und manch mitleidiger Blick traf den hohen stattlichen Mann, um den die Tauben flatterten und der mit den zutraulichen Gefährten seiner kurzen Erholungszeit sprach, als ob sie ihn verstehen müßten.

Auch die zahlreichen Armen Mailands kamen an das Gitter und unter sie warf der Infant kleine Gelbstüde, die er aus dem Erlöse einiger Kostbarkeiten bei dem Gouverneur einwechseln ließ. Der König von Spanien hielt seine Staatsgefangenen larger noch als der Kaiser und Selbstendungen von Lisabon wurden für den Prinzen nicht angenommen. — Die kleinen Bettelkinder mit den schwarzen Augen, dem wirren Kraushaar, waren die besonderen Lieblinge Duarte und sie jubelten ihm entgegen, wie es einst die blauäugigen Kinder Deutschlands gethan; sie streckten ihre ungewaschenen Händchen durch die Eisenstäbe, bis der Infant seine Gabe hineingelegt, oder seine weiße, wohlgepflegte Hand losend die braunen Gesichter gestreichelt.

Auf den Spaziergang folgte ein frugales Mittag-mahl, Gefangenenkost, wie sie die übrigen empfangen, schlecht zubereitet und häufig für den Prinzen und seine Diener kaum ausreichend. Duarte nahm das Gebotene, ohne je zu klagen, und die ruhige Seelengröße, mit der er jede neue Entbehrung, jede neue Pein ertrug, rief mitunter sogar die geheime Bewunderung seiner Kerkermeister hervor.

Nach dem Essen pflegte er einige Zeit stillen Andachtsübungen zu widmen. Sein tiefes, unerschütterliches Gottvertrauen zog ihn stets von neuem aufwärts, dorthin, von wo ihm einzig Hilfe und Rettung kommen konnte. Oft schöpfte er aus seinem Gebete die Kraft, den Leiden des neuen Morgens standhaft zu begegnen und leiser Hoffnung abermals Raum zu geben, daß es anders werden könne.

Der Rest des Tages wurde mit dem Schreiben von Briefen verbracht, soweit das matte Licht des Kerkers es zuließ. Zur Zeit der Vesper wurde er

noch einmal in die Kapelle geleitet und hier war es, wo er zuweilen an der angegebenen Stelle unter dem Teppich des Altars eine Nachricht fand, die ihm sagte, was sein Bruder, was seine Freunde in der Ferne für ihn zu erreichen suchten.

Am 4. Dezember des Jahres 1642 war in Frankreich der gewaltige Richelieu gestorben, Graf Vidigueira hatte sofort sich mit seinem Nachfolger, Mazarin, in Verbindung gesetzt, bei ihm für Duarte zu wirken. Der neue Ratgeber des tränkenden Königs war zugänglicher als sein bisheriger Meister; ihn durfte man durch Gold und Versprechungen zu gewinnen hoffen, was bei seinem Vorgänger fruchtloses Beginnen gewesen wäre.

Auch Taquet war in seinen Bestrebungen unermüdblicher als je. Sein unruhiger Geist vermochte sich mit unsicheren Zusagen nicht zu begnügen, seine Spione waren allerorten, die von ihm angeknüpften Verbindungen zahllose. Die diplomatischen Verhandlungen gingen seiner Ungeduld stets zu langsam, er war der Meinung, daß man der Gewalt auch mit Gewalt antworten dürfe und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um mit der Waffe in der Hand bis in das Kastell von Mailand bringen zu können.

Duarte nahm die Vorschläge des feurigen Mönches mit großer Besonnenheit entgegen. Er verhehlte sich die Gefahr derselben nicht, denn er wußte, wie streng jede seiner Handlungen bewacht sei und daß Rivera wie Fuente keine Gnade kennen würden, wenn jemals eine noch so leise Kenntniss eines Befreiungsplanes zu ihnen dränge.

Auch Herzog Rudolf Maximilian von Sachsen war mit dem früheren Pagen Duarte, Paolo Seraphim, unter fremdem Namen nach Mailand gekommen, um zu erforschen, ob er dem einstigen Waffengefährten nützen könne, doch auch ihn mußte die Aussichtslosigkeit abschrecken, die sich für jedes Beginnen zeigte.

Aus der Kapelle zurückgekehrt, wurde dem Infanten die zweite Mahlzeit des Tages gereicht, dann folgte unter der Führung Don Diegos von Cordova die tägliche Prüfung des Gefängnisraumes und es kam die Nacht, die endlos lange Nacht, in der der Schlaf ihn so häufig floh, um düsteren Bildern Platz zu machen, die in der Dunkelheit greifbare Gestalt anzunehmen schienen.

So ging ein Tag nach dem andern einförmig dahin, bei seinem Schwinden mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßt, wie das Aufgehen des nächsten einen Seufzer des Bedauerns hervorrief. Sie glichen sich in ihrer grauen Inhaltlosigkeit wie die Tropfen, die in das unendliche Meer versinken und deren keiner eine Spur hinterläßt.

Nur einen Tag im Monat gab es, der eine Ausnahme davon bildete und der von dem Gefangenen herbeigesehnt wurde, wie sich der Verschmachtende nach der frischen Quelle, der Verstößene nach der Heimatstätte sehnt — es war der Tag, an welchem Paula zu ihm kommen durfte. Sie war in Mailand geblieben und hatte von dem Grafen Siruela die Erlaubnis errungen, in jeder dritten Woche einige Stunden in dem Gefängnisse zuzubringen. Ihr Oheim

hatte sich schwer dazu verstanden, schwerer noch Graf Rivera, der von dem Verkehr des Infanten mit irgend einer Person, die sich außerhalb der Citadelle befand, alle nur möglichen Gefahren voraussah.

Widerstrebend fügte er sich endlich dem Befehle seines Oberen, gab jedoch Fuente die strengsten Weisungen, die Baronin genau überwachen zu lassen, eine Vorschrift, welcher der Marquis bereitwillig nachkam.

Es ließ sich nichts Verdächtiges in Paulas Lebensweise entdecken. Sie verkehrte mit niemand, als den Mitgliedern des Hauses Siruela und brachte ihre Tage in tiefster Zurückgezogenheit zu. Die Spione, welche Don Francisco zu ihrer Überwachung bestellt, wußten nur von frommen Werken zu berichten, denen sie obliege, wenn sie sich nicht mit Büchern oder der Ausbildung ihrer mannigfachen Gaben beschäftigte.

Der Marquis traf sie zuweilen an der Staffelei, unter der Anleitung eines bekannten Meisters in der Malerei sich üben oder zur Laute eines ihrer deutschen Lieder singend, die er zu seinem geheimen Verdrusse nicht verstand. Er hörte sie auch im Kerker des Infanten singen und blieb dann oftmals lauschend vor der Thür, die süße Stimme zu vernehmen. Wie eigen war es, solche Lieder, solche Klänge inmitten dieser Mauern zu hören!

Die wachhabenden Soldaten schienen das auch zu finden. Sie ließen die Muskete aus dem Arm sinken und horchten bei den weichen Tönen auf, bei denen es einem so seltsam um das Herz werden konnte, daß sie nicht wußten, ob es ihnen wohl oder wehe zu Mute war. Wenn aber die holdselige Sängerin kurz darauf den Kerker verließ und ihnen, wie schon alten Bekannten, freundlich zunickte, dann hätten sie ihr gerne irgend einen Dienst erzeigt, der sie erfreuen konnte, der fremden Lichtgestalt, die diese düsteren Räume für kurze Zeit erhellte, auf irgend eine Weise die Verehrung und Bewunderung ausgebrüht, die sie für sie empfanden.

Der Marquis hatte nach wie vor das Amt, sie aus ihrem Hause abzuholen und heim zu geleiten, und er hätte dieses Amt um keine Welt einem anderen abgetreten, soviel Mühe sich der Lieutenant des Schlosses, Diego von Cordova, bereits gab, ihn zeitweilig zu ersetzen. Nur schade, daß sein Ritterdienst und seine Anbetung von der schönen Frau so wenig gewürdigt wurden. Sie begegnete ihm, wie allen anderen, mit gleich unveränderter Güte, sie wechselte bei dem Kommen und Gehen die üblichen Worte mit ihm, Fortschritte in ihrer Kunst schien er jedoch nicht zu machen, ja, mitunter wollte es ihm erscheinen, als wenn sie Don Diego als Begleiter ihm vorzuziehen geneigt sei.

Ob sie wirklich nicht das Geringste mehr versuchte, dem Gefangenen das Werkzeug seiner Rettung zu werden? Es war ihm, trotz der Versicherung des Gouverneurs, daß sie ihr Wort verpfändet, es zu unterlassen, nicht denkbar. Ein Weib, das des Opfers ihres ganzen Lebens für den geliebten Mann fähig, wie sie, giebt auch den geheimen Gedanken nicht auf, ihm beistehen zu wollen. Welch andere Hoffnung hatte sie für ihn, als seine gewaltame

Befreiung, wie mochte sie sich an dem kargen Glücke genügen lassen, in wochenlangen Zwischenräumen nur zwei Stunden ihn sehen und sprechen zu dürfen?

Der König würde keiner Bitte, keiner Vorstellung nachgeben; er hatte es zu wiederholten Malen öffentlich erklärt. Schon ging in Mailand das Gerücht, daß man Dom Duarte vor ein eigens gebildetes Tribunal stellen wolle, um ihn des Verbrechens des Hochverrates zeihen und demgemäß verurteilen zu können.

Ob Paula Guilerin dies bekannt war? Er wußte es nicht; ihre ruhigen Züge verrieten ihm nicht, was sie bewegte, sowie sie sich auch im Zusammensein mit Duarte in einer Art zu beherrschen vermochte, die den Marquis in Erstaunen setzte. Sie trat mit einem Lächeln in sein Gefängnis und er hörte auf seinem Lauscherposten, wie sie heiter mit dem Infanten plauderte und scherzte.

Er ahnte freilich nicht, was dieses Lächeln, diese Heiterkeit ihr kostete, wie jedes scherzende Wort, das sie zu sprechen sich überwand, aus Thränen sich emporgerungen, die sie in stiller Nacht zuvor geweint.

Es war ihr Wille, daß ihr Besuch ihm nur Freude bringen solle, und sie zwang ihren Kummer, ihre Sorge hinunter, dem Geliebten eine Heiterkeit zu zeigen, die sie nicht besaß. Sie wußte, daß er doppelt litte, wenn er sie traurig sah, und sie durfte sein Leiden nicht vermehren, das groß genug, um einen noch stärkeren Geist, als den seinen, daniederzubeugen.

Auch er verbarg seinen Gram vor ihr, soviel er konnte. Sie suchten sich gegenseitig über den furchtbaren Ernst ihrer Lage zu täuschen, um dem andern nicht wehe zu thun, und mieden fast ängstlich die Schatten, die in die Sonne ihres kargen Liebesglückes fallen konnten. Die Frage gewann nicht einmal Raum in ihnen, wie lange es ihnen gewährt sein würde, sich zu sehen, sie fürchteten die Antwort darauf, wie eine neue Wendung ihres Geschickes, die ihnen ihre wehmutgemischte Seligkeit raubte.

Draußen in der Welt gingen die Ereignisse ihren Gang, und die Kunde von ihnen drang zuweilen auch in den Turm von Rocchetta, wo an der Eintönigkeit der Tage dem Gefangenen die Berechnung der Zeit zu schwinden schien, wie lange er in diesem dumpfen Hinbrüten zugebracht. Schon waren Jahre verfloßen und noch war keine Aussicht vorhanden, daß sich ihm die Kerkerthüren jemals wieder öffneten. Schon fühlte er, wie seine Kräfte nachließen, wie seine Gesundheit durch das Gefängnisleben schwankender wurde, und noch war keine Milderung seiner Gast, viel weniger die angestrebte Erlösung zu erreichen gewesen.

Wohl hatte die gewaltsame Verletzung des Völkerrechtes, deren man sich an ihm schuldig gemacht, auf alle europäischen Mächte den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck hervorgerufen, wohl mißbilligte man den Verrat des Kaisers, die Tüde Philipps IV., aber niemand vermochte auf einen der beiden Monarchen den genügenden Druck auszuüben, das Geschehene wieder gut zu machen, dort zu sühnen, wo sie sich so schwer vergangen.

Es erschienen eine Anzahl von Flugchriften, die in ungeschminkten Worten das Verfahren wider Dom Duarte schilderten und besonders Ferdinand III. auf das schärfste verurteilten.

Antonio de Sousa, Beter des portugiesischen Gesandten am dänischen Hofe, veröffentlichte eine Abhandlung, betitelt, „Proclamatio de injustitia germanica ad regem hungariae principes ordines et magnatos imperii.“

Ihm folgte in Paris ein ungenannter Verfasser mit der Schrift: „El principe vendido“, in Turin wurden „Decisiones anonymi I. C. de injusto carcere Eduardi principis Portugalliae“ gedruckt, eine Schrift, die dem Prinzen Thomas von Savoyen gewidmet war und in beredten Worten ihn zur Hilfe für den unglücklichen Infanten aufrief.

In Lissabon erschien ein Flugblatt: „Sentimento da se quebrantado en alemanha per industria de castilla“ und der italienische Geschichtsschreiber Birago widmete in seiner Schilderung der „Revolution in Portugal“ Dom Duarte einen besonderen Abschnitt, in welchem auf das grellste die ihm widerfahrene Ungerechtigkeit beleuchtet war.

So wurde in den verschiedensten Ländern, den verschiedensten Sprachen die Sache des Gefangenen von Rocchetta geführt und die Teilnahme der ganzen civilisierten Welt für ihn erweckt, ohne daß diese Teilnahme auch nur das Geringste zu seinen Gunsten zu thun vermochte. Philipp IV. blieb allen Vorschlägen unzugänglich, wie er für den Tadel, der ihn traf, unempfindlich war. Die öffentliche Stimme galt ihm noch weniger, als sie Ferdinand gegolten; sein war die Macht, Europa beugte sich vor ihm — was lag ihm daran, ob es mit Widerwillen und innerer Verachtung geschah?

Von französischer Seite wurden ihm die wiederholten Anerbietungen gemacht, den Infanten gegen irgend einen anderen Gefangenen hohen Ranges auszuwechseln, Man nannte ihm den Herzog von Tursis, den Grafen Hagfeld, den Marquis Mortara, den jüngeren Doria. Philipp verwarf die Vorschläge und weigerte sich, auch nur einen derartigen noch anhören zu wollen.

Karl I. schrieb an ihn, ohne einen besseren Erfolg zu haben, der Sultan wandte sich auf die Bitte Joaos an Philipp, wie es einige Zeit zuvor der Papst gethan — es war umsonst. Der König antwortete nicht darauf, sondern erkannte deutlicher als je die Notwendigkeit, sich auf irgend eine Art des unbequemen Gefangenen für immer zu entledigen, um von den Bestürmungen der befreundeten Monarchen in Zukunft nicht mehr behelligt zu werden.

François Taquet war schon seit längerer Zeit in Mailand, um irgend eine günstige Gelegenheit zu erwarten, die es ihm gestatten sollte, mit dem Infanten in Verbindung zu treten. Er verhehlte Paula seine Enttäuschung nicht, ihrer Hilfe sich beraubt zu sehen.

„Die Schwierigkeiten mehren sich für uns, edle Frau,“ sagte er, „Eure Vermittelung wäre von unschätzbarem Werte gewesen; nun sind wir gezwungen,

andere Wege einzuschlagen, die gefahrvoller und ungewisser sein werden.“

„Ihr könnt es nicht tiefer als ich beklagen, daß ich zur völligen Unthätigkeit verdammt bin,“ erwiderte sie seufzend, „aber gesteht selbst, ob ich anders zu handeln vermochte, wenn man mich vor eine solche Wahl stellte?“

„Der Gouverneur von Mailand wußte, an wen er sich wendete,“ sprach Taquet achtungsvoll, „eine andere Frau als Ihr würde ein derartiges Versprechen kaum zu halten fähig sein.“

„Glaubt nicht, daß es mir leicht geworden, doch bin ich der Meinung Dom Quares: auch dem Feinde gegenüber Rechlichkeit, Wahrhaftigkeit und Wortestreue.“

„Seiner Hoheit Gegner dachten nicht so,“ entgegnete der Frater sarkastisch, „sie handelten vom ersten Augenblicke an in völlig widersprechendem Sinne.“

„Die Thaten, die wir an unseren Gegnern mißbilligen und verachten, dürfen uns nicht zur Richtschnur unserer eigenen Handlungen werden, wollen wir uns nicht mit jenen auf eine gleich niedrige Stufe stellen,“ war die feste Antwort.

„Diese Grundsätze sind gut für alle, die in keinem ernstern Kampfe standen und ihres Lebens Kräfte nur an geringem Zwiespalt zu erproben hatten. Nie aber werdet Ihr, edle Frau, mit solchen Gesinnungen in einer Welt zum Ziele gelangen, in der das Recht nicht hoch genug geachtet wird, um nicht der rohen Gewalt geopfert zu werden, oder unwürdiger List zum Spielball zu dienen. Steht Ihr auf einer Höhe, um niemand mehr fürchten zu müssen — und wie wenigen Sterblichen wird dies zu teil! — so mögt Ihr Eure Handlungen Euch von Eurem Herzen vorschreiben lassen, dessen Regungen, großmütig und rein, von Eurem klaren Geiste beherrscht werden, der die Ausübung des erkannten Guten als die erste Verbindung Eures Seelenfriedens empfindet. Die Welt aber, die Euch gegenwärtig umgiebt, ist nicht reif, mit Güte und Gerechtigkeit allein regiert zu werden, sowie der ehrliche Kampf nicht gegen die zum Siege führt, die alle Mächte der Finsternis zu ihren Bundesgenossen anrufen, den tugendhaften Träumern zu schaden, die sich auf ihre Rechlichkeit verlassen.“

„Ihr seid ein Priester, ein geweihter Diener des Herrn und vermögt solche Lehren aufzustellen.“

„Ich hatte als Priester vielfache Gelegenheit, das Dichten und Trachten der Menschenherzen zu ergründen und kam zu der Überzeugung, daß die Redlichen auf dieser Erde dem Märtyrertum verfallen sind, wie Euer Beispiel es, Signora, wie es das Beispiel des erlauchten Prinzen beweist.“

Ein Leuchten ging über Paulas Züge. „Ich will die Wahrheit Eurer Worte nicht bestreiten, Mr. Taquet, doch höher als das Scepter des Tyrannen wird mir jederzeit die Märtyrerpalme dessen stehen, der für eine gerechte Sache gelitten und seine Ehre fiedenlos bis an das Ende bewahrte.“

„Und wenn Ihr mit Eurer Festigkeit zu dem Untergange dessen beitragen hülft, den zu retten Ihr Euer Leben geben würdet?“

Paula erbebt. „Barmherzigkeit,“ flüsterte sie, „führt mich mit Euren Worten nicht in Versuchung, die ich mehr als einmal vor mir ersehen sah und die ich niederkämpfte, um seiner wert zu bleiben.“

„Ich will es nicht, edle Frau,“ antwortete Taquet ernst. „Ich will Euren Sinn nicht einmal beschweren, indem ich Euch mitteile, was ich zu thun gesonnen bin, wenn meine letzten Entwürfe vereitelt werden, damit auch nicht der Schein einer Mitwisserschaft auf Euch falle. Der hohe Zweck, den ich verfolgen, läßt mir jedes Mittel brauchbar erscheinen, und ich werde mir nie einen Vorwurf machen, unsere Gegner mit den nämlichen Waffen zu bekämpfen, die sie selbst uns führen lehrten.“

„Was habt Ihr im Sinne?“ forschte Paula beunruhigt, „Ihr sprecht, als ob Ihr ein Verbrechen begehen wolltet.“

Der einslige Dominikanermönch lächelte. „Nennt Ihr die Tötung eines Menschen ein Verbrechen, wenn seit fünfundzwanzig Jahren Europa von einem Kriege zerfleischt wird, der die Vernichtung der Leben als oberstes Gesetz aufstellt? Einen Feind aus dem Wege zu räumen, ist in jedem Kampfe erlaubt.“

„Im Kampfe ja, doch, was Ihr vorhabt, ist kein solcher.“

„Er wird es, denn auch ich setze mein Leben ein und habe das Recht, es teuer zu verkaufen — doch beunruhigt Euch nicht. Ich sagte Euch, daß es noch andere Mittel gäbe, Seine Hoheit zu befreien, und zwei*) derselben werden von Eurer Liebe, Eurem Opfermuth abhängen.“

„Von dem meinen? Was könnte ich vollbringen, nachdem ich mich bei keinem Werke mehr beteiligen darf, das zu seinen Gunsten unternommen wird?“

„Ich war, wie fast an allen Höfen Europas, auch am schwedischen,“ berichtete Taquet. „Der Gesandte, Don Francisco de Sousa, ist dort, der schon einmal dem Reichstage zu Regensburg im Namen des Königs von Portugal eine Beschwerdeschrift vorlegte, und seitdem nicht aufgehört hat, für Dom Duarte thätig zu sein. Er schlug dem Kanzler vor, den Prinzen mit Gustav Adolfs Tochter, der jungen Königin Christina, zu vermählen und Drenstiena ist nicht abgeneigt, darauf einzugehen, da Schweden und Portugal einander verbrüder sind, die Allianz noch fester zu schließen.“

„Weiter, weiter,“ gebot Paula, als er innehielt.

„Der Vorschlag ist dem Prinzen bereits zugegangen,“ fuhr der Unterhändler fort, „die Antwort blieb bis jetzt aus. Fordert Ihr sie von ihm, Signora, der er sie nicht verweigern wird. In Eure Hände lege ich die Frage, die für Dom Quares Befreiung von hoher Bedeutung werden kann, wenn Eure Liebe stark genug ist, sich selbst der größeren Sache zum Opfer zu bringen. Und sie wird es, Paula Guilerin! Ihr, die Ihr den Mut gehabt, um seinetwillen der Welt zu trotzen, Euer ganzes Leben ihm zu weihen, damit er in seines Vaters Obe nicht trostverlassen sei, Ihr werdet auch die

*) Man suchte zu jener Zeit den Papst zu bewegen, Duarte zum Cardinal zu machen.

vermeiden und mischte sich daher nie in die Kreise des lombardischen Adels, welche Don Belasco und seine Gemahlin um sich versammelten. Graf Siruela versuchte nichts, sie aus ihrer Zurückgezogenheit zu locken. Ihn hatte die Erlaubnis, die er ihr erteilt, schon oft gereut; er war daher zufrieden, daß Paula mit niemand in Berührung kam, den entweder Neugier oder Bewunderung für die schöne Frau veranlassen konnte, in ihr Geheimnis zu dringen.

Paula empfing den Oheim mit achtungsvoller Freundlichkeit, doch bemerkte sie an seinem verfinsterten Angesicht, daß ein besonderer Anlaß ihn zu ihr geführt haben müsse.

Graf Siruela ließ sie nicht lange darüber im unklaren. „Als ich zum ersten Male zu Euch kam,“ begann er in frostigem Tone, „gab ich Euren Bitten, Euren Thränen nach, Euch den Verkehr in der Rocchetta zu gestatten, und empfing dafür Euer feierliches Wort, Euch nie zur Mitwifferin oder Helferin der Verschwörungen zu machen, die unaufhörlich zu Gunsten des gefangenen Prinzen von Braganza und zu meinem eigenen Verderben stattfinden.“

„Dieses Wort, mein Oheim,“ erwiderte Paula, „glaube ich gehalten zu haben. Auch sind meines Wissens seit meiner Ankunft in dieser Stadt keine Versuche zu seiner Befreiung gemacht worden.“

„Ihr seid schlecht unterrichtet, schöne Nichte, oder gebt vor es zu sein. Sollte es Euch wirklich unbekannt sein, was man in jüngster Zeit in dem Kreise derer vorbereitete, die Ihr doch wohl Eure Freunde nennt, weil sie die Freunde des Infanten sind?“

„Ich muß Euch ersuchen, Euch deutlicher zu erklären,“ entgegnete Paula mit ruhiger Würde, „meine Versicherung müßte Euch genügen, daß mir die Ereignisse, von denen Ihr sprecht, nicht zur Kenntnis gelangt sind.“

„Gestern abend,“ sagte der Gouverneur, „kam der Gesandte Frankreichs, Mr. de Gremenville, zu mir. Er teilte mir mit, daß ein Mann zu ihm gekommen, der sich Taquet nannte, und von dem Könige von Portugal als Unterhändler in den Angelegenheiten seines Bruders verwendet wird. — Kennt Ihr diesen Mann, Paula?“

„Ich habe schon in Graz mit ihm verkehrt,“ antwortete sie, „und ihn auch hier gesprochen.“

„Und er hat Euch nichts — nicht das Geringste von seinem letzten Vorhaben gesagt?“ fragte Graf Siruela mit Nachdruck.

„Er wußte aus meinem eigenen Munde, um

welchen Preis es mir nur gestattet war, mit Dom Duarte zu verkehren und er versuchte nicht mehr, mich in seine Pläne zu ziehen.“

„Ich will es glauben, aber es vermag an der Notwendigkeit nichts mehr zu ändern, die durch jenes Mannes beabsichtigtes Verbrechen auch über Euch verhängt werden muß. Der vorgebliche Taquet — denn man sagte mir, daß sein eigentlicher Name anders laute — hat es verstanden, in der Citabelle selbst Verbindungen anzuknüpfen; er scheint sogar die Absicht gehabt zu haben, einige der dort weilenden Offiziere zu gewinnen. Der Kapitän de la Fuente, dem die besondere Bewachung des Infanten anvertraut ist, hat schon seit einiger Zeit Verdächtiges bemerkt, das mich veranlaßte, die Wachen zu verstärken und die Offiziere des Kastells zu wechseln. Zum Glück ist Fuente ein gewissenhafter Soldat, der sich weder durch weichherziges Mitleid noch durch seine Bewunderung für Euch von seiner Pflicht abwendig machen läßt, und dieser Umstand scheint den geheimen Anhängern des Infanten unbequem geworden zu sein. Jener Taquet eröffnete Mr. de Gremenville, daß er den Marquis durch zwei gedungene Mörder werde töten lassen, um des allzu eifrigen Spions, wie er ihn bezeichnete, entledigt zu sein. Er hoffte, daß der französische Gesandte aus Rücksicht auf das Bündnis Dom Joaos mit seinem Monarchen dem verbrecherischen Anschläge unbedingt beistimmen werde. Mr. de Gremenville dagegen begab sich ungesäumt zu mir und seiner Ehrenhaftigkeit ist es zu danken, daß die Unthat vereitelt wurde. Ich habe noch in der verfloffenen Nacht nach Madrid berichten lassen und mir neue Befehle mit Bezug auf Dom Duarte erbeten.“

„Weshalb erzählt Ihr mir dies alles?“ fragte Paula beängstigt. „Wollt Ihr daran festhalten, daß ich Mitwifferin eines Mordanschlages gewesen?“

„Ich erzählte Euch diese Angelegenheit,“ sprach Graf Siruela kühl, „um Euch damit den Grund anzugeben, der auch Eure sofortige Entfernung von Mailand bedingt. Zu lange schon habe ich eine Nachsicht in betreff des Infanten walten lassen, die, wie die Ereignisse lehren, für uns, die für ihn haften, verhängnisvoll zu werden droht. Die Fluchtpläne hören nicht auf, so lange ihm die Möglichkeit geboten wird, mit irgend jemand noch, der sich außerhalb der Rocchetta befindet, zu verkehren. Ihr werdet Mailand binnen vierundzwanzig Stunden verlassen, Paula, und damit Ihr nicht einen Vorwand findet, diesen Befehl zu umgehen oder im Verborgenen hierzubleiben, wird eine Abteilung meiner Reiter Euch bis zur Grenze geleiten.“

(Schluß folgt.)



Glanze eines Thrones wirst Du vergessen, was Du hier gelitten.“

„Und Du, Paula?“ fragte er wehmüthsvoll. „Was wird aus Dir, die in unwandelbarer Treue bei mir ausharrte?“

„Ich,“ sagte sie, sich über ihn neigend, „werde mich glücklich und zufrieden preisen, daß Gott es mir vergönnte, eine kurze Zeit meines Lebens Dich lieben zu dürfen, daß ich in schwerster Zeit an Deiner Seite war und meine Gegenwart Dir Trost und Freude brachte. Ich werde die Erinnerung daran wie mein teuerstes Kleinod hüten und sie wird mir es tragen helfen, daß ich Dich einer andern lassen muß.“

„Und wenn ich trotzdem meine Zustimmung verweigerte?“

„Dann würde ich Dich anflehen, nicht in einer Übereilung zu handeln, die Dein großes, gütiges Herz Dir eingiebt, sondern es in Erwägung zu ziehen, was Du im Begriffe bist, zu opfern.“

„Wird es Dir so leicht, mich für immer aufzugeben, Paula?“

„O, frage nicht, Duarte; fordere die Antwort nicht heraus, die ich gewaltsam zurückdrängen würde, wenn sie Deine Entschließung leiten sollte. Wie könnte ich an mich denken in dieser Stunde, die nicht nur über Deine ganze Zukunft, die über Freiheit und Leben Dir entscheidend werden kann? Wie könnte meine eigene Zukunft, wie mein Schicksal von Wert sein, wenn es sich um das Deine handelt? Ich müßte Dich mit einer anderen Liebe geliebt haben, als die meine es von Anbeginn gewesen, wollte ich nur ein einziges Wort sprechen, das Dich von einem Schritte zurückhielte, zu dem Dich tausend Gründe zwingen müßten.“

Sie hatte mit all der Beherrschung gesprochen, die ihr möglich war, als sie jedoch seinen Blick fest und fester auf sich ruhen fühlte, wandte sie sich hastig ab. Er ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küffen.

„Der hohe Mut, der Dich von je besetzte, verleugnet sich auch heute nicht bei Dir,“ sagte er, „Du bist eine Heldin, ebenso in diesem Augenblicke, wie Du es damals warst, als Du Deine Hand in die des alternden Guilerin legtest, um die Deinen vor Armut und Elend zu schützen, — Du sprichst mit ruhigen Lippen die Worte, gegen die Dein Herz sich aufbäumt, und würdest Dich zu überzeugen suchen, es sei Dein Wunsch, den ich erfüllte, wenn ich das Königskind von Schweden an den Altar führte. Du würdest Dich nicht einmal zu dem Gesändnisse herbeilassen, daß es Dir Schmerz bereite, sähest Du darin ein Hindernis für meine Einwilligung. Und Dich, Du stolzes, herrliches Weib, sollte ich aufgeben, Dich opfern um der Aussicht auf ein Bündnis willen, das vorderhand vielleicht nur in den Köpfen derer lebt, die es eronnen? Ich sollte es vergessen, daß ich über diese Hand nicht mehr verfügen darf, die ich Dir einmal schon angelobte und die ich auch um den Preis einer Krone nie in eine andere legen würde, als die Deine?“

„Bedenke, Geliebter, was für Dich auf dem Spiele steht. Erwinnere Dich, daß mir Entfugung hier ein Gebot der Pflicht, wie die Deine Dir ge-

bietet, dieses vielleicht letzte Rettungsmittel nicht zu verschmähen.“

„Der Gott, auf den ich in meiner tiefsten Trübsal baute und zu dem ich heute, wie in den fernen Tagen sorglosen Glückes mit dem unerschütterlichen Vertrauen bete, daß auch die dunklen Wege, die er mich gehen hieß, mir zum Heile dienen müssen, kann es nicht wollen, daß ich meine Freiheit mit einem Treubruche an Dir erkaufe, die er mir als Engel der Gnade sandte. Ist es sein heiliger Wille, mich aus meinen Banden zu lösen, wird er ein anderes Mittel finden, nicht eines, das ein Herz grausam verwundet, von dem ich alles Leid fernhalten möchte.“

„Du bist unbeugsam, wie Dein Ahnherr Pedro es in seiner Liebe zu Inez de Castro war.“

„Pedro,“ wiederholte Duarte sinnend, „er war in seiner Treue fest bis weit über das Grab jener hinaus, die er geliebt. Er riß sie aus ihrem Sarge und trug sie auf den Thron, daß alle Großen seines Reiches ihr die Huldbigung erwiesen, die ihr im Leben versagt geblieben. — Wann hätte Liebe jemals so dem Tode getrotzt? Ich habe in den einsamen Nächten der letzten Jahre oft und oft an ihn gedacht und ich vermochte es zu begreifen, daß er in seiner Rache furchtbar war, wie er es in seiner Liebe gewesen. Ich fühlte, daß ich fähig wäre, gleich ihm zu handeln, wenn man Dich mir raubte, wie es ihm mit seiner Inez widerfuhr, und daß ich an mein höchstes Glück auf Erden im Leben wie im Tode mich klammern würde, wie er es that, dem kein Platz der Welt dem geliebten Weibe würdig genug erschien, als jener eine, den sie erst als Leiche einnehmen durfte.“

Vierunddreißiges Kapitel.

Das Projekt der Vermählung Dom Quartes mit der jugendlichen Tochter Gustav Adolfs hatte sich zerschlagen; der Infant machte die Verschiedenheit des Glaubens geltend und man kam auch in Schweden zu der Einsicht, daß ein streng katholischer Fürst als Gemahl der Königin dem protestantischen Volke unerwünscht sein werde.

Taquet, der den wahren Beweggrund der Weigerung des Prinzen kannte, hatte in einem längeren Schreiben Duarte nochmals die Dringlichkeit des Antrages vorgestellt und eine Hinauszögerung der Antwort erbeten. Der Infant war bei seiner Weigerung geblieben, auf die Sache näher einzugehen und Taquet hatte demgemäß nach Stockholm berichtet.

Die Zeit verging, schon waren mehr als vier Jahre verflossen, seit die Thore des Castell bi Glove sich hinter dem Gefangenen geschlossen, als eines Tages der Gouverneur, Graf Siruela, in der bescheidenen Wohnung erschien, welche Paula unweit der Citadelle innehatte.

Sein Besuch war eine Seltenheit, sowie auch ihr Verkehr in dem Hause der Anverwandten ein beschränkter war. Sie wünschte jedes Aufsehen zu

vermeiden und mischte sich daher nie in die Kreise des lombardischen Adels, welche Don Belasco und seine Gemahlin um sich versammelten. Graf Siruela versuchte nichts, sie aus ihrer Zurückgezogenheit zu locken. Ihn hatte die Erlaubnis, die er ihr erteilt, schon oft gereut; er war daher zufrieden, daß Paula mit niemand in Berührung kam, den entweder Neugier oder Bewunderung für die schöne Frau veranlassen konnte, in ihr Geheimnis zu bringen.

Paula empfing den Oheim mit achtungsvoller Freundlichkeit, doch bemerkte sie an seinem verfinsterten Angesicht, daß ein besonderer Anlaß ihn zu ihr geführt haben müsse.

Graf Siruela ließ sie nicht lange darüber im unklaren. „Als ich zum ersten Male zu Euch kam,“ begann er in frostigem Tone, „gab ich Euren Bitten, Euren Thränen nach, Euch den Verkehr in der Rocchetta zu gestatten, und empfing dafür Euer feierliches Wort, Euch nie zur Mitwisslerin oder Helferin der Verschwörungen zu machen, die unaufhörlich zu Gunsten des gefangenen Prinzen von Braganza und zu meinem eigenen Verderben stattfinden.“

„Dieses Wort, mein Oheim,“ erwiderte Paula, „glaube ich gehalten zu haben. Auch sind meines Wissens seit meiner Ankunft in dieser Stadt keine Versuche zu seiner Befreiung gemacht worden.“

„Ihr seid schlecht unterrichtet, schöne Nichte, oder gebt vor es zu sein. Sollte es Euch wirklich unbekannt sein, was man in jüngster Zeit in dem Kreise derer vorbereitete, die Ihr doch wohl Eure Freunde nennt, weil sie die Freunde des Infanten sind?“

„Ich muß Euch ersuchen, Euch deutlicher zu erklären,“ entgegnete Paula mit ruhiger Würde, „meine Versicherung mußte Euch genügen, daß mir die Ereignisse, von denen Ihr sprecht, nicht zur Kenntnis gelangt sind.“

„Gestern abend,“ sagte der Gouverneur, „kam der Gesandte Frankreichs, Mr. de Gremonville, zu mir. Er teilte mir mit, daß ein Mann zu ihm gekommen, der sich Taquet nannte, und von dem Könige von Portugal als Unterhändler in den Angelegenheiten seines Bruders verwendet wird. — Kennt Ihr diesen Mann, Paula?“

„Ich habe schon in Graz mit ihm verkehrt,“ antwortete sie, „und ihn auch hier gesprochen.“

„Und er hat Euch nichts — nicht das Geringste von seinem letzten Vorhaben gesagt?“ fragte Graf Siruela mit Nachdruck.

„Er wußte aus meinem eigenen Munde, um

welchen Preis es mir nur gestattet war, mit Dom Duarte zu verkehren und er versuchte nicht mehr, mich in seine Pläne zu ziehen.“

„Ich will es glauben, aber es vermag an der Notwendigkeit nichts mehr zu ändern, die durch jenes Mannes beabsichtigtes Verbrechen auch über Euch verhängt werden muß. Der vorgebliche Taquet — denn man sagte mir, daß sein eigentlicher Name anders laute — hat es verstanden, in der Citadelle selbst Verbindungen anzuknüpfen; er scheint sogar die Absicht gehabt zu haben, einige der dort weilenden Offiziere zu gewinnen. Der Kapitän de la Fuente, dem die besondere Bewachung des Infanten anvertraut ist, hat schon seit einiger Zeit Verdächtiges bemerkt, das mich veranlaßte, die Wachen zu verstärken und die Offiziere des Kastells zu wechseln. Zum Glück ist Fuente ein gewissenhafter Soldat, der sich weder durch weichherziges Mitleid noch durch seine Bewunderung für Euch von seiner Pflicht abwendig machen läßt, und dieser Umstand scheint den geheimen Anhängern des Infanten unbequem geworden zu sein. Jener Taquet eröffnete Mr. de Gremonville, daß er den Marquis durch zwei gedungene Mörder werde töten lassen, um des allzu eifrigen Spions, wie er ihn bezeichnete, entledigt zu sein. Er hoffte, daß der französische Gesandte aus Rücksicht auf das Bündnis Dom Joaos mit seinem Monarchen dem verbrecherischen Anschläge unbedingt beistimmen werde. Mr. de Gremonville dagegen begab sich ungesäumt zu mir und seiner Ehrenhaftigkeit ist es zu danken, daß die Unthat vereitelt wurde. Ich habe noch in der verfloffenen Nacht nach Madrid berichten lassen und mir neue Befehle mit Bezug auf Dom Duarte erbeten.“

„Weshalb erzählt Ihr mir dies alles?“ fragte Paula beängstigt. „Wollt Ihr daran festhalten, daß ich Mitwisslerin eines Mordanschlages gewesen?“

„Ich erzählte Euch diese Angelegenheit,“ sprach Graf Siruela kühl, „um Euch damit den Grund anzugeben, der auch Eure sofortige Entfernung von Mailand bedingt. Zu lange schon habe ich eine Rücksicht in betreff des Infanten walten lassen, die, wie die Ereignisse lehren, für uns, die für ihn haften, verhängnisvoll zu werden droht. Die Fluchtpläne hören nicht auf, so lange ihm die Möglichkeit geboten wird, mit irgend jemand noch, der sich außerhalb der Rocchetta befindet, zu verkehren. Ihr werdet Mailand binnen vierundzwanzig Stunden verlassen, Paula, und damit Ihr nicht einen Vorwand findet, diesen Befehl zu umgehen oder im Verborgenen hiezubleiben, wird eine Abtheilung meiner Reiter Euch bis zur Grenze geleiten.“

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Das Kind der Blinden.

„Es ist ein Bettelknabe unten, Mutter,
O komm doch halb,
Drei Stunden weit ist er hierhergelaufen,
Und 's ist so kalt!“

Ich eile hin, da steht im Flur der Knabe
Und blickt mich an
Und zittert so, daß er die scheue Witte
Kaum flüstern kann.

Die Armut schaut mit hungrig großen Augen
Durch das Gewand,
Und eingesunken sind die jungen Wangen,
Und kalt die Hand!

Ich forsche weiter. Steinweg ist der Vater,
Die Mutter blind,
Und er von sieben unerzogenen Kleinen
Das ält'ste Kind.

Das ält'ste Kind! Zum eignen Kinde wandert
Mein Auge fort,
Wie steht's mit seinen frischen roten Wangen
So lieblich dort!

Und dieser hier, im selben zarten Alter,
Wie blaß und klein,
Und lauft den Weg in bitterer Winterfalte
So ganz allein!

Der hungrigen Geschwister leiser Jammer
Trieb ihn hinaus,
Nun bittet er, um ihnen Brot zu bringen,
Vor fremdem Haus.

Ich geb' ihm, was ich gerad' im Hause habe,
Niel ist es nicht,
Und dennoch färbt ein freudiges Erschrecken
Ihm das Gesicht.

Wie scheu er ist, so ungewohnt der Liebe
Das junge Herz!

Ich leg' ihm still die Hände auf die Schultern
In tiefem Schmerz.

Und ein Gebet ringt sich aus meinem Busen
Zu Gott empor:

„O neige, Vater, einer Mutter Bitte
Dein gnädig Ohr!

Nimm Dich des Knaben, den kein Auge hütet,
In Gnaden an,
Früh tritt das Elend und die Not des Lebens
An ihn heran!

Noch ist die Unschuld seiner Kindertage
Ihm Schirm und Schutz,
Noch geht er rein, mit ahnungslosen Augen
Durch all den Schmutz!

Es kommt die Stunde wohl, da er erschauernd
Sein Loß versteht,
Dann schütze ihn, daß seine junge Seele
Nicht untergeht!

Er steht allein auf steinig dunklem Wege,
Ein hilflos Kind,
Denn deren Hand ihn lieblich leiten sollte,
Die ist ja blind!“

Anna Müller.

Lehren und Ringen Buddhas.*)

Von Robert Falke.

I.

Bricht die Knospe aus der Hülle, dann erscheint sie anfangs völlig rein und makellos, wie neugeschaffen von der Hand des Allmächtigen. Gar bald aber, wenn sie sich voll entfaltet und sich wehren muß gegen Wind und Wetter, verliert sie an Schöne und Reinheit. Stäublein setzen sich an, die Blätter verlieren die Farbe, und ehe sie verwelkt, verfällt sie oft dem nagenden Wurm zum Opfer.

Ähnlich ist es auch, wenn eine große, reformatorische, göttliche Idee, geboren in der Brust des Genius und darin verschlossen, nach Gestaltung ringt. Anfangs edel und rein, ohne Selbstsucht und Betrug, will sie sich schnell verwirklichen, stößt aber auf Widerstand und Feindschaft und verliert im Kampf mit der trägen und harten Wirklichkeit gar leicht ihre ursprüngliche Reinheit. Der Wurm der Sünde setzt sich an sie an und giebt ihr eine andere Färbung und Gestaltung.

Diese Erfahrung hat man auch auf die drei Religionsstifter anzuwenden versucht. Bei Mohammed trifft sie zu; er ist der Versuchung erlegen. Der grausame Prophet und Beherrscher Medinas ist ein ganz anderer, als der kranke Schwärmer und Prediger in Mekka. Auch Buddha machte man zum Betrüger und Heuchler, und was Jesum Christum anbetrifft, so hat noch in unseren Zeiten Ernst Renan in seinem „Leben Jesu“ ihn aus einem sittlich bedenklichen, naiven Schwärmer zu einem Demokraten und Revolutionär werden lassen, dem es im Kampfe um seine Existenz nicht immer auf die korrekte Wahl seiner Worte und Mittel ankam. Die Wissenschaft ist aber über dergleichen ungeschichtliche Erfindungen hinweggeschritten und weiß es nicht anders, als daß Buddha und Jesus, gleichmäßig und in sich gefaßt, klar und bestimmt, ihre Prophetenlaufbahn von Anfang an bis zu Ende gegangen sind, ohne dabei irgend eine Wandlung zum Schlechten durchzumachen. Ihre Ideen haben im Kampf um die Verwirklichung nichts von ihrer ursprünglichen Art und Reinheit verloren; davor bewahrte sie beide ihr scharf ausgeprägtes und gefestetes Wesen. —

Buddha hatte, zu Urubela unter dem heiligen Bodhi-Baum sitzend, in plötzlicher Erleuchtung den Weg zur Erlösung gefunden. Was er dort gedacht und empfunden, hat er selbst zu dem, den Kern des Buddhismus bildenden Glaubensbekenntnis von den „vier Wahrheiten“ formuliert und dadurch seiner Lehre für alle Zeiten eine unveränderliche, klare, dogmatisch-ethische Zusammenfassung gegeben.

*) Aus dem von uns den Lesern warm empfohlenen: „Buddha, Mohammed, Christus“ von R. F. Gillekloß 1896, Bertelsmann. Es wird uns freuen, wenn die Lesung dieses Abschnitts manchen bewegen sollte, das Buch anzuschaffen.

Das buddhistische credo lautet: „Dies, Ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden; nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, das Dasein als Einzelwesen ist seiner ganzen Natur nach leidvoll. — Dies, Ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit von der Ursache des Leidens: es ist der Wille zum Leben, das Trachten nach Dasein und Genuß, welches von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt und bald in dieser, bald in jener Gestalt seine Befriedigung sucht. Es ist das Trachten nach Befriedigung der Leidenschaften, das Trachten nach individueller Glückseligkeit im gegenwärtigen oder in einem jenseitigen Leben. — Dies, Ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: es ist die völlige Vernichtung des Willens zum Leben, des Trachtens nach Dasein und Genuß. Man muß ihn überwinden, sich seiner entäußern, sich davon lösen, ihm länger keine Stätte gewähren. — Dies, Ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit vom Wege, der zur Aufhebung des Leidens führt; es ist der von mir gefundene, erhabene Pfad, dessen acht Teile heißen: rechte Erkenntnis, rechtes Wollen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversetzen.“ — „Diese vier Wahrheiten begreifen alles Gute in sich, wie die Fußspur des Elefanten ihrer Größe nach die aller anderen Tiere umfaßt.“ Wer sie nicht kennt, kann nicht erlöst werden.

Das ist das buddhistische Evangelium von der Erlösung. Erlösung ist das A und O, der Grundgedanke des ganzen pessimistischen Systems, und dieser zieht sich durch alle Reden und Handlungen hindurch, aber keine Erlösung von der Sünde ist gemeint, sondern Erlösung vom Lebenstrieb überhaupt, von der Existenz, von der Seele. Es ist eine enge Begriffswelt, die sich in dieser hartnäckigen Weltfeindschaft offenbart und die in dem Symbolum ihren Ausdruck gefunden hat. Nichts von Gott und Seele, vom inneren Glück und Jenseits kommt darin vor; um diese Dinge hat sich Buddha nicht gekümmert, und über manche Fragen betreffs Gott, Entstehung der Welt und des Jenseits hat er eine klargefaßte Lehre zu geben gänzlich unterlassen. Viel mehr und viel anderes, als in diesem klassisch gefaßten Glaubensbekenntnis enthalten ist, hat er überhaupt nicht gepredigt. Der ganze Buddhismus besteht daher eigentlich aus einem einzigen Gedanken, aus dem von der Erlösung vom Leben und vom Tode mit den daraus gezogenen Konsequenzen und Einrichtungen; darum ist er so einfach, so klar, aber auch so furchtbar verderblich und todbringend.

Nachdem Buddha seine Bedenken, ob er diese Lehre verkündigen solle, überwunden hat, tritt er als Prophet und Reformator auf; es war um das Jahr 525 vor Chr. Geburt. Seine erste Predigt hält er in Benares jenen fünf Asketen, mit denen er einst in Kasteiungen gewetteifert, von denen er aber verlassen worden war. Voller Selbstbewußtsein, nicht als „Freund“, sondern als „Vollendeter“, tritt er ihnen gegenüber und ruft ihnen zu: „Thut Euer Ohr auf, Ihr Mönche, die Erlösung vom Tode ist gefunden! Ich unterweise Euch, ich predige die Lehre. Wenn Ihr nach der Unterweisung wandelt, wird Euch über eine kleine Zeit das, um dessen willen edle Jünglinge von ihrer Heimat in die Heimatlosigkeit gehen, d. h. die höchste Vollendung heiligen Strebens, zu teil werden; Ihr werdet noch in diesem Leben die Wahrheit selbst erkennen und von Angesicht zu Angesicht schauen.“ Dann folgte die Lehre von den vier Wahrheiten,

die Lehre, von der er selbst einmal sagte, daß sie „am Anfang vortrefflich, in der Mitte vortrefflich und am Ende vortrefflich“ sei. Einer seiner Anhänger hat sie später auf eine kürzere Formel gebracht, die lange an Stelle der größeren gebraucht ward und noch heute inschriftlich auf zahlreichen Monumenten gefunden wird: „Die Wesenheiten, die aus einer Ursache fließen, deren Ursache lehrt der Vollendete, und welches Ende sie nehmen. Dies ist die Lehre des großen Samana.“ — Die fünf Asketen wurden seine ersten Jünger; „sie erreichten die sündlose, unvergleichliche Sicherheit, die Erkenntnis, und das Gesicht ging ihnen auf: unerschütterlich ist unsere Erlösung; dies ist die letzte Geburt; nicht giebt es ferner ein neues Sein.“ (Sutta 6; Anthol. 17.) Eine andere, charakteristische Rede, worin er die Konsequenz seiner Lehre zieht, daß der Mönch am ehesten zur Erlösung gelange und daß man daher Mönch werden müsse, lautet folgendermaßen: „Ich kenne fünf Sinnengenüsse: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl. Die sich der fünf Sinnengenüsse bedienen, sind dem Verderben anheimgefallen und dem Bösen (Mara) unterthan. Gleichwie Ihr Jünger, von einem Wild des Waldes, wenn es sich gefesselt auf ein Netz legen würde, solcherart zu denken wäre: dem Verderben ist es anheimgefallen, dem Belieben des Jägers ist es unterthan; wenn der Jäger herankommt, wird es nicht fliehen können, wohin es will — ebenso auch, Ihr Jünger, verhält es sich mit jenen Asketen oder Brahmanen. Wer sich ihnen nicht hingiebt, der ist nicht dem Verderben anheimgefallen. Es ist nötig darum, Mönch zu werden; denn gleichwie ein Tier des Waldes, im Walde gegen den Wind wandelnd, furchtlos geht, furchtlos steht, furchtlos niedersitzt, furchtlos sich hinlegt, und zwar weshalb? Weil es vor dem Jäger auf der Hut ist, ebenso auch verweilt ein Mönch, frei von Lüste, fern vom Bösen, im Besitze der reflektierenden, durch die Einsamkeit geborenen, freudig beglückenden, ersten Transcendental-Meditation. Er gelangt zur Ruhe des Geistes durch Selbstverleugung, zum vollen Gleichmut, zur Leidlosigkeit durch die Vernichtung der einstigen Freude und Sorge, und schließlich zur Vernichtung der Wahrnehmungsempfindung durch das Nichtbeachten der verschiedenen Wahrnehmungen in dem Gedanken: Unendlich ist der Raum, unendlich ist das Bewußtsein, alles ist nichts. Ein solcher wird Mönch genannt; der Böse findet ihn nicht mehr; durchschwommen hat er das Weltmeer der Gier; alles Unreine ist reiflos vernichtet.“ (6. Sutta.)

Bringen wir nun Buddhas Lehre mit allen seinen Reformen und Einrichtungen auf den kürzesten Ausdruck, so ist schon früher erwähnt worden, daß er die Grunddogmen des Brahmanismus, die Lehre vom Weltübel und von der Seelentwanderung, auch zu seinen eigenen Grunddogmen gemacht hat. Der Geist des Brahmanentums ist auch der Geist des Buddhismus. Das System aber, das von den Brahmanen mit so großer Konsequenz und Menschenkenntnis durchgeführt war, hat Buddha völlig verworfen. Zunächst verwarf er den brahmanischen Pantheismus mit allen Naturgöttern. Für ihn gab es keinen Gott, auch kein Brahma; der Buddhismus ist ein ausgeprägter Atheismus mit dem nihilistischen Ziel, die Seele durch Erldtung für das Nirvana reif zu machen, für den Ort des „Erlöschens“, da das Bewußtsein und jede Lebenshätigkeit aufhören. Erlösung ist der Grundgedanke des Systems, aber Erlösung von den Leiden des Lebens, Erlösung von den Wiedergeburten, bis die ertöte Seele in das Nirvana eingehen kann. Aber der

Mensch erlöst sich selbst, und kein Gott kann ihm dabei helfen. Im Gegenteil, die Götter stehen unter dem Menschen. Auf Ceylon ist noch jetzt der Vorrang des Priestertums vor den Göttern bergestellt anerkannte Tatsache, daß diese letzteren dort vor jeder Predigt aufgefordert werden, zuzuhören und sich zu bekehren. „Der Buddha hat sich selbst oder vielmehr den Menschen hoch über die abgeschmackten und grausamen Götter des brahmanischen Pantheons erhoben.“ (Köppen I, S. 122 ff.) Die Stelle der Götter hat im Buddhismus der Stifter selbst eingenommen; er, der seine Erleuchtung und Berufung, seine eigene Erlösung und Herrlichkeit keinem Gott verdankte, sondern nur seiner eigenen Kraft, nannte sich den „Vollenbeten“, und das Volk legte ihm selbst die Worte in den Mund:

„So ehren den Vollenbeten, den Großen, Reinen, Heiligen
Die Götter und die Menschen auch, die sich dem Buddha
zugewandt:

Siegreich, der Sieger Vornehmster,
Friedreich, das Haupt der Friedreichen,
Erlöst, der Erlösten Edelster,
Verettet, der Retter Sicherster!

So wahrlich ehren sie den Herrn, den Großen, Reinen,
Heiligen;

Die Welt mit ihren Göttern, hat nicht einen, der Dein
Gleicher ist.“

(Neum. Anthol. S. 236.)

Mit den Göttern der Brahmanen verwarf Buddha auch alle ihre hierarchischen Stufen; er verwarf die Autorität der Vedas und damit zugleich die brahmanische Schulgelehrsamkeit und das Ceremonialwesen, ihre Dogmen, Bußen, Peinigungen und Opfer. An die Stelle jener unzähligen, kleintlichen und gedankenlosen religiösen und kirchlichen Gebräuche, Formen und Sagen, wie sie in den Vedas vorgeschrieben wurden, setzte er seine eigene, kurze und klare Lehre mit ihrer auf wenig Gebote beschränkten Moral, und verlegte für alle, für Mönche und Laien, das Wesen der Heiligung aus der äußeren Handlung in die Gesinnung, in die Reinheit des Herzens, in das Wohlwollen, Erbarmen, in Geduld und Aufopferungsfähigkeit. Einem Brahmanen, der ihn fragte, wer denn ein rechter Brahmane sei und welche Pflichten ein solcher habe, antwortet er: „Die fern von allem Bösen sind, in steter Einsicht wandelnd hier, die Buddhas, aller Fesseln frei, die sind Brahmanen dieser Welt.“ Wohl erkannte Buddha die guten Werke an, sie waren eine notwendige Bethätigung des religiösen Lebens; so verlangte er als Opfer die Gaben an die Mönche; noch höher war ihm das Opfer der „Zusucht zu Buddha, zur Lehre und zur Gemeinde,“ d. h. die Hingabe an seine Religion; noch höher als dies war das Opfer des Mönchtums; am höchsten ist das Opfer, „wenn man die Erlösung erringt und die Gewißheit gewinnt, nicht werde ich wieder zu dieser Welt zurückkehren. Das ist die höchste Vollendung alles Opfers.“

(Schluß folgt.)

Da wo mein Wähnen Friede fand . . .

O sprich kein Wort! Laß meine Stirn sich lehnen
An Deinen starken treuen Freundearm —
An Deinem Herzen ruht sich's gut und warm . . .
O laß mich weinen! Wehr' nicht meinen Thränen!

Wie war so wirr das fieberfranke Wähnen,
Das mich, an Weh so reich, an Glück so arm,
Herantrieb aus der Menschen dichtem Schwarm —
Wie war so heiß des Herzens wildes Sehnen!

Nun halt ich Dich! In Dir hab' ich gefunden,
Was meine Seele suchte lebenslang — —
Nun kann mein Herz erstarren und gefunden!

Noch einmal laß mich weinen still und bang . . .
Schon heilen leise ja die alten Wunden,
Und durch das Herz zieht süßer Frühlingsklang!

W. v. Nassow.

Das Spiel auf Leben und Tod.

Von Karl Pröll.

„Ich habe heute meinen ungeschickten Tag,“ sagte halblaut der schwindstüchtige Kranke zu seinem Spitalnachbarn, d. r. von einem Herzleiden gequält wurde. „Da ist mir wieder der Löffel für den Leberthran unter das Bett gefallen. Nun werde ich das eklige Zeug nicht einnehmen können. Es nützt mir auch nichts, und ich bin kaum mehr imstande, es hinunterzuschlucken. Ich möchte die klebrige Masse nur zur Seite schaffen, bevor die Pflegetochter kommt. Die plagt mich sonst mit Zureden. Man ist ihr nie eilig genug mit dem Hineinwürgen. Hilf Du mir ein bißchen, Andreas!“

Der Herzranke, welchen man in dem raumbeengten Gemeindepital für arme Teufel neben den unfreiwilligen Bakterien-Züchter unterbringen mußte, saß mit aufrechtem Oberleib in seinem Bette und rang nach Atem. Sobald er den Anfall einigermaßen überwunden, schlüpfte er von seinem Lager, bückte sich mit ungeheurer Anstrengung zum Boden, hob den Löffel des Leidenskameraden auf und reichte ihm diesen. Des opferwilligen Helfers Gesicht war hochrot geworden und die Augen starrten unheimlich daraus hervor.

„Sollst es doch versuchen, Heimthaler! Vielleicht wird Dir besser davon,“ sagte Andreas leuchtend. Erschöpft sank er auf seine Matratze zurück.

„Nein, ich bringe es nicht mehr hinab. Dort ist ein Guckfenster offen. Lasse den Stinkbrei aus der Blechschale in den Hof hinabfallen. Gelt, Du bist so lieb, Andreas?“ Der Lungenranke hustete jetzt heftig.

Andreas Hielmeier schüttelte den Kopf und blickte mit schmerzhaftem Erbarmen auf den Hustengequälten. Er schlich trotz der eigenen Bellemmungen an den anderen Krankenbetten vorbei zu dem Schieberfenster, das einige Ventilation im niederen Krankensaale bewirkte. Und er schleuderte den Leberthran durch die Luke.

Dann mühte er sich zu seinem Lager zurück, stellte die Blechschale auf das gemeinsame Nachtkästchen und sprach: „Ich bin Deinem Willen nachgekommen, Franz. Lange werde ich es nicht mehr thun können. Jetzt packt es mich wieder.“ Er krümmte sich unter der wiederkehrenden Atemnot.

„Danke tausendmal, Andreas! Wir Zwei sind recht elende Leute, die kein Arzt und kein Apotheker mehr zusammenschicken wird. Weißt Du, wenn ich oft die ganze Nacht nicht schlafe, fallen mir seltsame Gedanken bei. Aus uns beiden ließe sich ein ganz gesunder Mensch machen. Mein Herz ist ohne Übel und Dir fehlt nichts an den Lungen.“

Für einen würde das ausreichen. So wie wir jetzt behaftet sind, muß jeder zu Grunde gehen. Und das dauert nicht mehr lange.“

Der Andreas stöhnte und preßte zwischen den Zähnen hervor: „Wer wird das ändern? Und was nützt Deine Spintisterei? Wenn ich denke, daß ich als junger Bursche wie eine Gemse auf den Bergen herumgelettert bin — nichts zu hoch und nichts zu weit. Und jetzt herzkrank, Klappenfehler, kein richtiger Blutgang, ewig das Erdrosselgefühl. Ja, es ist schlimm, ganz schlimm! Nun halte ich aber wieder das Maul.“

„Gott, ich war ja auch ein tüchtiger Flößer. Und seit Jahr und Tag die Schwindsucht. Nicht zum Ausdenken, wie uns der Himmel geprüft hat.“

Ein neuer Hustenanfall beendete die Betrachtung. Nach einiger Zeit zog Heimthaler das blutbesteckte Taschentuch vom Munde. Es war ihm leichter und er nahm den abgerissenen Faden des Gespräches wieder auf: „Vielleicht können wir uns noch eine Hoffnung kaufen. Wenn in früherer Zeit ein Landregen niederging, und wir Flößer am häuserlosen Ufer uns verankern mußten, da spielten und joffen die anderen. Ich las aber gewöhnlich schöne gedruckte Geschichten, die mir in der Stadt der Gebetbuchhändler schenkte, wenn ich ihm einen Wurzelstock oder einen toten Stamm, der im Wasser trieb, zuschleppte. — Da fand ich einmal eine wunderbare Erzählung von zwei Kreuzrittern, die schwer verwundet auf dem Blutfelde dalagen. Dem einen war die Schwertfaust von einem Sarazenenäbel abgeschlagen, dem andern sein linkes Bein von den Rossen zerstampft worden. Keiner von ihnen glaubte mehr, nach Hause zu kommen. Sie empfahlen ihre Seele dem Herrn und beteten um ein gnädiges Ende. Nun schob sich ein großer Schatten auf sie zu, der Menschenform hatte und mit menschlicher Stimme sprach: ‚Spielt doch miteinander um das Leben. Wer gewinnt, steht als heiler Mann auf, der andere stirbt und ist von seiner Dual befreit.‘ — Der Einarmige drehte sich unwillig um und sagte: ‚Wir leben oder sterben zusammen, wie es Gottes Vorsehung will.‘ — Der mit dem zermalnten Fuß hörte aber aufmerksam zu und meinte: ‚Hätte ich Würfel, ich würde es des Spases halber versuchen. Hilft es nichts, so schadet es nichts und der Zeitvertreib läßt die Schmerzen weniger empfinden.‘ — Jetzt griff der lange Schatten in seine Brust und warf zwei blanke Würfel zwischen die beiden. Ein kleines Flämmchen züngelte auf. Der Fußgelähmte faßte begierig nach den Würfeln, schüttelte sie in den hohl zueinandergesetzten Händen und warf sie in das blutige Gras. ‚Sieben,‘ zählte er laut. Dann legte er dem Kriegsfreund die Würfel in dessen übriggebliebene Hand und drang in dieselbe, es doch auch zu versuchen. Nur um den Lästigen los zu werden, drehte dieser die Hand um. Der andere spähte mit gewinn gierigen Augen und rief erfreut: ‚Fünf — Dir bleiben nur fünf. Du hast verloren.‘ — Und in diesem Augenblick hauchte der Verlierer seinen Geist aus, der Gewinner spürte aber, daß sein zweiter Fuß wieder ganz war und sprang fröhlich auf. Den Schatten sah er nicht mehr, nur ein Hohn gelächter glaubte er über sich zu vernehmen. — Ist das nicht eine interessante Geschichte?“

Andreas Hiemeier, der zu etwas Atem gekommen war, bemerkte mit leiser Mißachtung: „Solches abergläubische Geschwätz für alte Weiber nimmst Du als bare Münze hin. Und die einzige gute Lehre, die darin steckt, beachtest Du

gar nicht: daß man nicht um sein Leben spielen, sondern dem Schicksal sich unterwerfen soll. Ich denke lieber an andere Dinge: an meine kräftigen Tage und die lustigen Streiche, die ich damals ausgeführt. Das tröstet besser als einfältige Lotterieträume.“

Franz Heimthaler, der die momentane Schmerzlosigkeit genoß, erwiderte: „Nun, es war nicht schlecht gemeint. Ich wollte nur Dich und mich zerstreuen mit den zwei Kreuzrittern.“

Begütigend sagte Andreas: „Ich weiß, daß Du gerne plauderst, wenn es Dich nicht in der Seite sticht. Allein Geschichteres darfst Du mir schon erzählen. Hörst Du die Abendglocken von der Pfarrkirche herabklingen? Es geschehen keine Wunder mehr. Nein, nein! Mir haben die Glocken heute nichts zu sagen, nichts zu versprechen. Ich wünsche nur, daß sie andere verträsten mögen von Stunde zu Stunde, von Jahr zu Jahr, während das Elend an ihrem Lager sitzen bleibt. O, als ich noch ein Kind war! kaum erwachsen, steckte man mich unter das Militär und schickte mich nach Ungarn hinein, wo kein Berg zu sehen ist, nur Pusta auf Pusta voll endlosem Gras und Ziehbrunnen, die mit der Stange in den heißen, blauen Himmel hineinstocherten. Das hielt ich nicht aus und bin zweimal in die Heimat desertiert. Aber immer erwischte man mich wieder und bestrafte mich hart. Das zweite Mal bekam ich die graue Montur der Strafkompagnie und erduldete die eiserne Zucht, die man über Totschläger, Einbrecher und noch schlimmeres Gefindel verhängt. Der tapferste Wildbach zerhäubt an den Felskanten und seine Kraft rieselt durch das Gerölle hin. Im Trübsal entschwindet der Kinderglaube und die frohe Zuversicht. Auch meine Gesundheit ist langsam in Stücke zerbrochen. So bin ich zum elenden, hoffnungelosen Krüppel geworden. Aus dem schönsten Wald wächst eine Wildnis heran, wenn der Förster seine Pflege aufgibt. Und die Bäume sterben ab, verlieren Mark und Splint und fallen auf den versumpften, von Schlingkräutern durchwucherten Boden hin.“

Andreas' Atem versagte, wieder schwoß sein Gesicht an, der Mund blieb krampfgedöhnt, die blauen Ringe unter den Augen traten unheimlich hervor.

„Du armes Häscher!“, sagte Franz Heimthaler. „Aber geht es mir besser? Das Quantieren beim schlechtesten Wetter, das viele Wasser, das Schlafen auf feuchter Unterlage haben mir die Lungen zu einem alten Sieb gemacht, durch das der Tod immer stärker hineintröpfelt in den Menschen, bis alles mit Schleim angefüllt ist und die Geschichte ein Ende hat.“

Die Finsternis war eingezogen in den Krankenjaal und die zwei Nachtlampen wurden von einer Wärterin angezündet. Ihr schwaches, zitterndes Licht fiel auf bleiche, von Angstschweiß bedeckte Stirnen. Manche flüsterten ihre Gebete bebrängten Herzens. Die ersehnte Ruhe wurde durch Stöhnen, bald von dieser Seite, bald aus jener Ecke, unterbrochen. Viele brachten es zu gar keinem, die anderen nur zu einem oft gestörten, unerquicklichen Schlaf.

Auch die zwei Leidensgefährten schlossen kein Auge, hielten sich aber still. Jeder dachte für sich nach über ein verpfushtes Leben und zählte die Sekunden der endlosen Nacht.

Nur die übermüdete Wärterin war auf einem Stuhle eingeschlafen. Langsam ließ sie den Kopf nach abwärts sinken.

Gegen Mitternacht spürte Heimthaler wieder arge Stiche in der Brust, während Spielmeier die dumpfen Laute eines Menschen hören ließ, der dem Ersticken nahe steht. Sobald ersterer durch einen kleinen Bluterguß aus der Lunge sich etwas erleichtert fühlte, rief er halblaut: „Andreas!“

Dieser antwortete mit erschöpftem Atem: „Was willst Du? Trage es geduldig weiter! Ich thue es ja auch so.“

„Andreas, weißt Du, daß wir einmal, ein einziges Mal um unsere Gesundheit spielen könnten. Nur des Scherzes halber! Es würde einen vielleicht etwas beruhigen, wenn man wüßte, wie die Sache ausgeht.“

„Daß mich in Frieden! Und mit was willst Du spielen?“

„Siehst Du, Andreas, ich habe da ein Amulett auf der Brust, das mir die Mutter geschenkt, als ich noch Kind war. Geholfen hat es freilich nicht viel. Aber ich glaube noch immer, daß es eine geheimnißvolle Kraft hat.“

Er zerrte einige Zeit an der roten Schnur herum und brachte endlich eine Art von Münze hervor, die unter dem fieberdurchschweißten Hemd sich befunden. Das ganz blind gewordene Silberstück zeigte die matten Konturen einer Maria, die auf einer Wolke steht und ein in der Luft schwebendes Kreuz emporhält. Auf der Rückseite war eine halbverwischte lateinische Inschrift angebracht, die Heimthaler nicht zu deuten vermochte. Dieser flüsterte mit heiserer Stimme: „Merkst Du, das könnte man gebrauchen. Wir spielen um Kreuz oder Schrift. Das Kreuz führt zum Tode, die Schrift erlöst!“

„Du bist ein kranker Narr, der sich mit Fragen bei dem Zufall foppen möchte. Aber weil es Dich zu trösten scheint, will ich den Unsinn einmal mitmachen. Fange das Spiel an.“

„O, wir müssen erst ausmachen, wie viele Würfe wir machen und wer den ersten hat.“ Er hob sich halb im Bette und griff nach dem Nachtkästchen hin. Dann sagte er: „Da habe ich in der Hand zwei Zündhölzer, ein ganzes und ein abgebrochenes. Zieh Dir eines heraus. Das ganze fängt an.“

Spielmeier hatte sich aufgesetzt und faßte zu. „Ich habe das kürzere Zündholz. Du fängst an, Franz! Aber mache kein überflüssiges Geräusch, damit die Wärterin nicht aufwacht und uns anfährt.“

Mit den Spitzen seiner mageren, blutlosen Finger hielt Heimthaler das Amulett, das bei der schwachen Lampenbeleuchtung seltsam düster schimmerte. Dann setzte er es mit dem Munde auf die Holzplatte des Nachtkästchens, drehte es mehrmals herum und ließ es fallen. Mit höchster Spannung näherte er sein Gesicht dem umgelegten Metallblättchen. Triumphierend stieß er halblaut hervor: „Ich habe gewonnen. Die Schrift liegt oben. Jetzt kommst Du daran.“ Er spürte kaum noch die heftigen Stiche in der rechten Brustseite.

Ruhig sagte Andreas: „Ich gönne es Dir. Nun komme ich daran.“ Auch er drehte das Amulett herum. Und wieder lag die Schrift oben. „So, da wären wir ja gleich.“ Er blickte auf Heimthaler, dessen Gesicht einen fast verzweifelten Ausdruck hatte. „Nun, Du hast ja noch den letzten, den entscheidenden Wurf, Franz!“

Heimthaler war ganz aufgestanden und hatte die Bettdecke völlig abgestreift. Er glich einem hervorschießenden Gespenste. Krampfhaft packte er das Amulett und wirbelte es im Kreise umher. Endlich ließ er es aus den Fingern. Spielmeier beobachtete scharf die Wendung der Verheißungs-Münze. Die Schrift schien sich nach abwärts zu neigen, so

daß das Kreuz oben bleiben würde. Mit dem kleinen Finger stieß er rasch daran, so daß das Amulett eine veränderte Fallrichtung erhielt und die Schrift oben blieb.

Heimthaler hatte vor übergroßer Seelenangst die Augen geschlossen und entdeckte nicht das Eingreifen des guten Kameraden, der ihm den billigen Trost gewähren wollte. Erst als Franz das leise Klängen vernahm, blickte er mit starrer Pupille nach dem Münzstücke. Ein zischender Laut ging den Worten voraus: „Durchgerutscht! Nun genug!“ Erschöpft sank er in sein Bett zurück und seufzte: „Armer Andreas!“ Dieser legte sich sachte wieder nieder.

Das Amulett blieb liegen. Nach kurzer Zeit überfiel Heimthaler ein wohlthätiger Schlaf, während der Zustand Spielmeiers sich von Stunde zu Stunde verschlimmerte. Er hielt sich standhaft und dachte: „Etwas trifft zu. Ich mache den Anfang mit dem Fortgehen.“

Als am frühen Morgen Heimthaler erwachte, gerade während die Wärterin die Lampen löschte, erblickte er gleich sein Amulett und schob es rasch an seine Brust. Dann horchte er auf den Nachbarn und freute sich, daß dieser nicht röchelte. Allein als er länger lauschte, kam es ihm vor, daß dieser überleise atme. Er sprang empor und begegnete mit Schrecken den verglasten Augen seines Leidensgefährten. Kein Nütteln half, Andreas war hinweggestorben.

Und schon nahte die Wärterin, schloß dem Toten die Augen, zog das Bettlinnen unten vor und breitete es über ihn aus. Nach einer Stunde erschien der Arzt, der die letzte Untersuchung: die Totenbeschau, anstellte, dann zwei Männer, welche den Leichnam in die Totenkammer hinabtrugen.

Heimthaler schluchzte und weinte in einem fort. Er war förmlich aufgelöst und sein Gewissen marterte ihn: „Du hast ihn getötet!“

* * *

Trotzdem wurde Franz Heimthaler nach einiger Zeit aus dem Spital entlassen und zu seinen Verwandten gebracht, bei denen er sich noch einige Zeit erholen sollte. Sein Zustand hatte sich wunderbar gebessert, nur seine Stimmung war stets eine gedrückte. Den ganzen Tag saß er in einem Winkel der niederen Bauernstube, grübelte vor sich hin und blieb taub gegen jede Ansprache der einfachen, aber guten Leute.

Eines Tages packte den Franz eine merkwürdige Unruhe. Gewitterwolken zogen am Himmel auf, das Haus war leer, alle Leute draußen im Felde. Es litt Franz nicht in den verödeten Räumen. Er zog seine Schlappschuhe aus, seine Stiefel an und ging in das Freie. Unter dem durchbrochenen Gewölke flatterte eine Schar schwarzer Dohlen über das Feld hin. Sie flogen dem Walde zu, Franz folgte ihnen fast unbewußt. Endlich hörte er das widerliche Gefräse nicht mehr, er fühlte sich erleichtert. Nun kreuzte er ein schwül duftendes Birkenwäldchen und war wieder auf einem Felde, wo die Bauern das Korn zu mähen begannen. Abermals krächzte es zu seinen Häupten, die Dohlen flogen voraus und ließen sich am nächsten Waldessaume wieder nieder. Aus einer schwarzen Wolke, die am Horizontrande aufstieg, flammete der erste Blitz hervor.

Franz Heimthaler hatte das Gefühl, daß jetzt das jüngste Gericht herannähe, daß er sein verworfenes Spiel mit ewiger Qual werde büßen müssen.

Er schwankte wie ein Trunkener, das Blut wirbelte ihm

Dieses unmerkliche Stocken sagt: „Halt, diese Wendung muß ich mir merken, um sie anderswo zu benutzen.“ Dann verstehen sie es, das Gespräch so zu leiten, daß sie als plötzliche Eingebung einzuflechten vermögen, was sie schon vorher zum Gebrauche handgerecht hingestellt haben.

Männer von Geist und Ehrgeiz opfern das vorletzte Stück Herz, um den Ruf ihres Geistes zu vermehren, ebensolche Frauen auch das letzte.

Gelehrsamkeit schwemmt den Geist auf, macht ihn aber nicht stärker.

Je mehr der Mensch sich im Äußeren bespiegelt, desto sicherer verliert er die Fähigkeit, sich im Inneren zu schauen.

Mancher bildet sich viel darauf ein, „Gefühlsmensch“ zu sein. Er vergißt nur, daß es auch sehr thörichte Gefühle giebt und er vielleicht aus lauter solchen zusammengesetzt ist. Thörichten Gefühlen entsprechen gleiche Gedanken. Mit solchen läßt sich das Leben nicht leiten. Darum muß Du Dein Fühlen ebenso wie Dein Denken durch Vernunft erziehen.

Das schmerzlichste Leiden für die Mittelmäßigen ist unbefriedigte Eitelkeit. Sie kann deren Gemüt unheilbar krank machen.

Eine kleine Stelle, die Du ganz ausfüllst, ist ein Ehrenplatz; die größte, der Du nicht genügt, ein Pranger.

Wer durch Kriechen auf den Gipfel gelangt ist, wird stets behaupten, er sei hinaufgeflogen. Denn auch ein solcher schämt sich innerlich der angewendeten Mittel.

Briefkasten.

Frau A. N. in Fr. Es wird mich freuen, Sie zu sehen, aber ich bitte dann um Meldung Ihrer Berliner Wohnung, damit ich Ihnen Tag und Stunde bestimmen kann. — Frau Th. Str. in W. Ich habe im Briefkasten schon meine Ansicht ausgesprochen. Die Schrift des Herrn A. Goerth ist geschmacklos und deren Abwehr durch Dr. Hesty berechtigt, aber dieser ganze Ambrosiusstreit hat mit der Litteratur gar

nichts zu schaffen. Ich halte jede Stunde für verschwendet, die ich für eine Darstellung des widerlichen Gezänktes verwenden würde. — K. N. „Besänftigung“ angenommen. — Herr C. S. in L. „Winterszeit“ angenommen. — Fr. E. M. Das Gedicht „Mutterlos“ in Heft 20 ist durch ein Versehen mit Elisabeth Wirth statt Mische unterzeichnet. Ich bitte die Leser und die Verf., den Irrtum zu entschuldigen. — Herr Fr. G.; Fr. W. A. und Frau W. v. S. Besten Dank! — Fr. Joh. M. in G. Seien Sie zufrieden, wenn hier und dort ein Gedicht von Ihnen gedruckt wird. Zur Buchausgabe kann ich nicht raten; sie brächte Ihnen nur Enttäuschungen und Verluste. Unter 600 Mk. bestreiten Sie es nicht, und nicht 100 werden Sie einnehmen. Natürlich kann ich Sie nicht hindern, durch Schaden klug zu werden. — Herr Dr. K. F. in H. Ich werde den Sommer wohl kaum verreisen und im Juli sicher zu finden sein. Ich erbitte aber frühere Anmeldung. Besten Gruß! — Herr L. Th. in B. Neu und modern sind nicht das gleiche. Neues hat Kraft genug, alt zu werden; das Moderne ist ein neues, das jung stirbt. — Ch. G. in L. Nett und freundlich, aber noch zu jung. — Fr. J. W. In Ihnen scheint Eigenart vorhanden zu sein. „Ich laß Dich nicht“ atmet verborgene Glut, aber noch ist die Form unsicher. „Unbegreiflich stille“ werde ich wohl bringen können, wenn es mir gelingt, einige Härten zu mildern. — Herr W. Sch. Dieses Mal nichts. Die Gedanken sind nicht eigenartig; nur einer greift tiefer: „Eine Thräne vermag alle Toten Deines Herzens auferstehen zu lassen.“ Das ist wahr. „Der Heimat“ eignet warmes Gefühl, aber es fehlt selbständige Auffassung des Stoffes. — Marie. Geben Sie mir Namen und Wohnung an; Sie sollen das Gewünschte haben. (Schluß des Briefkastens: 28. Mai. Alles Unerwähnte im Papierkorb begraben.)

Inhalt der No. 36.

Die neue Herrin. Roman von Karl Erdm. Edler. — Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Verlow. Forts. — Beiblatt: Das Kind der Blinden. Von Anna Ritter. — Lehren und Ringen Buddhas. Von Robert Falke. I. — Da wo mein Wägen Friede fand . . . Von M. v. Massow. — Das Spiel auf Leben und Tod. Von Karl Pröll. — Hauch. Von Robert Grabe. — Neue Lyrik. Angezeigt von V. v. K. — Aus dem Leben für das Leben. Von D. v. L. — Briefkasten.

Zur Beachtung!

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehenes, freigemachtes Umschlag einliegt. Irgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von $3\frac{1}{2}$ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 37.

Die neue Herrin.

Roman

von

Karl Erdm. Edler.

(Fortsetzung.)

Die Neuvermählten fuhrn indessen in die sinkende Nacht hinaus. Der Graf hatte ein abgefordertes Coupé gemietet und mit allem Komfort versorgen lassen, welchen die geschäftige Phantasie zu Nuß und Frommen der Reiseleidenschaft erfunden hat. Nun brachte er Ordnung in das Ganze, einzig nur darauf bedacht, es Martina so behaglich wie möglich zu machen. Er that dies in seiner gewohnten ritterlichen Weise und mit einer auffallenden Sicherheit, die nirgends fehlgriff; und doch wandte er dabei bloß ihr und nicht den Dingen seine Aufmerksamkeit zu. Solches konnte nur jemandem gelingen, welcher dergleichen Handgriffe in langer Übung Meister geworden ist.

Martina sah ihm mit staunender Anerkennung zu, wie er instinktiert zugreifend das triviale Coupé in ein originelles Schlafzimmerchen umgestaltete. Dazwischen warf sie wieder einen verstohlenen Blick in sein Gesicht, welches dabei immer schwermütiger zu werden schien. Als sie sich nach seiner Aufforderung auf das erstaunlich bequem improvisierte Lager ausgestreckte, deckte er sie sorgsam zu und rückte noch da und dort umsichtig etwas zurecht. Nachdem er endlich alles in der Runde mit einem aufmerksamen Blicke überprüft hatte, fragte er, ob sie gut liege, ob ihr warm genug sei, ob sie noch etwas wünsche. Zuletzt brückte er ihr die Hand mit den Worten: „Gute Nacht, Martina — schlaf wohl!“ Hierauf zog er den Vorhang über die Deckenlampe, setzte sich ihr gegenüber und lehnte sich in die Fensterecke.

Martina hatte ein seltsames Gefühl. Sie verspürte eine fast schmerzhaft Kälte mitten auf der Stirne, als läge dort ein Bröcklein Eis im langsamen Zerschmelzen. Es war eine eng umgrenzte, winzige Stelle, genau dort, wo allabendlich des Vaters Lippen ein Weilchen warm geruht hatten, wenn er ihr gute Nacht sagte, wo auch seit seinem Tode die gute Gerichts-rätin vor dem Schlafengehen einen herzlichen

Ruß hingehaucht hatte. Martina fuhr mit der Hand über das fröstelnde Fleckchen, worauf sich der Graf sogleich herüberneigte und besorgt fragte: „Fehlt Dir etwas?“

„Danke, nein,“ erwiderte sie erschrocken. Sie war gewohnt, mit sich allein fertig zu werden. Wenn ihr etwas fehlte, hatte sie niemals andere damit be-trübt, sondern inmitten der eigenen Trübsal noch zu erfreuen gesucht. Es fehlte ihr etwas, nur wußte sie nicht, was es war. Aber auch wenn sie es ge-wußt hätte, würde sie den guten Mann damit nicht behelligt haben. Er hatte ihr ohnedies schon leid genug gethan bei diesem mühevollen Aufwand von Vorkehrungen, welcher ihre Schlichtheit verschüchterte.

Aber sie konnte nicht schlafen. Unwillkürlich spähten ihre Augen durch das Halbbunkel in die Ecke gegenüber, ob sein Gesicht immer noch so traurig sei. Und bei dem Gedanken an den schwermütigen Aus-druck seiner Züge kam abermals ein seltsames Gefühl über sie, wie vorhin die wehe Kälte auf der Stirne, da er ihr als treuer Kamerad die Hand zum Nachtgruß gedrückt hatte. Nur war es jetzt ein Frösteln am ganzen Körper, ein eisiger Hauch, welcher sie rings umhüllte. Sie war doch diese Umbüsterung seiner Miene aus allen vorangegangenen Tagen ge-wohnt. Und sie grübelte nach, weshalb es sie auf einmal so bis zum Schauer befremdend berührte, daß er sich unverändert als derselbe zeigte, nachdem sie seine Frau geworden war.

Dann hielt der Zug eine Minute an. Die ge-bremsen Räder kreischten, in der Nähe ertönten dumpfe Stimmen, Hundegebell hallte aus der Ferne herüber, zuletzt überschrie alles der gellende Ruf der Glöde. Martina hatte gelauscht, ob Ulrich etwas sagen werde. Aber es blieb ganz still. Nun rollte der Zug knirschend und fauchend weiter. Sie meinte, Ulrich sei ein-geschlummert, hob behutjam den Kopf von den Rippen und stützte ihn auf den Arm.

Dieses unmerkliche Stocken sagt: „Halt, diese Wendung muß ich mir merken, um sie anderswo zu benützen.“ Dann verstehen sie es, das Gespräch so zu leiten, daß sie als plötzliche Eingebung einzuflechten vermögen, was sie schon vorher zum Gebrauche handgerecht hingestellt haben.

Männer von Geist und Ehrgeiz opfern das vorlegte Stück Herz, um den Ruf ihres Geistes zu vermehren, ebensolche Frauen auch das letzte.

Gelehrsamkeit schwemmt den Geist auf, macht ihn aber nicht stärker.

Je mehr der Mensch sich im Äußeren bespiegelt, desto sicherer verliert er die Fähigkeit, sich im Inneren zu schauen.

Mancher bildet sich viel darauf ein, „Gefühlsmensch“ zu sein. Er vergißt nur, daß es auch sehr thörichte Gefühle giebt und er vielleicht aus lauter solchen zusammengesetzt ist. Thörichten Gefühlen entsprechen gleiche Gedanken. Mit solchen läßt sich das Leben nicht leiten. Darum mußt Du Dein Fühlen ebenso wie Dein Denken durch Vernunft erziehen.

Das schmerzlichste Leiden für die Mittelmäßigen ist unbefriedigte Eitelkeit. Sie kann deren Gemüt unheilbar krank machen.

Eine kleine Stelle, die Du ganz ausfüllst, ist ein Ehrenplatz; die größte, der Du nicht genügst, ein Pranger.

Wer durch Kriechen auf den Gipfel gelangt ist, wird stets behaupten, er sei hinaufgeflogen. Denn auch ein solcher schämt sich innerlich der angewendeten Mittel.

Briefkasten.

Frau A. N. in Fr. Es wird mich freuen, Sie zu sehen, aber ich bitte dann um Meldung Ihrer Berliner Wohnung, damit ich Ihnen Tag und Stunde bestimmen kann. — Frau Th. Str. in W. Ich habe im Briefkasten schon meine Ansicht ausgesprochen. Die Schrift des Herrn A. Goerth ist geschmacklos und deren Abwehr durch Dr. Hefthy berechtigt, aber dieser ganze Ambrosiusstreit hat mit der Litteratur gar

nichts zu schaffen. Ich hielte jede Stunde für verschwendet, die ich für eine Darstellung des widerlichen Gezänkes verwenden würde. — F. J. „Besänftigung“ angenommen. — Herr C. S. in L. „Winterzeit“ angenommen. — Fr. E. M. Das Gedicht „Mutterlos“ in Heft 20 ist durch ein Versehen mit Elisabeth Wirth statt Methe unterzeichnet. Ich bitte die Leser und die Verf., den Irrtum zu entschuldigen. — Herr Fr. G.; Fr. W. A. und Frau W. v. S. Besten Dank! — Fr. Joh. M. in G. Seien Sie zufrieden, wenn hier und dort ein Gedicht von Ihnen gedruckt wird. Zur Buchausgabe kann ich nicht raten; sie brächte Ihnen nur Enttäuschungen und Verluste. Unter 600 Mk. bestreiten Sie es nicht, und nicht 100 werden Sie einnehmen. Natürlich kann ich Sie nicht hindern, durch Schaden klug zu werden. — Herr Dr. R. F. in H. Ich werde den Sommer wohl kaum verreisen und im Juli sicher zu finden sein. Ich erbitte aber frühere Anmeldung. Besten Gruß! — Herr L. Th. in P. Neu und modern sind nicht das gleiche. Neues hat Kraft genug, alt zu werden; das Moderne ist ein neues, das jung stirbt. — Ch. Gl. in L. Nett und freundlich, aber noch zu jung. — Fr. J. W. In Ihnen scheint Eigenart vorhanden zu sein. „Ich laß Dich nicht“ atmet verborgene Glut, aber noch ist die Form unsicher. „Unbegreiflich stille“ werde ich wohl bringen können, wenn es mir gelingt, einige Härten zu mildern. — Herr W. Sch. Dieses Mal nichts. Die Gedanken sind nicht eigenartig; nur einer greift tiefer: „Eine Thräne vermag alle Toten Deines Herzens auferstehen zu lassen.“ Das ist wahr. „Der Heimat“ eignet warmes Gefühl, aber es fehlt selbständige Auffassung des Stoffes. — Marie. Geben Sie mir Namen und Wohnung an; Sie sollen das Gewünschte haben.

(Schluß des Briefkastens: 28. Mai. Alles Unerwähnte im Papierkorb begraben.)

Inhalt der No. 36.

Die neue Herrin. Roman von Karl Erdm. Ebler. — Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Verlow. Forts. — Beiblatt: Das Kind der Blinden. Von Anna Ritter. — Lehren und Ringen Buddhas. Von Robert Falke. I. — Da wo mein Wägen Friede fand . . . Von M. v. Massow. — Das Spiel auf Leben und Tod. Von Karl Pröll. — Hauch. Von Robert Grabe. — Neue Lyrik. Angezeigt von V. v. K. — Aus dem Leben für das Leben. Von D. v. L. — Briefkasten.

Zur Beachtung!

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingefendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehenes, freigemachter Umschlag einliegt. Jrgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 37.

Die neue Herrin.

Roman

von

Karl Erdm. Edler.

(Fortsetzung.)

Die Neuvermählten fuhrn indessen in die sinkende Nacht hinaus. Der Graf hatte ein abgeordnetes Coupé gemietet und mit allem Komfort versehen lassen, welchen die geschäftige Phantasie zu Nutz und Frommen der Reiseleidenschaft erfunden hat. Nun brachte er Ordnung in das Ganze, einzig nur darauf bedacht, es Martina so behaglich wie möglich zu machen. Er that dies in seiner gewohnten ritterlichen Weise und mit einer auffallenden Sicherheit, die nirgends fehlgriff; und doch wandte er dabei bloß ihr und nicht den Dingen seine Aufmerksamkeit zu. Solches konnte nur jemandem gelingen, welcher dergleichen Handgriffe in langer Übung Meister geworden ist.

Martina sah ihm mit staunender Anerkennung zu, wie er instinktiv zugreifend das triviale Coupé in ein originelles Schlafzimmerschen umgestaltete. Dazwischen warf sie wieder einen verstohlenen Blick in sein Gesicht, welches dabei immer schwermütiger zu werden schien. Als sie sich nach seiner Aufforderung auf das erstaunlich bequem improvisierte Lager ausstreckte, deckte er sie sorgsam zu und rückte noch da und dort umsichtig etwas zurecht. Nachdem er endlich alles in der Runde mit einem aufmerksamen Blicke überprüft hatte, fragte er, ob sie gut liege, ob ihr warm genug sei, ob sie noch etwas wünsche. Zuletzt drückte er ihr die Hand mit den Worten: „Gute Nacht, Martina — schlafe wohl!“ Hieraus zog er den Vorhang über die Deckenlampe, setzte sich ihr gegenüber und lehnte sich in die Fensterecke.

Martina hatte ein seltsames Gefühl. Sie verspürte eine fast schmerzhaft Kälte mitten auf der Stirne, als läge dort ein Bröcklein Eis im langsamen Zerschmelzen. Es war eine eng umgrenzte, winzige Stelle, genau dort, wo allabendlich des Vaters Lippen ein Weilschen warm geruht hatten, wenn er ihr gute Nacht sagte, wo auch seit seinem Tode die gute Gerichtsfräulein vor dem Schlafengehen einen herzlichen

Ruß hingehaucht hatte. Martina fuhr mit der Hand über das fröstelnde Fleckchen, worauf sich der Graf sogleich herüberneigte und besorgt fragte: „Fehlt Dir etwas?“

„Danke, nein,“ erwiderte sie erschrocken. Sie war gewohnt, mit sich allein fertig zu werden. Wenn ihr etwas fehlte, hatte sie niemals andere damit beirrubt, sondern inmitten der eigenen Trübsal noch zu erfreuen gesucht. Es fehlte ihr etwas, nur wußte sie nicht, was es war. Aber auch wenn sie es gewußt hätte, würde sie den guten Mann damit nicht behelligt haben. Er hatte ihr ohnedies schon leid genug gethan bei diesem mühevollen Aufwand von Vorkehrungen, welcher ihre Schlichtheit verschüchterte.

Aber sie konnte nicht schlafen. Unwillkürlich spähten ihre Augen durch das Halbdunkel in die Ecke gegenüber, ob sein Gesicht immer noch so traurig sei. Und bei dem Gedanken an den schwermütigen Ausdruck seiner Züge kam abermals ein seltsames Gefühl über sie, wie vorhin die wehe Kälte auf der Stirne, da er ihr als treuer Kamerad die Hand zum Nachtgruß gedrückt hatte. Nur war es jetzt ein Frösteln am ganzen Körper, ein eisiger Hauch, welcher sie rings umhüllte. Sie war doch diese Umbüsterung seiner Miene aus allen vorangegangenen Tagen gewohnt. Und sie grübelte nach, weshalb es sie auf einmal so bis zum Schauer befreiend berührte, daß er sich unverändert als derselbe zeigte, nachdem sie seine Frau geworden war.

Dann hielt der Zug eine Minute an. Die gebremsten Räder kreischten, in der Nähe ertönten dumpfe Stimmen, Hundegebell hallte aus der Ferne herüber, zuletzt überschrie alles der gellende Ruf der Glocke. Martina hatte gelauscht, ob Ulrich etwas sagen werde. Aber es blieb ganz still. Nun rollte der Zug knirschend und fauchend weiter. Sie meinte, Ulrich sei eingeschlummert, hob behutsam den Kopf von den Kissen und stützte ihn auf den Arm.

Da war er auch schon emporgesprungen, hatte den Vorhang von der Deckenlampe halb zurückgestreift, und fragte in bekümmertem Tone: „Ich habe irgend einen Mißgriff begangen oder eine notwendige Sache übersehen! Du vermißest etwas oder bist mit meinem Arrangement unzufrieden . . .“

„Nein, Du Guter,“ erwiderte sie, „es ist im Gegenteile dies alles für meine Bedürfnisse viel zu viel. Du verwöhnst mich. Ich bin nur mein ganzes Leben hindurch so seßhaft gewesen, daß mich das ungewohnte Fahren nicht einschlafen läßt. Doch Du, der Du so viel gereist bist, auch Du bist wach geblieben?“

„Es giebt eben Nächte, wo man im ruhigsten Schlafgemach auf dem weichsten Lager keinen Schlaf finden kann. Zumal wenn etwa Gedanken oder Erinnerungen in überlauten Hausen zur Audienz hereindrängen . . .“

„Daß sie uns gemeinsam empfangen und anhören, da wir doch beide nicht schlafen können. Ja ich bitte Dich darum. Sieh, ich weiß so gar nichts von allem, was ehemals auf Wartekron gewesen ist, und wie es jetzt dort geworden ist. Das macht mir bange. Auf unbekanntem Boden tritt der Fuß nur zaghaft vor — er weiß nicht, ob er nicht fehltritt oder irrt.“

„Verzeih, ich durfte Dir das Herz selbstsüchtig nicht mit diesen Dingen zu einer Zeit beschweren, da übergenuß anderes auf Dich losstürmte. Ich habe abgewartet, bis Du selbst danach begehren würdest. Wie es ehemals auf Wartekron gewesen ist, möchtest Du vorerst erfahren? Gleichwohl muß ich mit anderem anheben, weil alles übrige dadurch verständlich wird. Erlaube also, daß ich Dir zunächst berichte, wie es auf dem Nachbargute Thurmbruck gewesen ist. Der Freiherr Franz von Thurmbruck war von Kind auf als kränklicher Hättschling verärrtelt worden. Trotzdem wuchs er sich zu einem redenhaften Mann aus — körperlich nämlich. Geistig blieb er ein Kind, schwachsinzig und keineswegs imstande, den Anforderungen des Besitzes gerecht zu werden, dessen Erbe er war. Die Verwaltung blieb nach wie vor in den Händen der Vormundschaft. Endlich fand sich ein armes adeliges Fräulein, welches sich entschloß, ihn zum Manne zu nehmen — richtiger: als Pfeiler des wankenden alten Hauses einzuspringen. Damit übernahm sie zugleich die Bevormundung des Mannes samt der Verwaltung seiner Habe. Sie war eine stolze, zielbewußte Frau, welche die krankhafte Verschwendungsmanie Thurmbrucks unbarmherzig eindämmte und dafür seinen kindisch harmlosen Spielereien den weitesten Spielraum ließ. Leider war diese energische Gattin eine gänzlich willenslose Mutter gegenüber dem einzigen Sohn. Er war körperlich redenhaft wie der Vater und geistig begabt wie die Mutter. Daß er jedoch in dem Gange zur Verschwendung ganz und gar dem Vater nachgeraten war, zeigte sich bereits unverkennbar bei dem Kinde und trat mit jedem Tage auffälliger hervor. Diese Schwäche wuchs, artete immer mehr aus und war zuletzt ein sinnloses Verschleudern ohne Zweck, ohne Genuß, ein bloßes Hinauswerfen durch das Fenster.

Genug — es dauerte nicht allzu lange, und der leichtsinnige junge Mensch hatte nicht bloß das Gut seiner Eltern überschuldet, sondern war Verpflichtungen eingegangen, welche nicht mehr gedeckt werden konnten. Das Gut Thurmbruck kam unter den Hammer. Um die Ehre des Hauses zu retten, opferte die Freiin nachträglich alles, was sonst noch da war: die kostbaren Sammlungen, den Familienschmuck, endlich das anstoßende Gut Neu-Thurmbruck, welches ihr im Ehekontrakt als Eigentum zugeschrieben worden war. Damit beglich sie sämtliche Forderungen bis auf den letzten Heller. Der Sohn ging nach England, zu dessen Sportwelt er zahlreiche Beziehungen unterhielt. Eine kleine Leibrente, die ihm ein schrullhafter Verwandter als Taufangebinde in die Wiege gelegt hatte, half ihm über die ersten Schwierigkeiten weg. Später machte er sich nach Ägypten auf, wo ihm seine englischen Freunde einen Posten verschafft hatten. Dem Freiherrn Franz konnte man nicht einmal ein volles Verständnis seiner traurigen Lage zumuten, geschweige denn irgend eine ernste Thätigkeit. Der Freiin hatte der Kummer der letzten Jahre und das hereinstürzende Unglück die Gesundheit so zerrüttet, daß sie dem Verlöschen nahe schien. Aber gerade in jener Zeit schnellte die Willensstärke dieser merkwürdigen Frau erst recht empor. Ein Oheim ihres Mannes, derselbe, der die Leibrente für den Sohn gestiftet hatte, war zeitweilig ein unersättlicher Jäger gewesen — die Thurmbrucks haben das an sich, und seit Menschengedenken hat jeder von ihnen irgend eine Eigenheit im Übermaße aufzuweisen. Als ihm die Jagden in Europa, Afrika und Asien keinen Reiz mehr boten, fuhr er mit seinem Gewehr nach Amerika hinüber. Dort gefiel es ihm so ausnehmend, daß er nicht mehr zurückkam. Von einem Ansiedler kaufte er ein Landstück inmitten ausgedehnter Jagdgründe, welches bereits urbar gemacht und mit Bohnen- und Wirtschaftsgebäuden versehen war. Dasselbst ließ er sich nieder und lebte fortan wie ein Indianer. Kurz nach der Feilbietung von Thurmbruck war die Nachricht seines Todes von unserem Konsul an den Freiherrn Franz gemeldet worden samt der Aufforderung, das Erbe des verstorbenen Oheims anzutreten. Die Freiin trat dies Erbe im buchstäblichen Sinne an. Sie fuhr mit ihrem Mann und Töchterchen hinüber und siedelte sich auf dem Besitztum an. Acker, Wiesen, Vorräte, Viehherden waren in musterhaftem Zustand. Der Nimrod hatte sich einen tüchtigen Verwalter aus der deutschen Heimat verschrieben und ihn während seiner Indianerzüge unumschränkt über sein Landgut schalten lassen. Die Freiin setzte sich mit ihm auseinander und behielt den treuen Mann als Verwalter sowie als Berater in allen äußeren Angelegenheiten. Nachdem sie mit fieberhaftem Eifer auch das innere Hauswesen in Gang gebracht hatte, so daß kein Rädchen mehr stockte, sank sie gelähmt zusammen. Alles dies war bloß ein letztes krampfhaftes Aufklammern der alten Kraft gewesen, um einerseits für Mann und Kind eine Heimat zu schaffen, um andererseits ihren Standesgenossen aus dem Wege zu gehen. Sie hatte seit jeher kein Mitleid vertragen. Und immer hatte

es sich an ihre Fersen geheftet: schon während ihrer dürftigen Jugend, dann in ihrem bitteren Brautstand mit dem schwach sinnigen Thurmbrud, später in ihrer Ehe mit ihm. Nun konnte sie abseits alles Bedauerns sich mit ihrem Lose bescheiden. Es war gerade genug da, um ohne empfindliche Einschränkungen auszukommen. Seither hat sie ihren versagenden Nerven zum Trotz von der Chaiselongue aus das Haus aufrecht erhalten. Sie lebt heute noch, wenn man solch bewegungsloses Vegetieren Leben nennen kann. Auch der Freiherr vegetiert in seiner Weise weiter. Die Tochter ist tot. Sie ist meine Frau gewesen . . .“

Martina blickte fragend auf, als er seine Erzählung jäh unterbrach. Er wandte sein Gesicht ab und schaute durch das Fenster in die Nacht hinaus. Martina hatte auch die unscheinbarsten Gebärden des Vaters in ihrer Flüchtigkeit fassen und richtig deuten gelernt. Sie wußte, daß Ulrich in diesem Augenblicke nicht gefragt und unbeobachtet sein wollte. Sie schlug die Augen nieder, schwieg und rührte sich nicht.

Nach einer Weile atmete er tief auf und fuhr in seinem Bericht fort: „Ich habe meine Frau gekannt, seit ich denke. Wir sind Spielkameraden gewesen. Man hat uns zum Scherz als Kinder verlobt. Schon damals habe ich es als Ernst aufgenommen und auch später niemals anders gefaßt. Endlich bin ich hinübergefahren und habe mir Thoma'sine Thurmbrud zum Weibe gewonnen. Ihre Mutter ließ sich durch nichts bewegen, mit uns zu kommen. Der Gedanke war ihr unerträglich, mit dem nun völlig kindisch gearteten Manne in der alten Umgebung zu erscheinen, und noch dazu — wie sie es auffaßte — in der Gefolgschaft ihres Schwiegersohnes. „Ich will nicht,“ erwiderte sie auf meine Einwendungen oder Bitten, daß man über den Grafen Wartenkron und dessen Frau wegen ihres Anhanges spöttisch die Ähneln in der ganzen Nachbarschaft zuckt. Ich will auch nicht, daß ihn seine eigenen Leute bis zum letzten Stallpagen herab eben deswegen bemitleiden.“ Der stolzen Frau war das Mitleid nicht allein für sich unerträglich, sondern nicht weniger für Mann und Tochter. Sie ließ uns fortziehen und blieb mit ihrem Mann allein zurück. Aber beide leben doch nur mit und in der Tochter weiter wie zwei Schlinggewächse, die einen Jungbaum umranken, und die, abgelöst von ihm, verdorren müßten. Die arme kranke Frau würde jählings hinsterven, wenn sie ihr Kind tot wüßte. Die Ferne und Abgeschlossenheit ihres Daseins ermöglicht den frommen Trug, ihr das einzige und letzte Glück ihres Lebens zu erhalten: den Glauben an das fortbauern glückliche Leben ihrer Tochter. Dies ist eines jener Werke der Barmherzigkeit, welche Dir, Martina, anheimfallen — aber vergieb! Ich rede Dir da zur Schlafenszeit rüchichtslos von des Tages Last und Mühe. Es ist bereits Mitternacht, und Du bedarfst der Ruhe. Morgen steht Dir noch eine beschwerliche Wagenfahrt bevor. Du sollst schlafen, ich rede kein einziges Wörtchen mehr. Gute Nacht!“

„Ich danke Dir für Dein Vertrauen,“ entgegnete sie, „und bloß dies laß mich Dir noch sagen: gerne,

und wie ich nur immer kann, will ich der armen alten Frau ihr Kind zu ersetzen suchen. Wenn, wie Du es genannt hast, ein frommer Trug in diesen Briefen obwaltet, mein Gefühl für sie ist ehrlich und kommt mir vom Herzen. Ich will ihr in Wahrheit eine Tochter sein. Gute Nacht!“

Es war, als habe ihre opferbereite Seele in dieser fest vorgezeichneten Aufgabe einen Ruhepunkt gefunden nach dem friedlosen Umherstreifen der letzten Stunden. Denn alsbald schlossen sich sämtliche Außenthore der Seele gegen alles Lärmen und Stoßen der Fahrt. Sie schlief ohne Unterbrechung, bis jemand sanft ihre Hand berührte, worauf sie verwirrt die Augen öffnete.

„Ich bedauere, daß ich Dich wecken muß,“ sagte Ulrich, der vor ihr stand. „Ich habe es bis zum letzten Augenblicke verschoben — Du hast so gut geschlummert. Wir sind angekommen.“

Sie richtete sich rasch auf. Der Zug hielt, und an der geöffneten Wagenthüre erdient Anton. Er raffte Decken, Polster, Fußsäcke, Taschen, und was sich sonst Bewegliches vorfand, zusammen und überließerte es mit gebieterischer, ungnädiger Miene einigen Trägern. Er selbst trug bloß das Cigarrenetui und den Regenschirm seines Herrn hinaus. Aber draußen steckte er das erstere sofort in seine Brusttasche und schwenkte den Schirm leichtfertig in der Luft herum. Man sah, daß er sich kein Gewissen daraus machte, im Bedürfnisfalle beide als sein Eigentum anzusehen und zu benützen.

„Ist Zachäus gekommen?“ fragte Ulrich.

„Zu Befehl, gräßliche Gnaden,“ erwiderte eine tiefe Stimme anstatt Antons, und diesen einfach beiseite schiebend, rüdt ein alter Mann vor die Waggonthüre. Er war in Trauerlivree wie Anton und hielt den Hut mit der schwarzen Kofarde in der schwarz behandschuhten Hand, so daß der Wind seine schneeweißen Härlein lustig durcheinander wirbelte.

Ulrich rief ihm freundlich zu: „Grüß Dich Gott, Zachäus!“ und reichte ihm die Hand hinaus, welche der Alte küßte. Ulrich wandte dabei den Kopf zurück und sprach zu Martina: „Es ist Zachäus, die treue alte Seele! Drei Geschlechter von Wartenkronern hat er nacheinander in der Welt herumgefahren. Von jetzt ab wird er in Deinem besonderen Dienst stehen und Dein Leibkutscher sein.“ Als sich Martina vorneigte, trat er beiseite und sagte, auch sie gleichsam dem Alten vorstellend: „Meine Frau!“

Da reichte Martina, dem Beispiele Ulrichs folgend, Zachäus gleichfalls die Hand hinab, die er jedoch nicht küßte, sondern bloß ehrerbietig berührte. Indem sie ihm dabei freundlich zunickte, sagte sie: „Da der Graf Sie in meinen besonderen Dienst stellt, will ich auch gleich befehlen. Setzen Sie den Hut auf, der Morgenwind ist kalt!“

Er sah sie mit einem langen forschenden Blick an. Plötzlich langte er hastig noch einmal nach ihrer Hand, als habe er etwas vergessen, und küßte dieselbe, wobei er in verweisendem Tone sagte: „Es würde sich doch nicht schiden, hochgräßliche Gnaden. Auch . . .“

„Und Agnes?“ unterbrach ihn der Graf, welcher unterdessen abgestiegen war.

„Danke ergebenst. Unser Comteßchen befindet sich, Gott sei Dank, wohlauf. Könnten sich übrigens noch weit besser befinden, wenn mehr ausfahren würden. Fahren, mit Verlaub zu sagen, zu wenig aus, viel zu wenig!“

„Davon später, Zachäus! In zwei Stunden, sobald sich der Morgennebel verzogen hat, fahren wir.“

Der Alte setzte den Hut auf und schritt, ohne den ihm zuwinkenden Anton eines Blickes zu würdigen, dem Ausgang des Stationsgebäudes zu.

„Da hast Du ein Probebildchen von Wartenkron,“ sagte Ulrich zu Martina, indem er sie in einen Mantel hüllte und ihr dessen Kapuze über den Kopf zurecht legte. „Und noch dazu eines der besten. Aber wir haben beide gleich unsere Morgenlehre weg bekommen: Du, daß es sich nicht schickt, bedecken Hauptes mit der Herrschaft zu verkehren — ich, daß ich meine kleine Agnes zu wenig ausfahren lasse. Eigentlich — seine kleine Agnes. Du hast es ja gehört, daß er auf meine Frage ganz wie auf eine Erkundigung um seine eigene Familie gerührt antwortete: ‚Danke ergebenst.‘ Er ist ein Probeexemplar, und auch wieder nicht das schlechteste, von den vielen Pädagogen, Doktoren, Wärterinnen, Nonnen, Pflegerinnen, die alle an meiner armen Agnes herumziehen. Weil er jedoch das Kind nur zu Gesichte bekommt, wenn es ausfährt, so möchte er von früh bis abends auf dem Bod sitzen und es in der Welt umherkutschieren. Das ist seine besondere Erziehungsmethode und auch seine Kur jeder Kinderkrankheit bei Agnes. Er ist ein Fanatiker des Fahrens, unser Hausarzt ein Schwärmer für das Ausgehen bei jedem Wetter, die Kinderfrau eine ebenso zähe Verfechterin des häuslichen Stillens, die englische Nonne bringt jeden Tag eine andere Methode in Anwendung, mit der Begründung, man müsse sich den jeweiligen Umständen anpassen. Dann ist Gitta — meine Nachbarin nämlich, die Baronin Brigitta von Oberlingen, die sich des verwaisten Kindes gleichfalls annimmt. Sie hat sich der Oberaufsicht bemächtigt und kommt von Zeit zu Zeit unerwartet inspizieren. Sie thut dies sehr gründlich, zumal wenn ich, wie jetzt, abwesend bin, was mir immerhin einige Beruhigung gewährt. Freilich ist das Endergebnis jedesmal, daß sie das ganze Haus, mich eingeschlossen, bitterböse darüber auszankt, Agnes werde nicht genügend kalt gebadet. Sie ist eine Kaltwasser-Schwärmerin, die ihre Kinder eigentlich in der Wanne und im Schloßteich großgezogen hat. Oberlingen ist eine Art Aquarium, wo man jederzeit irgend ein Familienmitglied im Wasser antreffen kann. Gitta und alle diese Leute sind gut und meinen es gut, so daß ich es nicht über mich bringe, ihren wohlwollenden Eifer zurückzuweisen. Ich fühle mich nicht einmal berechtigt, ihn einzudämmen, weil ich von Kinderpflege nichts verstehe. Und so muß ich sie denn gewähren lassen. Du erfährst schon daraus, wie notwendig es für das Gedeihen des armen Kindes ist, daß eine feste weibliche Hand in dieses Wirrsal mit mütterlicher Autorität einreißt. Einen Bundesgenossen hast Du Dir bereits

angeworben. Zachäus hat Dir die Hand geküßt. Er hat dies außer mir noch niemandem gethan, nicht einmal meiner — nicht einmal Thomasiens. Und auch ansonst wird Dir die Richtschnur nicht fehlen — bitte, wende Dich nur an die Kinderfrau! Sie ist viel um Thomasiens gewesen, daher am besten in alle ihre Intentionen bezüglich des Kindes eingeweiht.“

Während dieser Rede hatte er Martina über die Schienenstränge zu einem Gebäude geleitet, welches dem Bahnhofe schräg gegenüber lag. Es war ein kleines Gasthaus, das nicht eben vielversprechend aussah. Allein Ulrich hatte telegraphisch Anordnungen getroffen, und Martina gewährte gerührt, daß er sogar für diesen kurzen Aufenthalt mit umsichtiger Aufmerksamkeit vorgeforgt hatte. Sie wurde sogleich in ein behaglich durchwärmtes, vollständig ausgestattetes Toilettezimmer geführt. Sämliche Gegenstände waren mit dem Wappen von Wartenkron versehen. Unter allem Nötigen befand sich noch mehr Überflüssiges, dessen Verwendung nur einem überfeinerten Geschmac zusagen mochte. Martina drängte sich wieder der Gedanke auf, Ulrich müsse seit langem sein Mühen an solchen Ritterdienst gewandt haben, um ihn hier im Toilettezimmer, wie gestern im Coupé, so untadelig üben zu können. Mit gewohnter Raschheit kleidete sie sich um, ordnete ihre Haare und eilte in die Stube des Erdgeschosses hinab, wo Ulrich ihrer harrete. Er führte sie zu der reichbesetzten Frühstückstafel, auf welcher Silber, Porzellan und Glas gleichfalls das Wartenkroner Wappen aufwies. Als Martina ihre Serviette aufnahm, betrachtete sie die feine Stickerei der neunzadigen Krone und sah dann zu Ulrich hinüber.

Er aber schien den Sinn ihres fragenden Blickes nicht zu verstehen; denn er sagte, den Tisch aufmerksam mustern: „Fehlt Dir etwas?“

„Im Gegenteil — es ist dessen auch da viel zu viel: oben in dem Toilettezimmer sowie hier im Speisesaal. Wartenkron ist, wenn ich recht verstanden habe, noch einige Meilen entfernt, und trotzdem sind alle diese Dinge auf einmal hierhergezaubert. Und noch dazu bloß für den Gebrauch eines Stündchens! Ich würde es in einer Erzählung für unwahrscheinlich halten, jedenfalls für ungewöhnlich. Ich danke Dir, Du bist gut, und ich bitte Dich zugleich um Nachsicht. Siehst Du, ich bin es nie gewohnt gewesen, daß man viel um mich sorgt. Nun erschreckt es mich fast, wenn es in so märchenhafter Weise geschieht.“

„Vergieb, Dein Dank gebührt nicht mir, sondern Thomasiens. Sie wünschte für den unvermeidlichen Halt auf unserer Eisenbahnstation bei der Ankunft und Abfahrt ein erträgliches Absteigequartier mit einigem Komfort vorzufinden. Es wurde das Nötige von Wartenkron hergeschafft und blieb ein für allemal hier. Weil wir viel reisten, war diese Einrichtung höchst zweckmäßig und kommt jetzt auch Dir zu statten. Es ist eine jener glücklichen Ideen, an denen Thomasiens unerschöpflich war. Du wirst solchen in Wartenkron auf Schritt und Tritt begegnen und häufig eine Richtschnur in ihnen finden, sofern Dir Zweifel oder Bedenken aufsteigen sollten.“

Martina schlug die Augen nieder. Das scheue Lächeln, welches sich zaghaft vorgewagt hatte, als sie ihm für seine ritterliche Aufmerksamkeit dankte, huschte plötzlich wieder davon. Es war, als hätte der ernste Mund es strafend zurück. Ulrich hatte ja den Dank abgelehnt. Und dann noch etwas: zweimal war in dem Zeitraum einer Stunde von der verstorbenen Frau die Rede gewesen, und zweimal war dabei das Wort „Nichtschnur“ an ihr Ohr geklungen. Es war dies ein Wort wie ein anderes, und sie begriff nicht recht, was sie daran so seltsam berührte.

Ulrich saß wie geistesabwesend da und starrte düster auf den prunkvoll bestellten Tisch — die glückliche Idee einer Verstorbenen. Der Goldglanz der Septembersonne spielte über das blinkende Geräte hin und weckte daraus aufglühende Farben und seltsame unruhige Lichter. Es war ganz stille, so daß man die Fliege summen hörte, welche der Sonnenstrahl aus ihrem Herbstschlaf geweckt hatte. Sie war so lichttrunken, daß sie an die Fensterscheibe anstieß, und so matt, daß sie abprallend hinabstürzte und verstummte. Endlich stand Anton in der Thür und meldete: „Der Wagen ist vorgefahren.“

VI.

Ulrich fuhr empor, reichte Martina den Arm und führte sie zu dem Wagen hinaus. Es war ein geschlossener Landauer, dessen Dach er des heiteren Wetters wegen zurück schlagen ließ, nachdem Martinas Zustimmung eingeholt hatte. Sie versank fast in die weiche Polsterung, während er eine Reisebede über ihre Füße breitete. Zachäus hatte sie von seinem Hochsitz aus begrüßt, indem er sich verneigte und die Peitsche senkte. Nun thronte er wieder regungslos wie ein Steinbild über dem auserlesenen Biergespann. Nur als sich Anton neben ihn auf den Rutschbock schwang, bog er mit einer unvertennbaren Bewegung des Abscheues seitwärts wie vor einem giftigen Reptil, obgleich er einer Bewegung mit demselben auf seinem erhöhten Sitz kaum ausgelegt war.

„Fahr zu, Zachäus!“ befahl der Graf.

Der Wagen setzte sich zwar in Berührung, aber es war fast lächerlich anzusehen, wie die vier feurigen Rosse auf einem ebenen Wege in feierlich langsamer Gangart dahinschritten. Zachäus wandte sich indessen in einer Viertelschwenkung dem Wagen zu. Er zupfte mit aufdringlicher Absichtlichkeit an der Seidenschnur, deren Endschlinge um seinen Mantelknopf befestigt war. Von da aus lief sie durch eine Öffnung der vorderen Wagenwand in das Innere des Landauers, wo das andere Ende, mit einem Griff versehen, im bequemen Handbereich hing.

„Das ist heute bereits die zweite Lektion betreffs dessen, was sich schickt,“ sagte Ulrich französisch zu Martina und zog an der Schnur. Der Erfolg war erstaunlich und entwickelte sich mit der blitzartigen Raschheit der Elektrizität: der Zug an der Schnur,

der auch an Zachäus' Mantelknopf, ein kaum merkliches Strecken seiner gekrümmten Finger, und in einem Nu schoß das Biergespann, wie von einem Zauberbann befreit, übermütig die Straße entlang.

Martina blickte fragend auf Ulrich, welcher französisch erklärte: „Es schickt sich nämlich nicht, daß der Herr sich die Stimme anstrengt, wenn er mit der Schnur den Befehl zum Abfahren oder Anhalten erteilen kann. Zachäus ist eben ein Überbleibsel aus den förmlicheren Tagen meiner Großeltern, und wenn er als Großinquisitor der Etikette auftritt, so fügt sich der Enkel lieber, als daß er ihm die alten Tage verleiden möchte. Lex ist zwar der Ansicht, die Art des Zachäus sei respektwidrig und unerträglich — aber im Grunde ist es doch nur die Pietät für den strengeren Brauch, wie er vor Zeiten auf Wartenkron im Schwange war.“

Martina wunderte sich nicht im mindesten über Zachäus' Tyrannei, noch auch darüber, daß sich Ulrich derselben so gutwillig fügte. Sie hatte bereits genügend beobachtet können, wie der findige Anton die zerstreute Nachsicht seines Herrn mißbrauchte, und wie dieser in seiner Güte ihn immer wieder gewähren ließ. Sie fragte nur: „Lex — sagtest Du vorhin?“

„Ja, Lex. Wundert Dich das? Ach so, Du weißt nicht — vergieb! Ich glaubte bereits von ihm gesprochen zu haben. Lex ist Alexander Thurmbrud, der Bruder Thomasinens. Als sie meine Frau wurde, war er aus Egypten auf Urlaub nach Wartenkron gekommen. Er gefiel sich daselbst, und weil ich merkte, daß auch Thomasine ihn nicht gerne fortlassen wollte, bat ich ihn, bei uns zu bleiben. Aber Thomasine, welche jedes Ding am rechten Ende zu fassen wußte, schlug mir vor, ihn zum Centraldirektor der Wartenkroner Verwaltung zu ernennen. Es wäre dies, meinte sie, vor allem für Wartenkron selbst ersprießlich. Während meiner Abwesenheit auf unseren längeren Reisen sei daselbst eine oberste Autorität durchaus notwendig. Wer aber wäre hierzu tauglicher, als ein Mann von so strammem Wesen, wer verlässlicher, als ein Mitglied der Herrenfamilie? Auch war es, wie Thomasine feinsüßlich hervorhob, nötig, sein Ehrgefühl zu schonen, indem man ihm Gelegenheit bot, sich nützlich zu machen — selbstverständlich in einer Sphäre, die einen Freiherrn von Thurmbrud und Schwager des Gutsherrn nicht demütigen konnte. Es war für ihn eben nur eine Stellung denkbar, welche ihm alle unterordnete, ihn selbst dagegen niemandem, gewissermaßen auch mir nicht. Der natürliche Wirkungskreis auf dem Waldgute der alten Eltern drüben war ihm versperrt. So nachsichtig die Mutter ehedem gegen ihn gewesen war, jetzt wollte sie nicht einmal seinen Namen nennen hören. Bei der starren Unbeugsamkeit ihres Charakters war an einen Umschwung in ihrer Besinnung nicht zu denken. Lex blieb also als Direktor der Gesamtverwaltung in Wartenkron. Er ist es bis heute. Sein Jugendliebskind ist abgestreift, das Leben hat ihn ernst und hart gemacht, vielleicht, wie mir oft dünkt, zu hart. Aber er ist Thomasinens Bruder, den ich um keinen Preis mit einer gegenteiligen Anordnung verletzen möchte. Ich trachte lieber unvermerkt manches wieder

gut zu machen, wo er mit seiner unnachlässigen Zucht wegegethan hat. Auch Dich, Martina, möchte ich bei dieser Gelegenheit bitten, ihn ohne Einrede gewähren zu lassen, falls Dir einmal seine strenge Auffassung der Menschen oder ihrer Leistungen nicht ganz berechtigt erscheinen sollte. Es treibt ihn dabei doch nur sein Übereifer, Wartenkron zu heben. Es ist, als hätte Thomafine vorausgesehen, daß eine Leidenszeit herannahen, wo mir die Zügel entfallen würden, und als hätte sie ahnungsvoll für eine verlässliche Hand vorsehen wollen, welche dieselben anstatt meiner erfassen könne. Sey ist in der That seit dem Tode meiner Frau mit unbeschränkter Vollmacht mein Stellvertreter gewesen, und ich weiß nicht, wie sich ohne ihn alles hätte aufrecht erhalten lassen. So ist auch dies Vermächtnis Thomafinens Wartenkron zum wahren Segen geworden."

Martina wollte etwas erwidern. Aber sie sagte zu sich selbst: „Thu es nicht! Es ist ja doch nicht, es kann auch nicht sein, wie es sich Dir in Worten über die Lippen drängt. Laß es!“ — Aber der Blick, welcher so herzlich herübergeflogen war, so teilnahmsvoll den Eintritt zu seiner umschatteten Seele gesucht hatte, zog sich bei seinen Worten immer mehr ein, bis er unter den gesenkten Lidern gänzlich verschwand.

Ulrich schien auch keine Antwort erwartet zu haben. Als sie wieder ausblickte, saß er seitwärts vorgebeugt und beobachtete Haltung und Gangart des Biergespanns.

Martina schaute stumm vor sich hin. Über der Weite lag ein bläulicher Duft hingebreitet wie ein Schleier, welcher dem schwachen Menschenauge nur allmählich enthüllt, was seiner dort harren mag an blendendem Glanz und strahlender Herrlichkeit. Darüber schwebten goldumrandete Wölkchen am Horizonte auf, traumhaft und lieblich. Sie hatten sich aus dem zartblauen Zauberschleier der Ferne himmelwärts geschwungen, vielleicht Probestückchen seiner verhehlten Wunder, die ihm unversehens entschlüpft waren. Und wie losgetrennte Saumstreifen jenes Schleiers kamen die Marienfäden durch die sonnige Luft segelt. Sie hielten da oder dort ein Weilchen an, lagerten sich auch wohl zu längerer Rast auf Baum und Strauch, oder streckten sich über Heide und frische Aderfurchen aus. Einer blieb im Vorbeihuschen in Martinas Haaren haften und verhing ihr den Blick. Als sie aber danach langte, war er schon wieder freiwillig aufgebrochen. Ruhlam wanderte er durch die stille Luft in derselben Richtung fort, wie hoch oben das Wandergevägel, wie unten der Bach, welcher den Sonnenglanz auffing und mit sich nahm, weiter, immer weiter — alle dorthin, wohin sie selbst die sechzehn flüchtigen Füße der Pferde trugen. Der Wind allein ging nicht mit ihnen allen dem gemeinsamen Ziele zu, er kam von dort. Aber es war bloß ein grüßender Hauch, ein geklüftertes Willkommen, wie er so sanft den Schleier an ihr Gesicht drückte.

Martinass Herz hatte sich vorhin krampfhaft geschlossen. Aber nun geschah es, daß alle die Helle und Heiterkeit ringsum sich doch in dasselbe einfühlte, während die Pferde neben den hüpfenden Wellen des

Baches dahinzanzten. Dann aber verließ sie der traulich murmelnde Gefährte und sprang aufrauschend in jäher Krümmung von der Straße ab. Aus der Niederungsferne stieg plötzlich etwas Dunkles, Hohes, Mächtiges empor.

Ulrich zog die Seidenschnur, das Biergespann hielt an. „Das ist Wartenkron,“ sprach er, nach der aufstrebenden Masse weisend. „Es stellt sich von hier aus sehr vorteilhaft dar, und Thomafine pflegte an diesem Punkt jedesmal halten zu lassen.“

Martina nickte schweigend, und der Wagen rollte weiter. Sie hatte etwas antworten wollen, aber es war ihr, als ob der Bach, welcher eilig von dem Wege abhog, zum Abschied warnend raunte: „Thu es nicht!“ — Thu es nicht! wiederholte die innere Stimme. Er ist sich ja dessen nicht bewußt, wie unbedachtsam freigebig er ohne Unterlaß einer Toten Blumen streut. Sicherlich ahnt er nicht, daß die rücksichtslose Vertraulichkeit seiner Herzensergüsse für jemand anderen unbarmherzig sein könne. Er redet ohne Verschleierung, ohne Rückhalt, mit unbekümmerter Geradheit, wie einer, der mit sich selbst spricht. Denn er lebt mit seinem frischen Schmerze noch so völlig in der Vergangenheit, daß der Gedanke bisher keinen Raum finden konnte, es lehne und lausche da neben ihm die lebende Gegenwart.

„Bisher keinen Raum finden — bisher!“ wiederholte sie für sich nachdrücklich und schwieg weiter. Noch immer langte die eine Hand nach den farben-glühenden Blumen des kommenden Glückes, indes der anderen bereits manche Knospe entfiel, die eben hatte ausblühen wollen. Es mußte sich ja alles klären dort auf jener himmelnahen Höhe, wo Wartenkron gleich einem Adlerhorst sich aufbaute. Je näher es heranrückte, desto mehr nahm sie die Phantastik des märchenhaften Gebildes gefangen.

Es war schauerlich schön anzusehen, wie aus dem nachtschwarzen Schluchtenriß sich der finstere Wald emporbuschte, wie aus seinen Wipfeln ein röthlich graues Steinungehim hervorstrang, wie sich dieses dehnte, reckte, streckte, um all das ragenbe Gemäuer mit seinen Zinnen und Zaden, Ertern und Ecken, Türmen und Thoren nur recht weit in die blaue Luft hineinzuheben. Man sah nicht, wo das Gestein ein Ende nahm, und wo das Menschenwerk begann. Denn der röthlich graue Schimmer hörte nicht auf, sondern stieg gleichmäßig bis zu dem Dache hinauf. Die Mauern erschienen wie riesige Fels-tafeln, welche ein Bergsturz zu jähem Abfallen geglättet hat. Felsen wie Gemäuer sprangen bald wagemutig vor, sich vorneigend und schreckhaft überhängend, bald zogen sich beide tief in geheimnisvolle Hintergründe zurück. Mit ihnen aber kam und ging in gleicher Launenhaftigkeit Licht und Schatten, Strahlengewebe und Dämmerungsschleier, Sonnenglanz und Nachtdunkel.

Martina blickte auf das Märchenschloß mit einem seltsam gemischten Gefühle von Entzücken und Grauen, von ungeduldiger Neugierbe und zurückhaltendem Bangen. Inzwischen war der treulose Bach von seinen Seitensprüngen reuig zurückgekehrt und rauschte wie früher den Straßendamms entlang. An seinen

Ufergeländen standen nun zahlreiche Hütten und Häuschen, weiterhin vielsfenstrige Häuser, wie sie in den Gassen der Städte vorkommen, zuletzt weitgestreckte Gebäude mit riesigen Schornsteinen oder mit ungeheuren Wasserrädern, über welche der Bach aus Schleusen tosend niederstürzte. Abseits davon lag gleich einem friedlichen Eiland die Kirche mit dem Pfarrhof und der Schule. Dann begannen abermals Schornsteine über lang gedehnten Dachungen zu ragen, die hohen, stadtüblichen Häuser folgten, niedrigere lehnten sich an, zuletzt duckten sich neben ihnen wieder die ebenerbigen Hütten — wie Wellen, die sich allmählich verflachen.

„Das ist Unter-Wartenkron,“ sagte Ulrich. „Es sind Glashütten, Glaschleifereien, Holzsägen, die mein Vater errichtet hat, zunächst bloß, um der nothleidenden Bevölkerung dieser Gegend einen Verdienst zu schaffen. Was ursprünglich als gutes Werk gedacht war, hat ihm schließlich selbst reichen Lohn gebracht. Wenn Ackerbau oder Viehzucht in fargen Jahren verlagern, bietet Unter-Wartenkron nicht bloß dem Waldbvork unten ein hinlangendes, sicheres Auskommen, sondern macht auch die Ebbe in den Ökonomiekassen wett. Dort, wo Du die Alleewand von Lindnbäumen dunkeln siehst, steht der nächste Maierhof Lindenu. Von ihm ab behnen sich die Wartenkroner Ländereien durch das Thal und über jenen Hügelzug. Jenseit desselben liegen die anderen Maierhöfe zerstreut und das Weideland für die Herden einerseits bis zum äußersten Vorwerke Heidehöfe hin, andererseits bis an die Parkmauer des Thurmbruder Schlosses. Von dem östlichen Turme Wartenkrons aus kannst Du dasselbe erblicken — das Fernrohr, welches sich Thomastine daselbst einstellen ließ, ist dahin gerichtet.“ —

Die Pferde stampften über die Brücke und eilten dem Fuße der Anhöhe zu. Anfangs wand sich die Straße aus dem Thalgrunde in schlangenartigen Krümmungen hinan. Als der Waldhang jäher emporzustiegen begann, schlich der Weg an dessen Rande herum, und lag durch den finsternen Forst wie ein weißblinkendes Band, das sich aus der Höhe in Schneckenwindungen aufgerollt hat. Von diesem hellen Wegbände löste sich auf einmal ein schmalerer Streifen ab; doch konnte man nur ein Stückchen desselben überblicken, weil er um die Walbede biegend, den Augen entchwand.

Ulrich zog an der Seidenschnur, worauf der Wagen vor der Trennungsstelle des breiten und des schmalen Weges stehen blieb. „Erlaube, daß ich Dich für eine Weile allein lasse,“ sagte er absteigend.

„Auch meinen Füßen thäte ein wenig Ausschreiten not. Darf ich Dich begleiten?“ fragte Martina.

„Ich danke Dir. Aber ich bitte Dich, mich hier zu erwarten,“ erwiderte er, ohne sich umzuwenden, indem er dem engeren Seitenpfade folgte. Dabei betrachtete er bald die noch scharfkantig frische Abgrenzung von Weg und Waldboden, bald den Kiesbeleg, den man augenscheinlich kurz vorher geglättet hatte. Endlich hob er den Blick zu den jungen Linden an beiden Begrändern; sie mußten vor wenig Tagen eingepflanzt worden sein, weil sie die

spärlichen Blättchen in dem neuen Lebenskreise so scheu hängen ließen.

Anton stand neben dem geöffneten Wagenschlag. Er beobachtete den fragenden Blick, mit welchem Martina dem Grafen bis zu der Waldkante folgte. Er hatte sich bei der endlosen Nachsicht seines Herrn keinen seiner angeborenen Fehler abgewöhnt, sondern noch elliße andere angewöhnt. Darunter war eine vorlaute Geschäftigkeit, die niemals wartete, bis sie zum Reden oder Handeln aufgefördert wurde. Und so antwortete er denn auch jetzt, ohne gefragt worden zu sein: „Seine gräßlichen Gnaden gehen nur, wie jedesmal im Vorüberfahren, zum Grufthaus weiland der Frau Gräfin, er hat nämlich . . .“

Da schwang Zachäus die Peitsche plötzlich in einer ingrimmigen Bewegung durch die Luft und schnitt damit Antons Saß mitten entzwei. Die Pferde bäumten sich, Anton machte einen Seitensprung und ballte die Faust. Aber er schwieg. Zachäus warf ihm noch einen drohenden Blick zu, dann erst brachte er mit einem Griff sein Biergespann zur Ruhe und hielt die Peitsche wieder ruhig wie ein Scepter.

Martinas Antlitz hatte sich bei Antons Worten enfärbt. Aber gleich danach war die Blässe einer tiefen Glut gewichen, als Zachäus ihn nicht zu Ende erzählen ließ, weshalb die neue Herrin bei ihrem hochzeitlichen Einzug anhalten und unweit des Thores inmitten der Straße warten mußte. Daß selbst der alte Mann dort auf dem Rutschbod es als Kränkung für sie fühlte, die er abwehrend ihr ferne halten mußte, benahm ihr fast die Besinnung. Und plötzlich durchstürmte es ihr alle Avern und scheuchte das Herz in wildem Aufruhr empor. Es drängte und trieb sie fort, thalwärts den Waldweg hinab, den springenden Wellen des Baches entgegen, woher sie gekommen war, immer weiter zurück bis in das schmale Erkerstübchen, aus dem sie der Mann entführt hatte.

Da berührte Zachäus mit dem Ende der langen Peitsche die Erde und sagte, sich tief verneigend: „Halten zu Gnaden, dies ist das Lieblingsblümchen unferes Comteschens. Man kann ihr damit eine erschreckliche Freude machen, mit Verlaub zu sagen.“

Es war eine duftende Cylame, welche die dunkelgrünen Blätter über das Waldmoos hinbreitete und die hochgestielte violette Blüte in nachdenklicher Anmut seitwärts neigte. Wie aus einer Betäubung erwachend, blickte Martina auf die Blume. „Man kann ihr damit eine erschreckliche Freude machen,“ klang es mahnend in ihr nach. Plötzlich fuhr sie empor und stieg rasch aus dem Wagen. Hastig durcheilte sie die wenigen Schritte bis zu der Blüte, als fürchte sie, dieselbe könne entfliehen. Und schon kniete sie neben ihr und hob sie sorgsam vom Boden samt dem lichten Moosteller, auf welchem die dunklen Blätter lagen. Dann wandte sie sich und stieg in den Wagen. Sie drückte sich in die Ecke zurück und betrachtete mit einer Art Neugier die Lieblingsblume des Kindes, ihres Kindes. Es war, als sei es ihr nicht mehr so fremd, weil sie sein Blümlein da vor sich im Schoße stehen hatte, und als lenne sie es nun schon ein wenig.

Anton trat wieder an den Wagenschlag. Martina

blühte auf: Ulrich kam hinter der Waldfante hervor. Es war eine tiefe Trauer in ihren Augen, da sie den lindenumsäumten Gruftweg entlang nach ihm ausschaute, wie er gefenken Hauptes langsam nahte. Aber nicht mehr an sich dachte sie dabei, noch auch daran, was ihr soeben widerfahren war. Nur noch über ihn trauerte sie, über die unbezwingbare Obmacht seines Leides, die ihn alles andere vergessen ließ. Sie sah, wie die Lider schwer über die Augen hingen, als er zu ihr in den Wagen stieg. Aber sie sah auch, daß er sich abwandte, um mit seinem Schmerz allein zu sein. Nun hielt sie das Wort zurück, welches ihr auf den Lippen schwebte. Er sagte nichts und verharrte, als die Pferde schon weiter schritten, immer noch halb nach rückwärts gewendet. Da neigte sich Martina so weit nach vorn, daß er ganz aus ihrem Gesichtskreise geriet und selbst ein Seitenblick von ihr ihn nicht mehr treffen konnte. Mit unabirrender Aufmerksamkeit schaute sie vor sich hin in den Wald, wie die Herbstsonne durch das Dickicht blendende Funken über den Moosboden aussprühete, hier goldene Zadenbogen an einen Buchenstamm malte, dort einen funkelnden Faden durch das Geäste spannte. Immer weiter neigte sie sich vor, als lausche sie achtsam nach einem fernen Ton. Aber das Gevögel war verstummt oder davongezogen, und den dämmernden Wald überdeckte überall Ruhe und Schweigen. Die Zweige regten sich nicht, kein Blättchen schaukelte, selbst das schwank Rankenwerk hing unbewegt. Nur hoch oben hielt der Bergwind flüsternd Zwiesprache mit den Wipfeln. Da wandte Martina das Haupt aufwärts. Sie sah geduldig zu, wie der Lufthauch die hohen Baumhäupter streichelte, wie sie sachte unter der Berührung aufschauerten, und wie er über alle die Scheitel sanft hinabglitt zu Bach und Thal.

VII.

Die Außenwerke der Wartenkroner Burg enden vor einem Zwinger. Über ihn führt eine Brücke in das Tonnengewölbe des Wehrturmes. Jenseit desselben umstehen unregelmäßige Bauten den äußeren Hof in einem verschobenen Gevierte. Der Boden desselben steigt allmählich an bis zu der Zinnenmauer mit dem Thor aus kunstvollem altem Schmiedewerk. Hinter ihm streckt sich der Innenhof zwischen einer Felswand zur Linken und dem Gartengitter zur Rechten bis zur Hauptmauer des Schlosses. Eine Anzahl von Stufen führt dort zu dem rundbogigen Portal empor. Sie sind aus dem rotgrauen Felsen gehauen, aus welchem Berg und Burg aufgetürmt sind. Demselben Gestein entstammen die beiden Bären, welche an den Enden der untersten Stufenplatte lehnen. Es ist uraltes Meißelwerk, schreckliche Ungetüme mit märchenhaft weitem Rachen, dräuenden Glogaugen und dem weich gewellten Blicke eines Lämmchens. Jeder trägt auf seinem Rücken eine Säule, und auf deren ungefügem Würfelkapital ruht mit der Stirnseite je ein Steinbalken. Das andere Ende desselben ist oberhalb des Portalbogens in die

Schloßmauer gebohrt. Zwischen diesen beiden Steinbalken spannt sich über Portal und Stufen ein schützend Regendächlein. Aber das Dächlein giebt zugleich den Fußboden ab für den Erker, welcher sich über ihm bis zur Höhe des ersten Stockwerkes empor-schwingt. Durch die Erkerfenster scheint die Sonne in eine weite Halle. Der goldene Strahl weckt blendende Lichter aus den Waffen und Rüstungen an den Wänden, belebt hier das Getier im Bildwerk alter Truhen, läßt dort die Malerei eines Gebets-schränkleins aufglühen, und hebt selbst in der Tiefe des Raumes ein vortretendes Schnitzwerk oder gleißende Metallflächen aus dem Halbdunkel.

Am schärfsten aber wird ein Knäuel überstrahlt, welcher auf dem Teppich des Erkers liegt. Die Sonne beleuchtet denselben mißtrauisch von allen Seiten. Sie weiß offenbar nicht, was sie aus dem Dinge machen soll. Wie er so rauhpiefig und widerborstig daliegt, gleicht er noch am ehesten einem jungen Zgel. Sogar der einzelne Faden, welcher von ihm aufwärts gespannt ist, hat dasselbe struppige, ruppige Aussehen mit seinen Härchen und Zölllein in dem derben Gefüge. Fein dagegen und überschlank sind die Finger, zu welchen dieser Faden emporläuft, um von ihnen mit dicken Nadeln unbeschreiblich rasch gespießt und in Maschen geknotet zu werden. Daß diese sensitiven Hände auf der Fläche Schwielen, auf der Rückseite Abschürfungen zeigten, auf beiden Seiten aber Narben, Schrammen, Kratzwunden, Quetschungen, Risse und Schnitte — das war nicht verwunderlich. Gitta von Oberlingen, welcher sie angehörten, ließ ihnen nicht die mindeste Rücksicht angedeihen. Dieselben mußten abwechselnd schneiden, bohren, klopfen, kleben, bemalen, schaben, rücken, kurz alle erdenkbaren Kunstfertigkeiten und Handwerke ausüben. Und dabei hatten sie es nicht einmal nötig. Denn es waren für alle diese Dinge die geeigneten Leute vorhanden, und mußten auch in der Regel hinterdrein eingreifen, weil die Sache verfahren, stecken geblieben, oder verdorben war. Aber Gitta hielt sich für die praktischste Frau der Welt, gab auch jedem, der in ihre Sphäre geriet, sofort zu verstehen, daß er ihr eigentlich im Wege stehe. Wer sich gleichwohl nicht abschrecken ließ, dem brachte sie, immer nur von sich selbst rebend, unwiderleglich die Überzeugung bei, daß er das überflüssigste Mitglied der Menschheit sei, und außerdem das am meisten herdenmäßige. Sie nahm nämlich auch den Ruhm genialer Eigenart als eine Art Monopol für sich in Anspruch. Wenn sie auf ihren praktischen Sinn nicht wenig stolz war, so konnte sie über sich selbst in Verzüdung geraten, daß sie denselben immer nur in origineller Weise in Anwendung brachte. Die schlichtesten Handwerksgriffe wurden mit dem blendenden Schein des Außerordentlichen verklärt; sie brachte es zuwege, einen einfachen Nagel mit einer so besonderen, noch nie dagewesenen Methode in die Wand zu hämmern, daß sie sich selbst darüber in Erstaunen versetzte. Es war bewundernswert, welche Mühe sie sich diese rastlose Jagd nach absonderlichen Erfindungen kosten ließ. Allein dies war für sie die unverstiegbare Quelle einer stolzen Geiterkeit, und sie fühlte sich als das unglücklichste

Weib, wenn ein Tag verging, ohne daß sie Gelegenheit gefunden hätte, andere oder auch nur sich selbst mit etwas Ungewöhnlichem zu verblüffen. Erstaunlicher war indes der Umstand, daß diese kindliche Eitelkeit einer reifen Frau und Mutter zweier flügge gewordener Söhne nebst einer bereits achtzehnjährigen Tochter angehörte.

Sie war heute von Oberlingen mit ungeduldiger Eile nach Wartenkron gefahren, hatte das Küchen- und Wäsche-Departement im Fluge kontrolliert und nebenbei mit neuen praktischen Rezepten versehen, dann die im Gitterbeitcher liegende Erbin von Wartenkron inspiziert, der englischen Nonne eine erbotene Strafrede über zu wenige, zu kurze, zu laue Kinderbäder gehalten, und sich erst beruhigt, als sie in die begeisterte Schilderung ihrer jüngsten Erfindung einlenkte, einer allseitigen Dusch, die sie aus einem halben Duzend Gießkannen zusammengestellt hatte. „Es ist etwas ganz Besonderes und ungemein praktisch,“ schloß sie, „und Sie müssen das bei Agnes in Anwendung bringen. In Oberlingen badet alles mit meiner Sechsstrahlen-Seitendusch: mein Mann, meine Tochter, der Kastner, auch Herr von Hétoáry — unter anderem, Miß Rither, bitte, haben Sie zufällig Briefpapier bei der Hand? Ich muß an — ja, an wen wollte ich denn schreiben? Nun, alles eins — jedenfalls muß ich an Herrn von Hétoáry eine Absage für heute schicken. Danke, liebe Miß, Sie sind eine Zauberin: etwas wünschen, und da haben Sie es schon!“ —

Es bedurfte dazu keines Zaubers. Wo Brigitta von Oberlingen auftauchte, rückte man Schreibzeug und Papier zurecht. Sie gehörten jederzeit und allenthalben zusammen. Kein Korrespondent eines Weltgeschäftshauses, kein Expeditor eines Großministeriums verbitterte den Postämtern so das Leben, wie diese Frau mit ihren zahllosen Briefen, Briefchen, Zetteln, Kärtchen, Billets, Postkarten, Kreuzbändern und offenen Couverts. Diese ungeheure Korrespondenzarbeit verfab sie so nebenbei daheim, auf dem Wege, bei Freunden. Letztere zankte sie dabei häufig wegen des unpraktischen Briefpapiers aus, das sie sich von ihnen lieb, jedesmal aber machte sie ihnen die bittersten Vorwürfe wegen ihrer schlecht gummierten Couverts. Sie hatte nämlich einen eigenartigen Briefverschluß erfunden, welchen sie auch jetzt Miß Rither mit Feuereifer erklärte, nachdem sie deren Couvert mit Ausrufen tiefster Entrüstung benützt hatte.

Hierauf eilte sie in die Halle und schob sich einen Fauteuil in den Schattenstreifen der Erkermauer, nicht ohne auch die übrigen Möbel im nächsten Umkreise nach einer plötzlichen sinnreichen Eingebung umgestellt zu haben. Nachdem sie sich niedergelassen hatte, zog sie den Igelknäuel samt einer Handarbeit aus der Tasche und brachte an deren Maschengestrick mit märchenhafter Geschwindigkeit alsbald eine erhebliche Vergrößerung zustande. Dabei gingen die Augen immer wieder durch das Fenster über den Innenhof und weiter abwärts durch die Zieratkläden des schmiedeeisernen Thorgitters. Sie erwartete das neuvermählte Paar. Auch dies war praktisch und genial. Sie hatte nach dem Tode Thomasinens daran ge-

dacht, ihre Tochter Franziska zur Gräfin von Wartenkron zu machen. Wie viel von ihren Bemühungen bemerkt worden war und in der Nachbarschaft verlautet hatte, wußte sie nicht; sie ahnte nur, daß man davon munkelte. Als Alexander Thurmbrud gestern zu später Nachtstunde einen Eilreitboten nach Oberlingen geschickt hatte mit der lakonischen Nachricht von Ulrichs Vermählung, stand für sie augenblicklich der Entschluß fest, die neue Gräfin auf Wartenkron selbst zu empfangen und mit Freundlichkeit ostentativ zu überschütten. Sie half sich über das Ungewöhnliche ihres Schrittes mit dem Gedanken weg, daß sie als oberste Aufsichtsdame des Kindes fast eine Verpflichtung habe, da zu sein.

„Kommen sie noch immer nicht?“ erklang es von der Mittelthüre der Halle herüber.

„Noch immer nicht? Aber Lex! Ein zärtliches neu vermähltes Paar vom gestrigen Datum! Sie wollten wohl sagen: kommen sie schon?“ antwortete die Freiin in spöttischem Tone.

Der Frager war indessen mit weichlicher Nachlässigkeit herangeschlendert und in den nächsten Fauteuil gesunken. Dasselbst faßte er mit einem Seufzer des Abmüthens seinen rechten Fuß, legte ihn aufatmend über das linke Bein und ließ das Haupt zurücksinken, bis es an der Rücklehne einen Halt fand. Von deren bordeauxrotem Damastüberzug hob sich der Kopf ab wie ein altes Familienbildnis. Das feine Oval des Gesichtes, der edle Schnitt von Mund und Nase, die kühn gerundeten Bogen über den Augen gehörten an jene Wandstelle der Ahnengalerie, wo die Kreuzfahrer ihren Platz hatten. Mancher Zug schien wieder einer der Frauen abgelauscht, welche neben jenen Eisengestalten eingereiht waren, mit einem Hündlein auf dem Schoß oder einem Falken auf der behandschuhten Faust. Aber der neue Firnis, welcher über dem edlen Nilbe lag, gab einen falschen Lichtschein. Kam man dazu, unter den schillernden Glanzreflexen endlich den richtigen Standpunkt zu gewinnen, so bemerkte man Linien, welche unbändige Genußsucht, leichtfertiges Dahinleben ohne engherzige Schranken, Ausschweifungen jeglicher Art als unverkennbares Prägezeichen aufdrückten. Es waren leichte Furchen, leicht hingeringte Runzeln und Fältchen, gleichwohl aber vorzeitig an dem Manne, welcher kaum die Mitte der dreißiger Jahre erreicht haben mochte. Wenn er es übrigens der Mühe wert achtete, konnte er sogar noch weit jünger aussehen und den Eindruck eines zwar unbefehrbaren, aber lebenswürdigen Taugenichts von fünf- und zwanzig Jahren machen. Doch auch für weit älter mochte man ihn halten, wenn er, wie vorhin, mit zusammenknidenden Beinen heranwankte und in stumpfer Sorglosigkeit auf die erste beste Sitzgelegenheit sank. So brachte er es zustande, auf ziemlich weit auseinander liegenden Altersstufen daheim zu erscheinen, in jeder aber entschlüpfte ihm mitunter ein unbewachtes lieberliches Lächeln, welches stets von einem schlimmen Zuden um die Lippen begleitet war. Eben jetzt umschlich es wieder seinen Mund, da er zu Brigitta von Oberlingen sagte: „Also Sie steden noch so tief in der himmelblauen Romantik und glauben, die

Zärtlichkeit halte unser Pärchen auf? Glückliche Baronin! Vielleicht sehen Sie sogar im Geiste, wie Ulrich vom Wagen klettert, um die berühmte blaue Wunderblume irgendwo vom Walbrande zu pflücken, und wie er sie dann der angebeteten Sulbin reicht, indem er süß stötet: „Ist's gefällig?“ Blumen — ganz richtig! Blumen halten sie auf. Aber solche, wie sie Ulrich zu Totenkranzen zu flechten pflegt. Er sieht auch der neuen Gräfin dergleichen vor, und sie muß natürlich aus purer frischer Ehehöflichkeit mitflechten!“

„Sie sind sündhaft böseartig, Der! Sie werden doch nicht etwa glauben . . .?“

„Glauben? Nein, damit gebe ich mich seit undenklicher Zeit nicht mehr ab. Wohl aber kenne ich Ulrich. Er hat sich heimlich verlobt, er hat, ohne jemandem ein Wort davon zu sagen, über Hals und Kopf geheiratet. Hatten wir beide gestern um diese Zeit auch nur die leiseste Ahnung von diesem Streiche unseres trostlosen Witwers? Nicht einmal sein Leibdiener Anton, der sonst so findig ist und alles genau nach Wartenkron berichtet, ist auf die richtige Fährte gestoßen. Erst gestern also kam Ulrichs Brief, worin er mir bündig die Thatsache mitteilt und sich jeglichen Empfang verbittet. Erscheint Ihnen das verwunderlich? Mir nicht im mindesten. Ulrich fürchtete eben, daß man sich hier ins Mittel legen und ihm unter allerlei Bedenklichkeiten abraton würde, vielleicht besonders Sie, Baronin . . .“

„Ich? Sind Sie bei Sinnen, Der?“ erwiderte sie mit mitleidigem Lächeln, und fügte dann sehr sanft, gleichsam schonend bei: „Aber Sie haben recht. Und Ihnen gegenüber möchte er allerdings für solche Befürchtungen seine Gründe haben.“

„Jedoch keine thatächliche Berechtigung. Ich rate keinem Menschen, noch auch rate ich ab. Es nützt nichts. Ist auch höchst undankbar.“

„Aber überrascht hat es Sie doch? Ich meine: unangenehm überrascht?“

„Nicht? Nein. Ich lasse mich durch nichts überraschen. Das nützt gleichfalls nichts und ist ebenso undankbar. Ulrich fühlt einmal das unabweisliche Bedürfnis, in Kompagnie melancholisch zu sein — das ist ja nichts Neues. Wir in seiner nächsten Umgebung taugen nicht dazu. Zufällig stößt er auf ein Fräulein, das wahrscheinlich so wenig Talent dazu besitzt, wie andere Fräulein ihres Alters — wie zum Beispiel Ihre Tochter Franziska. Allein sie hat die Situation begriffen und hält dafür, daß ein Grafenkrönlein immerhin ein schwermütiges Stirnränzeln wert sei. Ja man giebt noch etliches trübsinnige Augenverschleiern unter Seufzerbegleitung als Daraufgabe hinzu, wenn man in schlichter edler Beschränkung lebt, wie Ulrich in seinem Briefe mit zarter Umschreibung sagt. Es hat übrigens ungeheuer schlicht daselbst zugehen müssen; man liest zwischen den Zeilen deutlich ein gewisses Erstaunen Ulrichs darüber, daß man überhaupt so leben kann. In einer solchen Lage langt man ohne weiteres auch nach einem trauernden Witwerherzen, das à la minute aufgewärmt worden ist, und nimmt mit einem Ragout vorlieb, welches aus den Überresten

alter längst kaltgestellter Gefühle besteht. — Das kann mich doch unmöglich überraschen. Ein Hungerner ist nicht wählerisch.“

„Lieber Freund, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen — bei ihr nämlich. Aber Sie sprechen immer nur von ihr. Von ihrer Seite ist ja das alles begreiflich und bis zur Abgedroschenheit oft dagewesen. Eben darum ist es doppelt unverständlich, wie Wartenkron in einem so gewöhnlichen grob- und großmaschigen Neze sich hat fangen lassen.“

„Es giebt eben Geschöpfe, welche nur den schlauesten Nezen ausweichen. Oder wenn sie schon nahe daran sind, festgehalten zu werden, durchreißen sie dieselben just deshalb, weil sie so feinmaschig sind — so ungewöhnlich feinmaschig wie die Dinge, welche Sie, Baronin, gerne unter Ihren kunstreichen Händen wachsen lassen. Da haben Sie ja wieder etwas Derartiges — darf man fragen, was dieses haarige Ungetüm vorstellt? Auch ein Neß zum Menschenfang? Oder einen neuartigen Raupenhelm? Oder einen Flaschenpuszer? Oder — jedenfalls etwas Absonderliches!“

Bei dem letzten Worte stieg die eisige Stimmung, zu welcher etliche Anspielungen Thurmbrucks Gitta durchkältet hatten, augenblicklich auf einen behaglichen Wärmegrad empor. „Absonderlich“ — das war der Sonnenstrahl, unter welchem ihr Herz sogleich auftaute. „Es ist auch etwas Absonderliches und sehr praktisch,“ sagte sie mit Selbstgefühl. „Es ist ein Frottierhandschuh mit zehn Fingern, damit man beide Hände hineinstecken kann. Eine Erfindung von mir, um die Friktion auf einmal mit verdoppelter Kraft und auf zweifacher Fläche auszuführen — aber, um auf Wartenkron zurückzukommen: mir erscheint es denn doch schwer erklärlich, wie er in seiner maßlosen Trauer so plötzlich zu einer zweiten Ehe schreiten konnte.“

„Schwer erklärlich? Nichts leichter als das. Er trieb in einem uferlosen Meer von Trübsinn herum und griff nach dem ersten besten Balken, der gleichfalls darin hintrieb. Die junge Dame hat nämlich kurz vorher ihren Vater verloren, wie der Brief besagt. Wer nahe am Ertrinken ist, dem gilt es wohl gleich, ob der Rettungsbalken von poliertem Mahagoniholz oder der rissige Splitter eines gestrandeten Schiffes ist. Vielleicht, wenn er die Wahl hätte, wäre ihm der Splitter sogar lieber — die glatte Politur taugt schlecht zum Anklammern. Sie hatten einander gegenseitig nicht viel zu bieten — er an innerer, sie an äußerer Mitleidigkeit. In einem solchen Fall hofft jedes vom andern desto mehr zu gewinnen und greift deshalb hastig zu; denn es könnte hinterdrein die Reue kommen, wenn man bei längerem Zögern den eingetauchten Talmitand schäzen lernt. Daher das Überstürzen in das Unwiderstehliche. Ich bitte Sie, wo ist da etwas schwer Erklärliches? Ulrich redet in demselben Brief, worin er mir kurz und bündig seine Vermählung anzeigt, lang und ausführlich von der Begräbnisstätte im Walde, von einem Mausoleum, Gruftgittern, ewigen Lampen, Totenkranzen, Grabwegen mit Linden oder Trauerweiden. Wollen Sie wetten, Baronin? Ich bin

überzeugt, er kürzt der neuen Frau Gemahlin mit demselben Unterhaltungsstoff die Zeit, und eben deshalb . . ."

Er hielt plötzlich inne, da der Ton einer fernen Glocke hörbar ward. Sie hing an dem Thorpfeiler jenes Turmes, welcher als Außenwächter der Burg den Waldweg verstellte und von allen Vorbauten sich am weitesten hinauswagte. Der Pförtner, der in demselben hauste, schlug die Glocke an, sobald ein Wagen an der letzten Krümmung des Schloßweges sichtbar wurde. Lex horchte — es blieb still. Der Außenpförtner hatte bloß einmal geläutet, also galt es dem Herrn selbst. Lex begann sich stöhnend im Fauteuil zu reckeln. Da ertönte der nahe Glockenschlag von dem Portier an der inneren Mauer — einmal — weiter nichts!

Nun erst fuhr Lex aus seiner lässigen Haltung mit einem strammen Ruck auf. Es war ein Emporschwellen und Anspannen jeder Muskelfaser wie an einem Panther, der sich zum Sprung anschickt. Aber seine Stimme blieb einschmeichelnd sanft, da er sagte: „Auch das überrascht mich nicht, daß Ulrich gerade jetzt kommt, während Sie eben den zehnten und letzten Raupenfinger in Angriff nehmen. Ulrich ist und bleibt ein Spaßverberber, er kommt auch jetzt zur Unzeit. Das unglückliche Haus Oberlingen muß sich selbnetwegen heute mit neun Fingern frottieren! Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Baronin?“

„Danke, Lex, ich erwarte sie hier oben. Ich gehöre nicht zum Hause. Wohl aber Sie — und Sie stehen immer noch da? Fällt es Ihnen so schwer, die Treppe hinaabzusteigen? Versuchen Sie es getrost — aller Anfang ist schwer! So gehen Sie doch endlich der neuen Herrin von Wartenkron entgegen!“

Er sah sie lächelnd an, aber den Mund ungeschicklich das böse Zucken. Stumm verneigte er sich und eilte mit elastischen Schritten aus der Halle.

Zachäus lenkte sein Biergespann in einem tabellos gerundeten Bogen durch den Innenhof dem Portale zu. Dasselbst war nach dem Wunsche des Grafen niemand zum Empfange aufgestellt als der Haushofmeister mit zwei Dienern. Dann stand auf der untersten Stufe der Portalstiege noch Lex zwischen den beiden Säulen.

„Mein Schwager Thurmbrud!“ sagte Ulrich zu Martina, als der Wagen vor den zwei Bären der Treppe anhielt. „Sei mir recht herzlich gegrüßt, Lex! Hier — meine Frau!“ — Es war auf einmal etwas Verschüchtertes in seinem Benehmen, etwas Gezwungenes in seinen leise und fast zaghaft klingenden Worten.

Lex verbeugte sich, half Martina vom Wagen herabsteigen und bot ihr den Arm. Ulrich nickte Zachäus zu, kündigte dem Haushofmeister die baldige Ankunft mehrerer Gepädwagen an, und folgte dann dem voranschreitenden Paare. Brigitta von Oberlingen kehrte eben aus der Kinderstube von einer neuerlichen Inspektion zurück, als die Angekommenen die Halle betraten. Bei der Vorstellung der beiden Damen stand Martina der Sonne abgekehrt, während Gitta die Strahlenblendung gerade in den Augen hatte.

Gitta manövierte eifrig, sich von diesem unpraktischen Standpunkt durch geniale Seitenschwenkungen wegzuschlängeln. Aber dazu mangelte es an Zeit; denn Wartenkron hat die junge Frau, abzulegen, worauf sie mit dem harrenden Kammermädchen in einer Seitenthüre verschwand. Groß, bleich, vornehme Haltung — das war alles, was Gitta an Eindrücken eingeheimst hatte. Sie war unzufrieden mit sich selbst, gereizt gegen Lex, vor allem aber mit Groll geladen gegen Ulrich. Weil ihr jedoch das stillschweigende Niederkämpfen einer Gemütsstimmung nicht möglich war, so wandte sie sich schnurstracks dem Grafen zu und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Und nun meinen aufrichtigen Glückwunsch — möge Ihnen das Neue zum Heile werden, armer, armer Ulrich!“ „Das Neue“ wurde mit einer so leidenschaftlich heftigen Betonung hervorgehoben, daß dadurch der Gegensatz des Alten leidhaftig nachgerufen werden mußte. Der Schluß von dem „armen, armen Ulrich“ aber befundete ein wahrhaft grausames Mitleid; es war wie eine zärtliche Umarmung der eisernen Jungfrau, erdrückend, erstickend, durchbohrend, zermalmend.

Aber Ulrich nahm dies wie einen gewohnten Tribut hin. Er schien solches abgrundtiefe Bedauern auch am Tage seines hochzeitlichen Einzuges ganz zeitgemäß zu finden. Ohne Zögern und unter ruhigen Dankesworten drückte er freundschaftlich die Hand Gittas.

Da that sich die Seitenthüre wieder auf. In demselben Augenblick, und bevor noch die Gräfin Wartenkron heraustrat, wußte Gitta schon, daß derselben die elementarsten Vorbegriffe weiblicher Koletterie mangelten. Gitta bedachte, was es hinter jener Seitenthüre alles zu thun gab. Man mußte Mantel und Hut ablegen, das Kleid teils aufbauschen, teils glatt streichen, Plissees niederdrücken, den Faltenwurf regeln, Hüfchen und Bänder emporzupfen, Brosche und Kette zurechtschieben — hierauf widerspenstige Haare in Bande zwingen und die ganze hier gelockerte, dort gebrückte Frisur auffrisken — endlich das Resultat dieser ganzen Arbeit von allen Seiten scharf im Spiegel befehen. Zu allem dem hatte diese Gräfin eine einzige Minute gebraucht. Gitta wußte genau, daß es nicht länger gebauert hatte. Und dies noch dazu vor dem feierlichen Augenblicke, da sie zum ersten Mal als Hausfrau einem Gemahl von erst vierundzwanzig Stunden entgegenreten, eine fremde Dame als ersten Gast der Nachbarschaft begrüßen, und sich dem dienstbaren Volke von Wartenkron als neue Herrin zeigen sollte. Ein solcher absoluter Mangel an Eitelkeit war nicht mehr dagewesen seit Evas paradiesischen Tagen vor dem Sündenfalle. Jedenfalls war derselbe absonderlich und deshalb Gitta sympathisch.

Als jedoch Martina sichtbar ward, da verschwand das Absonderliche und erschien Gitta auf einmal selbstverständlich. Alle jene Kleinkünste der Toilette waren überflüssig, wenn man mit dieser wunderbar gebauten hohen Gestalt und mit diesem edlen Anblick unter die Menschen treten konnte. Wie sie dort vor dem Rahmen der Thüre ragte, gleich sie einer jener

antiken Pallasgestalten, die den Beschauer niederzwingen — ein erhabenes Bildwerk in zweifachem Marmor: aus nachtschwarzem Gestein Afrikas das Gewand, in schlichtem Faltenwurf an den edlen Gliedern niederfließend, aus pentelischem Felsen das bleiche Gesicht und die Hände. Sonst nichts — kein Bändchen, keine Spitze, kein Schmuck. Rein gar nichts am ganzen Leibe, was Gitta die erwünschte Möglichkeit geboten hätte, darauf los zu stürzen, darüber in Ekstase zu verfallen, gänzlich hingerissen auszuruhen: „Reizend! Himmlisch und dabei so praktisch! Wo haben Sie das entdeckt, oder — wie? — selbst kreiert vielleicht?“ — Aber sie war gerecht genug, einzuräumen, daß solche Schmudlosigkeit an der statuenhaften Frauengestalt als das Naturgemäße erschien, und daß die geringste Zuthat den großen Eindruck nur hätte entstellen können. Gitta besaß das Temperament eines Vulkans: es mußte empor, was in ihrem Innern siedete, der Ausbruch beruhigte sie und stimmte sie menschenfreundlich. Die ersten sengenden Feuergarben waren über Leg niedergeprasselt, der Lavaström vernichtenden Mitleides hatte sich über den „armen, armen Ulrich“ ergossen, und nach solcher Entladung fühlte sie das Bedürfnis, die Menschheit zu beglücken. Aus dem Lavaboden wuchs üppig umarmendes Geranke und schlängelte sich der jungen Frau entgegen. Bevor es indes noch Zeit gefunden, sie zärtlich zu umfassen, sagte Martina zu Ulrich gewendet: „Und die kleine Agnes?“

Es war eine tiefe Altstimme von seltenem Wohlklang, welche die Halle mit ihrem Klange füllte. Klar, ohne alle Schüchternheit ertönte die kurze Frage. Gitta horchte betroffen auf, um gleich danach ganz Auge zu werden, als Ulrich mit umbüsterter Miene näher trat, sich steif vor seiner Frau verneigte und ihr dann in ceremoniöser Weise den Arm bot.

„Höchst merkwürdig!“ dachte Gitta. Der Vorgang erinnerte sie an eine feierliche Polonaise-Tour, welche zwei wildfremde Menschen der Etikette wegen miteinander tanzten, nicht ohne sich dabei süchtlich, aber immer mit dem höchsten Anstand, zu langweilen. Aber sie sollten wenigstens vor ihr tanzen, nicht insgeheim abseits unter vier Augen. Darum vertrat sie ihnen entschlossen den Weg und sagte: „Ich bin vor wenigen Augenblicken in der Kinderstube gewesen. Ich habe Ihnen meine Pflegebefohlene persönlich vorführen wollen, wie ein Oberst-Inhaber sein Regiment. Agnes hält jedoch eben ihre Siesta. Sie schläft zu gut, und es wäre grausam, sie zu wecken. Noch dazu unmittelbar in eine aufregende Scene hinein — wenn auch in eine freudig aufregende! Ja freudig aufregend — und es ist schön und gut, Gräfin, daß Sie gekommen sind, die Verödung hier oben mit Licht und Mann zu belegen. Agnes zumal braucht Leben um sich und Heiterkeit und frohe Gesichter. Solche Kinderpflänzchen verkümmern im

Schatten der Trauer — übrigens auch die großgewachsenen Menschenpflanzen,“ — dabei fiel ein scharfer Seitenblick auf Ulrich. — „Aber zu etwas anderem!“ fuhr sie fort. „Ich bin während Wartenkrons Abwesenheit hier zeitweise als Bauwau aufgetaucht, damit nicht alles darunter und darüber geht. Nebenbei gesagt — Ulrich, Ihre Agnes ist schon wieder zu lau gebadet worden. Also meine Funktion endet mit dem Einzug der Hausfrau. Aber vielleicht ist es Ihnen nicht unerwünscht, Gräfin, sich mit einem übersichtlichen Blick im großen zu orientieren, und ich mag herzlich gern Ihr Cicerone sein. Wollen Sie?“

Martina ging auf sie zu und sagte: „Ich danke Ihnen, Baronin, Sie sind so lieb und gut zu mir . . .“

„Nennen Sie mich nicht ‚Baronin‘, sondern ‚Gitta‘, wenn es Ihnen recht ist. Dafür darf ich ‚Martina‘ zu Ihnen sagen, nicht wahr? Ich bin auch gar nicht lieb und gut, wie Sie denken, sondern bloß ein bißchen praktisch. Also gehen wir! Die Herren können wir nicht brauchen. Sie verstehen nichts davon und reden nur verwirrendes Zeug dazwischen.“

Dabei hob sie Martinas Hand unter ihren Arm und schleifte sie mit der launenhaften Beweglichkeit eines Wirbelwindes durch alle Geheimnisse des Hauswesens. „Es ist Zeit, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie im vertraulichen Tone, sobald sie die Halle hinter sich hatten. „Höchste Zeit! Es macht sich hier allseits eine Lässigkeit und Verfehrtheit breit, wie überall, wo die Hausfrau fehlt und bloß die unbeholfenen Männer befehlen. Dabei herrscht ringsherum eine anfröstelnde erkältende Atmosphäre, wie in allen Garçonbehauungen. Wenn Sie sich anfangs in dieser verschrobenen Männerwirtschaft nicht auskennen sollten, dann kommen Sie nur zu mir! Ich bin erstens eine praktische Natur, zweitens gefallen Sie mir, und drittens denken Sie sich, Sie gehen Ihre Mutter fragen. Wie?“

Martina zog ihren Arm hervor und ergriff beide Hände Gittas mit einem herzlichen Drucke. Darüber stürzten der immer leidenschaftlichen Gitta die Thränen aus den Augen, und sie streichelte Martinas Wange. „Also, da siehst Du nun!“ stammelte sie, nach Worten ringend. „Also, was ist denn da weiter? Du hast jetzt eine Mutter, und ich eine zweite Tochter. Das ist alles. So, jetzt gib mir einen Kuß, Kind, und dann gehen wir! So — nur noch einen Augenblick!“ Dabei wischte sie sich die Thränen von den Wangen und trocknete sorgfältig die Augen. „Die Dienstleute dürfen uns nicht in zu weicher Stimmung sehen. Sie mißbrauchen das sogleich schändlich. Man muß vor ihnen jederzeit eine gewisse Contenance beobachten. So — jetzt!“

(Fortsetzung folgt.)

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Schluß.)

Paula war unter seiner Rede totenbleich geworden; ihre Augen blickten mit Entsetzen auf den unbarmherzigen Sprecher. „Ihr wendet eine Härte mir gegenüber an, Graf Siruela,“ sagte sie mit bebenden Lippen, „die ich nicht verdient zu haben meine. Ihr lehnt die Strafe für ein Vergehen, welches nicht einmal zur Ausführung gelangte, auf mich aus, die desselben ahnungslos geblieben. Weiset es mir nach, daß ich gegen Euren Willen, Eure Wünsche handelte, seit Ihr mir Eure Bedingungen stellet und Ihr hättet das Recht, ein Urteil an mir zu vollstrecken, das mir nicht geringer als die Verkündigung des Todes erscheint und zu welchem Euch jegliche Begründung mangelt.“

„Es ist begreiflich, daß Ihr von Eurem Gesichtspunkte aus mit meiner Maßregel nicht einverstanden seid; ich aber muß zu meinem eigenen Bedauern darauf bestehen. Der Infant wird mit niemand mehr, außer seinen Wächtern, sprechen. Auch sein Reichsvater, Pater Storr, wird durch einen andern ersetzt werden und es steht noch im Zweifel, ob ich ihm seine Diener lassen kann.“

„Ihr seid grausam und ungerecht,“ sprach Paula bitter, „möge Gott nicht an Euch selbst oder an denen, die Euch teuer, die Härte strafen, mit der Ihr einem Schuldlosen, einem Unglücklichen begegnet.“

„Diese Härte, wie Ihr meine Handlungsweise bezeichnet, hat Dom Duarte selbst und der unkluge Eifer seiner Freunde veranlaßt,“ war die trodene Erwiderung, „ich gehorche meinem Herrn, dem Könige von Spanien, das ist alles.“

„Werdet Ihr es auch mit Eurer Pflicht für unvereinbar halten, mir ein letztes Mal den Besuch in der Rochetta zu gestatten, um von Dom Duarte Abschied zu nehmen?“

„Selbst auf die Gefahr hin, mehr als Eure Vorwürfe gegen mich herauszufordern, auf die Gefahr, mir Euren Abscheu zuzuziehen, muß ich auch dies verweigern.“

Paula erhob sich. „So muß ich annehmen, Graf Siruela,“ sprach sie förmlich, „daß wir uns nichts mehr zu sagen haben und Euch ersuchen, mir Zeit zu meinen Reisevorbereitungen zu lassen.“

Der Graf verbeugte sich. „Ich wußte, daß Ihr so besonnen sein würdet, Euch in das Unabänderliche zu fügen und kann es nur beklagen, daß ein trauriger Zwischenfall, wie dieser, mich des Vorzuges beraubt, Eure Gegenwart, holde Richte, länger zu genießen. — Der Wagen, welcher Euch aus dieser Stadt führt, wird morgen um die gleiche Stunde vor Eurer Thür stehen.“

Es war gegen Abend des nämlichen Tages, als,

tief in seinen Mantel gehüllt, ein Mann in Paulas Wohnung Einlaß begehrte. Die italienische Dienerin wollte ihm die Thür nicht öffnen; er schob sie ungeduldig beiseite und schritt, als sei er mit der Einteilung des Hauses vollkommen vertraut, in das Gemach, welches Paula meistens zu benutzen pflegte.

Sie war allein. Der ungestüme Eintritt eines Fremden ließ sie aufschrecken; furchtlos, aber mit allen Zeichen des Befremdens trat sie ihm entgegen.

„Wer seid Ihr?“ rebete sie ihn an. „Wie durften meine Diener Euch einlassen?“

„Ich fragte sie nicht, ob sie es wollten,“ antwortete der Eindringling. „Hätten sie Euch meinen Namen genannt, würdet Ihr mich nicht vor Euer Antlitz gelassen haben und doch ist es Anteilnahme für Euch, die mich hergetrieben.“

Sie hatte seine Stimme bereits erkannt. „Wollt Euer Angesicht enthüllen, Marquis de la Fuente,“ sprach sie gelassen, „was Ihr mir auch zu sagen habt, ich ziehe es vor, Eure Züge zu sehen.“

Er warf den Mantel ab und beugte ein Knie vor ihr. „Ihr seid erstaunt, mich hier zu sehen, edle Frau,“ sagte er, „und ich war noch vor einer Stunde im Zweifel, ob ich ausführen sollte, was ich nicht darf und wozu mich dennoch die Anbetung gezwungen, die ich für Euch hegte, seit ich Euch zum ersten Male sah und an der Ihr achtlos, gleichgültig stets vorüberginget.“

„Mir von Eurer Anbetung zu sprechen, Marquis, ist die Stunde übel gewählt,“ erwiderte Paula hörbar ablehnend. „Daß ich sie nicht gewürdigt, wie Ihr es wünschtet, kann Euch kaum befremden, da Ihr um den Zweck meines Hierseins wußtet. Ebenso wird es Euch bekannt sein, daß ich auf Befehl des Gouverneurs morgen Mailand zu verlassen habe. Weshalb wollt Ihr Euch von mir die Bestätigung dessen noch holen, was Ihr längst errietet?“

Don Francisco lächelte. „Ich wußte um den Zweck Eures Hierseins; ich wußte, daß in Eurem Herzen nur das Bild des Mannes Raum hatte, den ich unzählig oft beneidete, und meine Treue hielt der Enttäuschung stand, die Ihr mir stets von neuem bereitetet. Ich hoffte auf ein Wunder, ein Ungefahr, das meinen Wünschen Erhörung brächte, Ihr aber, gegen jedermann so aller Güte voll, verharret in Eurer gewohnten Kälte. Ich liebte Euch noch mehr um Eurer Treue willen und das verwegene Verlangen gewann mehr und mehr Raum in mir, es Euch einmal gestehen zu dürfen, was Ihr vermutlich nicht einmal anhören mögt.“

„Ihr habt recht! Schon dieses überraschende

Geständnis zu vernehmen erscheint mir ein Vergehen gegen den, welchen ich liebe.“

„Und dennoch hätte ich mir Eure Rücksicht in reichem Maße zu erwerben gemeint, da ich, einer Lebensgefahr kaum entronnen, die Eure Freunde mir zugebracht, in meinen Gefühlen für Euch uner-schütterter bin.“

„Ich beklage, daß der Eifer, dem unglücklichen Prinzen zu dienen, sich zu solchen Mitteln verlieren konnte,“ sprach Paula ernst, „und ich erkenne Eure Großmut an, es mich nicht entgelten zu lassen, was andere gesündigt. Doch wollet jetzt zu der Sache kommen, die Euch zu mir führte; meine Zeit ist kurz, da ich von hier in Hast und Eile vertrieben worden.“

„Ihr reiset schon morgen?“ fragte der Marquis.

„Wie Ihr hörtet, ja.“

„Und wenn dieser Trennung nie ein Wiedersehen mit ihm folgte, den Ihr zurüclasset?“

Paulas Hände falteten sich. „Gott allein weiß, ob ich ihn wiedersehe,“ sagte sie gepreßt. „Er kann einen Weg dazu mir zeigen und ich werde nicht aufhören dessen zu warten.“

„Habt Ihr keinen Versuch gemacht, den Grafen Siruela umzustimmen und Euch ein ferneres Verweilen zu gestatten?“

„Ich wußte, daß es nutzlos sei. Ich vermag dort nicht mehr zu bitten, wo man mir mit Mißtrauen begegnete.“

„Der Gouverneur, edle Frau, glaubt, daß Ihr Euer Wort gebrochen, das zu halten mehr als gewöhnliche Seelenstärke erforderte, denn Frauen sind zu leicht geneigt, jeglichen Verrat, jeglichen Treubruch mit irgend einer beliebigen Notwendigkeit zu entschuldigen, die sie vor dem eigenen Gewissen straf-frei macht.“

„Glaubt Ihr das auch von mir?“

„Nein, und ich würde es niemals glauben, denn ich hatte Gelegenheit, Euch genauer kennen zu lernen als Euer Oheim, der zunächst Gouverneur von Mailand in Diensten des Grafen-Herzogs und dann erst Mensch ist.“

„Dank Euch für Euer Zutrauen, das mir nach Eurem vorigen Geständnisse von doppeltem Werte ist, aber mir keine Hilfe zu bieten vermag.“

„Vielleicht doch, Signora, und Ihr erzielte damit den Beweis, daß meine Anbetung für Euch groß genug, um für Euch zu vollbringen, was kein anderer Mann je auf sich nähme, indem ich Euch den Weg zeige, auf welchem Ihr in die Rochetta zurückgelangen könnt.“

„Ihr, Marquis?“ fragte Paula zweifelnd.

„Ihr traut mir nicht,“ erwiderte er, „weil es Euch undenkbar erscheint, daß ich Euch ohne Lohn diesen Dienst leisten wolle. Hätte ich die Hoffnung, Euch je zu gewinnen, ich ließe Euch jetzt in die Ferne ziehen und folgte Euch in kurzem, Euch als Marquise de la Fuente in meine eigene Heimat zu entführen.“

„Nicht weiter,“ gebot sie, unangenehm berührt, „wenn ich nicht glauben muß, daß Ihr nur gekommen seid, mich mit Euren Beteuerungen verlegen zu wollen.“

„Nein, Signora. Liebt ich Euch weniger,

achtete ich Euch geringer, sähet Ihr mich heute nicht vor Euch. Hört mich an. Graf Siruela hat es für notwendig erachtet, die ganze Besatzung des Kastells zu wechseln, um völlig sicher zu sein, daß keine geheimen Freunde des Infanten sich dort befinden. Nur ich bleibe dort, dem er vertraut, und zwei Dienerinnen, die mit der Reinigung der Gefängnisse beschäftigt werden, als die einzigen Personen, die Euch kannten.“

Er griff nach seinem Hute. „Ana und Maria, die erwähnten Frauen,“ fügte er hinzu, „haben jeden Tag ungefähr eine Stunde in dem Gefängnisse Dom Duartes zu thun. Auch ist es ihr Amt, ihm das Frühstück zu bringen. Beide sind gutmütige Geschöpfe und sie sind arm, Signora, sie würden einem Anerbieten nicht widerstehen, das ihnen eine Verbesserung ihrer Lage dünkte.“

Paulas Augen begannen zu leuchten. „Verstehe ich Euch recht, Marquis? Es wäre möglich durch diese Frauen —“

„Nicht sogleich, edle Dame,“ unterbrach er sie, „aber doch in absehbarer Zeit. Ihr laßet Euch morgen von des Gouverneurs Reitern aus der Stadt geleiten und folgt ihnen gehorjam bis zur Grenze. Von dort begeht Ihr Euch nach Lecco und wartet, bis Ana Giuocati Euch aufsucht, die in dem Orte zu Hause ist und in wenigen Tagen dahin beurlaubt wird, ihre kranke Mutter zu pflegen. Sie kehrt in einigen Wochen zurück und könnte eine jüngere Schwester mitbringen, die ihr in manchen Dingen zur Hand geht. Ich fürchte zuviel zu sagen, Signora. Das übrige mögt Ihr mit ihr selbst verabreden.“

„Und wird Graf Rivera die Täuschung nicht entdecken?“

„Auch er bleibt nicht an seinem bisherigen Posten. Sein Nachfolger wird die Dienerinnen nicht beargwöhnen, die in dem Kastell aus und ein gehen.“

„So seid Ihr der einzige, Marquis, der mich verraten könnte,“ sagte Paula gedankenvoll, „wie Ihr der einzige jetzt seid, der mir neue Hoffnung giebt. Ich war der Verzweiflung nahe, als mich Don Velasco verließ. Ich werde nun meinen Weg mit etwas leichterem Herzen antreten und in Geduld und Ergebung der Zeit warten, die meine Rückkehr ermöglicht. Ich möchte Euch danken und weiß nicht, wie ich es in Worte kleiden soll, was mich erfüllt. Ihr behauptet mich zu lieben, und sucht gleichzeitig den heißen Wunsch mir zu fördern, der dem Glücke eines anderen gilt.“

Don Francisco küßte ehrerbietig die Hand, die sie ihm reichte. „Ich habe vier Jahre hindurch Euer Dulbertum beobachtet,“ antwortete er nicht ohne Bewegung. „Ich sah den hohen Mut, die Kraft, mit der Ihr Euer Leben ertruget, die Seelenstärke, mit der Ihr Euren Gram bekämpftet, damit ein anderer froher sei, und ich lernte zu Euch wie zu einer Heiligen aufblicken, die mit irdischen Frauen nichts mehr gemein hat. Wäret Ihr ein Weib, wie Tausende neben Euch, ich hätte es versucht, Euer Herz so lange zu bestürmen, bis es mir gelungen, jenen daraus zu verdrängen, den ich beneidete, weil er von Euch mit einer Liebe geliebt wird, wie sie

nur vereinzelt auf Erden als Göttergeschenk zu teil geworden. Ich haßte ihn um dieser Liebe willen, sowie ich Euch bewunderte, und ich war lange Zeit mit mir uneins, ob ich den Rat Euch geben sollte, den Ihr zuvor empfindet. Dann kam ich in sein Gefängnis und sah Euer Bildnis vor ihm stehen, das Ihr ihm unlängst durch den Grafen Rivera sandtet, und ich dachte an Euren Schmerz, nicht den seinen, wenn Siruela seinen Vorsatz ausführte, Euch von hier zu senden. Ihr liebt mich nicht; Ihr werdet es niemals thun; ich bin Euch einer der Peiniger mehr, die Eduard von Braganza als unerbittliche Wächter umgeben, und auch wenn ich nicht an der Stelle meiner Pflicht stände, Ihr habt für keinen Mann Gedanken und Empfinden, als für ihn allein. Ich muß mich darein ergeben, Eure Gleichgültigkeit zu ertragen, aber ich könnte es nicht ertragen, von Euch gehaßt zu werden, weil ich zu jenen zählte, die die Urheber Eures neuen Schmerzes gewesen.“

„Mein Haß konnte Euch nicht treffen,“ entgegnete Paula, „denn Eure Pflicht, wie hart sie mir zuweilen erschien, durfte ich Euch nicht zum Vorwurfe machen. Ich hielt Euch für einen Feind; jetzt naht Ihr Euch mir als ein ritterlicher Schützer, dessen Edelmut mich mit Staunen und Achtung erfüllt. Lasset Euch an diesem armen Ausbruche meines Empfindens genügen und bleibt mir der Freund, als welcher Ihr Euch heute erweist und dessen Beistand mir die unschätzbarste Gabe ist, die ich seit langer Zeit empfang.“

Am anderen Tage verließ Paula die Stadt; sie hatte versucht über Taquets Schicksal noch etwas zu erfahren, doch war sein Aufenthalt nicht zu entdecken; sie mußte vermuten, daß er mit Hilfe seiner Freunde entkommen sei.*)

Graf Siruela ließ in dem Franziskanerkloster nachforschen, in welchem der einstige Mönch sich vorübergehend aufgehalten, aber auch dort war er nicht mehr aufzufinden. Der Gouverneur setzte einen Preis auf seinen Kopf; er drohte ihn auf der Stelle töten zu lassen, wenn er ergriffen würde, und den Infanten nach Spanien zu senden, falls noch ein einziger Versuch gemacht würde, ihn zu befreien.

Die neuen Befehle, die er sich von Madrid erbeten, ließen nicht lange auf sich warten. Sie gingen dahin, dem Prinzen von Braganza den Prozeß zu machen, damit die ärgerliche Sache aus der Welt komme, und ihn nicht besser zu behandeln als irgend einen anderen Verbrecher.

Don Velasco begab sich nach Empfang der von Spanien gekommenen Befehle in das Gefängnis des Infanten. „Ich habe Eurer Hoheit mitzuteilen,“ redete er ihn an, „daß auf Grund der letzten Anschläge, die Ihr im Verein mit Euren Freunden erfunden, von dem Grafen-Herzog im Namen Seiner Majestät des Königs mir Verhaltensmaßregeln zugegangen sind, welche Eurer Hoheit das Entweichen zur Unmöglichkeit machen. Ihr werdet außer Euren Wächtern mit niemand mehr verkehren, auch Eure

bisherigen Diener wird man entfernen, um sie durch Soldaten zu ersetzen, welche täglich gewechselt werden.“

„Auf diese letztere Vergünstigung ziehe ich vor zu verzichten,“ erwiderte Duarte stolz, „habt Ihr im Sinne, mich von meinen letzten Getreuen zu trennen, kann ich der Dienste Fremder auch enttaten und werde mich in Zukunft selbst bedienen können.“

„Es steht in dem Belieben Eurer Hoheit,“ war die kalte Entgegnung. „Ich habe ferner den Befehl, Euch dieses Schreiben zur Unterschrift vorzulegen, das aus dem Kabinet Seiner Majestät kommt.“

Er legte ein Dokument vor den Infanten nieder, das dieser mit den Augen überflog. Es enthielt die Erklärung, daß König Joao ein Usurpator, der widerrechtlich sich ein Reich angeeignet, das einem anderen Herrscher gehöre, und daß die Revolution in Portugal ein ebenso strafbares als verräterisches Beginnen gewesen sei, das man mit allen Mitteln und für alle Zeiten niederzuzwingen habe.

Der Prinz warf das Schriftstück, nachdem er es gelesen, verächtlich auf den Tisch. „Und Ihr mögt glauben, Graf Siruela, daß ich dergleichen unterzeichnen werde?“ fragte er.

„Der König und seine Minister fordern es von Euch,“ antwortete der Gouverneur, „um sich überzeugen zu können, daß Ihr mit dem Herzoge von Braganza nicht im Einverständnis gewesen.“

„Sagt meinem einstigen Bekannten, dem Herzoge von Olivarez, daß ich lieber sterben würde, als auf ein solches Ansinnen jemals eingehen,“ sprach Duarte, „daß ich meine Hand nicht dazu leihen werde, meinen Bruder zu beschimpfen, und daß ich sein Recht auf die neuermorbene Krone vollkommen anerkenne.“

„So nimmt Eure Hoheit die Folgen auf sich, die eine derartige Erklärung nach sich ziehen muß?“ entgegnete Graf Siruela langsam, mit Betonung.

Duarte maß ihn mit geringschätzigem Blicke. „Verfahrt mit mir, wie es Euch gut dünkt und wie Euer eigener Vorteil es erheischt. Ihr könnt mich foltern, aber mich nicht zwingen, eine Schandthat zu begehen.“

Der Gouverneur schritt zur Thür, einige Worte in den Gang hinauszurufen. In den Kerker traten zwei Soldaten, welche Ketten in den Händen trugen; ihnen folgte ein Schmied mit seinen Werkzeugen.

„Ich bin, da Eure Hoheit auf der Weigerung besteht, jenes Dokument zu unterzeichnen,“ sprach Don Velasco, „genötigt, zur Ausführung zu bringen, was ich Euch gern erspart hätte. Mir ist befohlen, Euch Ketten anzulegen und es wird zur Stelle geschehen.“

Der gefangene Fürst erbleichte unmerklich. Die ihm zuge dachte Schmach erschien fast zu groß, um ertragen zu werden. Doch er gönnte seinen Quälern den Triumph nicht, Zeugen einer auch nur vorübergehenden Schwäche zu werden. Wie er mit unbewegten Mienen die Nachricht hingenommen, daß er Paula nicht mehr wiedersehen würde, so stand er auch jetzt in ruhiger Fassung den Soldaten gegenüber, die ihn zu fesseln gekommen und die sich dem Gefangenen nicht zu nähern wagten.

Der Gouverneur gab ihnen ein gebieterisches

*) Taquet wurde in späteren Jahren von König Joao zum Bischofe von Langer und dann von Funchal erhoben.

Zeichen. „Es steht Eurer Hoheit frei,“ bemerkte er, „ob Ihr an den Händen oder an den Füßen gefesselt sein wollt.“

„Ich ziehe es vor, die Kette an dem rechten Arme zu tragen, da Ihr großmütig die Wahl mir stellt,“ antwortete der Infant ironisch. „Im übrigen überlasse ich es Eurem Geschmack.“

Der Schmied trat vor und legte den eisernen Keifen, an dem die Kette hing, um den Oberarm des Prinzen. Das Schloß befand sich an einem Gürtel, der über der Kleidung des Gefangenen befestigt wurde.

Duarte ließ widerstandslos den Schmied und seine Begleiter gewähren. Die Hände der Männer, die die Kette zu schließen hatten, erwiesen sich seltsam ungeschickt; Graf Siruela herrschte sie an, sich zu beeilen. Auch ihm war es erwünscht, die Prozedur so schnell als möglich abgethan zu sehen.

„Ich habe Eurer Hoheit zum Schluß noch zu verkündigen,“ sagte er, als der Schmied mit seiner Arbeit fertig war, „daß man demnächst Euch vor ein Gericht stellen wird, damit Ihr Euch wegen der Anklagen verantwortet, die man wider Euch erhebt.“

„Wessen schuldig man mich an?“ entgegnete der Infant.

„Dies wird Eurer Hoheit vor Euren Richtern zur Kenntniß gebracht werden,“ erwiderte der Gouverneur.

„Und diese Richter,“ fuhr Duarte fort, „wer sind sie?“

„Das Tribunal wird aus den beiden Senatoren, Don Juan Arias Maldonado, dem Grafen Bartolomeo Arese und dem Großkanzler von Mailand, Don Geronimo Quijada, bestehen.“

„Ein solches Tribunal,“ erklärte der Infant, „habe ich nicht anzuerkennen. Ich bin ein Prinz aus königlichem Hause und kann nur von Fürsten gerichtet werden.“

Graf Siruela zuckte die Achseln. „Eurer Hoheit bleibt es anheimgegeben, darüber zu denken, wie es Euch beliebt, doch werdet Ihr es nicht umgehen können, bei den Verhören zu erscheinen. Bis der Urteilspruch gefällt ist, wird Eure Bewachung die allerstrengste sein und während der Nacht ein Posten in Eurem Zimmer aufgestellt werden.“

Er grüßte kurz und verließ mit den Soldaten und dem Schmied das Gefängnis. Duarte wandte sich zu dem Tische, auf welchem seine Bücher lagen; die Kette klirrte bei der Bewegung an seinem Arme und der Klang durchzuckte ihn mit schneidender Schärfe.*)

So würde dieses Klirren ihn jetzt fort und fort begleiten, ihn mit jedem Schritte daran zu mahnen, daß man ihn auf eine Stufe mit Mördern und Verrätern gestellt, und würde je ein Tag erscheinen, an welchem man dieses Merkmal der Verbrecher wieder von ihm löste, oder würde man sie erst dem Toten abnehmen, wenn der Lebende nie mehr in die Reihen freier Menschen zurückkehrte?

*) Auf dem einzigen Bilde, das von Duarte existirt, ist er mit dieser Kette dargestellt.

Sein Blick fiel auf das Bildnis Paulas, das in lächelnder Schöne ihm gegenüberstand. „Du gingest von mir, meine Heiderose, ohne Abschied, ohne ein Wort der Hoffnung auf ein Wiedersehen, und ich klagte den Himmel an, daß er auch Dich mir entriß, Du meine letzte Blume in der Wüste und mein letzter Stern der Gnade in der Nacht, die mich umgiebt. Jetzt fühle ich, daß es besser so gewesen, daß Deinen Augen, die so viel der Thränen schon um mich vergossen, der Anblick erspart bleibt, der Dein Herz von neuem zerreißen würde.“

Er drückte seine Lippen auf das Bild und nahm dann eines der Bücher zur Hand, wie sonst durch Lesen und Arbeit seinen Geist von der Gegenwart abzulenken. Die großen Bilder der Vergangenheit, die Tacitus entrollte, sollten ihm heute helfen, für kurze Zeit die neue Schmach zu vergessen, die man ihm zugefügt.

* * *

Gegen Abend erschien ein ihm fremder Soldat in seinem Gefängnisse, ihm seine Dienste anzubieten. Der Infant lehnte sie mit ruhiger Entschlossenheit ab und erklärte, sich ohne Hilfe aus- und ankleiden zu wollen, wenn man seine eigenen Diener ihm vorenthielte.

Der Soldat zog sich zurück. Es kam niemand mehr, den Prinzen zu bedienen, und er wies auch in den folgenden Tagen die Hilfeleistungen anderer zurück.

Der Gouverneur des Kastells entschloß sich endlich, die angeordnete Maßregel wieder aufzuheben. Nach vier Tagen der Abwesenheit durften Claudio Huete und Simao Noé wieder zu ihrem Herrn kommen, und man bestand auf ihrer Entfernung nicht mehr.

Die Anklage gegen ihn war inzwischen fertiggestellt worden. In früher Morgenstunde holte man ihn aus seinem Kerker, um ihn in einen Saal der einstigen herzoglichen Wohnung zu führen, der in Ausnahmefällen zu Gerichtsitzungen diente.

Der Großkanzler, Don Geronimo Quijada, richtete als Vorsitzender die üblichen Fragen an ihn, an welche sich die fünf Punkte der Anklage schlossen.

„Ihr seid des Hochverrates und der Majestätsbeleidigung beschuldigt, Prinz von Braganza,“ sprach der Großkanzler mit Nachdruck. „Ist Euch dies bewußt? Bekennt Ihr es?“

„Ich kann unmöglich mich eines Vergehens schuldig bekennen,“ antwortete der Infant, „bevor ich weiß, auf welche Thatsachen sich die wider mich erhobene Anklage stützt. Auch glaube ich dem von mir freiwillig erwählten Kriegsherrn getreu und ohne Verrätherei gedient zu haben. Verrat ist, wie es mir erscheint, an keinem anderen als an mir begangen worden.“

„Die Anklage behauptet zunächst, daß Ihr um den Aufstand in Portugal wußtet, der gegen die Krone von Spanien gerichtet war, gegen den Beherrscher eines Reiches, das in engster Blutsfreundschaft dem Kaiser, dem Ihr dientet, anverwandt und zugethan

ist. Es wäre Eure Pflicht gewesen, Seiner Majestät, dem Kaiser Deutschlands, davon Kenntnis zu geben, damit er seinen hohen und erlauchten Schwager darüber unterrichtete.“

Duarte Lippe kräufelte sich. „Wenn Ihr mit Euren Worten, Don Quixada, ausdrücken wollt, daß ich um die plötzliche Erhebung meines Volkes wußte, so irrt Ihr Euch. Ich wußte um seine Bedrückungen, seine Klagen, nicht aber um den kühnen Entschluß, mit dem es seine Vaterlandsliebe zu bekunden unternahm. Doch wäre zu mir, der, fern den Meinen, in deutschen Landen war, die Nachricht davon zu vor gedrungen, ich hätte jene Pflicht, von der Ihr sprecht, nicht anerkannt und mich zum Hentler meines Volkes gemacht, das im Kampfe um seine heiligsten Rechte rang.“

Der Großkanzler schwieg einen Moment. Die Antwort war zu treffend, um die Anklage, deren Wichtigkeit sogar die Richter befangen machen mußte, sogleich fortzusetzen. Der Blick des Grafen Arese, der neben Maldonado saß, ruhte auf dem Gefangenen und es war mehr als Anteilnahme, es war Trauer und geheime Bewunderung darin zu lesen.

„Ihr sollt ferner Eurem Bruder, dem Herzoge Joao von Braganza, beigestanden haben,“ fuhr der Großkanzler fort, „seine aufrührerischen Pläne auszuführen, in Wort und That ihn ermutigt, ihm in seinem Thun beigestimmt haben. Die Euch kennen bezeugen sogar, daß Ihr bei einem Festmahle auf die Gesundheit des Königs und der Königin von Portugal getrunken.“

„Welcher Art der Beistand sein sollte, den ich meinem Bruder, dem Könige, geleistet, ist mir nicht klar,“ erwiderte Duarte. „Mein Bruder nahm die Krone an, die ihm geboten wurde, ohne meines Rates zu begehren, und Euch, Ihr Herren, wird es allen bekannt sein, daß der Aufstand in Lissabon sowie die Wahl des neuen Königs in dem kurzen Zeitraume von zwei Tagen sich vollzog. Mit der That aber konnte ich seine Erhebung noch weniger unterstützen, da mir keine eigene Truppenmacht zu Gebote stand, die ich der seinen hätte vereinigen können. Daß es ein Vergehen sein soll, der Gesundheit eines nahen Blutsverwandten und seiner Gemahlin ein Glas darzubringen, habe ich bisher nicht gehört.“

„Ihr gabt dem Herzoge den Titel, der ihm nicht gebührte und den er widerrechtlich sich aneignete; darin liegt das Vergehen,“ bemerkte Don Quixada.

„Ich nannte ihn, wie alle Souveräne Europas, mit Ausnahme des spanischen und des deutschen, ihn bezeichnen. Die Gesandten des Königs von Portugal wurden an allen Höfen empfangen.“

„Ihr sollt, dies ist der vierte Punkt der Anklage, zu einem Eurer Begleiter auf der Reise nach Mailand geäußert haben: es wäre Euch lieber gewesen, Ihr hättet den Türken oder den Scythen gedient, als Seiner Majestät, dem Kaiser.“

Der Gefangene warf stolz das Haupt zurück. „Ich leugne diese Worte und auch diesen Wunsch nicht,“ entgegnete er fest, „denn ein ungläubiger Herrscher würde mir vielleicht für meine Dienste nicht so gelohnt haben, wie es der christliche gethan.“

Wieder traf ihn der Blick des einen seiner Richter lange und ausdrucksvoll. Es wäre allen dreien offenbar willkommener gewesen, der Angeeschuldigte, der so frei, so kühn vor ihnen stand, hätte den an ihn gerichteten Fragen weniger offen geantwortet. Doch auch, wenn er das Gegenteil gesprochen, sie wußten, daß sie ihn den Befehlen gemäß verurteilen mußten, die ihnen von Madrid her zugegangen waren.

„Der letzte Punkt der Anklage,“ nahm Don Quixada von neuem das Wort, „betrifft die Versuche, welche Ihr in Verbindung mit mehreren Personen anstellt, die sich außerhalb des Kastells befanden, Euch Eurer Haft zu entziehen. Es sind derartige Versuche schon im deutschen Lande und auf dem Wege hierher gemacht worden und nur die Wachsamkeit der Euch bestellten Hüter konnte sie vereiteln.“

„Ich war in Regensburg wider alles Völkerrecht und wider alles Gesetz verhaftet worden,“ sprach Dom Duarte, „ich hatte dem Rufe des Kaisers Folge geleistet, wie es meine Pflicht als Soldat, als Führer seiner Truppen vorschrieb, und erwartete Mitteilungen von Wichtigkeit oder neue Befehle für den Feldzug zu erhalten. Statt dessen warf man mich in ein Gefängnis, man stellte mich keinem Richter gegenüber, der wenigstens den Versuch machen konnte, irgend eine Schuld mir nachzuweisen, und als ich den Kaiser um eine Audienz bitten ließ, wurde mir auch diese verweigert. Ich wußte nicht, was man über mich beschloffen, ich erfuhr erst die volle Größe des über mich verhängten Elends, als ich nach Mailand ausgeliefert wurde, nein, nicht nur ausgeliefert, sondern verkauft, — verkauft für eine geringe Summe Geldes, die mein Bruder zehnfach für mich geben würde, mich aus diesen Banden zu lösen. Könnt Ihr es mir verargen, edle Herren, wenn ich dahin gestrebt, aus eigener Kraft und mit der Hilfe derer, die mir ergeben waren, die Freiheit mir wieder zu gewinnen, die man ungerecht und verräterisch mir raubte, könnt Ihr es zum Verbrechen stempeln, daß das Verlangen nach Luft, Licht, Sonne, nach frischer That und mutigem Wagen größer in mir ward, als die mir aufgezwungene Unterwerfung in den Willen derer, die mich in meinen Kerker sandten? Sechs Jahre fast sind darüber hingegangen, sechs lange Jahre, die man aus meinem Leben strich, mit denen man die Jugend, die Hoffnung und den Glauben an des Ewigen Gerechtigkeit mir begrub, sechs Jahre der Thatenlosigkeit, des dumpfen Hinbrütens in toter Einsamkeit, und ich sollte es verhehlen, daß ich die Hand ergriffen hätte, die bereit gewesen, mich aus der Kerkernacht wieder in den hellen Tag zu führen?“

Don Quixada wandte sich zu dem an einem Nebentische sitzenden Schreiber. „Ihr habt die Aussagen Seiner Hoheit, des Prinzen von Braganza, getreulich niedergeschrieben?“ fragte er.

Der Schreiber bejahte.

„Das Verhör ist für heute zu Ende,“ sagte der Großkanzler, „man geleite Dom Duarte von Braganza in sein Gefängnis zurück. Ein zweites Verhör wird in acht Tagen stattfinden und diesem erst die Urteilsprechung folgen.“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Duarte kehrte, von drei Soldaten und dem Lieutenant des Kastells eskortiert, in den Turm zurück, an dessen Pforte der neue Gouverneur, Don Juan Vasques de Coronado, stand.

Der Nachfolger des Grafen Rivera hatte vor diesem den Vorzug größeren Wohlwollens und Barmherzigkeit für seinen hohen Gefangenen voraus. Er war, so weit es die strengen Vorschriften gestatteten, bestrebt, seine Haft zu mildern; er zog aus eigener Machtvollkommenheit bald nach seiner Ankunft den Posten zurück, der während der Nacht in dem Gefängnisse Duarte weilen sollte, und bestand darauf, daß dem Infanten ein Arzt gesendet würde, weil seine Gesundheit mehr und mehr zu schwanken begann.

Duarte's Züge erhellten sich, als er seiner ansichtig wurde. Mit jener gewinnenden Leutseligkeit, die ihm eigen war und die sich auch unter seiner jetzigen Umgebung nicht verleugnete, reichte er dem Gouverneur die Hand.

„Ich bin wohl lange ausgeblieben?“ fragte er. „Und Ihr waret genötigt, um meinetwillen viel kostbare Zeit zu veräuern, weil Don Geronimo Quijada so viele Dinge vortrug, auf die ich mich verteidigen sollte.“

Der Gouverneur verbeugte sich. „Ich hatte eher im Sinne, Eure Hoheit zu noch längerem Ausbleiben zu überreden,“ antwortete er. „Die Sonne ist so mild und warm; wollt Ihr Euch nicht noch ein wenig im Hofe ergehen? Don Diego begleitet Euch; ich lasse inzwischen Euer Zimmer lüften und reinigen, das ich arg verstaubt und dumpfig vorgefunden.“

„Maria behauptet, sie habe in der letzten Zeit zuviel der Arbeit gehabt, um mehr Sorgfalt darauf zu verwenden,“ erwiderte Duarte. „Ihr gebt eben auf alles acht; Dank Euch dafür!“

„Es ist zu meinem Bedauern wenig, was ich thun kann,“ sagte Don Coronado. „Ihr aber, gnädiger Herr, nehmt mit Nachsicht alles auf, was man an Euch veräuert.“

„Die fleißigen Spinnen in den Ecken meines Gefängnisses haben mich noch nie verdroffen. Oft schaue ich ihnen zu und möchte von ihnen die Geduld lernen, die sie bei ihrer Arbeit haben, um rastlos stets von neuem zu beginnen, wie oft man auch ihr Werk zerstört.“

„Dann wird Eure Hoheit unzufrieden sein, die geschäftigen Arbeiterinnen nicht mehr vorzufinden,“ meinte der Gouverneur scherzend.

„O, Maria weiß, daß sie mir keine vernichten darf,“ lächelte der Infant.

„Maria ist heute nicht in Eurem Gefängnisse beschäftigt,“ entgegnete Don Coronado, „die zweite der Frauen, die hier im Dienste stehen, ist wiedergekommen, wie mir Fuente sagte. So darf Maria sich nicht mehr über ihre Last beklagen.“

„Ihr meint unsere Ana, die längere Zeit daheim war. Ihr gutes altes Gesicht hat mir gefehlt; Ihr seht, man wird genügsam in den Wünschen, Bekanntes und Vertrautes um sich zu erblicken. Da

geht sie selbst, die wadere Alte, aber wer ist denn mit ihr?“

Über den Seitenhof, der durch ein Gitter von dem ersten geschieden war, schritt die langjährige Dienerin des Kastells, an ihrer Rechten eine fremde Begleiterin, deren Gesichtszüge ein faltiges Kopftuch verhüllte.

„Es wird ihre Bruderstochter sein, die sie aus Lecco mitgebracht hat,“ meinte der Gouverneur gleichgültig. „Sie fragte bei mir an, ob sie sie hier behalten dürfe, um in ihrer Arbeit unterstützt zu werden. — Doch da kommt Soto wieder. Er soll Euch noch eine Stunde im Freien lassen; es ist genug, wenn Ihr bis zur Mittagmahlzeit wieder in Eurem Zimmer seid.“

Duarte schenkte den letzten Worten keine Aufmerksamkeit mehr; sein Blick folgte den beiden Frauen, die jetzt in einer der Seitenportalen des Kastells verschwanden.

Wie seltsam! Der leichte schwebende Gang der jüngeren, das stolze Tragen des Hauptes erinnerte ihn an sie, die seinem Auge wohl für immer entschunden war, oder zauberte seine Sehnsucht ihm allerorten in trügerischem Gaukelspiele die geliebte Gestalt vor die erregten Sinne?

Der Lieutenant Diego de Soto hatte ihn jetzt erreicht; schweigend wurde der Spaziergang im Hofe fortgesetzt. Auch Soto war erst seit einigen Wochen auf seinem Posten, und allen neuen Bewohnern des Kastells war es auf das strengste untersagt, mit dem fürstlichen Gefangenen mehr als die notwendigsten Worte zu wechseln.

Duarte war diese Vorschrift, von der nur Don Coronado ausgenommen war, heute fast willkommen. In Gedanken verloren durchmaß er das Biered des Hofes wieder und wieder, bis ihn sein stummer Begleiter daran mahnte, daß die freudlose Wanderung ihr Ende zu nehmen habe.

Von den Wächtern gefolgt ging er in sein Gefängnis zurück; es war die Zeit, da ihm seine Mittagmahlzeit gebracht zu werden pflegte. Dort auf dem Tische stand bereits das Gerät und neben dem Becher, aus dem er zu trinken gewohnt war, lag eine Rose.

Duarte lächelte unwillkürlich. Wer hatte sie hierhergelegt, ihn zu erfreuen, der so lange schon kein grünes Blatt und keine Blume mehr gesehen? Kam die Aufmerksamkeit von Ana, der guten mürrischen Alten, die so gerne brummte und dennoch ihn in kranken Tagen mit der Sorgfalt einer Mutter umgab? Nun, dafür sollte sie auch wieder ein Geschenk erhalten, wie schon zu häufigen Malen, und er wollte ihr sagen, daß sie ihm in den letzten Monaten arg gefehlt habe. —

Claudio trat ein, ihm das Essen zu bringen; der Infant nahm nur wenig zu sich. Das Verhör des heutigen Morgens beschäftigte ihn, welches würde das Ergebnis dieser Verhandlungen sein, bei welchen er — wie deutlich fühlte er es — gerichtet war, noch ehe man ihn angeklagt? Würde es der Tod sein, den man ihm bestimmt, würde er zu ewiger Einschliefung verurteilt werden und sollten diesen hier

vertrauerten Jahren noch eine lange Reihe gleicher folgen, bis seines Lebens Mark sich endlich in Siechtum und Gram völlig verzehrt hatte? Dann war es wohl besser, ein rascher Tod brachte ihm die Erlösung, die er so oft in heißem Gebete erfleht hatte; es dünkte ihm, als habe er seinen Richtern zu danken, wenn sie dieses Urteil über ihn fällten.

Sein Diener hatte die Reste der Speisen hinweggeräumt. „Befiehlt Eure Hoheit noch etwas?“ fragte er.

„Nein, Du kannst gehen.“

„Ana,“ fuhr Claudio fort, „hat Eurer Hoheit einige Früchte mitgebracht. Sie wollte sie durch ihre Bruderstochter schicken, wenn Eure Hoheit sie annehmen will.“

„Sie soll selbst kommen; ich möchte kein fremdes Gesicht sehen, nachdem hier alles um mich sich geändert hat.“

Der Diener zog sich zurück. Die Thür wurde leise geöffnet, Duarte hörte hinter seinem Sessel Schritte, doch es war nicht der schwere Fuß der alten Dienerin; so hatte sie trotz seiner Ablehnung ihre Begleiterin geschickt. Er las in seinem Buche weiter, ohne sich umzuwenden.

„Setz Anas Gabe auf den Tisch dort,“ sagte er nur, „ich werde ihr später danken.“

Die von der Alten gesandte Botin machte keine Miene, sich zu entfernen; er vernahm hinter sich ihr unterdrücktes Schluchzen; betroffen schaute er sich um.

„Was ist Euch? Was begehrt Ihr?“ wollte er fragen, doch er kam nicht mehr dazu.

Das angebliche Landmädchen in lombardischer Tracht hatte das verhüllende Kopftuch herabgerissen und war zu den Füßen des Gefangenen niedergestürzt.

„Duarte!“

Der Name, so voller Jubel, so voller Schmerz, durchtönte das Gemach, — war es denn Wirklichkeit, war es nicht dennoch ein Blendwerk, das ihn täuschte? — Zwei weiße Arme schlangen sich um ihn und sie, die er für immer verloren geglaubt, lag schluchzend an seiner Brust.

„Geliebteste!“

Er wollte sie in seine Arme schließen; bei dem Klirren seiner Kette fuhr sie empor, mit wirren, entsetzten Blicken ihn anzuschauen.

„In Ketten — Du?“ rang es sich von ihren Lippen und verzweifelnd schlug sie die Hände vor das Angesicht.

Er gewann es über sich zu lächeln. „Es ist der rechte Arm nur,“ sagte er in ruhigem Tone, „man ließ den linken mir frei, Dich an mein Herz zu nehmen.“

Sie berührte wie zagend das Eisen. „Man sagte mir nichts davon,“ murmelte sie, „und so muß ich Dich nach der bitteren Trennung wiederfinden.“

„Denke jetzt nicht an die Kette, mein Lieb, mein Leben,“ bat er. „Du wieder mein, — es ist alles, was ich zu erfassen vermag. Wie kommst Du hierher, die man mir als Anas Bruderstochter nannte und die ich zu empfangen fast verweigern wollte? Wie war es Dir möglich, von Späherblicken un-

erkannt zu bleiben? Und weiß Dein Dheim Siruela darum?“

„Er weiß es nicht und erfahre er es je, wäre es vielleicht um mich und die geschehen, die mir zu dieser Verkleidung halfen. Ich werde jetzt als Anas Richte im Kastell bleiben und ihren Dienst bei Dir übernehmen.“

„Nicht doch, Geliebte; welcher Gefahr setzt Du Dich aus! Wenn man Dich entdeckte!“

„Es kennt mich niemand außer dem Marquis, und er gelobte mir zu schweigen. Die beiden Frauen haben das Versprechen erhalten, daß sie für ihre ganze Lebenszeit ein Jahrgehalt von mir ausgezahlt bekommen werden, wenn sie mich nicht verraten, sondern mir getreulich beistehen.“

„Aber Deine Stellung hier, der unwürdige Aufenthalt, den Du unmöglich ertragen kannst?“

Sie schmiegte sich fest an ihn. „Du erträgst ihn,“ sagte sie leise, „und ich sollte mich scheuen, ein Leben auf mich zu nehmen, das noch nicht den geringsten Teil Deiner Leiden aufwiegt? Freudig wollte ich alles mit Dir teilen, ohne Weigern die schwerste Entbehrung auf mich nehmen, nur damit Du es empfändest, daß Deine Paula mit Dir leidet, da sie Dich nicht retten konnte.“

Er küßte ihr die Thränen hinweg, die von neuem über ihre Wangen flossen, und sprach wirre, abgerissene Worte dabei! Tödlische Liebe, tödlicher Schmerz mochten durch seine Seele; wußte sie bereits, daß mit dem heutigen Tage das Verfahren wider ihn begonnen, daß vielleicht nur Monde oder Wochen von dem ewigen Scheiden sie trennten?

„Wie Du blaß bist,“ murmelte er, „und doch wie schön! Ich meinte, Dein Bild sei unvergänglich meinem Herzen eingepägt und schaue Dich an, als hätte ich Dich nie gesehen. Sprich wieder zu mir, wie sonst; erst wenn ich Deine Stimme höre, läßt der dumpfe Damm von mir, in dem ich wähne, daß Deine Traumgestalt meinen Armen entweicht.“

Sie hatte sich etwas gefaßt; ihr starker Geist zwang wie oftmals zuvor den Gram zurück und sie erinnerte sich, daß es ihr Vorsatz gewesen, zu seinem Troste zu ihm kommen zu wollen.

„Ich wollte schon vor längerer Zeit zu Dir zurückkehren,“ sprach sie, „es war nicht raskam, weil Graf Rivera noch auf seinem Posten geblieben. Der Marquis ließ mich wissen, daß ich noch mehrere Monate zu warten habe; so eilte ich in Hast nach Deutschland, dort einiges zu ordnen und die Schwestern wiederzusehen.“

„Vincentia und Armgard, meine kleinen Freundinnen,“ sagte er traurig; „wie ist die Zeit vergangen, seit ich mich in Leipzig mit ihnen durch den Garten jagte. Sie müssen inzwischen zu Jungfrauen herangeblüht sein.“

„Vincentia ist fünfzehn Jahre alt,“ erwiderte Paula, „und ein liebliches Mädchen geworden. Eberhard von Stubenberg wirbt um ihre Hand und ich habe sie vor meiner Abreise ihm anverlobt.“

„So wird er zufrieden sein, daß er nicht darauf bestand, Marcella zur Frau zu haben. Die Heirat

mit Deiner Schwester ist jedenfalls auch seinen Eltern willkommen."

"Herr Lorenz und seine Gattin sind dessen hocherfreut, wie es auch meine Mutter ist, die ihr vernünftig Leben weiterführt und es lebhaft wünscht, daß auch Armgard sich bald vermähle."

"Und war Deine Mutter noch so unzufrieden wie vor Jahren mit Dir, meine Paula, weil Du ihren vernünftigen Ratschlägen nicht folgest?"

"Ich blieb nicht lange genug in Graz, um mehr als vorübergehend mit ihr darüber zu sprechen, da ich nach Wien mußte, die Gelder zu erheben, welche als Heiratsgut Vincencias bestimmt waren. Dorthin nahm ich die Schwestern beide mit, um ihre Gesellschaft noch zu genießen, und wir trafen in Wien mit Andrea und den Ihren zusammen."

"Es geht ihnen gut, wie ich hoffe," bemerkte Duarte in Gedanken verloren.

"Sie sind unendlich glücklich," wie es auch Marcella ist, die ich als fröhliche Meisterin und als Mutter zweier prächtiger Knaben fand."

Sie schwieg und auch er erwiderte nichts. Die Glücklichen dort droben im Norden standen vor ihres Geistes Blicken; sie durften frei und stolz einander vor der Welt angehören und ihre Liebe durfte in tausend Beweisen dort vergelten, wo sie einstmals die höchsten Opfer empfing; die Sonne, die ihnen lachte, war kein flüchtiger Winterstrahl, der durch das Gitter eines Kerkers fiel.

Er erriet, was sie bewegte. "Ich muß die trüben Gedanken, die in Dir aufsteigen, von Deiner Stirn hinwegküssen, damit sie klar und rein bleibe, wie ich sie stets gekannt," sprach er. "Wie ist das Menschenherz ein trozig und begehrlieh Ding! So eben waren wir dankersüß, daß wir wieder vereint, und schon ist dies nicht mehr genug, weil andere glücklicher sind."

"Du hast recht," antwortete sie mit leiser Behmut, "wir sollten zufrieden sein mit dem, was uns durch die Großmut eines Feindes geworden, und nicht daran denken, daß es mehr sein könnte. In den verflohenen Jahren sah ich Dich in langen Zwischenräumen nur; jetzt darfst mir niemand wehren, jeden Tag bei Dir zu sein."

"Um Anas Dienste zu übernehmen?" scherzte er.

"Sei nicht bange; Ana, die Dich zärtlich liebt, würde dessen schnell eifersüchtig werden. Sie will mir nur gestatten, Dir das Frühstück und wie heute einige Früchte zu bringen oder irgend etwas anderes, das der Gouverneur Dir zu Deiner Stärkung sendet."

"Und wirst Du mit den beiden Frauen im Kastell wohnen? Ich kann es Dir nicht aussprechen, wie mich die Vorstellung bedrückt, Dich in solcher Umgebung, fern aller gewohnten Bequemlichkeit zu wissen."

"Ich habe in dem Nebengebäude, das sich an der Sübseite des Hofes befindet, eine kleine Kammer für mich erhalten, die an das Zimmer Anas und Marias stößt. Sie wollen sie mir noch einrichten, so gut es geht, denn beide wetteifern darin, mir dienstbar zu sein. Das Fenster geht auf den Hof, so daß ich den Turm sehen kann, in dem Du bist,

und bin ich nicht selbst bei Dir, wirst Du wissen, daß meine Blicke auf der Mauer festgebannt haften, die Dich umschließt, wie meine Gedanken, meine Sehnsucht stets in diesem Raume weilen werden."

* * *

Eine Woche später fand ein zweites Verhör des Infanten statt, dem noch ein drittes und viertes folgte. Es war für seine Richter eine schwierige Aufgabe, aus seinen klaren und treffenden Antworten, welchen das Bewußtsein seiner völligen Schuldlosigkeit noch einen größeren Nachdruck verlieh, eine Anklage formen zu können, so wie sie von Madrid her verlangt wurde. Man mußte sich daher entschließen, den von Dom Duarte gesprochenen Worten, wie es in den Inquisitorialverfahren geschah, einen beliebig anderen Sinn unterzulegen, um den königlichen Befehlen Genüge thun zu können.

Von den drei eingesetzten Richtern war Don Juan Maldonado eines plötzlichen Todes gestorben; an seine Stelle trat Don Fernando de Castro ein, der den Prinzen von Madrid her kannte und nur mit äußerstem Widerstreben das ihm übertragene Amt annahm.

Nach monatelangen Beratungen wurde der Tag des Urteilspruches endlich festgesetzt und über den Prinzen von Braganza, der des Hochverrates und des Verbrechens schwerer Majestätsbeleidigung sich schuldig gemacht habe, die Todesstrafe verhängt.

Duarte hörte das fast erwartete Urteil mit unbewegter Fassung an. Nur als der Großkanzler ihn, wie üblich befragte, ob er dem Urteile noch etwas hinzuzufügen habe, trat er dem Tische um einen Schritt näher, an welchem die Richter saßen.

"Ich habe gegen das Urteil nichts einzuwenden," sprach er verachtend, "das weise und erfahrene Männer doch wohl nach gewissenhafter Prüfung der Thatfachen, nach Recht und Überzeugung gesprochen. Zu danken habe ich Euch vielmehr, meine Richter, daß Ihr die lange Pein mir mit einem einzigen kurzen Worte endet. Der Tod kann mir, dem man das Leben längst schon gänzlich vernichtet, kein Schrecknis, keine Strafe, er kann mir nur Befreier eines endlosen Elends sein. — Euch, Marquis von Gallarat," wandte er sich an seinen Verteidiger, "danke ich gleichfalls, daß Ihr Euch soviel Mühe gabet, den zu retten, der schon bei dem Beginne des Verfahrens rettungslos verloren war, Euch, Don Fernando de Castro, für Euer Widerstreben, in das Urteil zu willigen, das Euch vorgeschrieben worden."

Der letzte der Angeredeten wandte sich halb ab. "Ich habe bereits viele Urteile zu sprechen gehabt," erwiderte er mit stöcker Stimme, "nie aber ist mir eines derselben so schwer gefallen, als das heutige. Versucht, mein Prinz, uns zu verzeihen, was wir thaten, und gestattet, für Euch die Gnade des Königs anzurufen."

Duarte machte eine abwehrende Bewegung. "Auf eine Gnade des spanischen Königs werde ich jederzeit verzichten," erklärte er fest. "Ich würde seine Gnade nicht einmal heißen, fühlte ich mich

schuldig, mein Leben aber wird nicht einer Schuld, es wird dem Haffe und der Rache geopfert. — Ihr thabet eure Pflicht; ich werde auch in meiner Todesstunde Eurer ohne Groll gedenken.“

Er schritt zur Thür; de Castro eilte ihm nach und küßte dem von ihm Verurteilten die Hand.

In seinem Gefängnisse erwartete ihn Paula, die den Tisch zu seiner Mahlzeit hergerichtet hatte und in tödtlicher Spannung des Ergebnisses der Sitzung harrete. Ein Blick auf sein ernstes Antlitz verriet ihr, was sich zugetragen, noch ehe er gesprochen.

„Du bist verurteilt?“ stieß sie mit bleichen Lippen hervor.

Er nahm sie in die Arme und strich sanft ihr Haar zurück. „Ich bin es, Geliebte,“ antwortete er gefaßt, „und ich empfinde dabei nur den einen Schmerz: Dich mit dieser Nachricht verwunden zu müssen.“

Sie drückte ihre Hände gegen beide Schläfen, die das darin hämmernde Blut zu zersprengen drohte; ihre großen thränenleeren Augen starrten vor sich hin.

„Du hast mich oft und oft auf die Gerechtigkeit Gottes vertraut, wenn ich die Menschen blinder Willkür anklagte,“ sprach sie bitter. „Wo ist der Gott, zu dem wir alle für Dich beteten, und bringst in seinen fernen Himmel keine, keine Stimme zu ihm, die ein ungeheures Menschenleid abzuwenden fleht? Ist unser Flehen, unserer Herzen Angst, der Ausschrei der Verzweiflung ungehört verhallt?“

„O Paula, einzigste, fasse Dich,“ sagte er mild. „Nicht wir sind es, die sich vermessen dürfen, unser Schicksal lenken zu wollen, noch ihn, der über uns ist, in seinen Entschlüssen wankend zu machen. Wir haben nicht das Recht, es zu verlangen, daß unsere Bitten das unabänderlich über uns Verhängte abwenden; wir müssen es in Demut auf uns nehmen, wie er es schickt.“

„Wozu dann beten?“ war die düstere Entgegnung. „Wozu im Staube liegen vor ihm, den wir Vater nennen sollen und der sich hart und kalt vor seiner Kinder Bitten verschließt? Woher sollen wir das Vertrauen zu dem Herrn unserer Gesichte schöpfen, wenn er dort grausam straft, wo keine Schuld vorhanden und den geduldig und klaglos Leidenden noch tiefer in den Abgrund stößt? Wir nennen die Menschen ungerecht und mitleidlos, die Dich durch lange Jahre verfolgten und marterten. So sprich mir nicht von der Allgüte, von der Allgerechtigkeit dessen, der es zuließ, daß man sich so weit an Dir versündigen durfte.“

Er suchte sie vergebens zu beruhigen. „Mein Herz, mein Trost, Du über alles Geliebte, sprich nicht diese wilden Worte, die Dir der Himmel gnädig verzeihen möge, weil sie der Verweissung Deines Schmerzes entsprangen. Erwinnere Dich, daß bitterer als der Tod ein vielleicht langes Leben in diesen Mauern mir sein müßte. Du warst es, die durch Dein heldenmütig Opfer es mich ertragen lehrte, Du warst es, deren Liebe mir stets neuen Mut gab, doch weißt Du denn, ob Du nicht abermals gezwungen würdest, mich zu verlassen, weißt Du, ob

Deine Kraft ausreichend sei, in dieser lichtlosen Einsamkeit weiterzuleben, wie Du es bisher gethan? Ob Du nicht endlich Sehnsucht nach der Welt wieder empfändest, die Du um meinetwillen aufgegeben, weißt Du, ob Du bis zu meinem Ende bei mir ausharren könntest, ob nicht ein Scheiden für uns beide kommen kann, das schmerzvoller als jenes andere ist?“

Sie richtete den Blick vorwurfsvoll auf ihn. „Du glaubst an mich nicht, wenn Du so zu sprechen vermagst.“

„Ich glaube an Dich, wie an das Edelste auf Erden und wie an das Erbarmen meines Erlösers; ich würde freudiger noch in den Tod gehen, könnte ich Dich mit mir nehmen, sowie ich mich Dir fest verbunden auch über das Grab hinaus fühle, das sich jetzt vor mir geöffnet hat.“

„Und warum wollen wir nicht zusammen gehen, Duarte?“ fragte sie in eigentümlich bedecktem Tone. „Warum willst Du Deinen Feinden noch den letzten Triumph gönnen, Dich als ein Schauspiel für die Menge auf das Blutgerüst zu schleppen oder hinterlistig in Deinem Kerker Dich zu überfallen? Ich habe, ehe ich zum zweiten Male zu Dir kam, mir ein Mittel zu verschaffen gemußt, das mir den Ausweg aus des Daseins Wirren zeigt, wenn alles andere fehlschlagen sollte. Es reicht für mich und Dich, Geliebter. Teile es mit mir; heute abend noch kann unsere Erdenqual vorüber sein und wir in ewigem Schlafe unser langes Leid vergessen.“

Duarte schloß mit einem Ruffe ihre Lippen. „Nicht so, meine Paula, möge unser Ende sein, nicht in Auflehnung und Empörung lasse uns das Ziel suchen, wie sehnsuchtswert es uns auch scheine, nicht mit schwerster Sünde belastet an den Thron dessen treten, der der Herr ist über unser Leben, unsern Tod. Lasse uns beide um Kraft bitten, uns dem Unerforschlichen zu beugen und es wird in Deiner Seele stille werden, wie zuvor. Glaubst Du denn an keine Wunder mehr? Er, von dem Du Dich in einem Augenblicke der Verzweiflung gewandt, kann Deinen Kleinmut beschämen und im Wunder seiner Gnade wirst Du das Vertrauen wiederfinden oder in reuiger Ergebung Dich wieder sein Kind fühlen.“

* * *

Die Kunde des Prozesses wider Duarte, das über ihn gesprochene Todesurteil hatten abermals die weitesten Kreise erregt, und aller Augen richteten sich nach Mailand, wo seit fast sechs Jahren der unglückliche Prinz in harter Gefangenschaft eingeschlossen war.

Noch einmal erhob auf dem Kongresse zu Münster der portugiesische Gesandte, Luis Pereira de Castro, seine Stimme, um gegen die unerhörte Vergewaltigung eines freien Fürsten zu protestieren. Sie verhallte wirkungslos. Man hatte wichtigere Interessen zu vertreten, als das Schicksal eines Mannes, dessen Tod oder Leben den habenden Parteien nicht den geringsten Vorteil verschaffte; man durfte es um feinetwillen mit keiner der

Mächte verderben, von der man eine Vermehrung des eigenen Besitzes, oder einen sonstigen entscheidenden Einfluß erwarten durfte.

Auch an den Hof König Joaos war die Schreckensbotschaft der Verurteilung Duarte gedungen und hatte dort die lebhafteste Unruhe, die tiefste Betrübnis hervorgerufen. Alle Mittel waren fehlgeschlagen, die der König zur Befreiung des geliebten Bruders versucht hatte, und die letzte Hoffnung schwand dahin, wenn nicht von Frankreich endlich noch die Hilfe kam.

Graf Vidigueira war von Paris abgerufen worden, um in Lissabon Mitglied des Staatsrates zu werden; außerordentlicher Gesandter in Paris war der Marquis von Niza, den Joao mit den weitgehendsten Vollmachten ausgerüstet hatte, um bei Mazarin energischen Beistand für den bedrohten Infanten zu erreichen.

Portugal sollte Frankreich in seinen auswärtigen Kriegen mit zwei Schiffen unterstützen, der Kardinal das Erzbistum Evora erhalten, falls seine Verwendung von Erfolg sei. Außerdem verpflichtete sich der König, der Mazarins Habgucht kannte, zu der Zahlung einer größeren Geldsumme, die der Lenker Frankreichs selbst bestimmen sollte.*)

Mazarin ließ sich durch die dringenden Vorstellungen des Gesandten und, mehr noch, durch die Aussicht auf erheblichen Gewinn erweichen; er versprach, auf keinen Frieden mit Spanien einzugehen, wenn nicht die Freiheit des Infanten ausdrücklich darin bewilligt sei, und wies seine Gesandten auf dem Kongresse zu Münster an, auf ihrer Forderung bis zum äußersten zu bestehen.

Auf eine sofortige Freilassung des Gefangenen war nicht zu zählen, da die Verhandlungen des Kongresses infolge des zu bewältigenden Materiales sich in unabsehbare Länge ziehen mußten; immerhin jedoch versprach das Auftreten des Kardinals eine bessere Bürgschaft des Gelingens, als die bisherigen Anerbieten Joaos an Spanien, die von Philipp mit Geringschätzung und Hohn zurückgewiesen worden.

In Madrid waren inzwischen die Akten des Prozesses eingegangen**) und der Staatsrat hatte ihre Prüfung vorgenommen. Auch mit dem gefügigsten Willen, dem Könige zu dienen, war es fast unmöglich, zur Bestätigung des Todesurteils anzuraten, gegen das sich nicht nur Recht und Billigkeit, sondern auch alle Gründe der Vernunft erhoben.

Philipp selbst zögerte, das Todesurteil zu unterschreiben, als es ihm nach langen Beratungen vorgelegt wurde. Er berief seine ersten Minister zu sich, um in geheimer Sitzung ihre Ansichten zu hören. Über das Ergebnis dieser Sitzung wurde in der Öffentlichkeit nichts bekannt; man hörte nur, daß der König gesonnen sei, für den Verurteilten Gnade walten zu lassen, oder in Unterhandlungen über ihn mit Frankreich stände, dann trat vor anderen Er-

*) Der König hatte Mazarin 100,000 Cruzados geboten, der Kardinal verlangte das Doppelte, also 600,000 Fres.

**) Sie wurden erst im Januar des Jahres 1647 von Mailand abgesandt, weil die Richter selbst das Urteil als zu wenig begründet erachteten.

eignissen die Gestalt des Gefangenen der Rocchetta zurück und man gedachte seiner nicht mehr.

Sechshunddreißigstes Kapitel.

Graf Siruela kehrte von einem Besichtigungsritte in sein Haus zurück. Seine Stirn war umwölkt, sein Auge finster; es waren offenbar Gedanken unerfreulichster Art, die ihn beschäftigten.

„War der Kapitän de la Fuente schon hier?“ fragte er den Diener, der ihm entgegenliefte.

„Der Herr Kapitän wartet bereits droben,“ meldete der Gefragte.

Der Gouverneur stieg die Treppe hinan, um sich in das Zimmer zu begeben, wo ihm die Meldungen erstattet wurden.

„Was habt Ihr mir Neues aus der Rocchetta zu berichten?“ redete er den Marquis rasch an.

„Nur, daß Dom Duarte abermals erkrankt ist, und seine Kräfte sichtlich abnehmen,“ antwortete der Marquis.

„Sonst nichts?“ forschte der Gouverneur, seinen Untergebenen scharf in das Auge fassend.

„Sonst nichts, mein General,“ lautete die gelassene Erwiderung.

„Hat man einen Arzt zu ihm gerufen?“

„Don Coronado ließ den Doktor Carolboni kommen, wie das letzte Mal.“

„Warum nicht Julio Solari?“ fragte der Graf.

„Der Infant scheint jenen vorzuziehen, wenigstens meinte es der Gouverneur.“

„Das kommt hierbei nicht in Betracht,“ sagte Siruela kurz, „ein nächstes Mal geht Solari zu ihm, wie ich es angeordnet habe.“

Er machte einige Gänge durch das Zimmer und blieb dann vor Fuente stehen.

„Ich habe Eure Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue in einer Reihe von Jahren erprobt, Marquis,“ begann er von neuem, „und ich weiß, daß ich Euch mein Vertrauen schenken kann. Seit einiger Zeit aber glaube ich zu gewahren, daß Ihr für den Gefangenen eine wärmere Teilnahme hegt, als früher, und ich wünsche zu wissen, woher diese ihren Ursprung hat.“

„Die Teilnahme, die ich zuweilen für Dom Duarte zeigte,“ antwortete der Marquis, „hat ihren sehr erklärlichen Grund darin, daß er in jüngster Zeit mehr als zuvor zu leiden scheint. Die Ungewissenheit, welche nun schon länger als ein Jahr über die Vollstreckung des Urteils andauert, würde auch den stärksten Geist aufreiben. Er trägt es standhaft, aber er erscheint uns allen darum doppelt mitleidwürdig.“

„Dieser Zustand muß ein Ende nehmen,“ erklärte der Gouverneur. „Seine Majestät wünscht, daß er endlich von dieser ganzen Angelegenheit nichts mehr höre, und das kann nur durch den Tod des Prinzen geschehen.“

„So ist die Bestätigung des Urteils eingetroffen?“ fragte der Marquis.

„Nicht diese,“ erwiderte der Gouverneur etwas

zögernd, „doch giebt es ja Mittel, das Leben eines Menschen zu enden, ohne das lästige Aufsehen, das eine Hinrichtung erregt.“

„Das bedeutet, Ihr habt den Auftrag, den Infanten auf andere Art aus dem Wege zu räumen.“

„Wie Ihr es nehmen wollt. Es ist des Königs Wille, daß der Gefangene verschwinde und zwar in einer Weise, als ob ein natürlicher Tod ihn dahingerafft habe. Der Arzt, der ihn behandelt, wird nicht in Verlegenheit sein, dies zu bewerkstelligen. Schickt mir noch heute Doktor Solari, daß ich mit ihm rede.“

„Und wenn er es ablehnt oder Euch verrät?“

„Er wird es nicht,“ war die trodene Antwort, „sein Lohn ist ihm in einem Falle sicher, im anderen seine Strafe.“

„Der Infant könnte gewarnt werden.“

„Nur durch ihn, dem ich das Geheimnis anvertraute,“ fiel der Graf ein. „Ich zweifle, daß Ihr es thun werdet.“

Auch der Marquis zweifelte daran; seine Teilnahme für den Prinzen ging nicht so weit, seine eigene Zukunft durch die Warnung an ihn gefährden zu wollen. Ein Menschenleben war schon mehr als einmal auf diese Art vernichtet worden; er blieb dem Tode ohnedies verfallen und starb er jetzt — es durchjuckte Fuente — dann war Paula frei.

Der Gouverneur hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. „Ich wüßte niemand, dem das Hinscheiden des Prinzen von Braganza nicht eine willkommene Lösung all der Verwickelungen wäre, die seine Gefangenschaft mit sich brachte,“ fügte er hinzu. „Seine Majestät, der König, wird abermals von den verschiedensten Seiten gedrängt, ihn freizugeben. Schon haben die französischen Abgesandten die Drohung ausgestoßen, den Friedenskongreß zu verlassen, wenn ihr Verlangen nicht erfüllt würde, und die Feindseligkeiten gegen Spanien sollen zu Wasser und zu Lande von neuem eröffnet werden. Kehrt aber der Infant in seine Heimat zurück, so sind die Portugiesen um einen Felbherrn reicher, dessen Mut und Tapferkeit durch seinen Racheburst gegen uns, seine Feinde, verdoppelt wird, und er wird in dem Kampfe um die Herrschaft seines Bruders die festeste Stütze des Hauses Braganza werden. Nein, er darf nicht leben; der König will dieses gefährlichen Feindes entlebigt sein; ich bin sein Diener und ich habe zu gehorchen.“

Der Marquis verzog keine Miene. „Wann befehlt Ihr, General, daß Doktor Solari erscheine?“

„Ich werde um die dritte Stunde für ihn zu sprechen sein. Noch eins, Marquis,“ rief er, als Fuente sich zum Gehen wandte, „Ihr bewarbt Euch ja um den Posten des Gouverneurs, als Rivera abberufen wurde. Coronado wird nicht lange bleiben; ich werde Eures Wunsches dann gedenken.“

* * *

Don Francisco kehrte in tiefen Gedanken in das Kastell zurück. Es hatte nicht anders kommen können; es war ihm klar gewesen von jenem ersten

Abende an, da sich die Thore der Rochetta hinter dem Bruder Joaos IV. geschlossen hatten. Er kannte die Meinung der spanischen Gewalthaber besser als ein anderer, seit man ihn vor beinahe sieben Jahren zum Wächter des Gefangenen bestellt hatte; er wußte, daß der portugiesische Infant schon längst ein verlorener Mann gewesen, daß auch die Unterhandlungen, die Philipp mit dem Kardinale führte, nur für den Schein berechnet waren, daß der König lieber eine Provinz seines Reiches opfern würde, als diesen Triumph seiner Rachgier, der erst seine volle Höhe erreichen konnte, wenn Joao sich überzeugen mußte, daß alle seine Opfer für den einzigen Bruder, alle seine Sorge, alle seine Bitten nichts gefruchtet, daß ihm als ewig brennende Wunde die Erinnerung bleiben müsse, der Heldenmütige, der Hochherzige, der Herrliche sei ihm gemordet worden als Sühne für seine eigene Schuld und Größe.

Oftmals in den vergangenen Jahren, wenn Fuente vor des Gefangenen standhaftem Dulbertum zum Mitleid sich für ihn bewegt fühlte, hatte er das widerwärtige Spionenamt niederlegen, um einen anderen Posten nachsuchen wollen, dann aber waren es andere Bande gewesen, die ihn hielten, und diese Bande zu brechen fehlte ihm die Kraft.

Wie thöricht, sich in eine Leidenschaft zu verlieren, die nicht einmal erwidert wurde! Aber vielleicht eben darum! Was lag an einem Siege, der ohne Kampf und Mühe errungen worden, welcher ein anderer Triumph mußte es sein, dieses königliche Geschöpf endlich für sich zu gewinnen, das mit dem kühnen Mute der Heldin die tiefste Hingebung des liebenden Weibes verband? Was waren andere Frauen neben Paula Guilerin, deren Sklave auf ewig zu werden die Erfüllung seines heißesten Begehrens umschloß? Und war er nicht um ihretwillen schon der gelobten Pflicht treulos geworden, hatte er sich nicht in ihren Dienst gestellt, als er, dem Befehle des Gouverneurs trogend, ihr das Mittel in die Hand gab, nach Mailand zurückzukehren?

Er hatte ein gewagtes Spiel getrieben, aber er konnte nicht anders. Es war nicht ihr Schmerz allein, der ihn in jener Nacht bewogen, zu ihr zu gehen, er hatte ebensowohl an sich gedacht, als er sie zurück an den Platz rief, den sie ersehnte. Welches Frauenherz war nicht endlich wandelbar, wenn Hoffnungslosigkeit und Trauer beständig neben seiner Liebe standen? Es konnte der Tag kommen, da die Dankbarkeit, die sie für ihn empfand, sich in ein anderes Gemand klebete.

Und jetzt war dieser Tag durch die letzte Entscheidung von Madrid in größere Nähe gerückt. Duarte war dem Tode geweiht; in wenigen Monden, vielleicht Wochen war das dunkle Werk der Ärzte vollendet; das schutzlose Weib, das um den Toten trauerte, war abermals dann auf seine Ergebenheit, seine Hilfe angewiesen.

Ihm schwindelte bei dieser Vorstellung. — Nein, nein, kein falsches Mitgefühl jetzt noch mit dem Geopferten; er hatte für ihn gethan, was ihm selbst höchste Überwindung gekostet, indem er ihm das geliebte Weib wiedergab, und wenn er es auch gewollt,

er konnte ihn nicht retten, für den sich in dieser ober jener Gestalt der bestellte Mörder finden würde.

Dort kam sie, welcher er soeben gedachte, den Gang herab, der zu seinem Zimmer führte. Er trat ihr entgegen, sie zu begrüßen.

„Ihr suchtet mich, edle Frau?“ fragte er, sich vor ihr verneigend.

„Ja, Don Francisco,“ antwortete Paula unbefangen, „ich wollte Euch die Bücher zurückbringen, die der Prinz gelesen, und Euch bitten, sie durch andere zu ersetzen.“

Er nahm ihr diensteifrig die Bücher ab. „Wollet die Gnade haben, in mein Zimmer einzutreten,“ sagte er, „die Bücher sind dort und ich möchte Euch nicht auf dem Gange warten lassen.“

Sie zögerte einen Moment. „In Euer Zimmer, Marquis?“

„Wir stehen bereits davor,“ bemerkte er, „und es ist nichts dabei, was Euch erschrecken könnte. Ihr mögt, wenn Ihr draußen bliebet, Eurem Ohm, dem Gouverneur, begegnen, der in kurzer Frist hier sein kann.“

Diese Befürchtung war genügend, ihren Widerstand zu bekämpfen. Siruela konnte sie anreden, sie erkennen, und dieser Möglichkeit wich sie bei jedem Anlasse sorgfältig aus.

Der Marquis öffnete die Thür seines Zimmers. „Ihr seht, daß ich über nicht viel mehr Bequemlichkeit zu verfügen habe, als die Gefangenen. Arm und schmucklos, wie es einem Soldaten geziemt, ist auch dieses Gemach, doch von heute an wird es mir wertvoll, wie das Prunkgemach eines Palastes dünken, da Ihr es für kurze Minuten mit Eurer Gegenwart heiliget.“

Er rückte ihr einen Sessel herbei und nahm die gewünschten Bücher aus einem Schranke.

„Wie befindet sich Dom Duarte?“ fragte er.

„Es geht ihm besser heute, wie es mir scheint.“

„Ihr aber, Señora, seid bleicher als sonst. Ich fürchte, Eure Opferung übersteigt Eure Kräfte.“

„Seid unbesorgt, ich fühle mich wohl.“

„Das sagt Ihr stets, weil Ihr an Euch nicht denkt, doch ich beruhige mich bei Eurem Ausspruche nicht. Ich möchte Euch einen Vorschlag machen, wie kühn er Euch auch erscheine, denn Euer Wohl liegt mir am Herzen, obgleich Ihr es mir nicht glaubt.“

„O, ich glaube es, Don Francisco,“ erwiderte Paula, „und oftmals in dem letzten Jahre meines Hierseins habe ich Eure unermüßliche Sorge dankbar empfunden.“

„Lasset Euch jetzt erbitten und begehrt Euch für einige Wochen nach Como, um an den Ufern des Sees Eure Gesundheit etwas zu kräftigen. Meine Mutter besitzt ein Landhaus dort. Sie wird mit Freuden Euch aufnehmen, Euch gesund und blühend pflegen.“

„Eure Mutter?“ wiederholte Paula, „welchen Anteil sollte sie an mir, der Fremden, nehmen?“

„Sie kennt Euch längst und weiß, daß ich — Euch liebe.“

Paula schüttelte den Kopf. „Ich hoffte, Marquis, daß Ihr ritterlich genug seiet, mir eine Wieder-

holung dessen zu ersparen, was ich nicht anhören will, noch darf.“

„Ihr könnt mir verbieten, Euch zu gesehen, was mich für Euch erfüllt, aber mich nicht hindern, daß trotzdem alle meine Gedanken bei Euch sind.“

Paula erhob sich. „Wollet mir die Thür öffnen; ich möchte in meine Wohnung zurück.“

„Jetzt könnt Ihr unmöglich hinaus. Dort kommt Euer Oheim soeben über den Hof. Wollt Ihr ihm begegnen?“

Wirklich war es Graf Siruela, der in Begleitung Don Coronados sich der Eingangspforte näherte. Paula wich unwillkürlich tiefer in den Hintergrund des Zimmers.

„Kommt er auch zu Euch?“ fragte sie ängstlich.

„Nein, er hat mit Don Jacques zu sprechen. Auch würde ich Euch schlimmsten Falles verteidigen. Es ist uns ja länger als ein Jahr geglückt, Euch seinen Späherblicken zu entziehen, obgleich er mich bereits mit Mistrauen betrachtet und mich erst heute fragte, was meine Teilnahme für den Prinzen von Braganza hervorgerufen.“

„Mein Oheim scheint sich nicht zu erinnern, daß man Großmut auch an dem Feinde üben könne, aber beklagen würde ich es, wenn diese Eure Großmut Euch irgend einen Schaden bereitete.“

„Ich fürchte ihn nicht,“ rief Don Francisco feurig, „denn ich würde wissen, daß ich für Euch gelitten habe.“

„Dies würde mein Bedauern nicht mindern und auch Dom Duarte würde es tief betrüben.“ — Sie blätterte in den Büchern, welche er vor sie gelegt hatte. „Prüft Ihr noch immer so sorglich, was Ihr in das Gefängnis sendet?“ fügte sie hinzu. „Ich meine, Ihr argwöhnt noch immer, daß der Infant durch diese Bücher geheime Botschaften empfangen.“

„Wäre das so unmöglich?“ lächelte er. „Euch traue ich es nicht einmal zu, Señora, denn Ihr denket zu groß, um mich hintergehen zu wollen, doch ist es mir auf das strengste befohlen, jedes Buch und jeden Gegenstand zu untersuchen, der an den Infanten gelangt.“

„So liebet Ihr die Botschaft ungehindert durchgehen, die ich Dom Duarte am Morgen meiner Abreise sandte? Mein Diener überbrachte Euch die ‚Göttliche Komödie‘ mit der Bitte, sie dem Signer zurückzustellen.“

„Ich erinnere mich, aber auch sie wendete ich Blatt für Blatt um.“

„Und es entging Euch, daß bestimmte Buchstaben darin mit einem Nadelstiche bezeichnet waren.“

Er blickte überrascht auf sie nieder. „Euer scharfer Verstand weiß alle Vorsicht zu überlisten. Nun aber, da Ihr mir so viel verraten, sagt mir auch, was Ihr den Infanten wissen liebet.“

„O, nichts, was Euch Geheimnis bleiben müßte. Ihr hattet mir die Hoffnung erweckt, ihn mit Eurer Hilfe wiederzusehen. Ich sandte ihm zwei Worte nur, die geeignet waren, ihn in unserer neuen Trennung aufzurichten: ‚Speranza ritorno‘, — und er hat sie, wenn auch viel später, gefunden. Ihr

werdet die unschuldige List verzeihen, die ich Euch ohne Zaudern jetzt anvertrauen darf."

"Ich bin stolz darauf, Eures Vertrauens gewürdigt zu werden," entgegnete er, "doch stolzer noch wäre ich, legtet Ihr die Sorge für Euer Wohl auf einige Zeit in meine Hände. Erwägt meinen Vorschlag, geht zu meiner Mutter. Ich lasse Euch benachrichtigen, sollte etwas hier vorkommen, das Eure Gegenwart dringend macht."

Sie glaubte in seinen Zügen mehr als nur die Besorgnis um ihre erschütterte Gesundheit zu lesen. Ein jäher Schrecken durchjuckte sie.

"Marquis," rief sie atemlos, "Ihr habt einen Grund, mich zu entfernen, den Ihr mir verschweigen wollt. Ist — ach, ich wage es nicht auszudenken — ist das Urteil bestätigt? Ihr wollt nicht, daß ich hier sei, wenn —" sie vermochte das Entsetzliche nicht in Worte zu kleiden.

"Nein, nein, Ihr täuscht Euch," suchte er zu befähigen, "das Urteil wird voraussichtlich nie bestätigt werden."

Sie hörte nur halben Ohres die Worte. "Wir begannen bereits zu hoffen," sprach sie wie zu sich selbst, "die Verhandlungen mit dem Kardinal schienen einen günstigen Verlauf zu nehmen. Wenn die Entscheidung zu spät käme — Marquis, ich beschwöre Euch, sagt mir, ob Ihr eine Nachricht erhalten, die das Schlimmste befürchten läßt."

Der Anblick ihrer Angst, die stehende Bitte, die ihn aus ihren Augen traf, drohten ihn um seine Fassung zu bringen. Sollte er ihr sagen, was über Duarte verhängt war, ihm durch sie die Warnung zugehen lassen, daß sein Leben bedroht sei?

Er war Spanier. Gewaltfam rief er sich seine Pflicht, seinen Soldateneid in das Gedächtnis. Dort in dem Fache seines Tisches lagen die geheimen Befehle des Königs, drohen im Zimmer des Gouverneurs war Siruela, der keine Gnade kennen würde, wenn er das anvertraute Geheimnis preisgäbe. Sein eigenes Leben war verfallen, wenn er verriete, was er heute erfahren, und vor ihm in stummer Dual lag in dem Sessel das Weib, das er nur durch den Tod des anderen besitzen konnte.

Er drückte ihre Hand an seine Lippen; sie achtete es nicht. —

"Seid ruhig, edle Frau," sprach er stönd, "ich wollte Euch nicht erschrecken. Mein Vorschlag gilt Euch nur, Euch allein. Eure Gesundheit muß bei dem eingeschlossenen Leben, das Ihr führt, völlig zerstört werden und dies zu sehen, macht mir Schmerz."

Paula richtete sich langsam empor. "Ich gehe nicht fort," murmelte sie, "ich kann es nicht. Was Ihr auch sagen mögt, ich fürchte Schreckliches heranzunehmen, das ich nicht von ihm wenden kann, aber ich will wenigstens das Recht mir wahren, in den letzten schweren Stunden bei ihm zu sein."

An die Thür des Gemaches wurde geklopft; Don Francisco ging zu öffnen; Doktor Solari stand vor ihm. Der Marquis bedte unmerklich zusammen.

"Ich komme nach dem Prinzen von Braganza zu sehen," sagte der Arzt, "wollt mich begleiten, Don Francisco!"

"Ich stehe Euch zur Verfügung," antwortete Fuente, "doch zuvor habe ich Euch einen Auftrag des Gouverneurs auszurichten. Wartet eine Minute draußen; ich bin sogleich bereit."

Er wandte sich zu Paula zurück und übergab ihr die für Duarte ausgewählten Bücher. "Fragt Seine Hoheit, ob er außerdem noch etwas befiehlt," sprach er, sie zur Thür geleitend, "was ich thun kann, es herbeizuschaffen, soll geschehen."

Sie dankte ihm mit einem Neigen des Hauptes und verließ das Zimmer, um dem Arzte Platz zu machen, der von ihrem Oheim ausersehen war, den Befehl des spanischen Königs zu vollziehen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die heiße Sonne des September brannte auf den weißen Mauern des Kastells und warf ihre blendenden Strahlen in das Zimmer zu ebener Erde, in welchem Duarte im Halbschlummer auf seinem Lager ruhte.

Er war seit Wochen schon krank gewesen, seit sechs Tagen hatte sich sein Zustand erheblich verschlimmert und man wußte, daß er sterben würde.

Welches seine Krankheit sei, niemand fragte danach. Die Ärzte gingen ab und zu und verordneten Arzneien und Tränke. Er nahm ohne Weigern, was man ihm reichte und fiel in seinen Schlummer zurück, aus dem er nur auf kurze Stunden erwachte, müden Blickes um sich zu schauen und sie zu suchen, die in den Tagen seiner Krankheit fast beständig neben seinem Bette weilte.

Man hinderte sie nicht mehr, bei ihm zu sein. Don Coronado kannte ihr Geheimnis und hatte ihr in der Rocchetta ein Zimmer einräumen lassen. Auch der Keller des Infanten wurde nicht mehr verschlossen wie zuvor, und die Kette von ihm genommen. Der todtrante Mann dort drinnen entwarf keine Fluchtpläne mehr.

Der Gouverneur des Kastells hatte ihn gefragt, ob er ihm irgend einen Wunsch erfüllen könne, und als Duarte nach Paulas Hand griff, die stumme Bitte verstanden. Und dann war noch ein Name über seine Lippen gekommen, der seines einstigen Beichtvaters, Vater Storr, den man vor mehreren Jahren von ihm entfernt hatte, weil man argwöhnte, daß er in zu warmer Freundschaft dem Gefangenen ergeben sei. Don Coronado sandte sofort zu ihm, und heute war der Tag, an welchem Vater Storr den Prinzen wiedersehen sollte. Duarte hatte in der Nacht mehrere heftige Krampfanfälle gehabt. Nun schlief er wieder, oder war es nur stille Betäubung, in der er lag? Paula saß an ihrem gewohnten Plage neben ihm und betrachtete seine verfallenen Züge, die dem Bilde kraftvoller Männerköpfe so ungleich geworden, das sie aus der ferneren Zeit ihrer ersten Begegnung unvergessen im Herzen trug.

Die Jahre waren vergangen und mit ihnen eine Hoffnung nach der andern entblättert. Der Himmel hatte ihrem Flehen sich verschlossen, das Wunder, auf dessen Erscheinen er sie verträufet, war

ausgeblieben und Eduard von Braganza war ein Sterbender.

Eine schwere Thräne fiel aus ihrem Auge auf seine bleiche Stirn; sie trocknete sie hastig hinweg. Weshalb noch weinen? Er hatte die zahllosen Thränen niemals sehen dürfen, die sie um sein vernichtetes, zertretenes Leben vergossen. Jetzt war die lange Dual ja fast vorüber und seines Kerkers Pforte öffnete der Tod, da keine andere Hand auf Erden sich dazu gefunden hatte.

Der Kranke schlug die Augen auf. „Du hast geweint, Paula,“ sagte er.

Sie schüttelte leise den Kopf. „Es ist schon wieder vorüber,“ entgegnete sie mit einem Versuche zu lächeln, „Du erwachtest so lange nicht und ich begann mich um Dich zu sorgen.“

„Ich träumte, daß ich in meiner Heimat, in Bisosa, sei — und Du bei mir,“ sprach er, „ich war wohl schon im Himmel, um so glücklich zu sein.“

Sie vermochte nichts zu sagen; ihr war es, als müsse jedes Wort in Wehmut ihr erstickten.

Schweigend mißte sie den Trank, den einer der Ärzte verordnet hatte und trat damit an sein Lager.

„Willst Du Deine Arznei nicht nehmen?“

„Ich werde stets so müde danach,“ antwortete er, „und vor meinen Augen bewegt es sich wie Flammen. Heute aber möchte ich völlig klaren Geistes sein, wenn Pater Storr kommt, den ich so schmerzlich lange entbehrte.“

Sie stellte den Becher mit dem Tranke wieder auf den Tisch. „Auch ich beobachtete, daß Du nach der neuen Arznei, die Doktor Solari Dir gab, so viel und unruhig schläfst,“ sagte sie, „ob sie denn das rechte Mittel für Dich war?“

„Sie wird das rechte gewesen sein,“ sprach er mit mattem Lächeln. „Ich habe gegenwärtig nicht die geringsten Schmerzen. — Doch hörch, es kommt ein Schritt den Gang hinab; öffne die Thür, mein Lieb, gewiß, es wird Storr sein.“

Wirklich war es der Pater, der in das Gefängnis trat; Duarte richtete sich, trotz seiner Schwäche, lebhaft empor.

„Mein Pater,“ rief er, ihm die Hand entgegenstreckend, „welche Freude, Euch noch einmal zu sehen! O Dank sei Gott, der mir noch diesen Wunsch erfüllte!“

Pater Storr beugte sich in tiefer Bewegung über die dargereichte Hand. „Auch ich danke dem Herrn, der mir vergönnte, zu Euch, mein teurer Prinz, kommen zu dürfen,“ sprach er, „wollte er es in seiner Gnade geben, daß ich Euch nicht auf dem Krankenlager träfe!“

„Ich werde es bald mit einem anderen vertauschen, auf welchem es sich tiefer noch und ruhiger schläft,“ erwiderte Duarte fast heiter. „Ihr seid es, der mich dorthin geleiten soll; Ihr werdet meinen letzten Willen, meine letzte Beichte entgegennehmen.“

„O, mein gnädiger Herr, es wird noch nicht von nöten sein. Ihr werdet auch diese Krankheit überwinden und wieder gesund werden.“

„Ich bin bereit zu gehen, wenn Gott mich ruft,“ sagte der Kranke. „Des Lebens Last lag schwer auf

mir, mein Pater, ich meinte oft, sie nicht mehr tragen zu können. Um einer willen aber würde ich sie wieder auf mich nehmen, den Schmerz ihr zu ersparen, den mein Scheiden ihr bereitet.“

Der Beichtvater rückte einen Tisch an das Bett und legte Papier und Feder zurecht. Paula verließ geräuschlos das Gemach.

Duarte teilte dem Pater seine letzten Verfügungen und Wünsche mit. Niemand von seiner Umgebung wurde von ihm vergessen; den Dienern, die die Jahre seiner Gefangenschaft mit ihm geteilt, wurden größere Geldsummen ausgesetzt und sie der ferneren Fürsorge König Joaos empfohlen. Auch Anas und Marias wurde mit einem Vermächtnisse gedacht, sowie einiger der Beamten des Kastells, denen sich der Infant zu Dank verpflichtet fühlte.

Die Kostbarkeiten, die er noch besaß, sollten als Erinnerung an verschiedene Personen, die er nannte, verteilt werden. Seinem Richter, Fernando de Castro, war eine Rose in Diamanten bestimmt, die ihm sein Bruder, der König, unlängst gesandt hatte.

Das Testament war vollendet, als Paula zurückkehrte, ihm einige Früchte zu bringen, die einzige Nahrung, die er noch zu sich nahm.

„Nun habe ich über alles, was ich noch besaß, verfügt,“ sprach er zu ihr, „nur Dir, meine Paula, wußte ich nichts zu vermachen. Es war mir alles zu wertlos, im Hinblick auf das, was ich Dir zu danken hatte.“

„Bedarf es für mich des sichtbaren Erinnerungszeichens, wenn Du von mir gegangen?“ entgegnete sie. „Ich lebte Jahre hindurch nur in Dir; mein ganzes Leben fortan wird Erinnerung sein. Bitte für mich an Gottes Thron, daß wir nicht auf lange voneinander scheiden.“

„Nicht auf lange,“ wiederholte er träumerisch und seine feberheißen Lippen preßten sich auf ihre Hand.

Stimmen ertönten draußen auf dem Gange; in den Kerker trat Don Coronado in Begleitung des Marquis Fuente.

„Vergebt, wenn ich Euch störe,“ sprach der Gouverneur ehrerbietig, „doch ein Reitender brachte mir soeben diesen Brief von Paris, den ich Euch nicht vorenthalten möchte.“

Duarte warf einen Blick auf das Siegel, mit dem das Schreiben geschlossen war.

„Vom Kardinal!“

Seine zitternden Finger vermochten den Brief nicht zu erbrechen. Er reichte ihn Paula hin.

„Lies ihn und teile mir den Inhalt mit.“

Sie öffnete das Schreiben, ihre Augen eilten über die Zeilen; mit einem leisen Schrei sank sie erbleichend in den Sessel zurück.

Die Männer umgaben erschreckt die Bewußtlose; Duarte hatte sich des Briefes bemächtigt, der in Paulas Schoß gesunken, um zu erfahren, was sie so erschüttert hatte.

Der Kardinal teilte ihm in verbindlichen Worten mit, daß Philipp IV. den Vertrag unterzeichnet habe, der ihm seine Freiheit wiedergab, und daß es nur noch einiger äußerer Formalitäten bedürfe, um die

Angelegenheit zu dem so lange verzögerten Abchlusse zu bringen.

Der Infant wandte sich zu Paula, die unter den Bemühungen des Gouverneurs und des Marquis soeben die Augen aufschlug. Fuente blickte suchend um sich, irgend etwas zu entdecken, das er ihr zur Stärkung reichen könnte. Der Becher dort auf dem Tische schien Wein zu enthalten, wie solcher dem Kranken seit kurzem verordnet war. Er ergriff ihn rasch und näherte ihn ihren Lippen. Mechanisch, ohne des Gebotenen zu achten, trank sie ihn leer; in ihre Wangen war die Farbe zurückgekehrt, ihre Augen glänzten unnatürlich, als sie jetzt ihr Haupt erhob.

Duartes Blick fiel auf den Becher in Fuentes Hand. „Marquis, was habt Ihr Paula gegeben?“ rief er aus.

„Seid unbesorgt,“ antwortete Don Francisco, „nur von dem Weine, der auf dem Tische stand.“

„Der Wein war mit der Arznei für mich gemischt.“

Fuente starrte ihn entsetzt an. „Mit der Arznei für Euch?“ stammelte er verwirrt.

Paula schien sich wieder erholt zu haben; begütigend strich sie über Duartes Hand. „Der Trank wird mir nicht Schaden bringen,“ sagte sie sanft, „ich habe ihn schon mehrmals versucht, wenn ich ihn für Dich bereitete.“

„Ihr dürft das nicht, Señora,“ fiel der Marquis aufgeregt ein. „Was Kranken nützen soll, kann den Gesunden von höchstem Übel sein. Ich gehe sofort Doktor Solari rufen lassen. Er soll bestätigen, ob die Arznei Euch unschädlich sei.“

Er stürzte aus dem Gemache, Don Coronado sah ihm mißtrauisch nach. Duarte und Paula achteten seiner nicht mehr.

„Dies hier, Geliebte,“ sagte der Infant, „was wir so heiß ersehnten, so oft ersehnten, es ist gekommen. Mazarin schreibt mir, daß der König von Spanien darenin willige, mich freizugeben.“

„Ich las es bereits,“ erwiderte sie dumpf, „und es schlug mich nieder, daß es zu spät geworden.“

Er schien seine Schwäche zu vergessen; seine Augen leuchteten, er streckte die Arme aus, als wolle er die neue Freiheit umfassen, deren strahlende Gestalt ihm aus der Ferne winkte.

„Nein, es ist nicht zu spät,“ rief er, „es darf nicht zu spät sein, noch fühle ich das Leben in meinen Adern pochen, noch kann ich denken, mich erinnern und abermals hoffen. Ich will wieder gesund werden und mit Dir in den neuen Tag treten; — es war der lange Gram ja nur, der mir das Mark verzehrte, die Kräfte mir vorzeitig brach. Er ist vorüber; ich werde wieder frei sein und in der Sonne meines Vaterlandes erstarren. Wir gehen in meine Heimat, Paula, — ach, ich muß ja leben, um Deinetwillen, die mir ihr ganzes Leben gab. Ich muß noch Zeit haben, Dir zu vergelten, was Du, Geliebte, für mich gethan. — Lasset Saroldoni kommen, Don Coronado, — er muß mir sagen, ob ich wirklich so krank sei, — begreift Ihr denn nicht, daß ich jetzt nicht, — jetzt nicht sterben kann?“

Der Gouverneur wollte etwas erwidern; die Stimme versagte ihm, der Beichtvater wandte sich ab.

Paula hatte das Haupt des Sterbenden in ihre Arme genommen, die Thränen, die sie ihm bisher zu verbergen gewußt und an denen ihr Herz zu brechen drohte, flossen unaufhaltsam jetzt über ihre Wangen.

Die Blicke Duartes wanderten von einem zum andern; er versuchte abermals zu sprechen, ein neuer Krampfanfall überfiel ihn; er sank kraftlos auf sein Lager zurück.

Paula wollte die Arznei von dem Tische nehmen, ihm einige Tropfen davon einzulösen. Die Hand Don Coronados legte sich auf ihren Arm.

„Gebt ihm nichts mehr davon,“ sagte er leise.

Nie mehr in seinem späteren Leben vermochte Coronado den Blick zu vergessen, der ihn aus den weitgeöffneten Augen der unglücklichen Frau traf. Doch die furchtbare Anklage, die sich in ihr erhoben, blieb unausgesprochen, — noch atmete Duarte, noch bedurfte er ihrer, sie mußte den schwarzen Verdacht, der blitzesgleich in ihr aufgestiegen, bezwingen um feinetwillen, seinen letzten Kampf durch ihren Jammer nicht zu flören.

Der Beichtvater begann die Sterbegebete zu sprechen, Paula war neben dem Bette auf die Knie gesunken; sie hatte die Hände gefaltet, aber sie hörte nicht, was der Priester sprach. All ihr Denken, ihr Empfinden war auf ihn gerichtet, der jetzt wieder regungslos in seinen Kissen lag und den man gemordet, weil man ihm die Erlösung aus seinen Banden nicht vergönnt hatte.

In der Thür erschien der Arzt, Doktor Solari, hinter ihm zeigte sich Fuentes verstörtes Gesicht. Der Gouverneur winkte beiden heftig zu, die heilige Handlung nicht zu unterbrechen.

Solari machte trotzdem Miene, sich dem Bette zu nähern. Paula sprang empor und stellte sich wie schützend vor Duarte. „Euer Amt ist zu Ende, Doktor,“ sagte sie schneidend, „überzeugt Euch, ob Euer Werk gelungen.“

Solari wich zurück, Fuente zog ihn mit sich hinweg.

„Ihr müßt sie zwingen, etwas zu nehmen, Meister,“ flüsterte er ihm draußen zu, „ich sagte Euch, daß sie aus Versehen von dem Tranke etwas bekam.“

„War es viel?“ fragte der Arzt.

„Die gewöhnliche Dosis vermute ich, die er zweimal am Tage nahm, in ein Glas Wein gemischt.“

„Dann tritt die Wirkung nicht so schnell ein,“ erwiderte Doktor Solari kaltblütig, „und auch ohne dieses hat sie auf kein langes Leben mehr zu rechnen. Ich staune, wie sie es so lange ausgehalten.“

Der Marquis packte Solaris Arm. „Ihr müßt sie mir retten,“ stieß er hervor, „ich reichte ihr den Trank und habe sie getötet.“

Solari zuckte die Achseln. „Geduldet Euch; ich kann sie nicht von seinem Sterbebette reißen. Es wird mit ihm nicht lange mehr dauern; inzwischen will ich alles vorbereiten.“

In dem Gefängnisse war es wieder still geworden. Paula hielt die erkaltende Hand des Geliebten, und der Priester betete leise.

Die Sonne begann zu sinken; röllische Dichter

spielten an der Kerkerwand und die müden Augen des Sterbenden richteten sich auf den hellen Schein.

„Ist schon der Tag vorüber?“ fragte er und seine Stimme klang verändert.

„Noch nicht, mein Duarte,“ antwortete Paula, „die Sonne ist im Untergange.“

Er schaute zu ihr empor, die zu ihm gesprochen, und ein Lächeln verklärte sein Angesicht. „Im Abendsscheine war es, als ich Dich zum ersten Male traf,“ sprach er vor sich hin, „dort vor der Hütte Raspars, — weißt Du es noch? — Er war im tiefsten Elend und doch so felsensfest in seinem gläubigen Vertrauen; er war ein Reker und wußte dennoch den fremden Gewalthaber zu besiegen, in dessen Hand sein Leben, seine Freiheit lag, weil er darauf baute, daß sein Gott ihm helfen würde. — ‚Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten und Du sollst mich preisen.‘ — Waren es nicht jene Worte, die ihn mit solcher Zuversicht erfüllten? Ost und oft klangen sie in den langen Lebensjahren in meiner Seele wieder. — Warum weinst Du so, Geliebte? Siehe, die Errettung ist gekommen, ob auch anders, als sie unsere Herzen ersehnten. Kurz nur wird die Trennung sein, unser ist die ganze Ewigkeit.“

Sein Atem wurde schwächer, ein Ausdruck hehren Glückes strahlte in den Augen auf, die an ihr hingen.

„Wir sehen uns wieder und dort bist Du mein.“

Es waren seine letzten Worte; vier, fünf bange Minuten folgten; durch das Gemach tönten die schweren Atemzüge der Männer, die an seinem Lager standen, und Paulas leises Schluchzen. Als die Sonne ferne hinter den rotglühenden Wolken erloschen, war auch das Leben Eduards von Braganza erloschen. *)

* * *

Der Priester hatte dem Toten die Augen geschlossen, der Gouverneur berührte Paulas Arm.

„Kommt mit mir, eble Frau,“ sagte er mit bewegter Stimme.

Sie erhob sich von ihrem Plaze, ihre Thränen waren verlegt, ihre Züge wie erstarrt, als sie die Frage an Don Coronado richtete: „Erfordert es Eure Pflicht, daß Ihr meinen Oheim, den Grafen Siruela, benachrichtigt?“

„Ich muß es unverzüglich thun.“

„Gewährt mir die Gnade, nur eine Viertelstunde noch mich mit ihm“ — sie deutete auf den Toten — „allein zu lassen.“

Er wagte nicht, ihr die Bitte abzuschlagen. „Es soll geschehen,“ erwiderte er und verließ mit dem Priester das Kerkergemach, Fuente an den Gouverneur zu senden. —

Paula ging, als sie sich allein sah, zu dem Tische, auf welchem die vorgebliche Arznei Quartes stand, und goß den Rest derselben in den Becher.

„Sie haben Dich gemordet, mein Geliebter,“ sprach sie, mit dem Becher an das Totenbett zurückkehrend, „und sie erschrafen, als sie hörten, daß ich

*) 3. September d. J. 1649.

den Trank genommen, der für Dich bestimmt war. Es genügt für mich noch, was hier übrig blieb und, wie ich Dein Leben durch diese bangen, leiberrfüllten Jahre teilte, so sei es mir gegönnt, auch Deinen Tod zu teilen.“

* * *

Graf Siruela erhielt um acht Uhr abends die Nachricht von dem Hinscheiden seines Gefangenen. Er begab sich sofort in das Kastell, den Tod des Prinzen von den Ärzten bestätigen zu lassen, um die willkommene Botschaft nach Madrid zu melden.

Don Coronado empfing ihn und führte ihn in den Kerker, in welchem die Leiche des Infanten lag. Die beiden Diener, die man erst jetzt an das Totenbett gelassen, standen weinend neben ihm, in dem Sessel zur Seite des Lagers, mit dem Antlitz auf dem Rissen des Gestorbenen, lehnte die Gestalt einer dem Gouverneur unbekanntten Frau.

„Was bedeutet das?“ herrschte er Don Coronado an. „Wer ist jenes Weib?“

Die mit ihm eingetretenen Ärzte hoben die Leblose empor. Siruela warf einen raschen Blick auf sie.

„Paula,“ rief er betroffen aus.

Don Coronado näherte sich ihm. „Mein General,“ sprach er ernst, „richtet nachsichtig über die Unglückliche, die Euren Befehl übertrat.“

Graf Siruela wandte sich zu den Ärzten. „Bringt sie hinweg von hier,“ befahl er, „und tragt Sorge für sie. Ich werde später mit ihr sprechen.“

Der Marquis de la Fuente brängte sich, alle Vorsicht dem Gouverneur gegenüber vergebend, durch den Kreis der Anwesenden.

„Ich werde sie in mein Zimmer tragen,“ sagte er hastig, „folgt mir, Solari. Ihr dürft keine Minute mehr versäumen.“

Der Arzt gehorchte. Im Verein mit Fuente trug er Paula vorsichtig in das Zimmer des Marquis und wandte die entsprechenden Mittel an, sie wieder in das Leben zu rufen. Gleichmütig stellte er nach einer Viertelstunde sein Bemühen ein.

„Ihr wartet vergebens, Marquis,“ sprach er, „und thätet besser, zu Eurem General zurückzukehren, damit er nicht Verdacht schöpft, daß Ihr der Helfer der Baronin gewesen. Zählt nicht mehr auf ihre dereinstige Dankbarkeit — sie ist tot.“

* * *

Die Bestattung des Prinzen von Braganza fand drei Tage später in aller Stille statt. Man wies dem einfachen Sarge, in welchem man ihn gelegt, einen Plaz in der Kirche des Kastells an und vermied es sogar, durch irgend ein äußeres Ehrenzeichen den Rang anzudeuten, den der Verstorbene im Leben eingenommen.

Vergebend bat auch jetzt der König von Portugal, ihm wenigstens den Leichnam dessen zu überlassen, den er in opferwilliger Liebe zu retten versucht, bis auch die letzte Hoffnung erloschen war. Philipp schlug auch dieses Verlangen ab; sein Rachedurst war mit dem Tode seines Feindes noch nicht genügend

befriedigt, um sich zu irgend einem Zugeständnisse herbeizulassen.

Das Monument, das Joao seinem tiefbetrauten Bruder errichtete, blieb leer. Der Schlüssel zu dem Sarge, der, fern der Heimat, in der Kirche zu Mailand stand, war alles, was die treuen Diener ihm zu überbringen vermochten.

Aber auch der Sarg sollte nicht an seiner Ruhstätte bleiben.

Im Jahre 1767 fiel Mailand an Oesterreich; die in das Kastell eindringenden Soldaten zerstörten einen Teil desselben und verwandelten die Kirche in einen Pferdestall. Die Särge, welche man vorfand, wurden zertrümmert, die darin enthaltenen Gebeine in eine Grube geworfen.

Der Sarg Eduards von Draganza verschwand mit den übrigen, sowie die Erinnerung an den fürstlichen Dulder von Rocchetta schon längst in dem Gedächtnisse der Nachwelt erstorben war. Gewaltigere Ereignisse waren über sein Schicksal hinweggerollt und hatten jede Spur desselben verwischt.

Selbst die Geschichte erwähnt seiner kaum noch, der als eine der edelsten und uneigennützigsten Gestalten unter seinen Mitkämpfern in dem Wirral des langjährigen Völkerkrieges gestanden hatte und der als eines der schuldlosesten Opfer einer ränkevollen Politik und der niedrigsten Rachsucht in der Blüte seiner Jahre aus dem Leben scheiden mußte: — vergessen — verschollen!

E n d e.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sommer.

Wir spielten Tennis, und die Bälle flogen,
Und Deine Jöpfe flogen in dem Wind;
Am blauen Himmel weiße Wölkchen zogen,
Die Sommerlüfte wehten leis und lind.

Wir spielten Tennis, und die Bälle flogen,
Und hellaufjubelnd schlugst Du sie zurück.
Hatt' ich nicht immerdar mich selbst betrogen,
Wenn ich in weiter Ferne suchst' das Glück?

Wir spielten Tennis, und die Bälle flogen,
Und Deine Blicke lachten zu mir her;
Da fühl' ich es, daß Dir mein Herz gewogen,
Daß ich Dich lassen könnte nimmermehr.

Wir spielten Tennis, und die Bälle flogen,
Kein Mensch war sichtbar in der weiten Rund'.
Da hab ich mich zu Dir hinabgebogen
Und selig Dir geküßt den roten Mund.

Wir spielten nicht mehr Tennis, Bälle flogen
Schon längst nicht mehr, rings war tiefstille Ruh;
Ich hatte Dich an meine Brust gezogen
Und hörte Deinen lieben Worten zu.

Carl von Arnswaldt.

Lehren und Ringen Buddhas.

Von Robert Falke.

(Schluß.)

Den Hauptschlag aber gegen den Brahmanismus führte er durch die Aufhebung der Kasten. Seine Religion sollte eine Volksreligion sein und alle umfassen ohne Rücksicht auf Geburt und Kaste, Nation und Alter. „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für alle.“ — „Wie die vier Flüsse, welche in den Ganges fallen, den Namen verlieren, sobald sie ihr Wasser in den heiligen Strom ergossen haben, so hören auch die Bekenner des Buddhismus auf, Brahmanen, Krieger,

Ackerbauer und Handwerker zu sein.“ So schien die furchtbare Kette, mit der das Brahmanentum das indische Volk seit Jahrhunderten geknebelt und dessen Entwicklung gehemmt hatte, zum Heil des Volks gebrochen, und Buddha wäre als der größte Volksbefreier zu begrüßen. Aber er hat diese That durch zwei Einrichtungen wieder völlig wertlos gemacht. Nahm er dem indischen Volk die eine Kette ab, so legte er ihm dafür eine doppelte, schwerere wieder auf, einmal dadurch, daß er die Erlösung vom Leiden an das Mönchtum knüpfte. Nur der Mönch konnte erhoffen, vollkommen zu werden und endlich, befreit vom Gesetz der Seelenwanderung, in das Nirvana einzugehen; nicht der Laie, er war vom Gesetz der Seelenwanderung nicht befreit. Sie sind nur die Upasakas, die „Dabeistehenden“, die „sich Nähernden“, die Mönche sind die Bhiksus, die „Erlesenen“, und müssen erst Arhats, „Vollkommene“, werden. So ist der Buddhismus schon von vornherein nicht für alle Menschen. Er ist einseitig, und beschränkt sich lediglich auf die Kaste der weltflüchtigen Mönche, die Familie und Haus verlassen und in Klöstern ihre Seele allmählich ertöten. Der Buddhismus mit dem Zwang, ein eheloser und armer Mönch zu werden, schießt die große Masse von der Seligkeit aus und läßt ihr nur einen geringen Anteil an seinen Segnungen, da nicht ein jeder ein Mönch werden kann und darf. Welche furchtbaren Folgen dieser Zwang hat, geht aus der anderen Bestimmung hervor, daß von der Aufnahme in den Mönchsstand die Kranken, die Kinder unter 15 Jahren, die Sklaven und Leibeigenen, die Soldaten und Beamten ausgeschlossen werden. Also gerade für die, die den Trost einer Religion am nötigsten hätten, die Kleinen, die Armen und die Kranken, ist der Buddhismus nicht da. Er ist eine Religion für vornehme Nichtsthuer und für solche, die ein Staatswesen entbehren kann. Wird aber der Buddhismus allen zugänglich, dann gehen Volk und Staat zu Grunde. Und an die vornehmen Nichtsthuer hat sich Buddha auch hauptsächlich gewendet. Selbst ein Aristokrat, neigte er sich zuerst zu den Aristokraten, und die Söhne aus adligen Geschlechtern hatten bei ihm den Vorzug; nur wenig Leute geringen Standes sind als Mönche aufgenommen worden, ein Beweis, daß Buddha den Kastengeist noch längst nicht

überwunden hatte. Nach seiner Überzeugung konnte ein zukünftiger Buddha nur als Adliger geboren werden, und derselbe Mann, der als Bettler von Ort zu Ort zog, hat auf die Sklaven und Geringen herabgeschaut und sie seiner Religion nicht für würdig erachtet. Darum ist er kein sozialer Reformator, und statt der alten, von ihm eingerissenen Schranken stellt er andere, schwerere auf; er ist nur ein religiöser Erneuerer, ohne weitgreifende Bedeutung für das sittlich-soziale Leben seines Volks.

Aber aus demselben Munde des Mönches, der den Atheismus, den Nihilismus der Seele und das Mönchtum mit seinen unnatürlichen Opfern predigte, floß liebliche Rede über Liebe, Barmherzigkeit und Toleranz. Mitleid und Erbarmen ist der Grundgedanke seiner Moral, Zucht und Selbstbezwungung das vornehmste Gebot. Daher die Formel: „Alles Bösen Unterlassung, des Guten Vollbringung, Verzählung der eigenen Gedanken, das ist die Lehre des Buddha.“ Ein Geist der Sanftmut, Gleichheit und Brüderlichkeit, der die Feinde zu lieben befiehlt, der die Hinrichtungen aufhebt und die Jagd und das Tieropfer verbietet, der Anstalten der Wohlthätigkeit, ja selbst Hospitäler für kranke Tiere gründete, und den Laien zu Thaten großartiger Freigebigkeit und Selbstlosigkeit anregte, ein Geist der Toleranz, der anfangs zur Ausbreitung seiner Lehre nie zu den Waffen rief, keine Reperverfolgungen anstiftete und keinen Haß predigt, im Gegenteil bestrebt ist, in anderen Religionen alles das, was der eigenen reinen Lehre nicht stracks widerspricht, als Wahrheit anzuerkennen und aufzunehmen, frei von der Präntension, im ausschließlichen Besitze aller religiösen Wahrheit zu sein, ein Geist der Reinheit und Mäßigung, dem alles darauf ankommt, das Herz von der Leidenschaft und vom Hang zur Sünde zu befreien, ein solcher Geist, im Stifter verkörpert und seine ganze Lehre durchbringend, erscheint göttlich und von weltüberwindender und die einzelne Seele umgestaltender und erneuernder Kraft. Aber das ist doch Täuschung: die Liebe und die Tugend ist nicht um ihrer selbst willen im Buddhismus oberstes Gebot, sondern nur ein Mittel, die Leiden der Welt zu vermindern und vor allem die eigene Seele durch solche Liebes- und Tugendübung allmählich von der Lust am Leben zu befreien und sie abzustumpfen. Dieser Moral liegt zu Grund die Gleichgültigkeit gegen das eigene Leben, eine Indifferenz, die den anderen Wesen auf Kosten eigener Existenz zu gute kommt. Der Ekel am Leben, der den Buddha in die Einsamkeit trieb und ihn zum Reformator machte, ist auch die treibende Kraft dieser ganzen Ethik. Eine solche Ethik ist nicht aktiv, sondern passiv, ist eine Dulder-Moral, die sich negativ im Entsagen und Leiden bewähren soll. Losgelöst vom Glauben an einen persönlichen Gott, empfängt sie auch gar keine Kraft von oben, wird durch kein Gebet gestärkt und gestützt, sondern ist lediglich Selbstthat, dem Egoismus abgerungen, ein unmögliches, graujames Gebaren. Diese Sittenlehre kann darum ein Menschenherz nicht stärken, antreiben, zum Höheren entwickeln; sie kann nur abstumpfen und morden. Köppen urteilt in seinem trefflichen Werk über die Religion des Buddha (I, S. 479): „Sie lehrt leiden und dulden, doch nicht handeln und wirken. Thatkraft, persönliche Tüchtigkeit, Tugend im antiken Sinne sind ihr ein fremder Schall. Daher kann sie, wie jede andere Mönchs-Moral, in letzter Instanz nur abspannen und ermatten, lähmen und schwächen. Namentlich — und das ist vielleicht ihre schlimmste Seite — wirkt sie in politischer Beziehung verknechtend. Sie, die jedes

Leiden, jedes Unrecht, jede Mißhandlung gebuldig ertragen heißt, die jeden Widerstand gegen Annäherung und Gewaltthat verbietet, sie predigt natürlich blinden, passiven, leidenden Gehorsam gegen die Machthaber, auch gegen die wüfteste Tyrannei, und hat dadurch, trotz ihres Grundsatzes von der Gleichheit aller Menschen, überall, wohin sie gedungen, dem Despotismus Vorschub geleistet.“ Daß der Buddhismus außerdem verweichlicht, feige und furchtsam macht, faul und arbeitsunlustig, vor allem, daß er mit seiner Lehre von der Seelenwanderung und der endlichen Auflösung in das Nichts nicht tröstet, erbauen, innerlich erneuern und heiligen kann, das ist eine Erfahrung, die bei den Anhängern Buddhas im Norden und Süden Asiens offen an den Tag tritt. Wie haben hierüber in dem 8. Kapitel ausführlicher zu reden. —

Das war der Inhalt der Predigten, mit denen Buddha seine neue Kirche zu gründen unternahm. Mit Löwenstimme predigend, in der weichen und gefällig klingenden Volkssprache des östlichen Hindostan, nach unseren Begriffen freilich zu abstrakt, spitzfindige Begriffsreihen mit endlos übereinander getürmten Wiederholungen bildend, meist gravitatische, schwerfällige Lehrreden haltend mit geringer Benutzung des Gleichnisses und der Fabel, immer steif und langweilig, unnatürlich und geschraubt,*) so zog der Mönch von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, durch die Länder des östlichen Hindostan. Kojala und Magadha. In den drei Regenmonaten blieb er in Häusern und Klöstern, Hainen und Wäldern; während der übrigen Zeit durchwanderte er das Land. Der Erfolg war ungeheuer. Durch die Macht seiner Lehre und durch seine schlichte, leutselige, imponierende Persönlichkeit gewann Buddha zahlreiche Anhänger. Aus den ersten fünf Asketen wurden bald 60 Jünger, und aus diesen eine Gemeinde von Tausenden. Wenn er in seinem prachtvollen Jetavana-Park saß, den ihm ein Reicher geschenkt hatte, unter dem Schatten der Palmen an Lotusbeiden, oder im Gazellen-Hain, dann kamen Könige und Fürsten, Brahmanen und Wald-Gemiten zu ihm, begrüßten ihn ehrerbietig und ließen sich, an seiner Seite sitzend, belehren. Ein König Bimbisara trat zu ihm über mit großen Scharen seines Volks und ward Buddhas treuester Beschützer. „Zum Asketen Gotama,“ sagte man untereinander, „kommen die Leute durch Königreiche und durch Länder gezogen, um sich mit ihm zu befragen.“ War Buddha auf der Wanderung, dann begleitete ihn ein Haufen Volks, und manchmal erließen Fürstengeschlechter, in deren Nähe Buddha kam, das Gebot: „Wer dem Erhabenen nicht entgegenzieht, bezahlt eine Strafe von 500.“ Auch sein Weib und seinen Sohn sah er wieder. Als er in der Nähe seiner Heimatstadt war, kam sein Vater zu ihm hinaus mit allen Verwandten. Als man ihn im Gewande des Bettelmönchs erblickte, schämte man sich seiner, und der Vater sprach: „Mein Sohn, warum thust Du mir solche Schmach an, gleich einem Bettler nach Gaben zu heischen?“ Er aber tröstete sie mit seiner Lehre und nahm seinen Sohn Rahulo in die Mönchsgemeinschaft auf; dann zog er wieder von Vater und Gattin von dannen zu neuer Bekehrungsarbeit.

Die Bekehrungen tragen alle dasselbe Gepräge. Da der Buddhismus vornehmlich eine Lehre ist mit bestimmten Vorschriften, und der Grund alles Leidens das Nichtwissen dieser Lehre ist, durch welche allein das Leiden und das Leben aufgehoben werden kann, so bestehen die Bekehrungen lediglich in der äußeren Annahme der Lehre. Sie treten

*) Beispiele seiner Redeweise siehe Kapitel 1.

daher alle merkwürdig schnell ein und haben niemals eine Umwandlung des Charakters zur Voraussetzung oder zur Folge. Die bloße Annahme und das Fürwahrhalten machte zum Jünger Buddhas, und die übliche Formel, mit der der Übertritt vollzogen ward, lautete: „ich nehme meine Zuflucht zum Buddha, zur Lehre und zur Gemeinde.“ Auch hat er seine Jünger auf Missionsreisen ausgesandt; als er die ersten 60 entließ, sagte er ihnen: „Geht nicht zu zweien denselben Weg. Predigt, Ihr Jünger, die Lehre, die da am Anfang herrlich ist, die in der Mitte herrlich ist, deren Ende herrlich ist; verkündet den ganzen und vollen, reinen Wandel der Heiligkeit. Es sind Wesen, die sind rein vom Staub des Irdischen; aber wenn sie die Predigt der Lehre nicht hören, gehen sie zu Grunde; die werden Erkennen der Lehre sein!“ Gewalt hat Buddha zur Ausbreitung seiner Lehre nicht angewendet, auch mit Thaten und Wundern hat er sie nicht bekräftigt. Die ungeheuerlichen Wunder, die man ihm nachzählt, die Wändigung des Schlangenkönigs, des wütenden Elefanten, das Wandeln auf dem Meere u. s. w. sind Erfindungen übertreibender Phantasie.

Der Schlüssel zu seinen schnellen Erfolgen lag nicht nur in seiner Persönlichkeit und seiner Redekraft, sondern auch in der Treue und Tüchtigkeit seiner zahlreichen Jünger. Meist aus adligen Kreisen hervorgegangen, standen die, die um feinetwillen alles verlassen und als äußere Kennzeichen das gelbe Mönchsgewand, die Tonsur und den Almosenopf trugen, mit dem sie sich die tägliche Speise erbettelten, mit dem Meister in herzlichstem, innigstem Verhältnis. Wenn Mönche kamen, ihn zu besuchen, pflegte er zu fragen: „Geht es Euch wohl, Ihr Mönche? Findet Ihr zu leben? Habt Ihr in Frieden und Eintracht und ohne Streit die Regenzeit wohl zugebracht und keinen Mangel an Unterhalt gelitten?“ Die Jünger verehrten ihn wie einen Gott. An einem Vollmondsabend, bei der alljährlichen letzten Zusammentunft der Jünger vor der Wanderzeit saß der Erhabene, umgeben von seiner Gemeinde, unter freiem Himmel. Er sah über die schweigende Mönchsgemeinde hinweg und sprach: „Wohlan, habt Ihr etwas an mir zu mißbilligen in Thaten und in Worten?“ Darauf erhob sich Sariputta, der buddhistische Petrus, und sprach: „Nein, Du bist der Eröffner des unbekanntes Weges und wir wandeln in Deiner Fährte. Aber hast Du etwas an mir auszusetzen?“ — „Nein,“ sagte Buddha zu Sariputta, „Du bist weise; groß ist Deine Tugend. Du lenkst das von mir gegründete Reich der Wahrheit mit mir zusammen.“ — „Hast Du aber an diesen 500 etwas zu mißbilligen?“ Auch das hatte er nicht. Da erhoben die Mönche den Lobgesang: „Alle sind Söhne unseres Herrn; bei ihnen hört man keine Geschwätz; ihn, der den Daseinstrieb bezwang, den hehren Meister, grüße ich.“ (Neum. Anthol. S. 158) Es giebt auch einen buddhistischen Johannes, den Ananda, aber auch einen buddhistischen Judas, den Devadatta. Aus Neid über Buddhas Erfolge, wohl auch in manchem anderer Ansicht als der Stifter, finnt er finstere Anschläge auf das Leben des Feindes. Aber alles ist vergebens; Buddha entkommt aus allen Gefahren unversehrt, und Devadatta nimmt ein furchtbares Ende. Aber nach seinem Tode gab es noch viele Jahrhunderte hindurch Klöster, welche die strengere Regel Devadattas befolgten und den Buddha Sakjamuni nicht anerkannten. —

Die furchtbarsten Feinde hatte Buddha natürlich unter den Brahmanen und Asketen, deren Herrschaft und Ansehen durch die neue Lehre untergraben wurde. Aber auch ihnen

gegenüber war der Sieg nicht schwer. Es fehlte dem Brahmanentum jede geschlossene Organisation. Sekten über Sekten standen nebeneinander und befehdeten sich. Auch war ihr Ansehen beim Volk erschüttert. „Von dem großen Brahmanen, der als hochgestellter Beamter das Volk im Namen des Königs drückte und dann wieder den König betrog, bis hinab zu den kleinen Pfaffen, die, wenn man ihnen eine Mahlzeit gab, durch unpassendes Benehmen bei Tisch unliebsam auffielen, forderte ihre Persönlichkeit und ihr Lebenswandel zur Kritik heraus, und man hielt mit dieser Kritik nicht zurück.“ (Oldenberg S. 183.) Daher ist ein Kampf im großen Stil gegen diese Gegner von Buddhas Seite aus nicht gekämpft worden. Er hatte das Volk, das nur anfangs einmal gemurrt hatte: „Der Asket Gotama ist gekommen, Kinderlosigkeit zu bringen; der Asket Gotama ist gekommen, Witwentum zu bringen; der Asket Gotama ist gekommen, Untergang der Geschlechter zu bringen,“ und das ihm den Spottvers nachgesungen hatte: „Gezogen kam der große Mönch zu der Magadha Vergestadt; die Sanjaha (einen Bettelmönchsorden) befehrt er all; wen er wohl heut' bekehren wird?“, doch für sich gewonnen und zahlreiche Klöster unter demselben aufgerichtet.

Die Asketen waren ihm deshalb feind, weil er ihre Kasteiungen verwarf. Da waren vor allem die Jainamönche unter ihrem Haupt Nataputta, die am Tag, starr wie eine Säule, das Antlitz nach der Sonne gerichtet, auf einem dem Sonnenbrand ausgesetzten Plage sich brennen lassend, zusammenkauerten. Sie hielten den Buddha, gemessen an ihren übertriebenen Peinigungen, für einen genußsüchtigen und weltlichen Menschen und spotteten:

„Des Nachts auf weichem Lager ruhn,
Einen braven Trunk des Morgens thun,
Zu Mittag speisen, zur Nacht dann trinken,
Zuckerwerk essend in Schlummer sinken, —
Zum Schluß ist dann die Erlösung gewonnen:
So hat sich's der Sathasohn erfonnen.“ (Old. 190.)

Buddha aber machte ihnen gegenüber mit Recht darauf aufmerksam, daß eine Laute, deren Saiten zu lose oder zu stramm gespannt seien, keinen rechten Laut gebe, und empfahl das innere Ebenmaß und das Gleichgewicht.

In dieser Weise ward der Buddhismus gegründet in vierzigjähriger Arbeit des Meisters. Klar und konsequent durchdacht von Anfang an, getragen von einem Stifter, der fern von aller Unwahrheit und Heuchelei, mit Milde und Sanftmut seine Lehre vertrat und verbreitete, gewinnt der Buddhismus unsere Sympathie, und zweifellos wäre ihm die Weltbeherrschung beschieden gewesen, wenn sein Ursprung statt in Buddhas Seele, in Gott gewesen wäre, und wenn er das Verlangen des Menschen nach Gemeinschaft mit Gott befriedigen könnte. Statt dessen aber schleudert er den nach Gott und nach Erlösung sich sehnen Menschen auf die eigene schwache Kraft zurück, nimmt ihm Gott, Hoffnung und Jenseits und legt ihm eine Moral auf, die er unmöglich erfüllen kann.

Welk!

Pfingsten ist's! Im Garten blühen
Blumen — groß und klein —
Um die Holzveranda — grün
Rankt sich wilber Wein.

Unterm Baume dicht belaubt
Sitzt ein müder Greis —
Und es wallen ihm vom Haupt
Loden, silberweiß.

Keine Frühlingshoffnung senkt
Hier ins Herz sich ein —
Nur an Ruh an Frieden denkt
Er, der ganz allein. —

Durch die Zweige rauscht es lind
Und ins grüne Gras
Trägt ein welkes Blatt der Wind,
Das der Herbst vergaß.

Mühsam sich der Alte blüht,
Nimmt es in die Hand,
Und sein Auge darauf blickt
Lange — underwandt.

Aus den Fliederlauben bringt
Froher Stimmenschall —
Drüben im Hollar singt
Süß die Nachtigall.

Und die Augen schließt er matt,
Eine Thräne quillt:
Ist im Mai das welke Blatt
Doch sein eignes Bild.

Ernst Kayser.

Aus dem Berliner Arbeiterleben.

Von einem Arbeiter, Karl Haupt.

III.

In der Ziegelei.

Je größer eine Stadt ist, um so mehr Anziehungskraft übt sie auf Arbeiter aller Gewerbe und Berufe aus — denn je größer die Stadt, um so höher der Lohn. Berlin ist dafür der beste Beweis und wengleich durch den fortgesetzt ungeheuren Zuzug Abertausende ohne Beschäftigung und somit brotlos sind, so finden sich doch täglich unzählige Leute beiderlei Geschlechts und jeden Alters in der Metropole des Deutschen Reiches ein, um, von dem hier üblichen hohen Lohn verlockt, ihr Glück zu probieren oder zu machen. Einigen glückt's — den meisten jedoch nicht. Mancher kam nach Berlin und seine anfänglich frohe Hoffnung endete in bitterer Verzweiflung.

Paul Lange ist vor etwa zehn Jahren als solch ein hoffnungsfroher Mensch nach Berlin gekommen. Er hatte als geschickter Handwerker sehr bald gute und lohnende Beschäftigung gefunden, sich bald darauf mit einem netten jungen Mädchen ehelich verbunden und lebte glücklich und zufrieden, doch sollte dies leider nicht lange dauern. Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr wurden, wie man so sagt, die Zeiten schlechter und der Gang der Geschäfte gestaltete sich immer trostloser. Die meisten Fabriken mußten den größten Teil ihrer Arbeiter entlassen, viele sogar ihren Betrieb ganz einstellen. Auch Paul Lange hatte seine Stelle verloren und so sehr er sich auch alle nur erdenkliche Mühe gab, er konnte keine Beschäftigung in seinem Berufe erlangen und die bitterste Not sein einst so trauliches Heim. Seine Lieben —

sein kleiner Hausstand hatte sich inzwischen um einen Knaben und um ein Mädchen vermehrt — litten oft Mangel an dem Unentbehrlichsten. Vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein lief er von Fabrik zu Fabrik, von einer Arbeitsstätte zur andern und bat um Beschäftigung — aber vergeblich.

Eines Tages machte er vor einer Fabrik die Bekanntschaft eines ihm gleichaltrigen, ebenfalls arbeitssuchenden Mannes. Aus der Unterhaltung, die er mit ihm führte, fühlte er heraus, daß derselbe ein aufrichtiger und ehrlicher Kerl sei und so beschloß er, sich diesem freundschaftlich anzuschließen, und mit ihm gemeinsam auf die „Arbeitsuche“ zu gehen. Er machte dem Manne, der Karl Breitenstein hieß, einen diesbezüglichen Vorschlag, der von diesem freundschaftlich angenommen wurde. Tag für Tag wanderten die beiden Männer gemeinschaftlich in der Residenz und deren Vororten umher, um Arbeit zu suchen. Obgleich sie sich vorgenommen hatten, jedwede Arbeit anzunehmen, wollte es ihnen trotzdem nicht glücken, eine zu finden.

Eine Woche war so den Männern erfolglos verstrichen. Eines Morgens, es war an einem Freitage, sagte Karl Breitenstein zu Paul Lange:

„Du, Paul, ich habe gehört, daß in Birkenwerder die Ziegeleien in Betrieb gesetzt werden und zwar schon am nächsten Montage. Wenn wir heute nichts finden, so gehen wir morgen dorthin; da bekommen wir gleich Arbeit. Was meinst Du dazu?“

„Mir ist alles recht, Karl, nur Arbeit, Arbeit, damit ich Brot für die Meinen schaffen kann!“

„Gut. Wenn wir heute nichts finden, geht's morgen also dahin. Wirst sehen, da kriegen wir Arbeit.“

Da die beiden auch an diesem Tage keine Arbeit fanden, so machten sie sich am nächsten Tage auf den Weg nach Birkenwerder. Die Birkenwerder Ziegeleien befinden sich etwa eine Viertelstunde von dem Orte selbst entfernt. Schon im Dorfe selbst erfuhren die Männer, daß das „Ziegel-Streichen“ in der Ziegelei von D. S. bestimmt am nächsten Montage begänne und daß dort Arbeiter angenommen würden. Dieser Ziegelei galt der erste Gang der beiden. Dort angekommen, wurden sie auf ihre Frage nach dem Meister von beschäftigten Leuten nach dessen Wohnung gewiesen. Sie begaben sich dorthin und klopfen an die Thür. Diese wurde geöffnet und ein stattlicher Mann mit gutmütigen Zügen trat ihnen entgegen und fragte freundlich nach ihrem Begehre.

„Wir haben gehört, daß das ‚Streichen‘ losgeht und möchten um Arbeit anfragen,“ sagte Karl zu dem Meister.

„Ja, das ‚Streichen‘ geht am Montag los und Leute brauche ich auch noch. Habt Ihr denn schon mal in einer Ziegelei gearbeitet?“

„Ja!“ kam es aus dem Munde der beiden, wenn auch etwas zaghaft.

„Na, dann ist's gut,“ versetzte der Meister, „die Hauptsache ist, daß Ihr aushaltet und mir im Sommer nicht davonlauft und mich im Stiche laßt.“

„Gott soll uns bewahren! Wir sind froh, daß wir Arbeit bekommen haben,“ versetzten die beiden. Sie übergaben hierauf dem Meister ihre Papiere und wollten sich entfernen, doch rief sie der Meister noch einmal zurück.

„Wo wohnt Ihr denn?“ fragte er.

„In Tegel.“

„Ja, da könnt Ihr doch nicht des Abends nach Hause

gehen, da müßt Ihr schon die Woche über hier im „Arbeiterhaufe“ über Nacht bleiben; das kostet nichts. Es erhält ein jeder einen Strohsack und eine wollene Decke zum Zudecken. Zu Mittag besorgt eine Frau das Kochen für die Leute, die etwas Warmes wünschen, das kostet für die ganze Woche 20 Pfennige. Richtet Euch gleich so ein, daß es Euch an nichts mangelt.“

„Gut, wir werden uns darauf einrichten,“ entgegnete Paul, und Karl setzte hinzu: „Morgen nachmittag kommen wir aber schon!“

„Am besten ist's schon,“ versetzte der Meister und ging in seine Wohnung zurück, die beiden aber trollten mit seelenvergnügtem Gesichte, daß sie Arbeit gefunden hatten, von dannen.

Am Sonntag Nachmittag packten sie jeder seinen Sack, hingen ihn über eine Schippe, die jeder über die Schulter trug, und so ausgerüstet traten sie den Weg nach ihrem neuen Wirkungskreise an.

Es war etwa vier Uhr nachmittags, als sie dort eintrafen. Sie begaben sich zunächst zum Meister und wurden von diesem nach dem „Arbeiterhaufe“ gewiesen. Sie gingen nun nach dem mit dem Ausdruck „Arbeiterhaus“ bezeichneten Gebäude, das außerhalb des Ziegeleigrundstücks, aber nur durch eine Fahrstraße getrennt, unmittelbar neben diesem lag. Es war ein ungeputzter, liebedlich aussehender einstöckiger Backsteinbau, der wenig versprechend und verlockend ausah. Die beiden öffneten die Hausthür und traten in den Flur des Hauses, der ein noch schlimmeres Aussehen hatte; er teilte das Haus in zwei gleiche Teile und wies vier Thüren auf, die zu den Wohn- bezw. Schlafräumen der Arbeiter führten.

Als die beiden den Flur betreten hatten, standen sie einen Augenblick still und schauten sich mit sonderbaren Blicken an, als wollte einer den andern fragen: „Wo hinein nun?“

Aus jeder der vier Thüren drang eine äußerst lebhafte Unterhaltung, die sich anhörte, als wenn sich mehrere Personen zanken, zu ihren Ohren. Doch kein Sterbenswörtchen konnten sie verstehen, denn die Unterhaltungen wurden in fremder — polnischer — Sprache geführt.

„Ach, lauter Polacken!“ flüsterte Paul seinem Freunde Karl zu.

„Helf' er sich,“ entgegnete dieser achselzuckend und pochte mit den Fingern gegen die ihm zunächst gelegene Thür.

Plötzlich verstummte die im Zimmer so lebhaft geführte Unterhaltung, die Thür wurde halb geöffnet und ein etwa 15 jähriger Bursche steckte sein äußerst dumm aussehendes Gesicht durch den Spalt.

„Guten Tag!“ sagten Paul und Karl, und Karl fuhr fort, „wir fangen hier an zu arbeiten; sind in dieser Stube noch zwei Schlafstellen frei?“

„Nei — abber da hinten in der Zimmer,“ erwiderte der junge Mensch und schlug die Thür den beiden vor der Nase zu. Sie begaben sich hierauf nach der bezeichneten Thür, Karl klopfte, die Thür wurde geöffnet und mehrere Männer von struppigem Aussehen erschienen in der Thüröffnung; Karl wiederholte seine Frage wegen zwei Schlafstellen, worauf er in gebrochenem Deutsch die Antwort erhielt, daß in diesem Zimmer noch welche frei seien und sie eintreten möchten. Paul und Karl traten ein, blieben aber wie angewurzelt an der Thür stehen; was sich hier ihren Augen bot, überraschte oder besser gesagt erschreckte sie doch,

obgleich sie sich auf einen wenig einladenden Raum gefaßt gemacht hatten. Die Insassen der Stube, vier an der Zahl, hatten sich sofort nach dem Eintreten der beiden wieder auf ihre Plätze niedergelassen und, ohne sich um die Ankömmlinge im geringsten noch zu bekümmern, ihre Unterhaltung in ihrer Muttersprache fortgesetzt. Die Blicke Pauls und Karls schweiften beinahe ängstlich durch den Raum und begegneten sich dann wie in stummer Frage: „Und hier sollen wir wohnen — schlafen?“

Die Stube war ein äußerst schmutziger Raum, dessen Wände wohl seit Erbauung des Hauses nie die Wohlthat des Ländchens erfahren hatten, etwa 6 Meter in der Länge und 5 in der Breite. Zwei äußerst schmutzige Fenster ließen spärlich das Tageslicht herein. An einer der Längsseiten, den Fenstern gegenüber, befanden sich die Schlafstätten, wenn man's so nennen darf. Hohe Balkenstücke waren vom Fußboden bis zur Decke aufgestellt und zwischen diesen hatte man primitiv Bretter befestigt und zwar im Doppelzuge; zwischen je zwei Balkenstücken befanden sich zwei Schlafstellen, eine über der anderen. In jeder dieser Schlafstellen, die alten Kästen ähnlich sahen, lag ein Strohsack von unbestimmbarer Farbe und eine ebensolche wollene — Pferdebede. An der Fensterseite befand sich ein langer, rohgezimmelter Tisch und zwei ebensolche Bänke, während sich an den beiden Duerwänden etwa in Mannshöhe mehrere kleine Holzschränkchen befanden, je eins für je einen Insassen zur Aufbewahrung von Lebensmitteln bestimmt. Außerdem befand sich in einer Ecke ein riesiger, aus Mauersteinen aufgeführter Ofen und neben diesem eine schmutzige Bank auf der sich ein noch schmutzigerer Eimer und über diesem, an der Wand hängend, ein verrosteter Blechbecher befand. Das war, wenn man die Spinnweben, die zahllos von der Decke herabhingen, nicht rechnete, das ganze Inventar des Raumes.

„Vrrr, das sieht hier ja schlimmer als in einem Zuchthause aus,“ flüsterte Paul seinem Freunde zu, „und hier sollen wir bleiben?“

„Helf' er sich!“ entgegnete Karl und legte seinen Sack ab, was auch Paul nun that. Sie wählten jeder ein unbenutztes Schränkchen, legten es mit Papier aus und bargen darin ihre geringen mitgebrachten Eßwaren. So waren sie „häuslich“ eingerichtet.

(Schluß folgt.)

Gedicht.

O Weilchenbust, o Lenzesgruß,
Der junge Plebe weicht,
Die rote Rose ist Genuß,
Ihr Reich Mittsommerzeit!
Dann geht zu Thal, dann geht zu Nüt
Die goldne Sonnenbahn,
Du hast geliebt, Du hast geküßt,
Gelebt den schönsten Bahn,
Du hast des Mitttags Höh' erreicht,
Dir blieb sein Glanz zurück,
Ein Traum, der keinem schönern weicht —
Mittsommerfönnenglück!

S. S.

Neue Lyrik.

Angezeigt von F. v. A.

Als Nachzügler der letzten Stürmer und Dränger giebt sich Ottokar Stauf von der March in seiner Sammlung **Romanzen und Lieder eines Verdenden.** (Straßburg i. Elß., G. L. Kattentidt)

Er tummelt ein wildes Köhlein und posiert klirrend, klappernd und stuchend mit Schwert, Schild und Frame. Das thut mir leid um den Dichter. In ihm steckt wirklich sehr viel Begabung. Vorbilder haben ihn wohl zur Phrase verleitet, und die stürmische Jugend in ihm freut sich an dem wilden Gelärme. Er ist noch mitten im Werden. Bald verzweifelt er müde, weiglich, an seinem Wollen und Können, bald durchglüht ihn ein mächtiges Selbstgefühl — und als Mahnpruch hat er an die Spitze seiner Romanzen de Mussets Wort: „surtout considerez, illustres seigneurs, l'auteur est encore jeune, c'est son premier pas!“ geschrieben. Die Form handhabt Stauf v. d. March mit lockerer Sicherheit, so daß man auch allzu kühne Wendungen hinnimmt —: er will's so sagen. Doch schon in seinen Romanzen vernimmt man ein klares, sicheres Schaffen. Der Dichter steht nicht über seinem Stoffe. Das rhetorisch wichtige Wort berauscht ihn, so daß die Verse oft an uns vorüberbrausen, ohne ein klares Bild in uns zu hinterlassen. Er kann noch nicht sicher gestalten. In den vielen Truggedichten tritt die geistige Unfertigkeit, der Überschwang des Verf. stark hervor. Ihm fehlt vor allem noch die rechte Breite der Weltbetrachtung, welche die Grundlage höherer Reife ist. Er sieht abwechselnd in drei, vier Winkel — das ist seine Welt. Da wimmelt's von Lumpen, Heuchlern, Lüstlingen, Hohlköpfen — und jungen Helden. Auch wird ein wenig zu sehr auf die eigene Tüchtigkeit gepocht. Wir haben alle unsere schwachen Seiten; die Züchtlung lauert überall, sogar, wenn auch meist verhüllt, mehr oder minder in unserm guten Wollen. Doch genug. Über vieles in dem Buche, besonders über einige Romanzen („Saladins letztes Gebot“, „Ereskino“) und Stimmungsgebichte („Abendgang durch den Stadtpark“, Teile aus „Ex Ponto“ und „Zwischen Ruinen“) kann man sich jetzt schon rein genießend freuen.

Als ein reifer Poet tritt uns Reinhold Fuchs in seinem Buche **Strandgut.** Ausgewählte Dichtungen. (Gera, Karl Rauch) entgegen. Der Band liegt bereits in dritter Auflage vor; das beweist, daß dieses reiche Talent auch in der Lesewelt Würdigung findet. Reinhold Fuchs zeichnet sich nicht durch kühne Eigenart aus, ihm fehlt der „große Griff“. Aber eng ist das Gebiet seines Schaffens nicht; er ist fast überall heimisch, im Walde, auf der Düne, auf dem Meere, in der Stadt, unten im Süden, da oben im Norden, bei Hoch und Nieder, im Reiche des Gemüthes und in der Welt des Gedankens und der Phantasie. Und was er singt, das schmeichelt sich tief ins Herz und bestrickt das Ohr. Wohl laut, inniges Empfinden, klares Sinnen, reife Ruhe und eine still begeisterte Schönheitsliebe gewinnen uns für ihn. Ich will nichts weiter über den Dichter sagen, sondern ihn selbst zu Worte kommen lassen; das dünkt mich die beste Empfehlung.

Auf der Hallig.

Ein Grasfeld, fußhoch ob der Flut erhaben;
Zehn dürr'ge Hütten strohgedeckt und grau,
Geschart um eines Kirchleins morschen Bau;
Hier, dort ein Siegel, vom Meere selbst gegraben;

Ein Möwenschwarm; ein einsam Paar von Raben,
Den Strand umflatternd auf der Beuteschau;
Des Seewinds raslos Pfeifen, schrill und rau;
Kein Baum, kein Busch, mit Schatten Dich zu laben:

Das ist die Hallig. — Nüchtern, öd und häßlich
Scheint sie des Weltkinds wechselndem Verlangen,
Doch ernstern Seelen bleibt sie unvergesslich.

Hier fühlt das Herz, verlernend Lust und Bangen,
Sich weiten gleich der Meerflut unermeßlich,
Vom Ewig-Einen traumhaft still umfangen.

Totenklagen III.

Mit Deinem Sarge sank hinab,
Was einst von Weltlust in mir glühte,
Doch tröstend sproß aus Deinem Grab
Des Mitleids lichte Himmelsblüte.

Einst ging der Ruf der Not vielleicht
Im frohen Wandern mir verloren;
Vorüber schritt ich unerweicht,
Sorglos und kalt gleich andern Thoren.

Doch nun bedarf's des Flehens nicht;
Erblid' ich kummerbleiche Wangen,
Gedenkt mein Herz von selbst der Pflicht: —
Du wärst ja nicht vorbeigegangen . . .

Hertha.

(Auf den Tod meines Vaters H. B.)

Ein Knösplchen sank vom blühenden Lebensbaum;
Zerronnen ist ein lichter Frühlingsraum . . .

Du liebes Seelchen, warst Du schon so klug,
Daß Du so früh genommen Deinen Flug
Aus dieses Lebens Not und Unbestand
Ins Reich des Lichts, ins ewige Heimatland? —

Verloren ging der kleinen Schritte Spur;
Leer stehn die Zimmer, öde liegt der Flur,
Und schaurig aus des Todeschweigens Bann
Starrt uns des Daseins finstres Rätsel an.

Fort rollt die Welt im altgewohnten Gleis,
Die nichts von unfres Liebings Anmut weiß;

Die Rosen blüh'n, verschwendend süßen Duft,
Und Vöglein jubeln über Deiner Gruft.

Selbst uns vielleicht, die oft Du angelacht,
Verbleicht im Lebenstampf Dein Bildchen sacht,

Das flüchtig, wie ein Winter Sonnenstrahl,
Raum aufgetaucht, sich fort ins Dunkel stahl.

Doch hält am Abend unsre Seele Raft,
Wirft Du noch oft ein lieber, kleiner Gast,

Uns lächelnd nah'n mit Grüßen ferner Zeit; —
Fahrwohl, mein Kind, fahrwohl in Ewigkeit!

Thüringer Sagen. Von Hermann Tonndorf. (Grünberg i/Schl., Friedr. Weiß Nachf.)

Manchen der Sagen fehlt zwar eine kräftige Pointe, aber das Büchlein liest sich trotzdem gut. Die Verse sind flüssig, bilderreich, der Inhalt ist poetisch empfunden, und durch das Ganze geht ein Zug echter Fabulierlust und warmer Heimatliebe. Freunden des schönen Thüringen werden diese Sagen willkommen sein.

Ich schließe diese Anzeigen mit der Besprechung eines stimmungsreichen Gedichtes von J. Th. Gulhsch. *Irene* heißt es, ein Frühlingstraum in acht Gesängen. (Halle a. S., G. A. Kaemmerer u. Co.)

Der Verf. steht im Banne der Antike, in der Art Grillparzers, um die eigentümliche Verschmelzung von antiker Ruhe, Gemessenheit in der Form und moderner Gefühlsromantik zu bezeichnen. Diese gelungene Stilverbundung wird besonders in jenen Abschnitten deutlich, die in Hexametern geschrieben sind. Da ist nichts Steifes, Gezwungenes Gefühlsbares; diese gemessen dahingleitenden Verse atmen wirklich Leidenschaft. — Den Inhalt des Gedichtes bildet ein Liebeskonflikt zwischen dem Griechenhelden Alkibiades und Irene, einer frei erfundenen Schönen. Das Motiv ist ganz modern aufgefaßt, doch ein wenig verbraucht, entwicklungsarm. Aber der Dichter weiß trotzdem zu fesseln, wenn er uns auch hin und wieder durch eine unglückliche Wendung im Lesen stört. „Irene“ ist gewiß ein talentvoller Versuch.

Gedanken.

Das ist der echte Künstler,
Der das, was er als Kunstgenuß
Uns bietet, nicht erkünsteln muß.

*

Leute, denen Du zum Besteigen ihres Stedenpferdes den Bügel hältst, darfst Du in anderen Dingen ungestraft demütigen.

*

Am meisten schmeichelt es den Menschen, wenn man sie „geborene Herrscher“, „geborene Künstler“ u. s. w. nennt, obwohl sie um ihr Können gerade dann das geringste Verdienst haben.

*

Manche Größe reicht anderen Menschen nur die Hand, um von ihnen Handlangerdienste zu haben.

*

Die Verachtung ist der größte Feind des Hasses.

*

Kein Mensch ist so niedrig, so schuldig, gemein,
Daß er über andere nicht Richter wolle sein!

*

Die Schmeichelei ist die Tarnkappe des Eigennuzes.

*

Wer mit seinen Freunden prahlt, hat keine.

Alrich Alrich.

Rokoko.

Wo Kastaden plätschernd spielen
Hinter steifen Lagusbetten,
Mächt' des Amors necklich Zielen
Ephaurante schon verdecken.
Zärtlich schlingt sich wilde Rose
Um die Bank auf weichem Moose,
Lockt zum trauten Stellbigein.

Flimmernd tanzen Sonnenfunken,
Falter gaukeln auf und nieder,
Und von Duft und Farbe trunken
Rehren matter stets sie wieder.
Wie von ferne scheint ein Klingeln
Sanft die Stille zu durchdringen. —
Kaum ein Laut, nur schwacher Hauch.

Doch auf Schlummer folgt Erwachen:
Horch! — da klappern Stiefelschuhe,
Und ein silberhelles Lachen
Stört die schwüle Mittagruhe. —
Schön gepudert, mit dem Degen,
Tritt er tänzelnd ihr entgegen. —
Amor lächelt schäfernd drein.

Sola Luigi.

Vermischtes.

In der Aprilsitzung des allgemeinen deutschen Sprachvereins (Zweigverein Berlin-Charlottenburg) sprach Herr Oberlehrer Dr. Karl Scheffler aus Braunschweig über den verhüllenden oder euphemistischen Zug in der deutschen Sprache. Er bezeichnete zunächst als die gemeinsame Wurzel aller verhüllenden Ausdrücke die Scheu, gewisse Dinge auszusprechen. Im besonderen sind wirksam: 1. Religion und Aberglaube. Hierher gehört die Scheu, den Namen des Höchsten auszusprechen, (bewahre, nämlich Gott), besonders beim Fluchen (voh Bliß für Gottes Bl., meine Zeit u. s. w.), oder anderer heiliger Begriffe, wie Sakrament (dafür: Sapperment u. s. w.). Auch Namen gefürchteter Mächte werden verhüllt, so (abgesehen von den Ausdrücken für fluchen und verfluchen) besonders der Name des Teufels (Gottseibeins, Geier, der Tausend usw.). 2. Schonende Rücksicht und Scheu vor Verantwortung bei allem, was dem Menschen unangenehm ist, sei es Unglück oder Laster. Besonders zahlreich sind die Umschwörter für sterben, Leiche, Henter, Galgen, Gift, u. a., ferner für schlimme Krankheiten (Miserere, Sucht für Pest), aber auch für den Begriff krank im Allgemeinen (sich wird verdrängt durch krank), endlich für die Krankheit des Geistes (gestört). Verstandesmängel werden durch milderen Ausdruck verhüllt (einfältig, einfach, beschränkt u. v. a.). Vor allem aber ist das sittliche Gebiet in allen seinen Teilen dem euphemistischen Streben unterworfen. Als Beispiel werden herausgegriffen die Laster des Lügens, Betrugens, Stehlens und Verwandtes (aufschneiden, entwenden, List u. s. w.). Besonders gern wird der Schlechte als unglücklich, jämmerlich aufgefaßt, die Schuld als eine Verirrung, ein Fehltritt u. s. w. Auch liebt die Sprache ganz allgemeine Ausdrücke (Geschichte machen, anrichten, Nachwerk, Sorte, Kunde), oder sie kleidet den Tadel in Bezeichnungen, die das Gewöhnliche, Gemeine, Mittelmäßige oder das Sonderbare, Seltsame, Eigentümliche ausdrücken. Mit Vorliebe wird auch die Verneinung des entgegengesetzten Begriffes verwandt (nicht richtig statt: falsch) oder andere mildere Ausdrucksweisen (das möchte wohl falsch sein). Hierher gehört auch der Euphemismus der Höflichkeit oder die gesellschaftliche Lüge. 3. Anstand und Zartgefühl. Hier wurden nur zwei Punkte hervorgehoben, die starke Entwicklung, die das Zartgefühl in manchen Kreisen erfährt (Weinkleid für Hose, stark für dick, Körper für Leib u. s. w.), und die Beliebtheit des Fremdwortes

zu solchen Zwecken. 4. Endlich treten die Verhüllungen auch in den Dienst des Hohnes und Spottes, einmal in der Form der Ironie, sodann als Euphemismen der Schadenfreude und Grausamkeit (heimleuchten, eiserne Jungfrau u. s. w.). Der Vortragende faßte zum Schlusse noch einmal die Mittel zusammen, deren sich das Verhüllungsbedürfnis bedient, bezeichnete als Hauptwirkung dieses Strebens auf die Sprachgeschichte eine Verschlechterung der Wortbedeutung, wies aber die Bezeichnung „pessimistisch“ für diese Entwicklung zurück, da im Gegenteil das Streben zu Grunde liegt, das Unangenehme wenigstens in der Sprache zu beseitigen.

Aus Samoa. Die „Allb. Blätter“ vom 10. 5. 96 bringen folgende Mitteilung, der man kein Wort beizufügen braucht:

„Deutsch haben Sie an mich geschrieben? Das verstehe ich nicht, dann könnten Sie auch ebensogut griechisch oder hebräisch an mich schreiben!“

So näselte unser amerikanischer Oberrichter, als ich mich vor einiger Zeit bei ihm erkundigte, weshalb mehrere gegen Eingeborene wegen Diebstahl 2c. 2c. gerichtete Klagen, welche ich bei dem samoanischen Oberrichter eingereicht hatte, nicht zur Verhandlung kämen; und als ich dem deutschen Konsulatsvertreter gesprächsweise jene Antwort mitteilte, zuckte er die Achseln. —

Solche Antworten eines von drei Großmächten angestellten Juristen, der nach deutschen Begriffen klassisch gebildet, also in gewissem Grade auch der griechischen Sprache mächtig sein sollte, rufen uns immer wieder die schmachvolle Lage in das Gedächtnis zurück, in der die Deutschen in Samoa sich befinden und die geringe Fürsorge, welche die deutsche Regierung den hiesigen Reichsangehörigen und deren Interessen entgegenbringt. —

Diese mangelnde Fürsorge zeigt sich dadurch, daß die deutsche Regierung es zuläßt, daß ein der deutschen Sprache nicht mächtiger Beamter in einem Lande als Richter angestellt wird, in welchem die deutschen Reichsangehörigen mehr als zwei Drittel aller direkten und indirekten Steuern tragen und also mit mehr als zwei Drittel zu dem außergewöhnlich hohen Gehalte jenes Beamten beisteuern, in einem Lande, sage ich ferner, in welchem den Deutschen vertragsmäßig doch wenigstens die Gleichberechtigung mit Engländern und Amerikanern zugestanden ist. —

Sobald in dem Einigungskriege der deutschen Stämme gegen Frankreich das Deutsche Reich entstanden war, wurde die französische Sprache als diplomatische Geschäftssprache abgeschafft — doch wohl nicht um durch einen angel-

sächsischen Jargon ersetzt zu werden. Vielmehr wollte das auf eigenen Füßen stehende deutsche Volk nach eigener Sitte, eigenen Gesetzen, in eigener Sprache mit anderen Nationen verhandeln. —

Schwerlich ahnte man damals, daß eine Zeit kommen werde, in welcher Deutschland es stillschweigend mit ansehen würde, wie durch mit seiner Zustimmung angestellte und mit seinem Gelde bezahlte Beamte das deutsche Geld als nicht vollwertig, die deutsche Sprache als vor Gericht nicht zulässig erklärt werden würde, wie als Richtschnur für das Verfahren vor Gericht, anstatt der deutschen, die Gesetze einer englischen Kolonie (Neu Süd Wales) angenommen werden würden, in einem Lande, in welchem Deutschland das Protektorat zwar mit anderen Mächten gemeinschaftlich ausübt, wo aber deutsche Interessen nicht nur quantitativ, sondern noch weit mehr qualitativ überwiegen.

„Des Herren Wege sind dunkel,“ sagte man in älterer Zeit auch von der weltlichen Obrigkeit und beruhigte sich dabei; und das: „Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich vertraue ihr,“ von 1866, dürfte in 1896 nicht mehr am Plage sein, in einer Zeit, in der man die Handlungen der Menschen sowohl wie der Regierungen nach ihren Erfolgen beurteilt!

Nun die Erfolge jenes, von der deutschen Regierung mitunterzeichneten Samoa-Vertrages vom 14. Juni 1889 sind zu offenkundig und zu oft erörtert, als daß ein weiteres Eingehen auf dieselben heute erforderlich wäre. — Hoffen wir aber, daß erkannte Fehler recht bald beseitigt werden im Interesse des deutschen Ansehens, des deutschen Handels und zur Wohlfahrt des deutschen Volkes.

Matapoo auf der Insel Savaii (Samoa Inseln)

den 18. Januar 1896.

W. von Bülow.

Inhalt der No. 37.

Die neue Herrin. Roman von Karl Erdm. Edler. Fortf. — Schuldlos geopfert. Historischer Roman von Karl Verlow. Schluß. — Beiblatt: Sommer. Von Carl von Arnswaldt. — Lehren und Ringen Buddhas. Von Robert Falke. Schluß. — Well! Von Ernst Kayser. — Aus dem Berliner Arbeiterleben. Von einem Arbeiter. Karl Haupt. III. — Gedicht. Von G. G. — Neue Lyrik. Angezeigt von B. v. R. — Gedanken. Von Ulrich Kleist. — Rokokos. Von Gola Luigi. — Vermischtes.

Zur Beachtung!

Alle unverlangt an die Zeitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehenes, freigemachtes Umschlag einliegt. Jrgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 38.

Schwertklingen.

Waterländischer Roman

von

Hans Werder.

Erster Teil.

Erster Abschnitt.

Der neue und der alte Hof.

„Ich habe nicht Vater, nicht Mutter mehr,
Die Welt ist so ebe — das Herz so schwer,
Der Wind weht über die Heide!“

— — — — —
So laßt mich denn gehen durch Feld und Wald,
Ein Roß und ein Schwert gewinn ich mir bald,
Der Wind weht über die Heide!“

I.

Es sind beinahe hundert Jahre her, und schon stand das Haus so wie es heute noch steht, mit seinem hohen Ziegeldach, den epheumsponnenen Mauern und dem steinernen Wappen über der Hausthür. Tiefstehende Lindenbäume neigten ihre Zweige vor den Fenstern. Ein breiter Wallgraben, mit Wasser gefüllt, von Mummelblättern fast zugebedt, mit einer Zugbrücke versehen, zog sich um das alte, schlichte Herrenhaus her, schützend, während, damit kein Sturm der Zeit und kein Überfall der Feinde ihm etwas anhaben könnte.

Der alte, vornehme Medantiner Lehnsherr fürchtete denn auch nichts Derartiges. Er war ein pommerischer Junker von echter ehrenhafter Art, hatte als Seydlitz-Dräger — dem Knabenalter kaum erwachsen — unter Friedrich dem Großen die Schlachten von Roßbach und Kunersdorf mitgeritten und war nach schmerzlicher Verwundung, mit steifem Bein, ein jugendlicher Invalide, auf sein Lehnsgut in den pommerischen Waldbergen zurückgekehrt. Dort hauste und herrschte er seit jener Zeit — jahrzehntelang — und der schneeige Reif des winternahen Spätherbtes legte sich bereits versilbernd auf sein dunkles Haar und den kriegerischen Schnurrbart. Wie ein goldener Glanz aber lag über seinem Leben die Erinnerung an die stolze, glückliche Soldatenezeit, an die Ruhmes-

tage als Offizier des großen Königs! Längst — ach lange lagen sie hinter ihm. Sein Majorstitel, den ihm der König später noch verliehen, und das steife, bei stürmischem Wetter noch ein wenig schmerzende Bein waren das einzige, was ihm in Wirklichkeit davon geblieben.

Eben legte der Major von Roßlich die jüngst aus der Stadt eingetroffene „Spenerische Zeitung“ aus der Hand, den Blick verbüstert, die Stirn sorgenvoll gefaltet. Nachdenklich begann er sich zu äußern über die Lage der Dinge in der politischen Welt, die ernst genug aussah und worüber er soeben die neuesten Nachrichten vernommen.

Der korrische Abenteurer, jetzt erster Konsul von Frankreich, — es war im Jahre 1802 — erfüllte die Welt mit Unruhe und Aufregung. Preußen sah sich von Rußland, Österreich und England verlassen und wagte nicht den französischen Annahmungen und Beleidigungen entgegenzutreten. Neue Beweise dieser Sachlage erzählte da soeben die Zeitung. Das Herz des alten Seydlitz-Drägers blutete unter dem Gefühl dieser Demütigung des mit Stolz geliebten Vaterlandes.

„Glauben Sie mir, Papa,“ erwiderte ihm lebhaft sein Sohn, der elegante junge Lieutenant vom Regiment Gendarmes, welcher ihm in bequemer, doch anmutiger und immerhin respektvoller Haltung gegenüber saß, „unsere Armee steht schlagfertig da! Es bedarf nur eines Anlasses, eines wirklichen Übergriffes der französischen Regierung, und wir schlagen los. — Sie werden nicht daran zweifeln, Papa,“ fügte er mit leichtem Lächeln hinzu, „daß die Armee des großen Königs mit einem Faustschlage die zusammengelaufenen Legionen dieses französischen Adventuriers zerschmettern wird?“

Über das alte, edle Soldatenantlitz ging ein Ausdruck aufflammenden Stolzes. „Zweifeln — an meines großen Königs Armee! Nein, mein Junge, die kenne ich! An der zu zweifeln, das werde ich

auf meine alten Tage nicht mehr lernen. So wie unser alter Fritz bei Rossbach die Franzosen zu Paaren trieb, so denke ich mach' s seine Armee noch heute — wenn er sie leider auch nicht mehr selber führt! — Daß es doch nur endlich einmal losginge!“ fuhr er zornig fort. „Beim ersten Anlaß, sagst Du? Ich meine, wir hätten längst Anlaß genug gehabt! König Friedrich würde sich nicht so lange besonnen haben! Attackieren, nicht abwarten, war damals preussische Parole!“

Der Gardeleutnant zuckte die Achseln. „Uns Offizieren steht eine derartige Kritik nicht zu, cher papa! Doch sind Sie nicht der einzige, der so empfindet! Es giebt ja bekanntlich eine starke Partei in Berlin, die Seiner Majestät voraus zum Kriege stürmen möchte, und der Name, in dem sie sich zusammenfindet, heißt Prinz Louis Ferdinand!“

„Prinz Louis Ferdinand!“ wiederholte Herr von Rochlig. „Gott segne ihn! Ja, der ist ein Hohenzoller von echtem Schrot und Korn! Sieht seinem großen Oheim ähnlich, hat auch von seinem Feuergeist etwas abbekommen! An den mögt Ihr Euch getroßt anschließen! Es könnte der preussischen Armee nur zum Heile gereichen!“

„Sie predigen Meuterei, Papa!“ lächelte der Offizier. „Damit aber wäre Seiner Königlichen Hoheit am allerwenigsten gebient! Prinz Louis ist ein getreuer Unterthan seines Königs und nichts ist ihm schrecklicher, als wenn eben daran gezweifelt wird!“

„Das ist selbstverständlich! Wäre er sonst ein echter Hohenzoller? Könnte er ein Vorbild für preussische Soldaten genannt werden, wenn es anders wäre?“ rief der alte Soldat feurig. „Aber was in seinem jungen Kopf braust, das leuchtet auch daraus hervor: der Wunsch — Blik, Bomben und Granaten — die Schmach des Zögerns und der Unthätigkeit abzuschütteln, drunter zu schlagen und den Franzosen zu zeigen, daß wir heute noch das sind, was wir bei Rossbach waren!“

„Pardon, lieber Rochlig!“ ließ sich da die klare Stimme der Hausfrau vernehmen, welche, mit einer Strickarbeit beschäftigt, im hochlehnigen Sessel zwischen ihrem Sohn und Gatten am Tische saß. „Warum soll denn dieser junge leichtsinnige Prinz, von dessen wüsten Streichen — leider —“ sie seufzte — „alle Welt voll ist, eine maßgebendere Stimme führen als unser frommer König und seine edle, sanfte Gemahlin, welche beide ihr Volk lieben und für dasselbe den Frieden als nützlich und heilbringend erkannt haben!“

„Die Königin,“ rief lebhaft der junge Offizier, „verzeihen Sie, Mama, unsere Königin, sagt man, stehe mit ganzem Herzen zur Kriegspartei, hielte unser Zögern für ein Unglück und sehne eine Entscheidung herbei! Ich glaube nicht,“ fügte er hinzu, „daß Ihre Majestät über unsern herrlichen Prinzen ein so abfälliges Urteil hat als meine Frau Mutter, sondern daß sie besser als viele andere sein Streben und seine edlen Eigenschaften zu würdigen weiß!“

„Das freut mich für den Prinzen,“ entgegnete Frau von Rochlig kühl, „doch wünschte ich vor allem,

unsere geliebte Königin trachtete, uns den Frieden zu erhalten und Gott gäbe den Segen dazu, daß die Schrecken des Krieges uns erspart blieben. Alles andere sollte mir dann recht und gleichgültig sein!“ und dabei knitterten die Stricknadeln stärker in ihren schönen weißen Händen, als ob diese vor Erregung zitterten. Das geschah allemal, wenn vom Kriege die Rede war und ihr Herz in dem Gedanken erbehte, ihren einzigen Sohn mit hinauszuziehen zu sehen in Gefahr und Todesnot.

„O, mein Knäuel ist mir davongerollt!“ unterbrach sie sich plötzlich ungeduldig. „Wer hat mir nur den Faden zerrissen?“

„Das hat natürlich wieder Hasso gethan!“ ertönte von der Thür her eine übermüthige Knabenstimme.

Frau von Rochlig schrak nervös zusammen. „Hasso, um Himmels willen! wie Du mich erschreckt hast! Warum schleichst Du denn so unhörbar einher?“

„Ich soll ja nicht laut hereingestürzt kommen!“ gab der Gescholtene trotzig zurück. Er lehnte in der halbgeöffneten Thür; man mußte nicht, wie lange er vielleicht dort schon gestanden und zugehört hatte. Langsam näherte er sich jetzt dem Tisch, um welchen Vater, Mutter und Sohn beim Kerzenschein zusammen saßen. Gehörte er nicht mit hinein in diesen trauten Kreis? Er war der Nefse des Nedentiner Rochlig, der Sohn seines jüngeren Bruders, der, als Offizier bei den Zieten'schen Husaren, vor siebzehn Jahren mit dem Pferde gestürzt war und das Genick gebrochen hatte. Nach seinem Tode erst war Hasso geboren, das erste Kind. Die verzweifelte junge Witwe schien sich nur aufrecht gehalten zu haben, bis sie dem Kinde das Leben gegeben. Dann erlag sie in heftiger Krankheit der Dual und Aufregung ihres Schmerzes.

Bruder und Schwägerin des Verstorbenen nahmen den elternlosen kleinen Neffen an Kindes Statt auf, um ihn mit ihrem einzigen, mehrere Jahre älteren Sohne zu erziehen, und wie dieser mußte er sie Vater und Mutter nennen.

Da stand er vom Regen durchnäßt, das rötlich braune Haar feucht und wirr in der Stirn, eine hagere, sehnige Jünglingsgestalt, geschmeidig, doch un schön und unentwickelt. Ein unglaublich verwegener Ausdruck lag auf dem kleinen wetterbraunen Gesicht, zu dem die großen, dunklen, schwermüthigen Augen in einem zunächst ganz unverständlichen Widerspruch standen. Völlig unähnlich in jeder Weise erschien er seinem Vetter und Pflegebruder, dem schönen, feinen Gardeleutnant Hilmar.

Mit strengem Blick musterte Herr von Rochlig das verwilderte Aussehen des Neffen. „Hast Du Dich schon wieder auf Jagd herumgetrieben? Nichts anderes bringt der Bengel vor sich den ganzen langen Tag!“

„Wertwürdige Passion für einen Kavalierr!“ schaltete die Mutter ein.

„Ja, ist es nicht genug, wenn einer von uns der Frau Mutter das Garn abwickelt?“ gab Hasso wieder in dem rauhen, trotzigem Ton zurück.

Frau von Rochlig wandte sich um, ihm eine Erwiderung zu geben, doch dieselbe unterblieb. „Hasso, meine weißgeschuerten Dielen! Du abscheulicher Junge — mit diesen nassen Stiefeln! Ein See von Schlamm bildet sich, wo Du stehst! Sogleich geh hinaus und kleide Dich um, wie sich's gehört!“

„Ich geh ja schon! Pflege mir das nicht zweimal sagen zu lassen! Braucht keine Angst zu haben —“ die Thür fiel krachend hinter ihm ins Schloß.

„Impertinenter Schlingel!“ rief Herr von Rochlig auffahrend, als wollte er ihm nachteilen, um den Frechen mit zornigem Strafgericht zu erreichen, doch sein Sohn hielt ihn sanft zurück.

„Seien Sie nachsichtig, Papa! Er meint es nicht schlimm! In seinem Alter war ich nicht besser und habe mir nun doch auch leibliche Umgangsformen anzueignen vermocht!“

„O Hilmar, mein Liebling!“ rief Frau von Rochlig, „Du solltest nicht besser gewesen sein — nein, Gott sei Lob und Dank, nicht eine Stunde hast Du mir bereitet in Deinem ganzen Leben, wie dieser ungeratene Knabe sie mir täglich zu kosten giebt!“

Der ungeratene Knabe war unterdes ins Esszimmer getreten und überschaute mit Felbherrnblick die Reste der Abendmahlzeit, die auf dem gedeckten Tische seiner harrten. Eine Schüssel, in der einst Bratkartoffeln gewesen, was noch davon übrig war, bedeutete für ihn nichts Wirkliches mehr. Ein Gefäß mit Milchsuppe — er tastete daran mit dem Rücken seiner mageren braunen Hand: alles kalt! Die wenigen Schnitte von Brot und kaltem Fleisch genügten vielleicht einem Sperlingsappetit, nicht dem seinigen.

Ein Ausdruck tiefer Enttäuschung trat auf sein Gesicht, die schweren schwarzen Wimpern sanken herab und legten die Augen in Schatten. Deutete vielleicht das kleine verkümmerte Gesicht darauf hin, daß ihm sein „Vaterhaus“ öfter solche unwirkliche Tafel bot?

Mit einem Seufzer drückte Hasso die feuchtgerengete Jägermütze wieder in die Stirn und schritt in den unfreundlichen Herbstabend hinaus. Es dunkelte bereits, der Wind rauschte klagend in den alten Linden. Auf der Zugbrücke begegnete ihm eine Gestalt, nicht mehr deutlich erkennbar in der Dämmerung.

„Bist Du's, Junter Hasso?“ traf die halblaute Frage an sein Ohr.

„Ja! hast Du schon Abendbrot gegessen, Fritze?“

„Natürlich! schöne Pellkartoffeln und frisches Schweineschmalz! Hättest mitkommen sollen, Junter, es war genug für Dich da, nun wird es schon kalt sein!“

„Schade!“ war Hassos Entgegnung. „Bei mir zu Hause war auch alles kalt und nichts Vernünftiges mehr da! Aber wo willst Du hin?“

„Unsere Hasen ins Schloß bringen! So geht es in der Welt, Junter! Du schießt sie ihnen und dafür essen sie Dir's Abendbrot auf!“

„Um, ich will mal sehen, ob Fräulein Lotte noch etwas für mich hat!“

Die beiden Freunde schritten aneinander vorbei, des Jägers Fritze der herrschaftlichen Küche zu. Junter Hasso ging weiter bis zu einem kleinen Hause, das, von Rasenflächen und geschorenen Buchbeden umgeben, mit erhellten Fenstern ihm freundlich entgegenwinkte. Es war dies der „alte Hof“ — und ein dritter Bruder Rochlig wohnte darin, Hilmar's und Hassos Oheim, ein ältlicher Witwer mit seiner einzigen Tochter. Onkel Ruprecht hieß der würdige Herr und stand bei seinen beiden Neffen in großem Respekt. Nicht als ob er etwas sonderlich Ehrfurchtgebietendes an sich gehabt hätte. Aber er lebte in einer andern Welt als die, welche seinen Angehörigen sonst bekannt und zugänglich war, und darum erschien er ihnen wie ein Wesen absonderlicher Art, das mit einer gewissen Scheu betrachtet werden mußte.

Herr Ruprecht von Rochlig war Gelehrter, saß inmitten seiner Bücher schreibend, lesend und denkend den ganzen langen Tag und bis tief in die Nächte hinein, und stand in freundschaftlicher Beziehung und mäßig regem Briefwechsel mit dem Philosophen Fichte. Kein Wunder, wenn er, von derartigen Interessen befeelt, keines mehr übrig hatte für die Landwirtschaft seines Bruders, noch für die Jugendstreicherei seiner beiden Neffen. Leider aber war selbst dasjenige für seine Tochter nur gering ausgebildet.

Da saß sie in ihrem sauberen, behaglichen Bohngemach, Lotte von Rochlig, allein bei mattem Kerzenlicht und spielte die Harfe. Sie war thätig und arbeitsam von früh bis spät. Aber jetzt zur Feierabendstunde ruhten auch ihre fleißigen Hände und ein ernstes Buch oder die liebliche Trösterin Harfe mußten ihre Erheiterung und Gesellschaft sein, wenn nicht durch den Verkehr mit den Verwandten vom „neuen Hofe“ ihre Einsamkeit unterbrochen wurde.

Jetzt ward laut und schroff an die Thür gepocht und ein Lächeln ging über ihr Gesicht, als sie „herein“ rief. Eine schneeweiße Katze, die auf einem Kissen zu ihren Füßen kauerte, sprang bei dem Schall erschrocken auf und floh mit gekrümmtem Rücken unter den Sessel ihrer Herrin.

„Komm nur herein, Hasso!“ rief diese lachend.

„Der Schrecken der Deiner Erscheinung vorangeht, verkündet Dich sicherer, als wenn Du einen Lakaien mit der Anmeldung schicktest!“

Er stand jetzt vor ihr, die Mütze in der Hand, ebenso naß und verwildert als da ihn seine Pflegemutter zur Thür hinausgewiesen. „Flöße ich auch Dir Schrecken ein, Lotte, wenn ich komme?“

Sie betrachtete ihn von oben bis unten. „Schrecken? nein, das wäre zu viel gesagt. Aber man weiß ja, daß ohne eine kleine Aufregung, und wenn's ein zerbrochener Stuhl wäre, Deine lieben Besuche nicht abgehen, mein guter Hasso! — Übrigens, was verschafft mir die Ehre zu dieser vorgerückten Tageszeit? Du siehst noch reichlich unternehmend dafür aus!“

„Der Hunger treibt mich zu Dir, verehrte Base! Ich war mit Fritzen auf Jagd, wir haben Hasen geschossen, drei Stück! Und nun habe ich kein Abendessen bekommen und bin so schrecklich hungrig!“

„Armer Schelm! Wie gewöhnlich! Setze Dich her und warte einen Moment, ich will Dir etwas besorgen!“

„Ich sollte Dich nicht so oft damit inkommodieren!“ bemerkte er jetzt nachdenklich. „Künftig werde ich mit Frixen zu seiner Mutter gehen, die hebt ihm immer etwas auf und dann hat wenigstens niemand Mühe davon!“

„Das brauchst Du nicht!“ erwiderte sie mit Bestimmtheit. „Für Dich habe ich stets noch etwas und Mühe macht es mir auch nicht! Nun warte!“

Sie ging hinaus, die Kaze wollte ihr folgen, veräuerte jedoch den Anschluß und befand sich nun mit Junker Hasso allein im Zimmer. Er bemerkte das Unbehagen, welches dies Bewußtsein ihr bereitete, setzte sich auf den Stuhl, welchen vorhin seine Base innegehabt, und nahm lachend das Kästchen auf den Schoß. „Ich thu' Dir doch nichts zuleide, Du dummes Geschöpf! Du solltest mir eine Reverenz machen, wenn ich komme, und nicht fauchen wie verrückt! Pui —“ und damit hatte sie eins über die Nase mit seinem kräftigen Finger. Ihr Zorn ergökte ihn und er begann, sie gegen den Strich zu streicheln, bis ihr Ärger in Wut überging. Dann that das kleine Tier ihm leid und er warf es mit leichter Bewegung zur Erde. Es dauerte lange, bis Lotte wiederkam. Er fing an mit dem Licht zu spielen, drückte das Wachs mit den Fingern zusammen und erlebte es endlich zu seinem Leidwesen, daß die Kerze umfiel und plötzliche, unerwünschte Finsternis ihn umgab. Das Kästchen miaute kläglich. Aus dem Nebenzimmer, wo Herr Ruprecht arbeitete, fiel ein matter Lichtkreis durch die Thürspalte und gerade über die Harfe hin, auf welcher Lotte vorhin gespielt. Hasso zog sie näher zu sich heran und griff mit kraftvoller Faust in die Saiten. Sie rauschten und erschauerten, eine zerriß mit leisem Klage laut. Nicht unharmonisch klang sein Spielen, denn er besaß viel musikalisches Gehör, doch gewaltsam und für die Harfe selber lebensgefährlich.

Eiligst kam Lotte wieder herein, nicht ohne Licht, denn sie hatte einen Teil seiner Unthaten bemerkt. „Willst Du wohl meine Harfe stehen lassen, Du unartiger Junge!“ und mit einem Schlag auf seine Hand besetzte sie von derselben das gefährdete Instrument. „Kazen, Lichter, Harfen, an allem vergreift er sich und wundert sich dann noch, wenn sie alle erschrecken bei seinem Eintritt!“

„Lotte, weißt Du, was das kostet, wenn Du mich schlägst?“ fragte er mit blitzenden Augen. „Nicht umsonst laß ich mir das von Dir gefallen, schon seit lange nicht, Du weißt es!“ Er sprang auf, ehe sie sich's versah, und schloß sie in seine kräftigen Arme. Sie vermochte sich nicht zu rühren unter den eisernen Klammern und versuchte es auch nicht.

„Sei nicht unverschämt, Hasso!“ sagte sie leise, aber fest.

„Ich bin es auch nicht! Gib mir freiwillig einen Kuß, Lotte!“

„Nein!“

Sofort löste er die Arme und gab sie frei, doch

ein Ausdruck von Weh zog flüchtig wie eine Wolke über sein Gesicht.

„Nun komm!“ sagte sie ruhig. Er folgte ihr ins Eßzimmer, wo sie ihm gegenüber Platz nahm, und er ließ sich's herrlich schmecken, was sie in ihrer Fürsorge für ihn herbeigeschafft. Dabei schaute er zuweilen auf und betrachtete sie mit seinen dunklen, melancholischen Augen. Sie war ein schönes Mädchen mit weichem und vollem braunem Haar, das sie nach der Tracht der Zeit über der Stirn gescheitelt und tief am Hinterkopfe verschlungen trug. Die edle Form und leicht gesenkte Haltung ihres Kopfes kamen dadurch aufs schönste zur Geltung.

Hasso hielt plötzlich in seiner angenehmen Beschäftigung inne. „Du hast mich ja noch gar nicht nach Hilmar gefragt?“ bemerkte er in herausforderndem Tone.

Es zuckte leicht um ihre Augen. „Warum sollte ich?“ fragte sie kühl zurück.

„Warum Du solltest?“ Er lachte unliebenswürdig. „Ja dann wird er hier wohl stundenlang gefressen haben, während ich mich auf Jagd herumtrieb, und Dich angeschmachtet, und Du weißt besser über ihn Bescheid als ich, sonst würdest Du wohl wissen, warum Du fragen sollst!“

Lotte hörte seine Rede ruhig mit an. Dann erhob sie sich stillschweigend, kehrte in ihr Zimmer zurück und zog die Thür hinter sich zu.

Mit Hassos Appetit war es zu Ende. Er schob den Teller von sich — zögerte noch einen Augenblick und eilte ihr dann nach.

Sie saß auf ihrem Platz, ein Buch in der Hand, gelassen, als ob er nicht für sie in der Welt wäre.

„Warum bist Du so stillschweigend fortgegangen, Lotte?“ fragte er mit unsicherem Tone.

„Weil ich mich nicht mit Dir zu unterhalten wünsche, sobald Du ungezogen wirst!“ lautete die klare Entgegnung.

Er stand dicht vor ihr und blickte auf ihren weichen, glänzenden Scheitel nieder. Hestig stürmte es in ihm. Er hätte sie so gern um Verzeihung gebeten, doch das Wort fand nicht den Weg über seine trozigen Lippen. Seit ihn vor Jahren einmal sein Pflegevater darum geschlagen, bis aufs Blut, und es doch nicht von ihm zu erreichen vermocht, hatte er es niemals wieder ausgesprochen. Und doch wollte er ihre Verzeihung haben. Da kniete er plötzlich nieder, faßte mit beiden Händen nach ihrer Rechten und legte stumm das Gesicht in ihren Schoß.

Lächelnd, mitleidig blickte sie herab auf das gebeugte und doch unbeugsame Knabenhaupt. „Nun steh' wieder auf, Hasso, der Friede ist hergestellt! Ich höre meinen Vater kommen!“

Mit einer einzigen raschen Bewegung sprang er auf. „Dann will ich fort! Onkel Ruprecht pflegt sich noch weniger über mich zu freuen als die Kaze und die Harfe! Gute Nacht, Cousinchen, Dank für die Akzung!“ Er drückte einen Kuß auf ihre Hand, eine arbeitssame, nicht sonderlich gepflegte Hand, schlug noch einmal mit seiner weichen Mühe nach der auffauchenden Kaze und stürmte zur Thür hinaus.

Zu gleicher Zeit schaute Herr Ruprecht von Hochlit

ins Zimmer. „Wer ging da fort? Mit wem sprachst Du? War schon wieder Hilmar hier?“

„Nein, Gasso!“

„Gasso! Gut, daß er fort ist — ein wilder, unbrauchbarer Mensch! Noch unfähiger als Hilmar! Schade, daß meine Brüder solche Söhne haben! Schade! Willst Du mir dies abschreiben, Lotte? Mir thun die Augen schon weh und es liegt mir daran, diesen Brief morgen zur Stadt senden zu können! Er soll nach Jena, und darum hätte ich ihn gern von Dir abgeschrieben! An Professor Fichte nach Jena!“

„Gewiß, gern, wenn Sie es wünschen, lieber Vater!“

II.

Gasso fand die Thür seines väterlichen Hauses der vorgehenden Stunde wegen bereits verschlossen, wie ein erfolgloses Rütteln an derselben ihn belehrte. Schnell gefaßt pochte er an das Fenster des Wohnzimmers, hinter dessen Läden er noch Licht durch die Spalten schimmern sah. Gleich darauf ward der Laden geöffnet, vorsichtig auch das Fenster und Hilmar spähte heraus. Rasch mit beiden Händen ergriff Gasso das Fenstergeländer und zog sich daran empor, leicht und geschmeidig wie eine Katze. Mit einem Sprung stand er im Zimmer. „Die Hausthür war schon zugeschlossen!“ bemerkte er dabei im Tone der Erläuterung.

Frau von Rochlitz warf einen einzigen Blick auf ihn, doch schwieg sie. Für jede seiner Unthaten ihn zur Rechenschaft zu ziehen, das ging über ihre Kräfte und nützte auch nichts! Wie er sie dadurch erzürnte, wußte er ja hinlänglich selber. Der Hausherr aber ließ seinen Empfindungen Worte.

„Kannst Du nicht zur Thür hereinkommen wie andere vernünftige Menschen?“ schraubte er ihn an. „Man denkt wahrhaftig, der Teufel selber stürzt sich da zum Fenster herein! Hausthür verschlossen! Wo, zum Ruckuck, hast Du Dich so lange herumgetrieben? — Sprich! Hörst Du nicht, daß ich Dich frage? Wo bist Du gewesen?“

„Auf dem alten Hof!“

„Jetzt, um diese nächtliche Zeit?“

„Ja! Lotte gab mir Abendbrot! Hier war ja nichts für mich!“

Dieser Vorwurf schredte die Hausherrin denn doch aus ihrer Zurückhaltung auf. „Aber Gasso, was nimmst Du Dir heraus! Das ist ja unerhört! Was sollen die Verwandten davon denken — als ob Du hier verhungern müßtest! Ein für allemal verbitte ich mir solche Taktlosigkeiten!“

„Wie Sie befehlen, Mama! Dann gehe ich also künftig mit zu Frigens Mutter! Er hat mir's schon angeboten! Oder woher soll ich mir sonst ein Stück Brot verschaffen?“

„Woher? — Aber Junge, der Tisch steht doch hier gedeckt! Und trifft sich's einmal unglücklich für Dich, so gehst Du zu Mamsell Christiane, die Dich versorgen wird! Ich begreife nicht, warum Du es vorziehst, in fremden Häusern umherzulaufen und zu betteln!“

„Onkel Ruprechts Haus ist mir kein fremdes!“ gab er kalt zurück.

„Jetzt kein Wort weiter, Du auffässiger Schlingel!“ brauste Herr von Rochlitz abermals auf. „Büßlich hast Du Dich zu den Mahlzeiten einzufinden und damit Holla! Dich werd' ich wohl noch lehren, Ordre zu parieren!“

Gasso schwieg, wie ihm befohlen war, doch in seinem Blick lag unverhohlener Aufruhr. Er haßte die Mamsell Christiane, und Mamsell Christiane haßte ihn, schon um all der Hühner willen, die sein Hund zu Tode gebissen; um der Fensterheben, die seine Wurfgeschosse zerschmetterte, um der Raubzüge willen, die er mit Jägers Fritz auf ihre Obst- und Vorratskammern unternommen. Und ihrem Wohlwollen sollte er sich anvertrauen? Nimmermehr! Nein, nach wie vor würde er sich sein gutes Recht suchen, wo er's finden konnte. Der Entschluß stand fest bei ihm und nur allzukur auf seiner Stirn geschrieben.

Eine unbehagliche Pause entstand. In nervösem Frösteln zog Frau von Rochlitz ihre seidene Mantille enger um die feinen Schultern. Welch trauliche Abendstunde war es gewesen, in ruhiger, genußreicher Unterhaltung mit dem gutgelaunten Gatten und dem lebenswürbigen, über alles geliebten Sohne — bis dieser wilde Bube zum Fenster hereingeschneit war und mit ihm Unbehagen, Verstimmung, Scenen. O wie litt sie darunter! Wie lehnte ihr ganzes Empfinden sich auf gegen den Eindringling, der nur Unruhe, Pein und Gewissensbisse in ihr Leben brachte. Ja, wenn das wenigstens nicht gewesen wäre, daß sie sich selber anklagen mußte, fort und fort.

Wieder war es Hilmar, der das Unbehagen zerstreute. Gassos stürmisches Einbrechen hatte ihn an ein spaßhaftes Vorkommnis in seinem Offizierkorps erinnert, das er nun launig zum besten gab.

Während der Erzählung entzündete sich auch in Gassos bis dahin störrisch gesenktem Blick der Funke des Interesses und steigerte sich zu strahlender Wärme.

„Papa!“ sagte er plötzlich, als die Geschichte beendet war, „wenn Hilmars Urlaub zu Ende ist, möchte ich mit ihm nach Berlin gehen! Ich sprach Ihnen schon einmal davon; nicht wahr, Sie werden es mir erlauben?“

„Nein! Da Du mir schon einmal davon gesprochen, solltest Du auch begriffen haben, daß ich es nicht will! Einen Taugenichts wie Dich kann man nicht in die Welt hinaus schicken, wenn man nicht will, daß er zu Grunde geht!“

„So lassen Sie mich doch zu Grunde gehen! Hier werde ich gewiß auch nicht besser als ich bin!“

„Schlimm genug, wenn Du Dir das vornimmst!“ bemerkte Frau von Rochlitz mit einem Seufzer. „Was wolltest Du denn übrigens in Berlin?“

„Als Junker eintreten! Vielleicht, wenn nicht anders, in Hilmars Regiment!“

„In Hilmars Regiment! O! Um ihm die angenehme Stellung zu verderben, die er sich darin erworben hat? Denn etwas anderes wäre doch gewiß nicht von Dir zu erwarten!“

„Unsinn!“ schnitt Major Rochlitz abermals mit

rauhher Kürze die Erörterungen ab. „Du bleibst hier und lernst zunächst Dich als vernünftiger Mensch zu betragen! Dann werden wir weiter sehen!“

Stumm blickte Gasso vor sich nieder auf seine festgeballten Fäuste. Nach einer Weile erhob er sich. „Gute Nacht, Mama!“ Er bückte sich und berührte mit den festgeschlossenen Lippen ihre Hand, die sie ihm nur unwillig überließ. Dem Vater ward ein gleicher Gruß zu teil. Dann schlug er Hilmar auf die Schulter, daß dieser in der Überraschung zusammenknickte. „Gute Nacht, mein Sohn!“ und fort war er.

„Aber Gasso!“ Der Schreckensruf verhallte ungehört.

„Papa, verzeihen Sie mir,“ sagte Hilmar, „Sie sind streng gegen ihn! Selbst Sie, meine süße, sanfte Mutter!“ Er legte zärtlich den Arm um sie, und das seine Antlitz der Dame lehnte sich wie ermüdet auf seine Schulter.

„Schilt mich nicht strenge, mein geliebter Sohn! Du weißt es nicht, was ich durch ihn leide! O, warum kann er Dir nicht ein ganz klein wenig nur ähnlich sein!“

„Aber Mutter!“

„Ja, Hilmar! So häßlich von Angesicht, schon das ist mir schwer! Und so rauh in seinen Sitten, so störrisch, so widerwärtig von Charakter! In all seinen Eigenschaften meinem ganzen Geschmack entgegen! O, warum mußte er mir aufgebürdet werden, wo doch so viel Glück und Wonne in meinem einzigen Herzblatt mir beschieden war!“

„Mutter, setze Deinem Jungen nicht so viel in den Kopf!“ brummte der Dragonermajor dazwischen, und doch ruhte auch sein Blick mit einem Stolz auf dem Sohne, welcher der mütterlichen Anbetung kaum an Innigkeit nachstand.

„Mich wundert es doch, daß Sie so viele schlechte Eigenschaften an ihm sehen, liebe Mutter,“ erwiderte Hilmar auf das alles mit einem Lächeln verzeihlicher Selbstgefälligkeit. „Ich denke anders über ihn. Unter den vielen jungen Leuten, die ich bei meinem wie bei anderen Regimentern kennen gelernt, dürften nur wenige sein, die ich an Herzengüte und treuer Kebligkeit ihm vergleichen möchte!“

Frau von Rochlik blickte mit einem Strahl der Verklärung im Auge zu ihm auf. „Es gehört eben Dein Herz dazu, mein Hilmar, um ihn in solchem Lichte erblicken zu können!“

Als Hilmar bald darauf sein Schlafgemach betrat, sah er noch Licht in der Kammer nebenan, die Gasso bewohnte. Er öffnete die Thür und schaute hinein. Gasso lag schon in seinem Bett, doch den Kopf in die Hand gestützt, den finsternen Blick auf das flackernde Licht der Unschlittkerze gerichtet, und hob ihn auch nicht auf, als sich Hilmar ihm näherte. Still setzte sich dieser auf den schmalen Rand des Lagers und legte seine Rechte, die schön gepflegte weiße, auf Gassos harte, braune Hand. Der zog sie fort und sein Kopf sank auf das Kissen zurück. Sprechen konnte er nicht, das Herz brannte ihm zu sehr in heißem, unverstandenem Weh. Auch Hilmar schwieg beklommen. Sein Blick streifte forschend

durch das Zimmer. Es sah unbeschreiblich darin aus. Schmutzige Stiefel, gebrauchte Wäsche- und Kleidungsstücke lagen auf der Diele, sowie auf Tisch und Stühlen umher. Dazwischen Flinte, Messer und sonstige Jagdgeräte, Peitschen, Bindfaden, Handwerkszeuge aller Art, auch einige Bücher und Hefte. Und mitten in diesem Chaos, weich gebettet auf dem Jägerrod seines Herrn, ruhte Fides, der Jagdhund, und sah mit unverhohlenem Mißtrauen zu dem Eindringling auf. Dieser mußte unwillkürlich lächeln.

„Aber lieber Junge — ein unbegreifliches Exemplar bist Du doch auch wirklich, selbst für mich! Nun denke, wenn die Mutter, dieses Bild der Eigenheit und Sauberkeit, hier einmal hereinsieht, in diese Räuberhöhle, die ihr Sohn bewohnt, was muß sie dabei empfinden!“

„Ich bin eben nicht ihr Sohn!“ kam es stöhnend von Gassos Lippen. „Ach, Hilmar, wär' ich doch —“ er brach ab, der Festigkeit seiner Stimme nicht trauend. Er wollte nicht weich werden, nicht das verräterische Maß zu seinen trockenen Augen aufsteigen lassen. Es war so lange her, daß er keine Thräne mehr geweint, es sollte auch nie, nie wieder geschehen! Er war ja kein Knabe mehr! Früher hatte er's oft gethan! So oft, wenn sein warmes Kinderherz nach Liebe verlangt, und das Verlangen ihm immer unerfüllt blieb! Zum letzten Mal geschah es, als er an einem Frühlingstage der Mutter die ersten weißen Mummeln aus dem Wallgraben gebracht, ihre Lieblingsblumen, wie er wußte. Er hatte sie mit einiger Lebensgefahr gepflückt, bis unter die Arme in das schlammige Wasser versinkend, und näherte sich so, von Nässe triefend, in froher Unbefangenheit der Herrin des Hauses. Und sie trieb ihn von sich, entrüstet, entsetzt, bemüht, von ihrem Kleide, von Diele und Möbeln die Schlammspuren zu entfernen. Kaum wußte sie es selber, daß ihre Hand ihm einen Schlag versetzt — einen so leichten Schlag, er fühlte ihn kaum und glaubte doch, daß er unauslöschlich auf seiner Wange brennen würde sein Leben lang. Bittere, heiße Thränen rollten unaufhaltsam über die Stelle hin. — Die schönen, weißen Blumen lagen fortgeschleudert am Boden. Da fand sie Hilmar, hob sie auf und brachte sie der Mutter. Die nahm den Strauß lächelnden Blickes und küßte ihn auf die Wange.

Gasso sah es und schwor in seinem Herzen, nie wieder eine Thräne um solches Leid zu weinen. Und er hielt seinen Schwur. Trockenen Auges, mit zusammengebissenen Zähnen ließ er fortan alles, auch das Herbstes, über sich ergehen. Ob aber dem heißen, jungen Herzen wohl dabei zu Mute war, keinen Tropfen Leids mehr auszuweinen, sie alle erstarren zu lassen zu fester, harter Rinde, die wie eine schmerzhafteste Fessel darauf lag? Es sah nicht danach aus.

Jetzt auch war er seiner Bewegung völlig wieder Herr geworden und heftete den großen, sprechenden Blick auf seinen Bruder. „Du — ich bleibe aber nicht hier! Wenn ich bei Deinem Regiment nicht eintreten soll, ist mir's gewiß recht! Zu den Zieten-Husaren will ich, wie mein Vater! Und Euch brauche

ich überhaupt nicht, werde mir schon allein forthelfen! Wenn ich nur erst fort bin von hier!"

"Du sollst auch fort!" beschwichtigte ihn der Ältere. "Ich werde mit Papa sprechen und ihm noch einmal die Sache vorstellen in Deinem Interesse! Auch wegen eines Regiments —"

"Nein, nein, das laß nur," unterbrach ihn Gasso. "Mir ist heut etwas anderes eingefallen, während ich zuhörte, was Ihr spracht — als ich von draußen hereinkam!"

"Da sprachen wir vom Prinzen Louis, soviel ich mich entsinne! Auf dessen Hilfe wirst Du doch nicht rechnen wollen?"

Gasso ging nicht auf die Frage ein. "Was haben Deine Eltern eigentlich darunter, daß ich hier sitzen soll wie ein Narr und mich schlecht behandeln lassen?" fuhr er ingrimmig fort. "Die Mama besonders wäre froh, mich los zu sein! Und wem liegt sonst etwas an mir? Wenn wenigstens Lotte —" er brach ab.

"Nun?" fragte Hilmar. "Lotte ist doch gewiß immer gut zu Dir gewesen?"

"Ja, sehr gut! Aber — doch bist Du es, den sie liebt!"

"Unfinn!" sagte Hilmar, doch seine Stimme klang so weich dabei, daß man das Wort für eine Liebkosung hätte halten können.

"Nein, nein!" fuhr Gasso nach kurzem Schweigen fort. "Es giebt nur zwei Menschen auf der Welt, die mich vermissen würden und die können mitkommen!"

"Zwei? Wer kann denn das sein, Gasso? Wen meinst Du?"

"O, Du kennst sie nicht einmal? Jägers Frides meine ich, der auch Soldat werden will, und der andere ist Fides! — Was lachst Du? Bildest Du Dir etwa ein, Fides wäre kein Mensch?" — Der Jagdhund erhob sich, da die geliebte Stimme seinen Namen nannte, trat herzu und legte seinen Kopf auf den Bettrand. Mit einer zärtlichen Bewegung legte Gasso den Arm um ihn, der sich braun und mager aus dem Hemdärmel hervorreckte. — "Erst zeige mir einen Menschen, der so treu zu einem hält wie Fides zu mir, dann will ich Dir erlauben, darüber zu lachen, daß ich ihn als Menschen betrachte!"

Ernsthaft genug klang diese Weisheit von den jungen Lippen, doch Hilmar lachte und schüttelte ihn an der Schulter. "O Gasso, wenn Du nicht ein so närrischer Kauz wärest, daß man sich ausschütten möchte über Dich! Nun schlaf Du nur Deine Jagdstrapazen aus und im übrigen laß mich sorgen!" Dann ging er und ließ den andern mit seinem braun und weiß gefleckten Herzensfreunde allein.

III.

Die frühe Abenddämmerung fiel in den schon herbstlich gelichteten Wald. Die Blätter rauschten im Winde, hie und da knarrte ein dürrer Ast, und der Ruf einer Eule tönte einsam und klagend daher. Sonst war es still und verschwiegen auf den Pfaden,

die unter den dunkelschattenden Baumriesen zwischen Abhängen und Brüchen dahinschlüpfen. Da auf einmal ertönte Gesang. "Nun danket alle Gott" — von lautstimmender Männerstimme gesungen, der ganze Choral von Anfang bis zu Ende. Dann "Ein feste Burg ist unser Gott" — "Was fürcht'ist Du Feind Herodes sehr" — das ganze in lutherischen Kirchen bräuchliche Gesangbuch schien der frommen Sänger inne zu haben. Der Redentiner Pfarrer war's, ein greiser Herr, dem spärliches Silberhaar unter dem schwarzen Sammetkäppchen hervorquoll, dessen helle Augen aber in die Welt hineinschauten, als lebte die ewige Jugend darin. Der würdige Herr pflegte die weit verstreut wohnenden Gemeinden seines Kirchspiels auf seelsorgerischen Fußwanderungen zu besuchen, denn die kräftigen alten Füchse, die er des Sonntags fuhr, hatten an Wochentagen den Acker zu bestellen und standen nicht zu seiner Verfügung. Auch war die rüstige Bewegung ein vorteilhaftes Mittel, die Glieder geschmeidig und den Körper jugendlich frisch zu erhalten. Wären nur die Rückwege nicht gewesen, so ganz allein an mehr oder weniger dunklen Abenden, durch den großen, einsamen Wald! Der wadere Pfarrer fürchtete sich ja eigentlich nicht, aber doch war's ihm auch wiederum nicht so ganz behaglich dabei zu Mute. Und so wählte er sich zur Begleitung seinen eigenen freudig frommen Gesang. Ob böse Menschen oder böse Geister, sie wichen wohl sicher zurück und ließen ihn ungehindert seine Straße ziehen unter dem Schutze dieser tröstlichen Lieder.

"Mit Vater und dem Heil'gen Geist
Von nun an bis in Ewigkeit!"

so schloß er eben das letzte begonnene Lied.

"Guten Abend, Herr Pfarrer!" rief da eine Stimme neben oder über ihm, als käme sie von den Bäumen herab. Der Pfarrer blieb erschrocken stehen und blickte um sich. Da kam es von der hohen Thalwand herunter, wild und rasch, daß Gesträuche und Zweige knackten. Eine geschmeidige Gestalt wand sich aus dem Dickicht hervor und Junker Gasso stand vor ihm. Er zog den Hut sehr tief, denn er empfand besonderen Respekt vor dem alten Pfarrer.

"Junker Gasso, wie Sie einen erschrecken können!" rief dieser tadelnd. "Kommen da hervorgebraust wie der böse Feind in eigener Person!"

"Der kommt ja nicht, wenn Sie Ihre hübschen Lieder singen, Herr Pfarrer!" erwiderte Gasso unverzagt. "Mich lockten sie schon von weitem herbei! Darf ich Sie bis nach Hause begleiten? Ich habe mit Ihnen zu reden!"

Er trat an die linke Seite des geistlichen Herrn, und sie setzten gemeinsam den Weg fort. Fides folgte ihnen, die Nase gefenkt und sichtlich aufs tiefste gelangweilt.

"Mir deucht," begann der Pfarrer, "wenn Sie etwas zu sagen hätten, mein guter Junker, so fänden Sie Zeit genug dazu nach den Studia in meinem Zimmer. Dieser Überfall im Walde will mir dazu nicht erforderlich erscheinen!"

"Ich komme nicht mehr zum Unterricht zu Ihnen, Herr Pfarrer!" lautete die einigermassen trockene

Entgegnung. „Ich habe genug gelernt! Das eben wollte ich Ihnen sagen!“

„Nun, nun — was ist das?“ In zorniger Überraschung funkelten die hellblauen Augen ihn an, und eine strenge Falte grub sich zwischen die klaren Augenbrauen. „Sprechen Sie das aus sich selber, Junker Hasso? Ich vermag nicht anzunehmen, daß der Herr Major Sie — und zumal unter dieser Form — zum Überbringer einer Kündigung sollte ersehen haben!“

Pfarrer Bürn hatte bis zur Zeit Hassos wissenschaftliche Ausbildung geleitet, mit aller hierzu erforderlichen Straffheit und Strenge. Es war nicht immer sänftiglich zwischen ihnen hergegangen, denn der Lehrer war heftig und feurig und der Schüler ein schwer zu biegender junger Stahl. Das mit Tabaksdampf erfüllte Studierzimmer wußte davon zu erzählen. Nachdem er jedoch vor einigen Jahren seinen Zögling eingeseget, nannte er ihn Sie und behandelte ihn mit größerer Schonung seiner Jünglingswürde als vordem. Den Respekt sich zu erhalten hatte er aber dennoch verstanden, und nie bis zu dieser Stunde hatte er eine so entschiedene Sprache vernommen, wie Hasso sie da soeben führte.

„Ich spreche aus mir selber, Herr Pfarrer,“ nahm dieser jetzt wieder das Wort. „Ich habe es meinem Onkel gesagt, ich will fort, nach Berlin zunächst und bei einem Reiterregiment eintreten, wie mein Vater! Noch hat er nicht eingewilligt. Hilmar will noch einmal mit ihm darüber reden, erlaubt er es dann, so ist es gut. Wenn nicht, so gehe ich bei Nacht und Nebel auf und davon.“

„Und das unterstehen Sie sich, mir zu sagen?“ polterte der Pfarrer los. „Bilden sich etwa ein, ich würde Sie unterstützen bei solcher Narretei oder auch nur dulden, daß mein Zögling so von Anbeginn den Weg des verlorenen Sohnes einschlägt?“

„Sie werden es nicht hindern können! Ich hab's mir lange überlegt, nun steht mein Plan fest und ich führ' ihn aus! Wollten Sie mich meinem Onkel verraten, Herr Pfarrer, so ändert das auch nicht viel! Selbst wenn er versuchte mich einzusperrn! Er hat's bereits erfahren, daß es in Redentin keinen Keller und keine Bodenkammer giebt, wo ich nicht herauskomme, wenn ich will! Und selbst wenn er mich in Ketten schmiedet, so findet sich sicher ein Schmeldegefelle, der mit mir unter einer Decke steckt!“ Er lachte und dehnte seine jungen nervigen Arme im Vollgefühl unbezwinglichen Kraftbewußtseins.

„Kein Wort mehr, Sie ungeratener Absalom!“ schalt abermals der Pfarrer. „Sind das die Früchte meiner Lehren und Ermahnungen? Schämen sollten Sie sich! Haben Sie so ganz das vierte Gebot vergessen mit seiner Verheißung und seinem Fluch?“

„Das vierte Gebot —“ wiederholte Hasso mit langsamer Betonung. „Was soll mir das? Ich habe weder Vater noch Mutter!“

„Und Sie wollten vergessen haben, Junker, daß das vierte Gebot für Eltern und Herren, Lehrer und Vorgesetzte gilt, also auch wahrlich für die Pflegeeltern? Und da der Herr Major Ihr Vater nicht ist, haben Sie da nicht doppelt Grund, dank-

bar zu sein, daß er sich Ihrer angenommen und wie ein Vater an Ihnen gehandelt hat?“

Hasso hemmte den Schritt. Die dunklen Augen schauten zu seinem Lehrer auf mit einem Blick, der diesem weh that. „Er hat mich nie wie ein Vater behandelt! Mich aufzuziehen und zu unterhalten war er verpflichtet als Lehnsoberrhaupt und bekam Erziehungs-gelder dazu von meinem Vermögen! Also nicht einmal Kosten habe ich ihm verursacht!“

„Nein, doch dafür Ärger genug! Übrigens aber — woher wissen Sie das alles, Sie Troglöps?“

„Ich weiß es, das ist ja die Hauptfrage! Aber Herr Pfarrer, warten Sie nur, bis ich groß bin, majorenn und unabhängig! Dann will ich Ihnen schon zeigen, daß ich dankbar sein kann! Auch gegen Papa! Wenn er mich jetzt nur gutwillig frei läßt! Sie kennen mich ja, Herr Pfarrer! Ich vergesse nicht, was man mir gethan hat, das Böse nicht, aber auch nicht das Gute!“

„So, so! und wie komme ich denn da auf Ihrer Kreide zu stehen?“ fragte der Pfarrer. „Dies zu erfahren würde auch für mich jetzt von einigem Interesse sein!“

Hasso seufzte leicht. „O — gut! Sie möchten ja auch Hilmar lieber wie mich, doch das konnte wohl nicht anders sein! Er war immer fleißig und gehorsam und ich nie! Aber Sie haben's mich nicht entgellen lassen, haben mich nie bestraft, wenn er es verdiente. Die Eltern thaten das immer, und das vergeß ich nie! Ihnen nicht und den Eltern nicht!“

„O — o — o!“ sagte der Pfarrer. Er wußte, daß Hasso die Wahrheit sprach, denn die Ungerechtigkeit seiner verehrten Gutsherrschaft gegen den verwaisten Knaben hatte ihm oft Kummer bereitet. So fand er auch nicht den Mut, ihm diesen schweren Vorwurf zu verweisen. Hasso, damit zufrieden, lenkte das Gespräch geschickt auf ein anderes Gebiet hinüber.

„Wenn ich nach Berlin komme, Herr Pfarrer, geben Sie mir doch, bitte, die Adresse Ihres Sohnes Ludwig. Ich möchte ihn auffuchen! Vielleicht freut es ihn, in der fremden Stadt ein bekanntes Gesicht aus Redentin zu erblicken.“

Sein Sohn Ludwig! Der alte Pfarrer vergaß, daß er soeben noch mit der ganzen Autorität seines Amtes als Lehrer und Seelsorger gegen diese Übersiedelung nach Berlin zu Felde gezogen war. Er sah nur seinen Sohn, den jüngsten, vielgeliebten, der in der Fremde einsam sein Brot verdiente, um dem Dienste der Musik, seiner geliebten Kunst, sich widmen zu können. Er sah das blasse, junge Künstlerantlitz in Freude sich verklären beim Anblick des einstigen Spielfameraden, der ihm frische Grüße aus der Heimat, dem Elternhause brachte, und obenein noch ein Päckchen von der sorgfamen Mutter für den fernen Liebling zurechtgemacht, und er vermochte nicht mehr mit ganz so zürnenden Augen, als bisher, diesen Plan seines Zöglings zu betrachten. Immermehr erwärmte er sich dafür, unter dem Vorbehalt natürlich, daß auch die Pflegeeltern nichts mehr dagegen einzuwenden hätten. Und als sich Hasso endlich an der Gartenthür des Pfarrhauses von ihm verab-

schiedete, hatte er in seinem alten Lehrer einen festen Bundesgenossen für seine Wünsche gewonnen.

IV.

Wie lag der Herbstessonnenschein so klar und goldig über dem grünumrankten Hause, mit seinem Rasenplatz vor der Thür, den Fliedersträucher und geschorenen Buchenbeden, diesem friedlich altmodischen und poetischen Idyll, der alte Hof genannt. Goldbraun und rötlich schattierten die Hecken sich bereits. Die Rosen, die bis zu dem spitzen Schindeldach hinauf das Haus umrankten, waren längst abgeblüht, der Rasen mit bunten Blättern überstreut. Und doch lachte das ganze Bild noch so warm und sonnig, als wollte der Sommer hier länger als anderswo sein Recht behaupten.

Auf dem Beet vor der Thür blühten Astern und Reseda. Lotte von Rochlitz war herausgetreten und stand davor, selber anzusehen wie eine große, eble Sommerblume. Sie trug dem warmen Tage zu Ehren noch ein richtiges Sommerkleid von hellblauem Leinen, dazu ein weißes Mulltuch um Schultern und Taille geschlungen. Das Haupt war unbedeckt und die herblichen Sonnenstrahlen küßten ungehindert den glänzend braunen Scheitel. Ein paar weiße Astern pflückte sie und befestigte dieselben an ihrer Brust, mit Resedablüten zusammen. Noch stand sie, damit beschäftigt, da rief eine weiche Männerstimme halblaut ihren Namen. Sie richtete sich nicht auf, sie regte sich nicht. Auch die Hände hielten unbeweglich die Blüten zwischen den Mullfalten fest.

„Lotte!“ rief es da noch einmal, dringender und näher, und ein Schatten fiel vor ihr auf den Rasen. Jetzt schaute sie auf, mit einem Blick aus ihren hübschen, dunkelblauen Augen, die, bei der gesenkten Kopfhaltung von unten herauf gesendet, etwas eigenartig Weichenähnliches, Anmutiges hatten. Sicherlich fand das jedenfalls der, den dieser Blick traf, der jetzt vor ihr stand, den Hut in der Hand und sein Auge weidete an der edlen, lieblichen Erscheinung. Er nahm die Hand, welche noch mit den Blumen spielte, drückte einen Kuß darauf und hielt sie fest. „Lotte,“ sagte er zum dritten Mal, und jetzt bebte es in seiner Stimme von höher anschwellender Empfindung.

„Ja, Better Hilmar?“

„Du sollst nicht Better zu mir sagen! Ich hat Dich schon einmal darum! Ich will Dein Better nicht sein! Der Name Hilmar soll Dir mehr bedeuten als das! Wirst Du mir den Wunsch nicht erfüllen, Lotte?“

„Ihr seid anspruchsvolle Bettern beide, sowohl Du als Hasso,“ sagte sie jetzt neckend und entzog ihm ihre Hand. „Wenn ich mit dem einen gerade im reinen zu sein glaube, so fängt der andere an. Ich habe als einzige Cousine dabei wirklich einen schmeren Stand!“

„Lotte, stehst Du mir denn ebenso gegenüber wie Hasso, dem dummen Jungen?“

„Ja, verehrter Better, genau so! Ob Hasso so

dumm ist als Du meinst, kann ich nicht entscheiden, jedenfalls macht das in unsern Beziehungen keinen Unterschied!“

Hilmar schwieg einige Sekunden wie verlezt und schaute zu der Hecke hinauf, wo die Stare schriekten, so eifrig als hätte er noch nie dergleichen gehört.

„Hilmar,“ sagte sie plötzlich halblaut, „Du wirst es doch Hasso nicht mißgönnen, was ich für ihn empfinde?“

Da wandte er ihr seine blauen Augen wieder zu, in welche voller Sonnenschein zurückgekehrt war. Sie hatte ja nun seinen Wunsch erfüllt und ihn angerebet, wie er sie gebeten. „Nein, weiß Gott, ich gönne ihm jeden Blick und jedes freundliche Wort, das Du ihm giebst! Er hängt so sehr an Dir, selbstverständlich! Nur gerade vorziehen darfst Du ihn mir nicht, ihn nicht und keinen sonst auf der Welt! Das kann ich nicht ertragen, und Du weißt weshalb, Lotte! O, bitte sage mir, daß Du es weißt!“ Er ergriff ihre beiden Hände und drückte sie an sein Herz. „Verschweige es mir nicht — weise mich nicht ab! Beantworte meine Frage, nur mit einem Blick, bitte, bitte!“

Sie befreite ihre Hand und befestigte in seinem Knopfloch eine der feinen Resedablüten. Dann erst erfüllte sie seine Bitte und gab ihm den einen Blick, süß und hingebend, wie er sich's nur wünschen konnte, und damit war es auch um seine Selbstbeherrschung geschehen. In ungekümmer Entzücken ausbrechend, schlang er den Arm um sie und küßte sie. Fast erschrocken wich Lotte zurück und etwas wie ein feuchter Glanz erschien in ihren Augen. Doch zürnte sie ihm nicht um sein kühnes Vorgehen, es war wohl eben nicht das erste Mal! Sie standen sich als Better und Bese gar nah von Kindheit an, und leicht ließ sich da die allzuscharfe Grenze der Umgangsformen ein wenig dehnen oder verwischen, ohne daß der guten Sitte ein wesentlicher Abbruch geschah.

„Lotte,“ sagte Hilmar mit innigem Tone, „Du weißt, wie ich Dich liebe! Ach, wüßte ich Dich doch hier in Deinem Rosenhäuschen geborgen gegen jeden Einfluß und Eindruck, der Dich mir abwendig machen könnte! Wüßte ich doch, ob Dein Herz unwandelbar mein Eigentum bleiben wird, ob Du auf mich warten willst, Geliebte!“

Sie waren weiter gegangen während der Wechselreden, an der Hecke entlang, und Flieder- und Jasminsträucher, die noch ihr volles, herbstbuntes Laub trugen, verbargen sie gegen jeden spähenden Blick, der etwa von den Fenstern her ihnen folgen konnte.

Die Sonne neigte sich schon, und hinter den Kronen der hohen Weiden und Pappeln zu verschwinden — da endlich verabschiedete sich Hilmar.

„Ich bin nämlich mit einer Botschaft hergesandt worden! Von selber wäre ich ja nimmermehr gekommen, wie Du Dir denken kannst!“ schaltete er neckend ein. „Meine Mutter ließ Dich bitten, den Abend bei uns zuzubringen — um mir noch die letzten Stunden meines Zuhauseins dieses süße Glück zu bereiten! Nicht wahr, Du kommst, Geliebte?“

„Aber Deine Mutter hätte Dich doch gewiß viel lieber allein für sich diesen letzten Abend,“ wandte Lotte dagegen ein. „Es ist sehr gütig von der Frau Tante, mich einzuladen, aber es wäre unbescheiden von mir, darauf einzugehen!“

Entrüstet, fast gekränkt in der Seele seiner Mutter, suchte er diesen Einwand zu entkräften, was ihm ohne sonderliche Mühe auch gelang. Und so bat er endlich noch, so lange bleiben zu dürfen, bis er selber die Cousine nach dem neuen Hofe hingeleiten könnte, und selbst das wurde ihm schließlich gewährt.

V.

Hilmar hatte sein Versprechen gehalten, noch einmal in Hassos Interesse eine ernsthafte Rücksprache mit seinem Vater zu nehmen und hatte wenigstens erreicht, daß derselbe ihm die Zusicherung einer nochmaligen Erwägung der Angelegenheit gab. Jetzt, am Nachmittage vor Hilmars Abreise, da dieser nach dem alten Hofe hinübergegangen war, ließ er Hasso zu sich rufen. Doch vergebens, Junker Hasso war nicht zu finden. Er sei ausgeritten, hieß es nach mehrfachem Forschen. Ausgeritten! Ein eigenes Reitpferd besaß der Junker keineswegs, und den alten, ehrwürdig zuverlässigen Schimmel, der den Beruf hatte, den invaliden Dragonermajor in beschaulicher Gangart über seine Feldmark dahinzutragen, den zu besteigen wäre doch ein Übergriff zu unerhörter Art gewesen, um ihn selbst Hasso zuzutrauen. Nein, der Schimmel befand sich unbehelligt auf sauberer Streu vor seiner Krippe. Nach ihm stand des wilden Junkers Sinn nicht!

Aber ein junger Hengst, feurig, noch gänzlich ungeritten, den niemand anrühren sollte als der alte, wohlbewährte Rutscher, der war nicht im Stall! Der alte, graubärtige Dietrich verbot es den Stallburschen, zu sagen, daß in seiner Abwesenheit der Junker sich den Hengst hätte satteln lassen. Er würde schon irgendwie dafür aufkommen, und vielleicht forschte auch der gnädige Herr nicht weiter danach.

Endlich klapperte der Hufschlag eines Pferdes auf dem Steinpflaster des Hofes. Der Major bemühte sich, von seinem Fenster aus den Reiter zu erblicken, doch vergebens. So beschloß er für heute die Nachforschungen einzustellen, da er andere Dinge, und zwar noch jetzt, vor seines Sohnes Abreise — mit dem Neffen zu verhandeln hatte. Er saß in dem Wohnzimmer seiner Gemahlin, welche, mit einer Handarbeit beschäftigt, ihren Platz am Fenster inne hatte. Da trat Hasso herein, Mütze und Reitpeitsche in der Hand. Nicht einmal diese hatte er abzulegen für nötig befunden, wie gewöhnlich die hohen Stiefel mit Rot bespritzt. Der mütterliche Blick streifte ihn mit prüfender Strenge.

„Sie haben mich rufen lassen, Papa!“ sagte er einfach und blieb wartend in der Nähe der Thür stehen.

„Ja, mein Sohn! Ich wollte Dir sagen — hm! daß ich es höchst merkwürdig finde — daß Du Dich

immer noch nicht zufrieden giebst! Diese Narrheit — so grün und ungehobelt, wie Du noch bist, nach Berlin durchbrennen zu wollen und zum Militär —“

„Ja, Papa,“ unterbrach ihn Hasso mit klarer Bestimmtheit. „Und ich bitte Sie nochmals, mich nicht länger daran zu hindern! Es ist jetzt Zeit für mich! Wenn unser König an Frankreich den Krieg erklärt, so muß ich als ausgebildeter Soldat in den Reihen unserer Armee stehen! Als Offizier oder als Gemeiner, gleichviel! Nur bitte, halten Sie mich nicht länger zurück!“

„Es ist Zeit für Dich?“ wiederholte der Major langsam, als traute er seinen Ohren nicht.

„Jawohl, als Hilmar so alt war, wie ich, stand er bereits als Junker beim Regiment Gendarmes!“

„Ja Hilmar! Was war der schon damals für ein zuverlässiger, ordentlicher Mensch! Und Du — Grünshnabel — zu nichts zu gebrauchen! Wie soll' ich es verantworten, wenn ich Dich so in die Welt hinauswürde!“

„Und Sie glauben, Papa, ich würde verständiger, wenn ich noch länger Ihnen und der Mama zur Last herumlungerte?“ fragte Hasso mit einem kurzen Auf-lachen, das ihn um zehn Jahre älter erscheinen ließ, als er's war.

„Ja, Hasso,“ rief der Major jetzt mit stärkerem Nachdruck. „Schodschwerenot — noch hoffe ich, daß ich Dich zur Vernunft werde bringen können! Dich lehren zu gehorchen! — Was für ein Pferd hast Du eben geritten?“

Eine Purpurwelle ging über Hassos Stirn. Er senkte tief, tief das Antlitz. „Den jungen Fuchshengst!“ gestand er ohne Zögern.

„Trotz meines Verbotes?“

„Ja!“ Er hob mit eigentümlich freier und stolzer Bewegung wieder den Kopf empor. „Was soll ich denn sonst reiten? Womit soll ich meine Zeit ausfüllen? Ich kann dies Leben nicht länger ertragen! Wenn ich Ihnen zu unvernünftig, zu ungehorsam bin, so weisen Sie mir Ihre Thür, ich verlange nichts weiter! Geben Sie mir die Zinsen von dem kleinen Vermögen meiner Mutter, es ist genug für mich! Keinen Groschen weiter soll es Sie kosten, nur lassen Sie mich frei!“

Die scharfen blauen Augen des Majors ruhten auf ihm mit einem Gemisch von Unwillen und Unentschlossenheit. „Bildest Du Dir ein,“ fragte er barsch, „mich durch Deinen erneuten Ungehorsam für Deine Wünsche herumzubringen? Oder dachtest Du, mir als angehende Kavallerist zu imponieren durch Deine Fagen mit dem lebensgefährlichen Gaul?“

„Der Gaul ist für mich nicht lebensgefährlich!“

„Jawohl, als ob ich Deinen Vater hörte! Für ihn war auch keine Gefahr und keine Unvernunft zu groß, bis er eines Tages mit gebrochenem Genick hereingetragen wurde! Ich habe wahrhaftig Erfahrung genug gesammelt, um da, wo ich vor Gott und Menschen die Verantwortung trage, vorsichtig zu sein!“

Hasso trat einen Schritt zurück. Es kränkte ihn, in diesem wegwerfenden Tone von seinem Vater sprechen zu hören, dessen verklärtes Bild für ihn das

eines vollkommenen Helden war. „Ich will nichts Besseres sein als mein Vater war!“ sagte er trotzig. „Lassen Sie mich nur werden wie er und ein Ende finden wie er!“

„Ja, das Ende wird nicht ausbleiben!“ rief Herr von Kochlik jetzt auffahrend. „Dein Vater war ein Taugenichts von Kopf bis Fuß, und so wirst auch Du —“ er hielt inne, erschrocken vor seinen eigenen Worten und vor dem Jorntuf, der den Lippen des Jünglings entflohen. Da stand dieser vor ihm mit flammenden Augen.

„Kein Wort weiter, Oheim! Mich haben Sie schlagen und schmähen dürfen, so viel Sie wollten! Meines Vaters Gedächtnis aber lasse ich nicht antasten, von keinem Menschen auf der Welt! Am wenigsten von Ihnen!“

„Ich taste Deinen Vater nicht an!“ rief Herr von Kochlik erregt. „Er war mein Bruder, war ein Kochlik wie ich! Einen Taugenichts nannte er sich selber, wollt' auch gar nichts anderes sein!“

„Sie aber wissen, daß er mehr war als das!“ rief Hasso mit einem Ausdruck von Wut und Schmerz. „Warum warfen Sie seinen Sohn nicht in den Wallgraben, den Fischen und Kröten zur Speise! Er wäre besser daran gewesen!“

Frau von Kochlik sprang in Entsetzen von ihrem Fensterplatz auf. Besser daran unter den Fischen und Kröten, als unter ihrer Pflege und Erziehung! Welch eine Anklage warf ihr der Knabe damit ins Gesicht! Und dieser wunde Schmerzensston — rief er nicht einen andern in ihr Gedächtnis zurück, der genau ebenso geklungen und von diesem selben lebenden Blick aus großen, traurigen Augen begleitet war? — Hassos Mutter! An sie dachte Frau von Kochlik jetzt, an das junge, zarte, sterbende Weib, mit dem neugeborenen, vaterlosen Kinde im Arm. „Beschütze, pflege mir meinen Knaben!“ hatten die erblaffenden Lippen gefleht. „Erziehe ihn zu einem Manne, wie mein Hasso es war!“ Ach, wie hatte sie das Vermächtnis erfüllt, daß der Knabe den Tod unter Fischen und Kröten begehrenswerter fand als das Leben unter ihren Händen. Und welchen Hohn bildeten die Worte darauf, mit welchen ihr Gatte soeben das Herz des Verwaisten verwundet. Ein Gefühl von Reue und Mitleid überkam sie, quälend, beschämend. Das war ja das Schreckliche! In ihr makellofes, harmonisches Dasein hatte dieser Eindringling Argernis und Unfrieden und die Qual der Selbstvorwürfe hereingebracht! Sie versuchte immer wieder, sich dagegen aufzulehnen.

„Hasso — ist das Dein ganzer Dank dafür, daß ich Dich, wie eine Mutter ihren Sohn, erzogen habe?“

Er sah ihr gerade ins Gesicht. „Tante, Sie wissen es, ob Sie die Empfindungen einer Mutter für mich gehabt haben! Und ich — weiß es auch!“ Sein Ausdruck war hart und kalt, in den dunklen Tiefen seiner Augen flimmerte es wie Eiskörner. Er hatte die siebzehn Jahre seines Lebens vergeblich nach Mutterliebe gehungert, darum klangen ihm die Worte, welche sie da sprach, wie eine Lästerung. Sie fühlte das. Sie verstand, daß er aufgehört, ein Knabe zu

sein und wie mit einem Schläge für immer dem erziehenden Einfluß der Pflegeeltern entwachsen war. Er befristete ihr diese Erkenntnis sofort.

„Sie werden selber nicht wollen, daß ich nach diesem — Gespräch noch in Ihrem Hause bleibe, Onkel!“ sagte er mit entschlossener Festigkeit. Sogar die Elternbenennung, die ihm bisher geläufig gewesen, hatte er plötzlich fallen lassen.

„Nun so geh — meinewegen!“ entschied Herr von Kochlik mit finster gerunzelter Stirn. „Als einen Kerker soll meines Bruders Sohn mein Haus nicht ansehen! — Wirst Dir bald genug die Hörner abgelaufen haben! Vielleicht siehst Du's dann noch mal ein, daß es Deine Pflegeeltern doch nicht gar so schlecht mit Dir im Sinn hatten!“

Zweiter Abschnitt.

Der Königsadler.

Sechs Fuß hoch aufgeschossen,
Ein Kriegsgott anzuschau'n.
Der Liebling der Genossen,
Der Abgott aller Frau'n!
Blauäugig, blond, verwegen,
Und in der jungen Hand
Den alten Preußenbogen:
Prinz Louis Ferdinand!

I.

In der Friedrichstraße, unweit der Weidenhammer Brücke, stand das Haus, welches Prinz Ludwig von Preußen bewohnte. Unter dem Namen Louis Ferdinand kennt ihn das preußische Volk, denn so nannten sie ihn nach seinem Vater, dem Prinzen Ferdinand, Bruder Friedrichs des Großen. Und jener Name lebt in der Geschichte Preußens fort, geheiligt, als der eines Helden.

Vor seinem Hause hielt ein leichter, offener Wagen, mit zwei feurigen Braunen bespannt. Ein Lakai in der Livree des königlichen Hauses stand daneben. Die Thür ward geöffnet, der Prinz trat heraus. Hochgewachsen, schlank und biegsam, das Bild jugendfroher Heldentraft, strahlender Manneschönheit. Auf seiner Stirn trug er den Stempel der Hoheit, wie ihn fürstliche Geburt, vereint mit Seelenadel und Geistesbedeutung, einem Sterblichen zu verleihen vermag.

Der persönliche Adjutant des Prinzen folgte ihm, eine schwächliche und nicht mehr jugendliche Erscheinung, gleich seinem Gebieter in Interimsuniform, den Mantel über der Schulter.

„Darf ich Eure königliche Hoheit nochmals darauf aufmerksam machen,“ begann er in etwas feierlichem und zugleich merklich zurückhaltendem Tone, „daß dieser Besuch bei Herrn Hofrat von Genz nicht zu lange ausgebehnt werden darf, daß wir um drei Uhr bei Seiner Majestät sein müssen, und königliche Hoheit vorher noch den Anzug wechseln wollen!“

Prinz Louis lachte über die Schulter fort, sein schönes, leichtsinniges Lachen, durch das er so viele warme Herzen gewann und so viel kalten Unwillen auf sich zog. „Ich hatte die Absicht, nach

dem Besuch bei Genz noch bei Mamsell Levin vorzusprechen! Meinen Sie nicht, daß wir so viel Zeit finden werden vor der ernstesten Stunde im königlichen Palais?"

Der Hauptmann schwieg in ehrerbietiger Haltung, und sein schmales, blondes Gesicht nahm eine verschlossen abweisende Miene an. Seine Obliegenheit war es, den Tageslauf des jungen Herrn in den Formen festzuhalten, die für einen königlichen Prinzen von Preußen als unerlässliche Notwendigkeit dastanden. Diese Aufgabe aber war schwer. Denn wer will dem Bergstrom zur Frühlingszeit gebieten, in den festen Ufern dahinzufließen, die Menschenhände ihm gegraben und eingebäumt haben?

Prinz Louis bemerkte den Unmut seines Adjutanten wohl, und sein Lachen wandelte sich in den Ausdruck heiterer, nachsichtiger Herzengüte. „Seien Sie nicht feindlich, Kleist! Kommen Sie mit und geben Sie acht auf mich, die Uhr in der Hand! Sobald Sie mir dann sagen, es ist Zeit, springe ich auf und folge Ihnen blindlings wie ein Soldat im Felde. Die Levin kann ich auch nach der Audienz auffuchen!"

Der Prinz bestieg sein Gefährt und ergriff selber die Zügel. Straff am Zaum gingen die Pferde, gewöhnt, der Meisterhand zu gehorchen, welche sie führte. Das Haupt des fürstlichen Rosslenkers aber wandte sich flüchtig noch einmal zurück. Er grüßte, elegant und verbindlich, so wie nur Menschen grüßen, die jede Form beherrschen und jedem Fremden ein gütiges Wohlwollen entgegenbringen. Kleist sah sich um. Wem hatte dieser ritterliche Gruß gegolten? Zwei junge Männer in ländlich schlichter Kleidung standen da in strammer Haltung. Nichts weiter! —

Hauptmann von Kleist mußte gar wohl auf die im frohbelebten Freundeskreise rasch verrinnende Zeit acht gegeben haben, denn pünktlich zum gegebenen Moment trat Prinz Ludwig im Palais des Königs ein. Als er dasselbe wieder verließ, stand ein eigentümlicher Ausdruck auf seinem Gesicht: die Spuren eines Kampfes, den heiße Leidenschaft mit den hochgepanntesten Anforderungen edler Charakterstärke in seiner Seele ausgefochten. Noch war die Ruhe ihm nicht zurückgekehrt, nur die Selbstbeherrschung des Weltmannes gab ihm den Schein derselben.

„Heute abend ist ja wohl Soiree bei meiner Schwester, wo ich erwartet werde? Bitte, holen Sie mich dann ab, Kleist! Auf Wiedersehen!" — Damit entließ er den Adjutanten.

Vor einem altertümlichen Erkerhause in der Jägerstraße verließ der Prinz seinen Wagen und eilte die Treppe hinauf.

Rahel Levin wohnte hier, eine der „geistreichen Tübinnen", die, durch Klugheit, persönliche Anmut und hohe Bildung gleichsam berühmt, zu jener Zeit in der Berliner Gesellschaft eine Rolle spielten. Die große Flut der Umwälzung, welche von Frankreich her die ganze Welt durchströmte, trieb bis hierher ihre Wellen und brachte selbst am Hofe Verhältnisse hervor, die bis vor kurzem noch als unmöglich gegolten hätten. Dazu gehörte auch die glänzend bevorzugte Stellung, welche man diesen Tübinnen einräumte.

Marianne Herz besonders und Rahel Levin versammelten um sich einen Freundeskreis, zu dem die leuchtendsten Sterne unter den Geistesgrößen sowohl als aus der Hofgesellschaft sich zählten. Um Rahels Haupt zumal wob die Freundschaft des Prinzen Louis einen doppelt interessanten Nimbus. Und es war eine echte Freundschaft, die er ihr sollte — rein, aufrichtig und ungetrübt — bis in den Tod.

Jetzt betrat er ihr Zimmer, wo sich bereits eine fröhliche Gesellschaft zusammengefunden hatte. Der Prinz stuzte leicht, als er von der Thür her die Gäste gewahrte. In Rahels schwarzen Augen leuchtete es verständnisvoll auf. Zu ihr allein hatte er kommen wollen.

Ehrerbietig erhoben sich die Anwesenden, und Prinz Louis erwiderte mit zwangloser Anmut den Gruß. Es waren alles gute Bekannte, die er vorfand, Friedrich Schlegel, der Dichter, und seine Gattin Dorothea, Frau von Crayen, in deren gastlichen Hause der Prinz viel verkehrte, und die Schauspielerin Unzelmann, sein besonderer Schützling. Auch Johannes Müller, der Geschichtsschreiber, war anwesend, der sich zumeist um seinetwillen in Berlin aufhielt — die stete Zielscheibe seines Übermutes und Witzes. Vor wenigen Stunden erst hatten sie ein lustiges Frühstück- Rendezvous beim Hofrat Genz gehabt.

„Müller — schon wieder hier! Ist es denn nicht möglich, ihn einmal anstatt des Champagners kalt zu stellen, damit man ihn auf irgend eine Art los wird!"

Der Prinz warf das so leicht und freundlich hin, wie man einem die liebenswürdigsten Dinge sagt, und wie gewöhnlich schüttelte sich der Geschichtsforscher vor Lachen. „Sie haben recht, königliche Hoheit, mehr als Sie selber glauben! Bin schon bald völlig zu Eis erstarrt — wie eine frappede Champagnerflasche, unter all Ihren anzüglichen Bemerkungen! *Sauve qui peut!* Ich gehorche Ihren freundlichen Winken und entferne mich!" Wirklich schob er seine dicke, unschöne Persönlichkeit zur Thür hinaus, von der Heiterkeit der Zurückbleibenden begleitet.

„Kommen Sie zum Trost morgen zum Frühstück zu mir, ich habe noch ein paar hübsche Geschichten für Sie auf Lager, die ich heute vergaß!" rief der Prinz ihm belustigt nach. Dann warf er sich bequem in eine Sofaede. „Setzen Sie sich zu mir, kleine Unzelmann! Ich war gestern abend in der Iphigenie, so schön habe ich Sie lange nicht gesehen! König Thoas that mir in der Seele leid! Wie aber konnte der Barbar auch wagen, nach solch einer Priesterin seine Hand auszustrecken! Das bleibt ewig der Irrtum der Barbaren, daß sie das Göttliche für sich begehren, obschon sie es nicht zu würdigen wissen!"

Sinnend ruhten Rahels Augen auf dem feinen Männerantlitze, das in so wunderbarer Verschmelzung Idealismus und Sinnlichkeit widerspiegelte.

„Gewiß, so ist es, königliche Hoheit," sagte sie, „doch fast denselben Irrtum begeht der Idealist, der seine Hand nach dem Rohen, seiner Unwürdigen aus-

streckt! Denn schließlich weiß auch er daselbe nicht recht zu würdigen!"

Der Prinz lachte. „Wie können Sie beurteilen, Rahel, was so einer zu würdigen weiß oder nicht. Solche krassen Idealisten, wie Sie natürlich, sind sehr intolerant! Aber es giebt deren auch genügsamere, die nicht so wählerisch sein können!"

Rahel lächelte. „Ich strecke die Waffen, mein Prinz! Es ist der einseitige Idealismus der harmlosen Walbvögel, nur in der reinen Walbluft existieren zu wollen. Der Adler nimmt seinen Flug über die Wolken hinweg, streicht aber auch zuweilen über die weidende Herde, oder den Hühnerhof hin, um sich dort seine Nahrung zu suchen! Seine Adlernatur wird nicht dadurch geschädigt, so sei ihm auch diese Freiheit gegönnt!"

Sie erhob sich bei diesen Worten. Die Gegenwart der Freunde war ihr störend, denn sie wußte, Prinz Louis war gekommen, um ihr allein zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Aber Frau von Crayen wußte das ebenfalls. Auch sie verstand sich auf das Mienenpiel ihres hohen Gönners. Geschickt zog sie die Unzelmann in ihr Gespräch mit dem Schlegelschen Ehepaar hinein und entführte die drei ins Nebenzimmer zu einem Kupferstich, der Egmont und Klärchen darstellte. Es wurde über das Kostüm beraten, das die Unzelmann als Klärchen tragen sollte, wenn demnächst Goethes Egmont auf der Bühne des Schauspielhauses erschien.

Rahel nahm jetzt ohne Zögern den bevorzugten Platz an seiner Seite ein. Behaglich, das gewünschte Alleinsein mit ihr genießend, lehnte sich Prinz Ludwig in die Kissen zurück. „Nun, mein Freund?" sagte er leise, und ein dunkler Schatten breitete sich über seine Stirn.

Rahel blickte ihn an. In ihren Augen leuchtete jenes innige Verständnis, das die Tiefen seiner Seele zu durchforschen schien. „Nun, königliche Hoheit?" fragte sie leiser noch zurück. „Woher kommen Sie in dem ganzen Prunk Ihrer stolzen Generalsuniform? Wessen Hand hat es wagen dürfen, dem jungen Adler eine frische Wunde beizubringen?"

„Eine frische Wunde — Sie meinen, er trug der alten, nie vernarbenden, ohnehin genug!" entgegnete Prinz Louis. „Doch Sie irren wohl darin! Niemand traut es ihm zu, daß all die herben Schläge und Stiche, die er empfangen, ihn erfahrener, ernster, reifer machen könnten. Niemand glaubt, daß es heilige Gefühle seien, die in seiner Seele glühen, die danach schmachten, sich in Thaten zu verwandeln. Niemand hört aus seinem stehenden Mahnen etwas anderes heraus als eitlen, elenden Ehrgeiz, das Buhlen um Volksgunst, das Prahlens vermessener Ruhmessucht!" Er brach ab und legte die Hand über die Augen.

„Der König —?" flüsterte Rahel.

„Ja, der König! Graf Haugwitz ist wieder in meinem Interesse thätig gewesen, wie's scheint. Man hat an allerhöchster Stelle über die Rede berichtet, die ich kürzlich beim Regiment Gendarnes gehalten habe. Natürlich das Gegenteil von allem, was ich gesagt! O, wenn wenigstens nur annähernd die

Wahrheit erzählt würde, ich wollte wohl bestehen in einem Examen, wie ich's soeben durchzumachen hatte. Aber gegen Verleumdungen mich verteidigen — das kann ich nicht!"

„Was sagten Sie denn in jener Rede?" fragte Rahel.

„Nur wenig Worte! Doch freilich sie zündeten, das sah ich selber! Es war ein Toast auf den König, doch er umfaßte unser vielfach getränktes Vaterland und unsere schlagbereite Armee. Es war kein Wort darin, das meines Königs Soldat nicht hätte sprechen dürfen, aber es erscheint mir heute, als dürfte ein königlicher Prinz von Preußen überhaupt in größeren Kreisen keine Reden halten."

„Damit sprechen Sie das Rechte aus, mein teurer Prinz! Warum Ihre edlen Gedanken der Öffentlichkeit preisgeben, wo sie mißdeutet und entstellt werden! Ich sage Ihnen das so oft! Warum geben Sie immer wieder dem Stürmen und Drängen Ihrer Seele nach, und vermögen nicht dem Wellenschlag der Brandung Einhalt zu thun!"

„Er fördert ja doch nur Schaum zu Tage, nicht wahr?" ergänzte der Prinz. „O, ich weiß das, Rahel! Erinnern Sie mich nicht immer wieder an die Machtlosigkeit meines Strebens! Das Bewußtsein davon ist ohnehin niederdrückend genug!"

„Es gelang Ihnen aber doch, den König zu Ihren Gunsten zu überzeugen?" fragte Rahel!

Zu einem Anflug bitteren Lachens verzog sich der feine, stolze Mund. „Wo denken Sie hin! Ein König behält immer recht, und darf nie von einem Irrtum überzeugt werden! Jedoch bewies ich Glück genug! Wie mir anfangs schien, sollte abermals, wie vor zwei Jahren, die Verbannung von Berlin mein schuldiges Haupt treffen. Doch nein, man hofft, daß der scharfe Verweis für diesmal den Freveler zur Einsicht und Umkehr bewegen werde. Nun, ich will versuchen, mich dieser nachsichtigen Milde würdig zu erzeigen!"

Rahel seufzte schmerzlich. „O, teuerster Prinz, das ist wieder der Kampf des Titanen gegen die Übermächtigen. Es ist ein ungleicher Kampf, mag er noch so edel sein! Die Geschichte lehrt es! Und die Angst verzehrt mich, den Titanen doch endlich unterliegen zu sehen!"

Er erhob leicht abwehrend die Hand. „Fürchten Sie nichts, Kleine! Ich führe keinen Kampf! Ich bin preussischer Soldat, bin meines Herrn und Gebieters allergetreuester und gehorsamster Unterthan!" Prinz Ludwig stand bei diesen Worten auf und näherte sich der Gruppe im Nebenzimmer, die noch immer beratend vor „Klärchens" Bild stand.

„Und hier ist Egmont!" sagte die Unzelmann. „Wir haben uns soeben darüber geeinigt, königliche Hoheit, daß Goethe diesen Helden nie so hätte zeichnen können, wie er es gethan, wenn er Sie nicht kennen gelernt hätte!"

„Ich fürchte, das ist keine ganz glückliche Kombination, Madame!" erwiderte der Prinz ein wenig von oben her. „Denn als mir die unschätzbare Bekanntschaft des Meisters zu teil wurde, brauten wir beide einen Punsch zusammen und zechten die ganze Nacht.

Zum Schluß saß er noch recht angeheitert an meinem Bette und erzählte mir Schnurren. Es war sehr unterhaltend, doch erinnere ich mich nicht, diese Scene irgendwie in seinem ‚Egmont‘ verwertet gefunden zu haben!“

Dem Enthusiasmus der Schauspielerin war hiermit die Spitze abgebrochen. Der Prinz verabschiedete sich schnell von der jungen Wirtin und ihren Gästen. Der Wagen erwartete ihn. „Nach Hause!“ lautete sein Befehl.

Als er den Wagen verließ, standen neben der Thür jene beiden jungen Männer, deren Gruß er schon am Vormittag so freundlich erwidert. „Ordnung, haben wir diese zwei da heute nicht schon mehrmals gesehen?“ fragte er seinen Leibjäger, welcher den Wagenschlag geöffnet.

„Zu Befehl, Königliche Hoheit, schon drei- oder viermal!“

Das Auge des Prinzen wandte sich fragend zu den beiden, oder vielmehr dem einen, der in straffer und doch ungezwungener Haltung wartend zur Seite stand. Rasch entschlossen trat er jetzt näher, seinen Begleiter zurücklassend, und blieb, den Hut in der gesenkten Hand, mit frei aufgeschlagenem Blick vor dem Prinzen stehen.

„Wünschen Sie etwas von mir, mein junger Freund?“

„Zu Befehl! Ich habe hier auf Eure Königliche Hoheit gewartet!“

„Gewartet? Doch nicht schon seit heut morgen?“

„Jawohl, Königliche Hoheit!“

„Nun, Sie müssen wohl viel Zeit übrig haben, mein Lieber! Womit kann ich dienen? Vor allen Dingen, wer sind Sie und woher kommen Sie?“

„Hasso von Rochlitz aus Meckentin, Königliche Hoheit!“

„Ah, so sind Sie ein Bruder des Lieutenant von Rochlitz vom Regiment Gendarmes?“

„Sein Vetter und Pflegebruder!“

„Eh bien, und was führt Sie zu mir?“

„Ich möchte gern Soldat werden und bitte ganz unterthänigst, Eure Königliche Hoheit wollen mir dazu verhelfen!“

„Sehr obligiert, aber ich bin nicht die geeignete Instanz hierfür; Sie wollen vermutlich beim Regiment Ihres Pflegebruders eintreten?“

„Nein, Königliche Hoheit, das eben nicht. Mein Oheim hat es verboten, weil er fürchtet, ich könnte seinem Sohn die Stellung im Offiziercorps verderben!“

„Wie, was! Das ist ja sehr eigentümlich! Warum befürchtet er denn das?“

„Weil ich ein Taugenichts bin!“

„O — ein Taugenichts!“ Prinz Louis Ferdinand lachte hell auf. „Das bin ich ja auch! Ist das vielleicht der Grund, weshalb Sie sich gerade an mich mit Ihrem Gesuch wenden?“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!“

„Ah —!“ Eine blaue Flamme loderte in dem Hohenzollernauge auf. Ruhig ertrug sie Hasso, ohne mit der Wimper zu zucken. Eine kurze Pause entstand.

„Kommen Sie heute abend zu mir — doch nein, ich will erst mit Ihrem Pflegebruder sprechen. Ich werde ihn, denke ich, heut abend sehen. Hat er Sie zu mir geschickt?“

„Nein, Königliche Hoheit!“

„Nun gut! Melden Sie sich morgen vormittag um zehn Uhr bei mir! Auf Wiedersehen!“

Ein Gruß mit der Hand, flüchtig und wohlwollend zugleich, und Prinz Louis war im Thorweg seines Hauses verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Herrin.

Roman

von

Karl Erdm. Edler.

(Fortsetzung.)

VIII.

Als die beiden Damen nach beendeter Generalinspektion in die Halle zurückgekehrt waren, verabschiedete sich Gitta und fuhr heim. Martina aber wiederholte ihre Frage: „Und die kleine Agnes?“ Hierauf geleitete sie Ulrich durch einen langen Korridor nach dem rechten Seitenflügel des Schlosses. Dasselbst mußte sie in einem Vorjaale die Begrüßung der Kinderfrau und der englischen Bonne entgegennehmen. Es gab da abermals wie vorher, als sie mit Gitta Küche und Vorratskammern durchschritten hatte, tiefe Bücklinge und demütige Handküsse, dergleichen ihr

noch niemals im Leben zu teil geworden waren. Gleichwohl vermochte sie das Gefühl nicht abzuweisen, daß sie allen Vasallen ihres neuen Reiches höchst unwillkommen sei. Zumal hier ließ der tödlich stechende Blick der Kinderfrau, sowie die trotzig verbrossene Miene der Engländerin keinen Zweifel aufkommen, daß beide die frühere herrenlose Zeit zurückwünschten. Aber auch bei dieser Wahrnehmung verzagte Martina nicht. In jeder neu angelangten Mädchenschar des Institutes hatte es widerspenstige Wesen gegeben, die ihr auswichen, trosteten, sich auflehnten. Am Ende hingen sie an ihr wie die weiche Gearteten, nur mit leidenschaftlicherer Innigkeit, zuweilen mit Fanatismus. Geduld und Herzengüte — damit hatte sie

gezähmt, was sich gegen die stärkste Gewalt unbesieglich aufzubäumen pflegte.

Sie sagte auch den zwei Frauen im Vorsaale einige freundliche Worte. Dann trat sie in das anstoßende Gemach. Ulrich, welcher ihr folgte, schloß hinter sich die Verbindungsthüre, die bisher offen gestanden hatte. Martina ging auf den Fußspitzen zu dem Gitterbett und neigte sich behutsam darüber. Da lag auf dem spitzenbesäumten, mit meergrünem Seidenband umschlungenen Polster das Köpfchen der kleinen Agnes. Es war ein wenig seitwärts geneigt, so daß etliche Strähnlein der braunen Locken sich an dem Gesichtchen hinringelten. Vielleicht erschien bloß in dieser dunklen Umrahmung die Wange so erschreckend bleich; aber es leuchtete auch ansonst um Mund und Hals, an Armlein und Händen nicht der leiseste Schein einer rosigen Färbung auf. Es war ein blaßes, schmales Gesichtchen, mit einem wunderbaren Ernst, wie in tiefes Sinnen versunken, hinreißend hold, aber von einem überirdischen Liebreiz, der entzückte und zugleich traurig stimmte.

Martina richtete sich wortlos auf. Sie durfte nicht sprechen, nicht jetzt sprechen — sie wußte, daß ihr bei dem ersten Worte die Thränen unaufhaltsam hervorbrehen würden. Das sollte nicht sein, jetzt nicht sein, da der Mann selbst fassungslos dort zu Häupten des Bettes stand.

„Ganz Thomastine, bevor sie schied,“ sagte er mit halb erstickter Stimme, indem er auf das Kind hinabstarrte.

Nun wußte Martina, was ihn plötzlich so verstörte. Nun wußte sie auch, daß er das Kind liebte um der toten Mutter willen. Da bäumte sich etwas in ihrer Seele auf — nicht das zweite Weib gegen das erste, sondern die lebende Mutter wider die tote. Dies war jetzt ihr Kind, ihr Eigentum, ihr Schatz, und unaufhaltsam drängten sich ihr die Worte über die Lippen: „Das ist ein holder Engel, den man lieben muß — um seiner selbst willen lieben muß.“

Sie hatte es geküßert, um Agnes nicht zu weiden. Aber Ulrich mußte es doch gehört haben, weil er sagte: „Ein Engel — ja. Jedoch ein zarter, bleicher Engel, der sich nach dem Himmel sehnt, nach der Mutter abhärmt —“

„Das hat nun ein Ende,“ entgegnete Martina. „Ich bin ja da.“

Ich bin ja da — das klang so ehrlich schlicht, so wahrhaftig treu, und das Kind schlug darüber die großen blauen Augen auf. Sie blickten gar nicht erschrocken in die fremden dunklen Augen, sondern mit so selbstverständlicher Ruhe, als sei dies eben im Schlummergebiet schon vorgekommen und bloß eine Fortsetzung des Traumbildes.

Aber dann kam noch etwas dazu. Solch ein Kindchen weiß keinen rechten Bescheid in der Menschensprache. Worte thun ihm bloß mit dem Tone wohl oder wehe, je nachdem sie ihm wie Zephyrwehen oder Sturmbräusen an das Ohr klingen. Was dagegen Blick und Miene spricht, das ist ihm verständlicher Rede. Und wie nun die zwei feuchtschimmernden dunklen Augen zu den blauen sagten: „Ich bin ja da“ — besann sich die kleine Agnes nicht einen

Atemzug lang, sondern hob die Armlein empor und legte sie recht eng um den Nacken Martinas. So blieben sie und sagten beide kein Wort. Es war auch nicht nötig, sie verstanden einander. Bloß die Augen redeten weiter, und was sie einander anvertrauten, mußte lieb und freundlich sein; denn über das schmale Engelsgesichtchen huschte auf einmal ein Lächeln hin. Aber in dem überirdischen Ernste ganz fremd, irrte dies jaghafte Lächeln verloren umher und wollte sich verschüchtern wieder davonschleichen. Da hob Martina Agnes aus dem Gitterbett, drückte sie an ihre Brust und bettete ihr Gesichtchen an ihre Wange. Nun strahlte auf einmal das Kindesantlitz in heller Verklärung auf. Das war kein Lächeln mehr, sondern wunschlose Seligkeit. „Du bist ja da — nun ist alles gut!“ redeten die blauen Augen.

Und der Verklärungsschimmer warf von den bleichen Wangen des Kindes einen hellen Widerschein auf die bleichen Wangen der jungen Frau. „Ich bin sehr, sehr glücklich,“ sagte sie zu Ulrich, welcher stumm diese Scene beobachtet hatte.

„Ich danke Dir innig, Martina,“ sprach er zum ersten Mal in einem wärmeren Tone. „Und jetzt möchte ich gerne mit Dir sprechen, offen sprechen. Ich könnte es ja mit niemandem so wie mit Dir. Aber auch mit Dir kann ich es erst, nachdem ich gesehen, was Du im ersten Augenblicke meinem Kinde geworden bist. Mir ist das Herz so voll — aber laß uns gehen, hier liegt es erdrückend auf mir!“ — Er öffnete die Verbindungsthüre und rief die Kinderfrau herein. Als diese Agnes aus Martinas Armen nahm, waren Verklärung und Seligkeit mit einem Male von dem Angesicht des Kindes weggewischt.

Martina schritt an Ulrichs Seite durch ein Seitenpförtchen in den Garten hinab und dann weiter in die Parkanlagen des Bergwaldes. Ulrich schwieg. Rings war es so still, daß man das Knistern der dünnen Blätter unter dem hinschreitenden Fuße hörte und dazwischen das leise Murmeln der Fichtenwipfel in der Höhenluft.

Endlich begann er langsam, wie zu sich selbst redend: „Ich habe es niemals begreifen können, daß jemand so aus diesem Tageslicht verschwinden sollte wie etwa ein Bild im Wasserspiegel, sobald die Nacht es überschattet. Da lenkte Agnes meinen Gram in die rechte Bahn ein. Der Lebensglanz Thomastinens schimmert noch weiter — sagte ich mir — nur ruht er jetzt auf dem Haupte ihres Kindes. In dem Kinde lebt die Verewigte fort, Agnes ist die lebendige Tote. Darüber faßte mich eine Angst, auch sie könne dahingehen — sie ist so zart, so blaß. Und die sie hüten, sind zwar verlässlich, doch thun sie es um klingenden Lohn. Dann habe ich gesehen, wie Du, Martina, Kinder an Dich zogest und betreuest. Es waren Kinder, welche Dich nichts angingen; denn Du lehrtest die Erwachsenen, und doch hängten sich auch die Kleinsten an Deinen Saum. Aber das ist es noch nicht gewesen, sondern . . . Sieh, vor Jahren entwurzelte ein Nachtsturm alles Gewächs im Schloßgarten, und der Gärtner arbeitete rastlos, um neues Wachstum zu schaffen. Als meine Mutter

von einer Reise heimkam, ging sie, ohne einen Blick auf die frischen Pflanzungen zu werfen, zu dem Matthiasturm. Dort wuchs ihr Liebling, ein Rosenstrauch, der mit dichtem Gezweige den Turm umgürtete und seinen unermessenen Blütenreichtum über das Gemäuer hinstreute. Entwurzelt, verwelkt lag er auf dem Boden. Die Mutter war darüber tief verstimmt und achtete mehr dieser einen übersehenen, als der vielen gethanen Arbeit, indem sie sich erzürnt von dem Gärtner abwandte. Darauf kniete dieser lange neben dem verdorrten Gewächs, jeden Zweig sorgsam prüfend. Endlich sprang er mit einem Rütteln auf und setzte es an die Stelle, wo der Rosenstamm gewurzelt hatte. Die Mutter hat es noch erlebt, daß wieder, wie vorher, eine unermessliche Fülle von Rosen den Turm überzog — doch nur aus der Ferne betrachtet. In der Nähe sah man, daß der neue Rosenhag steil aufwuchs und sich abseits des Matthiasturmes hielt, anstatt ihn zu umschlingen, wie es der vorige so schmiegsam eng gethan hatte. Die Mutter kam nicht mehr herüber zu dem Bänklein wie ehemals — das neue Gewächs erschien ihr fremd und unlieb. Und doch ist es das Reis gewesen, das von ihrem Liebling übrigblieb, das Zweiglein, darin er noch lebte, die Gegenwart, welche aus der Vergangenheit hervorwuchs. Aber das war kein Fortsetzen des alten Daseins, es war ein Eigenleben, und“

Er schwieg. Martina dachte, es müsse schwer auszusprechen sein, was er ihr lieber in einem Gleichnisse habe veranschaulichen wollen. Und selbst dies Gleichnis hatte er mit solcher Redefülle vorgebracht, als suche er bloß das letzte Wort möglichst hinauszuschieben. Nun aber, da er zu demselben gelangt war, hielt er stockend an, wie vor einem Abgrund. Sie hatte das Vorgefühl, in der Tiefe dieses Abgrundes harre ihrer ein bitteres Leid. Allein sie mußte mit ihm hinab, um ihn wieder empor und jenseits weiter geleiten zu können auf ebenem Pfade.

„Es war ein Eigenleben, und?“ fragte sie, in das Walddämmern blickend, wie man wohl seitwärts schaut, um nicht durch Zusehen einem Zogenden den Mut zu benehmen.

„Und“ — setzte er fort — „ich habe gesehen, wie Du in dem Sinnen Deines Vaters aufgehen konntest, als wäre es Dein eigenes. Das bist nicht mehr Du gewesen, sondern ein Spiegel seiner Gedankenbilder. In Dir hat er sich selbst betrachtet, aus Dir hat ihm sein eigenes Gemüt immer wieder hoffnungsreich zugelächelt. So hat er sich durch alle Not des Lebens in die Not des Todes hineingelächelt. Damals habe ich erkannt, daß Du es vermagst, Du allein, was bis dahin als hoffnungslos ersehntes Traumgebilde vor mir schwebte. Martina, wie soll in dem Rinde die Mutter wahrhaft weiter leben, wofern sie nicht zu jeder Stunde im Geiste und in der Wahrheit vor ihm steht? Dazu bedarf es nicht einer Mutter, und sei diese auch engelgut, sondern seiner Mutter. Ansonst wird es ein fremdes Wachstum, wie von jenem Rütteln des Rosenhages. Seit ich Dich mit Deinem Vater beisammen gesehen, Martina, weiß ich, daß Dir die Kraft innewohnt,

Dir allein, es voll auszudenken, so daß es Dir zur Wahrheit wird“

„Was? Sprich offen, Ulrich — was auszudenken?“

„Den Gedanken: vor kurzer Frist sank die Gräfin Wartenkron in den Todesschlaf. Das Leben stand still. Doch war es bloß ein Halt, eine Pause, eine Katalepsie. Jetzt ist sie wieder erwacht und setzt ihr Denken, Fühlen, Handeln dort fort, wo sie es unterbrochen hat. Und diejenige, der solches widerfahren ist, heißt Martina Wartenkron — und das bin ich. Wenn aber jemand von einer Thomasine Wartenkron redet, so bedeutet dies: Martina Wartenkron, bevor sie in den totenähnlichen Schlummer sank.“

Martina überrieselte es eifig kalt. Ein Nebel durchschlich die hochgestimmten Saiten ihres Herzens und spannte sie hinab, immer tiefer, immer schlaffer. Schon flatterten einzelne gänzlich gelodert in die Lüfte hinaus, und sie fühlte mit schmerzlichem Kummer, daß diese nie wieder erklingen würden. Aber sie konnte Ulrich dabei noch ermutigend zulächeln, da er mit zudenden Lippen in ihr Anlitz starrte wie ein armer Sünder, der den Richterspruch über Leben und Tod erwartete. Ja, sie vermochte, als er gleichwohl noch hangte, in beruhigendem Tone zu sagen: „Ich will es versuchen, wofern es dem Kinde zum Heile gereicht. Für Agnes will ich ja gerne auch noch mehr thun. Nur Zeit mußt Du mir geben und Gelegenheit, das Wesen der Verstorbenen kennen zu lernen.“

„Menschen und Dinge reden hier oben von ihr, sowie unten die Leute auf dem Gute und die Nachbarn in der Runde. Wohin Du auch blicken magst, wonach immer Du aushörst, Du trittst mit ihr in Berührung. So wächst Dir die Gestalt allmählich vor den Augen auf, und Du selbst in sie hinein mit jedem Zug, den Du ihr nachzubilden suchst — nicht für das Kind allein, auch für die armen alten Eltern drüben, und endlich auch für mich.“

„Auch für ihn also!“ sagte sie sich, indem sie ihre abwegs gelenkten Augen auf ihn richtete und ihn befremdet anblickte. So starrt man wohl ein Gesicht erstaunt an, das man bisher bloß im Profil gekannt hat, wenn es sich in der Vorderansicht völlig verändert darstellt und einem anderen Menschen anzugehören scheint.

„Habe ich es doch selbst nicht unversucht gelassen!“ fuhr er wie in einem Selbstgespräche fort. „In der fortreisenden Sehnsucht der ersten Zeit vermeinte ich noch, sie zurückzerrten, eine unmittelbare Wechselwirkung herstellen zu können zwischen ihr und mir. Der Spiritismus zog mich in seine mystischen Kreise, Gaukler rissen zu meiner Augenweide die Schranken nieder zwischen Leben und Tod. Es giebt eben Menschen, die mit allem ihr Spiel treiben, selbst mit der Verzweiflung — und dies ist ja das leichteste Spiel. Dann fand die Täuschung ein Ende — ich sah, es war ein thörichtes Irrtum gewesen. Zuletzt fragte ich mich: wenn es auch einen Verkehr mit dem Jenenseits geben würde, war es der Toten würdig, oder konnte es dem Herzensbedürfnis genügen, sie für eine kurze Minute herabzubeschwören? Gab es

nichts, sie mit unlöslichen Banden zurückzuhalten? Da ging ich zu ihrem Bruder, der sie schon als Kind gekannt und an dem sie zärtlich gehangen hat. Aber er ist ein Weltkind und lenkt ab, wenn von ihr die Rede ist. Gleichwohl setzt er unbewußt ihr Leben fort: in seiner Haltung, im Tonfall, im Mienenspiel, im Augenaufschlag, in einer unscheinbaren Bewegung lebt die Schwester lebhaftig wieder auf. Du wirst gut mit ihm sein, Martina, nicht wahr? Selbst dann, wenn er etwa — wenn er zuweilen nicht in Deinem Sinne sich gehalten würde?"

"Ich verspreche es Dir," antwortete sie ernst.

"Ich bin hierauf zu dem Kinde gegangen. Es hat meine Worte nicht verstanden, welche ihm die Mutter zurückerufen sollten, ich dagegen habe sein tiefes, schwermütiges Sinnen verstanden. So saßen wir einander gegenüber und sannten wortlos nach und konnten es nicht ergründen. Mir wuchs dabei die Dual, bis daß ich vergaß, weshalb ich gekommen war. Ich starrte nur noch in das bleiche Gesichtchen mit den großen Augen — das war nicht mehr mein Kind, das war mein sterbendes Weib. Ich taugte am wenigsten dazu, aus Agnes eine Thomastine heranzuziehen — Wille und Kraft schmelzen mir in der Erinnerung gleich Wachs dahin. Dann mühte ich mich, ihre Schrift nachzuahmen, um ihren Eltern anstatt ihrer zu schreiben. Dies aber genügte nicht: es galt auch in ihrem Sinne zu schreiben — und dies hat mich fast wahnsinnig gemacht. Daß ich inmitten dieser unzulänglichen Versuche Dich, Martina, getroffen habe — des Lebens seltsam verketteten Zufall wird es der eine nennen, einen Fingerzeig des Schicksals ein anderer, Vorherbestimmung ein dritter. Ich dagegen glaube, sie selbst ist es gewesen, die mich zu Dir geführt hat, weil sie in Dir fortleben will. Seelenwanderung ist es gewesen, jedoch Wanderung nach einem vorbedachten einzigen Ziel. Einzig — denn ein Wesen gleich Dir schafft die Natur nicht zum zweiten Male aus dem Stegreif. Und vorbedacht — denn ein Wesen gleich Dir findet die arme wandernde Seele nicht so nebenbei am Wege auf ihrer Schattenfahrt. Darum auch durfte ich zu der Toten, als ich vorhin an ihrem Sarge stand, sagen: sieh, es ist keine Untreue gegen Dich, sondern Treue, daß ich jene an der Hand einführe in Dein Haus! Sie ist mit mir gegangen um Deines Kindes willen, um Deiner Eltern willen, um Deiner selbst willen, daß Du in ihr weiter wandelst unter den Lebenden. Nicht um meinetwillen — sie hat gewußt, daß ich von einem Grabe zu ihr komme, und daß mein Herz tot ist!"

Martina wurde zu Mute, als senkte sich ein Nichtheil über sie herab. Einen Augenblick war sie nahe daran, in unsäglichem Entsetzen aufzuschreien und sich zu wehren. Aber sie vermochte auch jetzt noch, sich mahnend zu sagen: "Thue es nicht — laß es!" Sie war nur totenbleich und neigte das Haupt tief auf die Brust. Als sie es nach einer Weile langsam wieder aufrichtete, sprach aus den ergebenen Zügen nur noch ein grenzenloses Erbarmen mit dem Manne, der so zu ihr sprechen, der solches von seinem Weibe fordern konnte. In welcher traumhaften Nebelzone lag nun der Gedanke, daß sie sein Weib sei! Ohne

Einwurf unterwarf sich die Dulderkraft ihrer Seele dem Opfer, selbst nichts zu gelten und ihr Eigenleben danklos hinzugeben. Wenn es dem Kinde zum Segen gereichte, wenn die wunde Stelle von Ulrichs Gram dadurch zu bluten aufhörte — um diesen Preis wollte sie ja gerne als ein bloßer Schemen dahinleben, als das Schattenbild jener toten Frau.

IX.

Ein Stündchen nach dieser Unterredung rief die Glocke zum Diner. Das anheimelnde Familienpeiszimmer mit seiner kunstreichen Holztäfelung, der herrlich geschmückten Decke und dem orientalischen Prachtteppich, die angenehme Wärme, das sanfte Licht des Kronleuchters, der Glanz des kostbaren Gerätes, die auserlesenen Tafelgenüsse — alles war danach angethan, ein Gefühl der Behaglichkeit zu wecken und wach zu erhalten. Gleichwohl kam es nicht dazu. Die vier Tischgenossen ließen ihre Sinne durch diese Lockungen nicht fesseln, und ihre Gedanken schweiften abwärts. Der Hausherr schien in der Rede, welche er vor Martina gehalten hatte, stumm für sich fortzuführen. Er sah in sich hinein, während Ley seine Augen von Martina nicht abwandte; es war die peinliche Aufmerksamkeit eines übelwollenden Beobachters, welcher auf der Suche nach einem Fehler zunächst wenigstens einige Schwächen ertappen möchte. Martina selbst hörte noch wie ein verspätetes Echo die Worte an ihr Ohr klingen, welche sie im Waldparke vernommen hatte. Der vierte, der Lehrer Wimbacher, lauschte wie immer, wenn er nicht auf dem Katheder saß, irgend einer geheimnisvollen Musik in sich oder neben sich. Dieselbe pflegte er auch sogleich, indem er das erste beste Stückchen Papier ergriff, wie einen vorbeihuschenden Zugvogel in dem hastig gezogenen Netze einiger roten Linien abzufangen. Während Ulrich und Martina die Speisen kaum berührten und Ley eigentlich bloß dem Weine zusprach, aß und trank Wimbacher von allem, was ihm serviert wurde. In seiner Zerknirschtheit mußte er kaum, daß er etwas genoß, jedenfalls aber nicht, was es war. Hier und da fiel von Ulrichs Lippen ein höfliches Wort für Martina, Ley begnügte sich mit einigen stummen Artigkeiten gegen seine Nachbarin, der Lehrer ließ keine Silbe laut werden. In feierlicher Stille kreisten Haushofmeister, Jäger und Diener um den Tisch. Selbst an den Thüren ließ sich nicht das geringste Geräusch vernehmen, weil sie während des Diners geschlossen blieben. Lautlos wurden die Speisen vom Korridor aus durch ein Schubfenster hereingereicht, welches von einer Gobelwand maskiert war; lautlos kamen rechts hinter derselben die Diener mit den Schüsseln hervor und trugen sie links zurück.

Martina atmete erleichtert auf, als der Haushofmeister die Thüre zum Rauchsalon öffnete. Ley führte Martina am Arme hinein und sagte, während man ihm den schwarzen Kaffee servierte, zu dem Diener: "Johann soll gleich die Füchse einspannen!"

"Du fährst fort?" fragte Ulrich verwundert.

"Ja, ich habe noch eine dringende Besorgung

für morgen bei Würz. Wimbacher, darf ich Sie im Wagen mitnehmen und unten bei der Schule absetzen?"

"Ich danke höflichst, Herr Baron. Ich gehe lieber zu Fuß. Auch bin ich hier noch nicht fertig. Das Rütteln, die Feuchte, der Temperaturwechsel — das verflört nachhaltig. Es wird noch eine geraume Zeit andauern, ehe da völliger Bestand eintritt, und ich muß in ein paar Tagen wieder nachsehen. Jetzt will ich beenden, was sich heute überhaupt thun läßt." Dabei stürzte er mit einer unheimlichen Schnelligkeit den Kaffee hinab und verschwand alsbald in großer Eile.

Kurz danach folgte ihm Lex. Ulrich fühlte das Bedürfnis, diesen raschen Ausbruch, der sich nicht eben artig anließ, Martina gegenüber zu erklären. Er that dies, indem er rühmend das Feingefühl hervorhob, mit dem Lex offenbar gefürchtet habe, ihr Beisammensein am ersten Abend durch seine Anwesenheit zu stören.

Martina ließ es ohne Widerrede gelten; sie fühlte sich wie von einer drückenden Last befreit, seit Lex die Thüre hinter sich geschlossen hatte. Dagegen vermied sie die Gegenwart des Lehrers. Der alte Mann hatte ihr gefallen und sie hätte gerne mehr von ihm gehört, als den Gruß beim Kommen und Gehen. "Und die dringende Arbeit des Lehrers?" fragte sie. "Sie gilt Deinem Klavier," antwortete Ulrich aufblickend.

"Meinem Klavier?"

"Damit Du dasselbe nicht entbehrst, ließ ich es samt allem, was Du mitzunehmen wünschtest, in einem eigenen Gepäckswaggon an unseren Zug anhängen und sogleich herausbringen. Wimbacher habe ich ersucht, es noch heute zu stimmen. Weil Du es als Andenken behalten wolltest, durfte ich Dir nicht ein neues Instrument hinstellen. Ich habe mir bloß erlaubt, neben Dein mitgebrachtes Klavier einen neuen Erard-Flügel zu stiften, der gleichfalls in unserem Zuge angekommen ist. Es ist so für den Fall vorgesorgt, als Du mit Wimbacher oder mit jemandem aus der Nachbarschaft auf zwei Klavieren spielen wolltest. Wimbacher stimmt nun zu diesem Zwecke beide."

"Und wo . . .?"

"In Deinem Musikzimmer drüben im rechten Flügelbau, wo Deine Gemächer liegen. Es ist bereits Vorkehrung getroffen, daß dieselben binnen wenigen Tagen vollständig neu für Dich eingerichtet werden. Bis dahin bitte ich Dich um Geduld und Nachsicht. Heute sind alle Hände damit beschäftigt, wenigstens das Schlafzimmer und das Bouboir daneben für Deinen Gebrauch umzugestalten. Diese beiden Gemächer liegen dicht an der Kinderstube. Ansonst wird der ganze rechte Flügel ausschließlich Dein Reich sein und — außer dem Appartement, wo Agnes haust — für Dich allein und Deine nähere Bedienung vorbehalten bleiben. Ich habe mit Thomafine den linken Flügel bewohnt. Ihre Gemächer werden in unverändertem Zustande belassen. Daß ich meine Zimmer daneben in der Ecke des linken Flügels auch jetzt nicht verlasse, sondern nach wie vor daselbst sitze . . ."

Da that der Haushofmeister die Thüre auf. Mit Reif gestärkten, weit aufgebauschten Röcken raufchte

die Kinderfrau herein, Agnes auf dem Arme tragend. Sie verneigte sich demütig und blickte hochmütig auf die neue Herrin.

Martina erhob sich erschreckt mit der Frage: "Fehlt Agnes etwas, weil Sie dieselbe zu so später Stunde durch den langen Korridor herübergetragen haben?"

Die Kinderfrau antwortete zuerst mit einem überlegenen Lächeln, dann mit den zurechtweisenden Worten: "Ihre gräßlichen Gnaden haben sich die Comtesse jedesmal nach dem Essen hierher bringen lassen, wenn Gäste da waren, und auch manchmal, wenn keine da waren."

Martina bemerkte erst jetzt, daß Agnes mit Seide und Spitzen, Flitter und Bändchen wie eine Ausstellungsputzfrau behängt war, daß ferner die Kinderfrau mit noch weit grellerer Buntheit in einer gekünstelt ländlichen Tracht prangte. Es war völlig ein Operettenbildchen — Prinzessin und Schäferin. Allein das Kind schien sich aus aller seiner Herrlichkeit gar nichts zu machen, sondern blickte unverwandt auf Martina, bis diese ihm die Arme entgegenstreckte. Nun kam wieder zuerst das scheue Ausleuchten in dem ernstesten Gesichtchen, dann das verklärte Lächeln, worauf es sich mit einem plötzlichen Rucke herüberbeugte und mit den Händchen an Martina festklammerte. Diese nahm es auf ihren Arm herüber, und die Kinderfrau raufchte, einem Winke Ulrichs folgend, beleidigt hinaus. Das Kind aber lehnte sich an Martinas Brust mit dem tiefen Aufatmen eines Wanderers, welcher sein Ziel erreicht hat.

"Es wird spät für Agnes," sagte Martina zu Ulrich.

"Ich will die Kinderfrau wieder . . ."

"Bitte — nein. Ich möchte Agnes selbst zur Ruhe legen."

Ulrich erhob sich und stand vor den beiden. Er blickte auf Agnes mit einem zwiespältigen Ausdruck von Befriedigung und Unmut. Es machte den besorgten Vater glücklich, daß das Kind sich so wohl fühlte an dem Herzen dieser Frau; es verletzte andererseits sein Gefühl für die verstorbene Mutter, daß es so schnell heimlich geworden war bei der Stiefmutter. Er fuhr streichelnd über die dunklen Locken, aber er seufzte dabei. Dann drückte er Martina die Hand mit den Worten: "Gute Nacht! Ich hatte vor, Dir Deine Zimmer zu zeigen, aber dazu ist morgen Zeit, und Du wirst müde sein. Schlafe wohl, Martina!"

Er begleitete sie in das Vorzimmer, wo die Kinderfrau in einem Zwiegespräche mit Anton begriffen war. Mit einem mahnenden Seitenblick auf Anton brach sie ihr Geflüster ab und erhob sich hurtig von dessen Seite. Zugleich rückte sie ihre weitbauschigen Steifröcke zurecht, indem sie erst links, dann rechts auf dieselben schlug, so daß sie wie eine Glocke hin und wider schwangen, ja sogar einen tausenden Ton von sich gaben. Dann langte sie nach dem Kinde, um es wieder auf den Arm zu nehmen. Dieses blieb jedoch ruhig mit dem Köpfchen an Martinas Brust liegen, als ob die Aufforderung es gar nichts angehe. Ebenso wenig machte Martina eine Miene, sich seiner zu entledigen, sondern forderte die Kinder-

frau auf, voranzugehen, um den Weg zu zeigen. Jener, der dies hätte thun, der sie hätte Hand in Hand geleiten sollen — er war an der Thüre der Erkerhalle zurückgeblieben. So schritt sie dahin, Weib und Mutter, und doch keines von beiden, sondern ein armes, verwaistes Mädchen — so arm, wie sie nie vorher gewesen. Der beleuchtete Korridor mit dem sammetweichen Bodenbeleg erschien ihr als ein endloses Labyrinth voll eisiger Nebel. Ihr Fuß strauchelte einmal wie auf steinigtem Grund, und es war ihr, als sei es das Kind auf ihrem Arme, an dem sie sich festgeklammert und aufrecht erhalten habe. Und auch die einzige Wärme auf Erden ging nur noch von diesem Kinde aus, das einzige Licht von seinem fortlächelnden Gesichtchen.

Plötzlich blieb sie stehen und sagte leise: „Agnes!“

Das Kind richtete das Köpfchen von ihrer Brust auf und blickte sie erwartungsvoll an. Es wußte im vorhinein, daß man jetzt etwas von ihm begehren werde; es war aber auch im vorhinein gewillt, dieses Begehren zu erfüllen.

„Agnes,“ flüsterte sie weich bittend, „sage zu mir: Mutter!“

„Mutter,“ stammelte Agnes.

Es war das erste Wort des stillen Kindes. Ein Tropfen glitt unaufhaltsam über Martinas Wange hinab — es war die erste Thräne der Mutter. Sanft drückte sie das Köpfchen an ihr Herz zurück, auf daß Agnes nicht in ihre Augen sehe. Gewaltig unterdrückte sie das Schluchzen in ihrer Brust; wenn es auch aus seliger Rührung emporquoll, es konnte doch erschreckend wirken. So trug sie Agnes weiter und hielt auch nicht in deren Zimmer an, sondern ließ sich von der harrenden Kammerfrau ihr eigenes Schlafgemach weisen. Dasselbe glich einem kostbaren Schmuckkasten und war bis auf die unscheinbarsten Nebendinge streng im Stile Louis XV. gehalten. Daran aber lehnte sich Martina nicht im mindesten und zerflörte den tadellosen historischen Gesamteindruck, indem sie das Gitterbettchen herüberschaffen und dicht neben das blaueidene Himmelbett stellen ließ.

Hierauf schickte sie alle fort und blieb mit dem Kinde allein. Es stand nicht nur fest auf den kleinen Beinchen, als sie es zu Boden stellte, sondern konnte schon kurze Strecken durchwandern, wie ihr ein vorsichtiger Versuch zeigte. Da setzte sie sich auf den Teppich hin als Richtpunkt, als Halt, endlich als letzte Zuflucht beim Straucheln, damit es weich in ihre Arme falle. Agnes aber begann vor lauter Wanderlust zu lallen, zu stammeln, zu plaudern, zu gurgeln. Dazwischen wurde auch wohl etwas laut, was die Kinderfrau, welche an dem Schlüsselloch horchte, noch nie vernommen hatte, und was ganz wie Zauchzen klang. Martina laufchte bezaubert den hellen sprudelnden Tönen, wie man wohl selbstvergeßen nach dem Tropfenfall eines Springbrunnens hinhorcht. Verzückt sah sie dem Kinde zu, wie es ängstlich von ihr auswanderte bis zu seinem Garten, welchen es sich zwei Armlängen von ihr entfernt selbst angelegt hatte, und wie es jubelnd zu ihr zurückstürmte. Zuletzt nahm es, um nicht mehr fort-

pilgern zu müssen, lieber gleich das ganze Gärtlein mit sich; daselbe bestand nämlich bloß aus einer Cyclamenblüte samt Blättern und Moosteller, die ihm Martina aus dem Bergwalde mitgebracht hatte. Damit setzte es sich in ihren Schoß, ward stiller und stiller, und schlief lächelnd ein.

Martina rief niemanden herbei. Auf dem Teppich sitzend, zog sie dem Kinde die kostbaren Puppenfähnlein ab, mit denen man es theatralisch behängt hatte. Dies geschah so behutsam, daß Agnes nichts merkte, als sie schon bis auf das Hemdchen entkleidet war. Sie schlummerte selbst dann noch weiter, als Martina sie in ihre Arme nahm und sich mit ihr aufrichtete. Erst während sie die kleine Last in das Gitterbett legte, schlang Agnes, um sich vor dem geträumten Fallen zu retten, die Armelein um ihren Hals und öffnete ein wenig die blauen Augen. Aber nur so weit, daß sie eben zur Not die zwei dunklen Augen über sich erblicken konnte. Das genügte. Sie war befriedigt und ließ gleich wieder die Lider ruhig nieder sinken. Die Armchen dagegen waren noch nicht eingeschlafen und umfingen immer noch den Hals Martinas mit wacher Kraft. Da kniete sie vor dem Bette nieder und hielt geduldig das Haupt so lange darüber geneigt, bis endlich der tiefe Schlaf auch deren Kraft gelöst hatte und sie ermattet niederglitten.

Dann erst erhob sie sich vorsichtig und ging auf den Fußspitzen in das anstoßende Boudoir, die Thüre hinter sich offen lassend. Mit einem gleichgültigen Blick streifte sie die zierlichen Dinge, welche allenthalben standen oder herumlagen. Müde schaute sie in den rosenroten Schein, der von Wand und Dede, von Vorhang und Möbeln ausstrahlte und den ganzen Raum wie eine Zaubergrötte mit einem magischen Lichte füllte. Sie ließ sich in einen Fauteuil nieder, faltete die Hände im Schoß und senkte das Haupt. Der rosige Schimmer lag jetzt auch auf ihren Wangen und überhauchte deren Blässe; aber er vermochte nicht den wehmütigen Zug zu übermalen, welcher sich in ihr Antlitz vertieft hatte. Sie war ermüdet und doch empfand sie kein Bedürfnis, sich zur Ruhe zu legen; sie wußte im vorhinein, daß sie mit wachen Augen daliegen werde. Ja, es überkam sie auf einmal das Gefühl, sie werde nie mehr so tief, so ruhig schlafen, wie noch gestern und ehegestern und alle Tage ihres früheren Lebens. Sie starrte auf den Teppich; aber die Irrgänge seiner Zeichnung zerrannen verschwimmend vor ihren Augen, und es blieb nichts davon übrig als das freudig helle Rosenrot des Grundes. Nur soweit ihr eigener Schatten sich auf demselben weitete, war Farbe und Licht erloschen und ein trüber Dunkelumriß abgezeichnet — einer Cypresse ähnelnd inmitten von Rosengehegen.

Aus der Höhe von einem der Thürme der Burg schlug feierlich langsam eine Uhr. Aus der Tiefe antwortete die ernste tiefe Stimme eines Wachhundes. Zwischen den einzeln hervorgeflossenen Tönen hielt er gleichmäßig an, wie oben die Uhr Glocke. Dann verhallte der letzte Schlag. Der Hund laufchte. Als nichts mehr kam, stieß er ein unzufriedenes Heulen aus.

Martina trat an das Fenster und schob das rote Gewoge der Überhänge und die Vorhänge zurück. Sie sah den Hund ganz deutlich. Er hielt den Kopf in die Höhe gereckt und haberte mit dem Monde. Dabei stand er auf dem hell beschienenen Kiesweg, welcher sich von dem oberen Matthiasturm zu dem niederen Schlosse wie ein schimmerndes Gewässer herabschlängelte. Sein dunkler Körper schien auf dessen Silberfläche einherzuschwimmen. Dann war es, als ob beide in einer Erdspalte langsam versinken würden, während oben eine Wolke über den Mond hinschlich und sich zuletzt breitleibig über ihn festlagerte. Plötzlich rüttelte es brausend an den Bäumen des Waldparkes und stieß oben das Gewölke wieder in die Himmelsweite hinaus. Zu gleicher Zeit fauste es über die Fenster hin, als gelte es, auch hier den düsteren Wolkenschatten wegzumischen von dem blassen Frauenantlitz, welches durch sie hinausstrahlte.

Als die Wolke völlig verschweicht war, schritt der Hund langsam im Mauerschatten des Matthiasturmes dahin, hielt wieder an und warf einen argwöhnischen Blick gegen das Nachtgestirn empor. Zuletzt verschwand er in den Ruinen des oberen Schlosses, obzwar daselbst nichts zu bewachen ist, seit der Blitz diese Hochburg vernichtet und das Herrengeschlecht auf das niedriger gelegene vordere Schloß beschränkt hat.

Der Mond hängt jetzt völlig klar über dem zerbröckelnden Matthiasturm. Vor die Drefchen des Gemäuers scheinen Silbergewebe gespannt, ein grauer Schimmer füllt Ritze und Spalten, bläulich weißer Duft rinnt aus Fensterhöhlen und Scharten. Das Innere durchleuchtet ein sanfter Glanz wie von Lampen, die durch mattes Glas gedämpft und mit blauen Schleiern umhüllt sind. Dort wo der ungefüge Matthiasturm sich aus der Ruine reckt, quillt es wie flüssiges Silber über die Zinnen, strömt in breitem Bogen die Turmwand hinab, rieselt über deren Kante hinaus, träufelt im Staubfall von den ausladenden Quadern, und versickert in dem Rosenhag, von dem Ulrich erzählt hat, daß seine Mutter an ihm keine Freude mehr gewinnen konnte. Innen aber glimmt der Zauber weiter, indes daneben geheimnisvolle Umrisse sich in dämmerndes Halbdunkel ausrecken und im Hintergrunde riesenhafte Gestaltungen in die Nacht hineingreifen. Alle die Wunder wirkt mit seinem sanften stillen Licht der Mond, welcher so ruhig durch das Himmelsgewölbe schwimmt. Und dies ist nicht einmal sein eigenes, sondern ein erborgtes Licht. Das ist es, was jeden Widerspruch löst — denkt Martina einporstarrend. Sie hat Ulrich damals nur nicht verstanden, und seine heutige Rede führte bloß aus, was bei seiner seltsamen Werbung schon angedeutet worden war. An ihr allein liegt die Schuld, daß sie es mißdeutet und geglaubt hat, als eine zweite Sonne über Wartenkron aufzugehen, zu leuchten, zu wärmen, nachdem die erste hinabgesunken war. Nun versteht sie es: nur als Mond soll sie die Trauernacht durchscheinen, ohne Eigenlicht, ohne Eigenwärme, mit dem bleichen kalten Strahl, welchen sie sich von dem dahingegangenen Stern erborgt hat.

Da nicht sie dem blassen Antlitz des Mondes zu, wie man wohl einem lieben Genossen auf schwerem Gange Mut zuwinkt. Dann schreitet sie behulfsam in das Schlafzimmer zurück und neigt sich über das Bitterbett. Sinnend betrachtet sie das Lächeln, welches in dem Gesichtchen des schlummernden Kindes noch wie gefestigt ist. Es sieht sich so bleich an, und doch lächelt es — vielleicht lächelt auch der bleiche Mond dort oben. Ja, in ihrem eigenen blassen Antlitz entzündet sich allmählich ein Lächeln an jenem des Kindes. Mit diesem Lächeln richtet sie sich endlich auf und geht mit ihm zur Ruhe.

Und auch durch das ganze Schloß huscht zur selben Stunde ein Lächeln. Aber es ist ein arges Lächeln, gemischt aus Bosheit, Schadenfreude und Spott über die neuartige Ehe. „Er hüben und sie drüben!“ — flüstert es von Thür zu Thür, die Gänge entlang, um die Ecken biegend, Treppen auf und ab, vom Keller bis zum Turmstübchen. Schon wird ihm die Burg zu eng; beim Morgendämmern huscht es durch das Pförtchen hinaus und in geschäftiger Hast den Schloßberg hinab. Unten angelangt, rennt es im Strahlenkranz auseinander und schießt nach sämtlichen Himmelsrichtungen fort. In den Schöffnern des näheren Umkreises serviert man es bereits am hellen Mittag zum Diner, die Guts-herrschaften der weiteren Zone bekommen es erst zum Souper aufgetischt. Am nächsten Tage hat sich daselbe Lächeln bereits auf das hohe Ross gesetzt. Es reitet auf Vollblut und auf Adergäulen von Schloß zu Schloß oder fährt auch wohl in prächtigen Karossen und in schabigen Kaleschen zu Besuch. Man hat die Straßen nicht oft so bevölkert gesehen. Auch erinnert man sich nicht an eine so allgemeine Lebhaftigkeit der Konversation, bei welcher selbst die friedliebendsten Nachbarn händelsüchtig und auffällig werden. Jeder bringt eine neue Hypothese vor, bis der ganze Kreis des Denkbaren und noch einige Abschnitte des Undenkbaren erschöpft sind. In dem spöttischen Lächeln zeigen sich alle einmütig; nur die Mischung desselben ist verschieden und weist statt der Schadenfreude zuweilen ein gut Teil Mitleid auf.

Und wieder ist es daselbe Lächeln, welches um die Mittagstunde den Schloßberg langsam hinansteigt, nachdem es im Morgendämmern den gleichen Weg eilig hinabgestürzt war. Aber in den Gesichtern der Ökonomie- und Industriebeamten, welche sich zur Begrüßung der neuen Herrin aufgemacht haben, äußert es ein unflätes Wesen. Auf der Brücke in Unter-Wartenkron und am Fuße des Schloßberges hat es sich noch breit gemacht und recht frech zur Schau ausgelegt; aber mit jedem Schritt, der weiter aufwärts führt, weicht es zurück, erst verschämt, dann zaghaft, endlich scheu. Zuletzt, da der Außenpförtner zweimal die Glocke zieht, zuckt es verschüchtert zusammen und verschwindet. Die Mienen sind nur noch feierlich ernst zurechtgelegt, während der lange Zug sich zwischen den Säulen gegen die Pforte empowindet.

Auf die Meldung des Haushofmeisters erschien Martina an Ulrichs Arm in der großen Halle. Daselbst standen dichtgeschart die Beamten der Fabriken

und der Landwirtschaft in Unter-Wartenkron sowie auf den Maierhöfen und Vorwerken, die Unterbeamten und Werkmeister, endlich die Abordnungen der verschiedenen Arbeiter. Alle waren im festlichen schwarzen Gewande, ein dunkler Menschenhaufen, an dessen linkem Flügel als einzige Augenweide die grünbesetzten Röcke der Forstleute hervorleuchteten.

Martina schritt an Ulrichs Seite näher, schwarz gekleidet, ohne Schmuck, in tiefer Trauer. An hundert Menschen harrten ihrer, an zweihundert Augen waren auf sie gerichtet. Sie war dergleichen gewohnt und hatte es täglich erlebt, wenn sie in den Kreis ihrer Zöglinge trat. Unbefangen blickte sie der Versammlung entgegen und fühlte erst eine Herzbellemmung, als Ley, der hinter ihr stand, vortrat und ihr den Industrie-Direktor Würz als den Führer des Zuges vorstellte. Doch war es nicht dieser Vorgang an sich, welcher ihr ein Unbehagen verursachte, sondern die seltsame Art, in welcher Ley zu ihr redete. Er schlug jenen halb nachlässigen, halb spasshaften Ton an, in welchem man mit halbwüchsigem Mädchen zu verkehren pflegt, die noch keine Stimme im Hause haben, aus denen man sich nichts macht, und die man nicht ernst nimmt. Und wie ein Echo davon erklang die Ansprache des Industrie-Direktors Würz, welcher aus der Vorderreihe wie ein riesiger Eckspeiler mit seinem ungeheuren Leibesumfang herausragte. Statt der Ehrfurcht, wie sie die Mienen der anderen zur Schau trugen, hatte der Mann ohnedies schon ein gewaltiges Selbstbewußtsein in die Halle hereingebracht, welches er nicht einmal abzulegen vermochte, wenn er in der Kirche mit Gott umging. Raun hatte er den wunderlichen Ton Thurmsbruchs gehört, als er den seinen genau nach demselben stimmte. Er brachte seine Anrede mit einer gekünstelten Jovialität vor, die es nicht mehr der Mühe wert erachtet, den Ernst der Scene aufrecht zu erhalten.

Martina dankte unbefangen in fließenden Worten. Klar und deutlich war ihre wohlklingende Akustik auch am Ende des Saales vernehmbar, und ihre Augen gingen ruhig von Gesicht zu Gesicht.

Alle lauschten erstaunt, als gehe da etwas ganz Unerwartetes vor sich. Würz verlor sein überlegenes Lächeln und warf einen lauerten Seitenblick auf Ley hinüber. Er sagte sich erst, als Martina schwieg, und die Reihe an ihn kam, seine Beamten einzeln vorzustellen. Die frühere Jovialität schien ihm jedoch gänzlich abhanden gekommen zu sein; er versiel in einen barschen Ton, welcher seine Autorität über Beamten und Arbeiter veranschaulichen sollte und ihm auch entschieden besser zu Gesichte stand. Hierauf stellte der Ökonomie-Direktor Maltbörsfer in trocken geschäftsmäßiger Weise seine Beamten vor. Doch hatte auch dieser hiebei etwas Unwirsches, als sei ihm da ein höchst überflüssiges und uneinträgliches Geschäft aufgehaßt worden. Völlig verdrießlich wurde seine Miene, als Ulrich das Wort ergriff und einen jungen Mann mit bronzefarbigem Gesicht und kohlschwarzem Bart anredete, welcher abseits stand.

„Wie geht es Ihnen auf dem einsamen Vorwerke?“ fragte Ulrich, indem er herantrat und dem Manne die Hand reichte. „Erwin von Sétváry,“

sagte er, denselben Martina vorstellend, „mein Studiengenosse auf der Universität, bis zur Übernahme des eigenen ungarischen Edelbürgers Volontär auf Wartenkron, oder richtiger: Pächter des Vorwerkes Heidehöfe.“

Martina reichte Herrn von Sétváry die Hand und wechselte einige Worte mit ihm, was beide Direktoren veranlaßte, verständnisinnige Blicke mit Ley zu wechseln, welcher dieser Scene eine gespannte Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Martina richtete übrigens an jeden der höheren Beamten eine freundliche Bemerkung; aber auch hier, wie gestern bei der Dienerschaft, mußte sie an den Sämann des Evangeliums denken, dessen Samen auf unfruchtbaren Fels oder unter Disteln fiel. Als sie hinabsteigend zu den Unterbeamten gelangte, schien es ihr, als ob bei diesen doch hie und da ein Krümlein guten Bodens zu finden sein könnte. Daß das Samenkorn in Wahrheit auf fruchtbares Erdreich falle, merkte sie erst bei den Abordnungen der Arbeiter. Denn als die schöne, ernste, bleiche Frau ihnen herzlich die schwieligen Hände drückte mit dem Versprechen, nächstens hinabzukommen und den Kindern den Dank abzustatten für die Begrüßung der Väter, da wurden die bisher teilnahmslos stehenden Männer warm und lebhaft bewegt. Sobald sich nun Martina abkehrte, um von ihnen wegzugehen, riefen einige: „Vivat unsere Frau Gräfin!“ Gleich darauf wiederholten andere den Ruf nacheinander ohne Ordnung, weil es nicht verabredet worden, sondern ihnen eben jetzt eingefallen war und vom Herzen kam. Aber ein höchst mißbilligender Blick nebst abmahnen den Zeichen von seiten ihres Direktors brachte ihnen den Glauben bei, sie hätten etwas Unschickliches angestellt. Sie verstummten sogleich verschüchtert. Ja, sie würden sich geschämt haben, wenn sich nicht Martina umgewendet und ihnen ihren Dank zugelächelt hätte. Es war das erste Mal, daß sie die neue Herrin lächeln sahen. Und über diesem Lächeln vergaßen sie Herrn Würz und riefen nun erst wie auf Verabredung alle: „Vivat unsere Frau Gräfin!“

„Ihr seid maulaufreißende Rebellen, die man kürzer halten wird!“ fuhr Herr Würz draußen vor der Thüre die Arbeiter an. Drinnen aber sagte Ley zu Martina: „Sie besitzen eine seltene Gabe, auf das stumpfe Volk zu wirken — ein staunenswürdiges demagogisches Talent!“ Es sollte wie Lob klingen, aber der Ton war gereizt, und die huldigende Verneigung wurde von dem bösen Blick und dem Zucken um die Lippen begleitet.

X.

Der Nachmittag wurde der Besichtigung der Schloßräume gewidmet. Als Ulrich zuletzt Martina in die Zimmer der Verstorbenen einführte, schien es eine Wallfahrt zu einem allbekannten Heiligtum. Leise auftretend, schalt die Thüren öffnend, schritt er voran und deutete stumm auf die Dinge wie auf kostbare Reliquien, deren Wert keiner Erklärung durch Worte mehr bedarf. Vor zwei Porträts der

Verblühten hielt er an und war bald so völlig in deren Betrachtung versunken, daß er seine Gefährtin neben sich vergaß.

„Welches der beiden Bilder ist ähnlicher?“ fragte Martina erblüht.

„Keines. Ebensovienig das Pastell daneben, oder jene Aquarelle dort, von den Photographien gar nicht zu reden. Alles das ist matter Abglanz, schwacher Widerschein. Ich möchte einer der großen Meister der Renaissance sein, am besten ein farbenfroher Venezianer mit den Goldtönen Tizians oder mit dem Silberglimmer Veroneses, um sie im Bilde aufleben zu lassen. Aber“ — und dabei ließ er mutlos den Kopf sinken — „selbst dann würde ich es so wenig zu stande bringen, wie alle diese hier. Du wirst Dir die Bilder eingehend betrachten wollen — sowohl ihres Gegenstandes halber, als auch, weil Du selbst Malerin bist, wegen ihrer verschiedenen Technik. Vielleicht sehen Deine Künstleraugen divinitorisch dasjenige hinzu, woran die Hände dieser Künstler sich vergeblich abgemüht haben. Ich lasse Dich deshalb mit denselben allein. Was das andere ringherum betrifft, so wird es Dir manches enträtseln helfen, was Dir aus diesen Rahmen fraglich entgegenblickt. In diesen Dingen weiß die ehemalige Kammerjungfer am besten Bescheid — sie ist die Kustodin dieser Räume und wohnt neben dem Toilettegemach Thomasinens, wo sie bereits zu deren Lebzeiten hauste. Dort findest Du sie bereit, Dir die gewünschten Aufklärungen zu geben, sobald Du sie hereinrufen willst.“ Er warf noch einen langen Blick durch die Zimmerreihe und ging dann hinaus.

Martina stand allein vor Thomasine. Ihre ganze Seele wuchs und rannte sich zu den Bildern empor. Es war seltsam: sie mußte dabei lächeln. Aber auch leid that es ihr, daß es bloß Bilder waren. Mit welcher Lust hätte sie dieses Wesen an sich gezogen, fest gegen ihre Brust gedrückt, und halb lachend, halb gutheilig mahnend ihm zugeflüstert: „Kind, sei artig!“ Ja, es war ein hinreißend schönes Kind, das in diesen Bildern die seltsamsten Dinge verübte, die ungewöhnlichsten Stellungen einnahm, die wunderlichsten Kostüme mit den grellsten Farben anhatte, und dabei doch immer die Grazie selbst blieb — sogar in jener Photographie, vor welcher Martinas Lächeln begonnen hatte. Thomasine saß da in einer defektierten Seidenrobe mit langhin den Boden überwallender Schleppe auf einer Tischkante und baumelte offenbar ganz vergnügt mit den Füßen. Der eine pralle Kinderschuh war eben weit im Vordergrund angelangt, indes der andere irgendwo rückwärts unter der Tischplatte herumschwebte. Die Lippen hielten diesmal eine Cigarette fest, während sie auf anderen Darstellungen einen Rosenstiel, den Knopf einer Reitgerte oder sonst einen Gegenstand, den eigenen kleinen Finger nicht ausgenommen, umfaßten oder doch berührten. Es war ersichtlich, daß auch der Mund jederzeit etwas zu thun haben mußte, wie die Hände, die Füße, die Augen, der ganze Körper. Die unstillbare Beschäftigungslust warf sich indes nicht auf nutzlose, nicht nützliche Thätigkeiten, wie sie die langen Stunden der Feine üben, sondern aus-

schließlich auf den lächelnden Zeitvertreib sehr jugendlicher Gemüter. Sie that auf diesen Bildern Dinge, welche keine andere Frau sich hätte herausnehmen dürfen, ohne kindisch, emancipiert, lächerlich, oder grotesk zu erscheinen. Bei ihr dagegen war alles das eine unnachahmliche Anmut, für welche die Natur einzig und allein sie geschaffen hatte. Was bei anderen als Unart gegolten hätte, erschien an ihr als entzückende Eigenart — es stand ihr. Am deutlichsten trat dies in einer Anzahl von Pariser kolorierten Photographien zu Tage, welche in einem gemeinsamen Rahmen friesartig fortlaufend aneinandergereiht waren. Offenbar lebenden Bildern entnommen, in welchen Thomasine mitgewirkt hatte, boten sie eine Blütenlese aus dem Garten der Weltliteratur; aber auch in den ergreifendsten Szenen fehlte niemals das nordische Emporsprossen eines wilden Kinderfrühlings mit eigenwillig herumwuchernden Seitenköpflingen. Und hier, wie auf den anderen Bildern, fesselten immer wieder die blauen Kinderaugen, von denen die Lider hoch emporgezogen waren wie Vorhänge, welche die Aussicht bloß verdrücklich beengen. Es waren neugierige Augen, weit aufgethan für die weite Welt und groß um sich blickend, damit sie ihr Schauen an alle die zahllosen netten Dinge dieser Erde verteilen und nicht etwa zu viel an ein einzelnes verlieren.

Auch sonst erwiesen sich die Bilder lehrreich. Martina erfuhr aus ihnen, daß Ulrich während seiner kurzen Ehe wenig daheim gewesen sein mußte. Sie begriff jetzt auch, weshalb er ein so umsichtiger Reisesmarschall geworden war, und wie er dies mit einem solchen Kinde hatte wohl erlernen müssen. Denn das eine Ölporträt war von Carolus Duran in Paris gemalt, das andere von Makart in Wien, das dritte von Lenbach in Rom; das Pastellbild datierte von einem Londoner Aufenthalt, mehrere Aquarelle aus Kairo und vom Bord eines Nildampfers. Die Photographien vollends stammten aus aller Herren Länder.

Aber Ulrich hatte recht. Die vielen Bildnisse waren in der That bloß ohnmächtige Anläufe und ergaben doch nur eine mangelhafte Vorstellung ihres Gegenstandes. Es fanden sich mitten in der genialsten Pinselführung Stellen, wo die Maske lässiger, die Kontur verschwimmend, die Gestalt nicht genugsam von dem Hintergrunde abgelöst erschien. In Arbeiten weltbekanntester Meister mußten solche toten Punkte um so auffallender abstechen. Aber Martina besaß das Verständnis für diese Unebenheit. Sie sagte sich, daß es auch für den größten Künstler unmöglich gewesen wäre, vollkommen treffend ein Wesen auf der Leinwand festzubannen, dessen Charakter sich bloß in der Bewegung aussprechen konnte. Martina ergötzte sich die lüdenhafte Darstellung, indem sie vor ihrem inneren Auge diese schönen durchscheinenden Händchen herumwirbeln, die Kinderfüße einhertanzen, die schmiegsamen Glieder in koboldartiger Flintheit sich drehen ließ, wie es ihnen eben anfiel. Sie stellte sich vor, wie die reizende Gestalt plötzlich aus dem Rahmen hervorspringen, halb lachend, halb weinend auf sie zuweisen und an ihre Brust stürzen

würde. Gleich darauf würde sie unter Röchern und doch mit feuchten Augen herumtänzeln und dabei in überstürzt heraussprudelnden Worten von Agnes erzählen: wie diese lieb, herzlich, zum Aufessen pudrig sei, aber auch, wie deren Spielpuppe so possierlich die Augen verdrehe und so drollig „Papa“ und „Mama“ quietsche. Martina horchte einmal auf — es war ihr, als habe eben ein silberhelles Gesicht an ihr Ohr geklungen.

Auch darin hatte Ulrich recht gehabt, daß rings in den Räumen die Erläuterungen zu den Porträts zu finden waren. Es gab da einen Empfangsalon, daran stoßend ein Musikzimmer, neben diesem zwei kleinere Gemächer, niedliche Nestchen, das erste schneeweiß, das andere ganz von blaßgrüner Seide. Den Beschluß machte das Toilettezimmer, aus welchem man durch eine seitliche Verbindungsthüre in das Schlafzimmer und von da zu dem rechtwinklig angrenzenden Herrenappartement gelangte. Überall waren reizende Möbel aus Paris, Vieux-Sèvres, venezianische Spiegel, Portièren und Teppiche aus dem Orient, Ladarbeiten und Vasen aus China, kostbare Bronzestücke, wenige Gemälde, aber diese ersten Ranges. Alles erschien von einem Reichtum ausgewählt, welchem nur das Echte und hievon nur das Beste gut genug ist, und von einem vornehmen Geschmack geordnet, den jedes vorbringliche Glänzen peinlich berührt. Martina sah darin die kundig sichtende, meisterhaft zusammenstimmende Hand Ulrichs; denn es war unverkennbar dieselbe Hand, welche eben jetzt ihre eigenen Gemächer zu stilvollen harmonischen Kunstwerken umschuf. Aber ebenso unverkennbar hatte sich in diesen Räumen noch eine andere Hand verewigt. Was die Bewohnerin in den festen Bestand später aus Eigenem untergebracht hatte, machte das fein abgetönte Ensemble zur Requisitenkammer eines lustigen Puppentheaters. Es gab da eine ganze Sammlung von Reitpeitschen, eine ausgestopfte Kasse, Cigarrenkistchen, Schweizer Musikboxen, Spazierstöcke, Figürchen aus jedem formbaren Material, Stofsbegen samt Masken und Fechthandschuhen, eine Saugtute, Hirschfänger, Modejournale, ein Flaubert-Gewehr, unaufgeschnittene Romane, Angelrutten, ein Orchestrion, Cigarettentaschen auf Aschenbechern — und hundert andere planlos durcheinander geworfene Dinge, deren jedes inmitten seiner bunten Nachbarchaft unerklärlich, und deren Überzahl in dem Appartement einer jungen Frau sinnwidrig erschien.

Im Musikzimmer standen zwei Klaviere, die ganze Wand gegenüber den Fenstern verstellte ein riesiges Balzenspielwerk. An dem Mauerstreifen neben dem Eingange war Thomasinens Bibliothek angebracht, ein reizender Aufbau aus mattem dunklem Holz. Der eine Flügel enthielt durchgehends die gelben Pariser Romanbände, der andere ebenso ausschließlich die lichten Bände der englischen Tauchnitzedition. Weber die einen noch die anderen zeigten sich aufgeschnitten, als Martina auf das Geratewohl einzelne herausgriff. Der Mittelbau, welcher die beiden Seitenflügel um ein Drittel überragte, hatte offenbar dem wirklichen Gebrauche gebient. Die

Bücher waren aufgeschnitten, teilweise zerknüllt, mit eingebogenen Ecken als Merkzeichen versehen. Martina wollte sich eine Idee von der Richtung bilden, welche Thomasia in ihrer Lektüre mit Vorliebe verfolgt hatte. Sie las vorerst die Titel jener Werke ab, welche auf dem mittleren Bücherbrett im bequemsten Handbereich aufgestellt waren. Es standen nach der Reihe: „Katechismus für Jäger. — Schiller: Der Geisterseher. — Musterblätter für Anstreicher und Ladirer. — Moderne Salon-Magie. — Der neue Pitaval, eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten. — Illustriertes Muster-Entenbuch. — Heine: Buch der Lieder. — Die Kunst, Papageien zum Sprechen abzurichten. — Verne: Reise um die Erde in achtzig Tagen. — Briefmarken-Album. — Illustriertes Sportbuch. — Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. — Buch: Silberbogen, koloriert. — Malek-Hanum: Dreißig Jahre im Harem. — Der Dachshund, seine Zucht und Abzucht. — Hartmann von der Aue: Der arme Heinrich. — Die Fechtkunst mit krummen Säbeln.“

Martina nahm dann kopfschüttelnd doch noch ein Buch nach dem anderen in die Hand, um zu sehen, ob wirklich sämtliche gelesen worden seien. Sie war in der That alle aufgeschnitten mit Ausnahme von Schopenhauers: „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Darin zeigten sich bloß die ersten vier Blätter aufgeschnitten; zwischen der zweiten und dritten Seite saß als Merkzeichen eine Papillote, welche aus dem halbabgerissenen fünften Blatt zusammengedreht war. Nachdem Martina schließlich auch „die Fechtkunst mit krummen Säbeln“ in die Ecke zurückgestellt hatte, ließ sie die Arme am Leibe niederhängen; es hatte sie jene matte Schwereffigkeit überfallen, die man bei einer voraussichtlich unfruchtbareren Arbeit zu überwinden hat. Sie gab es auch auf, die übrigen Bretter zu durchsuchen, und blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin.

Dann durchschritt sie die Reihe der Gemächer, um Margarete, die Kammerjungfer Thomasinens, hereinzurufen, auf daß diese nach Ulrichs Wunsch über die ihr anvertrauten Reliquien Bescheid gebe. Geduldig hörte sie die breitspürigen Erklärungen der Kustodin an und erfaß aus denselben, daß Thomasia an allen diesen Schaustücken bloß eine kurzatmige Kinderfreude gehabt hatte, die jedes Spielgerätes bald überdrüssig wird; dann wird es vergessen oder aus den Augen geschafft, während die Hand bereits nach einem neuen langt. Schon bei dem ersten Durchschreiten hatte Martina wahrgenommen, daß in dem grell aneinander gedrängten Wirrsal jene Art von Gegenständen vorherrschte, die irgendwie mit der Tierwelt zusammenhängt: Käfige, Hundehalsbänder, Reitgeräten, Papageienständer, Nistkästchen, ein Affenhaus und berartige Dinge. Nun fiel ihr dies wieder ein, als sie an einem Glashäuschen vorüberging, wie man solche für weiße Mäuse einzurichten pflegt; zugleich erinnerte sie sich der Bücher, welche in der Bibliothek Dachshunden, Enten und Papageien gewidmet waren. Sie blieb vor dem Mäsepalast stehen und fragte Margarete,

welche Tiere die verewigte Gräfin, die sichtlich eine große Tierfreundin gewesen, am liebsten gehabt habe.

„Am liebsten?“ antwortete Margarete nachdenklich. „Gräßliche Gnaden, das könnte ich nicht sagen. Sie hat sich nicht viel aus dem vernunftlosen Getier gemacht,“ fügte sie nach einer Weile in stolzem Tone bei. „Sie war zu geistig, um sich lange an solches dumme Zeug festzuhäkeln. Sie hat an allem dem nur eine kurze Freude gehabt. Das ist auch ganz recht, und es wäre sündhaft, sein Herz daran zu hängen. Erst war es ein schwazender Star, dann eine Angoralake, Affen, Mäuse, Hunde, Eichhörnchen, Murmeltiere, einmal sogar ein kleiner Bär, der noch an einer Saugtute schnullte. Da liegt sie noch auf dem Tisch, die letzte Saugtute — er mußte jeden Tag eine andere bekommen, weil er alles zernagte. Am liebsten? Wenn ich schon darauf antworten müßte, am liebsten waren ihr die Tiere, die recht lebendig waren: sie hatte es gerne recht laut um sich und konnte die Stille nicht vertragen. Aber die Tiere sind manchmal so bodig und eigensinnig wie die Menschen, und es kam vor, daß all das Vieh wie mit verbundenen Mäulern dahockte und nicht muckte. Dann ließ sie wenigstens die Musikschachteln aus der Schweiz spielen oder im Musikzimmer den großen Musikkasten neben den beiden Fortepiano. Er klingt wunderschön, ganz wie eine Orgel, mit Trompeten und Flöten dazu. Befehlen Gräßliche Gnaden, daß ich ihn aufziehe? Er spielt von selber.“

„Ich danke Ihnen — ein andermal,“ entgegnete Martina, die eben wieder vor den großen neugierigen Kinderaugen der Bilder stand — tiefblauen Wasserspiegeln, die unter den Sonnenblitzen bald da bald dort aufglitzern, sich von jedem emporstauchenden dunkleren oder helleren Himmelsfleckchen die Farbe herabholen und mit jeglichem vorüberhuschenden Wölkchen ein Schattenspiel aufführen. Was diese blauen Kinderaugen so im ruhelosen Wechsel spiegeln, danach langt auch schon die Kinderhand, von einem Spielzeug zum andern abspringend, ein Tier nach dem andern herzlich, um es kurz danach gleichgültig zu verstoßen. Und auch darin erweist sich Thomaßine so ganz als Kind, daß sie die Stille fürchtet und sich die Ohren vollstopft mit Eigenlärm oder fremdem Getöse beliebiger Sorte. Ja, sie scheint da oben in dem Rahmen nach einem Geräusch hinauszuhorchen, um hervorzuspringen und ihm um jeden Preis nachzulaufen, sei es die gezirpte Spielbofen-Arie „La donna è mobile“, sei es das weinerliche Gebrumm eines jungen Saugbären. Und wieder verspürt Martina eine große Lust, sie an sich zu ziehen und lächelnd mit emporgehobenem Zeigefinger zu mahnen: „Ps!“

Martina begriff nun auch das Geheimnis des Garderobesaales, in welchen sie Margarete aus dem Toilettezimmer über eine Schnedenstiege emporführte. Ungetüme von Garderobekästen verstellten alle Wände, und vier derselben enthielten ausschließlich Roben. Darunter aber war keine einzige ohne Schleppe. Martina starrte verständnislos in das Innere der tiefen Kästen. Als sie sich indessen besann, was sie

im Untersloche gesehen, ging ihr auch für den Obersloche ein Verständnis auf. Es erschien ihr nun ganz natürlich, daß Thomaßine das feierliche Schleppenghängsel ohne weiteres über Feldrain und Bachufer, durch Wald und Wiese dahinfegen ließ. Es war die Kinderfreude an der Verlängerung der kleinen Persönlichkeit. Welche Lust, größer zu erscheinen und sich obendrein bei jedem Schritt dessen bewußt zu werden durch das sanft mahnende Gemminis! Und dann — wie hatte doch Margarete gesagt? — „sie konnte die Stille nicht vertragen.“ Welch endlose Anregung bietet einem unerfülllichen Ohre das Schleppengeräusch mit seinem Rauschen, Rascheln, Knistern und Schleifen! So lieben es ja Kinder, in Ermangelung anderen Lärmes wenigstens ein Stöckchen hinter sich her durch den Sand zu ziehen. Eine Schleppe will aber auch, zumal im Gestrüpp und zwischen Steinen, jeden Augenblick gehoben, niedergelassen, geschwenkt, gedreht sein — eine abwechslungsreiche Beschäftigung, die keine Langeweile aufkommen läßt. Und endlich, welche kindliche Augenweide an dem schönen großen Farbenspleck, den ein solches Hängsel wirksam auf die braune Erde hinmalt, zumal wenn dasselbe eine so grelle Farbensplut aufweist, wie sie aus den vier Kästen verwirrend bunt hervorleuchtete.

Margarete nahm eine der Roben heraus und legte sie der Kleiderpuppe an. Die ponceaurote Schleppe lag weit über den Boden hin bis zur Thüre, die Taille war die eines Kindes. Martina umspannte dieselbe bequem mit beiden Händen. Margarete, welche ihr zusah, sagte nickend: „Ja stark sind weiland Ihre gräßlichen Gnaden nie gewesen. Aber das ist nun einmal so ihre Natur gewesen und hat nicht anders sein können. Sie hat bei Tisch mittags und abends immer nur wenig genascht und genippt. Ganz wie ein Schmetterling hat sie sich aufgefüttert: jedesmal ein winziges bißchen, dafür aber recht, recht oft. Aus vielen winzigen Wässerlein wird zu guter Letzt doch ein Bach. Sogar neben dem Bette mußte sie immer etwas leichtes Süßes liegen haben, wenn sie in der Nacht aufwachte. Nur in der letzten Zeit, wo der Doktor ihr täglich mit seiner schwarzen Röhre die Brust aushorchte, hat sie auf sein Gebrumme hin sich mit dem Essen wie unfernereins abgefunden. Ich denke immer, er hat sie auf dem Gewissen — dieser Brummbär samt seiner schwarzen Hörtrompete. Halten zu Gnaden, daß ich so rede, aber sie war nun einmal darauf eingerichtet, nicht wie wir großen Leute zu essen, sondern wie Kinder zu jeder Stunde eine leichte Lederei zu verkosten. In früheren Zeiten hätte der Doktor ihr auch gar nicht mit solchen Sachen kommen können. Wenn er es sich doch unterstand — er ist schon einmal so — behielt sie gegen ihn immer recht. Ein einziges Mal hat er recht behalten, aber das hat so schlecht angefallen, daß Seine Gnaden, der Herr Graf, ihm hinterdrein gehörig unrecht gab. Das war kurz vor der Geburt der Comtesse Agnes. Weiland die Frau Gräfin war nicht recht wohl, wollte aber doch zu einer Unterhaltung nach Neu-

schloß fahren. Es regnete stark, der Sturm blies noch stärker, am allerstärksten brummte der Doktor. Und er brummte solange fort, bis der Wagen richtig abbestellt worden ist. Daß die Frau Gräfin sich darüber ärgern mußte, konnte sich der Brummbär doch denken. Daß sie aber dann dem übergroßen Ärger irgendwie Luft machen mußte, daran dachte er ganz und gar nicht. Denn er that schrecklich verwundert, als er zwei Stunden später im Wagen wieder heraufgeholt wurde und im Toilettezimmer der Frau Gräfin alles zerschlagen, umgeworfen und zerrissen fand. Die Stücke und Lappen lagen nur so herum und mitten drin Ihre Gnaden, die Frau Gräfin, in Krämpfen. Der Doktor ist eben ein bodbeiniger verbohrtter Mensch, der solche Sachen gar nicht versteht. Zum Glück dauerte der Krampf nicht lange, weil sich die Aufregung schon an den Nasen und den anderen Dingen entladen hatte. Aber wie ich dann noch einmal spät in der Nacht nachschauen gegangen bin, da lag die Frau Gräfin im Bette, die beiden Hände zu Fäusten geballt, und die beiden Fäuste fest in die Augen gedrückt. Es war ganz wie bei kleinen Kindern, wenn sie bitter geweint haben und unter dem Weinen einschlafen.“

XI.

Das Wetter blieb sonnig, und Martina benutzte es, um sich mit der Umgebung des Schlosses vertraut zu machen. Ulrich geleitete sie durch den äußeren Hof über die Zugbrücke hinab bis zu der Umfassungsmauer. Dasselbst führte sie der Außenpförtner zum Ausguckstübchen des Wachturmes empor. Ulrich nannte die Orte und Schlösser, welche nach drei Seiten in der Tiefe sichtbar wurden. Die vierte Seite bot den Rückblick über den ganzen Wartenkroner Burgfelsen sowie über alles Menschenwerk, welches man demselben aufgetürmt hatte. Martina bekam hier auch zum ersten Male ein richtiges Bild von dem Matthiasbau. Von dem vorderen bewohnten Herrenschloß nahm der Felsen noch einmal einen Aufschwung und sprang in einem jähen Saße seitwärts empor. Dasselbst ragte weit voran der gewaltige Matthiasturm wie ein unwirksamer Wächter, hinter ihm auf schmalem Grunde, der sich wie ein Vorgebirge hinaus hob, stand das seltsame Bauwerk des Matthiaschlosses. Als Ulrich Martinas Augen auf dasselbe lenkte, hatte sich eben eine Wolke vor die Sonne gelagert und verschattete den ganzen Berg. Sobald dieselbe weiterrückte, flirrte in der Höhe ein Sonnenblick über wunderliche Zacken hin, anzusehen wie eine Riesensäge, deren ungefüge Zähne und Zahnlücken die schöne Himmelsbläue zerreißen. Je tiefer die hervorbrechende Sonne in den Wolkenschatten hinablangte, desto sonderlichere Gestaltungen riß sie aus dem Dunkel vor Martinas Augen. Breite Wände schimmerten rötlich grau herüber, zugeshrägt oder abgerissen, daneben Pfeilerschmale Mauerstreifen, durch Abbröckelung zugespitzt und dicht bei einander stehend, wie Klippen, die sich zu

einem Risse reihen. Weite Drefchen waren in der Tiefe mit einem geisterhaften Nebelduft verlegt, in der Höhe von Strahlenfäden übersponnen. Stellenweise türmten sich unförmige Trümmerhügel auf, hier und dort war ein seltsam gestaltetes blaues Fleckchen sichtbar, wo sich der Himmel durch den Rahmen eines Mauerrisses vordrängte. Was die Sonne so nach und nach aus dem Schatten hervorholte, erschien selbst in der nüchtern scharfen Beleuchtung als ein reizvolles Märchen. Martina gab ihrem Entzücken berebten Ausdruck und bat Ulrich, sie in die Ruine zu führen, damit sie dieselbe in der Nähe besichtigen könne.

Ulrich zeigte Freude über dieses warme Interesse. Er dankte ihr in ungewöhnlich lebhafter Weise, als ob sie ihm damit einen erheblichen persönlichen Gefallen erwiesen hätte, und führte sie sogleich durch den Garten zu der Ruine empor. Auf dem Wege wiederholte er noch einmal: „Es freut mich, daß Dir der Matthiasbau so gefällt. Es freut mich um so mehr, als Du Künstleraugen hast, die sich auf Derartiges verstehen. Das ist eine Rechtfertigung meiner Idee, das verfallende Gemäuer in seinem alten Stil wieder herstellen zu lassen. Der ist sehr dagegen. Er hegt eine förmliche Idiosynkrasie dagegen. Ubrigens hat er darin recht, daß es ein Wahnsinn wäre, an eine solche ‚Phantasterei‘ — wie er es nennt — zu gehen, während die Einkünfte von Wartenkron sich trotz seiner Bemühungen alljährlich vermindern. Eigentlich begreife ich das nicht recht: die letzten Jahre waren doch sehr ergiebig, und auch die Fabriken sind mit Bestellungen überbürdet. Aber es ist einmal so, und ich muß mich vorderhand bescheiden und das Mauerwerk weiter verfallen lassen. Vielleicht kommen bessere Zeiten. Aufgeben kann ich den Plan nicht; denn ich habe ihn als Vermächtnis von meinem Vater übernommen. Schon er hängte sein Herz daran und ließ die Bauentwürfe von einem Meister der Frühgotik niederzeichnen. Er hat sie mir vererbt, und ihre Ausführung erscheint mir als eine heilige Pflicht, als die Fortsetzung seines mir teuren Sinnens und Trachtens. Was wäre auch Welt und Leben, wenn jeder ganz von neuem beginnen wollte, als sei niemand vor ihm dagewesen? Was würde, um ein einzelnes herauszuheben, aus Wartenkron geworden sein, wenn nicht jeder genau dort die Hand angelegt hätte, wo seines Vorgängers Arm erlahmte? Nacheinander schufen alle an dem gemeinsamen Werke weiter und gingen, wenn sie müde wurden, nacheinander ein zur Ruhe. So haben sie durch Jahrhunderte insgesamt eine That fortgesetzt, sowie ein Geschlecht, einen Namen, endlich eine Reihe stiller Schläfer dort hinter jenen Eisenthüren.“ Er wies dabei nach der Kapelle neben dem Matthiasturme, indem er erklärend beifügte: „Es ist die Familiengruft. Alle Wartenkroner haben dort ihre Ruhestätte — nur Thomastine nicht.“

Sie waren vor der Ruine angelangt, und Ulrich führte Martina durch alle Teile derselben, während er dabei mit Feuereifer den Plan der Restaurierung entwickelte. Er hatte sich so hineingelebt, daß er in höchst anschaulicher Weise den ganzen Bau vor Mar-

tinus innerem Auge erleben ließ. In der Lebhaftigkeit seiner Darstellung verflüchtigte sich seine gewöhnliche Schwermut und machte erst wieder ihre Rechte geltend, als sie bei der Rückkehr abermals an der eisernen Pforte der Gruftkapelle vorüberkamen. Er hielt einen Augenblick an und sagte, ohne Übergang wieder der düsteren Stimmung anheimfallend: „Sie wollte nicht in der Familiengruft liegen, sondern dort unten. Wir wollen zu ihr gehen, wenn es Dir recht ist.“

Martina wandte sich und nickte ihm zu. Er bog in einen Seitenpfad ein, welcher in Schlangenumwindungen durch den Garten abwärts führte. Er ging voran und erzählte, indem er zuweilen stehen blieb und sich umkehrte: „Sie hatte — Gott sei Dank — nicht die leiseste Ahnung von ihrem nahen Ende. Nur einmal, da wir an der Gruftkapelle vorübergingen, sagte sie: ‚Da möchte ich nicht liegen. Es ist so dumpf und finster und still da drinnen, so schauerlich, daß ich mich noch im Sarge fürchten müßte.‘ Aber sie sagte das lächelnd, wie man etwa von grauenhaften Dingen redet, die bloß in Märchen vorzukommen pflegen. Und wie eine jener ungewöhnlichen Gauleien der kindlichen Phantasie klang es, als sie dann noch beifügte: ‚Wenn ich einmal sterbe! — sie sann eine kleine Weile nach, blieb plötzlich stehen, wandte sich halb zu mir, und ihr ganzes Gesicht lachte und leuchtete auf über den klugen Einfall, der ihr soeben unverhofft gekommen war. — ‚Wenn ich einmal sterbe,‘ wiederholte sie, ‚so möchte ich in dem Lusthaus unter dem Matthiasbau liegen. In — verstehe mich wohl, Ulrich, — in dem Lusthaus, nicht etwa unter demselben in der feuchten Erde. Dort ist es lustig und frei und hell, und man sieht weit in das Land hinaus. Es ist ganz lustig dort — immer giebt es etwas zu sehen. Und auch zu hören: an dem Dach läuten meine Glöckchen, daneben brausen die Bäume, oben flöten die Amseln, von unten herauf rauscht der Bach — im Bach ließe es sich heute gut fischen, was meinst Du, Ulrich? Bitte, rufe doch den Anton, daß er uns die Angeruten hinunterträgt! — Und dabei war das schauerliche Märchen vom Tod und Begräbnis vergessen. Ich aber habe es nicht vergessen. Es ist geschehen, wie sie es begehrt hatte. Wir haben sie nicht oben in die Gruft gebettet, sondern auf unseren Armen durch die Waldbäume hingetragen nach dem Lusthaus unter dem Matthiasbau — dort neben der rot-grauen Felsstafel.“

Ulrich schwieg. Sie gingen jetzt nebeneinander den neuen Riesweg entlang durch die Allee der frisch gepflanzten Lindenzweige, vor welcher am Tage des Einzuges Martina im Wagen gewartet hatte. Dann kam eine kleine Fläche, wie ein Treppenabsatz in den Berghang eingeschnitten, auf daß der anklimmende Wald ein Weilchen anhalten und aufatmend ausruhen könne. An der rötlich grauen Steinwand lehnte ein niedliches Blockhäuschen. Dach und Wände waren mit Baumrinde gedeckt. Darüber reiheten sich die großen und kleinen Zapfen der verschiedenen Nadelhölzer zu Arabesken an, welche von feinem Rotengeflecht eingerahmt wurden. Lange Bartflechten

hingen als Schmuckfransen von dem Gefirnse herab, die Ecken endeten in wunderlichen Wurzelknollen oder liefen in abenteuerlich verkrümmtes Geäste aus. Es war der schlichte Zierrat, wie ihn der Wald selbst bietet, und stimmte so recht zu dem schlichten Bau aus den Stämmen des Waldes. Nur das Glodenpiel war nicht aus dem Walde; das hatte die Verstorbene erfunden und in den Glashütten von Unter-Wartenkron eigens anfertigen lassen. Eigentlich waren es keine Gloden, sondern gläserne Blumenkelche von verschiedener Größe und Form und in den lebhaftesten Farben. Sie hingen über der Thüre, über jeder Fensteröffnung, sowie auch längs der Dachanten dicht nebeneinander von dünnen Metallstäben herab und bebten mit ihren langen Drahtstielen beweglich wie Epenlaub. Bei dem leisesten Hauche stießen sie gegeneinander, schwangen sich hin und wider mit dem leuchtenden Farbgewirr eines bunten Blumenbeetes, und ließen die feinen zarten Töne hinausklingen, an der Felsstafel hinzittern, sahte in der Waldestiefe verleben.

Dies war das Lusthaus, von welchem Thomafine geredet hatte, lustig, frei, hell, weit in die Lande hinausblickend. Und auch zu hören bekam Martina, was die Verstorbene erfreut hatte: den brausenden Wald in der Runde, den rauschenden Bach aus der Tiefe, und von der Höhe das Pfeifen einer Amsel, die wegmüde im Herbstzug zurückgeblieben war. Auch die Glasblumen neigten sich langsam einander zu und läuteten in die Luft hinaus. Eine einzige darunter, eine schneeweiße Lilie, in der Mitte des Thürrahmens, hing unbewegt, weil sie die größte von allen war. Dafür schmiegte sich das winzige blaue Weilchen, welches neben ihr aufgehängt war, jeden Augenblick an sie und ließ dabei einen hohen kichernden Ton vernehmen, welcher mit dem sanften tiefen Klange des großen Lilienkelches zusammenfloß. Über beide huschte ein gelber Strahl von dem ewigen Licht im Innern des Waldhauses. Dasselbe brannte in einer Silberampel, welche an Silberketten von der Mitte der Decke niederhing. Darunter ruhte auf einem Pfühl aus geglättetem schwarzem Marmor der Sarg, der Form nach ein antiker Sarkophag, in dunkler Bronze gegossen, mit matten Silberbeschlägen. Der altarähnliche Marmorsockel hob ihn so weit empor, daß er bis zur Fensterhöhe heranreichte, zu der lustigen, freien, hellen Aussicht auf Wald und weite Thalferne.

Da schloß das Weib, welches Martina nie im Leben gesehen hatte, und dessen Kraft noch über den Tod hinaus wirksam in ihr eigenes Leben griff. Es war Martina, als strecke sich ihr eine Geisterhand entgegen, um ihre Hand zu erfassen und sich daran festzuhalten. Sie fühlte den leisen Druck — es war eine zarte, schmale Kinderhand, und die umklammernden Finger waren so kalt und kraftlos und zitterten dabei. Dann lag Martina plötzlich auf den Knien und weinte aus tiefstem Herzensgrunde wie um ein liebes Kind. Es war ja ein armes Kind, welches da schlief, und draußen wegten sich seine bunten Glasglöcklein und läuteten leise, immer leiser, immer weiter in den tiefen, endlosen Traum hinein.

Als sie sich erhob, sah sie, daß sie allein war. Die Wände waren mit Kränzen behängt, ein frisches Blumengewinde vom heutigen Tage lag auf dem Marmorpfühle zu Füßen des Sarkophages. Langsam schritt sie hinaus und fand Ulrich auf der Bank vor dem Waldbhause sitzen. Er blätterte in einem Hefte und war so versunken, daß er Martinas Nahen nicht merkte.

„Du durchmusterst meine Kopien der Denkmälentwürfe?“ jagte sie leise, ihn gleichsam weckend.

„Ja, und jetzt kannst Du sehen, wie nichts von allem dem hierher taugt. Dieses schmale Fleckchen Erde hängt oder schwebt nur so zwischen Thal und Bergspitze inmitten der aufsteigenden Fichtenwipfel. Und da will der eine Entwurf Marmorblöcke auf Granitmassen türmen, ein anderer läßt allegorische Gestalten von riesenhafter Gestaltung aufragen, ein dritter hat einen ungeheueren Syenitfels hergewälzt, den dicke Ketten mit getriebenen großen Laternen umziehen. Auf diesem Blatt ist es das Mauerwerk eines jonischen Tempels, auf dem nächsten ein schwerer Kuppelbau — kurz, alle diese wuchtenden Lasten erdrücken die natürliche Umgebung. Lustig und frei — so wollte sie es haben, und ich möchte doch so gerne . . .“

„Darf ich Dir einen Rat geben? Nun wohl, so laß es, wie es ist! Ich meine, es giebt kein lieblicheres Fleckchen, um zu schlummern, als dieses hier, kein rührenderes Grabdenkmal, als das schlichte Waldbhaus. Kein Meister der Welt wird Dir etwas ersinnen und aufrichten, was so herzbewegend wäre wie die Ruhesätte, welche sich die Tote selbst gewünscht, das Lusthäuschen, das sie im Leben so lieb gehabt hat, weil es dort so viel zu sehen und zu hören gab. Laß ihr die arme Freude, Ulrich!“

Er hatte sich erhoben und schritt wieder neben ihr den Kiesweg entlang, schweigsam, mit gesenktem Haupte. Nach einer Weile sagte er: „Du hast recht, Martina: ähnlich muß es bleiben. Bloß das Material soll ein anderes werden, ein edles, ein dauerndes. Ich will mir Deine Auffassung nur genauer zurechtlegen — ich bitte Dich, gleichfalls weiter darüber nachzudenken. Du hast nicht bloß ein tiefes Verständnis für die Kunst, Dir ist auch in einziger Weise das Feingefühl eigen für die Stimmung, welche ein künstlerisches Werk umschweben und aus ihm harmonisch mit der Umgebung zusammenklingen soll. Du würdest als Baukünstlerin diese Stimmung auch hier voll und rein treffen, wie Du sie in den Trauerwalzern für Deinen Vater getroffen hast: lustig und wehmütig zugleich. Lustig, hell, voll Waldesrauschen und Vogelklang — ‚es ist ganz lustig da‘ — hat Thomastine lächelnd gesagt, und es ist doch so traurig!“

Sie waren vor dem Seitenspörtchen des Schlosses angelangt. Ulrich verabschiedete sich, um die Warmhäuser des Gartens zu besichtigen, Martina ging heim, um den Forderungen des Hauswesens gerecht zu werden. Sie hatte nichts von der Art empfindsamer Pflanzen, welche alle Blätter schlaff hängen lassen, sobald sie in ein fremdes Erdreich verpflanzt werden. Auch war sie nicht gewohnt, die Welt zu

sich herantreten, noch auch unthätig zusehend dieselbe gewähren zu lassen. Schon eine oberflächliche Umschau hatte ihr manchen Übelstand auf Wartenkron gezeigt. Sie war sich indes ihrer Unerfahrenheit im Gange eines so umfangreichen Hauswesens zu gut bewußt, um sofort eine gründliche Änderung zu planen. Indem sie sich in den selbsterkannten engen Grenzen beschränkte, hielt sie sich an das Nächste, was als Hemmnis augenfällig den Weg verlegte oder laut nach Abhilfe schrie. Es waren wenig belangreiche Eingriffe, ruhig und freundlich im Befehl oder Verbot. Wo immer sie geschahen, wirkten sie wie ein Hieb in die Luft oder in das Wasser: hinterdrein fließt alles wieder zusammen wie zuvor. Es war ein hartnäckiger verabredeter Widerstand, wohlorganisiert vom Keller bis zum Dachboden. Einmütig im Verfahren, blieben alle streng in der Defensiv und verwendeten dabei ausnahmslos dieselbe Waffe: „Ihre Gnaden, die verstorbene Frau Gräfin, haben dies so angeordnet.“ Hinter diesem Wehrschild fühlten sie sich geborgen; denn sie hatten bald gemerkt, daß die neue Herrin vor demselben wie vor einem unverletzlichen Heiligtum die Waffen senkte.

Wenn sie aber außerhalb der Hauswände irgend eine Unzukömmlichkeit beseitigt haben wollte, erfolgte jedesmal die Antwort: „Der Herr Baron hat es so angeordnet.“ Die Geschwister Thurmbrud führten für alle Welt unbestritten das Regiment auf Wartenkron — die tote Schwester drinnen, der lebende Bruder draußen. Die neue Herrin, selbst der Graf, schienen bloß Gäste zu sein, denen man persönlich alle mögliche Freiheit läßt, die jedoch nicht darein zu reden haben, wo es sich um häusliche Angelegenheiten handelt.

Martina mußte mitanhören, wie Lex es als unverzeihlichen Mißgriff bezeichnete, daß Ulrich auf ihre Bitte sämtliche Arbeiter an jenem Nachmittage fetern ließ, der ihrer Begrüßung folgte. Auch sei es, wie er nachdrücklich beifügte, eine verletzende Indiscretion gegen ihn selbst, wenn in seinen Wirkungskreis mit solcher Willkür eingegriffen werde. Sie war Zeugin, wie sich hierauf Ulrich in der Beschwichtigung des Empörten gar nicht hatte genug thun können. Lex blieb jedoch allen Entschuldigungen gegenüber taub und schalt Ulrich in kaum mißzuverstehender Weise einen Undankbaren. Die Wartenkroner Centralverwaltung nannte er eine unerträgliche Last, die er sich opferwillig aufgehaßt habe, damit Ulrichs Schultern unter derselben nicht zusammenbrechen. Er bedauerte sich selbst wegen dieser „hirnzerstörenden Geschäftsplacereien“ so eindringlich, daß Ulrich sich ein Gewissen daraus machte und seine Bereitwilligkeit äußerte, ihm einen Teil der Mühe wieder abzunehmen. Aber da fuhr Lex, wie von einer Viper gestochen, in die Höhe und erklärte das Zusammenlaufen sämtlicher Fäden in einer Hand als „leider unerläßlich“. Dann lachte er mitten aus seiner Entrüstung laut auf, daß Ulrich überhaupt auf „eine so absurde Idee“ geraten konnte. Noch lachend ging er hinaus, und Ulrich atmete sichlich befriedigt auf, daß die Sache so glimpflich abgelaufen war. Auch sonst erfuhr Martina, daß Lex der unumschränkte Regent von Wartenkron sei, der jeden Einblick, ja selbst den unmittelbaren

Verkehr Ulrichs mit den Bediensteten als unstatthafter Eingriff in seine Gerechtfame, als ein Untergraben von Autorität und Disciplin zurückwies. Unter Autorität verstand er jene finstere Gewalt, die mit einem bloßen Wink zermalmt; Disciplin war ihm jener hündische Sinn, welcher die Hand küßt, die eben mit der Reitpeitsche zugeschlagen hat. Die unteren Beamten betrachtete er als einen verkommenen Sklaventrost und behandelte sie bei dem geringsten Verstoß so aufgebracht, als ob sie ihn persönlich beleidigt hätten. Arbeiter, Tagelöhner, Diener galten ihm als eine Klasse lächerlich gearteter Wildtiere, welche bloß eine eiserne Faust bändigt. Um so auffallender stach davon sein Verhalten gegen die Oberbeamten ab, mit denen, zumal mit dem Industriedirektor Würz, er im Gegenteil allzu intim verkehrte. Wie er täglich zu wiederholen pflegte, dachten mit Ausnahme der Oberbeamten alle bloß daran, die Güte Ulrichs auszubenten; er dagegen oblag seiner Pflicht, dieses „Wespennest der Korruption“ zu zerstören. Daß er mit Martina keine Ausnahme machte und auch vor ihrem „Ausbeutungssystem“ das weiche Herz Ulrichs zu hüten gedachte, bewies er jeden Tag. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, seine Absicht vor ihr zu verschleiern, was er doch so gut anderen gegenüber traf. Zumal im Verkehr mit Ulrich befiß er sich einer feinfühligsten Diplomatie, welche rechtzeitig zu schweigen und zuweilen mit der besten Miene der Welt nachzugeben verstand, so oft Ulrich einen Wunsch mit leidenschaftlicher Entschiedenheit vertrat.

„Man muß ihm hier und da ein Ventil öffnen!“ sagte Ley zu Würz. Es hatte sich nämlich gezeigt, daß Ulrich sich ansonst selbst Luft schaffe, wie er denn von jeder seiner Reisen höchst eigenwillig heimgekehrt war. Wie dieser Eigenwille dann allmählich erbrüht wurde, wie sein ganzes Wesen sich verschüchterte, wie er unter Thurmbruchs Augen sich bis zur Unkenntlichkeit umwandelte, konnte Martina genugsam beobachten. Sie hatte noch sein frisch zugreisendes thätiges Leben in Erinnerung, als er fern von Ley um sie geworden hatte. Aber eben diese Heirat war es, die ein so bedenkliches Emancipationsgelüste verraten hatte, daß Ley trotz aller geheuchelten Gleichgültigkeit darüber ernstlich erschraf. Er sorgte seither mit verdoppelter Aufmerksamkeit dafür, daß sich Ulrichs ausströmende Strebekraft an kleinlichen Nebendingen gründlich verausgaben könne. Er stachelte dieselbe sogar in kluger Berechnung selbst auf, um sie nach irgend einer unschädlichen Marotte abzulenken, am sichersten und bequemsten nach der Trauer um Thomafine. In derselben erschien Ley das Hauptventil zu sehen, das er niemals aus den Augen lassen durfte, weil von ihm allein seine Sicherheit abhing. Er war es, der die Erinnerung an seine Schwester nicht einschummern ließ und sie nötigen Falles mit allen erdenklichen Reizmitteln wieder aufstörte.

XII.

Auch nach Unter-Wartenron kam Martina, um die Fabriken zu besichtigen und, wie sie versprochen hatte, den Arbeitern einen Dankbesuch für deren Begrüßung abzustatten. Ley hatte die Führung durch die Fabrikgebäude übernommen. Er warf hier und da eine kurze Andeutung mit überlegener Miene und ironischem Beigeschmack hin, wie sie Leute, die unnötig gestört werden, neugierigen Fremden geben, welche von der Sache durchaus nichts verstehen. Wo Ley in Sicht kam, war es wie beim Nahen eines lächerlichen Sturmwindes: die Arbeiter verstummten und duckten sich tief über ihre Arbeit nieder, um erst scheu aufzublicken, wenn er vorübergegangen war. Hierauf stattete man dem Pfarrhause einen Besuch ab und ging auf Martinas Wunsch auch in die gegenüber liegende Schule, wo eben Unterricht erteilt wurde. Martina hörte mit großem Interesse einer Unterweisung in den Geheimnissen des Multiplizierens zu, wobei sie die kleinen Mathematiker je nach Verdienst belobte, streichelte oder abküßte, was ihnen entschieden besser gefiel als das furchtbare Einmaleins. Nachdem zum Schluß noch ein Lied gesungen worden war, hinterließ Martina beim Abschied in den Händen des Lehrers Wimbacher ein ansehnliches Geschenk für die armen Kinder. Außerdem kündigte sie für den Nachmittag eine Karrensendung aus der Backstube und aus der Obstkammer des Schlosses an zu reichlicher Beteiligung der gesamten Schuljugend.

Während des Heimweges sprach Ley mit Martina wie gewöhnlich in jenem Gemisch von Nachlässigkeit und Niederei, womit man lästige Kinder abzufertigen pflegt. Erst als sich die Rede dem Entzücken der Schulkinder über Martinas Geschenk zuwandte, bekam sein Ton eine schneidende Schärfe. Es klang wie verhaltenes Drohen, da er sagte: „Wieder eine neue Illustration für Ihre demagogische Begabung! Freilich wäre es nicht ratsam, solche Jubelszenen wiederholt hervorzulocken. Man verkehrt nicht ungestraft allzu nahe mit diesen Leuten. Außerdem könnte es wunderliche Präntensionen begründen, wenn man dem ohnedies verwöhnten Arbeiter auch noch die Sorge um seine Kinder abnehmen wollte. Es ist ein gefährlicher Sinn in diesem Volke, welchen zu wecken man sich hüten muß.“

Ulrich war sehr rot, räusperte sich und begann unvermittelt von dem Liede zu sprechen, welches die Kinder gesungen hatten. Er hob hervor, wie wohlgeschult sich der ganze Chor erwiesen habe, sowohl im harmonischen Wohlklang wie im Takte. Er redete eifriger als sonst, um Ley von seinem Thema abzulenken; Martina dagegen meinte, es sei die Sache, welche ihn so anrege. Sie freute sich darüber; daß es außer seinen Bauplänen für die Gruft und für das Matthiaschloß noch etwas gab, was ihn seiner Teilnahmslosigkeit zu entreißen vermochte. Vollenbds glücklich machte sie der Gedanke, daß es diesmal etwas war, was in ihrem eigenen Bereiche lag — die Musik! Sie machte sich Vorwürfe, nicht schon

früher daran gedacht zu haben; aber seit dem entsetzlichen Spiele beim Tode des Vaters hatte sie keine Taste angerührt und wich selbst dem Instrumente mit einer gewissen Scheu aus. Jetzt dagegen, wo es galt, Ulrich eine Aufheiterung zu schaffen, konnte weder Widerwille noch Wehleidigkeit mehr in Betracht

kommen. Ulrich redete mittlerweile fort, indem er von dem Liede der Kinder zu der musikalischen Begabung Wimbachers überging. Er brach dieses Thema erst im Schloßflur ab, nachdem er Zeit nicht mehr hatte zu Worte kommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Am Meer.

Die Wogen werfen ungestüm
Sich in den Sand,
Als ob ein wildes Ungetüm
Sie triebe zum Strand.
O weh! — Um wie viel höher schwillt
Und höher schlägt
Die Sehnsucht wohl, die ungestillt
Mein Herze trägt!
Es tost und brandet im Orkan
Die weite Flut,
In dumpfem Brausen hör' ich's nah'n
Mit neuer Wut.
O Gott, um vieles wilder schreit
Mein armes Herz, —
Es sehnet aus dem Erdenleib
Sich himmelwärts! . . .

Eslo Aleser.

Die Anfänge der Romantik.*)

Von G. v. Litzner.

I.

Die Gruppe jener Vertreter des höheren Schrifttums, das sich im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zu entwickeln beginnt und den Anfang des 19. beherrscht, hat man unter dem Namen der „romantischen Schule“ zusammengefaßt. Es ist schon mehrmals darauf hingewiesen worden, daß solche Bezeichnungen nur als Nothbehelf anzusehen seien. In Zeiten, wo jede Spur schaffender Selbstkraft fehlt und nur äußerliche Vorschriften befolgt werden, mögen solche Sammelnamen berechtigt sein. Die Poesie der „Niederachsen“, die Gottscheds und seiner Nachahmer gestattet deren Gebrauch. Sobald aber Individualitäten hervortreten, mögen sie auch in Einzelheiten als Kinder der gleichen Zeit verwandte Züge tragen, leidet durch solche Bezeichnungen die Wahrheit. Wir sind gewöhnt, Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe und Schiller als Vertreter der „Klassik“ zu betrachten, weil die Bezeichnung gang und gäbe geworden ist. Im Grunde aber liegt auch in dieser Vereinigung etwas Gewaltthätiges, das man um so deutlicher erkennt, wenn man das Innerliche dieser einzelnen Dichter genauer ins Auge faßt.

*) Aus der in Druck befindlichen vierten Auflage der „Geschichte der deutschen Literatur“ (Leipzig, Otto Spamer), die im Herbst, vielerorts neu bearbeitet, ausgegeben wird.

So kann auch der Ausdruck „romantische Schule“ nur als Merkwort berechtigt sein, bei dessen Anwendung man mehr an die zeitliche Zusammengehörigkeit, als an die innere Gleichartigkeit der Mitglieder zu denken hat.

Aber ebensowenig darf man sich durch den Ausdruck zur Annahme verleiten lassen, als habe die „neue“ Richtung sich vom Beginne an mit vollem Bewußtsein von der Allgemeinentwicklung losgelöst und sich ihr feindselig entgegengestellt. Die ersten Schriftsteller, die das Schlagwort „romantische Doktrin“ gebrauchten, knüpfen an die Klassiker, hauptsächlich an Goethe und Schiller an. So ist die Verbindung mit der Antike gegeben. Wir haben gesehen, wie seit Winkelmann die Auffassung derselben sich stetig vertieft hat, wie die führenden Geister danach strebten, deren Formüberlieferungen mit dem deutschen Wesen in Einklang zu bringen. Dadurch wurde besonders bei Goethe und Schiller die Abwendung von der Richtung der Jugendwerke bedingt; es wurden Ideale gewonnen, die zwar innerlich durchaus dem Wesen der beiden Dichter entsprachen, aber ihre Schöpfungen so hoch über das durchschnittliche Empfinden der Zeit hoben, daß sich eine Kluft zwischen ihnen und der großen Menge aufthat, die erst langsam zum vollen Verständnis der Meisterwerke heranreifen konnte. Aber die durch Goethes und Schillers Jugendwerke erzeugte Stimmung wirkte weiter; die Nachahmer verflachten zwar die überkommenen Gedanken und Vorwürfe, aber sie entsprachen den Bedürfnissen des Alltags, sie kamen dem allgemeineren Geschmaack, der am Stofflichen klebt, viel mehr entgegen, als jene Werke, die volle Hingabe von Geist und Gemüt verlangten. Auch enthielten sie — Romane wie Dramen — Elemente, die mehr vollständig waren. Die Menge hat zu jeder Zeit mehr Gefallen am leicht Verständlichen, Unterhaltenden, als am Erhebenden. Die etwas oberflächliche, aber faßliche bürgerliche Komödie, das Nüchternstück und das Lustspiel der kleineren Geister entsprachen durchaus der Durchschnittsbildung, in der nüchternen Verständigkeit und schwankende Empfindseligkeit überwogen; sie hingen auch mehr mit dem Kleinleben weiter Kreise und dem Alltag zusammen. Diese Stimmung enthielt unbewußt in sich die Auflehnung gegen die der griechisch-römischen Welt entlehnten Formen und Symbole, die auch bei seelenhafter Neubelebung dem Volkswesen fremd bleiben mußten. In ihrer Entwicklung sollte die „romantische Schule“, beeinflusst von der geschichtlichen Stimmung, zum Volksgewähen vordringen, das ja auch schon während der klassischen Zeit in Dichtung und Kunstlehre (Herder, Goethe) sein Recht zum Dasein gefordert hatte. Aber auch sonst finden sich in der ganzen Zeit, die seit etwa 1750 verfloßen war, Zeichen einer Neubelebung vollständiger Stoffe und Überlieferungen.

Man hatte begonnen, Teilnahme für alte deutsche Dichtung zu empfinden. Gedichte der Minnesänger, einzelne Epen, darunter die „Nibelungen“, Lehrgedichte wie der „Stricker“ u. a. waren, wenn auch zum Theile in verderbter Fassung, weiteren Kreisen vermittelt worden; durch Gerstenberg, Klopstock u. a. wurde man auf die altnordischen Götter- und Heldenfagen hingewiesen, die man damals noch als echten Ausdruck auch altdeutscher Art betrachtete. Vielverbreitete Jahrmartausgaben alter Volksbücher sollten auch auf werdende Dichter (Eichendorff) Einfluß gewinnen. Und alle diese zerstreuten Kraftlinien mußten zusammengeführt werden in einem Mittelpunkt, als die Zeitverhältnisse, vor allem der Druck der Fremdherrschaft das deutsche Bewußtsein in den Geistern entzündeten und mit ihm dem Nationalen neue Geltung verschafften. Unter dem Einflusse dieser Stimmung der Gemüther wuchs auf und erstarkte auch innerhalb des Kreises der Romantiker die Wissenschaft von deutscher Art, Sprache, altem deutschem Recht, die „Germanistik“ in weitestem Sinne, und gewann durch Erschließung neuer Quellen und durch den Umgang ihrer Hauptbegründer, der Brüder Grimm, mit Dichtern der Zeit Einfluß auf Stoffwahl und Auffassung.

In anderer Art hatte sich die Abwendung von der Antike bei jenen Schriftstellern gezeigt, die Gestalten und Stoffe aus dem griechisch-römischen Vorstellungskreise durch ironische Behandlung zu komischen Wirkungen verwendeten, wie Wieland, Blumauer und die Nachahmer der zwei letzten. Diese Behandlung, in der das Ich des Dichters sich spielend über den Stoff erhob, hing zum Theile auch mit der Stimmung der Sturmzeit zusammen. Wir werden sehen, wie durch Einflüsse der Philosophie diese Willkür des Ichs gesteigert worden ist.

In Wieland aber ist neben der dieser leichten Ironie auch ein anderer Bestandteil der „Romantik“ vorhanden: viele seiner kleineren Dichtungen und der „Oberon“ belebten den Geschmack an Stoffen, die der phantastischen Welt des Rittertums angehörten; sie belebten die Freude an dem stimmungsvoll Verhüllten und Wunderbaren, die sich auch in dem Durchschnittschrifttum im Gegensatz zur nüchternen Aufklärung einen breiten Raum erobert hatte. So roh auch die meisten dieser Erzeugnisse (Mittel-, Geister- und Schauerromane und Dramen) sein mochten, sie entsprachen einem Zuge der Zeit, der uns auch durch das Treiben der Illuminaten und Rosenkreuzer, durch den Erfolg der „Wundermänner“ (Pater Gahner, Mesmer u. s. w.) bezeugt ist.

Herder hatte zuerst den Gedanken einer Weltliteratur erfaßt. Seitdem war er nicht mehr erloschen. Die Vielseitigkeit deutschen Wesens, genährt durch unseres Volkes Geschichte und die Lage seiner Stammsitze im Herzen des Welttheils, kam diesem Gedanken entgegen. Schon oft hatte die Neigung zum Fremden, wie wir gesehen haben, den freien Wuchs eigener Art schädlich beeinflusst. Aber wenn Großes fremder Dichtung in deutschem Gewande vielen zugänglich gemacht wurde, so konnte es auch belebend, bereichernd wirken. Die Übersetzungslitteratur hatte sich seit dem 17. Jahrhundert stetig gemehrt; englische und französische, italienische und spanische, aber auch orientalische Werke waren übertragen worden, darunter viel Schund. Aber je mehr auch die großen deutschen Dichter Auschau nach bedeutenden Schöpfungen fremder Völker hielten, je mehr sie künstlerische Freude an der Wiedergabe fühlten, desto größer wurde auch

der Wert solcher Verdeutschungen. Und sie erhielten dauernde Bedeutung, wenn sie von der höheren Warte eines philosophischen Gedankens aus gesammelt wurden, wie es in Herders „Stimmen der Völker“ der Fall war. So war auch hier der Weg für weiterstrebende Nachfolger angegeben.

Wie die Anschauungen der Sturm- und Drangzeit zur Übertreibung des Einzelbewußtseins und zur Überschätzung des Freiheitsbegriffs geführt und damit die Auflehnung gegen das gültige Sittengesetz nach sich gezogen haben, ist seiner Zeit erörtert worden. Das „Genie“, zunächst jeder, der sich nur dafür hält oder dafür gehalten wird, nahm für sich eine Ausnahmestellung in Anspruch. Einerseits wirkte der Druck der öffentlichen Verhältnisse, wirkten die Standesvorurtheile oft genug hemmend und drückend auf die erwachenden Geister, die dem Zeitalter der französischen Revolution entgegen reiften, und mehrten dadurch den Widerstand, andererseits trieb die gesteigerte Selbstschätzung des Individuums, ob berechtigt oder nicht, zu Ausschweifungen aller Art. Dazu gesellte sich der Einfluß, den Goethes Entwicklungsgang auf die Einbildungskraft der „Genies“ ausübte: ein Bürgersohn vertrauter Freund eines Fürsten, Stern im Leben eines Hofes, Minister — das war noch nicht dagewesen in deutschen Landen. Ähnliche, wenn auch nicht so glänzende Beispiele, wies das Zeitalter mehrere auf. Der Stand der Dichter wurde dadurch gesellschaftlich gehoben, jeder Poet, der sich in den Kampf begab, glaubte „den Marschallstab im Tornister“ zu tragen. Auch das trug zur Stärkung des Geniebewusstseins bei. Die Freiheit wurde aber naturgemäß bald als Belieben aufgefaßt. Und dieses trat zunächst dem Sittlichen gegenüber zu Tage. „Freigeisterei der Leidenschaft“, der Titel des bekannten Gedichtes von Schiller, enthält in sich ein Kennzeichen der Zeit. Die erregte Geschlechtsempfindung hatte sich schon bei den Stürmern in mannigfacher Art geoffenbart; die „Genies“ nahmen für sich eine größere Freiheit auch in dieser Richtung in Anspruch, und selbst die wahrhaft Großen erlangten erst nach herben Kämpfen jene Kraft, die sie von der Knechtschaft des Triebes befreite. Andere, wie Wieland, spielten wenigstens mit der Lüsternheit; Heine predigte eine ästhetisch verbräunte Freilassung der Begierden, die oft merkwürdig an dichterische Erzeugnisse der neuesten Zeit erinnert. Und nicht gering ist die Zahl der Männer, deren sittliches Gefühl in steter Unklarheit hin und her schwankte und die daran, wie Bürger, Benz, Schubart, halb oder ganz zu Grunde gegangen sind.

Auch bei einem Theile der „Romantiker“ hat das Weib in Kunst und Leben eine große, selten segensreiche Rolle gespielt. Vornehmlich war es der Zusammenhang mit dem Berliner Leben, der hier entscheidend eingriff. Unter dem Einfluß der Verhältnisse hatten sich nun einige geistreiche jüdische Frauen, vor allem Henriette Herz, Dorothea Veit (Tochter Mendelssohns, die sich wegen Friedrich Schlegel von ihrem Manne scheiden ließ) und Rachel Levin Kreise gebildet, die der Litteratur und der Schöngesterei im weitesten Sinne sich hingaben; außer den Genannten sind noch Karoline Michaelis, Gräfin Schlabrendorf und Bettina von Arnim zu nennen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Kreise besonders für die Schätzung Goethes und die Aufnahme der neuen Dichtung viel gethan haben. Aber sie sind auch Anlaß, daß innerhalb der Berliner Romantik ein Spiel mit dem Geistreichen, die Weichlichkeit des Gefühls, die sittliche Unklarheit sich eingewurzelt haben. So wertvoll für den

einzelnen Dichter der Einfluß einer edlen Frau sein kann, so gefährlich ist die Weiberherrschaft für ganze Gruppen. Sie bringt zu leicht in die Schöpfungen einen Zug der Gefallsucht, salongemäher Stühle, einen Zug von nervöser Erregtheit. Das mußte um so stärker sich bewahrheiten, da die allgemeine Stimmung der Kreise, die sich um jene Frauen bildeten, einer ziemlich leichten Auffassung sittlicher Pflichten zugeneigt war. Selbst höhere Ideen, wie die der Religion, wurden mit vielem Geist, aber mit innerer Kühle, Gegenstand ästhetischen Genusses. So sank überhaupt bei verschiedenen der ersten Romantiker die Geltung der Poesie, wie sehr man sie auch äußerlich feiern mochte. Sie war nicht Gegenstand eines Herzensgottesdienstes, nicht heilige ernste Lebensaufgabe, sondern ein Mittel zu persönlichen, nicht immer reinen Zwecken.

Wir haben schon bei Jean Paul und Hölberlin auf den Zug der Weltflucht hingewiesen. Die Unrast der Zeit führte schwache oder ichsüchtige Menschen sehr leicht aus der Wirklichkeit hinaus, weckte auch in empfindsamen Naturen die Sehnsucht nach Einheit und Frieden. Ein Herder, Schiller, Goethe hatten auch mit den Stimmungen der Zerrissenheit, mit dem Unfrieden der Zeit zu kämpfen, aber sie flohen die Wirklichkeit nicht, sondern suchten sie mit männlichem Geiste ihren höheren Zwecken dienstbar zu machen, um in sich Einige zu werden. Die meisten des nachfolgenden Geschlechts aber waren — wenn nicht der vaterländische Geist ihnen Mut gab — viel mehr weiblich geartet: von großer Beweglichkeit des Geistes und noch größerer der Empfindung. Die Aufgabe, die ihnen die Zeit nach der Schlacht von Jena stellte, begriffen sie nicht, fühlten sich von ihr unangenehm gestört. Und so vollzog sich zuerst die Wendung zur mittelalterlichen Romantik und dann zur Belebung eines Katholizismus, der nicht Herzenssache, sondern auch nur Gegenstand ästhetischen Selbstgenusses gewesen ist, bestenfalls in einer krankhaften Erregung des Gefühls seinen Mutterboden fand. So liegt in der älteren „Romantik“, die man die Berliner nennen kann, und deren Hauptvertreter die Schlegel und Tieck sind, sehr oft ein spielerischer Zug, der unangenehm, ja selbst abstoßend wirkt. Und diese nur halb unbewusste Verlogenheit hat auf die Entwicklung des späteren Schrifttums, besonders des sogenannten „Jungen Deutschland“, verberblich eingewirkt.

Der Einfluß, den die Philosophie auf die „Romantik“, ausgeübt hat, ist flüchtig erwähnt worden. Vor allem war es Johann Gottlieb Fichte, der auf die Ausgestaltung der älteren „romantischen Doktrin“ eingewirkt hat.

Fichte ist am 19. Mai 1762 als Sohn eines armen Bandwirlers in Rammenau (Oberlausitz) geboren. Im Jahre 1780 bezog er die Hochschule von Jena, dann die von Leipzig; er sollte Theologie betreiben, entschied sich aber für die Philosophie. Zuerst unter dem Banner Spinozas, wurde er durch die Anlage seines innersten Wesens allmählich der Kantischen Lehre zugeführt. Um den Meister kennen zu lernen, ging er nach Königsberg und führte sich bei ihm durch die Erstlingschrift „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ ein (1792), die ohne Verfasseramen erschien und so vom Geiste Kants erfüllt war, daß man sie ihm zuschrieb. Kant selber enthüllte den Verfasser und begründete so den Ruhm des jungen Philosophen. Als Reinhold, den wir als ersten Verkündiger Kants kennen gelernt haben, nach Kiel ging, wurde Fichte auf Betreiben Gufelands, des berühmten Arztes, nach Jena berufen. Hier erschien das Werk: „Grundlage und Grundriß der gesamten

Wissenschaftslehre“ (1794), das auch auf verschiedene junge Romantiker tief eingewirkt hat. Von den nächstfolgenden Schriften ist das „System der Sittenlehre“ besonders hervorzuheben. Der sogenannte „Atheismusstreit“ kostete Fichte seine Stellung (März 1799). Er zog nach Berlin und dann als Lehrer an die Hochschule von Erlangen. Nach dem verhängnisvollen Zusammenbruch des preussischen Staats ging Fichte zuerst nach Königsberg und dann wieder nach Berlin. Hier entstanden im Winter 1807/8 die „Reden an die deutsche Nation“, der feurigste Ausruf, den je ein Denker an sein Volk gerichtet hat. Aus tiefstem sittlichem Gefühl und begeisteter Vaterlandsliebe entstanden, weisen sie auf die Notwendigkeit, der Erziehung vollkommen neue Grundlagen zu geben und durch sie den echten deutschen Geist frei zu machen, daß er die Selbstsucht der Stände, Stämme und Sippen im Feuer geheiligten Einheitsgefühls verbrenne. Und diese Reden wurden gehalten, als die Hand Napoleons schwer auf Preußen lastete, unter den Augen der französischen Machthaber, die, mit Blindheit geschlagen, nicht erkannten, daß der Mann Flammen sprach. Sein Geist hat in Tausenden deutscher Jünglinge, Männer und Frauen jene stille, kraftvolle Opferfreude erweckt, die in den Tagen des Befreiungskrieges so herrliche Früchte tragen sollte.

Von 1809 ab hielt Fichte Vorlesungen über seine Lehre an der neugegründeten Hochschule in Berlin. Als 1813 die Entscheidung nahte, wollte er als Redner mit ins Feld; es war unausführbar, so entließ er seine Zuhörer, deren Mehrzahl mit ins Feld rücken sollte, mit einer Ansprache über den „wahrhaften Krieg“. Seine Frau Johanna (eine Nichte Klopstocks) hatte als Pflegerin in den Krankenhäusern durch fast ein halbes Jahr ihre Vaterlandsliebe beihätigt. Da wurde sie von heftigem Nervenfieber überfallen und übertrug die Krankheit auf ihren Mann, der ihr am 27. Januar 1814 erlegen ist.

Wir haben hier nicht eine kurze Darlegung seiner gesamten Anschauungen zu geben. Es sind nur zwei Dinge hervorzuheben: der mächtige sittliche Zug seines Wesens und seine Auffassung vom „Ich“.

(Schluß folgt.)

Meine Klausel.

Ich liebe nicht die großen, äpp'gen Feste,
Mit ihrem Trubel und dem Schwarm der Gäste.
Ein Rausch nur ist, was hier man Freude heißt,
Gemüt- und geistlos ist der Wortschwall meist.
Wie leer kehrt man zurück, wenn nun zerronnen
Der Sinnenzauber! Was hat man gewonnen
Für Herz und Geist?

Ein schöner Blick blüht mir in meiner Klausel,
Nicht öb' ist sie, nicht still wie die Kartause,
Rein, Lieb' und Freundschaft gehen aus und ein
Und streuen Blüten, zaubern Sonnenschein,
Und Arbeit und der Kult des Schönen geben
Den Stunden Inhalt, Würze meinem Leben,
Bin ich allein.

Die Bilder meiner fernen Lieben grüßen,
In holder Näh' mich mit dem Blick, dem süßen,
Umglänzt von der Erinnerung Zauberschein,

Und selig fühl' ich Gottes Nahesein
Und — o des köstlichen Gewinns — sein Frieden
Niest in mein Herz; der schönste Schatz hinieden,
Hier wird er mein.

Oft fühl' ich mich beengt im Kreis der Menge,
In meiner Klause weitet sich die Enge,
Vor meinem Geiste breitet sich die Welt,
Und alles kann ich schau'n, was mir gefällt.
Nie geh' ich leer hier aus. Wie wird mein Leben
Durch das, was hier mir holde Stunden geben,
Verschönt, erhellt!

E. Ehrenberg.

Aus dem Berliner Arbeiterleben.

Von einem Arbeiter, Karl Haupt.

(Schluß.)

Nun setzten sie sich zu den vier Männern an den „Tisch“ und bald waren sie mit ihnen in einer Unterhaltung begriffen.

„Was verdient Ihr hier?“ fragte Paul.

„Elf Gruschen (1,10 Mk.) auf der Lad,“ antwortete einer der Polen.

„Was? Mehr nicht?“ fragten Paul und Karl wie aus einem Munde.

„Merr nich! Is sich fogarr viel; haben wir sich in Winter nurr funfzig, wenn's sich kam hoch, achtzig Pfennick verdient,“ versetzte der Mann und setzte, als er die ungläubig dreinschauende Mienen der beiden bemerkte, wie bekräftigend hinzu: „Ja, ja, funfzig Pfennick!“

„Ja aber, habt Ihr denn damit auskommen können?“ fragte Paul.

„Habben wir müssen kommen aus. Herr gibt sich nicht merr. Wer sich nicht will, läßt sich bleiben,“ antwortete der Pole und zuckte mit den Achseln.

„Wir denken, es giebt 2,50 Mk. für den Tag?“

„Hal!“ kam es gleichzeitig von den Lippen der vier Männer und der Sprecher fuhr fort: „Geht sich morgen das ‚Streichen‘ los, gibt sich parr Pfennick merr, funfzehn Gruschen auf der Lad. Weiß ganz bestimmt, arbeit' sich doch zwei Jarre auf das Ziegelei hier. Ja, ja!“

Unter solchen Gesprächen kam die Schlafenszeit heran und die Männer, auch Paul und Karl, suchten ihre „Lager“ auf. Während die beiden letzteren noch lange nicht einschlafen konnten, schnarchten die Polen bald wie „Scheunendrescher“. Auch wurden die beiden es bald gewahr, daß außer dem sichtbaren Inventar auch noch unsichtbares im Raume vorhanden war — Flöhe, unzählige Flöhe, die ihnen die Schlafstätte streitig machten.

Die nichts weniger als angenehme Nachtruhe verging und der Morgen brach an. Im Hause wurde es lebendig. Auf einer riesigen, im Hausflur erbauten Maschine standen auf einer großen eisernen Platte, unter der ein gewaltiges Feuer brannte, unzählige Töpfe und Töpfchen mit Wasser zu „Staffee“ — jeder kochte sich seinen „Staffee“ selbst. Als sich die Leute gewaschen und einen Morgenimbiß — ein Stück trockenen Brotes — genommen hatten, war es sechs Uhr geworden. Ein Läutewerk ertönte — das Zeichen, daß die Arbeitszeit herangekommen sei. Alles aus dem Hause begab sich nach dem Hofe der Ziegelei, wo sich auch Arbeiter, die

in Wirkenwerber wohnten, eingefunden hatten. Der Ziegelmeister wies jedem seine Beschäftigung an. Karl mußte „Schlemme aufstärren“ — eine äußerst anstrengende Arbeit, und Paul nebst zwei andern die Aufräumungsarbeit eines eingestürzten alten Brennofens ausführen. Die beiden hatten sich vorgenommen, den ersten Lohntag abzuwarten und wenn es sich bewahrheiten sollte, daß der Besitzer wirklich einen solchen Hungerlohn zahlte, die Arbeit niederzulegen; denn 1,50 Mk. für eine 11 stündige Arbeitszeit, das war entschieden zu wenig!

Es war Sonnabend Nachmittag herangekommen. Etwa um die zweite Stunde erschien der Meister bei Paul und seinen beiden Mitarbeitern, um nach dem Mechten zu sehen. Der Meister war ein gutmütiger, rechtschaffener Mann, der die Arbeiter gut behandelte. Paul faßte sich ein Herz und sagte zu ihm.

„Meister, Sie gestatten mir wohl eine Frage?“

„Schr gern!“ erwiderte dieser freundlich.

„Ich habe gehört, daß Sie einen recht ‚hohen‘ Lohn zahlen?“

„Ja, lieber Mann, auf die Frage war ich schon lange gefaßt. Es giebt hier 1,50 Mk. Ich kann nichts dafür. Ich bin erst seit dem 1. April hier. Es ist freilich zu wenig; im Magdeburgschen, wo ich vorher als Ziegelmeister war, erhielten die Leute 2,50 Mk. — und das verdienen die Leute bei der schweren Arbeit auch ehrlich. Ich kann jedoch hier nichts zu thun; Sie müssen sich dieserhalb schon an den Herrn selbst wenden.“

„Werden wir auch thun. Kommt denn Herr L. heute selbst nach hier?“

„Gewiß, er kommt jeden Sonnabend her,“ antwortete der Meister und entfernte sich. —

Paul und Karl hatten bei einem Rundgange durch die Ziegelei während einer Mittagspause an einer Holzbohle einen schwarzen, vergitterten Holzkasten bemerkt, in dem sich zwei Befanntmachungen für die Arbeiter der Ziegelei befanden. Die eine lautete:

„Zwischen dem Besitzer der Ziegelei und seinen Arbeitern findet eine 14 tägige Kündigung des Arbeitsverhältnisses statt. Arbeitern, die ohne Kündigung die Arbeit niederlegen, wird der Lohn einbehalten.“

Sie überlegten, was zu thun sei; denn da die Lohnliste an jedem Donnerstag abgeschlossen, der Lohn jedoch erst am Sonnabend nach Feierabend gezahlt wurde, so blieben für jeden Arbeiter 2 Tage Lohn „drin“. Diesen würden sie, wollten sie am ersten Sonnabend die Arbeit niederlegen, verlieren. Karl aber kam zu dem Schluß: „Laß es kommen, wie es will; wir werden ja sehen!“ —

Es war Feierabend geworden. L., der Besitzer der Ziegelei, ein wohlhabender Maurermeister aus der Residenz, war bereits einige Stunden früher auf der Ziegelei erschienen. Er machte einen Rundgang durch die Ziegelei, schien aber nirgends die Leute, die sich für ihn quälten und mühten, zu bemerken, denn achtlos und ohne sie zu grüßen, ging er an ihnen vorüber. Er war ein großer, korpulenter Mann mit ergrautem Kopf- und Schnurrbart. Ein paar graugrüne Augen blinzelten kalt und herzlos aus dem feisten Gesichte auf seine Umgebung. Bekleidet war er mit einem feinen schwarzen Rockanzug; da sein Rock geöffnet war, so konnte man eine dicke, massiv-goldene Uhrkette erblicken, die prahlerisch über dem Bauch ihres Herrn einen Halbkreis schlug. An seinen Fingern glänzten neben einem dicken

Trauringe mehrere Siegelringe von verschiedener Form und Größe — im ganzen: eine vergoldete, aber abstoßende Persönlichkeit!

Die Lohnzahlung begann. Der Meister zahlte zuerst den Accordarbeitern, dann den Lohnarbeitern aus — über wirkliche Hungerlöhne waren aber selbst die ersteren nicht gekommen.

Paul und Karl erhielten, da für 2 Tage Lohn nicht mit ausgezahlt wurde und die Kranken- und Invalidenträge in Abzug vom Lohn kamen, wenig über 4 Mark heraus.

Paul schlug eine grimme Lache auf und wog das Geld spöttisch in seinen Händen. Dann sagte er zum Meister:

„Was soll ich nun damit anfangen? Die paar Groschen langen nicht einmal für mich zum Lebensunterhalt, wo bleibt da meine Familie? Die will doch auch leben!“

Der Meister zuckte mit den Achseln und wies mit den Fingern über den Hof; dort ging gerade Herr L. vorüber. Dann sagte er: „Wenden Sie sich an den Herrn!“

„Das werden wir auch thun — komm, Karl!“ sagte Paul grimmig und beide schritten über den Hof zum Besitzer der Ziegelei. Neugierig standen die übrigen Arbeiter und sahen erwartungsvoll der kommenden Scene entgegen. Auf den Gesichtszügen der meisten lag helle Schadenfreude, als wollten sie sagen: „Wartet nur, der wird Euch schon!“

Als die beiden den Besitzer erreicht hatten, streckte Paul ihm die Hand, in der er seinen „Lohn“ trug, offen entgegen und wollte sprechen — aber ohne die beiden auch nur im geringsten zu beachten, schritt L. schnell an ihnen vorüber und trat in einen Pferdestall ein. War er jedoch der Meinung, dadurch dem Anliegen der beiden zu entkommen, so hatte er sich verrechnet. Als er nach etwa fünf Minuten aus dem Stall heraustrat, standen auch die beiden noch davor; auch die übrigen Arbeiter befanden sich noch auf dem Hofe. Durch eine kurze, energische Schwentung versuchte L. nach seinem Garten zu entkommen, doch, noch ehe er die Gartenthür erreicht hatte, stand Paul neben ihm und sagte:

„Herr L. . . . ! —“

„Was wollen Sie von mir?“ fragte L. grimmig.

„Ich wollte Sie nur mal fragen, ob das Geld hier mein Lohn für die ganze Woche sein soll? Das ist doch wahrhaftig kein Geld für so schwere Arbeit!“

„Lassen Sie mich in Ruhe! Verstehen Sie? Wenn es bei mir nicht gefällt, der mag sich zum Teufel scheren! Bei mir giebt's eben nicht mehr!“

„Aber Herr L., für die paar Groschen können wir ja kaum das für uns nötige Brot und Salz kaufen!“ rief Paul und setzte hinzu: „Sie werden schon etwas zum Lohne zulegen müssen!“

„Fällt mir gar nicht ein! Und nun lassen Sie mich zufrieden!“ rief L. und schritt davon.

„Dann müssen wir Ihnen sagen, daß wir heut über 14 Tagen die Arbeit niederlegen; wir kündigen hiermit!“ rief ihm Paul zornig nach und fuhr dann fort: „oder denken Sie, wir können uns für 1,50 Mk. eben so rund herausfüttern, wie Sie? Sie sind ja schlimmer als der erbärmlichste Jude, Sie Menschenschinder!“

L. stand plötzlich still und drehte sich um; alle Farbe war aus seinem Gesichte gewichen. Mit vor Wut bebender Stimme brüllte er:

„Du kommst mir am Montag überhaupt nicht mehr auf den Hof — Du Dummel!“

„W-a-a-s — sagen — Sie?“ fragte Paul mit heiferer Stimme. Jornesröte übergoss sein Gesicht. Als L. jedoch schwieg, fuhr er fort: „Ich nehme an, Sie haben sich versprochen!! Wiederholen Sie noch ein einzig Mal Ihre beleidigenden Worte, dann schlage ich Ihnen ins Gesicht, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht — haben Sie mich verstanden?“

Zimmer noch schwieg L. Wütende Blitze schossen aus seinen Augen auf die beiden. Er schien sprachlos zu sein. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen: ein Arbeiter wagte es, ihm, dem Ziegeleibesitzer und Maurermeister, Derartiges ins Gesicht zu schleudern! Und dazu noch in Gegenwart der übrigen Arbeiter, deren höhnische und schadenfrohe Blicke ihm nicht entgingen.

Endlich löste sich seine Zunge.

„Verlassen — S-ie den Hof, aber schnelligst! Sonst mache ich den Hund los und heße ihn auf — S-ie — — —“

„Greifern Sie sich nicht weiter!“ rief ihm Paul zu. „Erst geben Sie uns noch den Lohn für die 2 Tage. Das übrige wird sich finden. Sie kennen wohl gar nicht den Anhang auf Ihrer Ziegelei, der eine 14 tägige Kündigungsfrist bekannt macht — he? — Wir verlassen jetzt Ihren Hof, aber Sie werden uns den Lohn für 14 Tage, wegen Entlassung ohne vorherige Kündigung und ohne triftigen Grund, zahlen. Derartige Geschichten mögen sich Ihre polnischen Arbeiter gefallen lassen, nicht aber Leute, die auch nur noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe besitzen!“

Paul und Karl verließen den Hof, packten ihre Sachen, holten sich dann vom Meister ihre 2 Tage Lohn und ihre Papiere und traten den Heimweg an.

Etwa vier Wochen später fand ein Termin vor dem Berliner Gewerbegericht im Kölnischen Rathause statt. Paul und L. waren die Parteien. Letzterer war nicht erschienen — denn er weilte mit seiner Familie im — Bade! Sein Buchhalter vertrat ihn. Dieser war von L. beauftragt, Pauls Forderung zu befriedigen, „damit die Sache aus der Welt käme — —“ Der Richter hatte somit gar nicht erst nötig, in eine Verhandlung einzutreten. Als der Buchhalter Paul das Geld auszahlte, sagte er: „Was macht sich unser Herr aus den lumpigen paar Mark!“

Karl hatte, da er gleich andere Arbeit gefunden hatte, den L. nicht verklagt. —

Und vorstehende Geschichte spielte im Bonnemonat Mai des Jahres 1895 in der Nähe von Berlin.

Abseits.

Abseits vom bunten Markt des Lebens
Geh ich am liebsten ganz allein;
Und immerdar lockt mich vergebens
Der äuß're, trügerische Schein.

Wohl lächelt man ob meinem Irren,
Mir schafft es Sorge nicht noch Not;
Ich weiß, daß aus den Schicksalswirren
Gerettet ist mein Lebensboot.

Will keinen hassen, keinem fluchen,
Der mich für einen Thoren hält —
Ich lerne längst, ja längst schon suchen
Im eignen Herzen meine — Welt.

Edilo Aleser.

Deutschnationale Schriften.

Angezeigt von Karl Pröhl.

Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen.
Herausgegeben im Auftrage der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen“.
4. Band: Johannes Mathesius' Leichenreden. (Prag und Wien, F. Tempsky.)

Der Titel ergänzt noch den Hinweis: „In Auswahl herausgegeben, erläutert und eingeleitet von Dr. Georg Loesche“ und eine weitere Überschrift, welche uns ankündigt, daß wir es mit dem „ersten Bande“ der ausgewählten Werke des Mathesius zu thun haben. Loesches Einleitung zählt dreißig Seiten, die Erläuterungen nehmen enggedruckte vierzig Seiten ein und dazu kommen 15 Druckbogen Text, in der deutschösterreichischen Übergangssprache und Orthographie des 16. Jahrhunderts, die man nur mit Mühe durchliest, vorausgesetzt, daß man die nötige Geduld dazu aufbringt. Kurz und gut, man hat es mit einem absoluten Bibliothekswerk zu thun, das Kulturgeschichtsschreibern und Sprachlehrern manches Interessante und einiges Material bieten dürfte, das aber nie lebendig auf unser heutiges Geistesleben wirken kann. Die Absichten des anfangs dieses Jahrzehntes begründeten deutschböhmischen Litteratur- und Kunstvereins sind zweifellos die besten; allein volkstümlich wird er auf diesem Wege niemals und als fruchtbringend vermag auch der wohlwollende Beurteiler ein solches Verrennen in die Sackgassen des Fachgelehrtentums nicht hinzustellen. Dr. Loesche erklärt zwar, Mathesius sei „der bedeutendste Name der deutschböhmischen Litteratur“. Von welchem Gesichtswinkel aus er zu dieser Anschauung gelangt, wissen wir nicht, meinen jedoch, daß der litterarische Wert, den Mathesius beanspruchen darf, kein besonderer ist, von seiner an die Zeit gebundenen, erziehlischen Thätigkeit unbedingt betroffen wird. Er besaß das sprudelnde Wesen, die Vielseitigkeit und Vielrebigkeit des Reformationszeitalters, ohne die persönliche und Schrift-Originalität eines Luther u. a. auch nur entfernt zu streifen. Ein behäbiger Schwulst, gemischt mit launigen, derben Einfällen und Wortspielen! Das beigefügte „Grablied und requiem Mathesii“ entbehrt der lyrischen Innigkeit und gewinnt durch sonderbare Bilder sogar einen komischen Beigeschmack. Zur Probe folgendes: „Wie ein glasser auss asch und sand — Ein helles glass formiert zu hand — Also auß meiner asch und kot — Ein newen leyb macht vnser Gott“. Ober: „Jetzt bin ich ein verachte Loych — Führ' mich in deines Vattern Reich“. Das ist nicht Raivelät, wohl aber Klügelei und Künstelei. Mathesius, ein geborener Sachse, wirkte den größten Teil seines Lebens als Pfarrer, Prediger und Rektor der damals berühmten Lateinschule in Joachimsthal, das durch gewinnreichen Erzbau zu einer der ersten Bergstädte im nordwestlichen Böhmen aufblühte. Darin erschöpft sich Mathesius' historische Bedeutung, die deutsche Litteratur hat ihm nicht zu danken. Es bleibt deshalb nach unserer Ansicht ein Fehler, seine verschollenen Schriften wieder auszugraben. Schade, daß der gute Wille und die reichen Geldmittel des Prager Vereins diesmal nicht nützlicheren Arbeiten zur Verfügung gestellt wurden, die das deutsche Volksbewußtsein in Böhmen zu stärken vermögen.

Volkstümliche Überlieferung aus Teplitz und Umgebung. Von Professor Dr. Gustav Laube. (Heraus-

gegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.)

Unmittelbar nachdem wir unser Bedenken über die Herausgabe der „Leichenpredigten“ des Mathesius ausgesprochen, kommt dieses kleinere und schlichtere Buch in unsere Hände. Wir freuen uns, jetzt auf ein Thätigkeitsgebiet des deutschen Prager Vereins zu treffen, das in jeder Hinsicht Würdigung und Empfehlung verdient. Der Verfasser hat verzeichnet, „was sich von volkstündlichen Erinnerungen aus der Heimat im Gedächtnis eines Teplitzer Kindes erhalten, dessen Jugend in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts fällt“. In den einleitenden Worten kennzeichnet Dr. Laube den sozialen und nationalen Umschwung, der sich seitdem durch die Entwicklung des Braunkohlenbergbaues und der Industrie in der Gegend seiner Jugendeindrücke vollzogen. An Stelle der alten Bevölkerung ist eine neue eingewandert, darunter besonders czechische Arbeiter, die stille Wadestadt Teplitz ist zum geräuschvollen Borort eines hervorragenden Industriebezirkes geworden und selbst die Dörfer haben sich zu stadtähnlichen Industrieorten aufgeschwungen. Die nächste Vergangenheit, die uns Dr. Laube planmäßig schildert, d. h. die zur Hälfte schon herausgerissenen deutschen Wurzelsafern, sind nicht nur an und für sich interessant, sondern sie wecken von selbst die deutschnationale Triebkraft, um die Schäden unseres Volkstums zu heilen, Verluste wett zu machen. Den Vorbemerkungen über die Teplitzer Mundart folgen Andeutungen über Ortsanlagen (Runddorf und Straßendorf), die beiden Typen des dortigen Bauernhauses, die alten Hausgärten und ihre Pflanzungen. Dann werden erwähnt die Volksnahrung, die ehemalige Teplitzer Bauerntracht, die Hausindustrie und volkstümliche Kunst. Eingehend behandelt sind Sitten und Gebräuche der geschilderten Zeit und das Wesen der alten Teplitzer, Wetter- und Bauernregeln, Volksrechtliches, Volksmeinungen und Volksaberglauben, Volksmedizin, Lieder, Sprüche und Kinderspiele, Sprichwörter und Redensarten; auch Schimpfworte, Rätsel, Diebes- und Geheimsprache. Alles ist kurz, knapp, faßlich dargelegt. Die Überlieferung erscheint sorgsam gesammelt. Den Anhang bilden einige Teplitzer Sagen in der Mundart. Das Buch belehrt, regt zu nationalem Wollen, Empfinden und Handeln an. Es ist gut und tüchtig zugleich.

Denkrede auf Johann Wolff. Von Dr. Friedrich Teutsch. (Hermannstadt, W. Kraft.)

Die Magyaren wollen durch die lärmende und prunkvolle Millenniums-Feier, welche Frühling und Sommer dieses Jahres in Anspruch nimmt, die Legende verbreiten, daß die Nachkömmlinge der Awaren sich eine eigenartige Kultur geschaffen hätten, die sie zwangsweise den übrigen in Ungarn lebenden Nationalitäten einimpfen dürften. Die Siebenbürger Sachsen erbringen unterdes durch fortgesetzte Geistesarbeit, die sich insbesondere kulturgeschichtlichen Gebieten und ihrem Stamme zuwendet, den stillen Beweis, was die Deutschen im Südosten leisteten, und rufen uns in das Gedächtnis, daß nur das deutsche Schwert Ungarn wiedererobert, nur die deutsche Kultur es aus einem halbbarbarischen in ein zivilisiertes Staatswesen umgewandelt hat. Zu der überreichen Fülle dieses Beweismaterials gesellt sich die Schilderung der Wirksamkeit des hervorragenden Germanisten unter den Siebenbürger Sachsen, Johann Wolff, die uns Teutsch in einem vortrefflichen Schriftchen bietet. Wolffs eingehende Studien der heimischen Mundart kamen zu dem Ergebnis, „daß das Siebenbürgisch-Sächsische zu der Familie jener halb-schlichtigen

Dialekte gehört, die sich zwischen den beiden großen Sprachgruppen, zwischen dem Oberdeutschen und Niederdeutschen unter dem Namen des Mittel- oder Binnendeutschen weit hin ausdehnt, also zu jener gewaltigen Sprachenmasse, deren Ausläufer im Westen bis nahe vor die Thore von Calais, der äußerste östliche bis zum Rothenthurmpaß an der türkischen Grenze reichen“. Wolff entwarf auch im großen Stille den Plan zu einem „Sächsischen Wörterbuch“, welches die kulturgeschichtliche Ableitung aller Bezeichnungen, von den Orts- und Personennamen bis zu den verschiedensten Ausdrücken für das Familien-, soziale und Naturleben, kurz, den sprachlich sich kundgebenden Volksgelst mitteilen sollte. Geschichte und Sprache weben sich unter seiner kundigen Hand zu einem großen Teppich zusammen, zahllose Vorarbeiten wurden von ihm geliefert, so daß man neben den erfolgten Publikationen noch 50 Bände und Mappen in seinem Nachlasse vorfand. Die Antriebe zu dieser Riesearbeit waren sowohl wissenschaftlicher als nationaler Natur. Er selbst sagt: „Das Schicksal hat mich an einen Ort unseres Vaterlandes hingestellt, wo das sächsische Vaterland aufhört, wo der Kampf um das nationale Sein am grimmigsten tobt“. Und ein anderes Mal sagt er über die Siebenbürger Sachsen: „Die leuchtenden Punkte unserer Vergangenheit sind nicht schimmernde Hofhaltungen und Schloßfeste. Der goldene Boden unserer Geschichte ist die harte Arbeit im Dienste der Gerechtigkeit, der liebevolle Kampf für das deutsche Haus“. Sein Gesamtstreben enthüllt sich in den Worten: „Es giebt keine würdigere und heilsamere Erkenntnis, als die unseres Volkes.“ Diesem echt deutschen Manne, der seine Unererschrockenheit auch im politischen Kampfe bewährte, hat Teutsch ein dauerndes Gedächtnisblatt gestiftet, welches von Reichsdeutschen gelesen und beherzigt werden möge.

(Schluß folgt.)

Lebensweg.

Mir ist's, als sollt ich niedersinken
Unter des Kummers schweren Last,
Aber die Pflichten des Tages winken:
Vollend, was Du begonnen hast! —

Und so wandl' ich die öden Straßen,
Müde an Leib und Seele dahin,
Bis ich dereinst von allen verlassen,
Zum Thore des Schweigens gekommen bin.

Doch wird mein Leib nicht die Menschen erlösen,
Die Welt geht weiter ihren Gang:
Es wandeln die Guten wie die Bösen
Des Schicksals Wege blindlings entlang.

Elisabeth Sauerius.

Vermischtes.

Unter dem Titel **Haus-Musik**, Blätter für musikalische Anregung und Unterhaltung [Vierteljährlich 6 Nummern (8 bis 10-seitig, Quartformat) = Mk. 1,50], wird binnen kurzem im Verlage von Hans Küstner, Berlin W. 30, die erste Nummer eines periodischen Musik-Unternehmens (ohne Text) erscheinen, welchem das Interesse der gesamten

Klavierspielenden und singenden Welt schwerlich fehlen wird. Die „Hausmusik“ soll eine gediegene, reiche Auswahl von Klavier- und Gesangsstücken jeder Art bringen, sie wird das weite Gebiet der Salon- und Tanzmusik pflegen, das Volks- und Kunstlied neben ernster und erbaulicher Musik berücksichtigen und durch Bearbeitungen für Klavier zahlreiche, wenig bekannte Meisterstücke aller Völker und Zeiten dem modernen Musikfreunde näher bringen.

Es existierte bisher kein derartiges Blatt, welches berechtigten Ansprüchen genüge, so daß ein Unternehmen, welches sich der Unterstützung guter Mitarbeiter erfreuen wird, von der musikalischen Welt bestens aufgenommen werden dürfte.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam.

Wo Götzenbilder gemacht werden. Es ist kaum glaublich, aber doch wahr, daß in dem christlichen, kirchlich gesinnten England, in Birmingham, sich eine Fabrik von Götzenbildern befindet! Von hier aus werden heidnische Länder mit Götzen versorgt. Es wird zwar strenge Wache gehalten, daß kein Fremder, besonders kein Journalist die Räume der Fabrik betritt, kürzlich ist es aber doch einem jungen Maler gelungen, Eintritt zu erhalten und sich von der fast unglaublichen Thatsache zu überzeugen.

Götzenbilder aller Art werden hier angefertigt und der Export nach den heidnischen Ländern ist ein sehr bedeutender, doch werden auch sehr viele Götzen an die Kuriositätenhändler aller Länder geschickt, besonders an die in den großen Bazars von Kairo, Damaskus, Kolombo u. s. w., welche an arglose Reisende verkauft werden, die begierig sind, einige Andenken von ihrem Aufenthalte im Auslande mitzubringen.

Der Preis der Götzen ist sehr verschieden. Man kann einen in Birmingham fabrizierten in einem Kuriositätenladen schon für drei Mark bekommen, es können aber dem Käufer zwanzig Pfund abgefordert werden für einen besonders häßlichen, verbraucht aussehenden, welchen, wie der Verkäufer versichert, ein Matrose während des chinesischen Krieges „gestohlen“ und heimgebracht hat. Ein Reisender versicherte übrigens dem Erzähler, daß es nicht schwer sei, einen in Birmingham fabrizierten Götzen von einem im Auslande von den Eingeborenen gemachten zu unterscheiden. Der letztere zeige gewöhnlich, da er mit der Hand gearbeitet sei, einige Unregelmäßigkeiten; während der in Birmingham gemachte ganz korrekt in der Ausführung sei.

Der Handel mit Götzenbildern wird sehr geheimnisvoll betrieben; in dem Handelsregister sind die Fabriken aufgeführt als solche, die Kuriositäten verfertigen. Aber ohne Zweifel ist der Handel sehr schwunghaft und die Fabrikanten machen ein gutes Geschäft. (Aus „Tit-Bits“.)

Briefkasten.

Dr. G. 79. Drei Sprüche sollen kommen. Die Gedichte zeugen für reine Gesinnung, aber es fehlt doch tiefere Eigenart. — Frä. G. K. Dessau. Leider ganz unzulänglich. — Herrn W. H. in G. Neue Aufl. der D. L.-G. erscheint im Herbst. Sie geht bis etwa März 1896 und den genannten Schriftsteller werden Sie in ihr finden. — Herrn Dr. med. H. in B. Ich empfehle Ihnen „Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft“ von Karl Jentsch (Leipz. bei Grunow). Die Darstellung ist sehr klar, der Standpunkt besonnen. Ich glaube, Sie werden darin alles finden, was Sie suchen. —

Frl. C. G. in D. (Ostpr.) Noch zu jung. Der Gedanke des zweiten Gedichtes ist aber sehr ansprechend. — Ohne Namen. Fassh. Senden Sie den Brief für M. B. an mich, ich werde ihn besorgen. Ihr Deutsch sollen Sie nicht schmähen; für eine „wilde Walachin“ ist es sehr gut, im ganzen Briefe war nur ein Fehler. Besten Gruß. — Frl. Hildeg. W. in G. In Ihnen liegt ein eigenes Fühlen, aber es wuchert darauf zu viele Erinnerungen an Gelesenes. Die müssen Sie los werden, dann werden Sie noch Gutes leisten. — Frl. J. Th. in N. Daß Ihnen die Küche „ekelhaft“, das Nähen und sonstige häusliche Arbeiten „greulich“ sind, thut mir leid; denn zum Dichten fehlt Ihnen jede Spur von Begabung. Lernen Sie lieber Kochen und Nähen und verträdeln Sie Ihre Jugendzeit nicht im „Dienste der Muse“. — Herrn V. L. in G. Leider mißlungen. — Herrn P. B. in N. Sie können mir gelegentlich anderes senden. — Frau v. J. in W. Der Verfasser hat lange in Brasilien gelebt und so dürfen Sie seinen Erfahrungen trauen. — Frau B. G. in D. Aus solcher Entfernung ist es schwer oder unmöglich, Ratschläge zu erteilen. Jedenfalls müssen Sie selbst manches in den ersten sechs Lebensjahren des Kindes verfehlt haben, wenn der nun zwölfjährige Knabe so gegen Sie aufzutreten wagt. Wenn es Ihnen möglich ist, geben Sie ihn unter vernünftige, aber strenge männliche Zucht. Nach Ihrer Schrift scheinen Sie schwach und reizbar; das ist nicht gerade eine gute Mischung. Besten Dank für Ihr Vertrauen. — Frl. Stef. W. in Br. Alles zu unselbständig. — Herrn v. S. in D. Das ist nicht möglich. Die Tagesblätter berichten über die Gewerbe-Ausstellung bis ins kleinste; da kann eine Wochenschrift, die doch anderen Zwecken dient, nicht nachkommen. — Frau Bar. L. in U. (Rußl.) Herzlichen Dank für Ihr Wohlwollen und die Anhänglichkeit an unser Blatt. Besonders aber freut es mich, daß es in Ihren Söhnen und Töchtern mitten in der Fremde die unbrechbare Treue zu deutschem Wesen miterzogen hat. Das Hauptverdienst gebührt aber doch Ihnen als der Mutter. — Frl. G. F. in Wv. Senden Sie die Novelle nicht; ich kann sie nicht verwenden und auch nicht prüfen. Zeit und Kraft fehlen mir. — Herrn D. Th. in M. Ich kenne das Buch nicht. — Herrn W. B. in G. Wird besprochen, aber nicht in Ihrem Sinne. Ihr Urteil ist zu einseitig. — Frl. Agn. Cz. in St. Diese Anfrage ist zu persönlich, als daß ich sie beantworten könnte. — Herrn D. C. in G. Besorgt Ihnen jede Buchhandlung. Das Buch ist bei Hans Lüstenöder, Berlin W. erschienen. — Frl. G. F. in G. Sehr gut gemeint, aber fühlen Sie denn nicht, wie geschmacklos es wäre, wenn ich das in der Rom.-Ztg. brächte? Das wäre doch Reklame der übelst riechenden Art. Sonst aber besten Dank. — Gymnasiast L. in Leipzig. Nicht unbegabt, aber noch zu sehr unselbständig. — Stud. W. Sch. in M. Einiges angenommen, aber Geduld! —

Gybtkuhnen 20. Sie machen offenbare Fortschritte, denn es klingen nun Töne aus Ihrem eigenen Herzen auf und Sie beginnen mit eigenen Augen zu schauen. Ich werde einiges bringen. Vorwärts! Besten Gruß. — Mignonette. Die kleine Prosaarbeit ist besser, als es Ihre Gedichte waren. Aber auch sie genügt strengeren Forderungen noch nicht. Der Anfang ist ohne Stoff; nur Reflexion und Gefühl, dann geht es plötzlich in die Erzählung über. Der Ausdruck ist ziemlich gewandt. Jedenfalls können Sie auf diesem Gebiete eher zum Ziele kommen, als mit der Dyrk. Sie dürfen mir einen zweiten Versuch senden. — Frau S. A. in J. Zuweilen schreibt man ein Gedicht wie im Traumzustand und findet nichts daran zu verändern; ein andermal kann eine einzige Wendung, ja ein einziges Wort uns wochenlang beschäftigen. Dafür giebt es keine Regel. Aber auch der Kunstspieler schreibt oft Gedichte wie im Rausch. Und schließlich ist's doch nichts wert. Also auch das ist noch nicht ein Zeichen von Begabung. — Marie. Einen Briefwechsel kann ich nicht eingehen. Wenn Sie mir aber Fragen stellen, will ich sie gerne im Briefkasten beantworten. — Frl. J. Kl. in G. Ihre Gedichte gehören zu den „schmerzlichsten Augenblicken meines Lebens“. — B. 42. „Ich muß stets weinen, wenn ich dichte; so ergreift mich die Begeisterung.“ Man merkt es Ihren Gedichten an, daß sie unter Qualen zu stande gekommen sind. Aber ich meine, es wäre für Sie und für mich besser, wenn Sie sich schonten. — Frau verw. L. G. N. W. in St. Die genannten Bücher sind fast wertlos. Nur das Kräuterbuch und der „Kinderfreund“, wenn die Kupfer vorhanden sind, läßt sich gut verkaufen. Wenden Sie sich an Weigels Antiquariat in Leipzig oder an von Zahn in Dresden; diese Städte liegen Ihnen am nächsten. — Herrn Lehrer W. in L. Zufällig erscheint eben in Heft 349 des „Prometheus“ (Berlin, Mückenberger, Dörnbergstr. 7) ein Aufsatz von Dr. Keilhack, der Ihre Fragen in vorzüglich klarer Weise beantwortet. Er wird fortgesetzt. — Herrn Th. K. in P. Die zwei Gedichte zeigen Eigenart, besonders „Schuld“. Es soll kommen.

(Schluß des Briefkastens: 11. Juni. Alles andere entweder unbrauchbar oder sonstwie erledigt.)

Inhalt der No. 38.

Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. — Die neue Herrin. Roman von Karl Erdm. — Die Anfänge der Romantik. Von D. v. Leizner. I. — Meine Klausur. Von E. Ehrenberg. — Aus dem Berliner Arbeiterleben. Von einem Arbeiter, Karl Haupt. — Abseits. Von Thilo Kiefer. — Deutschnationale Schriften. Angezeigt von Karl Pröll. — Lebensweg. Von Elisabeth Buccerius. — Vermischtes. — Briefkasten.

Zur Beachtung!

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehener, freigemachter Umschlag einliegt. Irgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 39.

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

II.

Fürstin Luise Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen, sah in ihren Salons eine glänzende Gesellschaft versammelt. Wen sie nur irgend dulden wollte, der kam zu ihr. Der Hof, als zu einem seiner beliebtesten Mitglieder, die Aristokratie und Offizierkorps, als zu dem Stern ihrer Verehrung. Die Künstler und Dichter nahen sich huldigend ihrer feinsinnigen Beschützerin. Männer wie Stein und Hardenberg, Genz und Schleiermacher gingen ein und aus bei der geistvollen Frau, deren Verstand so hell und scharf war, als ihr Herz groß und ihre Anmut gewinnend. Mit der Grazie und Hoheit der vollendeten großen Dame bewegte sie sich unter ihren Gästen, überall zugleich und doch stets der ausschließliche Mittelpunkt. Alle, die sie erwartete, waren bereits erschienen, bis auf einen freilich, der für sie, wie für viele andere, den Hauptmagnet des geselligen Kreises bildete. Ihr Bruder war es, Prinz Louis, der vielbesprochene, vielbewunderte. Wo er nur wieder blieb? Der letzte natürlich, wie überall, wo er zu erscheinen geruhte. Aber heute dauerte es doch gar zu lange! —

Da wurden die Flügelthüren geöffnet. Ein Flüstern und Summen lief durch die Reihen der Gäste, eine leichte Erregung, ein höheres Aufleuchten viel schöner Augen, die bisher zerstreut und sehnsüchtig dreingeblickt. Der Lakai brachte ihn nicht zu melden, Fürstin Luise sah es wie in einem Spiegel so deutlich: Prinz Louis Ferdinand war da!

Sie ging ihm entgegen. „Wie spät Du kommst, mein Louis! Was nützt es wohl, die schönsten Frauen der Hofgesellschaft einzuladen, unter der Vorpiegelung, Prinz Louis würde da sein, um ihrer Schönheit zu huldigen! Er kommt ja doch erst, wenn das Fest zu Ende ist! Es gibt eben süßere

Bande, die ihn halten — mit denen wir nicht konkurrieren können!“

Der ritterliche Bruder zog ihre Hand an seine Lippen. „Ich komme überall gern dahin, wo man mir keine Vorwürfe giebt, sondern Liebe, Verwöhnung! Das solltest Du wissen, ma petite soeur!“

„Ob ich das weiß! Aber wo fändest Du mehr Liebe und Verwöhnung als bei mir? Wo überhaupt fändest Du die nicht?“

„Wo — ach, Luise, der Frage wollen wir lieber jetzt nicht näher treten!“ Es ging bei diesen Worten ein tiefer Schatten über seine Augen und warf in die ihren einen unverkennbaren Widerschein. Ob Sonnenschein, ob Gewitterstürme bei ihm herrschten, sie hatte für alles ein Mitempfinden in liebender Schwesterseele!

Prinz Louis mischte sich jetzt in den bunten, glänzenden Kreis der Gesellschaft, um „eines Hauptes Länge“ alle überragend, und mit dem viel erprobten Zauber seines Lächelns, seiner Sonnen- und Schattensblicke nach Gefallen zu siegen oder zu herrschen.

Der Hauptmann von Kleist näherte sich ihm. „Eure Königliche Hoheit befehlen den Lieutenant von Kochlik zu sprechen —“

Lebhaft wandte der Prinz sich um. „Jawohl, — guten Abend, Kochlik —“ er reichte dem ehrerbietig vor ihm Stehenden freundlich die Hand. „Bitte, ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen.“ Er zog sich mit ihm in eine Fensternische zurück. „Heute auf der Straße hat mich ein Fremder attackiert, ein nett aussehender Junge, der sich Ihren Vetter nennt!“

„Jawohl, Königliche Hoheit, er ist gleich darauf zu mir gekommen; ich bin außer mir, daß er gewagt hat, Eure Königliche Hoheit in so unpassender Weise zu belästigen!“

„Er hat mich nicht belästigt, ich hätte ihn gar nicht zu beachten brauchen, so beschneiden stand er zur

Seite. Aber die Erscheinung fiel mir auf! Er sah aus wie ein Jäger und grüßte wie ein Kavaliere. Er möchte gern Offizier werden, wie er mir sagte, doch nicht in Ihrem Regiment, da Ihr Vater ihn für einen Taugenichts hielt. Das ist keine hervorragende Empfehlung!"

"Freilich nicht, doch mein Vater thut ihm unrecht. Ich wüßte mir keinen lieberen Kameraden als ihn, brav und treu von Grund seines Herzens, wenn auch nicht immer ansprechend in der Form!"

"So!" sagte der Prinz aufmerksam. "Dies Urteil wäre beinahe ausreichend." Ein Lächeln glitt flüchtig über sein Gesicht, als er fortfuhr: "Ich fragte ihn dann weiter, ob er zu mir käme, weil er wüßte, daß auch ich ein Taugenichts wäre — denken Sie, da antwortet mir der Schlingel ganz ernsthaft: Zu Befehl! Finden Sie das sehr schmeichelhaft für mich?"

"Unerhört!" rief Hilmar, vor Unwillen erröthend. "Königliche Hoheit wollen ihm diese Tölperei nicht ungnädig deuten!"

"Nein," erwiderte der Prinz leichtsin. "Ich möchte mich vielmehr selber davon persuadieren, auf welche Anschauungen sich dieselbe basiert! Grüßen Sie ihn von mir, ich erwarte ihn morgen früh um zehn Uhr!" —

Mitternacht war längst vorüber, als die Säle der Prinzessin sich leerten. Sie hatte die letzten Gäste verabschiedet und lehrte schnell in ihr Boudoir zurück. Es war von bläulich gedämpftem Licht erfüllt, wie eine Grotte im Mondenschein, und gab einen poetischen Hintergrund für ihre Erscheinung.

"Wenn Du gehofft hast, hier jetzt allein zu sein, so warst Du im Irrtum, Luise — ich bin noch vorhanden!" tönte ihres Bruders Stimme ihr entgegen. Er lehnte in einem niedrigen Sessel, so lässig und bequem, wie man sich die Prinzen aus Tausend und eine Nacht vorstellt.

Fürstin Luise beugte sich über ihn, nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn auf die von lockigem Haar überschattete Stirn. "Das ist wenigstens ein Lohn für alle ausgestandene Mühe, daß Du noch vorhanden bist! — Aber sag, Louis, Du erscheinst mir nicht ganz so, wie ich Dich gern sehe! — Du warst heut nachmittag beim Könige?"

Er runzelte leicht die Stirn. "Weißt Du das auch schon?"

"Natürlich, wer wüßte es nicht? Meinst Du, es ließe die jungen Hofdamen gleichgültig, wenn Prinz Louis im Palais erscheint? Die kleine Taugenicht hat Dich auf der Treppe gesehen, sie erzählte mir's sofort und kam sich sehr wichtig damit vor! — Die Königin sahst Du nicht?"

"O nein," erwiderte er langsam, und seine Stimme nahm einen dunkleren Klang an. "So weit vorzugehen, wird meinen unwürdigen Blicken nicht gestattet, sobald ich in Ungnade bin!"

"Bei der Königin bist Du nicht in Ungnade!" wandte die Prinzessin mit Bestimmtheit ein.

"Nein — das hoffe ich!" bestätigte er mit warmem Nachdruck. Dann erzählte er ihr den Verlauf seiner Audienz beim Könige mit allen Einzelheiten.

Währenddessen war Prinz Radzimill, Luisens Gemahl, zu ihnen getreten und hörte voller Anteil zu. Er war seinem Schwager eng befreundet und verstand ihn in all seinen Kümernissen.

"Über eins wenigstens kann ich Dich aufklären, und das ist die Quelle, aus welcher auch diese Unzuträglichkeit wieder stammt! Sie heißt Haugwitz, selbstverständlich! Nimm Dir's nicht zu Herzen, Bruder! Jedermann weiß, daß Du unser Vaterland liebst, er aber den Feind unseres Vaterlandes, und daß daraus sein Haß gegen Dich stammt! Auch die Königin weiß es, und der König wird es sicher einst ebenfalls erfahren! Dann werden wir ja sehen, ob die Noblesse Deiner Gesinnung unserem allergnädigsten Herrn auf die Dauer nicht doch besser zusagen wird, als der ganze Haugwitz mit seinem Franzosen-Enthusiasmus!"

"Niemals!" sagte Prinz Ludwig. "Froh und dankbar will ich sein, wenn die Meinigen, die ein Herz für mich haben, mich mit dem Herzen verstehen! Die Anerkennung, von der Du sprichst, kann mir nimmermehr zu teil werden! Einen Titanen nennt mich Rachel, welcher ankämpft gegen die Übermächtigen unter Göttern und Menschen, und warnt mich vor dem Unterliegen!"

"Und sie hat recht!" rief die Prinzessin. "Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht! Aber hier handelt sich's nicht um Götter, sondern um Menschen, wie Du! Und es gilt den Beweis zu liefern, daß Seelenadel und Heldengröße den Sieg davontragen müssen über Feigheit und Niedrigkeit! Mir will es scheinen, Louis, als seiest Du der Mann dazu, diesen Beweis zu geben!"

Prinz Louis streifte lächelnd ihre Hand mit den Lippen. "Du hast immer ein gutes Wort für mich, ma petite soeur. Ich will mir Mühe geben, so zu werden, wie Du mich siehst, dann glaube ich selber, wird es mir nicht fehlen können!"

III.

Um zehn Uhr, wie ihm befohlen, ließ Hasso von Rochlik sich melden. "Königliche Hoheit werden wohl bald zu sprechen sein," bedeutete ihm der Lakai und überließ ihn vorläufig seinem Schicksal.

Da stand er nun und wartete im Vorzimmer eines königlichen Prinzen, der verwilderte Redentiner Junker. Das erschien ihm selbst verwunderlich und befremdend genug. Wie spiegelglatt der Fußboden war, fast unbequem, darauf zu schreiten! Und wie groß und hell die Fenster, beinahe als sähe man freien Himmel über sich. Schade, daß nichts hindurchblickte als Dächer und verräucherte Häuserwände. Keine grünen Wipfel, keine Gärten und Rosenpracht. So hatte er sich die Umgebungen eines fürstlichen Palastes nicht vorgestellt und ihn beschlich etwas wie Enttäuschung.

Hier im Zimmer aber die rotseidenen Vorhänge und Möbel, die goldenen Stuhllehnen und Kronleuchter — ob das wohl echtes Gold sein möchte?

Freilich, das war doch eines Prinzenschlosses würdig, eines märchenhaften! Ja — märchenhaft — was war das? welche wunderbar schöne Musik? Hasso lauschte atemlos. Die hohe Flügelthür zu dem Nebenzimmer stand nur angelehnt und von dorthier strömten die herrlichen Töne. Voll anschwellend, mächtig, dann wieder süß und herzerweichend. Wer spielte so, mit dieser Meisterschaft? Selbst der ungelehrte Knabe, dem sein Schöpfer nur ein feines Ohr und musikalisches Gefühl verliehen, empfand deutlich den Eindruck einer außergewöhnlichen, künstlerischen Macht. Wie entrückt stand er da, von dem Gefühl beherrscht, als öffnete eine neue Welt sich seinem ahnungslosen Auge.

Plötzlich endete die Musik mit ein paar vollen Accorden. Gleich darauf schob die angelehnte Thür sich weiter auf und Prinz Ludwig erschien auf der Schwelle. Sehr anders sah er jetzt aus als gestern in der Generalsuniform mit dem feberumwallten Hut. Der nur halb vollendete Anzug zeigte den schlanken, athletischen Gliederbau in seiner ganzen Schönheit. Ungepudert, in weichen Locken fiel das helle, bräunlich goldene Haar ihm in die Stirn.

„Ah, Sie sind hier, Rochlitz! Entschuldigen Sie meine Unpünktlichkeit! Man pflegt mich nicht zu stören, wenn ich spiele. Sie scheinen prädestiniert, auf mich warten zu müssen!“

„Königliche Hoheit, ich habe nicht gewartet, ich hörte zu!“ sagte Hasso mit Betonung.

„Sie lieben die Musik? Das freut mich! Spielen Sie selber?“

„Nein, Königliche Hoheit.“ Hasso warf einen Blick der Geringschätzung auf seine harte, braune Hand. „Ich kann auf der Welt nichts, als Jagen und Reiten!“

„Nun, damit stellen Sie sich kein schlechtes Zeugnis aus! Reiten gehört sehr notwendig zu unserm Kriegsmetier, und die Jagd zu Friedenszeiten ist ein ritterlich Handwerk. Auch ich treibe beides mit Passion!“

„Das weiß ich, Königliche Hoheit!“

„Nun bitte, treten Sie näher und setzen Sie sich zu mir!“

Sie waren jetzt in dem Arbeitszimmer des Prinzen. In der Mitte desselben stand der geöffnete Flügel, am Fenster ein eleganter Schreibtisch. Zahlreiche Bilder hingen an den Wänden, und eine Menge zierlicher Gerätschaften standen und lagen umher, deren Bestimmung dem schlichten Landkinde gänzlich unbekannt war. Eine fremdartige Schönheit umgab ihn wie ein Duft, der fast berauschend auf seine Sinne wirkte.

Prinz Louis warf sich behaglich in einen Sessel. Hasso folgte dem erhaltenen Befehl. Sollte er denn wirklich Platz nehmen auf diesen Gold- und Purpursesseln, nun, so that er's auch, bescheiden, aber sicher, nicht ängstlich auf der Stuhlkante wie eine dürftige Wittstellersseele.

Der Prinz beachtete das. „Er ist unbefangen, wird sich in jeder Gesellschaft zurechtfinden,“ urteilte er mit weltmännischer Sachkenntnis. Eingehend befragte er den neuen Schützling um seine Herkunft und

bisheriges Leben, seine Absichten und Vermögenslage.

„Also Husar möchten Sie werden, dafür habe ich Verständnis. Hoffentlich läßt es sich arrangieren. Ich werde mit Oberst von Göding sprechen, dem Kommandeur en chef der Leibhusaren, und ihn bitten, daß er Sie als Junker in seinem Regiment anstellt. Auch die Rittmeister Werber, Zieten und andere sind mir wohlbekannt!“

„Danke unterthänigst, Königliche Hoheit! Das ist mehr, als ich zu hoffen gewagt!“ rief Hasso.

„Ich hoffe, Sie werden mir keine Schande machen, wenn ich Sie diesen Herren empfehle, mein junger Freund!“ erwiderte der Prinz. „Ich kenne Sie gar nicht, und habe doch Grund, in meiner Stellung vorsichtig zu sein, zumal nach der Versicherung, mit welcher Sie sich bei mir eingeführt haben!“

„Königliche Hoheit, mein Vetter hat mir gesagt, daß ich eine Ungehörigkeit begangen habe. Ich wußt' es nicht! Darf ich etwas zu meiner Rechtfertigung sagen?“ Ein düsteres Feuer bligte in den großen, graubunten Augen, die herausfordernd und stehend zugleich auf den Prinzen gerichtet waren.

Dieser, mit dem sehenden Schönheitsblick begabt, der den Künstlernaturen eigen, fühlte sich sympathisch angezogen. „Sagen Sie mir alles, was Sie auf dem Herzen haben!“ erwiderte er gütig.

„Königliche Hoheit — mein Oheim schalt auf meinen verstorbenen Vater und nannte ihn einen Taugenichts! Mein Vater aber war ein rechter Husar — ein preussischer Offizier. Wenn er ein Taugenichts war, will auch ich nichts anderes sein!“ Er stockte — wie von plötzlicher Befangenheit angewandelt.

„Und da freuten Sie sich, wie ich mich mit demselben Worte bezeichnete?“ schaltete der Prinz belustigt ein.

„Jawohl, denn Königliche Hoheit sind ein Held und Vorbild für mich!“

Ein liebenswürdiges Lächeln ging über des Prinzen Gesicht. „In dem Sinne habe ich Ihre Äußerung verstanden, Rochlitz! Sie hat mir keineswegs mißfallen und mit Ihrer Erklärung bin ich doppelt zufrieden! Sie werden, hoffe ich, auch sicher nicht das Bestreben außer acht lassen, mein Vertrauen zu rechtfertigen!“

Hasso war entlassen und ging fort, die Erfüllung seines Lebenswunsches hell und licht vor Augen. „Wenn ich ihm dienen könnte bis an mein Lebensende, und dann für ihn sterben!“ dachte er mit Begeisterung. Und in seiner Seele glühte mächtig die heilige Flamme der alten, nie aussterbenden, deutschen Vasallentreue.

IV.

Hasso von Rochlitz stand nun als Junker bei dem einstmaligen Zieten'schen Husarenregiment. Auf die persönliche Empfehlung des Prinzen Louis Ferdinand hatte Oberst von Göding ihn mit besonderem Vergnügen angenommen, und ihn der Schwadron des Ritt-

meisters von Lichnowsky zugeteilt, welche in einem kleinen Städtchen der Mark betaschert lag. (Der Stab und drei Schwadronen standen in Berlin.) Dies war eine Enttäuschung für Gasso, doch fühlte er sich bereits zu sehr als Soldat, um jener Empfindung nachzugeben. Das Soldatenleben zeigte ihm zunächst seine härtesten Seiten. Teure Equipierung, schwerer Dienst, bittere Einschränkung, zuweilen bis zur Hungersnot, nagendes Heimweh nach der Freiheit der Redentiner Jagdgründe, das waren die Einbrüche seiner ersten Dienstzeit als Soldat. Er war der einzige Junfer bei der Schwadron. Die Lieutenants kümmerten sich wenig um ihn, seinen Rittmeister kannte er nur als Vorgesetzten, und das war eine harte Form der Bekanntschaft. Nach wie vor waren Fides und Jägers Friße seine einzigen Freunde. Gasso fühlte sich grenzenlos unglücklich. Und doch wäre er um keinen Preis der Welt zurückgegangen in frühere Verhältnisse oder von der Stelle fort, in welche ihn der Dienst des Königs und die Gunst seines Prinzen hineingerückt. Vorwärts und hinauf, das war sein Ziel und sein Streben. Heimisch zu werden im Regiment, sich Stellung und Anerkennung im Offizierkorps zu erwerben, wenn's sein mußte, zu erzwingen, das war sein Voratz. Vorläufig that er seinen Dienst mit eiserner Pflichttreue. Gar bald hatte er es erreicht, daß sein gewandtes und verwegenes Reiten ihm eine gewisse Beachtung seitens des gestrengen Rittmeisters eintrug.

So ging der Winter hin und es nahte der 10. März, der Geburtstag der Königin, der Festtag des preußischen Volkes. Das preußische Heer feierte den Geburtstag seines Allerhöchsten Kriegsherrn mit hingebender Verehrung und Treue, als Vorrecht und heilige Tradition — die Offizierkorps aber begingen den ihrer jungen Königin als Akt der Huldigung und mit einer Begeisterung, die an Zeiten ritterlichen Minnedienstes gemahnte.

Auch das Offizierkorps der Göttingschen Husaren beabsichtigte mit angemessenem Glanz diesen Festtag zu verherrlichen. Die Offiziere der betascherten Schwadronen wurden deshalb nach Berlin beurlaubt und trafen abends zuvor daselbst zu Pferde ein. Unter ihnen befand sich ausnahmsweise der Junfer, welcher kurz zuvor eine ganz besondere Belobigung seines gestrengen Schwadronschef erhalten. Er hatte beim Reiten einer jungen, besonders schwierigen Remonte außerordentlichen „Schneid“ und Willenskraft bewiesen, welcher das unbändige Pferd sich wohl oder übel beugen müssen.

„Nochlich, das war brav! Nun will ich auch Ihnen einen Spaß machen,“ sagte vergnügt der Rittmeister. „Reiten Sie mit nach Berlin, Sie können sich das beste Pferd aus dem Stall nehmen!“

Gasso war übergücklich. Es war das erste Lob, das der junge Husar erhalten, die erste Freude, die ihm zu teil wurde, so lange er den Rock des Königs trug.

In Berlin angekommen, war sein erster Weg zu Hilmar. Er fand diesen im Begriff auszugehen. Es sollte noch heute eine Probe stattfinden zu dem morgenden Maskenfeste, das Prinz Louis der Königin zu Ehren arrangierte und bei dem das ganze Offizier-

korps der Gendarmes mitwirkte. Da war es wohl kein Wunder, daß der Besuch seines Pflegebruders für Hilmar ohne Interesse blieb. Gasso nahm es nicht übel, doch that es ihm weh. Er hatte ja keine Seele in ganz Berlin, die er kannte, außer eben Hilmar, und der hatte für ihn keine Zeit.

Die Göttingschen Husaren hielten fröhliches Ge-lage in einer Kneipe Unter den Linden. Rittmeister von Zieten verkündigte die Mär, daß Prinz Louis heute abend spät, wenn die Maskenprobe zu Ende, noch zu ihnen kommen wollte, denn er pflegte bei derartig festlichen Gelegenheiten gern die versammelten Offizierkorps zu begrüßen. Morgen aber würde er den ganzen Tag in Anspruch genommen sein.

Die Aussicht, den hohen Herrn noch heute abend wiederzusehen, erschien für Gasso zu berauschend, um wahr sein zu können. Er glaubte also nicht daran.

Plötzlich aber wurden mit Nachdruck die Thüren geöffnet. Auf sprangen die Husaren mit einem einzigen klirrenden Ruck. Da stand er unter ihnen — Preußens „Kriegsgott“, auf den sie alle mit Bewunderung blickten. Leutfertig begrüßte er die Herren, die ihm meist persönlich bekannt waren. Dann nahm er mitten unter ihnen Platz, vor sich ein gefülltes Glas, und aller Augen hingen an seinen Lippen. Er war ein wenig abgesspannt, hatte vielerlei Plage, Weilläufigkeiten, auch Ärger gehabt, wie es die Einrichtung solch eines Festes mit sich bringt. Ein nervöser Ausdruck lag auf seinem Antlitz, Müdigkeit in den lässig vornehmen Bewegungen. Aber er wußte wohl, ein paar Gläser schäumenden Sektes — dann war die Anwendung vorüber und seine Ausdauer währte bis an den Morgen. Ein Zuviel gab es nicht für ihn. Was er sich zumutete, das vertrug er auch. Niemand hatte ihn je bei solcher Probe unterliegen sehen.

Als Mitternacht vorüber, der Festtag des Volkes angebrochen war, erhob sich Prinz Louis und brachte den Trinkspruch auf die Königin aus. Die Feststimmung war bereits auf ihrer Höhe angelangt. Sie tranken auf das Wohl der Herrin mit gebogenem Knie und einem Enthusiasmus, der keine Grenzen kannte.

Wie in vorübergehender Erschöpfung lehnte sich Prinz Louis in den Stuhl zurück. Unter den leicht gefenkten Lidern glitt sein Auge die Tafelrunde entlang, bis nach unten hin. Da blieb es auf dem Junfer ruhen.

„Was seh' ich! — da ist ja mein Protegé! Kommen Sie her, Nochlich! Sind Sie jetzt hier in Garnison? Das freut mich!“

Der Oberst berichtete, daß er bis jetzt zwar noch nicht in Berlin stünde, sein Rittmeister ihn aber mit hergebracht. Dieser machte sich ein Vergnügen daraus, dem hohen Herrn zu erzählen, daß sein Schügling sich durch ein gutes Reiterstückchen den Vorzug verdient hätte, den Geburtstag Ihrer Majestät mitzufeiern zu dürfen.

Gasso stand jetzt neben dem Stuhl des Prinzen, und dieser wandte sich zu ihm herum. Es war der Blick des sachkundigen Felbherrn, der ihn musterte,

langsam, von Kopf bis Fuß. Hasso stand wie eine Bildsäule. Nur in den Augen schimmerte Leben, Feuer und Glanz. Prinz Louis fing diesen Blick auf und mußte unwillkürlich lächeln. „Setzen Sie sich zu mir!“ sagte er freundlich, durch Lichnowskys Äußerungen angenehm berührt.

Hasso zog sich einen Stuhl heran und nahm an der Seite des Prinzen Platz mit jener zwanglosen Sicherheit, die ihm angeboren sein mußte, denn seine Erziehung war nicht danach angethan, solche Eigenart zu fördern.

Ebenso unbefangen beantwortete er auch die Fragen, welche der Prinz an ihn richtete, nach seinem Leben und Ergehen, Dienst und Reiterei, und der hohe Herr dehnte die Unterhaltung so lange aus, daß die Vorgesetzten des jungen Husaren sich darüber verwunderten. „Sie sagen mir, daß außer Ihnen kein Junker oder Kornett bei der Schwadron sei,“ bemerkte er. „Mit wem verkehren Sie denn?“

„Mit meinem Hühnerhunde, Königliche Hoheit!“ Das kam so ernsthaft heraus, und dabei so voll ironischen Humors, daß der Prinz ihn überrascht und lachend ansah.

„Besuche in der Nachbarschaft haben Sie natürlich auch nicht gemacht,“ fuhr dieser dann fort. „Ich wüßte dort aber ein gutes Jagdrevier für Sie. Ich habe vor Jahren einmal im Manöverquartier gelegen bei einem Herrn von Beldegg in Benzlow, kaum eine Meile von Ihrer Garnison entfernt. Ein ganz poetisches Jagdschloß, von Urwäldern umgeben. Darin haust der alte Hagestolz, stocktaub und wunderbar, aber kreuzbrav und sehr gastfrei. Er brachte mich zu Schuß auf einen kapitalen Hirsch, lud mich auch zur Wiederholung ein, doch ist es leider nie dazu gekommen! Nun will ich Ihnen einen Vorschlag machen, Rochlitz, reiten Sie zu ihm hinaus, bringen Sie dem alten Weidmann einen Gruß von Prinz Louis, der anfragt, ob nicht im Sommer wieder ein Hirsch bei ihm zu schießen sei! — Herr von Lichnowsky, würden Sie die Güte haben, dem Junker von Rochlitz Urlaub zu geben, damit er eine Botschaft von mir nach Benzlow bringen kann?“

Der Rittmeister versicherte seine Bereitwilligkeit, und Hasso war hoch beglückt.

Am folgenden Abend durfte er noch als Zuschauer dem Maskenfeste im königlichen Schlosse beiwohnen, sah die Majestäten von Angesicht, und seinen Prinzen im herrlichsten Kostüm eines römischen Feldherrn. Die großartigen Eindrücke, welche sonst noch das Schauspiel dieses Festes darbot, traten für ihn in den Schatten neben den Empfindungen, welche gerade diese Bilder in seiner Seele befestigten.

Wie in einem Traume befangen kehrte Hasso in seine Garnison, zu seinem schweren Dienst zurück. Der Rittmeister sorgte dafür, daß der Traum sich gar bald wieder verflüchtigte und dem Gefühl deutlichster Wirklichkeit Raum gab. Den Ritt nach Benzlow jedoch gestattete er.

Hasso kannte den Weg bereits. Von Urwalb umgeben, wie der Prinz gesagt, lag das Jagdschloß da, grau, verwittert, mit spitzem Siebeldach und

einem epheubespönnenen Turm, in dem die Dohlen nisteten. Einige Hofgebäude lagen seitwärts in einer Richtung. Nach mehrfachem Umhersehen ward er eines Dieners ansichtig, gab sein Pferd ab und ließ sich dem Herrn von Beldegg melden. Man führte ihn durch eine stattliche Halle, deren weißgetünchte Wände mit Jagdabzeichen geschmückt waren, in ein raucherfülltes Gemach. Auch hier Geweihe, Rehkronen, ausgestopfte Vögel und Raubtiere. Von einem roßhaarüberzogenen Lehnstuhl erhob sich ein ältlicher Herr im abgetragenen Jägerrock, mit scharfpähndem Falkenblick unter buschigen Brauen hervorkommend. Zögernd bot er dem Eintretenden eine schmale, knöcherne Hand. „Ihr Name ist mir bekannt,“ sagte er mit dem lauten, klanglosen Organ, das zuweilen den Schwerhörigen eigen. „Ein Rochlitz war Regimentskamerad meines Bruders bei den Zieten-Husaren. Flotter Kerl — brach sich das Genick, stürzte mit dem Pferde! War schade um ihn, ein superber Reiter und charmanter Mensch!“

Hassos Herz glühte auf. So hatte er noch nie von seinem Vater sprechen hören, und doch genau so dessen Bild vor Augen und im Herzen gehabt. „Das war mein Vater, Herr von Beldegg!“ rief er mit vor Aufregung bebender Stimme.

Das Wort Vater fand den Weg zu Herrn von Beldeggs Ohr. Also den Sohn jenes braven jungen Mannes sah er vor sich! Das war eine gute Empfehlung. Er freute sich wirklich darüber. Wie dann Hasso die Botschaft des Prinzen ausrichtete, war dies die zweite Empfehlung. Eine Flasche guten Rheinweins wurde heraufgebracht, und als dieselbe geleert, war Hasso schon eingeladen, im Mai einen Rehbod zu schießen, wenn sie die Gehörne gefegt hätten. Allmählich neigte sich die zweite Flasche ihrem Ende, da forderte in bester Laune der alte Herr seinen jungen Gast auf, noch heute seine Kunst zu zeigen, und zwar auf dem Schnepfenstrich. „Ich gebe Ihnen meinen alten Hinz mit, der versteht die Sache. Für mich ist das nichts mehr,“ schrie der alte Herr. „Der Nebel in die Brüche jagt mir den Rheumatismus in die morschen Knochen und die will ich noch heil behalten, mich im Sommer auf den Hirsch anzupirschen. Den Prinzen hoffe ich auch wieder zu Schuß zu bringen! — Ist das ein Weidmann — alle Achtung! Unter den großen Herren, die die Welt regieren, giebt es so etwas nicht wieder! Für die ist die Jagd eine Spielerei! Prinz Louis aber ist Jäger!“ Er sprach diesen letzten Satz mit einem Tone der Ehrfurcht aus.

Als bald erschien dann der versprochene „alte Hinz“, um den jungen Herrn zum Schnepfenstrich abzuholen. Eine wunderbare Persönlichkeit. Der Rock, den der Alte trug, war anzusehen wie die Rinde eines verwitterten Baumes, sein Haar und Bart wie das lang herabhängende Silbermoos an uralten Fichtenstämmen. Seine Gestalt glich der knorrigen Eiche, seine Bewegungen der geschmeidigen Wildblaze, sein Auge dem des Habichts.

Wie er den jungen Husaren, den er zum Weidwerk ausführen sollte, musterte von Kopf bis Fuß,

Misträuen und Abweisung im Blick, beschloß Gasso, sich diesen Mann zum Freunde zu gewinnen. Und so geschah es. Als sie am späten Abend mit-
 sammen vom Schnepfenstrich heimkehrten, das löb-
 liche Ergebnis an Hinz's Jagdtasche befestigt, da
 kam es diesem zum Bewußtsein, daß er so viel
 hübsche Jagdgeschichten in seinem Leben weder ge-
 hört noch selbst erzählt hatte. Auch wunderte er
 sich, wie der Junker den Loderuf der Enten und das
 Schrecken des Rehbocks nachahmte, so genau, um
 selbst sein Jägerohr täuschen zu können. Kurz,
 dieser hatte sich in sein Herz gefächelt, wie es kaum
 je vordem einem Sterblichen gelungen.

Der graubärtige Weidmann sprach selber seine
 Befriedigung darüber aus, den Junker im Mai
 auf der Hirsch begleiten zu dürfen. Dadurch erst er-
 hielt die Einladung des Benzlower Herrn für Gasso
 ihre Bedeutung, denn was konnte sie ihm nützen,
 wenn Hünze sich nicht einverstanden erklärte. —

Der ersehnte Maientag war endlich gekommen.
 Gasso hatte sich gewandt auf einen starken Bod an-
 gepircht und einen tabellosen Blattschuß abgegeben,
 alsdann sink zur Stelle mit sicherem Stoß den Bod
 abgefangen und ihn endlich aufgebroschen, weidgerecht
 — ohne Schweißfleck auf seinem Rodärmel.

„So — das war ordentlich!“ sagte Hünze, der
 schmunzelnd dabeigestanden, und es klang wie das
 Knarren eines Eichenastes. „Das laß ich mir ge-
 fallen, Junker! Kommen Sie nur öfter her! Nächstes
 Mal spüren wir auf Hochwild!“

V.

Jetzt kam für Gasso eine bessere Zeit. All-
 mählich hatte er sich in seinen dienstlichen Angelegen-
 heiten gut zurecht gefunden. Der Rittmeister erhielt
 immer neue Proben seiner Tüchtigkeit und kavalle-
 ristischen Gewandtheit und loderte unwillkürlich nach
 und nach des Dienstes allzu straffe Zügel. Mehr
 und mehr gewann Gasso Zeit, nach beendetem Dienst
 hinüberzureiten in die Benzlower Wälder und dem
 Weidwerk nachzugehen. Dem alten Beldegg war er
 ein stets willkommenener Gast, dem griesgrämigen
 Jägersmann aber erschien der Junker wie der gute
 Tag, der zwischen seinem dunklen Waldesgrün zu
 ihm hereinschien. Von den Schwadronsoffizieren
 teilte keiner diese Jagdpassion, so kam er niemand
 damit ins Gehege und man ließ ihn gewähren.
 Der Rittmeister wußte zudem, daß er im Sinne des
 hochbewunderten Prinzen Louis handelte, und dies
 Bewußtsein bestärkte ihn in seiner Duldsamkeit. Er
 selber ritt zuweilen in Begleitung seines Junkers
 mit nach Benzlow hinaus, nicht dem Wildstande,
 sondern den guten Weinsorten des Herrn von Beldegg
 zu Ehren.

Der Sommer ging zu Ende. Schon färbte der
 Wald sich mit einzelnen goldenen Lichtern. Die
 Herbstmanöver waren frühzeitig beendet, die Husaren
 in ihre Garnisonen zurückgekehrt. Gasso war zum
 Kornett befördert worden. Sein erster Ausritt war

nach Benzlow. Da empfing ihn die Kunde, daß
 Prinz Louis für die nächsten Tage seinen Besuch an-
 gekündigt, und schon nahm das alte Haus eine
 Miene der Aufregung an, um sich würdig für den
 hohen Gast zu bereiten. Am folgenden Morgen trat
 Gasso mit der Bitte um einen mehrtägigen Urlaub
 vor seinen Rittmeister. Eine Tisch Einladung für
 diesen nach Benzlow zur Feier des hohen Besuches
 unterstützte das Gesuch, und bereitwillig wurde das-
 selbe gewährt.

Glücklich hielt Gasso in dem Waldbhause seinen
 Einzug. Herr von Beldegg war wiederum von
 Rheumatismus geplagt und mußte sich begnügen,
 seinem hohen Gast im Hause die Honneurs zu
 machen. Für den Wald übertrug er Gasso das
 gleiche Ehrenamt. Den Prinzen auf einen guten
 Hirsch zu Schuß zu bringen, war für diesen nun-
 mehr die Parole. Gar manche Schliche hatte er
 dem alten Hünze schon abgelaußt — wie man den
 edlen Hirsch nach Fährte und Wechsel anspricht, be-
 schleicht, erlegt — kurz, wie man sich als hirsch-
 gerechter Jäger im Walde zu benehmen hat.

Drei Tage hatte der Hirsch gut seinen Wechsel
 und Stand gehalten. Wenn jetzt der Prinz kam,
 heute noch, so war ein glücklicher Erfolg wohl zu
 hoffen.

Gasso ritt, um sein Pferd zu bewegen und zu-
 gleich die eigene Ungebuld zu zügeln, in den Wald
 hinaus. Doch nicht lange, so kehrte er wieder —
 vielleicht empfing ihn schon die ersehnte Kunde.
 Quer durch den verwilderten Garten, zwischen
 Tannen und Fliedergestrüpp hindurch, jagte er auf
 das Benzlower Herrenhaus zu, in langem Sprunge
 über einen Wassergraben hinweg, dann gleich noch
 in tabelloser Haltung über eine Gartenbank, Fides
 getreulich hinterdrein.

Ein Altan befand sich an der Gartenseite
 des Hauses, auf Pfeilern ruhend, von Efeu um-
 wuchert, ein wenig schief und altersschwach, nach
 Gasso's Behauptung nur noch aufrecht stehend, weil
 er nicht wüßte, nach welcher Seite er fallen sollte.
 Oben drauf aber war ein Sitzplatz mit schönem Aus-
 blick tief in den Wald hinein, den Herr von Beldegg
 ganz besonders liebte. Fünfzehn Stufen führten zu
 dem Altan empor. Und diese Stufen ritt Gasso
 hinan. Sein Brauner scheute zwar ein wenig und
 markierte eine leichte Abneigung gegen das Kunst-
 stück, aber Schenkel und Zureuf belehrten ihn eines
 Besseren. Die morsche Treppe klapperte und er-
 dröhnte unter dem Huftritt.

„Rochlig, sind Sie des Teufels —“ rief Bel-
 degg's Stimme ihm angstvoll entgegen. Schon hielt
 der Reiter oben und sein Brauner schlug knirschend
 mit stampfendem Huf die hölzernen Dielen. Sein
 gütiger Wirt war nicht hier. Weiter also, durch die
 offene Glasthür ins Zimmer hinein. Da gewahrte
 er jenen — doch nicht wie sonst allein mit dem ge-
 füllten Rheinweinglase. In einem Sessel ruhte
 Prinz Louis — im Jägeranzug und mit Reiter-
 stiefeln, denn er war eben angekommen, nur von
 seinem Leibjäger Ordorf begleitet, in einem einzigen
 scharfen Ritt von Berlin bis hierher.

„Parbleu, Rochlig — ist es jetzt unter den Götting-Gusaren Mode, sich so bei einem Vorgesetzten zu melden?“ rief er mit seinem weichen, musikalischen Lachen.

Hasso war nur eine Sekunde lang erstarrt vor Überraschung. Dann sprang er aus dem Sattel und stand neben seinem Pferde, vorschriftsmäßig und regungslos, die Augen fest auf den hohen Vorgesetzten geheftet.

„Nun sehen Sie nur zu, daß Sie den Gaul unverfehrt hinunterbekommen!“ rief der Prinz noch immer lachend. „Und dann kommen Sie wieder, aber möglichst nach Art vernünftiger Menschen!“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!“ konnte Hasso sich nicht enthalten, zu erwidern. Dann begann er den Abstieg, langsam und sicher. Der Prinz folgte ihm mit den Augen und sein Blick sprach Interesse und Wohlwollen aus.

* * *

Noch funkelten die Sterne am schwarzblauen Himmel und weißer Nebel lag in den Waldbesgründen. Aus dem Herrenhause schritten zwei Männer, die Büchse über der Schulter, in das tiefe Dunkel des Hochwaldes hinein. Plötzlich hemmte der eine den Schritt, schlug Funken und zündete sich die kurze Tabakspfeife an. „Aber Rochlig — was beginnen Sie?“ klang die erschrockene Frage des fürstlichen Jagdgeführten.

„Es ist dringend nötig, Königliche Hoheit!“ kam leise die Antwort zurück. „Hier in diesen Thälern steht der Wind an jeder Ecke anders! Ohne Rauchen läßt sich das schlecht feststellen!“

Weiter schritten die Jäger, immer weiter, doch auch immer zögernder. Endlich blieben sie stehen. Leise und genau berieten sie über das weitere Verhalten. Dann nahm Prinz Louis seinen Stand am Saum eines mächtigen Eichenbestandes ein. Hasso verschwand mit „Weidmannsheil“ in den Gesträuchen.

Mit zartem Rot färbte sich der östliche Himmel. Deutlicher schon traten die Umrisse der Waldbriesen hervor. Kalt strich der Morgenwind unter den mächtigen Wipfeln hin.

„Wenn hier jetzt ein Sechzehnder herausträte — auf diesem majestätischen Hintergrunde —“ dachte Prinz Louis, und die Vorstellung erschien ihm wie ein unerfüllbarer Traum.

Da plötzlich ein Knaden dürrer Ästes — der Jäger schrak auf, jeder Nervo vibrierte, doch kein Muskel regte sich. Ein brauner Fleck — ein Knall — ein Kugelschlag. Das erträumte Bild war erschienen und schon wieder verschwunden.

Klopfenden Herzens untersuchte der Prinz die Anschlagstelle. „Nun, Königliche Hoheit, wie war's? Ein guter Hirsch ist es! Ich traf die Fährte auf dem Felde. Die ganze Hand kann ich hineinlegen!“ rief ihm Hassos Stimme aus der Ferne entgegen. „Ein Kronenhirsch! Sieht nun aber auch die Kugel?“

„Ja, wenn ich das wüßte!“ rief Prinz Louis. „Jedenfalls ist meine Zuversicht geringer, als die Ihrige es in Betracht der Kronen ist, die er trägt!“

Schweiß ist hier nicht zu finden, und doch glaubte ich deutlich die Kugel anschlagen zu hören!“

„Eure Königliche Hoheit werden sich nicht irren! Die Kugel muß sitzen!“ und Hasso durchsuchte den Waldboden sorgsam und sachgemäß, wie sein graubärtiger Freund und Lehrmeister ihn unterwies. „Hier lebt Haar! — Die Kugel sitzt! Und hier ist auch Schweiß! Wir werden eine glückliche Jagd haben! Bis hierher alles ohne Tadel!“ und er deutete auf ein Heidelbeerkraut, an dem die roten Schweißtropfen hingen.

„Rochlig, Du bist ein Mordster! — Aber wo ist der Hirsch?“

„Der wird nach hundert Gängen liegen! Er ist gegen die Stämme getaumelt. Hier sitzt Schweiß und Haar —“

„Nicht so hitzig, mein junger Freund, ich bin schon herber belehrt worden!“ seufzte der Prinz ungeduldig.

Sie verabredeten nun, daß Hasso der Fährte nachziehen sollte, während der Prinz sich auf den Wechsel stellte. Gern hätte dieser selber das schwierigere Werk übernommen, doch fühlte er heiß vor Erregung sein Blut in den Adern pochen, und das war nicht geeignet, um der im dichten Lann schwer kenntlichen Hirschfährte zu folgen. So nahm er den klugen Rat des Jagdgeführten an.

Kurze Zeit nur hatte er zu warten. Da schallte hellklingend Hassos Horn durch den Wald. „Hirschtob“ verkündete das Signal.

Die Sonne ging auf, mit siegender Helle ihre Strahlen durch das Waldesbildlicht hinsendend gleich feurigen Pfeilen. Da lag zu Füßen des fürstlichen Weidmanns der Hirsch mit dem Geweih von vierzehn Enden, hingestreckt wie ein erschlagener Held.

Hasso trat vor, entblößten Hauptes, den schweißgetränkten Eischbruch in der Hand, ihn nach Jägerbrauch dem Prinzen überreichend. Der nahm ihn frohbewegten Blickes. „Rochlig — den Hirsch verdank ich Ihnen!“

VI.

Auf den Besuch des Prinzen folgte bald ein anderer, der zwar anfänglich nicht so aufregend wirkte, dafür aber sehr viel länger andauerte und ganz Benzlow nachdrücklich auf den Kopf stellte. Der Oberstlieutenant von Beldegg, früherer Zieten-Gusar, der seit Jahren verabschiedet in Berlin wohnte, wollte mit seinen beiden Töchtern die schönen Herbsttage in dem Walbschloß seines Bruders verleben. Dieser war unglücklich darüber. „Wenn er allein käme, sollte es mir ja recht sein! Aber Weibervölker bringt er mir ins Haus! Zwei Mädchens und eine Duenna noch dazu! Nun bit' ich Sie, Rochlig, was denkt er sich dabei, was erwartet er von mir! Wie soll ich sie unterhalten! Unter meinen Flinten werden sie herumkramen, meine Papiere durchstöbern! Entsetzlich! Und die eine ist erst so groß!“ Er deutete ungefähr in Tischeshöhe die Größe dieser Richte an. Hasso versuchte ihn zu trösten, doch ver-

gebens. Schließlich versprach er, möglichst viel selber in Benzlow zu erscheinen und die jungen Damen vom Durchstöbern der Flinten und Papiere zurückzuhalten.

Heute mußten wohl die gefürchteten Gäste eingetroffen sein. Gasso hatte seinen Dienst beendet und ritt nach Benzlow hinaus. Der Wald flammte jetzt goldig und rot in feuriger Herbstespracht, und darüber stand der Himmel in wolkenloser Bläue, rein und grell wie ein Türkis. Sonnenbeschienen lag das alte Haus in diesem farbenprächtigen Rahmen. Gasso schritt, nachdem er sein Pferd abgegeben hatte, durch den Garten darauf zu, und — diesmal zu Fuß — die Treppe zum Altan hinauf.

„Kochliß!“ rief eine Männerstimme. Sie klang seinem Ohre völlig fremd. Wie kam es denn, daß sie seinen Namen rief mit so warm bewegtem Tone, wie man einen Freund begrüßt?

Er stand alsbald vor einem fremden Manne, der ihn mit gerührtem Blick betrachtete. „Kochliß! Auch wenn mein Bruder mir nicht gesagt, daß ich den Sohn meines braven Freundes heut noch sehen sollte, so hätte ich Ihnen seinen Namen entgegengerufen, so sprechend gleichen Sie ihm!“ Er streckte ihm beide Hände bei diesen Worten entgegen.

Das also war der Zieten-Husar, der Regimentskamerad seines Vaters, Oberstlieutenant von Belbegg. Er glich seinem Bruder gar nicht, war jünger, groß und schlank, mit feurigen, dunklen Augen und lebhaften Bewegungen.

„Herr Oberstlieutenant, ich danke Ihnen für das gütige Wort!“ sagte Gasso bewegt. „Meinem Vater zu gleichen ist der größte Wunsch meines Lebens! Und jemand kennen zu lernen, der ihn gekannt und geliebt hat, ist mir fast ebenso wert!“

„Nun, das freut mich, da werden wir hoffentlich bald gute Freunde sein!“ erwiderte der Oberstlieutenant, ihm auf die Schulter klopfend. „Sie gleichen ihm wirklich, darüber können Sie beruhigt sein! Von weitem, in der roten Husarenuniform, war es fast unheimlich! Jetzt in der Nähe ist es weniger frappierend! Sie haben die Augen Ihrer schönen Frau Mutter und die nehmen sich fast befremdlich aus in Ihrem HusarenGesicht!“ Er lachte wohlgefällig bei diesen Worten.

„Nun setzt Euch, wir wollen erst einen Schluck trinken!“ unterbrach der Hausherr diese Erörterung. „Kochliß, warum sind Sie heut nicht wieder die Treppe heraufgeritten? Meinem Bruder hätte das Spaß gemacht, für den Prinzen war die Begrüßung weniger am Platze!“

Der Oberstlieutenant erkundigte sich nach dem Zusammenhang dieser Worte, und Gasso schilderte die neuliche Scene, seinen Schreck und des Prinzen nachsichtige Rederei mit drastischer Lebendigkeit, welche seine Zuhörer sehr ergözte.

Währenddessen kamen leichte Schritte die Stufen herauf. Gasso wandte sich um. Da stand vor ihm ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, wahrscheinlich die Nichte, welche so hoch sein sollte wie der Tisch. Ein schönes, schlankes Kind im weißen Sommerkleide

mit rosa Bändern, die kreuzweise über der Brust verschlungen waren. Unter dem großen Strohhut quollen dunkelbraune Locken hervor. In der Hand hielt sie einen mächtigen Strauß aus Herbstlauch, Heidekraut und Gräsern.

„Onkel August, wie schön ist es in Ihren Wäldern!“ rief sie mit erhobener Stimme dem Oheim zu. Dieser murmelte verlegen eine Erwiderung.

„Sieh, mein Töchterchen,“ sagte der Oberstlieutenant, „dies ist der Sohn meines verstorbenen Freundes, Kornett von Kochliß! Meine jüngste Tochter Renate!“

Das Mädchen nahm den Strauß in die linke Hand und reichte die rechte ihm hin, eine zierliche Kinderhand, die er mit herzhaftem Druck erfaßte. „Gestorben ist Ihr Vater?“ sagte sie leise. „O, wie leid mir das thut!“ Bei der lebhaften Bewegung ihres Köpfchens glitt ihr der Strohhut in den Nacken zurück und das Gesicht wurde frei, ein schmales, weißes Gesicht mit roten Lippen und großen, hellbraunen Augen, wie ein Reh.

„Wo ist denn Julie?“ fragte ihr Vater. „Und Mademoiselle?“

„Sie kommen gleich! Schwester Julie war so vertieft in die Unterhaltung mit den beiden Herren, daß sie fortwährend stehen blieb und Mademoiselle mit. Da bin ich vorausgelaufen!“

Die Besprochenen erschienen jetzt gleichfalls auf der Bildfläche. Fräulein Julie von Belbegg, ein stattliches blondes Mädchen mit rosig weißem Antlitz, etwa zwanzigjährig, von einer schwarzbraunen Französin gefolgt. An ihrer Rechten und Linken aber je ein Kavaliere. Gasso kannte sie beide und wunderte sich, ob es Absicht oder ein günstiger Zufall wäre, der sie heute bereits hierher geführt. Der eine war Herr Paul von Conreuth, ein Nachbarsohn, Offizier, mit hübscher Figur und offenem, angenehmem Gesicht. Der andere Herr von Zarchow, Besitzer des Nachbargutes Buggendorf, ein derber Landjunker mit braunen Händen und gutmütigem Lachen. Dieser hatte seinen Freund Conreuth hierher begleitet, um dessen Besuch gleich am ersten Tage weniger auffällig erscheinen zu lassen. Er selbst war verlobt mit Fräulein Selma von Brünnow, einer kräftigen Schönen, die seinem Geschnack zusagte, und fühlte sich durch die Nähe der hübschen Julie nicht beeinflusst.

Gasso wurde vorgestellt, von den beiden Herren begrüßt. Dann begab sich die Gesellschaft ins Haus. Die kleine Renate nur blieb an dem Brettertisch stehen, breitete ihre Blumen und Gräser darauf aus und ordnete sie aufs neue. Mademoiselle machte ihr Vorwürfe, die Gasso völlig unbegründet fand. Auch er war zurückgeblieben, knüpfte mit Mademoiselle ein Gespräch an in gewagtem, halbsprechendem Französisch, und schwagte ihr so viel Unsinn vor, daß Renate sich vor Lachen schüttelte, die Französin aber in Zorn geriet. „Il se moque de moi — il se moque de moi!“ mit dem Schreckensruf eilte sie von dannen.

Damit hatte Gasso erreicht, was er wollte. In aufgeräumter Stimmung unterhielt er Renate mit den launigsten Einfällen. Allmählich aber wurde er

ernster, und wie gewöhnlich nahmen seine Augen den schwermütigen Ausdruck an.

„Warum sagten Sie vorhin, es thäte Ihnen leid, daß ich keinen Vater mehr habe?“ fragte er plötzlich mit etwas wie Mißtrauen im Tone. „Sie kannten ihn nicht und kennen auch mich nicht?“

Die großen Kehaugen blickten fragend zu ihm auf. „Warum wundert Sie denn das? Sie machen beinahe ein böses Gesicht dazu! Sehen Sie, ich selber habe meinen Vater so lieb, daß ich es mir schrecklich traurig denke, ihn verlieren zu müssen! Eine Mutter haben Sie auch nicht?“

„Nein!“

„Das dachte ich mir, ich habe nämlich ebenfalls keine, und mein Vater sagt immer, daß das sehr traurig wäre! — Nun sind Sie aber doch wenigstens Husar, und das finde ich ganz reizend!“

Hasso lachte über diese unerwartete Wendung. „Sie sind ein gutes, kleines Mädchen!“ sagte er, stützte sich ihr gegenüber auf den Tisch und sah ihr zu.

„Wie heißen Sie doch?“ fragte sie schüchtern.

„Hasso heiße ich!“

„So? — Mein Vater sagte noch anders!“

„Nichts sagte Ihr Vater! Aber für Sie bin ich nur Hasso!“

* * *

Am nächsten Abend kam Hasso wieder. Er hatte der Kleinen versprochen, sie nach dem Nixenteich zu führen und darauf umher zu rudern. Mit Ungeduld wartete sie bereits und eilte ihm entgegen, als sie ihn kommen sah, so daß ihre braunen Locken im Winde flogen. „Hasso, wie freue ich mich, daß Sie endlich da sind!“

„Fräulein Renate, das klingt mir ja beinahe unglaublich!“ meinte er. „Aber jedenfalls ist es sehr nett von Ihnen!“

Hand in Hand wanderten beide dem Nixenteich zu, durch Erlenbruch und Wachholbergestrüpp, über sumpfigen Boden.

Mademoiselle lief im Garten umher und rief: „Rénat', Rénat'“ mit schriller Stimme. In das Waldbesbündel hinein getraute sie sich nicht. So blieb sie der Henne, die Entlein zu hüten hat und hilflos am Rande des Wassers umherirrt, auf welchem ihre Pflöge davonschwimmen.

Der Nixenteich lag wie ein Geheimnis tief und dunkel mitten im Walde. Gleich einer Mauer standen die schlanken Fichten darumher mit den rötlichen Stämmen und den schwarzen Wipfeln, die, im Winde sich wiegend, rauschten und flüsterten. Dichtes Röhricht umsäumte die Ufer, breite, glänzend grüne Nummelblätter lagen auf dem Wasser.

„Und hier tanzen die Nixen?“ fragte Renate neugierig — vom Ufer hinabschauend.

„Der alte Hinge behauptet es — wenn der Mond schiene, kämen sie herauf! Ich habe sie noch nicht gesehen, er wahrscheinlich auch nicht! Aber wenn Sie hierbleiben wollen, bis der Mond aufgeht, Renate, dann kommen sie gewiß!“

„Das darf ich nicht, mein Vater würde sich ängstigen!“ meinte sie unsicher.

Hasso löste den Kahn von der Kette, einen Seelenverkäufer, der an sich schon einen unverantwortlichen Eindruck machte. Da hinein folgte ihm das Mägdelein voll Vertrauen, als ob das Wasser Balken hätte!

Er bat sie, sehr still zu sitzen und ruderte gewandt und sicher bis auf die Mitte des Teiches. Für seine Anschauung war hierbei nichts Gefährliches. Er hatte daheim in Redentin zuweilen einen Badtrog statt des Kahnes benützt, da ein solcher nicht zu seiner Verfügung gestanden, mit Rudern, die er sich selber zurechtgeruhen. Dagegen war dies freilich eine Vergnügungsjacht zu nennen von beruhigender Sicherheit.

Die poetische Umgebung hinderte Hasso nicht, seinen Fahrgast mit den ergößlichsten Schwänken zu unterhalten, dem Inhalt nach höchst harmlos, doch seine humoristische Vortragsweise verlieh jeder seiner Geschichten einen belustigenden Anstrich. Renate jauchzte vor Vergnügen.

Allmählich ward es dämmerig im Walde. Das letzte Abendgold erlosch zwischen den Fichtenstämmen, ein leichter Nebel stieg gleich silbernen Wolken vom schwarzen Wasserspiegel auf. Die Unten klagten in der Tiefe. „Wie schauerlich!“ flüsterte Renate.

Hasso ruderte dem Ufer zu. Er war plötzlich schweigsam geworden. Es beschlich ihn eine Ahnung, als sei dieses ganze Unternehmen hier doch nicht völlig in der Ordnung. „Fürchten Sie sich auch nicht, Renate?“ fragte er besorgt.

„Ich? Was soll ich denn fürchten? Sie werden mich ja nicht ins Wasser werfen! — Ach, Hasso, sehen Sie doch diese herrliche Wasserrose!“ rief sie plötzlich begeistert. „Rudern Sie näher, bitte, die muß ich pflücken!“ Eine einzige weiße Mummel ruhte kühl und still, halbgeschlossen zwischen den schützenden Blättern.

Hasso ruderte eilig weiter fort. „Bitte, nein!“ sagte er entschieden. „Erstens schlägt der Kahn um, wenn wir uns hinausbiegen, und zweitens — ich hasse diese Blumen!“ Ein harter Ausdruck ging über sein Gesicht. Als er zum letzten Mal diese Blumen gepflückt, hatte er die letzten Thränen seines Lebens vergossen. Noch heut schnitt ihm die Erinnerung ins Herz mit unverföhnter Bitterkeit.

Renate sah ihn erschrocken an. Sie verstand nicht, was ihn bewegte. Wie seltsam dieser Zorn gegen die arme Blume, und eben noch war er so lustig, so freundlich gewesen. Jetzt schimmerten seine grünlich dunklen Augen zwischen den schwarzen Wimpern so düster und tief wie der Waldsee, auf dessen Flut sie dahinglitten. „Warum ist er nur zuweilen so vergnügt, und nicht immer?“ dachte sie. „Irgend etwas fehlt ihm. Gewiß, daß er keinen Vater hat!“ Sie ahnte selber nicht, wie nahe sie der Wahrheit kam mit dieser Vermutung ihres Kinderherzens.

Immer dichter ward inzwischen der Nebel über dem Teich. Schon hing er wie undurchsichtige Schleier vor den Stämmen am Ufer. „Sind wir nicht bald

am Lande?" fragte Renate unruhig. Ein Frösteln überrieselte sie.

"Sofort!" erwiderte er kurz. Es war ihm unbehaglich, denn er sah, wie blaß sie ward in der Nebelkühle. Mit raschen Stößen trieb er dem Ufer zu. Ohne Unfall wurde die Landungsstelle erreicht und sorglich hob Hasso das Kind aus dem Rachen. Ihre Schuhe waren durchnäßt, ihr weißes Kleid trug einen breiten, schwarzen Saum, denn in dem Rahn hatte natürlich das blanke Wasser gestanden.

"Renate, ich habe schlecht für Sie gesorgt!" sagte Hasso kleinlaut. "Sie sind so vertrauensvoll mit mir gekommen, und was haben Sie nun davon!"

"Nun — was denn?" rief sie. "Mich friert nur ein klein wenig! Gefährlich war's doch nicht, und dann waren Sie ja hier, mich zu beschützen!"

Er nahm ihre kalten Händchen in die seinen, die sich warm mit herzhaftem Druck darum schlossen. Ein ihm neues Gefühl dankbaren, fast zärtlichen Empfindens für das liebliche Wesen zog ihm durchs Herz, zugleich mit dem Vorsatz, dieses felsenfeste Vertrauen in seine Zuverlässigkeit fortan nach Möglichkeit zu rechtfertigen.

Raschen Schrittes wanderten sie heimwärts durch den Wald. Im Garten kam ihnen der Oberstlieutenant sehr aufgeregt entgegen. Durch Mademoiselles Geschrei ängstlich gemacht, hatte er bereits Boten ausgesandt, die Flüchtlinge zu suchen.

Renate flog ihrem Vater entgegen und stammelte hastige Erklärungen, Entschuldigungen. Er empfing sie zwar mit offenen Armen, war jedoch sehr erzürnt und schalt heftig.

"Herr Oberstlieutenant," rief Hasso. "Ich habe nicht gewußt, daß ich einen Frevel beging. Verhängen Sie Verhannung über mich, oder Lattenarrest, alles, was Sie wollen, nur schelten Sie Ihre Tochter nicht! Ich allein habe die Unthat erdacht und ausgeführt, sie ist mir ahnungslos gefolgt und darf unmöglich dafür leiden!"

"Sie soll aber solch einem Sausewind wie Sie nicht ahnungslos folgen!" rief Herr von Beldegg. "Sie hat ihre Gouvernante zur Begleitung und muß sich gestittet zu benehmen wissen! Solche Galopaden sind ja ganz unerhört! — Ihr Verhalten freilich, mein lieber Kochling, ist geradezu unverantwortlich! Verzeihen Sie, wenn ich mich etwas deutlich ausdrücke! Im Seelenvorfäufer auf dem Sumpfloch umherzurudern, bei Abendnebel, im Dunkeln, Ihr beide allein — dabei hört ja doch eigentlich alles auf!"

Renate schritt schluchzend in Beschämung und Zerknirschung neben ihrem Vater her. Hasso folgte ihnen gesenkten Hauptes. Das Geschehnis in seinem ganzen Verlauf bereitete ihm ein unangenehmes Gefühl der Demütigung.

Zu Hause angelangt, entfloß Renate wie ein verschüchterter Vogel die Treppe zum Altan hinauf und verschwand in der Thür. Hasso trat rasch auf ihren Vater zu.

"Sie gestatten, daß ich mich empfehle, Herr Oberstlieutenant. Ich habe mich für heute abend unmöglich gemacht, vielleicht darf ich ein andermal wiederkommen und dann den Versuch machen, mir

Begnädigung zu erwirken! Heut fürchte ich doch nur abschlägigen Bescheid zu erhalten!"

Herr von Beldegg lächelte unwillkürlich. Es klang so trotzig und doch so warm! "Kann schon sein," rief er in seiner lebhaften Art. "Aber warten Sie nicht zu lange mit dem Wiederkommen! Falls die Escapade meiner Kleinen nicht geschadet hat, wird morgen um diese Zeit mein Zorn schon verträcht sein! — Ich weiß das ja noch aus meiner Jugend her, einem Hasso Kochling sich anzuvertrauen, bedeutete immer Lebensgefahr! Der Apfel ist auch in dieser Beziehung nicht weit vom Stamm gefallen, wie kann ich ihm lange darum zürnen!"

Hasso ließ sein Pferd vorführen und ritt von dannen. Vom Fenster her folgten ihm die Augen seiner kleinen Freundin, zwar noch thränenfeucht, doch schon beruhigt und mit dem Schimmer eines Lächelns. Denn sein Anblick, wie er so flott von dannen trabte, gab ihr das frohe Gefühl der Sicherheit und Lebensfreude zurück, vor dem die Kummeris der letzten halben Stunde verblasen mußte.

Auch Hassos Kummer war verfliegen. Die Zerknirschung wich dem Durst nach neuen Abenteuern, in denen er sich als Ritter ohne Furcht und Tadel erweisen und die heutige Scharte glänzend auswezen wollte. Das rührende Vertrauen seines kleinen Schützlings sollte voll gerechtfertigt werden. Und während er diese Gedankenbilder ausmalte, piff er ein lustiges Soldatenlied vor sich hin.

VII.

Über das deutsche Vaterland hin rollten die eisernen Würfel des Schicksals, mit jedem erneuten Wurf ihm neue Demütigungen bringend. Bonaparte fuhr siegreich fort, sich die Welt zu unterwerfen. In höhnischem Übermut schaute er auf Deutschland, das zerrissene, in sich selbst zerfallene, herab, das in wehrloser Ohnmacht sich seiner Willkür unterwarf. Mit den Staaten, mit ihrer Fürstenwürde trieb er Handel und Schacher. Die angestammten Herrscher beraubte oder belohnte er je nach seinem Gefallen, und lachte ihrer Demütigungen mit der Schadenfreude des Plebejers der überwundenen Herrscherhoheit gegenüber.

Und Preußen schwieg dazu.

Den edlen und tüchtigen Minister Hardenberg hatte der König entlassen müssen, auf Bonapartes ausdrücklichen Wunsch. An der Spitze der Geschäfte stand wie früher Graf Haugwitz, aufgeblasen, unfähig, charakterlos, voller Hochachtung für den französischen Usurpator, jeden Augenblick bereit, die Würde des ihm anvertrauten Landes der Willkür desselben zu verraten. Der Kabinettsrat Lombard, ein windiger Halbfranzose, stand ihm darin würdig zur Seite, und es gab keine Macht im Lande, welche stark genug war, den Einfluß dieser beiden dem Könige gegenüber zu brechen.

In die zerrissene und aufgeregte Stimmung hinein, die sich mehr und mehr am Hofe wie in der

Bevölkerung geltend machte, traf eine furchtbare Nachricht. Es war im März des Jahres 1804.

Der junge Herzog von Enghien, Sohn Bourbon Contéz, der friedlich als Emigrant in Ettenheim lebte, war plötzlich, auf deutschem Grund und Boden, heimlich bei Nacht durch bewaffnete Gewalt ergriffen und nach Vincennes geschleppt worden. Dort hatte ihn Napoleon durch seine Schergen zum Tode verurteilen, und noch in derselben Nacht zwischen den Festungswällen erschießen lassen. Als Vorwand für diese Unthat war der Unschuldige der Teilnahme an einer Verschwörung angeklagt worden. Ihr wirklicher Grund aber war wohl der echt korsische Durst nach Rache, Blutrache an dem französischen Königsgeschlecht, welches Bonapartes Haß dem Untergange geweiht und dem ohne Grund noch Ursache jedwedes Mitglied zum Opfer fallen sollte.

Den Prinzen Louis traf diese Nachricht eines Morgens früh, da über Nacht die Kunde nach Berlin gelangt war. Graf Tilly, ein französischer Emigrant, dem Prinzen in warmer Freundschaft ergeben, eilte zu ihm, als dem einzigen, bei dem er für seinen verzweifelten Schmerz volles Verständnis zu finden wußte. Prinz Louis war überwältigt von Zorn und Entrüstung. „Und das auf deutschem Boden, mitten im Frieden! Wie lange noch, und er reißt ebenso Deutschlands Fürsten von ihren Thronen herab und läßt sie zwischen französischen Festungswällen ermorden, und Deutschland sieht Hülfsweigernd zu! — Doch nein, nicht das! Wir wollen nach Charlottenburg reiten, Tilly, kommen Sie mit mir! Jetzt endlich wird der König den Entschluß fassen, die geschändete Königswürde an diesem Plebejer zu rächen! So etwas läßt ein Hohenzoller nicht dulden gesehen! Es treibt mich, die Befestigung meiner Zuversicht von den Lippen der Königin selber zu vernehmen!“ Er klingelte seinem Leibjäger. „Ordorf, meine Fuchsstute! Ich reite nach Charlottenburg. Du folgst mir sogleich!“

„Es ist noch früh am Tage, Königliche Hoheit!“ bemerkte Graf Tilly. „Ihre Majestät wird nicht sobald zu sprechen sein!“

„Ganz sicher! An einem solchen Tage wird sie schwerlich länger als sonst der Ruhe pflegen! Aber geben Sie mir die Depesche, ich will sie erst noch Frau von Staël zeigen, an ihrer Sympathie, ihrer heiligen Entrüstung mich stärken und aufrichten!“

Graf Tilly verließ ihn, sich selber beritten zu machen. „Vor Frau von Staëls Hause treffen wir uns!“

An dem Quai der Spree, zu ebener Erde, lag Frau von Staëls Wohnung. Prinz Louis verkehrte viel bei ihr, und sie rühmte seine Schönheit und seinen Feuergeist voller Bewunderung. Da hielt er vor ihrem Fenster in der Morgenfrühe und rief nach ihr. Sie war mit dem Ankleiden noch nicht fertig. Endlich aber erschien das ausdrucksvolle Gesicht der geistreichen Frau am offenen Fenster und lachend, überrascht, fragte sie nach seinem Begehre. Ihr Auge weidete sich an seiner wundervollen Haltung zu Pferde, an der tiefen Bewegung, welche den Adel seines Gesichts noch erhöhte.

„Ich komme als ein aufregender Bote, gnädigste Frau,“ rief er. „Ihr französisches Herz wird aus tiefste getroffen sein! Der Herzog von Enghien ist im badenschen Gebiet aufgehoben, einem Kriegsgericht übergeben, und vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Vincennes erschossen worden!“

„O mein Prinz, welche Thorheit!“ rief Frau von Staël. „Sehen Sie nicht, daß die Feinde Frankreichs ein solches Gerücht austreuen, um sein Ansehen zu Grunde zu richten?“

„Sie bezweifeln die Nachricht,“ erwiderte der Prinz. „Gut, ich werde Ihnen den Moniteur schicken, wo Sie das Urteil lesen werden!“ Mit diesen Worten ritt er fort, und sie meinte, der Ausdruck seiner Züge gleiche zürnendem Ungewitter — Rache oder Tod verkündend.*) —

In Charlottenburg herrschte im höchsten Grade Bestürzung und Verwirrung. Graf Haugwitz, die Minister und Gesandten waren zur Stelle, Botschaften und Depeschen wurden hin und her gesandt, die Mitglieder der königlichen Familie kamen und gingen, alles drängte zur Königin, deren würdevoll gefaßte Haltung, deren kluge Meinung für jeden Trost und Anhalt gewährte.

In einem der Vorzimmer traf Prinz Louis seine Schwester, die Fürstin Radziwill, welche eben aus den Gemächern der Königin kam. Tiefe Erregung stand auf ihrem Antlitz geschrieben, ihre Augen zeigten Spuren vergossener Thränen. Mit beiden Händen ergriff sie die des Bruders. „Louis, Gott sei Dank, daß Du kommst, daß ich Dich sehe! O, es ist eine furchtbare Zeit! Zermalmend geht sie über unsere Häupter dahin! Warum müssen wir so machtlos diesen Schrecknissen gegenüberstehen!“

„Machtlos — auch jetzt noch, Luise?“ Ein Feuerblick sprühte in seinem blauen Auge auf. „Kommst Du mit diesem Wort aus der Nähe der Königin?“

„Du willst selber zu ihr?“ fragte die Prinzessin zurück.

„Ja, wenn ich darf! Zu wem anders zöge es mich wohl heute! Aber sag' mir — nicht wahr — nicht sie hat von Machtlosigkeit gesprochen? Ja, sollten wir auch diesen Faustschlag geduldig hinnehmen, so gnade uns Gott!“ Seine Stimme bebte vor Grimm und Schmerz.

„Sei ruhig, Louis!“ bat die Prinzessin. „Sprich Dich erst zur Königin aus, das wird Dir wohlthun! Du kennst sie ja!“

„Ja, — ich kenne sie! — Auf Wiedersehen später, ma soeur!“

Er ließ sich bei der Königin melden und sie empfing ihn sofort.

„Sie bringen mir volle Sympathie, mein Vetter, ich weiß es!“ sagte die Königin, ihm die Hand reichend. „Wenn einer aus tiefste die Schmach empfindet, die dieser Parvenu abermals der Fürstenwürde und den Menschenrechten angethan, so sind Sie es gewiß!“

Prinz Louis neigte sich tief auf die ihm so

*) Frau von Staëls eigene Schilderung des Vorgangs.

huldvoll gebotene Hand. „Ich komme wie immer, um den Rotschrei meiner Seele, die unlösbaren Zweifel und Fragen meines Herzens dem Urtheil und dem Trostspruch Eurer Majestät zu unterwerfen!“ sagte er mit weicher, verschleierter Stimme. „Meine Königin wird mich nicht entlassen ohne den höchsten Trost, nach dem es mich verlangt, die Zusage, daß wir vor der Entscheidung stehen!“

Über das schöne Antlitz der jungen Landesmutter ging ein Zug von Sorge und Schreck. „Verlangen Sie nicht zu viel von mir! Nicht mein sind die Entscheidungen, so kann ich auch keine Bürgschaft übernehmen für das, was geschehen wird! Ich sagte Ihnen schon oft, mein Cousin! ich bin die Frau des Königs, nicht regierende Königin!“

„Und doch liegt in Ihrer Hand die Herrschaft, Majestät, die ungeheure Macht des Einflusses!“ rief er mit Betonung. „Wohl uns, daß wir das wissen! Und diesen Einfluß müssen Sie jetzt gebrauchen!“

Die Sicherheit, die Rettung unseres Vaterlandes hängt davon ab! Glauben Sie mir, meine gnädige Gebieterin, die Gefahr ist furchtbar, die uns droht! Sollte es Bonaparte gelüsten, ein Gericht Prinzenohren zu essen, so sind die meinigen und die Ihrer Söhne nicht sicherer, als es die des Herzogs von Enghien waren!“*)

Mit einem Blick des Erschreckens sah die Königin auf. „Entsetzliche Bilder malen Sie uns vor Augen! Und zugleich wollen Sie uns das Mittel geben zur Abwendung solcher Gefahr?“

„Freilich! Eure Majestät kennen das Mittel so gut wie ich: preussische Schwertklingen sind es! Und ich meine, wir hören sie schon mahnend in der Scheide klirren, des Augenblicks gewärtig, da der übermütige Feind sie soll zu kosten bekommen!“

*) Des Prinzen eigene Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Herrin.

Roman

von

Karl Erdm. Edler.

(Fortsetzung.)

Als man sich bei Tisch wieder vereinigt hatte, nahm Martina den Faden auf, wo ihn Ulrich kurz vorher hatte fallen lassen. Sie stimmte ohne Einschränkung in das Lob ein, welches er den Kindern gesendet hatte; sie sorgte auch nicht mit ihrer Bewunderung für den Lehrer, welcher diese Menge von jungen scharfen Stimmen zu einem so wohlklingenden Ganzen vereinte und in so sicherem rhythmischem Gange erhielt.

Lex benahm sich dabei wie jedesmal, wenn Martina ihre Ansicht in längerer Rede aussprach. Er begann damit, jedem Stuhlücken, jeder Bewegung der Diener eine zerstreut herumirrende Aufmerksamkeit zu widmen, oder einer vorüberfliegenden Müde auf den Mund zu sehen, was für ein Lied sie da summe. Zuletzt blieben seine Blicke mit versteineter Teilnahmslosigkeit auf Martinas Gesicht stille stehen. Selbst der ironische Zug, der immerhin noch als eine Art Beachtung hätte aufgefaßt werden können, hatte sich aus den Mundwinkeln verloren. Es war die völlige Nichtachtung, mit welcher er auf sie hinstarrte, als sei dort leere Luft. Gleichwohl war solche geringschätzigte Zerstreutheit oder erhabene Gleichgültigkeit bloß eine Deckung, hinter welcher sich ein peinliches Beobachten barg. Martina mußte auch diesmal erfahren, daß er lauend nach jedem ihrer Worte gelauscht hatte.

„Das Verdienst Wimbachers ist um so größer,“ sagte Martina zuletzt, „als es kein einfaches Kinderliedchen ist, welches der Gesang der Schüler zu so

schöner Geltung gebracht hat. Es ist das Schubertsche Lied: die Forelle. Hast Du es gekannt, Ulrich?“

„Nein, ich habe es niemals zuvor gehört.“

„Schubert hat das Lied noch einmal in einem Quintett verwertet, und dieses findet sich im Klaviersatz unter meinem Notenvorrat. Da Dir das Thema so gefallen hat, könnten wir mit dieser Transkription jetzt gleich das neue Klavier und das Musikzimmer einweihen. Willst Du?“

Ulrich, welchem Höflichkeit zur zweiten Natur geworden war, machte augenblicklich Miene, sich zu erheben, ohne weiter zu denken, als daß man nach einer solchen fast bittend gesprochenen Aufforderung einer Dame nicht sitzen bleibt. Da streifte sein Blick zufällig Lex, dessen Augen sich jetzt auf ihn gerichtet hatten.

Es war eine Mahnung in ihnen und eine Erinnerung — es waren die Augen eines Lebenden und zugleich die Augen einer Toten.

Ulrich sank in dem Stuhle zusammen, von welchem er sich bereits halb aufgerichtet hatte, und sagte verlegen: „Verzeih, Martina — aber ich soll, wo es möglich erscheint, vermeiden, Klaviermusik zu hören. Du bist zu einsichtig, um dies nicht zu begreifen, und zu gut, um es nicht zu entschuldigen. Es giebt nämlich kaum etwas anderes, was mich seit dem Tode meiner — seit dem Tode Thomasiens so tief verstört.“

„Du sollst nicht allein, Du mußt es vermeiden,“ erklärte Lex bekräftigend. „Die Gräfin“ — fügte er

bei, indem er sich halb Martina zuwendete — „kann sich unmöglich durch Deine Ablehnung verletzt fühlen, wenn sie erfährt, daß ebenso Deine Gemütsruhe wie Dein körperliches Wohl dabei in Frage steht. Ich halte dafür, es ist richtiger, sich ein für allemal aufrichtig auszusprechen. Es handelt sich nämlich nicht etwa bloß um jene abgestandene Wehmut, wie sie die Musik in erregbaren Naturen aufzufrischen pflegt, sondern — seien wir ganz offen — geradezu um Hallucinationen. Es war bei dem Abschiedsbesuch, den Du kurz vor Deiner letzten Reise in Oberlingen machtest. Franziska hatte sich an das Klavier gesetzt. War es die Melodie, war es der Vortrag — kurz, das Klavierpiel hat Dich derart in die Vergangenheit zurückgezaubert, daß Du vor Dich hinstütest: „Wie geschieht es nur, daß dort Thomazine sitzt und spielt?“

„Lex hat recht,“ sagte Ulrich, „ich muß es vermeiden. Dein Klavierpiel, Martina, hat zwar niemals eine solche Sinnestäuschung herbeigeführt, wie sie damals Franziska mit einem Salonstück bewirkt hat, welches Thomazine oft zu spielen pflegte. Aber aufgeregter hat es mich doch auch, ob ich Dich nun oben beim Vater am Klaviere fand, oder unten in meinem Zimmer Dein Spiel durch die Decke vernahm. Wenn ich mir demnach den Genuß versagen muß, Dir zuzuhören, würde ich Dich gleichwohl bitten, Deine starke musikalische Begabung nicht zu vernachlässigen oder gar brach liegen zu lassen — schon um Deiner selbst willen. In dem eintönigen Leben auf dem Lande bietet die Musik eine große Ressource. Aber ich richte diese Bitte an Dich auch um Agnes willen. Sie soll später einmal Klavier spielen und singen wie Thomazine. Wenn Du vierhändig spielen willst, empfehle ich Dir Wimbacher. Er ist nicht nur im allgemeinen eine durch und durch musikalische Natur, sondern auch ein vorzüglicher Klavierpieler. Leider ist er vollauf beschäftigt, so daß Thomazine seiner nur selten habhaft werden konnte. Falls Dir sein Spiel und auch sonst seine Art zusagt, so könnten wir ja — was meinst Du dazu, Lex? — noch einen Unterlehrer für die Schule anstellen. Wimbacher würde dadurch entlastet und bekäme freiere Hände.“

„Die Hände hat er ohnedies genugsam frei,“ entgegnete Lex geringschätzig. „Er weiß sie nur nicht ordentlich zu verwenden, sondern bastelt in unnützem Kram herum. Ich habe ihn einige Male, wenn er Thomazinen wegen vorgeblicher Arbeitsüberbürdung absagte, über dieser Arbeit ertappt. Natürlich — Notengekritz! Er nennt es Komponieren und hält sich wenigstens für einen Johann Sebastian Bach, weil er, wie dieser, nebenbei auch Organist ist.“

„Ich gebe zu, er hat seine Schwächen,“ lenkte Ulrich beschwichtigend ein, „und die Vermehrung der Lehrkräfte unten ist keine bringende Angelegenheit, die augenblicklich entschieden werden mußte. Aber er ist doch ein ausgezeichnete Partner zum Vierhändigspielen. Darf ich Dir ihn vielleicht für morgen zu einem Versuche heraufbitten lassen, Martina?“

Martina dankte zustimmend, der Lehrer kam jedoch weder am nächsten noch am folgenden Tag. Erst nach einer wiederholten Aufforderung tauchte

er eines Abends in Wartenkron auf. Er machte indes beim Eintritt keine Miene, sich zu rechtfertigen, und schien sich erst nach einer Frage Ulrichs zu entsinnen, daß er schon früher hätte kommen sollen. Die Entschuldigung, welche er hierauf hervorstammelte, mißriet so völlig, daß Martina dabei zwei Dinge in die Augen sprangen: seine Talentlosigkeit im Lügen und seine Abneigung zu musikalischen Besuchen auf Wartenkron. Während dieser mißlungenen Verteidigungsrede vollführte er vor Martina mit seiner schmalen Gestalt höchst unbeholfene Verneigungen und schob sich dann in einem weiten Bogen scheu an Lex vorüber. Durch einen ironischen Einwurf von Lex verschreckt, hielt er plötzlich an und setzte endlich die eckigen Büchlinge vor Ulrich fort, nur mit einer leidenschaftlichen Raschheit. Lex lachte ungeheuer vergnügt mit dem ganzen Gesicht, Martina dagegen that der alte Mann leid, und sie nahm sich vor, ihn niemals wieder in diese mißliche Lage zu versetzen. Sie wollte sich ohne ihn behelfen und zum gemeinsamen Musizieren, da es Ulrich durchaus wünschte, jemand anderen finden.

Für diesmal war es nicht mehr abzuändern. Sie konnte ihm bloß das Gute anthun, die peinliche Scene abzukürzen, indem sie ihn aufforderte, in das Musikzimmer zu kommen. Er wandte sich und eilte mit einer Raschheit hinaus, die um so merkwürdiger war, als er sich sonst sehr unbeholfen an den Wänden weiterstob. Lex lachte aus vollem Halse. Er blieb mit Ulrich im Rauchzimmer zurück, während Martina dem Lehrer folgte. Sie sah seine schwächliche Gestalt schattenhaft durch den Korridor gleiten und plötzlich gespenstisch verschwinden, als sei er durch eine Fuge des Steinbodens gefallen oder durch eine Thürriße geschlüpft. Als sie das Musikzimmer betrat, sah er bereits an dem neuen Klavier und prüfte dessen Stimmung.

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Herr Lehrer,“ sagte sie und sah an seinem befriedigten Gesichtsausdruck, daß sie damit seinen innigsten Wunsch getroffen habe. Da wollte sie ihn auch sogleich über die Zukunft beruhigen; aber es sollte nicht scheinen, als sei er heute zwecklos heraufbeimt worden. Daher sagte sie, von ihrem stets regen Zartgefühl geleitet: „Ich werde Sie auch nicht oft plagen. Ich weiß, Sie haben unten alle Hände voll zu thun, und ich selbst spiele gern allein. Ich wollte auf den Wunsch des Grafen bloß einmal mit Ihnen versuchen, wie die beiden Klaviere in der Tonfärbung zusammensimmen.“ Weil er jedoch bei diesen Worten wieder höchst unglücklich ausah und eine Miene wie vor einer Zahnoperation machte, sagte sie, ihm gutmütig zurendend: „Das ist bald vorüber.“ Und um diesen Trost zur Wahrheit werden zu lassen, setzte sie sich rasch an ihr altes Klavier, wobei sie fragte: „Was spielen wir?“

„Was?“ murmelte er nachdenklich. „Vielleicht den Gounodschen Faust-Walzer in dem Arrangement für zwei Klaviere. Weiland die Frau Gräfin hat ihn ganz gerne gespielt — er ist sehr leicht.“ Dabei begann er in dem Stoß von Musikalien zu suchen, welchen er von Unter-Wartenkron heraufgeschleppt hatte.

„Nein,“ erwiderte Martina bleich und schauernd. „Nein, keinen Walzer! Alles — nur keinen Walzer!“ Sie erhob sich, trat zu ihrem eigenen Notenvorrat, welchen sie aus der Heimat mitgenommen hatte, und wählte eines der obenaufliegenden Hefte. Rasch nahm sie die beiden Stimmen aus dem Umschlag, legte die erste auf das Pult Wimbachers, nahm die zweite mit sich und sagte, indem sie sich vor ihrem Klavier niederließ: „Also — wenn es gefällig ist!“

Wimbacher starrte auf das Titelblatt mit einem Ausdruck, wie er vor dem unvermeidlichen Erleiden eines großen physischen Schmerzes die Miene zu entstellen pflegt. „Konzertstück von Karl Maria von Weber, arrangiert für zwei Klaviere!“ stöhnte er und seufzte schwer auf. „Larghetto affettuoso!“ murmelte er mit Grabesstimme weiter, indem er kummervoll das Deckblatt anstarrte; und düster wie die Responsorien bei einer Leicheneinssegnung erklang der Schluß des Titels: „Allegro passionato. Marcia e Rondo giojoso.“

„Ist es Ihnen vom Blatte vielleicht zu schwer?“ fragte Martina, die sich alle diese Schreckenszeichen nicht anders zu erklären wußte.

„Mir?!“ antwortete er tief erstaunt. Dann schlug er, wie zum Äußersten entschlossen, das Hefte auf und griff mit einer verzweifelten Gebärde in die Tasten. Im Anfange schlenkerte er, um den Dreivierteltakt des Larghetto affettuoso auffällig zu markieren, mit dem dünnen Oberkörper hin und her. Aber es dauerte nicht lange, und diese seitliche Bewegung sprang in ein Kopfnicken um. Wenige Takte später stand auch der Kopf still. Wimbacher schielte nur noch hie und da nach dem andern Klaviere hinüber, und einmal hörte Martina deutlich, wie er verwundert murmelte: „Ach so!“

Dann war der letzte Takt des Rondo giojoso verklungen und damit Webers Konzert zu Ende gespielt. Als Martina aufblickte, saß Wimbacher zusammengesauert da und lachte in sich hinein. Plötzlich, als könne er nicht mehr an sich halten, raste er in schwindelerregend schnellem Lauf aus der tiefsten Tiefe über die ganze Klaviatur bis zur letzten Taste hin. Dort blieb er auf einem endlosen Triller wie festgezaubert hängen und sagte, ganz rot im Gesicht: „Ach so! Ach so! Ja, das ist etwas anderes!“ Dann huschte er wie ein Geistchen zu ihrem Notenvorrat herüber, stöberte mit der elementaren Ungeniertheit eines Sturmwindes darin herum und zeigte dabei zuweilen das schlaue Lächeln eines Koboldes, der im Bergschacht gleißendes Edelgestein oder eine Goldader bloßlegt. Das schürfte er denn auch sofort heraus und schichtete es zu einem gesonderten Häuflein auf. Davon ergriff er dann das obenan liegende Hefte, legte stumm mit einer scharfkantigen Bewegung die erste Klavierstimme auf Martinas Pult und nahm sich ohne weiteres die zweite zu seinem Erard-Flügel hinüber.

Martina hatte ihm schweigend zugehört und das Lächeln über seine Formlosigkeit gutmütig unterdrückt. Und ebenso gutmütig fügte sie sich seiner Laune, indem sie gehorsam spielte, was er ihr, ohne auch nur zu fragen, vorgelegt hatte, das Konzert

für Klavier in E-Moll von Chopin, arrangiert für zwei Klaviere. Hierauf machte sie den Deckel des Klavieres zu, erhob sich und sprach: „Ich danke, Herr Wimbacher. Es stimmt gar nicht schlecht zusammen, nicht wahr? Etwas verhaltener, bescheidener, vielleicht stumpfer in der Tonfärbung giebt sich mein alter Flügel — meinen Sie nicht? Aber jetzt will ich Sie nicht länger bemühen.“

Wimbacher rührte sich jedoch nicht von seinem Plage. Er sagte nur: „Vielleicht haben die Frau Gräfin doch noch einen kleinen Augenblick Zeit für das da —“ und dabei schwang er Schumanns A-Moll-Konzert triumphierend wie eine Kriegsbeute in der Luft herum.

Martina war erstaunt über diesen Umschwung, aber sie schlug ohne weitere Bemerkung den Deckel wieder zurück. Es wurde fortgespielt, und aus dem „kleinen Augenblick“ war nachgerade bereits eine volle Stunde geworden. Wimbacher rührte sich gleichwohl noch immer nicht von dem Erard-Flügel. Aber das schien auch gar nicht mehr Wimbacher zu sein. Alles Unbeholfene, Schüchternheit, Lächerliche war von ihm abgestreift, seit er durch das Feenland der Musik dahinschwebte. Denn in ihm war er daheim und zog an dessen Zaubern mit dem ruhigen Bewußtsein und mit der stolzen Sicherheit des Eingeweihten vorüber. Sein Gesicht glänzte, die Augen leuchteten, der Kopf war emporgerichtet. Während der Ruhepausen suchte er nicht mehr stammelnd nach Worten, sondern plauderte im gemüthlich vertraulichen Tone. Der alte Mann bekam erst jetzt eine Seele, und auch seine äußere Erscheinung gewann zusehends an Körperlichkeit. Aber das war auch kein Zeitvertreib, kein Handwerk, kein Broterwerb — diese Musik, von der er in den Pausen zwischen Chopin und Schumann, zwischen Mozart und Beethoven redete. Das war eine hehre Göttin, welche er anbetete, deren Glanz einen Abglanz auf ihn ausstrahlte.

„Darf ich morgen wiederkommen?“ fragte er bittend, als Martina zum zweiten Male das Klavier schloß.

„Morgen? Werden Sie denn die Zeit dazu erübrigen? Ich mache mir ein Gewissen daraus, Sie . . .“

„Aber das ist doch etwas ganz anderes. Sie sind ja auf viele Meilen weit im Umkreise der einzige Mensch, mit dem man ordentlich Musik machen kann. Mir ist seit Jahren nicht so wohl geworden wie heute. Thun Sie es um aller Heiligen willen lieber in anderer Weise, Frau Gräfin, wenn Sie mich durchaus strafen wollen!“

„Ich? Sie strafen? Wofür denn, lieber Herr Lehrer? Ich will Ihnen ja bloß Gutes.“

„Wofür? Nun, daß ich nicht gleich heraufgekommen bin, als der Herr Graf um mich schickte, und daß ich mich gefürchtet habe — kurz, daß ich geglaubt habe, es wird so sein wie bei weiland der früheren Frau Gräfin. Das sind nämlich meine bittersten Lebensstunden gewesen. Was die Verstorbene niemals weg hatte, das war der Takt. Ihr Spiel machte immer den Eindruck, als ob man ein Gedicht in unförmiger Prosa wiedergeben würde. Wenn sie aber einmal ein paar Minuten

lang im richtigen Takte verblieb, so gab es wiederum im Tempo ein beständiges Abpringen ad libitum, und man kam jedesmal mit ihr auseinander, weil sie ohne weiteres aus einem Prestissimo in ein Adagio umschlug. Ich habe ihr endlich einen Metronom hingestellt. Aber den lachte sie aus, verspottete ihn, daß er ihr nicht nachkomme, hielt ihm drollige Reden und trieb allerlei Pöffen mit ihm, so daß ich mitten in meiner Desperation auch lachen mußte. Man konnte ihr nicht böse sein, sie war immer wie ein Kind. Man mußte sich begnügen, sie gelegentlich einzuholen oder ein Weilchen zu warten, bis sie nachgekommen war. Beides ließ sich in der Regel unmerklich bewerkstelligen; denn sie hegte eine solche Vorliebe für das Pedal, daß sie es nie wegließ, daher sie in dem Lärm, welchen sie selbst verübte, zumeist gar nicht hörte, ob der andere mitspiele oder nicht. Daß wir nicht beisammen waren, merkte sie nur dann, wenn sie pausierte. Das that sie jedesmal, sobald vielstimmige Accorde oder mehrere Versetzungszeichen auftauchten, und wo das drohende Schwarz dreier oder gar vierer Querstriche schon von weitem die abschreckenden zweiunddreißigstel oder vierundsechzigstel Noten ankündigte. Dann lachte sie mich weidlich aus, daß ich mich mit solchem Zeug hatte allein abplagen müssen, schabte Rübchen mit beiden Zeigefingern, und ich lachte schließlich mit. Aber Musik war das nicht, sondern ein Fangspiel, wie: 'Schneider leih mir die Scher.' Zum Glück gab es darunter kaum etwas, was durch solche Späße hätte entweiht werden können. Es waren zumeist Tänze, Salonstückchen, Transcriptionen von beliebten Operetten und dergleichen Kindereien. Auch zweihändig spielte sie ganz unglaubliche Dinge mit geradezu unmöglichen Titeln, wie: 'Träumerei eines Wahnsinnigen', oder 'Das Erwachen des Löwen', oder 'Gedanken eines Mädchens vor dem Käfig seines toten Kanarienvogels' und dergleichen parfümierten Quart mehr. Sie nannte das 'musique descriptive' und spielte es natürlich gleichfalls ohne jeglichen Takt, mit hartnäckiger Auslassung der zweiunddreißigstel und vierundsechzigstel Noten und mit beständigem Pedal. Am liebsten waren ihr doch die Schweizer Musikboxen und das große Walzen-Spielwerk im Musikzimmer. Das haspelte Tänze und Opernarien von selbst herunter und war überdies jeden Augenblick bequem zu haben. Die musique descriptive und das vierhändige Spiel mit mir kamen eigentlich nur der Abwechslung wegen dann an die Reihe, wenn sie der großen und kleinen Musikboxen einmal überdrüssig geworden war. Das alles galt eben in gleicher Weise als Spielzeug. Wenn sie nur auf etwas anderes verfallen wäre, als gerade auf die Musik! Aber böse konnte man ihr doch nicht sein — ich habe bloß unter allerlei Vorwänden getrachtet, so selten als möglich heraufzukommen. Das war es, weshalb ich auch in den letzten Tagen — aber Frau Gräfin, damals habe ich Sie noch nicht spielen hören. Darf ich morgen wiederkommen?"

XIII.

Was Martina so nach und nach über Thomafine erfuhr, war ein lüdenhafter Auszug ihres Lebens, wie es sich da oder dort mit einem Zuge in die Menschenherzen eingeschrieben oder den Dingen sein Zeichen aufgeprägt hatte. Allein Martinas Geist hatte nichts von jener dürftigen Unfruchtbarkeit, die bloß faßt, was innerhalb ihres Sinnesbereiches liegt. Mit der Spürkraft des Gefühles fand sie, was die Lücken ausfüllen, die Übergänge vermitteln, die Widersprüche einen mußte. Ihre zusammenschmelzende Phantasie zauberte aus den halb verwehten Einzeltönen die Liedweise, aus dem verblühenen Farbdunkel die Kontur hervor. Sie erschrak zuweilen selbst, wenn die untrügliche Genauigkeit ihrer Divination nachträglich durch irgend eine hingeworfene Bemerkung der Hausleute bestätigt wurde. Sie sah überdies manches, was diese nicht gesehen hatten, weil es ihnen als das Nahe und Alltägliche zugleich das Gewöhnliche gewesen war, das sie nicht beachtet hatten. Aber trotz dieses Eindringens von Martinas Seele in die Seele der Verstorbenen, kam es doch nie zu einer Vereinigung beider, wie Ulrich dieselbe ersehnt hatte. Im Gegenteil, je weiter sie im Verständnis Thomafinens vorrückte, desto hartnäckiger widerstrebte ihr Wesen einer solchen Verschmelzung, obzwar sie nicht wenig Selbstunterdrückung darauf verwandte, und obgleich auch Ulrich den Gedanken daran ohne Unterlaß wach erhielt. Er ließ keinen Tag vorübergehen, ohne Vorgänge aus Thomafinens Leben zu erzählen, Notizen oder Briefe derselben herbeizuholen, ihre Aussprüche anzuführen, ihre Gewohnheiten und Anordnungen zu besprechen. An alles dies wurden für Martina Fingerzeige, Andeutungen, Anleitungen geknüpft. Bei der Entscheidung über die unbedeutendsten Kleinigkeiten hieß es jedesmal: „Thomafine hat das so gesagt, so gewollt, so gemacht.“ Allein es genügte nicht, sich deren Denkungsart und Handlungsweise bei diesen Vorgängen als Muster einzuimpfen. Daneben brachte jeder Tag Zwischenfälle, für welche kein ähnliches Vorkommnis aus Thomafinens Leben als Richtschnur auffindbar war, oder in denen Martina ohne weiteres Fragen rasch eine Entscheidung treffen mußte. In solchen Tagen mußte sie sich mit der Verbliebenen vollständig zu identifizieren suchen, wie sie es bereits in den Briefen an die Mutter Thomafinens gethan hatte. Gelang ihr dies nicht immer so täuschend, wie in jenen Briefen, so vernahm sie zwar keinen Vorwurf, nicht einmal eine zart umschriebene Mißbilligung von Ulrich. Wohl aber konnte sie deutlich in seiner Miene lesen: „Schade! So hätte es Thomafine nicht gemacht.“

Es schauderte sie manchmal, wenn sie Ulrichs Blick forschend auf sich ruhen fühlte. Nicht ihr galt derselbe, sondern es war ein Suchen und Lauschen nach dem fremden Leben, das sie fortsetzen sollte. Wie ein enttäuschter Zuschauer pflegte er sich dann abzuwenden: seine vergangene Welt, die er vermisse, hatte er nicht in ihr gefunden, und eine andere suchte er nicht, weil er sie nicht vermisse.

Martina hatte bisher neidlos jedem das Seine gegönnt und von dem unermeßlichen Glück der Erde nichts für sich begehrt. Aber nun wünschte sie sich doch ein Teilchen davon: nur ihr Leben, das Leben derselben Martina, die sie als Kind, als Mädchen, als Tochter gekannt hatte, auch als Frau weiterleben zu dürfen. Es war ja so blutwenig, weil selbst für den letzten ärmsten Menschen das Leben ein ununterbrochenes Ganze bleibt von der Wiege bis zum Grabe. Sie allein soll sich nach einem angebeteten Götterbildnis völlig umgestalten, weiterleben als dessen Kopie, als Imitation desselben in einem wertlosen Material. Sie hat auch dieses Äußerste in ihrem grenzenlosen Opfermut versucht. Allein jetzt, nachdem sie jenes gebrochene Götterbildnis aus seinen Trümmersplintern wieder aufgerichtet und das Fehlende selbst daran ergänzt hat, ist es das Bildnis eines Kindes. Sie dagegen ist ein hochfinniges, großfühlendes, ernstes Weib. Schon wächst ihr zu ihrem Kummer die Erkenntnis, daß sie sich an Unmöglichkeiten abmüht, indem sie versucht, zu einem Kinde zurückzuwachsen. Doch bald bleibt ihr auch der schwerere Kummer nicht erspart, daß sich das ernste Weib in einem unnachgiebigen Kampfe gegen jenes reizende verklärte Kind kehren muß. Der Kampfpreis aber ist die kleine Agnes.

Den Anfang genommen hat dieser Widerstreit an jenem Tage, da der Pfarrer, der Lehrer und der Fabrikarzt einer Einladung Ulrichs zum Sonntagsdiner gefolgt waren. Ley war nicht daheim. Doktor Grillung, ein knorriger alter Herr von geradem Wesen, führte das Gespräch mit Martina, während der Pfarrer dem Schloßherrn über die Tausen und Todesfälle der letzten Zeit ausführlichen Bericht erstattete. Wimbacher hatte bald vergessen, wo er sich befand, und schrieb auf seine blendend weiße Manschette ein musikalisches Motiv nieder, welches ihn eben belästigte. Martina hatte inzwischen den Arzt in den rechten Schloßflügel hinübergeführt. Als sie ihr Schlafzimmer betraten, schlief Agnes bereits. Martina geleitete ihn zu dem Bitterbettchen und sagte kummervoll: „Sie ist so bleich!“

„Auch Sie sind bleich, Gräfin,“ antwortete Doktor Grillung mit einem raschen Aufblick.

„Ich bin gesund,“ wandte Martina ein, indem sie die Augen niederschlug.

„Und das Kind wird gesund werden. Die Blässe thut nichts zur Sache. Es muß nur aus dem verkehrten Leben hinaus. Dazu aber muß es vor allem aus seiner hochbeinigen, mitunter sogar böswilligen Umgebung hinaus. Bisher habe ich mich wegen der dickhäutigen Kinderfrau bei dem Grafen umsonst heiser geredet. Jetzt dagegen sind Sie da. Sie, Gräfin, haben den Blick, unter welchem solche bleiche Kinder wieder Farbe bekommen. Daß Sie das Herz gleichfalls dazu haben, zeigt mir die Aufstellung des Kinderbettes in Ihrem Schlafzimmer. Recht so! Daß Sie mit dem Kinde auch bei Tage möglichst viel beisammen bleiben werden, weiß ich im vorhinein. Nur muß es im Wald oder Garten sein, nicht etwa im Zimmer, wo Kinderfrau und Engländerin wie anhebt festhocken. Damit die Kinderfrau daselbst den

ganzen Tag über bequem ihren Kaffee, die Britin ihre Romane verschlingen kann, bloß deshalb muß das Kind in der Stubenluft verwelken. In allem übrigen ist jedes Wort überflüssig. Ich kenne Sie gerade eine Stunde lang. Aber das thut nichts zur Sache. Ich würde, wenn ich eine Reise zu den Kannibalen vor hätte, Ihnen mein einziges Kind ruhig anvertrauen, ohne Ihnen auch nur eine einzige Verhaltensmaßregel zu geben. Sie haben nämlich die rechten Augen, Gräfin. Dergleichen Augen sind selten, aber wo sie einmal vorkommen, da ist auch Verlaß auf sie.“ Der alte Herr drückte ihr zum Abschied wie einem guten Kameraden fest die Hand und sagte dabei: „Es ist auch die rechte Hand — nicht zu weich, nicht zu hart. Ich denke, es ist alles recht an Ihnen, und Sie selbst sind die Rechte, die seit jeher hier oben gefehlt hat.“ —

Von dieser Stunde ab ließ Martina weder die Verordnungen der Toten noch die Ansprüche der Lebenden an das Lächeln der kleinen Agnes rühren. Immer und überall nachgiebig, erwies sie sich in diesem Punkte von einer starren Unnachgiebigkeit. Sie fand dabei an Doktor Grillung einen treuen Mitkämpfer, welcher schließlich die Sache in seiner entschiedenen Weise zum Austrage brachte. In ungeschminkter Weise hatte er Ulrich die Verkehrtheit der Behandlung des Kindes wiederholt dargelegt. Als er keinen Erfolg erzielte, ging ihm die Geduld eines Tages völlig aus, und er fuhr den Grafen barsch an: „Wenn das nicht anders wird, so folgt das Kind seiner Mutter nach. Ich erinnere Sie an . . .“ er zauderte, und Martina blickte verwundert auf, während Ulrich die Augen zu Boden senkte. Doktor Grillung aber fuhr in gedämpfterem Tone fort: „Es geschieht nicht gern, aber es thut not. Darum erinnere ich Sie an den Tod der Gräfin und daran, was demselben vorausging, was ich damals an Warnung, Mahnung und Rüge umsonst verausgabt habe. Aber das thut jetzt nichts mehr zur Sache. Auch hier ist es eben noch Zeit, und gerade eine günstige Zeit; denn nur eine Mutter, wie sie jetzt das Kind betreut, vermag noch etwas, wo der Arzt nichts mehr vermag. Deshalb werde ich ihr nicht dareinreden, und Sie, Herr Graf, noch weniger. Sie versteht das mit ihrem Herzen besser, als ich mit meinem ärztlichen Wissen, und als Sie mit Ihrer Pietät für alte, aber nichtsnutzige Kinderwärterinnen. Die Kinderwärterin und die Engländerin vollends dürfen am wenigsten dareinreden, wenn noch gut werden soll, was dieselben unglücklich angerichtet haben. Sie müssen fort — ich betone nachdrücklich, Herr Graf: fort! Ist einmal die Luft rein von diesen beiden, im übertragenen und im buchstäblichen Sinne: ein, dann lassen Sie die Gräfin mit dem Kinde frei schalten und walten, oder — ich wiederhole Ihnen offen, aber pflichtgemäß — oder es giebt binnen kurzem überhaupt nichts mehr zu schalten und zu walten.“

Ulrich war erschüttert und erklärte seine Zustimmung zu den Vorschlägen des Arztes. Er brachte den einzigen Einwand vor, daß Martina ohne die Beihilfe der beiden Frauen der Überlast von Mühe

erliegen werde. Darauf versicherte ihn Martina, sie bedürfe weder der Kinderfrau noch der Engländerin, sondern eines anstelligen Mädchens, welches sie sich in ihrem Sinne abrichten wolle. Doktor Grillung hatte zum Glück ein solches vorzuschlagen; Kinderfrau und Engländerin wurden mit der Zusage lebenslänglicher Versorgung entlassen. Der Doktor brachte das Mädchen, welches er empfohlen hatte, in seinem Einspänner herauf. Dasselbe gefiel Martina bei dem ersten Blick und wurde sofort in Pflicht und Dienst genommen.

„Doktor,“ sagte darauf Martina, „Sie haben früher so viele vergebliche Versuche unternommen, den Grafen von dem bisherigen Verfahren in der Kinderstube abzubringen. Nun steht er auf einmal bedingungslos davon ab, weil Sie ihm den Tod der Gräfin vorhielten und was demselben voranging. Sie haben das — wenn ich recht verstanden habe — als eine Art ähnlichen Falles mit dem Kinde hingestellt. Was ist es damit, Doktor? Es beunruhigt mich. Ich meine, wenn es für Agnes ersprießlich ist, dann sagen Sie es mir!“

„Es ist bald gesagt. Die verstorbene Gräfin könnte heute noch leben, wenn der Graf sie nach meinem Rat gezwungen hätte, von ihrer Lebensweise zu lassen. Es war nämlich eine Lebensweise des unvernünftigsten Leichtsinnes.“

„Sie war eben ein Kind,“ sagte Martina entschuldigend.

„Ja, sie war ein Kind. Aber dies ist bloß die halbe Wahrheit, und es ist ein verhängnisvoller Irrtum des Grafen gewesen, es für die ganze zu nehmen. Sie war ein unerzogenes Kind — so lautet die ganze Wahrheit. Daß der Graf dies verkannte, ist ihr zum Unheil und ihm zum Leide geworden. Anstatt sie mit eiserner Hand zu ziehen, hat er sie gehalten, wie schwache Eltern ihren einzigen Hätschling. Daher ist es dann gekommen, daß die Welt ihr bloß als ein Theater erschien, das Leben als ein Lustspiel, und sie selbst als dessen Heldin, um die sich alles dreht. Die anderen waren insgesamt für sie Statisten, der Graf selbst eine Art Opernkönig, wie sie stumm herumstehen und über alles segnend die Hände ausbreiten. Die Handlung des lustigen Stückes bestand aus wilden Einfällen und jähen Launen, welche sich im Laufe eines Aktes duzendmal änderten. Der Ort der Handlung war bei unaufhörlichem Scenenwechsel bald Paris, bald London, bald Warentron, bald ein Türken-, bald ein Mohrenland. Es war eben der Zustand jener Unreife, in welchem sich Kinder als Mittelpunkt der Welt anzusehen pflegen, und wo ihnen alles zum Spiele wird. Den Grafen verwendete sie abwechselnd als Kreisel, den man nach Herzenslust in Bewegung setzt, oder benutzte ihn als Puppe, die zu allem Ja sagt, mit dem Kopfe nicht und verzückt die Augen verdreht.“

„Aber sie war ein gutes Kind!“ warf Martina ein.

„Sie war kein böses Kind, das Tiere lebend verscharrt oder ihnen die Flügel ausreißt, um zu sehen, was sie dann anstellen werden, oder das den Puppen die Sägespähne aus dem Leibe bohrt, um

zu kontrollieren, was in ihnen steckt. Dazu besaß sie zu wenig Wißbegierde. Bloß die Oberfläche der Dinge interessierte sie, aber auch diese ward kurzerhand abgethan, weil schon wieder andere Emotionen an ihrem Geiste hinstreiften. Das alles huschte nur so wie die Gestalten eines dahintollenden Maskenzuges an einem Spiegel vorüber, wobei eine die andere reißend schnell verdrängt und keine darin eine Spur zurückläßt. Nun alles das thut eigentlich nichts zur Sache, und ich wollte damit nur erklären, weshalb auch ihre Intelligenz eine unreife bleiben mußte. Ein wahrer Kindskopf . . .“

„Aber ein reizender!“ ergänzte Martina.

„Gewiß — ein reizender. Den Beweis dafür liefert eine Thatfache, die ich nicht leugnen kann, und die ziemlich beschämend für mich ist. Es ist nämlich vorgekommen, daß ich selbst zuweilen irgend eine abgeschmackte plötzliche Caprice dieser kleinen Sultanan entzündend gefunden habe. Aber das thut nichts zur Sache. Gewiß — reizend war sie. Reizend — nun, wie ein Falter, der neckisch von Blume zu Blume hinüberschwebt, in allen Farben schillernd, flatterhaft, gedankenlos in seiner tändelnden Anmut, unbekümmert um alles, was nicht er selbst und Blume ist. Unbekümmert — auch um die zwei scharfen Vogelaugen, welche ihm gierig nachspähen. Und sie besaß von Natur aus keine weit ausgreifenden, zäh ausdauernden Flügel, um solcher Beutegier lange entgegen zu können. Die dunklen Fittiche schlugen schon dicht über ihr zusammen, als sie dieselben in ihrer schalkhaften Leichtfertigkeit noch für den Schatten eines Wölkchens ansah, das bald vorüber sein werde. Ihr Organismus hatte die schwankte Zierlichkeit eines Kindes, welche ein gewisses Maß von Schonung beansprucht. Ich rebete, mahnte, zürnte, grollte — sie lachte mich aus. Ruhe und Langeweile waren bei ihr dasselbe. Reisen und aufreibende Unterhaltungen wurden bis zum letzten Tag vor der Geburt des Kindes fortgesetzt. Wenige Wochen danach gab es wieder ein unerfätliches Nachholen des inzwischen Versäumten auf Festen, Bällen, Jagden und abermals Reisen. Es mußte kommen, wie ich es ihr warnend vorausgesagt hatte. Es kam auch. Aber das that nichts zur Sache. Auch jetzt, da sie sich nicht mehr aufrecht halten konnte, verübte sie immer noch sinnlose Kindereien hinter meinem und dem Rücken der berühmten Ärzte, die zu Consilien hierherberufen wurden. Jedesmal hatte sie etwas zu verstecken, wenn ich hereinkam, oder die Kammerjungfer befeitigte heimlich einen Teller, eine Tasse, ein Glas aus meinen Augen. So oft ich die pflegende Umgebung befragte, gab es immer etwas, wobei sie abwinkte, worauf ich keine oder eine ausweichende Antwort erhielt. Es hatte nun einmal einen besonderen Reiz für sie, mich und die ganze Fakultät mit den schlauesten Kinderlisten zu hintergehen. So oft ich ein gewisses verräterisches Lächeln um ihre bleichen Lippen zuden sah, wußte ich schon, woran ich war: es erwies sich jedesmal als der lieblich schalkhafte Ausdruck der Befriedigung nach einem gelungenen Schelmenstreich. Aber das that nach ihrer Meinung nichts zur Sache; denn sie wunderte sich

noch schmolend darüber, daß ich gar so langsam an ihr herumkurriere, als sie bereits zu schwach war, das Haupt von dem Rissen zu heben. Ich habe um Verzeihung gebeten, Besserung gelobt und ihr zugefagt, in wenig Tagen werde alles gut sein. Ich mußte mich abwenden, auf daß sie den wahren Sinn meiner Worte nicht aus meiner Miene lese. Ein Arzt sieht so viel des Traurigen, daß es ihm nachgerade zum Gewohnten wird. Aber man konnte selbst als alter Arzt nicht mit Gleichmut dieses anmutige Kind hinsterben sehen. Sie that mir herzlich leid, obzwar ich ihr zürnte, daß sie selbst im kindischen Leichtsinne so ihr liebliches Leben zerstört hatte. Und er that mir gleichfalls leid, obzwar ich auch gegen ihn ergrimmt war wegen seiner Schwäche, die jener Selbsterstörung nicht in den Arm gefallen war. Sie aber plauderte wie ein ungeduldiges Kind von dem, was sie jetzt nachzuholen habe an Reiten, Fahren, Tanzen, Jagen, Reisen, und wie sie die Zeit zu allem dem finden müsse. Sie erlann zu diesem Zwecke eine höchst lächerliche Tages- und Nachteinteilung, machte dabei allerlei drollige Späße und lachte den Grafen, welcher seinen Schmerz unterdrückte, wegen seines komischen Gesichterschneidens aus. An dem letzten Tage war ihr die Idee gekommen, auf einer eigenen Jacht im Mittelmeer herumzufahren. Der Graf und ich gingen bereitwillig darauf ein; der Anlauf, die Bemannung, die ganze Einrichtung wurden ausführlich besprochen. Dann ward die erste Route festgestellt: von Venedig aus über Korfu nach Athen. „Reizend, reizend!“ flüsterte sie, klatschte mit den schwachen Kinderhändchen leise, kaum hörbar zusammen, atmete tief befriedigt auf — und war tot.“ —

Doktor Grillings Lustkur wurde mit Vorsicht begonnen und mit zäher Beharrlichkeit fortgesetzt. Die immer lustige Anna, welche der Doktor heraufgebracht hatte, trug unter Schätern das Kind die Parkpfade entlang oder zog es in einem Wägelchen durch den Garten. Martina schritt daneben her, und ihre guten Augen waren dem bleichen Gesichtchen zugekehrt, das sich unter ihrem Strahl in gesunder Röte färben sollte. Bei ungünstigem Wetter fand die Erziehungs- und Kurmethode des alten Zachäus eine ausgiebige Berücksichtigung. Als Martina mit dem Kinde zum ersten Mal ausfuhr, gab er durch eine eifige Etikette vom Kutschbock aus seine Ungnade darüber zu erkennen, daß man ihm „sein Comteßchen“ so lang entzogen hatte. Agnes langte sogleich mit beiden Armchen nach der schönen silberbeschlagenen Peitsche. Zachäus schwankte ein Weile unschlüssig zwischen Tugend und Laster; allein die großen blauen Augen blickten so bittend, die Armlein streckten sich ihm so sehnsüchtig entgegen, daß er unterliegen mußte. Das Laster siegte — er reichte mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung Agnes die Peitsche hin, indem er sagte: „Mit Verlaub, eigentlich schickt es sich nicht, daß unser gnädiges Comteßchen meine Peitsche in der Hand halten — aber vielleicht wollen Comteßchen sie bloß ein bißchen besichtigen. Ich bitte, wenn Freude daran haben, borge ich sie, mit Respekt zu sagen, einen Augenblick lang her. Com-

teßchen haben wahrscheinlich ganz vergessen, wie eine solche Peitsche aussieht, weil so selten ausfahren. Comteßchen sehen auch bleich aus, wenn man so sagen darf, halten zu Gnaden!“

„Nehmen Sie nur Ihre Peitsche wieder zurück, Zachäus!“ sagte Martina lächelnd. „Agnes wird nun öfters Gelegenheit finden, dieselbe zu bewundern. Insbesondere machen Sie sich jedesmal gefaßt, zu fahren, wenn das schlechte Wetter keinen Spaziergang zuläßt!“

„Danke ergebenst,“ antwortete Zachäus überglücklich und lenkte stolz wie ein Triumphator das Gespann durch das Thor.

Ulrich hatte die neue Gestaltung der Dinge in der Kinderstube in einer Zwangslage zugestanden; aber er hätte sich mit der vollendeten Thatfache befreundet, weil er der ärztlichen Mahnung nicht die Berechtigung absprechen konnte. Da war es wieder Leg, welcher jede günstige Umstimmung vereitelte. Bisher hatte er als unermüdblicher Vermittler gesorgt, daß die Beziehungen zwischen dem Jenjenseits und dieser Welt, zwischen Vergangenheit und Gegenwart nie erkalteten. Er war es, der Ulrichs Blicke so ausschließend rückwärts gelenkt hatte, daß dieser kein Auge mehr besaß für das, was um ihn war. Auch Martina sollte sich diesen Blick zu eigen machen, und da sie sich anfangs darin süßsam zeigte, war Leg lässiger geworden, und sein lauernes Umspähen hatte sich zu einer mißachtenden Duldung abgestumpft. Da kam die plötzliche Entlassung der Kinderfrau und der englischen Nonne, die beide seine gefügigen Kreaturen gewesen waren. Martina hatte sich des Kindes unbedingt bemächtigt und es in ihre eigene umzäunte Sphäre gerissen, in welche Ulrich, der so leidenschaftlich an Agnes hing, mitgerissen werden mußte. Zu spät erkannte Leg seine Täuschung. Es genügte fortan nicht mehr, die Erinnerung an die Verstorbene wach zu erhalten. Er verstand sich auch auf andere Künste der Geistesbeschwörung. Thomasinens Gestalt mußte sich, so oft jetzt von Agnes die Rede war, schmerzlich getränkt, vorwurfsvoll, ja drohend vor Ulrichs Augen aufrichten. Mit ihr tauchte jedesmal das Bild der getränkten, verbannten, verjagten Kinderfrau empor, der treuen Seele, die in alle Intentionen Thomasinens betreffs des Kindes eingeweiht war. So wurde Ulrich immer wieder gegen den neuen Stand der Dinge eingenommen und zugleich gegen Martina aufgereizt, deren Eigenwille sich gegen den Willen der Toten an deren eigenem Kinde durchgesetzt habe. Seltsamerweise gab er ihr seine Mißbilligung nur dadurch zu verstehen, daß er beständig auf seinen ersten Einwurf zurückkam, sie lade sich da eine erschöpfende Last auf, der sie allein nicht gewachsen sei. Daran schloß sich, halb scherzend, halb vorwurfsvoll vorgebracht, in immer neuen Varianten die Bemerkung, sie scheine jetzt nur noch in dem Sonderreife daheim zu sein, das sie sich selbst abseits geschaffen habe. „Du gehst schon wieder?“ hieß es in erkauntem Ton, wenn sie nach der Mahlzeit sich entfernen wollte. „Du kommst erst jetzt?“ besagten verwundert Mienen und Worte, wenn sie eintrat. „Du scheinst im linken Schloß-

flügel nur noch als fremder Gast aufzutauchen, teilweise mit dem Gedanken noch immer drüben verweilend, teilweise schon wieder dahin vorauseilend" — das war der Sinn seiner Reden, während sie bei Tisch neben ihm saß.

Es that ihr bitter wehe, und doch blieb sie standhaft. Sie selbst wollte in allem jenem Schatten weichen, der nach wie vor auf Wartenkron seinen Heimfiß hatte und zu jeglicher Stunde mahnend durch die Gemächer schritt — aber das Kind sollte unter diesem Totenkultus nicht leiden, nicht verkümmern, nicht sterben. Als sie vollends sah, wie dasselbe täglich mehr aufblühte, da ward der Wille, mit welchem sie an ihrer Errungenschaft festhielt, zum unbeugsamen Starrsinn.

Nach kurzer Frist schon durfte sie, als Doktor Grilling sich wieder nach Agnes umsehen kam, mit Recht erklären: „Gott sei Dank, sie schläft ruhiger, ist mehr, lacht häufiger und gedeiht zusehends seit der Luftkur, welche Sie ihr verordnet haben.“

„Sie wollen sagen: seit sie eine Mutter hat,“ sagte der alte Herr, indem er ihr wacker die Hand drückte.

„Zwei Verschworene, die sich gegenseitig in Artigkeiten überbieten!“ bemerkte Ley mit dem Lächeln eines Mephisto.

Ulrich, welchen jede unzarte Bemerkung peinlich berührte, verabsäumte es niemals, die Schärfe von Thurmbucks Äußerungen durch einige Worte zu mildern. Diesmal schwieg er, obzwar der höhnische Ton, mit welchem Ley gesprochen, die Unart zu einer Beleidigung gesteigert hatte. Er schwieg auch dann noch, als Martina, welche ihrem Versprechen gemäß niemals wider Ley rebete, die Augen befremdet auf ihn richtete.

Da redete sich Grilling auf und brummte: „Wo es das Wohl von Agnes gilt, da sind wir ja nicht zwei, sondern mit Ihnen, Herr Baron, und mit dem Grafen im ganzen vier Verschworene. Und wozu sollten wir alle vier untereinander unartig sein? Das thut ja doch wohl nichts zur Sache und gehört nicht unerläßlich zu einer Verschwörung.“

„Nein,“ erwiderte Ley nachlässig. „Aber auch nicht allzu starke Vertrauensseligkeit. Ich meinte nur, der Glanzeffekt von dem bischen Herbstfluß oder von den wenigen Tagen Selbstherrschertum in dem Kinderzimmer, oder selbst von beiden abdiert, kann noch nicht so eklatant sein, um bereits die Berechtigung dieser allerneusten Phase von Kinderpflege zu beweisen.“

Martina machte einen Schritt auf Ulrich zu und blickte ihm gerade in die Augen. Er kannte diesen Blick des Fräuleins von Lestensch, in dem sich flehendes Bitten und ernste Aufforderung mischten. Er wandte den Kopf seitwärts und schwieg. Da lehrte sich Martina rasch zu Doktor Grilling, welcher eben antworten wollte, faßte seinen Arm und sagte kurz: „Kommen Sie, Doktor, wir wollen zu Agnes gehen!“

Der alte Herr sagte kein Wort über die seltsame Scene, welche er soeben erlebt hatte. Auch Martina schwieg. Sie sann bloß über die wunderliche Thatsache nach, daß das werththätige Eingreifen dieses einzigen Freundes, an dessen Seite sie hinschritt, ihr mehr

Unheil gebracht hatte als der Gegenkampf ihrer Widersacher. Gleichwohl ließ sie jetzt seinen Arm nicht los und hielt nach wie vor treu zu ihm; denn es galt Agnes, ihr Kind, und daneben kam sie selbst nicht in Betracht.

XIV.

Wie die Vermittlung ihres einzigen Freundes Grilling Martina zum empfindlichsten Nachteil ausge schlagen war, so sollte die Vermittlung ihrer einzigen Freundin ihr geradezu verderblich werden. Gitta von Oberlingen hatte ihr Versprechen nicht vergessen, sich Martinas mütterlich annehmen zu wollen. Als sie damals Wartenkron nach dem Empfange des neuvermählten Paares verlassen hatte, war sie so aufgereggt gewesen, daß sie den beabsichtigten Besuch in Neuschloß ganz vergaß und geraden Weges nach Hause fuhr. Sobald sie heimgekommen war, ließ sie den Sonnenschirm, das Taschentuch, den zehnfingerigen Frotteierhandschuh nebst ihrem eigenen eben abgezogenen fünffingerigen Handschuh im Wagen. Sie nahm sich auch nicht die Zeit, Hut oder Mantel abzulegen, und eilte, ohne eine einzige der üblichen praktischen Bemerkungen an die Hausleute zu richten, in das Zimmer ihres Gemahls. Dieser machte eben ein Schläfchen, nachdem er von der Herbstbestellung der Felder müde zurückgekommen war. Es war ein solides Schläfchen mit Schnarchbegleitung; gleichwohl erachtete es Gitta nicht für unzumuthig, ihn zu wecken. Vielleicht wollte sie an ihm bloß erproben, wie dergleichen jähes Aufstören überhaupt anschlage; denn er diente ihr in allen Zweifeln und bei jeder Neuerung als eine Art von Versuchsobjekt. Er war, was Haubenstock und Wachsbüße für Modistin und Feiseur sind: sämtliche praktische Erfindungen und geniale Ideen wurden zuerst ihm angehängt und mußten sich zunächst an ihm bewähren. Dafür genoß er den Vorzug, dieselben zuerst bewundern zu dürfen. Er that dies aufrichtig und nicht ohne heimlichen Hochmut, ganz wie ein Probierfräulein, das sich in der fremden Robe vor dem Spiegel selbst bewundert. Er lebte in dem stolzen Bewußtsein, daß er die genialste und praktischste Frau der Welt besitze, und daß bei allen übrigen Frauen die sparsame Vorsehung in diesen zwei Stücken auffallend gekargt habe. Wenn er von ihr rebete, nannte er sie kurzweg „ein Phänomen“. Er hob dabei jedesmal die Hand empor und legte die Spitze des Zeigefingers auf den Daumen, als ob er der staunenden Welt „das Phänomen“ vorzeigen würde. Er zog es überhaupt vor, sich durch Zeichen zu verständigen, und sparte an Worten, da seine Frau ohnedies verschwenderisch genug damit umging. Ebenföwenig stürzte er sich in die Unkosten, seinen Geist oder seine Phantasie anzustrengen. Was er etwa an angeborener Begabung davon befeßen haben mochte, das hatte ihm Gitta abgewöhnt und ihn darauf abgerichtet, daß er sie für sich reden und auch denken ließ.

„André!“ rief sie mit lautem Bedruf, nachdem sie in sein sogenanntes Arbeitszimmer gestürzt war.

Er öffnete langsam die braunen Augen, richtete das gebräunte gutmütige Gesicht mit dem braunen Vollbart bedächtig in die Höhe und rechte die wackere Gestalt behutsam in dem Lehnstuhle. Es war weder Erschrecken, noch Mißbehagen, noch auch Verwunderung an ihm zu merken. Das „Phänomen“ hatte ihn gegen derartige Überraschungen bereits gründlich abgestumpft, und das Ungewöhnliche war ihm das Natürliche geworden. In noch schlaftrunkenem Zustand tastete er, ohne hinzublicken, das kleine Tischchen neben sich ab, bis die herumirrenden Finger eine Cigarre und das Feuerzeug ertappt hatten. Er pflegte unter allen Umständen zu rauchen und griff selbst dann nach der Cigarre, wenn andere geweint, gebebt oder geflücht hätten.

„André!“ rief Gitta, indem sie sich in eine Causeuse sinken ließ, „Wer ist da der Betrogene? Wen führt man hier bei der Nase herum?“ Die Fragen klangen wie zwei Erdstöße, die unter unheimlichem Grollen einen neuen Lavaausbruch ankündigen.

Andreas hatte soeben den schönsten Rauchring in die Luft geblasen und sah dessen untadeliger Rundung mit einem väterlich zärtlichen Blicke nach. Bei dieser Anrede starrte er doch etwas erschreckt auf Gitta. Er war sich zwar keiner Untreue bewußt, gleichwohl konnte man nicht wissen — sie hatte manchmal eine so absonderliche Auffassung der Dinge.

„Ich meine die Wartenkroner oben,“ antwortete Gitta auf diese stumme, bange Frage.

Hierauf beeilte sich Andreas, vollkommen beruhigt einen zweiten Rauchring zu blasen mit der Mission, den ersten noch rechtzeitig einzubolen. Er blickte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit nach, ob er in seinen Vorkläufer hineinfahren oder an ihm vorbeischieben werde.

„Ich sage Dir,“ fuhr Gitta fort, „ich bin froh, daß ich zu Hause bin. Länger hätte ich es nicht ausgehalten. Es juckt einen in den Händen, diesen Ulrich zu erwürgen oder doch wenigstens zu würgen. Wenn Du ihn gesehen hättest, wie er das arme junge Geschöpf in seine Trauerhöhle schleppte, der Appetit wäre Dir für drei Tage vergangen. Die dunkle Grüblermine eines weltabgestorbenen Kartäusers und dazu die stilgemäß zurechtgelegte Trauerhaltung eines Vorreiters der pompes funèbres — da hast Du die neueste Inkarnation eines jungen Scheglüdes. Wenn der Mann doch wenigstens für diesen Einzug ein künstliches Lächeln aufgesteckt hätte, nachdem er sein echtes ein für allemal in der neuartigen Waldhäuschen-Grust eingefargt hat! Einzug! Was sage ich nur? Pompes funèbres — oder vielmehr nicht einmal pompes, sondern eine mesquine Einscharrung letzter Klasse! Niemand zugegen als Ulrich, dieser Henker und Totengräber zugleich, sein armes, schönes, sanftes Opfer, ferner ich mit meiner Entrüstung, und endlich Lex . . .“

„Von einem hochberühmten Stamm ein morscher Aß!“ murmelte der Freiherr.

Gitta blickte ihren Mann entsetzt an und stammelte verblüfft: „Unglückseliger, seit wann ließt Du Boileau?“

„Fällt mir nicht im Traum ein. Du hast es neulich von Lex gesagt. Ich glaubte, es sei von Dir.“

„Du willst sagen, es könnte von mir sein. Übrigens gilt das nicht von Lex allein. Oder willst Du mir etwa einreden, die verstorbene Thomafine sei ein martiger Zweig an dem Thurmbrodschen Stamm gewesen?“

„Ich? Fällt mir nicht im Traum ein . . .“
„Run also! Aber laß die Toten in Ruhe! Ich begreife nicht, wie Du so ohne alle Pietät von einer Toten reden kannst.“

„Ich? Habe ich das?“

„Ja. Aber solche Pietät darf andererseits nicht zu weit getrieben werden, wie es auf Wartenkron geschieht. Das artet zu einem verruchten Gözendienst aus, verstehst Du? Wozu der endlose Trauerchoral, der jetzt gar noch als Hochzeitslied aufgespielt wird? Und dies ganz unverfroren im lauteften Fortissimo vor dem armen jungen Weibe, als ob sie express zu einem Requiem heraufgekommen wäre! Martina aber — sie heißt Martina — Martina nimmt das so hin, als ob es genau so sein müßte, und erträgt Ulrichs linealsteife Verbeugungen samt seinen auf das Eis gestellten höflichen Phrasen, als ob das gar nicht anders sein könnte. Als ob — sage ich. Als ob — verstehst Du? Sie besißt eben eine übermenschliche Selbstbeherrschung. Ich bewundere sie. Mir graut schon bei dem bloßen Gedanken an die Folgen, die es haben würde, wenn ich an ihrer Stelle wäre. Bedenke, André: ich an ihrer Stelle! Graut es Dir nicht auch? Konnte ich doch schon beim unbeteiligten Zusehen nur mit ungeheurer Mühe an mich halten. Du wirst das begreifen. Ich bewundere Martina — habe ich Dir schon gesagt, daß sie Martina heißt? Aber ich bemitleide sie noch mehr. Ihre Methode ist nämlich die allerunpraktischste. Dieser Ulrich muß ganz anders behandelt werden. Wenn man in seiner ersten Ehe mit Geißeln traktiert worden ist, so sind in der zweiten Skorpione ganz unerläßlich zur Züchtigung. Dazu aber zeigt die neue Herrin auf Wartenkron zunächst nicht die mindeste Anlage. Aber ich gebe nicht alle Hoffnung auf — Weiber pflegen gern umzuschlagen, und es war eine gewisse elastische Kraft in dem Druck ihrer Hand . . . nebenbei, André, verjuche noch heute abend diesen Frottierhandschuh! . . . Pardon, ich habe ihn im Wagen gelassen.“ — Sie läutete und ließ das Wunderwerk durch den Diener heraufholen. — „Also, da hast Du ihn!“ fuhr sie fort. „Er ist für beide Hände erfunden, zehnfingrig, eine neue Idee von mir. Den zehnten Finger habe ich während der Heimfahrt gestrickt — das soll mir jemand nachmachen auf unserem holperigen Wege und in einer solchen Entrüstung — da fällt mir ein, daß ich nicht nach Neuschloß gekommen bin. Ich muß gleich einen Zettel . . .“ und damit war sie bereits durch die Thüre hinausgeweht.

Der Freiherr zog sich gehorsam die „neue Idee“ über beide Hände. Der Handschuh glich nach seinem Dafürhalten einem Polypen mit zehn Fangarmen. Er betrachtete eine Weile lang liebevoll das haarige Ungetüm, streckte es dann bewundernd in die Höhe

und murmelte mit einer gewissen Rührung: „Ein Phänomen, diese Frau!“

Da that sich die Thüre auf, und Gitta kam noch einmal herein, diesmal langsam und nachdenklich. Sie hatte offenbar den Zettel nach Neuschloß ganz vergessen und ließ sich von einem Gedanken, welcher sie vor der Thüre überfallen hatte, widerstandslos zurückführen. „Es ist mir ein Rätsel!“ sprach sie wie bei einem Monologe vor sich hin, in Haltung und Gang ganz Lady Macbeth. „Weshalb hat dieser Unglücksmanich dann überhaupt geheiratet, wenn er . . .“

„Wenn er seinen endlosen Trauerchoral, et caetera — wie Du vorhin gesagt hast.“

„Lieber André, erstens bitte ich Dich, mich nicht zu unterbrechen, und zweitens merke Dir, daß ich mich nie wiederhole! Ich wollte also sagen: wenn er die Mumie sogar bei seinem Hochzeitsmahl an die Tafel stellen läßt — dieser altegyptische Heidenmensch. Ich frage Dich, André, aus welchen Motiven, in welcher Absicht kann ein solcher Trauerweidengärtner diese Ehe geschlossen haben? Und warum gerade diese Frau? Weshalb nicht unsere Franziska, wie es eine Zeitlang den Anschein hatte? Franziska bekommt keine Millionen als Mitgift, aber Martina ist, wie mir Lex mitteilte, blutarm. Daß die neue Gräfin brav und wohlherzogen ist, sieht man auf den ersten Blick, aber bei unserer Franziska doch wohl auch. Beide sind jung und nett. Wenn Martina eine weit größere Schönheit ist als unser bildhübsches Fannerl, was ich durchaus nicht bestreiten will, so fällt das hier gar nicht ins Gewicht, weil der Unglücksmanich dies durch seinen Trauerflor gar nicht sieht. Weshalb also? frage ich, und zerbreche mir den Kopf über diesem Rätsel. Oder getraust Du Dich etwa, daselbe zu lösen?“

„Ich? Fällt mir nicht im Traum ein.“

„Nun also. Das eine dagegen weiß ich: wir können uns glücklich schätzen — ich sage Dir, André, schätze Dich glücklich, daß eine andere auf Wartenkron eingezogen ist, nicht unsere Franziska. Am meisten aber mag dieser Ulrich Tag und Nacht einer allzu nachsichtigen Vorlesung Dankgebete flammeln, daß ich nicht seine Schwiegermutter geworden bin. Dafür soll er mich wenigstens als Adoptiv-Schwiegermutter kennen lernen. Ich werde mich dieses armen, mutterlosen, unpraktischen Geschöpfes annehmen, und Franziska und unsere Buben, wenn sie auf Urlaub heimkommen, gleichfalls, kurz wir alle, vor allen aber Du. Für Dich, André, ist es geradezu ein Pflicht, welcher Du Dich gar nicht entziehen darfst, ohne gewissenlos zu sein. Denn Martina leidet dort oben als Sündenbock, anstatt unserer Fanny, welche Du noch vor kurzem diesem Trauerbrödl Ulrich hast opfern wollen . . .“

„Ich? Bardon, aber Du warst es ja, die immer . . .“

„Was? Bist Du der Freiherr von Oberlingen, oder ich? Wer trägt schließlich die Verantwortung für das, was hier geschieht, vor Gott und vor den Menschen?“

„Aber ja — mit dem größten Vergnügen. Laß sie nur kommen, die kleine Wartenkron . . .“

„Sie ist größer als Du.“

„Das thut nichts zur Sache, wie Doktor Grilling zu sagen pflegt. Zum Glück ist der lange Feldstreifen beim Feiwäldchen, wo der Hafer gestanden hat, noch nicht geackert. Dort werde ich ihr den neuen Dampfpflug vorführen. Das wird sie schon aufheitern von diesem albernen Ulrich. Vollends aber, wenn sie der Abfütterung der Meute zusieht — das macht ihr sicher einen kolossalen Spaß! Und dann die scheidig gesprentelten Fettel aus meiner neuen Eigenzucht, und . . .“

Gitta aber war schon wieder hinausgeeilt und hatte bereits mehrere Briefe und Zettel geschrieben, während der Freiherr sich immer noch im Entwerfen eines Repertoires von Ergötzlichkeiten erschöpfte. Es war ein systematischer „Aufheiterskurs“, welchen er für „die kleine Wartenkron“ zusammenstellte.

Die Gräfin Wartenkron machte indes von seiner Großmut zunächst keinen Gebrauch und schien ohne seine Belustigungsmittel auszukommen. Daß sie sich jedoch auch ohne die praktische und geniale Hilfe seiner Frau zu behelfen verstand, wunderte ihn stark, und setzte Gitta gleichfalls in kein geringes Erstaunen. Als jedoch dieser bestrebende Zustand anhielt, verdroß es sie, und da er kein Ende nehmen wollte, geriet sie in Zorn und rief: „Daran ist einzig und allein Ulrich schuld. Diesen Menschen hat keine fixe Idee von der unendlichen Trauermelodie offenbar gänzlich demoralisiert. Er scheint nachgerade auch den letzten Rest von Gewissen eingebüßt zu haben. Aber ich werde ihm dasselbe wieder im ausreichenden Maße restaurieren.“ schloß sie in drohendem Tone und befaß, augenblicklich einzuspannen.

„Es sind nur die neuen Pferde zu Hause,“ erwiderte schüchtern der Diener.

„Und wenn auch gar keine zu Hause wären — einspannen!“

„Das ist mir nicht lieb,“ murmelte der Freiherr. „Das Sattelpferd scheut, und das Handpferd beißt nach ihm.“

„Das ist mir alles eins — sie sollen sich miteinander vertragen, und den Wartenkroner oben will ich gleichfalls lehren, sich nach göttlicher und menschlicher Ordnung mit seiner Frau zu vertragen. Das Scheuen und Beißen ist mir ganz gleichgültig, Teuerster, — ich meine nämlich bei den Pferden — und Ulrich muß ich endlich einmal zur Raifon bringen. Er braucht eine moralische Dusche — vielleicht auch eine physische, sie haben da droben viel zu wenig kalt — es ist eingespant, Adieu!“ —

Als sie die Thüre öffnen wollte, um hinaus-zurauschen, trat der Diener ein und meldete die Gräfin Wartenkron. Ein Lächeln der Befriedigung überflog Gittas Züge. Sie stürzte hinaus, umarmte Martina stürmisch, zog sie mit triumphierender Miene, anstatt in den Salon, gleich in das Arbeitszimmer des Freiherrn herein, stellte ihr diesen und auch Franziska vor, welche eiligst herbeigerufen wurde, und hatte noch so viel Atem übrig, um Hétrary zu begrüßen, welcher wenige Augenblicke nach Martinas Ankunft in den Schloßhof geritten war. Es war wie ein betäubender Orkan, bei dem einem Hören und Sehen vergeht.

Martina hatte noch immer keine Gelegenheit gefunden, auch nur ein Wort anzubringen. Endlich gelang es ihr doch, einen ausgiebigeren Atemzug Gittas geschickt zu benutzen, um sie mit der Bemerkung zu unterbrechen: „Ich bin ohne Ulrich und bloß für einen Augenblick gekommen — Agnes wartet unten mit dem Mädchen im Wagen. Es soll auch gar nicht als Besuch gelten, sondern als Inognito-fahrt einer ratlosen zu einer erfahrenen Mutter. Die Frage betrifft die Kinderwäsche, welche nicht mit Agnes zugleich waschen will. Ich habe gestern den gesamten Vorrat durchmustert und abgemessen — es ist nachgerade alles zu knapp. Da dachte ich an Deine Aufforderung, mir zunächst bei Dir Rats zu erholen, und da bin ich denn, weil Du so gut bist.“

„Du bist lieb und gut, daß Du meine Aufforderung nicht vergessen hast. Den Rat sollst Du vollauf haben, und die Anweisung obendrein — beides von Herzen gern und praktisch dazu. Ich habe Franziskas Kinderwäsche noch vollzählig aufbewahrt — als Andenken, und dann, weißt Du, sind einige ganz neue Ideen von mir darin verwertet. Ein Kasten im Garderobezimmer ist damit von oben bis unten angestopft. Dorthin lasse ich meine Hauschneiderin rufen, natürlich muß Agnes aus dem Wagen herauf — sie ist ja doch die Hauptperson dabei — endlich wir zwei, und die Sitzung kann eröffnet werden. Erlaube nur, daß ich mich vorher ein wenig aus dem warmen Zeug hervorschäle — ich wollte nämlich gerade zu . . . gerade ausfahren. Mein Mann wird Dir inzwischen einen Vortrag über allerlei schöne Dinge halten, welche er eigens für Dich ausgedacht zu haben scheint. Du hast nämlich seine Eroberung gemacht, bevor er Dich noch gesehen hat. Franziska, Du kannst Herrn von Hérvary meine neueste Verbesserung an dem Damen-Reitfattel zeigen. Sie sind ja Fachmann, Hérvary, und werden entscheiden, ob Franziska mit dieser neuen Idee von mir nicht sicherer und angenehmer reiten wird. Auf Wiedersehen!“

Der Freiherr entwickelte sofort ohne weitere Einleitung das ganze Repertoire von Ergötzlichkeiten, womit er Martina zu erheitern vorhatte, so oft sie zu einem längeren Besuche nach Oberlingen kommen würde. Heute ließ sich freilich nichts Besonderes veranstalten, da sie gleich wieder fortfahren wollte. So begnügte er sich denn, sie wenigstens durch das Aufzählen aller der Herrlichkeiten nach deren Wirklichkeit lüftern zu machen.

Martina blickte ziemlich erstaunt darein. Es war ihr nicht recht verständlich, was Pferdebedressur, Meutenakung, scheidige Ferkel, Dampfpflüge und dergleichen Dinge zu ihrer Erheiterung beitragen sollten. Auch begriff sie nicht, wie der Freiherr von Oberlingen auf den Gedanken verfallen war, daß sie überhaupt einer Erheiterung bedürfe. Endlich erschien es ihr vollends rätselhaft, weshalb gerade er die Verpflichtung fühlte, sie erheitern zu müssen.

Der Freiherr fuhr indes unentwegt in der Ausführung dessen fort, was er „die kolossalen Spaß-Resourcen von Oberlingen“ nannte. Der Dampfpflug insbesondere mußte wohl selbst einen Toten

noch zu etlichen Freudensprüngen veranlassen, weil der Freiherr bei der bloßen Schilderung desselben immer lustiger und zuletzt ganz übermütig wurde. Dabei rückte er immer näher zu Martina heran, indem er immer eifriger aus seiner Cigarre die künstlichsten Rauchringe über-, unter-, an- und durcheinander hinblies. Er blies das alles nur ihr vor. Dies war die einzige Nummer der „kolossalen Spaß-Resourcen von Oberlingen“, welche sich auch bei einem so flüchtigen Besuche improvisieren ließ. Da sie indes seine meisterhaften Kunstleistungen ganz und gar nicht beachtete, trieb ihn sein Ehrgeiz zu immer gewagteren Virtuosenstückchen. Endlich fand er ihre „Blasiertheit“ ganz unbegreiflich und sagte, indem er plötzlich sein Ergöckungs-Programm unterbrach: „Pardon, Gräfin, sehen Sie sich einmal geschwind den Rauchring an, welcher dort durch den größeren hindurchgeht, ohne seine Innenränder auch nur zu berühren! Haarscharf zwei konzentrische Kreise! Einmal habe ich nach dem Diner mit der verstorbenen Gräfin Thomasine um einen Napoleonorden gewettet, wer von uns beiden unter zehn Rauchkreisen die meisten tadellosen Durchgänge erzielen würde. Wissen Sie, wer gewonnen hat? Nicht ich. Sie blies oder fächelte mir nämlich meine schönsten Ringe heimlich abweg, während ich der Sache meine ungeteilte Aufmerksamkeit zuwendete. Erst hinterdrein, als sie die Wette eingestrichen hatte, bekannte sie sichernd, was sie gethan, um dem Glücke nachzuhelfen. Gleichwohl gab sie mir den Napoleon nicht mehr heraus, sondern behauptete feif und fest, er gehöre ihr, weil nichts von Fächeln oder Blasen in den Wettbedingungen erwähnt worden sei. Dann lachte sie mich aus und schenkte ihren Gewinnst der Fanny für ihre Armen. Nun, Gräfin, wollen wir es nicht auch einmal miteinander versuchen? Was gilt die Wette? Aber Fächeln oder Blasen — bemerke ich diesmal ausdrücklich — gilt nicht und ist unbedingt ausgeschlossen. Also beliebt es?“

„Recht gerne, lieber Baron,“ sagte Martina, dem gutmütigen Manne zulächelnd, „leider fehlt mir das Nötigste: ich rauche nämlich nicht.“

„Sie . . . Sie rauchen nicht? Überhaupt gar nicht? Pardon, das ist mir nicht im Traum eingefallen, daß . . .“

„Daß jemand nicht raucht,“ ergänzte die eintretende Gitta. „Damit ist Dein Urteil bei André gesprochen, meine arme Martina. Er wird nie wieder für Dich schwärmen. Laß ihn also samt seinen uncivilisierten Erheiterungen, und kehren wir zu unserer Kinderwäsche zurück! — Der Kasteninhalt ist bereits ausgelegt, die Hauschneiderin wartet, und die Beratung kann beginnen. Agnes ist auch schon im Garderobezimmer — nebenbei gesagt: Agnes ist ja kaum mehr zu erkennen mit den vollen rofigen Bäckchen. Gewiß badest Du sie öfter und kälter — unter anderem, Hérvary, haben Sie schon meine Sechstrahlen-Seitendusche versucht? Aber das erzählen Sie mir ein andermal. Daß ich nicht vergesse, Franziska, hast Du die Einladung für morgen — aber verzeih, Martina, und komm! Franziska, Dich können wir

nicht dabei brauchen, und die Herren verstehen nichts davon. Gehen wir!"

XV.

Der Freiherr saß noch immer verblüfft da. Die Künstlerfreude an seinen meisterhaften Ringen war ihm verleidet, und er blies sein Mißvergnügen in ganz gemeinem, formlosem Gewölk so dicht rings um sich her, daß hinter demselben seine Gestalt nach und nach ziemlich fragwürdig wurde. Unweit von ihm hochte Hétváry auf einem Salonküßchen mit hoher Lehne und kurzen Füßen. Um die Lehne kümmerte sich Hétváry nicht sonderlich, aber das niedrige Gestell nötigte seinen langen Reiterbeinen allerlei abenteuerliche Verhaltensmaßregeln auf. Bisher hatte man von ihm bloß den Gruß beim Eintreten gehört und später einige Naturlaute bei der Unterjuchung des verbesserten Damensattels, aus denen jedoch nicht zu entnehmen war, ob er Gittas neue Idee billigte oder verwarf. Er pflegte überhaupt bloß bei außerordentlichen Gelegenheiten zu reden, welche man in aller Geschwindigkeit ausnützen mußte, um etwas von ihm zu erfahren. Aus der Cigarre, welche ihm der Freiherr angeboten hatte, stieß er abwechselnd rechts und links kleine eilige Rauchwölkchen heftig von sich weg. Er war mit einem schönen Eifer darauf bedacht, daß sich ja kein einziges derselben in gerader Richtung hinschleiche und ihm die Aussicht umneble. Denn dort sah man durch die offene Thüre in das Nebenzimmer, und in demselben saß Franziska am Klavier. Sie spielte nicht, sondern klimperte nur so mit zerstreuter Hand auf den Tasten hin, wie dies einem wohl in der Erwartung irgend eines bedeutungsvollen Ereignisses begegnen kann. Hétváry lauschte nach diesem halbverwehten Tonstammeln, als sei das die schönste Musik auf Erden. Er blickte zugleich so unverwandt nach der Spielerin, als ob er sie noch nie gesehen hätte. Und doch war noch keine Viertelstunde verflossen, seit er neben ihr am Klaviere gelehnt, und anstatt des verbesserten Damensattels nur sie betrachtete hatte.

Franziska war übrigens in der That immer wieder von neuem sehenswert. Sie besaß ein kurzes Stumpfnäschen, welches weder genial noch praktisch, ja nicht einmal ernsthaft aussah, sondern nur allerliebft. Ganz denselben Eindruck machten die schalkhaften blauen Augen, welche zu Zeiten wie Weilchen dunkelten, und die blonden Zöpfe, die manchmal wie mattes Gold aufleuchteten. Sie waren sehr lang und immer bereit, irgend einen spaßigen Sprung oder drolligen Schnörkel durch die Luft zu wagen, wenn das übrige muntere Persönchen von einem Fleck zum anderen zog. Das that aber Franziska so ziemlich den ganzen Tag hindurch; es war nicht ihre Bestimmung, an einer Stelle zu weilen oder sich in der Weise ernster Leute zu bewegen. Sie hatte jederzeit etwas von der zierlichen Hurtigkeit einer Meise an sich, die vom Morgen bis zum Abend das Gezweige durch-

hastet. Diese rasch bewegliche Art schien auch das einzige zu sein, was sie von der Mutter ererbt hatte. Gegenüber den anderen Eigenheiten derselben verhielt sie sich genau wie ihr Vater: sie fielen ihr nicht einmal im Traume ein. Gegen die systematischen Kaltwassertorturen hegte sie sogar von Kind auf einen verhaltenen Widerwillen. Manchmal brachte sie es nicht einmal über sich, denselben zu verhalten, und ließ ihn gelegentlich im Vorüberfliegen an einem der ewig triefenden Folterwerkzeuge mit einem herzhaften Puff oder kräftigen Fußtritt aus. Allein dies war doch nur eine mäßige Entschädigung. Alle die bedeutenden Reste von Widerwillen, welche sie nicht in Gestalt von Beulen an Blechapparate, noch auch in Form von Löchern an Badehauben verausgabte, hatten sich im Laufe der Jahre zu einem rechten Ingrimme ausgewachsen. Denselben Ingrimme aber trug Hétváry in seiner schweigsamen Seele herum. Er war zwar nicht gleich Franziska aus kindlichem Gehorsam gehalten, sich Kaltwasserprozeduren zu unterwerfen; dennoch nahm er alle Winke Gittas in dieser Sache wie höhere Offenbarungen entgegen, und hatte sich nach ihrem Rate sämtliche Apparate angeschafft, die je in einer Kaltwasserheilanstalt vorgekommen waren. Daß er kein einziges von diesen sinnreichen Dingen angewendet hatte, bekam Franziska bald heraus. Seitdem verlegte sie sich auf das Studium dieses schweigsamen ungarischen Edelmannes. Daß er nicht längst auf sein eigenes Gut heimgekehrt war, trotzdem er sich mit Leg Thurmbruck auf keine Weise vertrug — schon das war auffällig. Recht nachdenklich machte sie erst die Thatfache, daß er hartnäckig nur nach Oberlingen geritten kam, ohne sich um die übrige Nachbarschaft zu kümmern, wo es doch in der Regel weit lustiger zuging. Daß er aber ein kleines Vermögen in allerlei Babutenfilien anlegte, bloß weil ihre Mutter dafür schwärmte, machte sie vollends stuzig. Denn er selbst hatte ihr gebeichtet, daß er persönlich weder dafür schwärme, noch auch davon Gebrauch mache. Dieses reumütige Geständnis entriß sie ihm dadurch, daß sie ihm ihren eigenen bitteren Haß gegen alle diese „tiefenden Greuel“ anvertraute. Als sie jedoch an die eigentliche Lösung des Rätsels gehen und das Warum? erfahren wollte, versank Hétváry in seine gewohnte Schweigsamkeit. Bloß einen langen Blick aus seinen schwarzen, glühenden Augen warf er auf sie, und vielleicht war in demselben das Darum zu lesen. Denn sie wandte sich erröthend ab und fragte ihn seither nicht mehr. Aber was sie sich damals von dem Widerwillen gegen alle die kalten, nassen Dinge gestanden, hatte sie doch einander recht nahegerückt, zumal da es beiderseits unter dem Siegel der Verschwiegenheit geschehen war. Aber sie durften die gegenseitige Sympathie, welche aus solcher gemeinamen Antipathie aufgeblüht war, nicht zu augenfällig hervorkehren. Denn Gitta achtete zwar in Hétváry einen eifrigen Adepten ihrer Kaltwasser-methode, im Grunde genommen konnte sie ihn jedoch nicht recht leiden. Sie ließ ihn dies zu Zeiten auch ziemlich empfindlich fühlen, was indes jedes-

mal Franziska tiefer zu verstimmen schien als ihn selbst. Er that wenigstens, als bemerkte er dergleichen nicht, und ließ sich nicht abschrecken, am nächsten Tage wiederzukommen. Und doch hatte Franziska bei dem emsigen Studium seines Charakters so viele Züge von Feingefühl, Takt und ritterlichem Sinn an ihm entdeckt, daß sie für diese rätselhafte Stumpfheit das Darum wieder nur in dem Blicke seiner schwarzen, glühenden Augen fand. Aber er war mit solchen Blicken sparsam. Zumal in Gittas Gegenwart hingen seine Augen — Hunnenaugen nannte sie Gitta — an allem anderen, nur nicht an Franziska. Und Franziska gab ihm innerlich recht: seine Blicke plauderten immer aus, was er mit seinem stummen Wesen zu verschweigen gedachte.

Franziska klimperte weiter an dem Schubert'schen: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ und dachte daran, wie die Mama gestern wieder einmal Hérvary recht schlecht behandelt hatte. Er dagegen war nicht bloß heute wiedergekommen, sondern hatte sich auch überdies noch die Sechsstrahlen-Seitenbusche anfertigen lassen. Franziska war gestern unmittelbar nach jener Scene abseits geschlichen und hatte ihr Leid darüber heimlich ausgeweint. Und jetzt schwoll ihr in der Erinnerung an seine gestrige Kränkung und an seine heutige Selbstverleugnung das Herzchen auf, so daß sie plötzlich mit der winzigen Faust grimmig mitten in die Tasten hineinschlug, und das disharmonische Aufklingen mit der Frage übertönte: „Was thun Sie denn da drinnen, Herr von Hérvary?“

„Ich sehe Ihnen zu,“ erwiderte er. Dabei erhob er sich von dem niedrigen Stühlchen, warf die Cigarre auf den Aschbecher und trat durch die offene Thür zu dem Klavier.

„Ich wollte Sie etwas fragen,“ sagte Franziska, sich halb umwendend. „Gestern Abend habe ich ein Buch gelesen, in welchem auch von einer ungarischen Puksta die Rede war. Sagen Sie, Herr von Hérvary, sind Sie schon auf einer Puksta gewesen?“

„O ja. Bin dort daheim.“

„Daheim? Da müssen Sie ja ganz genau wissen, wie das Ding aussieht! Sie könnten mir das jetzt gleich ein wenig schildern.“

„Nein, das kann ich nicht. Das muß man sehen. Die Puksta! Uram Istenem — du lieber Herrgott! Also das ist etwas Großes, Weites, ringsum der Himmel, daran eine ungeheure Sonne oben, und unten hie und da der dunkle Balkenstrich eines Ziehbrunnens. Also das ist alles!“

„Hie und da nur ein Ziehbrunnen? Sagen Sie, Hérvary, ist da viel Wasser darin?“

„Manchmal keines, gewöhnlich zu wenig.“

„Also keine Volls-, Halb-, Viertel-, Fuß-, Kopfbäder, Duschen, Brausen, und so weiter, und so weiter, wie alle diese triefenden Greuel heißen?“

„Gott sei Dank — nein.“

„Wirklich nicht?“ Sie wandte sich ganz um und sah ihn zweifelnd an, als ob sie an die Mög-

lichkeit eines solchen paradiesischen Erdenwinkels nicht glauben könnte.

„Wirklich nicht. Das Wasser reicht eben zum Viehtrank aus. Die Menschen trinken Wein. Zu verschwenderischer Brittschelei giebt es keine Ziehbrunnen in der Puksta.“

„Sie, Hérvary, hören Sie: das muß aber schön sein!“

„Schön? Kegyelmos Istenem — ach, du mein gnädiger Gott! Es giebt gar keinen lieberrn Fleck auf Gottes lieber Erde. Die Puksta! Ja, die Puksta! Mich packt immer das Heimweh, wenn ich nur das Wort höre.“

„Heimweh? Sagen Sie, Herr von Hérvary, — aber nicht lügen! Also sagen Sie, warum gehen Sie denn dann nicht heim, wenn Sie Heimweh haben? Sie sind ja doch nicht an Wartentron gebunden.“

„Nein. Aber an Oberlingen.“

„An . . . an Oberlingen?“

„Das wissen Sie nicht? Sie, Franziska? Ohne Sie wäre ich längst heimgegangen. Aber das ist so: es giebt eben wieder keinen lieberrn Menschen auf Gottes lieber Erde als Sie. Nach der Puksta bekomme ich wohl hier in der Fremde ein rechtes Heimweh; nach Ihnen, Franziska, aber bekäme ich mitten auf der Puksta ein solches Herzweh, daß ich es doch nicht dort aushielte. Darum bleibe ich lieber gleich da. Ja, wenn ich den liebsten Menschen dort auf dem liebsten Erdenstückerl beifammen haben könnte . . .“ er neigte sein bronzefarbiges Gesicht nieder und blickte sie forschend an.

Sie lauschte noch dem treuherzigen Tone seiner Worte nach, war rot bis unter die Stirnhaare, und ihre Hand, die er ergriffen hatte, bebte leise. Aber sie entzog sie ihm nicht, sondern ließ sie vertrauensvoll in seiner festen, warmen, braunen Hand liegen. Eine Thräne entschlöppte ihr doch unvermerkt und rann unaufhaltjam über die Wange herab. Aber es war ihr gar nicht wehe dabei, und sie nidte sachte, als er noch einmal fragte: „Haben Sie das nicht gewußt, Franziska? — Und Sie wollen mit mir gehen? Mit mir auf meine Puksta? Auf unsere Puksta?“ fragte er innig weiter.

Sie war eben im Begriffe, abermals zu nicken, als sich das unsichtbar machende Tabakgewölk teilte, welches sich um den Freiherrn wie um einen homerischen Gott verhüllend ergossen hatte. Durch den Nebelspalt aber klang die Frage herüber: „Hérvary, was zetteln Sie denn dort mit Fanny für eine Verschwörung an, daß Sie so flüstern?“

„Er schildert mir die Puksta, Papa,“ stammelte Franziska verlegen.

„Nur ist die Sprache zu arm dazu. Nie vermöchte ich zu schildern, wie ich die Puksta eben jetzt vor mir sehe!“ sagte Hérvary mit einem Blicke, über welchen Franziska wieder tief errödete. „Vielleicht eher noch spielen!“ fügte er bei, setzte sich neben Franziska an das Klavier und ließ die süßberückenden, herzergreifenden Weisen ertönen, wie sie das braune Volk des ungarischen Tieflandes aus Cymbal und Fiedel zaubert.

Franziska war leise aufgestanden und lehnte mit gefalteten Händen an der Fensterwand. Das also war die Pusta: groß und weit, rings vom Himmel umsäumt, daran oben die ungeheure Sonne, und unten zwei Menschen mit großen, heißen Herzen — er und sie selbst. Sie sah es ganz deutlich, und auch das sah sie, daß seine Augen feucht waren.

Dann sprang er plötzlich auf. Franziska stand noch immer an der Kante der Fensterbank, und

große Thränen rollten ihr über die Wangen. Aber sie lächelte dabei. Er hätte sie so gerne an seine Brust gezogen und an seinem Herzen festgehalten, bis die Thränen verstiegt und nur noch das Lächeln allein zurückgeblieben wäre. Aber da dunkelten noch immer aus dem Nebenzimmer die unsicheren Umrisse des Freiherrn Andreas hinter seiner Rauchwand hervor. Gévary mußte sich also bescheiden, mit einem Blick und einem Händedruck Abschied zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Seelenbild.

Unbegreiflich still, mit großen Augen
Blickt mir meine Seele stumm entgegen,
Und in graue Schleier hüllt sie leise
Die Gefühle, die sich müde regen.

Manchmal nur aus ungeahnten Tiefen
Überflutet jäh mich Wonne — Trauer — —
Daß es mich durchzuckt wie Seligkeiten,
Daß es mich durchhebt wie Fieberschauer — —

J. Falkmüller.

Vom Wesen der Freundschaft.

Von Ulrich Grafen Schack.

Wem Freunde zustiegen, wechselt unvermerkt die Freunde und erkennt zuletzt, daß er niemals einen echten besaß, sondern nur Gesellschafts- oder Glücksfreunde. Der Glückliche lacht unter vielen Freunden, der Unglückliche erkennt den echten Freund. Wer Freundschaft für etwas Alltägliches hält, besitzt einen alltäglichen Geist, wenig geschaffen, einen schönen Freundschaftsbund zu schließen. Zwar kann niemand mehr geben als er besitzt und man hat darum nicht das Recht, Treue zu fordern, sondern soll zufrieden sein, sie zuweilen zu finden; aber jeder fordert sie. So ist's denn das Schicksal der Gesellschaft, eine Freundschaft zu besitzen, die sich leicht lösen und wieder knüpfen läßt und die niemand recht erwärmt und deren Seele nicht selten die Klatschsucht ist.

Das Auge giebt den Dingen die Farbe, das Herz den Liebreiz, nur wirken die Herzen dabei weit abweichender als die Augen; sie schmücken dermaßen unbewußt ihre Umgebung, die sie zum Lohne dafür mit dieser ihrer Schönheit entzückt; sie begegnen ihren eigenen Thaten, wie die Sonne dem Licht der Planeten. Wer Liebe verschenkt, beschenkt sich selbst. Darum sind wahrhaft nur die Menschen enterbt, die nicht lieben können. Zunächst aber liebt der Mensch die Natur, die sich ihm deutlicher darbietet, nicht den Willen hat, sich zu verstecken und zu täuschen, alsdann das Menschliche im Menschen und erst zuletzt den Charakter, die Weltanschauung und Gesinnung. Sei ein armer Mann und liebe Deine Hütte, so wird Dich Deine Hütte lieben und beglücken: denn das Kleinste kann uns erfreuen, und was erfreut, ist unser Freund. Das ist die höchste Macht der Liebe, jener warmen Liebe,

die den Zug der Begeisterung an sich trägt, daß sie selbst leblosen Dingen eine Herzenssprache verleiht.

Indessen ist die tiefere Liebe doch die Liebe des Menschen zum Menschen. Wir unterscheiden an ihr zwei Formen und haben allein die eine davon zu behandeln. Mißt sich solcher Liebe Sinnlichkeit bei, so heißt sie „Minne“; ist sie frei davon und mehr geistigen Wesens, so heißt sie „Freundschaft“. Die Sprache der Freundschaft ist eine sehr andere als die der Minne, indem Freundschaft nicht Schönheit des Selbes, sondern Ähnlichkeit der angeborenen Gesinnung sucht. Freundschaft ist immer Begeisterung für das Ideale, die erhabene Weltanschauung im Freunde. Dabei ist nicht die Wahrheit der Idee, sondern vorzüglich die Reinheit des Willens, der sie trägt, das Band der Freundschaft, die mehr aus dem Herzen als dem Kopfe stammt. Harmobios und Aristogeiton, Brutus und Cassius waren Idealisten und als solche Freunde und Mörder; Begeisterung war ihr Teil und nicht Klugheit und Erkenntnis. Freundschaft als Begeisterung hat etwas Schwärmerisches und wie alle Schwärmerei Unklares. Wie der silberne Morgendunst über üppigen Gefilden, lagert solche Unklarheit über dem keimenden Gemüte der Jugend. Das noch vertrauende Herz der Jugend begeistert sich leicht für Menschen, endlich, bei höherer Bildung, für die allgemeinen Ideen oder die Weltanschauung des Freundes. Die Besonnenheit kritisiert unserm Gemüt die Naivität hinweg, überwacht ihm die Begriffe gut und böse, wahr und unwahr u. s. f., während Begeisterung als Gefühl etwas Naives und Unüberlegtes hat. Begeisterung giebt auf unser Thun und Lassen ein blendendes Rosenlicht; Begeisterung nimmt für den Freund mit einem Glauben Partei, dessen Festigkeit die Kritik ausschließt; Begeisterung ist die Kraft reisender Seelen, aufsteigender Kulturepochen.

Ich nehme die Begriffe Begeisterung und Schwärmerei ohne den Nebenbegriff des Überspannten und Unverständigen, den eine im Willen geschwächte Überkultur ihnen gern zuschreibt. Jede gehobene und kraftvolle Stimmung ist schon Begeisterung und, von der Phantasie zu stark geführt, Schwärmerei. Ein dem Irrtum so gewiß verfallenes Wesen wie der Mensch darf sich der Begeisterung und Schwärmerei schon hingeben. Der greise Blücher, der mit gezogenem Säbel auf den Feind eindringt, entzückt, und Napoleon, der auf St. Helena sagt, er habe die Welt beglücken wollen, glaubt an seine Worte als Schwärmer. Diese seine Schwärmerei ist der versöhnende Zug an dem sonst selbstfüchtigen und bis zur Grausamkeit harten Manne. Begeisterung ist ein Kampf der Natur gegen die Formeln überreifer Kulturen; und

Von des Tagwerks lautem Dröhnen
Noch kein andrer Ton erklungen,
Als das dumpf gepreßte Stöhnen
Aus der Schiffe Tiefenlungen.

Selene Folgt.

Die Anfänge der Romantik.

Von O. v. Leizner.

(Schluß.)

Wie schon bemerkt, stand Fichte anfangs unter dem Banne Spinozas, dessen Pantheismus und Leugnung jedes freien Willens er zustimmte. Aber nur mit dem Verstande. Man hat für die Philosophien den Ausdruck „Begriffsbildungen“ angewendet. Er ist unstreitig in gewissen Grenzen berechtigt. Aber jedes Lehrgebäude des Weltwissens ist unstreitig mehr als das: es ist der treue Ausdruck eines eigenartigen Menschenwesens, das in ihm sein Fühlen, Denken und Vorstellen bekennt. Das sollte auch so bei Fichte werden. Sein trotzig unabhängiges Gemüt empörte sich gegen die Vorstellung, daß durch die Unfreiheit des Willens jede sittliche Verantwortlichkeit aufgehoben werde. In dieser Stimmung lernte er Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ kennen und wurde von ihr am tiefsten ergriffen, da sie dem mächtigen sittlich-religiösen Drange seines Selbst entgegengam. Unter allen Philosophen Deutschlands, ja vielleicht der Geschichte, ist Fichte am meisten Mann, von unbeugbarer, ja oft schroffer Willenskraft. Diese begründete es, daß er sich auflehnen mußte gegen die Weichlichkeit des Zeitalters, gegen morsche Überlieferungen. Auch in Kants Sittenlehre liegt Eisen, aber — man erlaube das Bild — nur als chemische Formel, in Fichte aber ist's aufgelöst in Blut und Nerv. Er will mit Gewalt der Rede sein Volk zu den Wahrheiten hinführen, die ihm selber als unbedingte gelten, er schmeichelt nicht, er fordert stürmisch, und sittliche Freiheit innerhalb des Göttlichen, das er als „sittliche Weltordnung“ erkennt, ist sein Ziel für alle. Einer seiner Schüler hat von ihm gesagt: „Sein öffentlicher Vortrag rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entläßt; er erhebt die Seele, er will nicht bloß gute, sondern große Menschen machen.“ Und sicher ist's, daß seine sittliche Kraft in tausend Seelen zündende Funken gesprüht und auf die vaterländische Richtung des jungen Schrifttums bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Ausrotten konnte aber auch er die sittliche Schläffheit, die einem Teile der älteren Romantiker anhaftete, nicht. Im Gegenteil: ohne es zu wollen hat er sie unterstützt.

Aus dem stürmischen Freiheitsdrange erklärt es sich, daß Fichte auch als Denker die Hemmung des Willens durch die äußere Welt stark gefühlt hat. Und dieses Gefühl hat er in die Welt des Begriffs übertragen, um in seiner Lehre dem freien Ich Raum zu schaffen. So entwickelte er die ganze stoffliche Welt als Schöpfung des Geistes, des „Ichs“. Dieses Ich hat, um sich zu betheiligen, den von ihm erzeugten Stoff nötig, der aber nur dadurch Geltung und Wert gewinnt, wenn er dem Willen und den Zwecken des Geistes gehorcht, sich darstellt als „vernünftliches Material der Pflicht“. Dieses Ich, das „absolute Ich“, ist zugleich die

Gottheit, das innerste Wesen der „Welt“, alles erzeugend, aber unpersönlich, ist der rastlose Wille, der in sich Vernunft, Freiheit, Sittlichkeit einschließt. Und da nun dieser ganze Geistesweltbau von diesen beherrscht ist, so ist es Pflicht aller Glieder, des einzelnen, im gesamten Willen der sittlichen Bestimmung entgegenzustreben. Handeln in ihrem Sinne ist Zweck und Pflicht des vernünftigen Menschen; alles Erkennen wertet nur danach, wie es diesem Streben nach dem Guten dient. Naturgemäß ist der Gegensatz dieses rastlosen, auf das Sittliche und damit Vernünftige gerichteten Handelns das Nichthandeln, schlaffe Trägheit, Genußsucht, Jähzucht, die somit die „Sünde“ darstellen. Diese Fehler der Zeit hat er schon im Winter von 1804 auf 1805 in seinen Reden über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“, in denen er mit klaren Worten den Zusammenbruch der bestehenden Verhältnissen vorhergesagt, mit brennenden Worten das Geistesbild des kernhaften deutschen Mannes gezeichnet ist, müssen den Leser erkennen lassen, daß sich in dem Gedankenbau der Fichteschen Lehre das innerste Wesen seines Gemüths ausgeprägt hat. Die „Pflichtenlehre“, die Kant begründet, Fichte und Schiller — denn dieser gehört zu den beiden in diesem Falle — vollendet hatten, enthielt in sich den Heilstrank für die kommende Zeit. Verbunden mit dem Wesenhaften des echten Christentums ist sie noch heute von unersehbarem Werte, und kann die ähnlichen Krankheiten des deutschen Volkes am Ende des Jahrhunderts ebenso, aber dauernder, heilen, wie sie diese für kurze Zeit am Beginn geheilt hat.

Ein großer Teil der Romantiker hat nun Fichtes Gedanken für ihr ästhetisch-philosophisches Gewebe benutzt, aber sie für ihre Zwecke umgebildet. Zunächst das „Ich“. Bei Fichte ist es alles durchbringende Weltmacht, bei den Umdeutern ist es zum Ich des einzelnen geworden, das mit vollem Belieben der „Welt“ gegenübersteht, und auch mit dem dichterischen Stoff nach seiner Willkür walten kann. Und während bei Fichte die schaffende Einbildungskraft des welterhaltenden Ichs nach festen Satzungen, wenn auch in sich frei, die sittliche Weltordnung hervorbringt, hat die romantische Phantasie keinen sittlichen Zweck, sondern ist nur ein Spiel, mit keinem andern Zweck als der ästhetischen Selbstbefriedigung. Da die Welt, also auch der dichterische Stoff, Schein wird, und nur das freie Ich eine Wirklichkeit darstellt, so wird es unbedingter Herr, und seine Launen und springenden Einfälle werden zum Gesetz für den Augenblick, im nächsten schon kann das Ich aus neuer Laune ein neues Gesetz erzeugen.

Bei Fichte waltet im absoluten Ich ein stetiger Thatendrang, der in jedem erreichten Ziele einen wieder zu lösenden ethischen Widerspruch entdeckt und durch diesen zu neuem Thun angespornt wird. Auch diesen Gedanken übernimmt die romantische Lehre, verlegt aber den Drang, aus dem Widerspruch herauszukommen aus dem sittlichen Willen in den ästhetischen, in die Einbildungskraft des einzelnen Ich. Indem es schafft, werde es niemals von einem Ziele befriedigt. Neuschaffend zerstört es, und indem es so in steter Verneinung dem Stoffe gegenüber steht, entwickelt sich das, was die Romantiker Ironie nennen. Goethe und Schiller, Klopstock und Lessing glaubten an ihn, die beiden ersten vornehmlich umfaßten ihn mit der leidenschaftlichen Innigkeit des zeugenden und zugleich gebärenden Dichtergemüths, trugen ihn liebevoll in sich bis zur Stunde der Geburt. Die

Romantiker aber, die der Ironie huldigten, besaßen nichts von dieser Keuschheit und Treue. Jene strebten danach, die dem Stoffe eingeborenen Kunstgesetze mit dem Gemüt zu entdecken, mit der Vernunft zu erkennen, diese aber zwangen spielerisch und launenhaft dem Stoffe als Gesetz auf, was bloße Willkür war.

In der thatsächlich vorhandenen Menschenseele lassen sich die Thätigkeiten nicht reinlich voneinander scheiden. Wenn eine der sogenannten Kräfte krankt, setzt sich die Zerstörung auf die anderen fort. Was ästhetische Sünde scheint, wirkt auf den sittlichen Willen ein, es wurde auch oft die „Ironie“ aus der Kunst in das Leben übertragen, zerlegte die Charaktere und machte sie haltlos.

Bietet es schon erhebliche Schwierigkeiten, in einem Werke, das als Lehrbuch für das deutsche Haus dienen soll, Fichtes Einwirkung auf die Romantiker anzudeuten, so steigerte sie sich bei Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling.

Er ist am 27. Januar 1775 in Leonberg (Württemberg) geboren, studierte mit Hegel und Hölderlin in Tübingen, dann in Leipzig. Zuerst wurde er auf Fichtes Betreiben als Lehrer an die Hochschule von Jena berufen. Hier trat er mit einigen der Romantiker, Tieck, die beiden Schlegel u. a. in nähere Beziehungen und heiratete die geschiedene Gattin Wilhelm Schlegels, die schon genannte Karoline Böhmer, deren dritter Mann er war. Nachdem er Professuren an verschiedenen Hochschulen bekleidet hatte, zog er sich zurück und ist im Bade Nagaz am 20. August 1854 gestorben.

Schelling war ein reicher, anregender Geist, dessen Einflüsse sich auf sehr verschiedenen Gebieten verfolgen lassen. Man hat ihn, und mit Recht, den „Proteus“ der Philosophie genannt. Ich fühle mich außer stande, in klarer Kürze die Wandlungen seiner Lehre darzustellen. Es muß genügen, auf einige seiner Anschauungen hinzuweisen, die von einzelnen der dichterischen Zeitgenossen ergriffen und in das Gewebe ihrer Ansichten verarbeitet worden sind.

Indem Fichte das „Ich“ zur unbedingten Hauptsache gemacht hatte, drückte er das „Nicht-Ich“, die Natur, unter ihren Wert hinunter. Schelling suchte, von Spinozas Pantheismus beeinflusst, nachzuweisen, daß die ganze Natur Seele habe, aber eine ursprünglich unbewußte, die danach ringe, „Intelligenz“ zu werden. Die Naturseele webt im „toten“ Stoffe ebenso wie in Pflanzen und Tieren. So fallen Geist und Natur zusammen. Die romantische Dichtung hat von dieser Anschauung einen Gebrauch gemacht, der sie aus dem Reiche der Phantasie allmählich in das zügellose Phantastik führte.

Ein zweiter Gedanke Schellings war es, als die höchste Epize der Entwicklung des Geistes nicht wie Fichte das sittliche, sondern das ästhetische Bewußtsein hinzustellen. Alles sittliche Ringen treibe zuletzt einen Widerspruch hervor, der zu neuem Ringen anspanne. So bleibt die volle Befriedigung ausgeschlossen. Aber im künstlerischen Schaffen, in Kunstwerken ist diese höchste Vollendung möglich. Das Unendliche wird in ihm anschaulich, Geist und Natur verbinden sich zu widerspruchsfreier Einheit. Wie auf diese Weise das ästhetische Bewußtsein als der Gipfel der Entwicklung hingestellt ist, so wird die Kunst das Höchste, und somit das künstlerische Genie höher gewertet als das sittliche, und die Welt ist selbst Kunstwerk, aber ein solches, das den Leib Gottes, des innewohnenden Künstlers bildet. Diese Gottnatur kann in keiner Art durch den bloßen Verstand begriffen werden, sondern nur durch einen reinen Vorgang

mystischer Intuition des Genies, des genialen romantischen Philosophen. Indem dieser, das höchste Erzeugnis der Weltentwicklung, in sich selbst schaut, schaut sich der Gott das „Absolute“ selber an und erkennt sich in dieser „intellektuellen Anschauung“.

Ein Kern tiefer Wahrheit ist in diesen Gedanken in einer Menge von Irrtümern vergraben, die mitverursacht sind durch den Verkehr mit den Schlegel und ihrem Kreise. Es ist die überhitzte Selbstschätzung, die ganz dem Gebaren dieser Gruppe entsprach und die rein persönliche Selbstsucht, die herrschen und ungehindert genießen wollte, zum Gotte erhob, um jeder sittlichen Verantwortung ledig zu werden. Ist das Genie der Gipfel der Geiselnatur, so ist es unbedingt frei, sein einziger Gesetzgeber. Wenn aber eine solche Ansicht in einem Gehirne befestigt, dann sorgen die Leidenschaften und unreinen Triebe dafür, daß der Gesetzgeber das verlangt, was sie wollen. So ist das Ergebnis des Schellingschen Einflusses das gleiche, wie jenes der umgedeuteten Gedanken Fichtes: sittliche und künstlerische Anarchie.

Man muß diese Einflüsse im Auge behalten, wenn man das Schrifttum der „Jüngstdeutschen“ unserer Tage begreifen will. Sturm und Drang zeigen den Beginn einer Bewegung, die schon über ein Jahrhundert dauert und noch nicht zum Abchlusse gekommen ist. Durch alle Übertreibungen und Verzerrungen hindurch sieht und fühlt man das Bestreben, die Freiheit des einzelnen zu gewinnen. Aber ein Goethe und Schiller, Kant und Fichte hatten der Ungebärdigkeit der ersten Sturmzeit gegenüber erkannt, daß der Selbststand der freien Persönlichkeit nur im sittlichen Gemeinschaftsleben zu gewinnen sei. Die Romantiker jedoch setzen in anderer Ausprägung die Richtung der Stürmer fort und deuten die Freiheit als Willkür; schon in ihnen spukt das Gespenst des „Ibermenschen“. Und das junge Deutschland übernimmt diesen Freiheitsgedanken und versucht es, ihn auf die Politik anzuwenden.

Mit einigen Worten sei noch erwähnt, daß die älteren Romantiker durch Schelling auf den deutschen Mystiker Jakob Böhme (gest. 1624 in Görlitz) hingeführt worden sind. Wie auf Schelling selbst, so hat er auch auf mehrere Dichter der Zeit Einfluß ausgeübt.

Das sind die allgemeinen Gedanken- und Gefühlsströmungen, aus denen die meisten Dichter und Schriftsteller der Zeit hervortauchten. Aber man glaube nicht, daß dadurch deren ganzes Wesen erklärt sei. Denn jede begabtere Natur besitzt den Einflüssen der Zeit gegenüber insofern Wahlfreiheit, als sie nur das erfasst, was ihrem tiefsten Wesen gemäß ist und es dann für sich gestaltet. Nur die rein nachahmenden Geister lassen sich ganz durch die Einflüsse der Zeit erklären; je stärker aber das Eigenwesen, desto mehr drückt es auch dem ursprünglich von der Umgebung Überkommenen das Gepräge der eigenen Lebensgesetze auf.

Weiß ich nur eins!

Als mich's aus meiner Heimat trieb,
Da sprach mein Mund beim Scheiden:
Weiß ich nur eins: Du hast mich lieb,
So will ich alles leiden.

Von des Tagwerks lautem Dröhnen
Noch kein anderer Ton erklingen,
Als das dumpf gepreßte Stöhnen
Aus der Schiffe Niesenslungen.

Selene folgt.

Die Anfänge der Romantik.

Von O. v. Lenzner.

(Schluß.)

Wie schon bemerkt, stand Fichte anfangs unter dem Banne Spinozas, dessen Pantheismus und Leugnung jedes freien Willens er zustimmte. Aber nur mit dem Verstande. Man hat für die Philosophien den Ausdruck „Begriffsbildungen“ angewendet. Er ist unstreitig in gewissen Grenzen berechtigt. Aber jedes Lehrgebäude des Weltwissens ist unstreitig mehr als das: es ist der treue Ausdruck eines eigenartigen Menschenwesens, das in ihm sein Fühlen, Denken und Vorstellen bekennt. Das sollte auch so bei Fichte werden. Sein trotzig unabhängiges Gemüt empörte sich gegen die Vorstellung, daß durch die Unfreiheit des Willens jede sittliche Verantwortlichkeit aufgehoben werde. In dieser Stimmung lernte er stants „Kritik der praktischen Vernunft“ kennen und wurde von ihr am tiefsten ergriffen, da sie dem mächtigen sittlich-religiösen Drange seines Selbst entgegenkam. Unter allen Philosophen Deutschlands, ja vielleicht der Geschichte, ist Fichte am meisten Mann, von unbeugbarer, ja oft schroffer Willenskraft. Diese begründete es, daß er sich auflehnen mußte gegen die Weichlichkeit des Zeitalters, gegen morsche Überlieferungen. Auch in Kants Sittenlehre liegt Eisen, aber — man erlaube das Bild — nur als chemische Formel, in Fichte aber ist's aufgelöst in Mut und Nerv. Er will mit Gewalt der Rede sein Volk zu den Wahrheiten hinleiten, die ihm selber als unbedingte gelten, er schmeichelt nicht, er fordert stürmisch, und sittliche Freiheit innerhalb des Göttlichen, das er als „sittliche Weltordnung“ erkennt, ist sein Ziel für alle. Einer seiner Schüler hat von ihm gesagt: „Sein öffentlicher Vortrag rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entläßt; er erhebt die Seele, er will nicht bloß gute, sondern große Menschen machen.“ Und sicher ist's, daß seine sittliche Kraft in tausend Seelen zündende Funken gesprüht und auf die vaterländische Richtung des jungen Schrifttums bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Ausrotten konnte aber auch er die sittliche Schläffheit, die einem Teile der älteren Romantiker anhaftete, nicht. Im Gegenteil: ohne es zu wollen hat er sie unterstützt.

Aus dem stürmischen Freiheitsdrange erklärt es sich, daß Fichte auch als Denker die Hemmung des Willens durch die äußere Welt stark gefühlt hat. Und dieses Gefühl hat er in die Welt des Begriffs übertragen, um in seiner Lehre dem freien Ich Raum zu schaffen. So entwickelte er die ganze stoffliche Welt als Schöpfung des Geistes, des „Ichs“. Dieses Ich hat, um sich zu bethätigen, den von ihm erzeugten Stoff nötig, der aber nur dadurch Geltung und Wert gewinnt, wenn er dem Willen und den Zwecken des Geistes gehorcht, sich darstellt als „vernünftiges Material der Pflicht“. Dieses Ich, das „absolute Ich“, ist zugleich die

Gottheit, das innerste Wesen der „Welt“, alles erzeugend, aber unpersönlich, ist der rastlose Wille, der in sich Vernunft, Freiheit, Sittlichkeit einschließt. Und da nun dieser ganze Geistesweltbau von diesen beherrscht ist, so ist es Pflicht aller Glieder, des einzelnen, im gesamten Willen der sittlichen Bestimmung entgegenzustreben. Handeln in ihrem Sinne ist Zweck und Pflicht des vernünftigen Menschen; alles Erkennen wertet nur danach, wie es diesem Streben nach dem Guten dient. Naturgemäß ist der Gegensatz dieses rastlosen, auf das Sittliche und damit Vernünftige gerichteten Handelns das Nichthandeln, schlaffe Trägheit, Genußsucht, Zerschuld, die somit die „Sünde“ darstellen. Diese Fehler der Zeit hat er schon im Winter von 1804 auf 1805 in seinen Reden über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“, in denen er mit klaren Worten den Zusammenbruch der bestehenden Verhältnissen vorhergesagt, mit brennenden Worten geächtigt. Schon diese wenigen Umrisse, mit denen hier das Geistesbild des kernhaften deutschen Mannes gezeichnet ist, müssen den Leser erkennen lassen, daß sich in dem Gedankenbau der Fichteschen Lehre das innerste Wesen seines Gemüts ausgeprägt hat. Die „Pflichtenlehre“, die Kant begründet, Fichte und Schiller — denn dieser gehört zu den beiden in diesem Falle — vollendet hatten, enthielt in sich den Heilstrank für die kommende Zeit. Verbunden mit dem Wesenhaften des echten Christentums ist sie noch heute von unerseßlichem Werte, und kann die ähnlichen Krankheiten des deutschen Volkes am Ende des Jahrhunderts ebenso, aber dauernder, heilen, wie sie diese für kurze Zeit am Beginne geheilt hat.

Ein großer Teil der Romantiker hat nun Fichtes Gedanken für ihr ästhetisch-philosophisches Gewebe benutzt, aber sie für ihre Zwecke umgebentet. Zunächst das „Ich“. Bei Fichte ist es alles durchdringende Weltmacht, bei den Umdeutern ist es zum Ich des einzelnen geworden, das mit vollem Belieben der „Welt“ gegenübersteht, und auch mit dem dichterischen Stoff nach seiner Willkür walten kann. Und während bei Fichte die schaffende Einbildungskraft des welterhaltenden Ichs nach festen Satzungen, wenn auch in sich frei, die sittliche Weltordnung hervorbringt, hat die romantische Phantasie keinen sittlichen Zweck, sondern ist nur ein Spiel, mit keinem andern Zweck als der ästhetischen Selbstbefriedigung. Da die Welt, also auch der dichterische Stoff, Schein wird, und nur das freie Ich eine Wirklichkeit darstellt, so wird es unbedingter Herr, und seine Launen und springenden Einfälle werden zum Gesetz für den Augenblick, im nächsten schon kann das Ich aus neuer Laune ein neues Gesetz erzeugen.

Bei Fichte waltet im absoluten Ich ein stetiger Thatendrang, der in jedem erreichten Ziele einen wieder zu lösenden ethischen Widerspruch entdeckt und durch diesen zu neuem Thun angespornt wird. Auch diesen Gedanken übernimmt die romantische Lehre, verlegt aber den Drang, aus dem Widerspruch herauszukommen aus dem sittlichen Willen in den ästhetischen, in die Einbildungskraft des einzelnen Ich. Indem es schafft, werde es niemals von einem Ziele befriedigt. Neuschaffend zerstört es, und indem es so in steter Verneinung dem Stoffe gegenüber steht, entwickelt sich das, was die Romantiker Ironie nennen. Goethe und Schiller, Klopstock und Lessing glaubten an ihn, die beiden ersten vornehmlich umfaßten ihn mit der leidenschaftlichen Innigkeit des zugehenden und zugleich gebärenden Dichtergemüts, trugen ihn liebevoll in sich bis zur Stunde der Geburt. Die

Romantiker aber, die der Ironie huldigten, besaßen nichts von dieser Keuschheit und Treue. Jene strebten danach, die dem Stoffe eingeborenen Kunstgesetze mit dem Gemüt zu entdecken, mit der Vernunft zu erkennen, diese aber zwangen spielerisch und launenhaft dem Stoffe als Gesetz auf, was bloße Willkür war.

In der thatsächlich vorhandenen Menschenseele lassen sich die Thätigkeiten nicht reinlich voneinander scheiden. Wenn eine der sogenannten Kräfte krankt, setzt sich die Zerstörung auf die anderen fort. Was ästhetische Sünde scheint, wirkt auf den sittlichen Willen ein, es wurde auch oft die „Ironie“ aus der Kunst in das Leben übertragen, zerlegte die Charaktere und machte sie halllos.

Bietet es schon erhebliche Schwierigkeiten, in einem Werke, das als Lehrbuch für das deutsche Haus dienen soll, Fichtes Einwirkung auf die Romantik anzudeuten, so steigerte sie sich bei Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling.

Er ist am 27. Januar 1775 in Leonberg (Württemberg) geboren, studierte mit Hegel und Hölderlin in Tübingen, dann in Leipzig. Zuerst wurde er auf Fichtes Betreiben als Lehrer an die Hochschule von Jena berufen. Hier trat er mit einigen der Romantiker, Tieck, die beiden Schlegel u. a. in nähere Beziehungen und heiratete die geschiedene Gattin Wilhelm Schlegels, die schon genannte Karoline Böhmer, deren dritter Mann er war. Nachdem er Professuren an verschiedenen Hochschulen bekleidet hatte, zog er sich zurück und ist im Bade Nagaz am 20. August 1854 gestorben.

Schelling war ein reicher, anregender Geist, dessen Einflüsse sich auf sehr verschiedenen Gebieten verfolgen lassen. Man hat ihn, und mit Recht, den „Proteus“ der Philosophie genannt. Ich fühle mich außer stande, in klarer Kürze die Wandlungen seiner Lehre darzustellen. Es muß genügen, auf einige seiner Anschauungen hinzuweisen, die von einzelnen der dichterischen Zeitgenossen ergriffen und in das Gewebe ihrer Ansichten verarbeitet worden sind.

Indem Fichte das „Ich“ zur unbedingten Hauptsache gemacht hatte, drückte er das „Nicht-Ich“, die Natur, unter ihren Wert hinunter. Schelling suchte, von Spinozas Pantheismus beeinflusst, nachzuweisen, daß die ganze Natur Seele habe, aber eine ursprünglich unbewußte, die danach ringe, „Intelligenz“ zu werden. Die Naturseele webt im „toten“ Stoffe ebenso wie in Pflanzen und Tieren. So fallen Geist und Natur zusammen. Die romantische Dichtung hat von dieser Anschauung einen Gebrauch gemacht, der sie aus dem Reiche der Phantasie allmählich in das zügellose Phantastil führte.

Ein zweiter Gedanke Schellings war es, als die höchste Epige der Entwicklung des Geistes nicht wie Fichte das sittliche, sondern das ästhetische Bewußtsein hinzustellen. Alles sittliche Ringen treibe zuletzt einen Widerspruch hervor, der zu neuem Ringen anspanne. So bleibt die volle Befriedigung ausgeschlossen. Aber im künstlerischen Schaffen, in Kunstwerken ist diese höchste Vollendung möglich. Das Unendliche wird in ihm anschaulich, Geist und Natur verbinden sich zu widerspruchsfreier Einheit. Wie auf diese Weise das ästhetische Bewußtsein als der Gipfel der Entwicklung hingestellt ist, so wird die Kunst das Höchste, und somit das künstlerische Genie höher gewertet als das sittliche, und die Welt ist selbst Kunstwerk, aber ein solches, das den Leib Gottes, des innewohnenden Künstlers birbet. Diese Gottnatur kann in keiner Art durch den bloßen Verstand begriffen werden, sondern nur durch einen reinen Vorgang

mystischer Intuition des Genies, des genialen romantischen Philosophen. Indem dieser, das höchste Erzeugnis der Weltentwicklung, in sich selbst schaut, schaut sich der Gott das „Absolute“ selber an und erkennt sich in dieser „intellektuellen Anschauung“.

Ein Kern tiefer Wahrheit ist in diesen Gedanken in einer Menge von Irrtümern vergraben, die mitverursacht sind durch den Verkehr mit den Schlegel und ihrem Kreise. Es ist die überhitzte Selbstschätzung, die ganz dem Gebaren dieser Gruppe entsprach und die rein persönliche Selbstsucht, die herrschen und ungehindert genießen wollte, zum Gotte erhob, um jeder sittlichen Verantwortung ledig zu werden. Ist das Genie der Gipfel der Geistnatur, so ist es unbedingt frei, sein einziger Gesetzgeber. Wenn aber eine solche Ansicht in einem Gehirne befestigt, dann sorgen die Leidenschaften und unreinen Triebe dafür, daß der Gesetzgeber das verlangt, was sie wollen. So ist das Ergebnis des Schellingschen Einflusses das gleiche, wie jenes der ungedeuteten Gedanken Fichtes: sittliche und künstlerische Anarchie.

Man muß diese Einflüsse im Auge behalten, wenn man das Schrifttum der „Jüngstdeutschen“ unserer Tage begreifen will. Sturm und Drang zeigen den Beginn einer Bewegung, die schon über ein Jahrhundert dauert und noch nicht zum Abchlusse gekommen ist. Durch alle Übertreibungen und Verzerrungen hindurch sieht und fühlt man das Bestreben, die Freiheit des einzelnen zu gewinnen. Aber ein Goethe und Schiller, Kant und Fichte hatten der Ungebärdigkeit der ersten Sturmzeit gegenüber erkannt, daß der Selbststand der freien Persönlichkeit nur im sittlichen Gemeinschaftsleben zu gewinnen sei. Die Romantiker jedoch setzen in anderer Ausprägung die Richtung der Stürmer fort und deuten die Freiheit als Willkür; schon in ihnen spukt das Gespenst des „Übermenschen“. Und das junge Deutschland übernimmt diesen Freiheitsgedanken und versucht es, ihn auf die Politik anzuwenden.

Mit einigen Worten sei noch erwähnt, daß die älteren Romantiker durch Schelling auf den deutschen Mystiker Jakob Böhme (gest. 1624 in Görlich) hingeführt worden sind. Wie auf Schelling selbst, so hat er auch auf mehrere Dichter der Zeit Einfluß ausgeübt.

Das sind die allgemeinen Gedanken- und Gefühlsströmungen, aus denen die meisten Dichter und Schriftsteller der Zeit hervortauchten. Aber man glaube nicht, daß dadurch deren ganzes Wesen erklärt sei. Denn jede begabtere Natur besitzt den Einflüssen der Zeit gegenüber insofern Wahlfreiheit, als sie nur das erfährt, was ihrem tiefsten Wesen gemäß ist und es dann für sich gestaltet. Nur die rein nachahmenden Geister lassen sich ganz durch die Einflüsse der Zeit erklären; je stärker aber das Eigenwesen, desto mehr drückt es auch dem ursprünglich von der Umgebung überkommenen das Gepräge der eigenen Lebensgesetze auf.

Weiß ich nur eins!

Als mich's aus meiner Heimat trieb,
Da sprach mein Mund beim Scheiden:
Weiß ich nur eins: Du hast mich lieb,
So will ich alles leiden.

Damals, da galt's ein Menschenkind,
Ein Herz schlug in uns beiden!
Nur seinen Hügel spielt der Wind
Mit dunkeln Trauerweiden.

Und wieder sprach' ich: Komm, vergieb!
Soll Lust in Leid sich kleiden:
Weiß ich nur eins: Du hast mich lieb,
So will ich alles leiden.

Diesmal gilt's Gott; ich trau ihm blind,
Will er ins Herz mir schneiden:
Weiß ich nur eins: ich bin sein Kind,
So will ich alles leiden.

Charles Bultgerald.

Sprüche.

Von Friederike Gerry.

Schmeichelt ein Lob Dir und kränkt Dich ein Tadel:
Weibest derselbe! Bedenk es nur recht.
Ring nach dem echten, inneren Adel:
Bist Du der Größte! und wärst Du ein Knecht.

*

Wer nicht den Gott in allem Schönen ahnt,
Dem ist zu Gott noch nicht der Weg gebahnt.

*

Des Herzens Heimweh keiner kennt,
Der nicht ein Leid sein eigen nennt —
Dem nicht bei des Lenzes Blüh'n und Sprießen
Die Augen vor Wehmut überfließen.

Erzählende Schriften.

Iltenjander. Von Maria Janitschek. Leipzig 1895, Verlag Kreisende Ringe (Mag Spöhr).

Marie Janitschek (geb. 1859 in Wien) gehört zu den wenigen Schriftstellerinnen, die nicht an der Oberfläche des Lebens haften. Sie hat von je in die Tiefen gestrebt, d. h. vor allem in sich selbst. Wohl sind die Gedanken, die den Kern ihrer Weltanschauung bilden, ihr von außen zugekommen. Aber sie hat sie in ihr Wesen aufgenommen, um sie dort für sich zu beleben. Und sie hat sich bemüht, ihr inneres Auge reinzumachen, zuweilen aber gelingt es ihr nicht ganz, das Geschlechtliche vollkommen unbefangen zu schauen und es macht sich ein nervöser Zug geltend, der die Lesung für unreine Menschen nicht ungefährlich erscheinen läßt. Man mag ihre Auffassung des Mystischen teilen oder nicht, zugeben muß man, daß sie künstlerisches Gefühl besitzt, daß sie nicht nach dem gemeinen Erfolg des Tages ringt, sondern zunächst eben nur Formen für ihr Tiefstes sucht. Von den drei Geschichten „Lilienzäuber“, „In erster Stunde“ und „Königin Judith“ ist die tiefste gerade die, in der die Beziehungen auf das Mystische am wenigsten hervortreten, die dritte. In der ersten ist die Symbolik (mit den Lilien) etwas äußerlich angeklebt; in der zweiten zum Schluß ebenfalls. Derartiges sollte man nur benutzen, wenn es aus dem Kern des Stoffs von selbst hervorblüht und in solcher Klarheit, daß sich der Leitgedanke

darin vollkommen klar spiegelt. Die Darstellung ist einfach, die Sprache mit Ehrfurcht behandelt. Wer nur Unterhaltung sucht, möge den Band unberührt lassen. (2 Mk.)

Im gleichen Verlage und von der gleichen Verfasserin ist erschienen (1896):

„Der Schleifstein“. Ein Lebensbild.

Der Hauptgedanke wurzelt ganz in dem Mutterboden der indischen Weltanschauung. Die Gründe für das Geschick der führenden Gestalten liegen in deren Vorleben. Vor allem bei Lidwina. Diese gelangt durch Leid zur Erkenntnis, erreicht jene Stufe, auf der die Erinnerung ihrer früheren Lebensläufe in ihr wach wird und sie mit dem Tode aufgeht in Gott. Auch zwei andere Gestalten, Molenaar, der Lidwina liebt, aber sie doch dem ichsüchtigen Albert überläßt, der den „Schleifstein“ für deren Wesen bildet, und Antonie, stehen auf dem Boden des Buddhismus. Die Erzählung ist reich an feinen Beobachtungen, die unmittelbar dem äußeren Leben entnommen sind; überall fühlt man das ernste Ringen der Verf., das sie von den meisten Geschlechtsgenossinnen unterscheidet, die mit beneidenswerter Unbefangenheit und ohne höhere Kunstziele darauf los-schreiben. Aber trotzdem bleibt auch durch diese Arbeit die Frage ungelöst: ob der Schriftsteller gut thut, die tiefere Begründung der Schicksale seiner Gestalten dem Verständnis der meisten Leser zu entziehen. Aber selbst wenn ich, der diese Anschauungen in gewissen Grenzen zugiebt, mich auf deren Boden stelle, vermag ich der Verf. nicht beizustimmen. Mir ist Lidwina noch zu sehr künstlich aufgebaut. Das aber hindert mich nicht, den Ernst des Wollens warm anzuerkennen. Auch hier ist die Sorgfalt der Sprechbehandlung des Lobes wert. D. v. L.

Meinardus, Ludwig. *Eigene Wege.* Eine Geschichte nach Überlieferungen erzählt. Bremen 1895, M. Heinsius Nachf. (Neue Romane für das deutsche Haus.)

Es ist ein eigenartliches Menschenleben, das uns der Autor in dem vorliegenden Werke vor Augen führt. Der genial veranlagte frühere Schauspieler Volkmar, der in einem sächsischen Reiterregiment als Freiwilliger dient, giebt sich nach der Leipziger Schlacht für seinen ihm sehr ähnlichen Rittmeister Freiherrn von Saaleck aus. Seine glänzenden Eigenschaften und die Kenntnisse aller intimen Angelegenheiten des Toten ermöglichen es ihm, seine Rolle bis in das Alter fortzuführen und es bis zum General und Vertrauten eines kleinen nordischen Herzogs zu bringen. — Es ist ein hochinteressanter und auch wahrscheinlich darge-stellter Stoff. Zu bebauern ist es aber, daß der Verfasser sich stilistisch zu sehr gehen läßt und mehr den Stoff als die Form zur Geltung bringt. Auch findet sich auf den Seiten 383 und 416 in der Zeitangabe eine Differenz von 10 Jahren, was für einen aufmerksamen Leser außerordentlich störend ist. Im übrigen kann der Roman aber empfohlen werden. G. B.

Rohmann, Ludwig. *Das Leben kein Traum.* Pessimistische Geschichten. Berlin. 1895, Deutsche Schriftsteller-genossenschaft. 2,25 Mk.

Von den 13 kleinen Geschichten, die das Buch enthält, beweist eine jede die Begabung ihres Verfassers. Modern in der Stoffwahl wie in der absichtlichen Trockenheit der Darstellung, wirkt sein Pessimismus doch nicht so öde und aschenfarben wie bei vielen seiner jüngstdeutschen Kollegen. Als besonders innig und ergreifend sind „Zum ewigen Leben“ und „Ein Sohn“ hervorzuheben. Am Schluß

findet sich eine Reihe von Skizzen, die schon in Familienblättern veröffentlicht waren und in den verschiedensten Formen die Schattenseiten des modernen Lebens behandeln. Alles in allem: ein Buch, das von unstreitigem Talente zeugt und gelesen zu werden verdient. G. V.

Deutschnationale Schriften.

Angezeigt von **Karl Proß.**

(Schluß.)

Der siebenbürgisch-sächsischen Bauernhof und seine Bewohner. Von Gustav Schuller. (Hermannstadt, S. Drotleff.)

In leicht faßlicher Form werden hier die Ergebnisse der sächsischen Heim-Forschung zusammengestellt. Zahlreiche Illustrationen unterstützen die anschauliche Darstellung. Dieses Büchlein ist ein guter Führer zur Erkenntnis des sächsischen Volkswesens und seiner Ausgestaltung. Es darf deshalb auch den fernher stehenden Deutschen empfohlen werden, die sich über ihre wackersten Stammesgenossen unterrichten wollen.

Der Tätigkeitsbericht des Brünner Vereins „Deutsches Haus“ über das Jahr 1896, von dem unermüdbaren Obmann Friedrich Wannick erstattet, bildet den Eingang der Nr. 9 der Blätter vom deutschen Hause. (Vereins-Verlag.)

Der Verein ist vor fünf Jahren begründet worden und im steigenden Wachstum setzt zu mehr als 1200 Mitgliedern gelangt. Den zweiten Teil des Heftes nimmt ein Vortrag des Dr. Ritter von Proskowetz über seine „Reise um die Erde“ ein.

Der Kampf um Elft. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschthums in Osterreich. Von Heinrich Wastian. (Gilli, Georg Adler. Reinertrag für das Giller „deutsche Stubentuchheim“.)

Diese schneidige Kampfeschrift entstand aus dem Vortrage, den der Verfasser in München im „Verein zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande“ gehalten. Die Enttäuschung über die Mißhandlung der Deutschen in Osterreich, über die Schwäche derselben und die Gleichgültigkeit der Reichsdeutschen bietet die Folie der nationalen Begeisterung, von der sich Wastian erfüllt zeigt. So lange solche Stimmen sich erheben, ist das groß-deutsche Vaterland wenigstens schon geistig hergestellt und Hoffnung vorhanden, daß geschichtliche Thatfachen das ersehnte Werk der Einigung aller deutschen Stämme vollziehen werden.

Die czechische Frage im französischen Lichte. Aus dem Französischen von Franz Ajsem, mit einer Kritik „Die czechische Frage in deutscher Beleuchtung“ vom Reichstagsabgeordneten Josef Wendel. (Selbstverlag des „Deutschen Vereins“ in Gablonz.)

Die französische Abhandlung von Pierre Darestie erschien in der „Revue de deux mondes“ unter dem Titel „La question tchéquo“ und leistet wohl das Äußerste in Verdrehung der wirklichen Vorgänge bei dem nationalen Kampfe in Böhmen. Die Deutschen werden als gewalthätige Usurpatoren, die Tschechen als vielbaldende Unterdrückte geschildert. „Der alte Erbfeind der Slaven wie der Franzosen bleibt der Deutsche. Also vereinigen wir uns im Rassenkriege gegen die Deutschen.“ Das der Sinn des Unsinn, welcher letzteren Wendel in ruhiger, klarer und geschickter Weise widerlegt und dabei die Deutschen Böhmens zur Kampfbereitschaft mahnt.

Flammenzeichen. Freiheits- und Vaterlandsgefänge von Emil Kessel. (Rumburg, Heinrich Pfeifer.)

Wieder eine Sammlung deutschpatriotischer Gelegenheitsgedichte, welche die Seelenerregung verraten, die der schier endlos währende Nationalitätenkrieg den bisher schläfrigen Deutschösterreichern mitteilt. Die Stimmung Kessels ist gehoben und hoffnungreich, er gehört nicht zu den Jagen und Entmutigten. Die meisten dieser Gedichte sind gut und kräftig pointiert. Die Form ist nicht immer genügend geklärt; einzelne Wendungen und Bilder lassen sich beanstanden. Im großen Ganzen bleibt der Eindruck jedoch ein recht günstiger. Wir dürfen froh sein, wenn die deutschösterreichische Jugend in Thaten erfüllt, was sie in Liedern verheißt. Verschiedene dieser Gedichte sind bei Volksfesten als Prologe und dergleichen gesprochen worden.

Jose Sagen. Stachelreime von Adolf Frankl. 2. Auflage. (Stz, Selbstverlag.)

Der obersteirische Dorfschulmeister, der diese stachelbewehrten Epigramme ausschwärmen läßt, verfügt über gesunden Menschenwitz, gute Beobachtung der Menschen und Dinge und, was wir am meisten schätzen, auch über ein ehrliches nationales Empfinden, welches das Schein-Deutschtum in ein Wesens-Deutschtum umgewandelt wissen will. Daß sich unter den satirischen Sprüchen, die über ein halbes Tausend zählen, auch manche schwächere befinden, ist selbstverständlich. Aber viele treffen die Scheibe und selbst in das Schwarze hinein. Die Sammlung ist somit lesenswert.

Wasserschriften. Ein Zeitbuch von Fritz Lienhard. (Berlin, Hans Lützenöder.)

Seit langem haben wir keine solche innerste Erquickung empfunden, als bei dem Lesen dieses Buches, das ein Deutscher und ein Dichter geschrieben, der aus dem Elsaß stammt, seine Heimat kennt, liebt und in glühenden Farben schildert, zugleich jedoch die Zusammengehörigkeit aller Deutschen betont. Historisches, kulturhistorisches und kunsthistorisches Wissen werden uns hier in lebendiger und anmutiger Form geboten, wir wandern mit einem frischbeherzten Manne, der ehrlich liebt und haßt, besonders haßt das modernste Scheinwesen, das innerlich ausgehöhlt ist und in großen Städten seine Zuflucht findet. Wir freuen uns, aus diesem Buch zu ersehen, daß Deutschland in den Reichsländern doch schon große, moralische Eroberungen gemacht hat. Denn wenn solche vielbegabte Geister sich ihnen zuwenden, dann braucht uns um die Zukunft Elsaß-Lothringens nicht bange zu sein. Keinesfalls dürfte diese den Französlingen gehören. Der fremde Zauberbann, der über dem wiedergewonnenen Lande lag, wird gebrochen werden. Dafür bürgen uns echte Dichter und Männer wie Lienhard.

Vermischtes.

Wie lange währt ein Traum? Die merkwürdigste mit dem Traumzustand verbundene Erscheinung ist die große Menge von Ereignissen, welche man zu durchleben glaubt; in der That dauert der längste Traum aber nur einige Sekunden. Wenn man einem Menschen, der eben von einem lebhaften fürchterlichen Traum erwacht, in dem er Entsetzliches gesehen, gefühlt und erlebt hat, der aus diesem Traum, in Angstschweiß gebadet, mit klopfendem Herzen erwacht, wenn man ihm sagt, daß dieser Traum nur wenige Sekunden dauerte, wird er es nicht glauben. Und doch ist es möglich, daß man in einem

Traume anscheinend mehrere Jahre lebt, allerhand zu erleben glaubt und vielleicht hat man nur wenige Sekunden geschlummert.

Graf Lavalette erzählt ein merkwürdiges Beispiel eines Traumes, der ihm einige Stunden zu währen schien, „Eines Nachts,“ erzählt er, „wachte ich auf als die Uhr des Justizpalastes gerade zwölf schlug. Ich hörte noch das Thor öffnen und die Schildwache ablösen, schlief aber sofort wieder ein und mir war es, als stände ich auf der Straße und hörte aus der Ferne ein Regiment Kavallerie kommen. Dasselbe kam auch bald in Sicht, aber es war ein entsetzlicher Anblick, Pferde und Reiter sahen aus als wäre ihnen die Haut abgezogen, sie triefen von Blut, und Blutgeruch erfüllte die Luft. Ich hörte Stöhnen und Jammern und an den Fenstern erschienen weinende Frauen. Ich wollte vor dem schauerlichen Anblick fliehen, aber mir fehlte die Kraft dazu, ich war vor Entsetzen wie gelähmt. Die unheimlichen Reiter jagten im schnellsten Galopp vorbei, sie starrten mich an, der ich ganz allein auf der Straße stand, aber so schnell sie ritten, schien mir ihr Zug doch fünf bis sechs Stunden zu dauern. Von einem lauten Knall wachte ich auf, das Gitter war hinter der abziehenden Schildwache geschlossen worden. Ich sah nach meiner Uhr, sie zeigte sechs Minuten nach Mitternacht, kaum so lange hatte der fürchterliche Traum gedauert.“

Ein anderer Herr träumte, er würde als Soldat eingeschrieben; er hatte als solcher mancherlei zu erdulden, sah den Entschluß, zu desertieren, führte ihn aus und wurde von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Er stand den Gewehren gegenüber, sie wurden losgeschossen und von dem Knall erwachte er. Die Ursache des Knalles war ein Blumentopf gewesen, den das durch den Wind geöffnete Fenster heruntergeworfen hatte. So war dieses Geräusch die Ursache des Traumes gewesen und hatte den Schläfer zugleich aus demselben geweckt.

Indem ich diese Traumgeschichte übersehe, fällt mir ein Beispiel ein, welches ich selbst erlebt habe und welches, obgleich nicht so kompliziert, doch den Vorteil hat, ganz wahr zu sein. Mir träumte, ich stiege auf den Turm einer alten Burg, auf ziemlich steiler, gewundener Treppe. Am Ende derselben war eine eiserne Thür, welche ich öffnete, um auf die Plattform des Turmes hinauszutreten. Hier trat mir ein Mann entgegen, der mir einen Dolch ins Herz stieß; von meinem Aufschrei und einem empfindlichen Schmerz erwachte ich, sah mit der Hand an die schmerzende Stelle und fand eine Haarnadel, welche durch Zufall in mein Bein gekommen war und mich wirklich an der Stelle des Herzens gestochen hatte. Hier war die Schmerzempfindung die Ursache des Traumes und zugleich des Erwachens gewesen.

Briefkasten.

K. N. in J. „Mein Glaube“ sehr gut gemeint, aber zu nüchtern im Ausdruck. — „Erwartungsvolle“ (Medl.-Schwerin) Gute Gesinnung, aber voll von Formfehlern. — Herrn

Lehrer W. in D. Wenn auch der Stoff schon behandelt ist, das schadet nichts bei einem im Volksmunde verbreiteten Schwank. Der Urheber der Fassung kennt die schon vorhandene nicht. — Zwei Mädel vom Lande. Ich danke Ihnen herzlich für die Gesinnung, die mir die Erstlinge Ihres Gartens geopfert hat. Aber die armen Knospen sind zerquetscht angekommen. Lassen Sie sie ein andermal am Stod aufblühen, ich freue mich auch so über Ihre Anhänglichkeit. „Eine Frage“ war nicht von mir. Besten Gruß. — Frau verw. D. L. G. in M. Ich kann derartige Kostbarkeiten nicht kaufen. Wenden Sie sich entweder an das Germanische Museum in Nürnberg oder an das Gewerbe-Museum in Berlin. Am besten wäre es, Sie ließen die Becher und Schüsseln photographieren und sendeten die Lichtbilder bei der Anfrage mit. Von Kunsthändlern rate ich Ihnen ab. — W. Blasewitz. Nett, aber die Gedanken sind doch ein wenig zu sehr Wahrheiten von der Straße. Nichts für ungut. — Frau M. N. in Fr. Meine Geduld bricht nicht so leicht, sie ist sozusagen eine Damascener-Klinge. Also beruhigen Sie sich. — Herrn P. S. in Br. Nicht durchführbar; auch für uns zu sehr sachlich. — Herrn Dr. Sch. in S. Wir hoffen im nächsten Jahrgang wieder einen Roman von ihm bringen zu können. — Herrn J. v. L. in P. Bei Georg Wiegand, Leipzig, 6 Mk. geheftet; 7,50 geb. — Fr. C. N. in D. Wohnt in Weimar. — Fr. A. C. in N. Für uns unverwendbar.

Meine Hoffnung, daß die Hitze den lyrischen Drang vermindern werde, hat sich nicht erfüllt. Seit dem Abschluß des letzten Briefkastens habe ich 276 Gedichte erhalten: die Gut scheint also ausbrütend zu wirken. Aber nur drei Küchlein sind lebensfähig. Ich bitte die zahllosen Einsender aller drei Geschlechter — nämlich auch die Kinder — mich etwas mehr zu schonen. Es ist tatsächlich nichts weniger als vergnüglich, wenn man tagelang nur schlechte Reimerien zu lesen hat. Im weiblichen Geschlecht vornehmlich nimmt die Reimwut in beängstigender Weise zu; aber trotz der Begleitbriefe, die von Liebeshwürdigkeit überfließen, stellen die Gedichte einen Angriff auf die Gesundheit meines Leibes und meines Geistes dar. Und dann werde ich, weil ich frühere ebenso wertlose Sendungen nicht besonders beantwortet habe, der Teilnahmslosigkeit bezichtigt; immer kehrt der Hinweis auf die „Dame“ wieder, die doch besondere Rücksicht beanspruchen könne! Ich lenne als Leiter der N.-Ztg die „Dame“ überhaupt nicht, der ich Rücksicht schuldig wäre. Und die 4-12 Seiten langen Begleitbriefe sind auch überflüssig; Fr. S. D. in St. hat sogar 16 Seiten für nötig gehalten — zu zwei Gedichten. Wenn sich dieser Zufluß steigern sollte, muß alles ungelesen in den Papierkorb.

(Schluß des Briefkastens 18. Juni.)

Inhalt der No. 39.

Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Erber. Forts. — Die neue Herrin. Roman von Karl Erdm. Edler. Forts. — **Beiblatt:** Seelenbild. Von J. Wallmüller. — Vom Weiden der Freundschaft. Von Ulrich Grafen Schack. — Morgendämmerung. Von Helene Voigt. — Die Anfänge der Romantik. Von L. v. Zeizner. Schluß. — Weiß ich nur eins. Von Charles Buttgerald. — Sprüche. Von Friedrike Gerny. — Erzählende Schriften. — Deutschnationale Schriften. Angezeigt von Karl Pröll. Schluß. — Vermischtes. — Briefkasten.

Unsere geehrten Abnehmer zur Nachricht, daß mit dieser Nummer (39) der Vierteljahrgang schließt. Wir bitten um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements bei den betr. Buchhandlungen und Postämtern.

Leitung und Verlag der deutschen Roman-Zeitung.

